Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

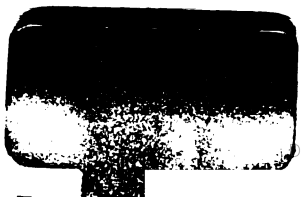
Princeton University Library
32101 064469016

2957

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

B 52

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Zweiundvierzigster Jahrgang. Dritter Band
Juli bis September 1917

Stuttgart und Leipzig 1917 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.2957
v.42, pt.3-4
1917

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLII

(Juli bis September 1917)

Seite

Demokratie und Maſſenherrſchaft 1

Generalleutnant **Freiherr v. Freytag-Loringhoven**, Dr. h. c. der Univerſität Berlin: Ariſtokratismus im demokratiſchen Staat und Heer . 6

Archivrat Dr. **J. Lulvès**: Napoleon I., Englands Hauptfeind 13

H. v. Arnim: Das Teſtament des Iſokrates. Gedanken über politiſche Sophiſtik (Schluß) 28

Sigmund Münz: Sidney Sonnino 41

Oberhofprediger D. **Ernſt Dryander**: Luther, der deutſche Prophet . . 50

Profeſſor **Lammaſch**: Ueber die Möglichkeit eines dauerhaften Friedens 62

Friedrich Thimme: Bismarck und Kardorff. Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs. X. 70

General der Infanterie a. D. Freiherr v. **Woinovich**: England, der Feind ſeiner Verbündeten 82

Karl v. Stengel, Profeſſor der Rechte: Deutſchland und Amerika . . 86

Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechſel Friedrich Eichhorns . 92. 196

A. Sommerfeld, ord. Prof. der theoretiſchen Phyſik an der Univerſität München: Goethes Farbenlehre im Urteile der Zeit 100

Prof. Dr. **Hugo Ribbert** (Bonn): Ueber Krebsforſchung 107

Was dürfen wir vom neuen Reichskanzler erwarten? 121

General der Infanterie a. D. Freiherr v. **Woinovich**: Welche militäriſche Hilfe hat die Entente von Amerika zu erwarten? 124

Prof. Dr. Freiherr v. **Biſſing**: England und das Kalifat . . . 128. 288

Friedrich Fürſt Wrede: Die Phraſe 138

Landrat Dr. v. **Thadden Trieglaff**: Freier Handel oder Zivilzwang bei der neuen Ernte? 143

Wolf Wilhelm Graf Baudiſſin: Babette Gräfin v. Kalkreuth. Ein Charakterbild aus der Berliner Geſellſchaft 156

Dr. Freiherr v. **Jettel**: Geheimverträge 171

Dr. **S. van Houten**, holländiſcher Miniſter a. D.: Gedanken eines neutralen Beobachters 176

Kammerſängerin **Minnie Hauk**: Aus meiner Berliner Opernzeit . 180. 333

579147

Digitized by Google

Seite

Arnold Sachse: Das Tierische und das Ideale im Menschen 188
D. **Eduard Freiherr von der Goltz**: Der Feldmarschall von der Goltz-Pascha. Ein Erinnerungsblatt zu seinem Geburtstage (12. August) . . 204
Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. **Alfr. v. der Leyen**: Die Eisenbahnen im Weltkriege 213
Die Zustimmung des Deutschen Reichs zur Abschaffung der türkischen Kapitulationen. Von einem früheren österreichisch-ungarischen Diplomaten 227
Prof. Dr. J. **Hashagen** (Bonn): England und Amerika und der Pananglismus 236
Generalfeldmarschall Graf Schlieffen über den Militarismus unsrer Feinde vor dem Weltkriege. Ein Schreiben an den Herausgeber der „Deutschen Revue" 245
Friedrich Thimme: Aus dem letzten Jahrzehnt Wilhelm v. Kardorffs. Neue Briefe aus dem Nachlaß eines Parlamentariers . . . 248
Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Hermann Küttner**, Marine-Generalarzt à la suite, beratender Chirurg im Felde: Meisterwerke der Kriegschirurgie 266
Georg J. Plotke (Frankfurt a. M.): Aus dem Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm 297
Philipp Hiltebrandt: Griechenland 320
Die Presse und der Weltkrieg 329
Norbert Einstein (Konstanz): Robert Liefmanns „Grundsätze der Volkswirtschaftslehre". 1. Band: Grundlagen der Wirtschaft . . . 341
Matthias Salm: Die farbigen Truppen Frankreichs, Englands und Belgiens 344

Berichte aus allen Wissenschaften

Friedeberg (Hamburg): Volkswirtschaft: Vorratswirtschaft. Aus einem andern Gesichtswinkel betrachtet 356

Kleine Revuen

Literarische Berichte 117. 239. 358
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 120. 243. 363

Digitized by Google

Demokratie und Massenherrschaft

Abbau der Monarchie, Massenherrschaft — Hinabgleiten auf der schiefen Bahn völliger Demokratisierung — dem Ruin und dem Abgrund nahe, in wahrer Polterabendstimmung, das Werk des größten deutschen Staatsmannes in Trümmer schlagen — das führt letzten Endes zur Republik."

Das sind so einige Kraftausdrücke, die wir in den letzten Wochen kopfschüttelnd in Zeitungen haben lesen und von Rednern haben hören müssen. Mittlere Kaliber aus dem großen Trommelfeuer. Das Feuer hat abgeflaut. Ein kurzer Rückblick auf das Schlachtfeld mag lehrreich sein.

Nur mit Schmerz sehen wir den Kampf gegen die „Demokratie" mit den Mitteln der Demagogie geführt, und mancher unter uns, eingedenk der großen Traditionen der konservativen Partei und ihrer des öftern in schwieriger Zeit bewährten Staatsgesinnung vermag den Anlaß nicht zu sehen, der eine solche Sprache in solcher Zeit zu rechtfertigen vermag.

Wir leben in einem ungeheuren Schicksal, das auf ein Jahrhundert die Welt umgestalten wird, mitten in einer Umwälzung, deren Umfang und Bedeutung wir Mitlebenden, wie der Reichskanzler sagte, noch nicht im entferntesten ermessen können. Riesengroß sind Not und Gefahr der Gegenwart. Von jedem einzelnen ruft der Staat die letzte Kraft. Wenn die Not der Gegenwart überwunden sein wird, harren Zukunftsaufgaben unser; und so wenig wie bei Kriegsbeginn geahnt wurde, was dieser Krieg von der Nation verlangen wird, können die meisten sich vorstellen, wie schwer, wie übermächtig groß die Aufgaben des Friedens sein werden. Wie der Krieg nur von der Gesamtheit des Volkes, seiner Hingabe des Letzten, des Allerletzten geführt und gewonnen werden kann, so werden die Aufgaben des Friedens nur durch die Zusammenfassung aller Kräfte des Volkes, durch einen in allen Schichten herrschenden freudigen Gemeinsinn zu bewältigen sein.

Das ist eine einfache Wahrheit. In drei Jahren Krieg ist sie eine elementare Selbstverständlichkeit geworden, der niemand, der das Ganze im Auge hat, ausweichen kann. Wie soll der Staat und die Nation ohne innere Erschütterung,

Copyright 1917 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

ohne dauernde Schädigung an Körper und Seele durch diese gewaltigsten aller Krisen, durch die ungeheuren Aufgaben des sozialen, wirtschaftlichen, finanziellen Wiederaufbaues geführt werden, wie die innern ideellen Kämpfe, die das angesammelte Leid, die noch wirren Lehren des Krieges, die tausendfältige Klage hervorrufen wird, bestehen können, wenn nicht durch Freiheit und geordnete freiwillige Mitwirkung eines jeden an seiner Stelle? Soll man Millionenschichten, innerlich und äußerlich dem Staate langsam gewonnen, in Kameradschaft zusammengewachsen, wegstoßen vom Staat und der Mitarbeit an ihm, zu der sie langsam aus alter Verwirrung sich lösend, heranzuwachsen beginnen?

Als noch keiner unter den Deutschen die Größe des Schicksals, die Aufgabe, die es nach innen wie außen dem deutschen Volke stellte, übersah, hat der Kaiser vom Balkon des Schlosses in genialem Weitblick das Wort in die Menge geschleudert: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche. Wie ein Blitz das Dunkel zukünftiger Aufgaben und Fragen erhellend, wies dieses Wort dem deutschen Volke den Weg. Die Reichstagssitzung vom 4. August hat dies Wort des Königs mit einem feierlichen Gelöbnis des Volkes beantwortet. Die innere Erhebung der Menschen ist an Augenblicke gebunden. Das Gelöbnis wirkt fort. Graf Westarp hat versucht, dies Gelöbnis unter einem Grabstein mit der Aufschrift: „Liebe Erinnerung" zu begraben. Die Aufgabe, Herr Graf, verpflichtet und die Aufgabe bleibt. Anders als im Sinne dieses Gelöbnisses ist sie nicht lösbar.

Die Reden des Reichskanzlers haben diese einfache und doch so tiefe Wahrheit in schlichten und ergreifenden Worten eingegraben in das Bewußtsein des Volkes. Das ganze Volk fühlt und weiß, daß hier nicht kleine Taktik, sondern tiefes Erleben und eine über alle Politik hinausgreifende heiße Liebe zu dem Volke sprach. Den Geist, der Kaiser und Kanzler beseelt, hat die Botschaft des Kaisers und Königs zum dritten Kriegsostern besiegelt.

An die größten Ueberlieferungen des preußischen Staates knüpft diese Politik, sie fortführend, an, an dieselben, die unsern Staat geschaffen, unser Volk erzogen und jenen trotz aller Parteikämpfe im Innersten lebendigen Gemeinsinn haben erstehen lassen, ohne den die Leistung dieses Krieges nun einmal undenkbar ist. In äußerster Not rief der preußische Staat einst das gesamte Volk zur allgemeinen Wehr. Der gleiche Gedanke der Heranziehung und Mitarbeit aller war die leitende Idee der großen preußischen Reformer.

Das Volk an die Gemeinde, die Stadt, die Provinz, den Staat ketten in praktischer Arbeit an den Fragen des kleineren und größeren Ganzen, den konkreten Gemeinsinn erziehen, das sind die Grundideen, die in den Denkschriften von Stein und Humboldt — auch heute lesbaren Dokumenten wahrer Staatskunst — immer wiederkehren und mit denen die preußischen Reformer der verwirrenden Unsachlichkeit der äußerlichen Phrasen und Dogmen der Revolutionszeit entgegentraten. Auch damals gab es Leute, die über Demokratie und Massenherrschaft, die Erschütterung der Grundfesten des Staates und den Abbau geheiligter Kronrechte zeterten. Als Wilhelm I. und Bismarck das Reich gründeten,

Digitized by Google

gründeten sie den ewigen Bund der Fürsten durch ein demokratisches Wahlrecht auf der Gesamtheit des Volkes. Staatskunst oder Massenherrschaft? Den gleichen Grundgedanken erkennen wir in der Sozialpolitik unsers Kaisers wieder. Das Volk bis in seine untersten Schichten gesunden, durchbilden, an das Ganze ketten — wer ist so umnachtet, daß er im Ernste leugnen könnte, die Leistung dieses Krieges wäre möglich gewesen ohne diese Staatskunst der Zusammenfassung aller Volkskräfte von den Steinschen Reformen bis zur Sozialpolitik unsers Kaisers! Demokratie? Wenn das Demokratie ist, so waren die preußischen Könige die größten und erfolgreichsten Demokraten.

Nichts andres als die Fortführung dieser uralten und immer neuen Grundgedanken unsres Königtums und unsres Staates ist es, was ein gefälliger Sprachgebrauch unter dem wenig schönen Worte Neuorientierung zusammenfaßte. Zwei Dinge sind es vor allem, die dieser Entwicklung im Wege stehen: das preußische Wahlrecht und die Grundlagen der Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Unter dem Einfluß der Verschiebung der Steuerverhältnisse hat jenes, unter dem Einfluß der Konzentrationsbewegung der industriellen Produktion haben diese zu Verhältnissen geführt, die das Volk, statt zusammenzufassen, spalten und trennen. Diese Wirkungen gilt es zu beseitigen. Das fordert die Not der Zukunft. Nicht anders kann das Interesse des Staates verstanden werden. Das hat die Botschaft des Kaisers schlicht und eindringlich in einer denkwürdigen, der großen Tradition des preußischen Staates würdigen Sprache ausgesprochen.

Mit Schmerz sehen wir eine Partei wie die konservative, deren Größe und Berechtigung darauf beruht oder beruhen sollte, daß sie entgegen oberflächlichen Schlagworten, entgegen den schwankenden Meinungen des Tages, das tiefere Interesse des Staates und des Staatsgedankens — nicht der Regierungen — vertritt, sich der einfachen Wahrheit dieser Politik verschließen, nicht nur verschließen, sondern mit einem Aufgebot von Schlagworten zu Leibe gehen. Da wird diese Politik mit dem Schreckwort Demokratie gebrandmarkt, mit der Massenherrschaft identifiziert, dem Königtum, dem monarchischen Gedanken, den Grundlagen unsres Staates entgegengestellt. Ein gefährliches Spiel, ein kleiner Gedanke in einer großen Zeit. Was soll das? Ein Abgrund trennt diese Demokratie, die Demokratie der Steinschen Reform und der Osterbotschaft von der Demokratie der Massenherrschaft. Ihre Durchbildung zu Gemeinsinn, Staatsgesinnung und Zusammenarbeit des ganzen Volkes sind der stärkste, ja der einzig verläßliche Damm gegen jene Gefahren, die mit dem Worte Massenherrschaft gebrandmarkt werden. Schwächung der Monarchie? Jedes Kind sieht, daß die Monarchie auf die Gesamtheit des Volkes stellen, nicht eine Schwächung, sondern ihre denkbar größte Stärkung ist, daß der langsam begonnene und sorgsam zu hütende Aussöhnungsprozeß der Arbeitermassen mit Staat und Krone zwar die politische Stellung einzelner Parteien erschweren, das Wesen der Monarchie aber nicht beeinträchtigen kann, sondern erst wahrhaft vollendet. Eine Schwächung aber der Monarchie und ein unerträglicher Schlag für den mon-

Digitized by Google

archischen Gedanken wäre es, wenn auch nur der Schein entstünde, als stände die Krone nicht als der Hort des Gedankens der Gesamtheit über dem Ganzen, sondern auf der Seite irgendeines Teiles und seiner Sonderstellung; deswegen scheint es uns nicht im tiefsten Sinne der Monarchie gedacht, wenn ein Teil gegen das übrige Volk als wahrer oder einziger Hüter einer ernsthaft nicht angegriffenen Krone, die im ganzen Volke fest gegründet ruht, in die Schranken tritt, zumal wenn dieser Teil, in einer Sonderstellung bedroht, den Verdacht erwecken muß, als verteidige er nicht so sehr die Krone, als durch die Krone sich selbst. Solcher Verteidigung bedarf die Krone nicht — sie steht höher und fester. Die beste Verteidigung der Krone liegt in einer Politik, die das Volk und alle seine Glieder, auch die durch Dogmen und lange Entfremdung verwirrten Massen der Arbeiter, die da hinauf drängen und sich zusammengeschlossen haben, um ihr Los zu bessern, im Staate zusammenzufassen. Unstaatlich aber und klein, des wahrhaft preußischen Geistes nicht würdig, scheint uns eine Politik, die darauf ausginge, die zarte Pflanze der Aussöhnung zu zertreten, um gelegentlicher Worte und Handlungen willen die Massen, die den Weg zum Staate suchen, wieder zurückzustoßen in die Entfremdung, ihnen nicht, den Arbeitenden und Ungebildeten, die viel schwerere Lage zugute zu halten, sie zu verhindern, den Weg zu finden, statt ihnen zu helfen, ihn zu suchen.

Aber die Konservativen werden entgegnen, nicht gegen diese Politik richte sich ihr Widerstand. Alle die scharfen Ausdrücke, Abgrund, Abbau der Monarchie, Republik, Massenherrschaft wären hervorgerufen und gerechtfertigt durch die Pläne und Beschlüsse des Verfassungsausschusses, den der Reichstag eingesetzt hat. Wirklich? Wir wollen davon absehen, die Tätigkeit des Verfassungsausschusses mit der Darstellung zu vergleichen, die Herr v. Heydebrand von ihr zu geben für klug fand. Gewiß, die Parlamente drängen nach vermehrter Macht. Sie haben das immer getan und werden das in Zukunft noch mehr tun. Die Verhältnisse des Krieges, noch mehr die der Notwendigkeiten des kommenden Friedens, die eine engere Zusammenarbeit erheischen, kommen diesem Drängen zugute. Noch nie aber ist ein Parlament der Führung der Krone so treu gefolgt wie der Deutsche Reichstag während der drei Jahre dieses Krieges. Aber leider muß festgestellt werden, daß diese Haltung des Parlaments gerade auf den Widerstand der Rechten stieß. War es nicht die konservative Partei, die die Frage der Kriegsziele, des Einsatzes gewisser Kriegsmittel, immer und immer wieder vor den Reichstag zog, und als dies nichts fruchtete, sogar das preußische Abgeordnetenhaus gegen die auswärtige Politik ins Feld führte? War das kein Drängen nach parlamentarischer Macht, wurde da nicht gefordert, daß das Volk den Frieden schließen und über die Bedingungen befinden müsse? Man war mit der auswärtigen Politik der Regierung nicht einverstanden. War es da konservativ gedacht, die auswärtige Politik durch parlamentarische Machtmittel in andre Bahnen zu drängen, ungeachtet dessen, daß man durch eine solche Aktion die Töpfe, die da gekocht werden, zwar nicht durch andre ersetzen, wohl aber zerschlagen konnte? Wir fürchten, ein zukünftiger Historiker

Digitized by Google

wird ein grausames Urteil über die Art fällen, wie man die auswärtigen Aktionen mitten im Kriege zu erschweren und zu verhindern unternahm; ein noch grausameres freilich über die auswärtige Politik, die die Herren der „Deutschen Tageszeitung" in den einzelnen Stadien des Krieges gottlob umsonst empfohlen haben.

Ein erschütterndes Bild der verderblichen Folgen, die eine Herrschaft der Massen, ihrer Meinungen und Leidenschaften für die Geschicke der Länder und Völker haben, entrollt rings um Deutschland der Krieg. Lord Northcliffe und Gabriele d'Annunzio. Regierungen in der Gewalt der Straße und ihrer Agitatoren, geführt statt zu führen, von Woche zu Woche unter bejubelten Volksreden weiter schlidderndd ohne Möglichkeit der Umkehr, ohne eine Spur wahrer Führung. Das alles haben wir schaudernd erlebt. Ein belesener Mann hat jüngst die Beispiele der Antike über die Wirkungen der Massenherrschaft gegen die Politik des Reichskanzlers ins Feld führen wollen und als Kronzeugen Aristophanes und seine „Ritter" beschworen. Gewiß, Athen ging zugrunde an einer sinnlosen Kriegführung, die die Agitatoren der Kriegspartei, die Aristophanes geißelt, durch die Straße und die Tribüne des Demagogen erzwangen. Wer es unternimmt, die Geschichte des Peloponnesischen Krieges und seine Lehren mit dem jetzigen Kriege, Athen mit Deutschland zu vergleichen, wird des vergleichbaren manches finden, mit Dank gegen die Führung unsers Staates aber feststellen, daß die Agitation, die verfehlte Kriegsmaßnahmen durch Demagogie in Athen erzwang, in Deutschland ohne Einfluß blieb. Perikles führte den Krieg als einen Verteidigungskrieg und hätte, wäre er nicht zu früh dahingerafft worden, durch die Kraft seiner Besonnenheit Athen zum Siege und zur Herrschaft über Griechenland geführt — die Eroberungsdemagogen, die Aristophanes bekämpft, haben, von populärer Leidenschaft überwältigt, ihr Vaterland in den Abgrund geführt. Vor ähnlichen Gefahren hat unser Vaterland die agitatorischem Treiben unzugängliche, in dem stillen Vertrauen der breiten Massen ruhende Krone bewahrt. Auf die, und nicht auf Parteien, die eine große Stunde klein befunden hat, wollen wir unsre Zukunft bauen.

Digitized by Google

Aristokratismus im demokratischen Staat und Heer

Von

Generalleutnant Freiherrn v. Freytag-Loringhoven,
Dr. h. c. der Universität Berlin

In seiner „Politik“[1]) sagt Treitschke: „Das historische Denken ist viel komplizierter als das in einfacher Schlußfolgerung vorschreitende Denken der Naturwissenschaften ... Wäre die Geschichte eine exakte Wissenschaft, so müßten wir imstande sein, die Zukunft der Staaten zu enthüllen. Das können wir aber nicht, denn überall stößt die Geschichtswissenschaft auf das Rätsel der Persönlichkeit. Personen, Männer sind es, welche die Geschichte machen ...“ Fast könnte man in der jetzigen Zeit an der Wahrheit dieses Ausspruchs irre werden, denn die Einzelpersönlichkeit scheint in der Masse immer mehr zu verschwinden. Es hängt das eng zusammen mit dem Anwachsen der Bevölkerung, dem Zusammendrängen von Menschenmengen in den Großstädten, den heutigen Verkehrsverhältnissen, durch die ehemals zwischen den Menschen bestehende Unterschiede mehr und mehr vermischt werden.

Vollends im jetzigen Weltkriege, der in allem den Stempel des Massenhaften, auf das höchste Gesteigerten trägt, gewinnt man fast den Eindruck, daß der einzelne verschwindet. Die größeren Truppeneinheiten werden hin und her geworfen, ihre Führer wechseln häufig, von den Fernerstehenden sind sie kaum gekannt. Das war ehedem bei kürzeren Kriegen und kleineren Heeren anders, zumal die Notwendigkeit der Geheimhaltung noch nicht in gleichem Maße vorlag wie jetzt. Noch 1870/71 waren die Führer unsrer Armeekorps in aller Munde, während heute das Volk nur wenige ragende Häupter kennt und ehrt. Die Kenntnis von der Wirkungsart des einzelnen bleibt auf einen verhältnismäßig engen Kreis beschränkt, seine Taten dringen selten an die Oeffentlichkeit. Und doch, welche Taten hat nicht gerade dieser Krieg gesehen, bis zum einzelnen Mann hinab, ja gerade von ihm, welche Fülle von Arbeit ist nicht in den Stäben geleistet worden! Alles das aber wird mehr oder weniger als selbstverständlich hingenommen und ist es im Grunde auch, geschieht es doch innerhalb des Rahmens einer mächtigen Organisation. Der Besitz einer vervollkommneten Organisation und scharfe Disziplinierung der Massen sind es, die uns Deutsche das Wunder haben vollbringen helfen, den Untergang von uns abzuwenden. Unser Militarismus im weiteren Sinne war überall am Werk, er herrschte schon lange vor dem Kriege in unsrer Industrie. Mit seiner Hilfe ist sie so leistungsfähig geworden.

Diese Richtung unsrer Zeit aber birgt mancherlei Gefahren. Nicht nur, daß sie überwiegend mechanischem Denken Vorschub leistet, sie läßt auch leicht die Bedeutung der Masse als solche überschätzen. Auch bei der denkbar besten Organisation macht es die Masse allein nicht. Sie wird nur dort nutzbar, wo

[1]) Bd. I, S. 26.

Digitized by Google

eine genügende Zahl führender Persönlichkeiten vorhanden ist. Wenn diese in der Masse zu verschwinden scheinen, so liegt es eben an deren Größe und an der entsprechend großen Zahl dieser führenden Männer. In unserm Heere geht das Bestreben dahin, die geeigneten Führer zu finden und bis zum Mann in Reih und Glied hinab die Führereigenschaften im einzelnen zu wecken, den „vollen kriegerischen Manneswert", wie Prinz Friedrich Karl sich ausdrückt, in ihm zu entwickeln. Das ist es, was unsrer Infanterie der französischen und englischen gegenüber in den schweren Kämpfen im Westen solche Ueberlegenheit verleiht. Auch eine in solchem Sinne erzogene Infanterie kann jedoch der Führung nicht entbehren. Sie wirkt nur in der Zusammenfassung vieler durchgebildeter Einzelkämpfer, die der Autorität der Vorgesetzten durch eine feste Kriegszucht unterworfen sind.

Treffend schreibt Fürst Bülow:[1]) „Der Geist des deutschen Militarismus, wie ihn Preußen vorgebildet, Deutschland übernommen hat, ist ebenso monarchisch wie aristokratisch, wie demokratisch, und er würde aufhören deutsch zu sein und der gewaltige Ausdruck reichsdeutscher Wehrkraft und Wehrhaftigkeit, wenn er sich ändern wollte." Einseitiges Hervorheben des Demokratischen in unserm Heerwesen ist daher falsch. Es übergeht die vom Fürsten mit Recht vorangestellten Eigenschaften des Monarchischen und Aristokratischen. Wer die durch solche Eigenschaften sichergestellte Autorität in unserm Heere antastet, legt die Axt an die Wurzel deutscher Wehrkraft und Wehrhaftigkeit. Die im Feld gestanden haben, fragen sich jetzt oft verwundert, was denn eigentlich gemeint ist mit der öfter erhobenen Forderung, daß unser Heer ein wirkliches Volksheer werden müsse. Ja, war es denn das nicht schon immer? Hat es sich als solches nicht durch drei Jahre in einem Ringen, wie es die Welt noch nicht gesehen hat, bewährt? Die Bekrittelung, die jetzt vielfach den Einrichtungen unsers Heeres widerfährt, nimmt sich um so wunderbarer aus, als sie zu einer Zeit erfolgt, wo dieses noch mitten in seiner Blutarbeit begriffen ist. Wie nichts auf dieser Welt, so ist auch unser Heerwesen nicht in allen Dingen vollkommen, aber es wirkt niederziehend, wenn man wahrnimmt, wie das Gift kleinlichen Parteigezänks im Begriff ist, uns die Freude an unserm Heere in einer großen Zeit zu trüben. Diese Vorgänge in unserm Vaterlande müssen jedes echte Soldatenherz mit Zorn und Bitterkeit erfüllen. Vielleicht spricht bei dem verworrenen Gedanken von einem wirklichen Volksheer das jetzige russische Vorbild mit. In Rußland aber, wo zurzeit der Soldat dem Offizier über-, nicht untergeordnet ist, wo jeder macht, was ihm beliebt, besteht schon deshalb kein Volksheer, weil es dort überhaupt kein leistungsfähiges Heer mehr gibt. Kameradschaft zwischen Offizier und Mann muß sein, und wo hätte sie sich schöner gezeigt als bei uns in diesem Kriege; aber ohne eine starke Autorität im Heere, die mit Autokratie nichts gemein zu haben braucht, vermag sich ein gesundes Leben in ihm nicht zu entfalten. Nicht anders ist es im Staate. Nur eine starke

[1]) „Deutsche Politik", S. 164.

Digitized by Google

Regierung kann unbekümmert um die nicht selten irregeleitete öffentliche Meinung ihren Weg gehen, wie es oft ihre Pflicht ist. Wo eine rechtlich waltende Autorität im Staate vorhanden ist, gedeiht wahre, heilsame Freiheit am ehesten, jene Freiheit, die nicht in Gesetzesparagraphen zu fassen ist, wohl aber das Leben durchdringt.

Unser Offizierkorps ist vor dem Kriege mancherlei Anfeindungen in der Presse und im Parlament ausgesetzt gewesen. Es hat sie schweigend ertragen und die Antwort durch die Tat und sein vergossenes Blut im Kriege gegeben. Es hieße zu weit gehen, wollte man behaupten, daß die Herabsetzung deutscher Offiziere durch die eignen Landsleute mitschuldig sei an der Herbeiführung des Krieges; daß aber das Urteil des Auslandes dadurch beeinflußt wurde, ist gewiß, ebenso wie es unzweifelhaft feststeht, daß unsern Gegnern dadurch Material für ihre Schmähungen in die Hand gedrückt worden ist. Noch unmittelbar bevor Amerika mit uns brach, wurde ich von einem amerikanischen Journalisten befragt, was es eigentlich mit der „Militärpartei" und der „Junkerkaste" bei uns auf sich habe. Ich konnte ihm nur erwidern, daß es eine „Militärpartei" bei uns schon aus dem Grunde nicht geben könne, weil in der Armee keine Politik getrieben würde. Mitglieder alter adliger Militärfamilien seien zwar bei uns immer noch zahlreich in der Armee vertreten, eine „Junkerkaste" aber könne das in der heutigen großen Armee nicht abgeben. Ein Grundsatz werde in dieser allerdings auch jetzt noch befolgt, und zwar derjenige des großen ersten Präsidenten der Union, Washingtons, der nur „Gentlemen" zu Offizieren gemacht haben wollte.

In der Tat hat schon das Offizierkorps der preußischen Armee von 1806 gar nicht das ausgesprochen junkerhafte Gepräge gehabt, das ihr meist angedichtet wird. Zwar bildeten Ostelbier in ihm die Mehrzahl, das aber konnte angesichts der Verteilung des damaligen preußischen Gebiets gar nicht anders sein. Im übrigen dienten in der Armee zahlreiche Deutsche aus dem Reich. Allein 25 Prozent aller Regimentschefs und Kommandeure der Infanterie, 20 Prozent solcher der Kavallerie waren keine geborenen Preußen.[1]) Außerdem zählte die Armee zahlreiche Offiziere französischer und polnischer Abstammung. Wie in allen Armeen, ist auch in der preußischen neben die Abkömmlinge der landsässigen Geschlechter mit dem Anwachsen des Heeres in steigender Zahl der Briefadel getreten. Dieser verschmolz sich mit den Abkömmlingen des landsässigen Adels zu einem Schwertadel, der sonach nur zum Teil eigentlich „junkerhaften" Ursprungs war. Der Stammbaum manchen adligen Offiziers der Armee von 1806 würde außerdem einer strengen Probe schwerlich standhalten. Man nahm es in jener Zeit nicht so genau, ein Heroldsamt, das Nachprüfungen hätte anstellen können, bestand noch nicht. War doch auch Gneisenaus und Yorcks adlige Abstammung keineswegs über jeden Zweifel erhaben.

---

[1]) Kunhardt v. Schmidt, Statistische Nachrichten über das preußische Offizierkorps von 1806. Beiheft 10 zum „Mil. Wochenbl." 1901.

Digitized by Google

Mit der Zeit hat sich die Aufnahme immer weiterer nichtadliger Offiziere, dem Anwachsen des Heeres entsprechend, ohne schroffe Abkehr von der früheren Ergänzungsart vollzogen. Die Tradition blieb bestehen, sie wurde nur zeitgemäß fortgebildet und dadurch ein Gegensatz zwischen adligen und bürgerlichen Offizieren vermieden. Er ist tatsächlich niemals ernstlich ins Gewicht gefallen. In keiner Armee der Welt ist das Band der Kameradschaft so fest wie in der unsrigen, es hat die Feuerprobe des Krieges glänzend bestanden. Ein Kennzeichen des deutschen Offizierkorps aber ist es, daß es sich fortgesetzt durch Neuaufgenommene aus Kreisen, die ihm ihre Söhne früher nicht zugeführt hatten, ergänzte. Das nichtadlige Element war in ihm schon vor dem Weltkriege so stark vertreten, daß das adlige dagegen völlig zurücktrat. Nach dem Kriege wird das noch mehr der Fall sein. In diesem Sinne und im Fallenlassen noch bisher bestehender Vorurteile wird die Demokratisierung der Armee allerdings fortschreiten, aber — und das ist das Entscheidende — in enger Anpassung an das Bestehende und bewährte Ueberlieferungen. Nur der aristokratische Aufbau unsers auf Wahl der Mitglieder gegründeten Offizierkorps leistet Gewähr für die Pflege wahrhaft ritterlicher Gesinnung. Nicht umsonst sagt Ranke:[1]) „Wenn der Krieg zu jedem Ausbruch der Leidenschaft, der Roheit und der tierischen Natur reizt, so ist das Rittertum erdacht, den wahren Menschen zu retten, die Gewalt durch Sitte und Frauen zu mäßigen, die Kraft durch die Richtung auf Gott zu verklären . . .“ Man wird die durch nichts zu rechtfertigende Brutalität, die französische Offiziere deutschen Gefangenen gegenüber zeigten, wesentlich dem Umstand zuschreiben müssen, daß in dem völlig demokratisierten Offizierkorps der Republik für die Pflege ritterlicher Gesinnung kein Raum war. Solche gedeiht nur dort, wo der Begriff der Ehre als der moralischen Kraft im einzelnen über alles gestellt wird.

Wie im Heere, so bedarf es auch im Staat, um wahrhaft führende Persönlichkeiten zu gewinnen, einer sorgfältigen Auswahl. Der Stand, im gewöhnlichen Sinne gedacht, dem sie angehören, ist dabei an sich ohne Bedeutung. Man wird sie in allen Ständen finden können, vorausgesetzt, daß sie die nötige Erziehung und Bildung besitzen. Aristokratie in diesem besten Sinne findet man oft in überraschendem Maße in einzelnen Individuen auch der sog. niederen Stände. Solchen soll man die Möglichkeit des Aufstiegs gewähren, denn eine lebenskräftige Aristokratie beruht auf Auslese. Wenn jetzt vielfach Klagen laut werden über die Rückständigkeit unsrer Verwaltung, so hat solche wohl mit darin ihren Grund, daß es an einer Ergänzung auf breiter Grundlage, wie sie beim Offizierkorps bestand, fehlte und so eine hinreichende Auffrischung unsers höheren Beamtentums unterblieb. Anderseits darf freilich nicht außeracht gelassen werden, daß Haltung und Gebärde, wie sie dem führenden Mann eignet, sich nicht von heute auf morgen und dort, wo sie bisher gänzlich unbekannt war, nur selten in der ersten Generation erlernen läßt. Feingeistiges bedarf außerdem zu seiner

[1]) „Geschichte der germanischen und romanischen Völker.“ Einleitung.

Digitized by Google

Entwicklung einer gewissen Grundlage. Nicht reiche Mittel gehören dazu, aber die Not des Lebens bietet dafür keinen günstigen Nährboden.

In solchem Sinne schrieb Taine:[1] „Ohne Aristokratie ist eine Zivilisation nicht vollständig; ihr fehlen die großen unabhängigen Lebensführungen, die, auf breiter Grundlage entwickelt, jeder kleinlichen Sorge überhoben sind ... Eine solche Aristokratie hält Verfeinerungen der Sitten und eine bestimmte Sinnesart aufrecht, sie gestattet eine großzügige kosmopolitische Erziehung und bildet eine Pflanzschule für Staatsmänner ..." Gewiß weist eine solche Aristokratie häufig auch höchst verwerfliche Züge auf. Taines Worte beziehen sich denn auch auf Englands Vergangenheit. Heute sind die leitenden Staatsmänner Englands und Frankreichs nicht mehr aus solcher Pflanzschule. Wären sie es, die Verständigung mit ihnen würde von uns schon längst erreicht sein. Sie gleichen heute mehr gewissenlosen Demagogen als Staatsmännern in gutem Sinne.

Das Genie freilich bedarf des erwähnten Rückhalts vielleicht nicht. Es spottet, wie überall, so auch auf dem Wege zum Staatsmann, jeder Regel. Das weist aber erst recht darauf hin, daß für die Allgemeinheit der in leitende Stellen zu Berufenden die angeführten Vorbedingungen von größtem Wert sind. Es könnte sonst jeder beliebige „Selfmademan" als Aristokrat gelten. Daß dem nicht so ist, sehen wir an den Amerikanern.

Für diese ist der Unterschied bezeichnend, der zwischen den Feldherrn der beiden feindlichen Staatengruppen im Bürgerkriege der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, Lee und Grant, bestand. Der südstaatliche Führer, Lee, entstammte einer in Virginien seit Beginn der englischen Kolonisation begüterten und hochangesehenen Familie. Der Beitritt Virginiens zur Sezession zerriß das Band, das Lees Heimatland mit der Union verbunden hatte, und damit zugleich das Leben dieses größten Sohnes Virginiens. Als warmer Patriot, als Mann von durchaus gemäßigter Gesinnung, hatte er der Sezession energisch widerstrebt, sie als Anarchie bezeichnet, aber gegen seinen Heimatstaat die Waffen zu tragen, war ihm unmöglich, sein innerstes Gefühl lehnte sich dagegen auf. Die immer mehr anschwellende Sturmflut des Bürgerkrieges riß auch ihn mit fort. So wurde er im Grunde Rebellenführer wider Willen. Darin liegt die Tragik seines Geschicks. Grant ist der Sohn eines Farmers und Lederfabrikanten. Nachdem er eine Reihe von Jahren als Offizier der aktiven Armee angehört hatte, lebte er in verschiedenen Berufszweigen in dürftigen Verhältnissen. Das amerikanische Volk tut recht, wenn es ihm ein großes Verdienst an der Erhaltung der Union zuschreibt. Zu den großen Männern ist er indessen nicht zu zählen. Hierzu fehlten ihm sowohl die Gaben des Verstandes als des Gemüts. Als Führer glänzte er mehr durch eine an Brutalität grenzende Energie als durch eigenartige Gedanken und Geschick. Seine spätere Präsidentschaft ist, wie Bratter schreibt, „den schlechtesten und korruptesten Regierungen in der Geschichte Amerikas beizuzählen".[2] Grants Haltung bot auch äußerlich bei den Kapitulationsverhand-

[1] „Notes sur l'Angleterre."

[2] „Amerika von Washington bis Wilson." Berlin 1916, Ullstein & Co.

Digitized by Google

lungen von Appomattox-C.-H., wo Lees zusammengeschmolzene Truppen nach langem Verzweiflungskampfe die Waffen streckten, durch seinen unsoldatischen Aufzug und seine schmutzige Kleidung einen auffallenden Gegensatz zu der imponierenden Haltung und dem vornehmen Gebaren des besiegten südstaatlichen Generals. Es konnte kein Zweifel herrschen, welcher von beiden das echte geistige Erbe und das vornehme Wesen Washingtons vertrat. Leider besteht auch für uns kein Zweifel mehr, daß Menschen von der Art Lees im heutigen Amerika wenn nicht ausgestorben, so doch nur in verschwindender Minderheit vorhanden sind, jedenfalls aber nicht zu Worte kommen.

Die Verhältnisse, wie sie in der großen Demokratie jenseits des Ozeans bestehen, lassen von republikanischer Freiheit wenig verspüren. Sie ermuntern in der Tat nicht zur Nachahmung. So sagt Bratter:[1]) „Das politische Selbstbestimmungsrecht der Amerikaner, die in „freier Wahl" den „Verdienstvollsten an die Spitze der öffentlichen Geschäfte stellen", ist, wie sich bei jeder Wahl zeigt, eine gigantische Selbsttäuschung. Es gibt auf der ganzen Welt kein Kulturvolk, das auf die Leitung seiner Geschäfte und Geschicke so geringen Einfluß ausübt wie die Amerikaner. Jede einzelne Wahl, vom Präsidenten abwärts, ist ein Massenbetrug, ist ein abgekartetes Spiel skrupelloser Berufspolitiker . . . Die großen Ideen treten zurück, die kleine Intrige macht sich breit; man kauft und fälscht Stimmen, man jagt nach Aemtern, die Demokratie, die Volksherrschaft wird ein Truggebilde." Die Politiker von Beruf, die Wahlmacher beherrschen das Feld.

So können uns denn auch die diplomatischen Vertreter der Union, die, von einzelnen rühmenswerten Ausnahmen abgesehen, von jeher Mangel an Takt und jeder diplomatischen Schulung gezeigt haben, nicht als Vorbilder gelten, die zu Versuchen in der gleichen Richtung, in der sie zur diplomatischen Laufbahn gelangten, ermuntern. Gerade das Wesen und Verhalten amerikanischer Vertreter erweist klar den Nutzen einer guten diplomatischen Tradition. Zwar ist im diplomatischen Handwerk sowenig wie in irgendeinem andern heute noch Raum für vornehme Aestheten und Müßiggänger, denn das heutige Staatsleben ist ein Geschäft; wenn aber die deutsche Diplomatie nicht alles Gewünschte leistet, so liegt es zum großen Teil daran, daß sich in ihr eine feste, große Tradition noch nicht hat bilden können. Man darf nicht vergessen, daß im Verlauf eines knappen halben Jahrhunderts, während dessen das Reich besteht, einer im Völkerleben verhältnismäßig kurzen Zeitspanne, solche Tradition kaum entstehen konnte. Das überragende Genie des Reichsgründers hat sie, weil für ihn selbst entbehrlich, nicht geschaffen, das alte, kleinere Preußen, das unter ganz andern Verhältnissen emporgekommen war und lebte, als sie die jetzige Weltmachtstellung und Weltpolitik des Reiches bedingen, vermochte mehr oder weniger nur eine Tradition im Sinne des bewährten, aber für die heutige Entwicklung allzu engen preußischen Beamtengeistes zu bieten.

[1]) A. a. O., S. 146 und 185.

Digitized by Google

Der englischen Diplomatie, mögen wir auch ihre Mittel nicht immer gutheißen, dürfen wir unsre Anerkennung nicht versagen. Wenn sie gut arbeitet, so liegt das wesentlich an der in ihr seit Jahrhunderten gepflegten großen Schule. Diese führt auf die Zeit zurück, da England noch nicht demokratisiert, vielmehr unter scheinbar monarchischer Spitze in ausgesprochener Weise eine aristokratische Republik war. Man mag über die Oligarchie als Staatsform denken wie man will, daß sie Englands Außenpolitik günstig beeinflußt hat, steht fest, wie denn die aristokratischen Republiken von jeher unvergleichliche Pflanzstätten für Staatsmänner, insbesondere Diplomaten, waren. Man denke an Venedig und die Niederlande.

„Die Demokratie will nivellieren," sagt Treitschke,[1]) „sie verlangt nach fester, rein verstandesmäßiger Kodifikation des Rechts, die Aristokratie will auf historischer Grundlage weiter regieren. Daher auch der aristokratische Zug gerade in Historikern ersten Ranges. Wer in der Geschichte lebt, hat eben eine gewisse Vorliebe für das, was geschehen ist." Vorliebe für die Vergangenheit darf uns indessen niemals abhalten, den Forderungen der Gegenwart gerecht zu werden, zumal wenn sie sich in einer Weise kundmacht, wie wir es jetzt erleben. Starres Festhalten am Alten, wo es gilt, dieses lebenskräftig fortzubilden, zeugt von geistiger Enge, nicht von echtem Aristokratismus. Nicht minder aber sollte schon der Stolz auf unser Deutschtum uns davor bewahren, der demokratischen Welle, die jetzt über die Welt dahingeht, haltlos nachzugeben.

Die hierbei einzuhaltende Richtlinie faßte bereits 1861 Treitschke in die Worte:[2]) „Wir finden unsern Ruhm in der Achtung jedes Menschen, in der Erkenntnis des Adels der Arbeit, jeglicher ehrlicher Arbeit ... Die Gleichheit aber ist ein inhaltloser Begriff, sie kann ebensowohl bedeuten: gleiche Knechtschaft aller als: gleiche Freiheit aller. Und sie bedeutet dann gewiß das erstere, wenn sie von einem Volke als einziges höchstes politisches Gut erstrebt wird. Der höchste denkbare Grad der Gleichheit, der Kommunismus, ist, weil er die Unterdrückung aller natürlichen Neigungen voraussetzt, der höchste denkbare Grad der Knechtschaft. Nicht zufällig fürwahr regt sich der leidenschaftliche Gleichheitsdrang vornehmlich in jenem Volke, dessen keltisches Blut immer und immer wieder seine Lust daran findet, sich in blinder Unterwürfigkeit um eine große Cäsarengestalt zu scharen, mag diese nun Vercingetorix, Ludwig XIV. oder Napoleon heißen," mag sie — so könnte heute Treitschke fortfahren — in der Gestalt einer Anzahl keineswegs großer plutokratischer Machthaber auftreten.

Für uns aber gelte auch fürderhin das stolze Wort[3]) des einstigen tapferen Vorkämpfers deutscher Einheit: „Wir Germanen pochen trotzig auf das unendliche Recht der Person."

---

[1]) „Politik", II, S. 210.
[2]) „Die Freiheit."
[3]) Ebenda.

Digitized by Google

Napoleon I., Englands Hauptfeind

Von

Archivrat Dr. J. Lulvès

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen.
Und wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen, wie sein eigen Haus.

(Schiller, Zum neuen Jahrhundert.)

Unser wahrer Gegner ist England. Wir müssen es vernichten, damit es uns nicht vernichtet. Konzentrieren wir daher unsere ganze Tätigkeit auf die Vermehrung unserer Marine und zerstören wir England! Ist das geschehen, dann wird Europa zu unseren Füßen liegen." Diese Worte richtete der General Napoleon Bonaparte an das Direktorium, am Tage nach Abschluß des ersten Koalitionskrieges durch den Frieden zu Campo Formio (17. Oktober 1797). Bereits im Winter 1793/94 hatte er Frankreichs alten Erbfeind kennen gelernt; ihm hatte er vor Toulon die ersten Proben seines aufkeimenden Genies aufgezwungen.

Seit der Epoche des sog. hundertjährigen Krieges (1339—1453), seitdem Eduard III. von England und seine Nachfolger Ansprüche auf den Thron der Valois erhoben und zeitweise sogar einen beträchtlichen Teil Frankreichs inne gehabt hatten, war der Kampf zwischen den beiden Völkern nur auf kürzere, selten auf längere Zeitspannen unterbrochen gewesen. Der Krieg auf dem Kontinent Europas war seit Ludwig XIV. bis auf Friedrichs des Großen Epoche begleitet von Kämpfen um die koloniale Vorherrschaft zwischen den beiden Nationen auf dem Boden Indiens.

Nicht aus Eroberungsgier, sondern als ein Erbstück aus der vergangenen Königsperiode hatten diesen Kriegszustand mit England die französische Republik und damit Bonaparte übernehmen müssen. Gegen den Rivalen Frankreichs, der seine Lage im Mittelmeere zu verstärken suchte, hatte letzterer im ersten italienischen Feldzuge dem Hofe von Neapel die Schließung der süditalienischen Häfen, die Abberufung der neapolitanischen Schiffe aus der englischen Flotte auferlegt; von Florenz aus hatte er einen Streifzug gegen Livorno ausführen lassen, welcher die Ausraubung der englischen Magazine bezweckte.

Bonapartes maritime Pläne galten einzig England. Es ins Mark zu treffen, war die Aufgabe, welche er sich vorgenommen hatte, als er die eingangs zitierten

Digitized by Google

Worte schrieb. Durch die Eroberung Indiens glaubte er sie letzten Endes wirklich lösen zu können. Das war aber nur über Aegypten möglich.

Am 16. August 1797 schrieb er an Sorel: „Die Zeit ist nicht mehr fern, da es uns klar werden wird, daß wir, um England gründlich zu vernichten, von Aegypten Besitz ergreifen müssen." —

Leibniz hatte bereits in seiner an Ludwig XIV. gerichteten Denkschrift von 1669 der Idee Ausdruck gegeben: „Ein Sieg in Aegypten bedeutet die Herrschaft auf dem Meere, den Handel des Orients wie Indiens, die Vorherrschaft in der Christenheit und vielleicht ein östliches Kaisertum auf den Trümmern der ottomanischen Macht. Die Eroberung Aegyptens öffnet den Weg zu Eroberungen, die eines Alexander würdig sind. Wer Aegypten in Händen hat, beherrscht auch die gesamten Küsten und Inseln des Indischen Meeres."

Bonaparte wußte — im Frühjahr 1798 zum „Oberbefehlshaber der Armee für England" ernannt — das Direktorium für den Plan einer Eroberung Aegyptens zu gewinnen, auf welche noch kurz zuvor Charles Magallon, der französische Generalkonsul in Alexandrien, hingewiesen hatte. Den Engländern mußte zuvorgekommen werden! Wer von Aegypten aus ihren indischen Handel bedrohte, der hatte sie selbst in seiner Macht.

In der zweiten Maihälfte verließ das für Aegypten bestimmte Geschwader unter Bonaparte Toulon. Am 13. Juni gelang die Besetzung der wichtigen Johanniterordensinsel Malta; am 2. Juli ward sofort nach Ankunft und Ausschiffung Alexandria genommen. Nach der Entscheidungsschlacht gegen die Mameluken bei Embabeh angesichts der Pyramiden fiel Kairo (22. Juli).

Da traf die französische Expedition ein furchtbarer Schlag: Dem englischen Admiral Horazio Nelson, welchem die französische Flotte auf der Hinfahrt trotz allen Nachforschungen entgangen, war es geglückt, sie am 1. August auf der Reede von Abukir aufzuspüren, zu überfallen und größtenteils zu vernichten. Dadurch war Aegypten für die Franzosen verloren. Napoleon mußte, wenn ihm daran lag, einen anderen Weg nach Indien suchen, von Syrien her zu Lande, oder zur See vom Roten Meere. Frankreichs zahlreiche Gegner durften sich wieder drohend aufrichten. Zu ihnen gesellte sich als neuer der türkische Großsultan; seine Freundschaft zu erringen hatte gerade in Bonapartes weitausschauenden Plänen gelegen. Daß letzterer auch den Durchstich des Suezkanals erwogen hat, ist bekannt. Schon im Pharaonenlande hat der spätere Schöpfer des „Code Napoléon" sein außerordentliches Talent in Verwaltung und Gesetzgebung bewiesen.

Britische Kriegsschiffe bombardierten Alexandrien und Abukir, als sich die Bevölkerung gegen die Franzosen im Oktober 1798 erhoben hatte. Es gelang Bonaparte, den Aufstand zu unterdrücken, aber Akkons (Jean d'Acre) Eroberung in Syrien, durch die er gehofft hatte, seine Feinde von Aegypten fernzuhalten, war mißlungen. Neben Türken hatten sich Engländer dort verschanzt. Die von diesen kommandierte türkische Armee, welche im Juli 1799 auf der Reede

Digitized by Google

von Abukir erschien, hat dann der französische Feldherr teils vernichtet, teils gefangen genommen.

Eine unvollkommene Kunde von den gleichzeitigen Niederlagen der republikanischen Heere in Deutschland und Italien veranlaßte Bonaparte zur Rückkehr, unter Hinterlassung seiner Armee. Der bald darauf folgende Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. November) hob ihn mit der Würde des Ersten Konsuls auf die oberste Machtstufe des damals von außen her stark bedrohten Staates. Seine eigenen ruhmreichen Eroberungen waren mehr oder weniger verloren: Italien, dessen Küsten die Engländer beherrschten, Malta und Aegypten.

Von seinem neuen Herrscher erwartete das französische Volk den langersehnten Frieden. Und in der Tat machte damals der Erste Konsul den beiden Hauptgegnern, England und Oesterreich, Friedensanträge; über ihre Aufrichtigkeit ist allerdings viel gestritten worden. Von dem jüngeren Pitt, dem größten Staatsmann des damaligen Englands, und von dem Oesterreicher Thugut sind sie jedenfalls abgelehnt worden.

„Gut denn, Krieg gegen England", hieß es in einer offiziösen, wohl von Bonaparte inspirierten Flugschrift aus dem Revolutionsjahr VIII, „denn diese Russen, diese Oesterreicher, diese Türken, diese Neapolitaner sind ja nichts anderes als englische Soldaten, denen ihre Führer täglich in ihre verschiedenen Sprachen die Befehle übersetzen, die ihnen das Kabinett von St. James zusammen mit ihrem Sold zugehen läßt." [1])

Dabei sehnte sich die Bevölkerung Englands selbst nach Frieden, schon weil sie durch Mißernten und Verminderung der Zufuhren unter immer stärker wachsendem Kornmangel litt. Um die erbitterte Stimmung etwas zu beruhigen, verbreiteten britische ministerielle Blätter die Nachricht, daß einem englischen Handelshaus von der französischen Regierung gestattet sei, gegen Lieferung von Kolonialwaren Getreide aus Frankreich auszuführen. Dem widersprach sofort Bonapartes offizielles Organ, der „Moniteur", am 23. März 1800: „Seit langer Zeit ist Befehl gegeben, jeden Getreideexport zu verhindern und aufzuhalten. England hat das Meer dem Handel der Nationen verschlossen. Es ist nur zu gerecht, daß es als erstes selbst unter seinen unheilvollen Maßregeln leidet. Möge sich das englische Volk aus der Hungersnot heraus, die es zerfleischt, endlich emporrichten und eine Regierung von Bedrückern stürzen, die der Feind seiner Ruhe ist, wie der der Nation. Möge es den Frieden annehmen, den Frankreich ihm anbietet ..." [2])

Es war nutzlos!

---

[1]) Th. Ebbinghaus, Napoleon, England und die Presse (1914), S. 23, N. 2; S. 35. — Ein auf Bonaparte zurückgehender Artikel im „Mercure de France" vom 23. September 1800 wirft England maßlose Herrschbegierde vor: „Mit seinem Golde denkt es die Welt zu unterwerfen." — Ja, noch mehr: Englisches Gold schürte Widerstand im eigenen Lande gegen ihn; daß es sogar Verschwörerpläne unterstützte, hat er wenige Jahre später (1804) erfahren müssen.

[2]) Ebbinghaus a. a. O., S. 25.

Digitized by Google

Worte schrieb. Durch die Eroberung Indiens glaubte er sie letzten Endes wirklich lösen zu können. Das war aber nur über Aegypten möglich.

Am 16. August 1797 schrieb er an Sorel: „Die Zeit ist nicht mehr fern, da es uns klar werden wird, daß wir, um England gründlich zu vernichten, von Aegypten Besitz ergreifen müssen." —

Leibniz hatte bereits in seiner an Ludwig XIV. gerichteten Denkschrift von 1669 der Idee Ausdruck gegeben: „Ein Sieg in Aegypten bedeutet die Herrschaft auf dem Meere, den Handel des Orients wie Indiens, die Vorherrschaft in der Christenheit und vielleicht ein östliches Kaisertum auf den Trümmern der ottomanischen Macht. Die Eroberung Aegyptens öffnet den Weg zu Eroberungen, die eines Alexander würdig sind. Wer Aegypten in Händen hat, beherrscht auch die gesamten Küsten und Inseln des Indischen Meeres."

Bonaparte wußte — im Frühjahr 1798 zum „Oberbefehlshaber der Armee für England" ernannt — das Direktorium für den Plan einer Eroberung Aegyptens zu gewinnen, auf welche noch kurz zuvor Charles Magallon, der französische Generalkonsul in Alexandrien, hingewiesen hatte. Den Engländern mußte zuvorgekommen werden! Wer von Aegypten aus ihren indischen Handel bedrohte, der hatte sie selbst in seiner Macht.

In der zweiten Maihälfte verließ das für Aegypten bestimmte Geschwader unter Bonaparte Toulon. Am 13. Juni gelang die Besetzung der wichtigen Johanniterordensinsel Malta; am 2. Juli ward sofort nach Ankunft und Ausschiffung Alexandria genommen. Nach der Entscheidungsschlacht gegen die Mameluken bei Embabeh angesichts der Pyramiden fiel Kairo (22. Juli).

Da traf die französische Expedition ein furchtbarer Schlag: Dem englischen Admiral Horazio Nelson, welchem die französische Flotte auf der Hinfahrt trotz allen Nachforschungen entgangen, war es geglückt, sie am 1. August auf der Reede von Abukir aufzuspüren, zu überfallen und größtenteils zu vernichten. Dadurch war Aegypten für die Franzosen verloren. Napoleon mußte, wenn ihm daran lag, einen anderen Weg nach Indien suchen, von Syrien her zu Lande, oder zur See vom Roten Meere. Frankreichs zahlreiche Gegner durften sich wieder drohend aufrichten. Zu ihnen gesellte sich als neuer der türkische Großsultan; seine Freundschaft zu erringen hatte gerade in Bonapartes weitausschauenden Plänen gelegen. Daß letzterer auch den Durchstich des Suezkanals erwogen hat, ist bekannt. Schon im Pharaonenlande hat der spätere Schöpfer des „Code Napoléon" sein außerordentliches Talent in Verwaltung und Gesetzgebung bewiesen.

Britische Kriegsschiffe bombardierten Alexandrien und Abukir, als sich die Bevölkerung gegen die Franzosen im Oktober 1798 erhoben hatte. Es gelang Bonaparte, den Aufstand zu unterdrücken, aber Akkons (Jean d'Acre) Eroberung in Syrien, durch die er gehofft hatte, seine Feinde von Aegypten fernzuhalten, war mißlungen. Neben Türken hatten sich Engländer dort verschanzt. Die von diesen kommandierte türkische Armee, welche im Juli 1799 auf der Reede

Digitized by Google

von Abukir erschien, hat dann der französische Feldherr teils vernichtet, teils gefangen genommen.

Eine unvollkommene Kunde von den gleichzeitigen Niederlagen der republikanischen Heere in Deutschland und Italien veranlaßte Bonaparte zur Rückkehr, unter Hinterlassung seiner Armee. Der bald darauf folgende Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. November) hob ihn mit der Würde des Ersten Konsuls auf die oberste Machtstufe des damals von außen her stark bedrohten Staates. Seine eigenen ruhmreichen Eroberungen waren mehr oder weniger verloren: Italien, dessen Küsten die Engländer beherrschten, Malta und Aegypten.

Von seinem neuen Herrscher erwartete das französische Volk den langersehnten Frieden. Und in der Tat machte damals der Erste Konsul den beiden Hauptgegnern, England und Oesterreich, Friedensanträge; über ihre Aufrichtigkeit ist allerdings viel gestritten worden. Von dem jüngeren Pitt, dem größten Staatsmann des damaligen Englands, und von dem Oesterreicher Thugut sind sie jedenfalls abgelehnt worden.

„Gut denn, Krieg gegen England", hieß es in einer offiziösen, wohl von Bonaparte inspirierten Flugschrift aus dem Revolutionsjahr VIII, „denn diese Russen, diese Oesterreicher, diese Türken, diese Neapolitaner sind ja nichts anderes als englische Soldaten, denen ihre Führer täglich in ihre verschiedenen Sprachen die Befehle übersetzen, die ihnen das Kabinett von St. James zusammen mit ihrem Sold zugehen läßt." [1])

Dabei sehnte sich die Bevölkerung Englands selbst nach Frieden, schon weil sie durch Mißernten und Verminderung der Zufuhren unter immer stärker wachsendem Kornmangel litt. Um die erbitterte Stimmung etwas zu beruhigen, verbreiteten britische ministerielle Blätter die Nachricht, daß einem englischen Handelshaus von der französischen Regierung gestattet sei, gegen Lieferung von Kolonialwaren Getreide aus Frankreich auszuführen. Dem widersprach sofort Bonapartes offizielles Organ, der „Moniteur", am 23. März 1800: „Seit langer Zeit ist Befehl gegeben, jeden Getreideexport zu verhindern und aufzuhalten. England hat das Meer dem Handel der Nationen verschlossen. Es ist nur zu gerecht, daß es als erstes selbst unter seinen unheilvollen Maßregeln leidet. Möge sich das englische Volk aus der Hungersnot heraus, die es zerfleischt, endlich emporrichten und eine Regierung von Bedrückern stürzen, die der Feind seiner Ruhe ist, wie der der Nation. Möge es den Frieden annehmen, den Frankreich ihm anbietet..." [2])

Es war nutzlos!

---

[1]) Th. Ebbinghaus, Napoleon, England und die Presse (1914), S. 23, N. 2; S. 35. — Ein auf Bonaparte zurückgehender Artikel im „Mercure de France" vom 23. September 1800 wirft England maßlose Herrschbegierde vor: „Mit seinem Golde denkt es die Welt zu unterjochen." — Ja, noch mehr: Englisches Gold schürte Widerstand im eigenen Lande gegen ihn: daß es sogar Verschwörerpläne unterstützte, hat er wenige Jahre später (1804) erfahren müssen.

[2]) Ebbinghaus a. a. O., S. 25.

Digitized by Google

Den Frieden mußte Bonaparte sich erst durch den zweiten italienischen Feldzug erkämpfen: In Lunéville kam er zustande, Oesterreich war gedemütigt. Der Sieg von Marengo (14. Juni 1800) wirkte auf die britische Regierung wie eine eigene Niederlage. Der Sieger durfte nun, getragen vom Vertrauen seiner Nation, einen größeren Staatenbund gegen das isolierte England zusammenbringen. Auf der Höhe seiner Macht stehend, wandte er sich in einem Aufruf an die Mächte Europas mit der Aufforderung, „zur Wahrung gemeinsamer Weltinteressen gegen England zusammenzustehen und sie gegen einen Feind zu verteidigen, der keine Rücksichten kenne und rastlos die Stunde wahrnehme, in der kein Widerspruch seinen ehrgeizigen Plänen ein Ziel setze ..."

„Die Allianz des europäischen Festlandes mit England ist, an sich betrachtet, das unnatürlichste, widersinnigste Verhältnis der Welt, weil dabei aller Gewinn und aller Vorteil auf England fällt, aller Verlust und alle Niederlagen Europa treffen. Das Interesse ihrer Staaten warnt die europäischen Fürsten vor einem Bündnis mit England, ja es drängt sie zu einem Bunde gegen den falschen Freund. Denn während England den Kontinentalkrieg unterstützte und schürte, hat es sich zum Alleinherrscher auf den Meeren gemacht, hat den Handel der ganzen Welt an sich gerissen und in Indien Gebiete erobert, im Vergleich mit denen die französischen Neuerwerbungen verschwindend klein erscheinen.

Und was tut der Kontinent? Er sieht ruhevoll zu, wie Englands Arme die Welt umklammern, und zerfleischt sich selbst, während draußen ein Vorteil nach dem andern als mühelos errungene Frucht dem gemeinsamen, aber nicht erkannten Gegner in den Schoß fällt."

Läßt sich klarer und folgerichtiger Englands Stellung zu den Staaten des Festlandes in der Geschichte der letzten Jahrhunderte und — heute charakterisieren, als es hier der große Korse getan hat?!

Napoleons Gedanken, voll politischer Weisheit, sind niedergelegt und weiter ausgeführt in dem auf seinen Befehl entstandenen Werke des wissenschaftlichen Publizisten Grafen A. M. B. de Hauterive, das einen nachhaltigen Erfolg, einen bleibenden Wert erhalten sollte (Herbst 1800): „Ueber der Sorge für das kontinentale Gleichgewicht hat es Europa seit dem Westfälischen Frieden versäumt, das maritime in entsprechender Weise zu regeln und zu überwachen. Dadurch wurde der einseitigen Entwickelung der Seeherrschaft zugunsten Englands vorgearbeitet. Dieses hat, indem es sich in alle europäischen Händel einmischte,

---

[1]) Vorbereitende Vorarbeiten bilden die Denkschriften des ehemaligen russischen Inspektors Guttin aus dem Jahre 1799 (vgl. S. Tatischeff, Alexandre I. et Napoléon, 1891, S. 644, und G. Buchholz in den „Preußischen Jahrbüchern" 84 (1896), S. 394). In ihnen der bezeichnende Satz: „Hätte nicht schon längst das bedrohliche Anwachsen der englischen Marine und des englischen Handels den anderen europäischen Mächten die Augen öffnen müssen? Will man denn warten, dem schrankenlosen Ehrgeiz dieser Nation einen Zügel anzulegen, bis sie Herrin aller Meere, aller Schiffe, aller Kolonien Europas geworden ist?"

Digitized by Google

stets die Uneinigkeit des Kontinents benutzt, um ungestört seine Pläne in der ganzen Welt durchsetzen zu können, und die Mächte, die sich mit ihm gegen Frankreich verbanden, haben beim Abschluß ihrer Verträge die Natur ihrer Rechte, ihrer Pflichten und ihrer Interessen verkannt."

Im allgemeinen europäischen Interesse „soll England in das System eines allgemeinen, nicht mehr ausschließlich europäischen Gleichgewichts hineingezwungen werden, indem es veranlaßt wird, entweder einer gerechteren Verteilung der Seeherrschaft zuzustimmen oder auf jeglichen Einfluß und jegliche Interessenvertretung auf dem Kontinent zu verzichten".

Glänzend, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, vor allem durch die Presse und ihre verschiedenartigen Organe, verstand es ein Napoleon, die öffentliche Meinung Europas zu bearbeiten!

Vor allem war es seinem diplomatischen Geschicke gelungen, dem in Paris, bereits seit Katharinas Tode, erörterten Gedanken einer in der Hauptsache gegen England gerichteten Verbindung mit Rußland endlich Form zu geben, den mächtigen Paul I. zum Bunde gegen die Briten zu gewinnen; der Zar hatte sich mit seinen Verbündeten aus der zweiten Koalition veruneinigt. Ihm als Protektor des Malteserordens bot der Erste Konsul die Ueberlassung des felsigen Ordenseilands nach Friedensschluß an.

Gegen England schlossen sich im Dezember 1800 nach Moreau's Sieg bei Hohenlinden, in welchem Napoleon eine schwere Niederlage für das englische System sah,[1]) Dänemark und Schweden an Rußland an, ein Bund bewaffneter Neutralität! Ersteres versuchte den Engländern den Sund zu sperren; Preußen besetzte des britischen Königs deutsches Stammland, Hannover.

Rußland selbst knüpfte damit nur an eine politische Richtung wieder an, welche es schon einmal zwei Jahrzehnte zuvor eingeschlagen hatte, an die Neutralitätsliga von 1780. Hier hatte Rußland im Verein mit fast allen neutralen Staaten zum ersten Male versucht, den britischen Anmaßungen entgegenzutreten, welche ein neues Seerecht zur Geltung bringen wollten. Die Ergebnisse waren damals weder dauernd noch wertvoll gewesen. Aber jedenfalls hatte sich Englands Einfluß vorerst geschwächt gezeigt. Die unter seiner Führung zustande gekommene erste Koalition gegen die französische Revolution hatte schlecht zusammengehalten.

Jetzt boten sich vollen Erfolg verheißende Aussichten für Napoleons antienglisches System! Schon durfte er davon träumen, den seinem Geiste stets vorschwebenden Zug nach Indien im Bunde mit Rußland unternehmen zu können. Bereits rüstete dazu der Zar ein Heer aus. Ja, wäre damals die Niederwerfung Englands, wie sie Napoleon vorhatte, geglückt, wäre jener Staat aus

---

[1]) Im „Moniteur" vom 10. Dezember 1800 ließ Napoleon verkünden: „Die Siegesnachricht ist durch Eilboten nach Calais, Boulogne und Brest geschickt worden, mit dem Befehl, sie an der ganzen Küste durch Artillerieſalven zu verkünden: Die Engländer werden in Dover das Krachen der Geschütze vernehmen!"

Digitized by Google

der Reihe seiner Gegner herausgedrängt worden! Sein Kaisertum hätte sich wohl in Ruhe entwickeln dürfen zu einem Horte des Friedens, ohne die durch England geschaffene Opposition der übrigen Staaten herauszufordern — selbstverständlich zu einem unausbleiblich anwachsenden Uebergewicht Frankreichs über jene. Erspart wären ihm die Verwickelungen geblieben, welche die folgerichtige Durchführung der Kontinentalsperre mit sich bringen mußte und die ihn schließlich in den verderbenbringenden russischen Krieg gestürzt haben.

Da brachen alle Aussichten, alle Berechnungen zusammen durch ein elementar wirkendes Ereignis, durch die Ermordung des Zaren am 24. März 1801; sie entsprach so ausgezeichnet den Interessen der Engländer; ihr stand sicher nicht fern der britische Botschafter in St. Petersburg, Lord Whitworth. Pauls Sohn und Nachfolger, Alexander I., verhielt sich stets mißtrauisch gegen ein Ueberhandnehmen der französischen Macht. Darum bekannte er sich zu einer englandfreundlicheren Politik, auch entsprechend seiner Erziehung und seinen Neigungen von der Jugendzeit her.

Wenig später vernichtete Nelson in unrühmlichem Ueberfall die dänische Flotte vor Kopenhagen. Nach Pitts Sturz verstand sich die englische Regierung zu Verhandlungen. Am 27. März 1802 ward der Friede zu Amiens geschlossen: England versprach, die französischen Kolonien an Napoleon, Aegypten an die Türkei, Minorka an Spanien, endlich Malta an die Johanniter zurückzugeben, letzteres innerhalb dreier Monate.

Der von Napoleon in Wahrheit aufrichtig begehrte Friede wurde in England vom König und von den maßgebenden Elementen nur als aufgedrungener einfacher Waffenstillstand betrachtet. Kein Wunder war es unter diesen Umständen, daß der Friede recht bald ein Ende fand, daß der vorgesehene Handelsvertrag überhaupt nicht zustande kam. Die Regierung der Briten bedachte sich mit der Auslieferung mehrerer wichtiger von ihr besetzter Plätze. Wohl verstand sie sich vorläufig zur Rückgabe der Kapkolonie in Südafrika, die, seit 1652 in holländischem Besitz, von den Briten im Jahre 1795 zum Schutze gegen französische Begehrlichkeit in „Verwahrung" genommen war, aber nur, um sie bereits Anfang 1806 dauernd zu besetzen. Zur Räumung und zur Rückgabe Aegyptens an die Türkei bequemte sie sich erst im März 1803.

Wichtiger und entscheidender wurde die Nichtauslieferung Maltas; sie unterblieb, trotz der von den Kabinetten Oesterreichs, Preußens, Rußlands und Spaniens vertragsmäßig gewährten Garantie. Die britische Regierung verschuldete durch den unleugbaren Vertragsbruch den von furchtbarem, beiderseitigem Haß getragenen Kriegszustand, der mit dem Ausbruch des dritten Koalitionskrieges so bald anheben und für England und Frankreich bis zum endgültigen Sturze Napoleons währen sollte.

Und gerade der Erste Konsul hatte diesen Kampf vorerst vermeiden wollen. Er kannte das starke Friedensbedürfnis der französischen Nation nach dem Wirrwarr der Revolutionszeit. Er selbst hatte eine Periode des Friedens nötig, um sein Werk, die Neugestaltung Frankreichs, auf Grund der Verfassung vom

Digitized by Google

Dezember 1799 durchzuführen. Denn er wollte nach außen dem Staate die unumgänglich notwendige Flotte mit einer seeerfahrenen Bemannung schaffen, um eine energische Kolonialpolitik wieder aufnehmen zu können, auf die er seit dem ersten Tage seiner Amtsführung hingearbeitet hatte, um nach innen Handel und Industrie zu heben, besonders gegenüber der übermächtigen englischen Industrie, um neue Straßen und Kanäle zu bauen, Ackerbau und Forstwirtschaft zu neuer Blüte zu bringen. Sein Volk wollte und sollte die Segnungen des Friedens genießen, seine wirtschaftlichen Kräfte stärken und ausnutzen.

Anders das Volk der Briten! Zur Beobachtung des Friedens war wohl das derzeitige Ministerium geneigt. Wenigstens vorläufig! Zum Wiederbeginn des Krieges, als geboten im britischen Staatsinteresse, gleichgültig, unter welchem Vorwand, drängten hingegen der jüngere Pitt und sein Anhang, im Bunde mit den Adelskreisen, und den auf ihren Erwerb erpichten einflußreichen Reedern, Industriellen und Großkaufleuten.

Ihre Berechnungen auf die Ergebnisse der ungeheuren Anleihen Pitts, auf die wirtschaftliche Beherrschung der französischen Märkte hatte Napoleon durch seine neuen Schutzzölle und Einfuhrverbote durchkreuzt. Jene Elemente konnten doch nicht einverstanden sein mit dem Aufschwung, mit der wachsenden Konkurrenz der Rivalennation.

Die Gesinnung jener Kreise kam vorzüglich zum Ausdruck in einer Anfang 1805 zu London erschienenen Broschüre mit dem zutreffenden Titel: „Ein ewiger Krieg als das einzige Mittel zur Sicherheit und Wohlfahrt Großbritanniens". Da hieß es u. a.: Bietet Frankreich Frieden, so müssen wir antworten: „Zieht eure Truppen aus den benachbarten Ländern und von den Küsten zurück. Entwaffnet eure Flotten, stellt eure Seerüstungen ein ... Wir wollen euren Handel nicht mehr stören. Wir schreiben euch nur die Bedingung vor, daß ihr dazu weder französische Schiffe, noch Frankreich untertänige Seeleute gebraucht. Unter diesen Bedingungen allein kann England mit euch Frieden schließen. Eure ganze Seemacht muß vernichtet werden."

Daß anderseits Napoleon, mit der Aufgabe Aegyptens und Maltas, weder auf eine Mittelmeerpolitik überhaupt, noch auf seine Orientpläne im besonderen verzichtet habe, bewiesen die französischen Erfolge bei den nordafrikanischen Barbareskenstaaten Tripolis, Tunis und Algier. In wachsendem Maße fühlten sich damals Englands Regierung und Publikum beunruhigt[1]) durch offiziöse

[1]) Interessant sind Napoleons Gedankenwiedergaben über die Türkei, als deren Teilung im Sommer 1802 erörtert wurde. So äußerte z. B. das offiziöse „Bulletin de Paris" vom 7. August 1802: „Das ottomanische Reich ist als gefährlicher Nachbar Oesterreichs und weil es die Tätigkeit der Russen in Atem hält, stets für Frankreich ein notwendiger Verbündeter gewesen. Die Teilung seines Territoriums, bei der wir gezwungen sein werden, zu intervenieren, verstärkt unsere Rivalen in der Macht durch angrenzende Besitzungen, während uns bei der Teilung nur entfernte Niederlassungen zufallen können ... Frankreich muß also bemüht sein, den Sturz der Türkei aufzuhalten." Bei einer etwaigen Teilung nahm Frankreich jedoch Aegypten für sich in Aussicht.

Digitized by Google

Pariser Presseartikel über das Wiederanwachsen des französischen Einflusses in den mittelamerikanischen Kolonien.

Die kriegerische Stimmung in England schürten die aus Frankreich herübergekommenen unzufriedenen Elemente: Neben gewissen Republikanern vor allem die royalistischen Emigranten. Rührig wühlte die englische Politik in ganz Europa gegen den Usurpator, stärkte ihre Position in dem von jenem bedrohten Ostindien. Erschien der Krieg den Briten unvermeidlich, dann: je eher, desto besser für sie. Jedes Friedensjahr mußte die französische Flotte vergrößern und verstärken!

Die Vereinigung Piemonts mit Frankreich und die Stellung der Schweiz unter französischen Schutz lieferten den Briten willkommene Vorwände zu ihrem Vertragsbruche. Von Malta aus konnten sie im besonderen Napoleons Beziehungen zur Pforte überwachen, die französische Mittelmeerflotte wirksam bekämpfen, etwaigen neuen Absichten Napoleons auf Aegypten die größten Schwierigkeiten in den Weg legen. Dadurch, daß sie dem Ersten Konsul die Fortdauer des von ihm herbeigeführten Friedens unterbanden, zwangen sie ihn, einige mit großem Aufwand an Blut und Geld begonnene kolonialpolitische Unternehmungen fahren zu lassen: Die Unterwerfung der reichen westindischen Kolonie San Domingo sowie die von Spanien abgetretene Kolonie Louisiana am Golf von Mexiko.

Napoleon hatte die englische Volksstimmung nicht vollwertig eingeschätzt, den festen Willen der dortigen Regierung (Addington-Hawkesbury), um der Festhaltung Maltas willen es sogar auf einen Krieg ankommen zu lassen, nicht rechtzeitig erkannt. Nun stand er nicht ausreichend gerüstet da, als es mit der Kriegserklärung Ernst wurde (Mai 1803), wohl gemerkt, nachdem England erst durch Verständigung mit Rußland dort einen Rückhalt gewonnen hatte.

Vorerst bereitete er den gigantischen Plan vor, das Inselreich direkt anzugreifen. Er nahm hiermit das alte französische Projekt wieder auf, welchem zuletzt der Marschall Broglie (1763—1779) greifbare Form zu geben, allerdings vergeblich, gesucht hatte. Es war dann 1795 wieder aufgetaucht, von Bonaparte 1798 jedoch vorläufig zurückgestellt worden, weil die französische Flotte noch aus der Revolutionszeit her zu arg vernachlässigt war. Aber auch jetzt zählte sie nur 20, dazu schlecht bemannte Linienschiffe, die als Schlachtflotte den Truppentransport beim Uebergange zu begleiten und zu beschützen hätten. Da ließ sich das Projekt noch nicht ausführen. Die Zahl der Schlachtschiffe, wie der Erste Konsul vorhatte, auf 65 zu erhöhen, zum Transporte von 100 bis 120 Mann etwa 2000 Flachboote bauen zu lassen, mit andern Worten eine Flotte eigentlich erst zu schaffen, das gelang in der Spanne von wenig mehr als zwei Jahren auch seinem Genie nicht — trotz allem Eifer, trotz hingebendster Sorgfalt, trotz ungeheueren Ausgaben und sonstigen Opfern.

Erzürnt und erbittert mußte er am 25. August 1805 das gewaltige Landungsunternehmen aufgeben, als er einsah, daß er den wiederholt herbeigerufenen Admiral Villeneuve mit seiner Flotte in Boulogne vergeblich erwarte. Ihm hatte

Digitized by Google

er noch kurz zuvor geschrieben: „Wenn Sie nur drei Tage, nur vierundzwanzig Stunden hier erscheinen, so ist die Macht vernichtet, die Frankreich seit sechs Jahrhunderten unterdrückt!“

Sechs Stunden Herr des Aermelkanals zu sein, um — wie er sich gegenüber Admiral Ganteaume (am 2. Juli 1804) ausdrückte — Herr der Welt werden zu können, nachdem er kurz zuvor Kaiser der Franzosen geworden, war ihm nicht vergönnt.[1])

Und noch eine Ironie des Schicksals! Im Frühjahr 1804, also mitten in der Periode jener Vorbereitungen, war dem Ersten Konsul von dem jungen Amerikaner Robert Fulton der kühne Vorschlag unterbreitet worden, eine ganze Dampfschiffflotte für die Landung in England zu erbauen. Nur die vorerst zu langsame Fortbewegung seines Probedampfers hatte bei der prüfenden Kommission Bedenken erregt! Allzu tragische Bedenken, wie Napoleon es leider zu spät, auf St. Helena, eingesehen hat.

Ein Friedensangebot, das der neue Kaiser in einem Briefe an den König von England Anfang Januar 1805 machte, wurde kühl abgelehnt.

Auf dem Ozean war es den Briten sehr bald gelungen, ihrem Gegner alle Verbindungen mit den Kolonien abzuschneiden, seine Truppen- und Proviantsendungen abzufangen. Am 21. Oktober vernichtetete Nelsons Sieg bei Trafalgar fast vollständig die französische Flotte, Napoleons mühsame Schöpfung: Die Herrschaft über die Meere war für England gewonnen, zur Befriedigung der verblendeten, Frankreich feindlichen Kontinentalmächte, ja zum Jubel vieler ihrer Staatsmänner und Publizisten vom Schlage eines Friedrich Gentz.[2])

---

[1]) Vgl. meine eingehendere Darstellung des Napoleonischen Landungsplanes und der Fultonschen Erfindung im September-Heft der „Deutschen Revue“ (1916).

[2]) Doch gab es unter den gebildeten deutschen Zeitgenossen, die, angesichts dieses Zweikampfs der beiden Nationen, in der Mehrzahl voll Sympathien für Frankreich waren, aufgeklärte und weitblickende Männer, welche Englands egoistische Ziele und rücksichtslose Politik völlig durchschauten, in Preußen z. B. den Verfasser der vielbesprochenen „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.“ (1807), den scharf kritisierenden Nationalökonomen und Kriegsrat Friedrich v. Cölln. Er wies in seinen „Neuen Feuerbränden“ (1807, I, S. 75, 87) nach, daß Preußen durch seine Kommunikation mit England, durch den Verkauf seines Getreides dorthin, alle Jahre ärmer geworden sei: „England kann nicht Frieden machen. Es kämpft um seine Existenz, diese ruht auf dem Universalhandelsdespotismus, dieser auf der Marine und diese auf dem Nationalkredit. Alles dieses hält sich wechselseitig ... Der Kontinent bezahlt die Zinsen der englischen Nationalschuld. Wer diese auslöscht, der schenkt uns auch die Zinsen.“

Demgemäß trat v. Cölln für ein unabhängiges Eingehen Preußens als selbständigen Staates auf die Pläne Napoleons ein: „Napoleon hätte dann freie Hände gehabt, seinen früheren Plan einer Landung in England durchzusetzen, um diesen Seiltänzer, der mit der Balancierstange bald in Indien, bald in Europa auf einem einzigen Ruhepunkt schwebend, zur Last des Kontinents hin und her schwankt, aus dem Gleichgewicht zu werfen.“

Als überzeugte Gegner Englands im preußischen Lager kamen noch in Betracht: Dietrich Heinrich v. Bülow, Hans v. Held und der Verfasser des „Neuen Leviathan“, Johannes Buchholz.

Digitized by Google

Napoleon mußte sich von nun an, seinem Hauptfeinde gegenüber, anders orientieren. Wollte er gegen ihn einen wirksamen entscheidenden Schlag führen, sei es durch einen direkten Angriff auf das Inselreich, sei es auf dem Landweg nach Indien oder sonst, so hatte er seine Hauptstütze in Petersburg zu suchen.

Vorerst meinte er auf dem mitteleuropäischen Kontinente den englischen Gegner treffen zu können, in jenem grandiosen Weltkampfe, der sich jetzt mit so vielen Völkern entspann, aber seinen Schwerpunkt stets gegen Großbritannien hatte.

Die Niederringung Oesterreichs am Tage von Austerlitz (2. Dezember 1805), dessen Glanz die bleibende Bedeutung des Sieges von Trafalgar zu verdunkeln schien, brachte dem wieder ans Ruder gelangten Pitt den Tod. Der preußische Minister Haugwitz mußte sich am 15. Dezember in Schönbrunn zu einem Bündnis mit Frankreich verstehen, das seinem zögernden Könige Friedrich Wilhelm III. den Besitz des von französischen Truppen bereits besetzten Hannovers eintrug, unter der Bedingung, England die Häfen der Ostsee, die Zugänge zu Elbe, Weser und Oder zu verschließen. Denn Norddeutschland war Englands wichtigstes Handelsgebiet geworden.

Durch diesen am 26. Februar 1806 von König Friedrich Wilhelm ratifizierten Offensiv- und Defensivvertrag hoffte Napoleon in einem „Grand système" den Schlüssel zur Beherrschung des Kontinents und damit zu einer Machtstellung gefunden zu haben, die den britischen Gegner dauernd einschüchtern sollte. Zu dem Wege hatte er sich in den Tagen einer bedenklichen Finanzkrisis entschieden; sie war durch die Vernichtung des französischen Seehandels von seiten der Engländer herbeigeführt worden. Nur durch innere Gewaltmaßregeln konnte der Kaiser ihrer Herr werden.

Doch hatte Napoleon trotz des preußischen Bündnisvertrages den Gedanken noch nicht aufgegeben, sich mit England auf Grund des augenblicklichen Besitzstandes, unter Rückgabe Hannovers, zu verständigen. Er erklärte sich zu friedlichen Verhandlungen geneigt, vornehmlich in seinem mangelnden Vertrauen zu dem neuen Bundesgenossen, bereits am 2. März 1806 bei der Eröffnung des „Corps législatif". Aber ohne Erfolg!

Auf die gegen ihn gerichtete Proklamation des Ministeriums Addington-Grenville, durch welches es „die Verteidigung der Freiheit Europas gegen den Usurpator" (!) ankündigte, gab Napoleon seine Antwort — bald nach dem Zusammenbruch der preußischen Militärmacht bei Jena-Auerstädt — dem nicht der Zusammenbruch, sondern vielmehr ein gewaltiges Wiederaufleben des preußischen Staates folgen sollte — von Berlin aus mit dem Dekrete der Blockade für englische Waren und englischen Besitz (21. November 1806). Die Blockade, aus der sich bald das System der sog. Kontinentalsperre entwickelte, ging in der Idee auf ein Konventsdekret vom 1. März 1793 zurück. Ein Abfluß der englischen Industrieerzeugnisse auf den Kontinent ward unterbunden, ein Hauptlebenserfordernis für Englands Wirtschaftspolitik drohte völlig eingeschnürt zu werden. Der Vernichtungskampf zwischen den beiden Nationen trat in das schärfste Stadium!

Digitized by Google

Die englischen Minister beschuldigte der Kaiser, daß sie zur Erregung der Volksleidenschaften sich „aller nur denkbaren Mittel der Fälschung und des Betruges bedienten". Pitt im besonderen warf er vor, daß er, „der die ganze europäische Politik beherrschte, seine Macht mißbraucht, einen Weltbrand entfacht habe. Die ersten Funken, die die Revolution entzündeten, der Widerstand gegen die Wünsche des eigenen Volkes und endlich die entsetzlichen Verbrechen, die im Gefolge der Revolution verübt wurden — das alles ist sein Werk. Fünfundzwanzig Jahre lang stand Europa in Brand, alle Länder wurden zerrüttet und verwüstet, Ströme von Blut mußten fließen.

England, das dies alles bezahlt hat, lud eine ungeheuerliche Schuldenlast auf sich. Wie eine Pest verbreitete sich das System der Anleihen, das jetzt allen Ländern das Mark aussaugt. Ueberall herrscht Unzufriedenheit und Verdrossenheit. Und an allem diesem trägt Pitt die Schuld." [1]) —

Nach dem Siege über die Russen bei Friedland (14. Juni 1807) dachte der Imperator wieder an Friedensverhandlungen mit England. Ihr Vermittler sollte Zar Alexander I. sein, darum hemmte er seinen Siegeszug gegen ihn, bot dem unterlegenen Gegner Freundschaft und Bündnis an. Es geschah in den Zusammenkünften auf dem Niemen und in Tilsit.

England sollte Hannover zurückempfangen, auch das vielumstrittene Malta behalten dürfen, dagegen die seit 1805 besetzten französischen, spanischen und holländischen Kolonien an ihre Besitzer zurückgeben, sowie freies Schiffahrtsrecht anerkennen. Im Ablehnungsfalle sollte es von der eventuell in Aussicht genommenen Aufteilung der Türkei, an deren Erhaltung übrigens England sehr viel lag, ausgeschlossen, in Indien durch die verbündeten französisch-russischen Armeen auf dem Landweg bedroht werden. Auf diesem Wege hätte Napoleon damals gehofft, auch ohne Seemacht England „die Freiheit der Meere" abzuringen.

Daß es ihm jetzt auf der Höhe seiner Macht und seines Ruhmes mit dem Friedensangebot wirklich ernst war, ging aus seiner Ansprache an das Corps législatif hervor.

Anderes führten die Engländer im Schilde. Auf die Friedensnote, welche ihnen vereinbartermaßen Zar Alexander zugehen ließ, gaben sie letzterem eine ausweichende und verschleierte Antwort; eine zynisch brutale sollte alsbald Napoleon selbst erhalten.

Vorbereitet war bereits der heimtückische Ueberfall, den sie jetzt ausführten und der die ganze Niederträchtigkeit ihrer Politik mit einem Schlage enthüllte. Englands durch den Sieg bei Trafalgar begründete Seeherrschaft bewährte sich! Mit einer vor Rügen und Stralsund lauernden Flotte erschienen sie wenige Tage später vor der ahnungslosen Hauptstadt Dänemarks, ohne Rücksicht auf die Neutralität des Landes. Ein furchtbares Bombardement legte in den Tagen vom 2. bis 5. September 1807 halb Kopenhagen mit 300 Häusern in Trümmer, ver-

[1]) H. Conrad, Napoleons Haß und Kampf gegen England (1915), S. 100 f.

Digitized by Google

nichtete das Leben vieler Menschen. Die dänische Flotte (75 Schiffe) wurde weggeschleppt, das Land wehrlos. Die Schließung des Sundes, welche der französische Gegner bei Dänemark durch diplomatische Unterhandlungen gegen die Briten hatte durchsetzen wollen, war vereitelt. Den Eingang zur Ostsee hatten sich letztere endgültig gesichert. Für Napoleon war die Ostsee verloren!

Es mußte nun für ihn darauf ankommen, sich mindestens die Mitherrschaft auf dem Mittelmeer zu sichern, um von dort aus schließlich die Seeherrschaft überhaupt und dadurch das Englands Vorherrschaft verdrängende Welthandelsmonopol zu erlangen. Es handelte sich jetzt vor allem um die Gewinnung Portugals und Spaniens. Lissabon hatten die Briten das gleiche Schicksal wie Kopenhagen zugedacht. Da kam ihnen Napoleon zuvor: Die englandfreundliche Königsfamilie Braganza, die sich nach Brasilien geflüchtet hatte, ward für abgesetzt erklärt!

Vorerst hatte die französisch-russische Verständigung in Tilsit zur Folge, daß fast das ganze europäische Festland in einen mehr oder minder schroffen Gegensatz zu England treten mußte. Napoleons Ziel, die allgemeine Blockade Englands, schien erreicht, Europas Kontinent geeint zu sein gegen Englands Seetyrannei und merkantile Zwangsherrschaft.

Dabei lebte im Grunde der Kaiser noch immer in der Hoffnung, daß sich England vor dem gegenseitigen Einverständnis des Kontinents beugen werde. Darum vermied er energische Schritte gegen die Türkei, um nicht zu stark die mit dieser verknüpften Interessen Englands zu verletzen. Sein Optimismus ward gründlich abgekühlt durch die kategorische Erklärung der englischen Thronrede vom Januar 1808, daß die Regierung auf das äußerste ein Uebergewicht Frankreichs in Europa bekämpfen werde.

Nunmehr dachte Napoleon an die schleunige Ausrüstung einer Expedition nach Indien im Verein mit den Russen. Er kam damit auf seinen alten Plan, den er bei der Vorbereitung seines Zuges nach Aegypten gehabt hatte, zurück. Im Februar 1807 hatte er mit Persien einen Vertrag abgeschlossen, der ihm den Durchmarsch durch dieses Reich nach Indien gestattete. Jetzt hoffte er England an jenem Pulsschlag bezwingen zu können, nachdem sich die Erwartungen, die er auf die sog. Kontinentalsperre gesetzt, wie wir gleich sehen werden, als trügerisch erwiesen hatten. Durch seine Flotte, an deren Vermehrung er unablässig arbeitete, dachte er, im Herbst 1808 teils Afrika umsegeln und 18000 Mann nach Indien bringen zu lassen, teils mit Zuziehung russischer und spanischer Schiffe 20000 Mann zur Besetzung Aegyptens, als Grundstock eines großen Kolonialreiches, verwenden zu können. Ein Landheer, zusammengesetzt aus Franzosen, Russen und, wie er hoffte, Oesterreichern sollte die geplante Aktion ergänzen, mit einem Angriff auf Konstantinopel beginnen.

„England, beunruhigt in Irland, bedroht in Indien durch eine französische und russische Armee, wird endlich zu vernünftigen Grundsätzen gebracht werden," schrieb der Kaiser seinem Bruder Louis, König von Holland, am 17. Februar 1808. England sollte in Unkosten gestürzt und möglichst ermüdet werden, an

Digitized by Google

seinem eignen Leibe die Wirkung seines von ihm selbst gegen Widersacher so raffiniert angewandten Systems erfahren.

Der für Napoleon so folgenschwere Aufstand des spanischen Volkes, das durch die falsch berechnete Entthronung seines bourbonischen Königshauses auf das tiefste beleidigt worden war, sollte aber alle Berechnungen über den Haufen werfen. Den spanischen Nationalstolz hatte der Imperator bei seinem unzureichenden Verständnis für die Psyche eines Volkes nicht genügend berücksichtigt! In ihrem nationalen Kampfe empfingen die tapferen Spanier die nachhaltigste Unterstützung von seiten der Engländer. Der schon in der gewaltigen Kühnheit des Entwurfes großartige Zug Napoleons nach Indien mußte für immer unausgeführt bleiben.

Ein Anschlag der Briten auf Antwerpen, den großen Kriegshafen, der das Arsenal Nordeuropas gegen England werden sollte, auf das Zentrum des von Napoleon geplanten grandiosen Kanalsystems, war mißglückt (Herbst 1808).

Wohl hatte die Kontinentalsperre die eine ihrer Aufgaben erfüllt: sie hatte das Wirtschaftsleben Frankreichs und der mit diesem vereinigten Gebiete gehoben: Die Industrien blühten, wie in Frankreich, Elsaß und Italien, ebenso am linken Rheinufer auf, nicht zuletzt die chemischen, so auch die Textilindustrie in Sachsen. Neue Betriebe entwickelten sich in der Zwangslage, von dauernder Bedeutung die Rübenzuckerindustrie, sogar Maschinenbau begann. Die französische Volkswirtschaft hat sich bleibend von den Engländern frei machen können.

Anders war es in den Ländern, deren Produkte auf den Absatz mit Großbritannien angewiesen waren. Da stellte sich, besonders unter dem Druck einer Krisis des Kolonialwarenhandels, die Unhaltbarkeit des Systems heraus. Nicht nur drangen die verpönten englischen Waren auf Schmugglerwegen in die Länder, besonders über Hamburg, Helgoland, Sizilien, die Donaumündungen usw. Schlimmer noch, der Kaiser selbst mußte durch Erteilung von Lizenzen, durch Vorschüsse, Hilfskassen, Staatsbestellungen, durch die Erhöhung der Zollgrenzen Erleichterung und Abhilfe gegen sein eigenes, starr festgehaltenes System schaffen.

Die systematische Durchführung der Kontinentalsperre, die im Grunde nur mit Hilfe einer leistungsfähigen Flotte möglich war, mußte Napoleon schließlich dazu nötigen, jeden nicht fügsamen Staat zu bekriegen. Das war dann auch der Anlaß zu dem russischen Kriege, mit dem der erste Akt seiner Untergangstragödie beginnen sollte. Denn Rußland war schon wegen des Absatzes seiner Rohprodukte und wegen seiner Angewiesenheit auf englische Kolonialwaren und Industrieerzeugnisse — in ähnlicher Weise wie auch Preußen, Skandinavien und die österreichischen Kronländer — von England abhängig. Wirtschaftliche Störungen für die Nation traten als Folgen der Kontinentalsperre gar zu bald ein (bereits im Frühjahr 1808).

Daß deshalb der bisherige Bundesgenosse, Alexander I., Napoleons Aufforderung vom Oktober 1810, eine genaue Durchführung der Kontinentalsperre, zu welcher er sich in Tilsit 1807 verpflichtet hatte, hinsichtlich der neutralen Schiffe, die englische Waren nach Rußland brachten, glattweg ablehnte — das

Digitized by Google

bedeutete den ersten Schritt zu der folgenschweren Entzweiung zwischen den beiden Kaisern.

„Es ist alles wie ein Stück in der Komödie, und die Engländer machen die Aenderung in der Szenerie," schrieb damals Napoleon. Daß sich mit ihnen hinter seinem Rücken sein Polizeiminister Joseph Fouchs in Friedensverhandlungen eingelassen, hatte dieser mit Verbannung in die Provinz zu büßen (Juni 1810). Die Niederwerfung Rußlands hätte dem großen Korsen endlich Bewegungsfreiheit gegeben gegen seinen Hauptfeind, gegen den er seit Jahren seine weit ausschauenden Vorbereitungen in ein geniales System eingestellt hatte. Aber sie mißlang. Das System war überspannt und scheiterte! Es folgte die glänzende nationale Erhebung Deutschlands. Napoleon war bis zum Rheinstrom zurückgetrieben worden. Da wurde ihm von den Diplomaten der verbündeten Mächte in Frankfurt auf Grund der Festsetzung der „natürlichen Grenzen" für Frankreich ein Friedensangebot gemacht. Das Nähere sollte auf einem Kongreß festgesetzt werden, zu welchem auch England eine Einladung erhalten würde.

Und gerade England war der Haupturheber, daß die Sache nicht zustande kam. Es wollte seinen Gegner völlig vernichtet sehen. Anfänglich hatte der Gesandte Lord George Aberdeen allerdings schwer faßbare Zusagen gemacht, welche auf die Bereitwilligkeit seiner Regierung zu Zugeständnissen zu deuten schienen. Er hatte dann aber solche abgelehnt, sofern sie Englands Interessen, besonders seine maritimen Rechte, beeinträchtigen könnten. Daß England vor allem die Freilassung Belgiens verlangen würde, ging dann aus der Note des famosen Außenministers Castlereagh hervor, der nach Napoleons Ausdruck „nur Pitts Schatten war". Unter dem 13. November an Aberdeen gerichtet, verlangte sie vor allem strenge Einschränkung Frankreichs auf seine alten Grenzen, den Sturz des Korsen und stellte die Wegnahme Antwerpens in Aussicht.

Castlereagh ließ, wie Napoleon behauptet hat, ihm England selbst als Aufenthaltsort anbieten. Die Behandlung, welche ihn dort erwarten würde, ahnend, ließ er sich auf dieses Anerbieten nicht ein. Denn er durchschaute die Erbärmlichkeit des Staatsmannes, der seine politische Laufbahn damit begonnen hatte, daß er seine engeren Landsleute, die Iren, verriet. Aus den Worten des „kaltherzigen Sklavenhändlers und Kesselflickers", wie ihn sein Landsmann George Byron genannt hat, erhellt Englands Programm. Es ward ausgeführt mit unnachsichtiger Konsequenz auf dem Wiener Kongreß.

Napoleon war besiegt, weniger durch britische Waffen als durch die der Mächte des Festlandes, vor allem durch deutsche. Schlimmer noch. Er war aufgegeben und verlassen von den angesehensten seiner Marschälle. Schon gleich nach dem Falle von Paris (30. März 1814) hatten Ney, Lefebvre, Macdonald und Oudinot in Besorgnis um ihre Titel und Reichtümer jeden weiteren Widerstand für zwecklos erklärt, durch ihre Weigerung die in den Provinzen nicht aussichtslose Fortsetzung des Kampfes hintertrieben und ihrem Herrn die Unterschrift unter das Abdankungsdokument abgerungen. Sein Jugendfreund Marmont war schon früher von ihm abgefallen. Des schlimmsten Verrates machte sich

Digitized by Google

Fouché schuldig: er hetzte Murat zum Abfall. Während der hundert Tage ermutigte er die Kammer zur Opposition.

Der Kleinmut seiner Minister vereitelte Napoleons Absicht, nach der Niederlage von Waterloo in Paris zu bleiben und von dort aus die letzten Anstrengungen zu wagen. Ein nicht minderer Kleinmut in des gestürzten Kaisers Umgebung verschuldete die Unterlassung jeglichen Versuchs, von Rochefort aus einen Fluchtversuch nach Amerika zu unternehmen.

Eine furchtbare Tragik, daß dem gewaltigsten Vertreter der traditionellen, gegen England gerichteten Politik Frankreichs nur der Entschluß übrig blieb, zu den Engländern zu flüchten.

„Wie Themistokles setze ich mich an den Herd des englischen Volkes. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze und erwarte diesen von Eurer Königlichen Hoheit, als dem mächtigsten, ausdauerndsten und hochherzigsten meiner Feinde."

Also schrieb der von der englischen Politik Niedergehetzte an den Prinzregenten, den liederlichen Stellvertreter des schon lange geisteskranken Königs Georg III. Den Begriff altpersischer Großmut, wie sie im Altertum einem Themistokles zuteil geworden war, kannte englische Politik nicht! In kalt berechnender Grausamkeit ward der Schutzflehende zu mörderischem Siechtum auf das Teufelseiland St. Helena verbannt. Ein Gewaltakt, ein unrühmlicher Bruch des Völkerrechts, gegen den Napoleon energisch, aber selbstverständlich nutzlos protestierte: Ungezwungen und freiwillig habe er sich ausgeliefert, da er den Krieg mit der Loirearmee habe fortsetzen können.

Auf St. Helena schrieb er den Gedanken nieder, daß er „den Frieden gewollt, und daß Europa ihn zu seinen Kriegen gezwungen habe".

Europa! Es war in der Hauptsache England! Englands Politik, Englands Diplomatie, Englands treuloser Egoismus!

Die Briten-Nation schied als wirkliche Weltmacht aus dem Riesenkampfe. Alle außerenglischen Handelsflotten hatte sie vernichtet, gegen 4000 europäische Schiffe der eignen Handelsflotte während der Napoleonischen Kriege einverleibt.

Daß Napoleon mit jener Aeußerung aus seinem Herzen keine Mördergrube hat machen wollen, daß sie seiner Ueberzeugung, seinen wirklichen Vorsätzen und Absichten entsprach, darüber wird sich die Geschichtsforschung mehr und mehr klar. Den Stempel des Kriegsdämons haben ihm in erster Linie die Engländer aufgedrückt.

Auf St. Helena schrieb der in jenem Weltkampf Unterlegene resigniert auch den Gedanken nieder, daß für Frankreich die Zeit vorüber sei, England den Welthandel streitig zu machen. Er wünschte, daß sein Sohn, wenn ihn Frankreich zurückrufe, den Kampf nicht wieder aufnehme, sondern Englands Freundschaft suche. An Stelle des „Combattre l'Angleterre" sollte für ihn die Losung gelten: „Partager avec elle le commerce du monde."

England war der unbezwingbare, immer wachsende Koloß geworden. Gegen seine aus jenen Tagen datierende Uebermacht hat sich Frankreich nicht wieder

Digitized by Google

erhoben. Heute muß es zähneknirschend mit ansehen, wie dieses ihm einen wichtigen Platz, den es schon früher einmal geraubt hatte, Calais,[1]) kaltlächelnd wieder abnimmt.

Die mächtig und lang auflodernde Feuergarbe aus dem furchtbaren Vulkan, in welchem gegenwärtig Weltkrieg, Staatenumwälzungen, politische und wirtschaftliche Neubildungen wie in einem Höllenkessel durcheinander brodeln, schleudert ein scharfes, durchdringendes Licht auf manche geschichtliche Vorgänge. Sie lehrt uns, daß wir jene mitunter schief und unrichtig beurteilt haben. So die phänomenale Gestalt Napoleons I.[2]) Erst heute ist uns das wahre Kampfziel: des einst allgemein als unersättlich und blutdürstig[3]) verschrienen Eroberers: Englands Niederzwingung zum Besten Frankreichs und des übrigen europäischen Kontinents, in voller Deutlichkeit erkennbar geworden!

Das Testament des Isokrates

Gedanken über politische Sophistik

von

H. v. Arnim

(Schluß)

Man kann die Kunst des Isokrates in seinem Lobe Athens nur verstehen, wenn man sich klar macht, daß er selbst zu der Partei gehörte, die weder mit der inneren noch mit der äußeren Politik Athens seit der Reichsgründung einverstanden war. Er gehörte den Kreisen jener Mittelstandspartei an, die zwischen den entschiedenen Oligarchen und den entschiedenen Demokraten in der Mitte stand und durch ihren wechselnden Anschluß nach der rechten oder linken Seite in den Kämpfen dieser extremen Parteien jeweils den Ausschlag gab. Während die radikal-demokratische Partei Trägerin des Seeherrschaftsgedankens und des eigentlichen Imperialismus war, die oligarchische Partei durch Anerkennung Spartas als Vormacht den Frieden herbeiführen wollte, war das Ideal der Mittelpartei ein die Autonomie aller einzelnen Staaten schonender griechischer Staatenbund unter Führung Athens, aber mit Beteiligung Spartas an der Führung, der sich die Aufgabe stellen würde, durch einen Krieg gegen Persien Siedelungsland für griechische Ansiedler zu beschaffen. Isokrates mißbilligt also

[1]) Vgl. meine Abhandlung „Calais unter englischer Herrschaft 1347 bis 1558" im Juli-Heft der „Deutschen Revue" (1916).

[2]) Eine zutreffende Beurteilung Napoleons hinsichtlich seiner englischen Politik haben zuerst die deutschen Geschichtsforscher Max Lenz und Gustav Roloff geliefert.

[3]) Künstlerisch hat diese Auffassung den realistischen Ausdruck gefunden in dem ergreifend wirkenden Gemälde des Belgiers Anton Wiertz (1806—1865): Une scène de l'enfer (Napoleon in der Hölle), jetzt im Musée Wiertz zu Brüssel.

Digitized by Google

für die ganze Zeit seit 478 die äußere Politik Athens nicht minder als die Spartas und kann in dieser Zeit keine Verdienste Athens um die nationale Sache nachweisen. Er hilft sich dadurch aus der Verlegenheit, daß er sein Lob der auswärtigen Politik und der kriegerischen Heldentaten Athens fast ausschließlich aus der älteren, namentlich der ganz alten vorsolonischen und mythischen Zeit schöpft. Was die Verfassungsform und die innere Politik betrifft, ist ihm mit gewissen Vorbehalten die spartanische sogar sympathischer als die athenische seit dem Siege der Demokratie, so daß er, um auch hier Athens Vorrang vor Sparta zu erweisen, wenn er seine politische Ueberzeugung nicht verleugnen will, auf die „Väterzeit" zurückgreifen muß; und zwar gilt ihm als „Verfassung der Väterzeit" nicht etwa die solonische, sondern die vorsolonische. Diese stattet er im Widerspruch mit Geschichte und Ueberlieferung mit all den Zügen aus, die zu seinem eignen Ideal gehören. Athens Politik in der nachperserischen Zeit, die äußere sowohl wie die innere, lobt er nicht, sondern entschuldigt sie nur und erweist sie als weniger verwerflich als die spartanische derselben Zeit. So wird das Lob Athens notwendig zum Lob der lieben Vorfahren. Bei Sparta dagegen wird kein solcher Unterschied zugunsten der alten Zeit gemacht; Sparta ist immer dasselbe geblieben; und während es in der Themastellung nur hieß, Athen übertreffe Sparta an Verdienst um das Hellenentum mehr als dieses die übrigen Städte, also doch auch Sparta nationale Verdienste zugeschrieben wurden, bekommt man dann in der ganzen Rede von Verdiensten Spartas nichts mehr zu hören, sondern nur von seiner selbstsüchtigen Machtpolitik auf Kosten der Hellenen. Dadurch wird im Grunde die Themastellung selbst ihrer Berechtigung beraubt. Denn wenn Sparta überhaupt keine nennenswerten Verdienste um Hellas sich erworben hat, ist es kein großer Ruhm für Athen, es ihm zuvorzutun.

Athens auswärtige Politik in der Väterzeit wird, wie schon gesagt, als eine schlechthin selbstlose, mit vollem Bewußtsein nur dem Wohl der hellenischen Völkergemeinschaft dienende geschildert, die kriegerische Mittel nur gegen den Nationalfeind anwendet, um das Griechentum gegen seine Uebergriffe zu sichern und das griechische Gebiet auf seine Kosten auszudehnen, innerhalb der griechischen Welt aber nur durch friedliche Mittel Ordnung, Freiheit, Wohlstand und Eintracht zu fördern sucht, ohne nach Herrschaft zu streben und ohne den kleinen Staaten ihre Selbständigkeit zu rauben. In diesem Sinne wird namentlich die Kolonisation der Kykladen und der kleinasiatischen Küste, die sog. ionische Wanderung, als ein von Athen geleitetes einheitliches Unternehmen geschildert, welches Wohlstand, Unabhängigkeit und Macht der Griechen auf Kosten der Barbaren gefördert habe. Sie ist das mythische Vorbild für die von Isokrates selbst seinen Zeitgenossen empfohlene und später von Alexander verwirklichte griechische Kolonisation Asiens. Damals, so hören wir, besaß nur Athen eine wohlgeordnete, den inneren Frieden verbürgende demokratische Verfassung, während die übrigen Staaten vom Bürgerzwist zerrissen waren. Da hielt es nun Athen für seine Aufgabe, die Stammesverwandten durch Belehrung und gütliche Ueber-

Digitized by Google

redung zu geordneten Verfassungszuständen zu führen. Wo dies allein nicht genügte, da schickte es den Staaten seine angesehensten Männer, nicht nur, um ihnen politischen Rat zu erteilen, sondern auch um sich an die Spitze der unzufriedenen Teile der Bevölkerung zu stellen, Heerhaufen aus ihnen zu bilden und diese zum Siege über die Barbaren und zur Eroberung einer neuen Heimat zu führen.

Daß diese Version der ionischen Wanderung dem Isokrates als zuverlässige und gut beglaubigte Geschichte galt, darf man nicht annehmen. Beachtet man, wie er sie willkürlich im Sinne seiner Tendenz formt, so erkennt man, daß der attische Sophist dasselbe Recht wie der attische Tragiker für sich in Anspruch nimmt, an der mythischen Ueberlieferung seinem Zwecke gemäß weiter zu dichten. Das ist eines der herkömmlichen Mittel sophistischer Stimmungsmache. Auf das große Publikum, dem solche Sagen als Geschichte galten, mußte die Darstellung des Isokrates überzeugend wirken. Ein solcher Beweis für Athens „edle" Politik kann natürlich nur als „politische Sophistik" bezeichnet werden. Ich gehe aber weiter und behaupte, daß Isokrates an die Möglichkeit einer solchen selbstlosen Idealpolitik selbst nicht glaubte. Gewiß hatte auch er seinen Thukydides mit Verständnis gelesen und klar erkannt, daß die wohltätigen Wirkungen, die ein Staat durch seine Politik auf die umwohnende Völkergemeinschaft ausübt, immer nur zufällige Nebenwirkungen seiner auf eignen Nutzen gerichteten Bestrebungen sind. Er hat die Auffassung Athens als der selbstlosen und großmütigen Beschützerin der kleinen Völker natürlich nicht selbst erfunden, sondern bereits als geltende Nationaldoktrin Athens und herkömmliche pseudo-idealistische Formel für Athens imperialistische Einmischungspolitik vorgefunden. Es liegt in der Natur der Sache, daß England auch keine andre Formel für seinen Imperialismus hat aufstellen können. Der Hinweis aber auf die politischen und wirtschaftlichen Vorteile der Kolonisation Asiens gehört nicht zu der auf Massenwirkung berechneten Idealdoktrin, sondern weist auf einen ernstgemeinten Punkt in Isokrates' eignem Programm hin. So ist in seinen Ausführungen Aufrichtiges, Halbaufrichtiges und Unaufrichtiges verschmolzen. Natürlich weiß Isokrates ganz genau, daß ein Staat, der Kolonien gründet, auch wenn er zu ihnen Kolonisten aus vieler Herren Ländern sammelt, diese unter allen Umständen, solange er es vermag, von sich abhängig zu erhalten sucht, wie England einst die amerikanischen Kolonien und jetzt Kanada und Australien. Er weiß auch, daß ein Staat die Uebertragung der eignen demokratischen Verfassung auf andre Staaten nicht durch bloße theoretische „Belehrung" und gütliche „Ueberredung" bewirken kann, sondern nur, indem er in dem fremden Gemeinwesen die vorhandene demokratische Partei durch Geld und andre Machtmittel unterstützt und zum Sieg über die Gegenpartei führt; und daß er das nur dann tut, wenn er dadurch jenes andre Gemeinwesen in Abhängigkeit von sich zu bringen hoffen darf. Isokrates stellt den Vorgang nur deswegen in die ideale Beleuchtung, weil er mit seinem Lobe Athens auf die Masse der Uneingeweihten wirken will, die allen Ernstes selbstlose Politik für möglich und für lobenswert halten. Der

Digitized by Google

denkende Leser soll das Wesen erfassen, das sich hinter dem schönen Schein verbirgt.

Zu diesem nur dem Seestaat möglichen, scheinbar selbstlosen Verfahren der Machtausbreitung stellt nun Isokrates das Verfahren der Dorier und weiterhin Spartas bei der Unterwerfung der Peloponnes in schärfsten Gegensatz, indem er es als Beispiel reiner Machtpolitik auffaßt. Diesen Charakter trug nach seiner Darstellung sowohl die dorische Besitzergreifung der Peloponnes wie Spartas allmählich erworbene Herrschaft über alle Staaten der Peloponnes mit Ausnahme von Argos. Begründet wird diese Auffassung in keiner Weise, obgleich man aus dem „Archidamos" des Isokrates ersehen kann, daß ihm die herkömmliche spartanische Version über die Rechtsgründe der Eroberung Messeniens wohlbekannt war. Besonders wird es den Doriern zum Vorwurf gemacht, daß sie gerade die achäischen Staaten der Peloponnes zerstört haben, die sich im Troischen Krieg gegen die asiatischen Barbaren am meisten hervorgetan und der griechischen Nation Helden wie Agamemnon, Menelaos und Nestor geschenkt hatten. Die Spartaner, heißt es, waren überzeugt, daß nicht anerkannte Grundsätze des Völkerrechts, sondern nur das Schwert den Besitzstand eines Volkes verbürge; darum vernachlässigten sie alle übrigen Künste und bildeten sich nur in der Kriegskunst aus. Durch ihre Eroberungspolitik haben sie nicht, wie Athen, zur Sicherung, Ausbreitung und wirtschaftlichen Förderung der ganzen griechischen Nation beigetragen, sondern nur sich selbst durchgesetzt. Darum muß man Athen lieben, Sparta aber fürchten. Um Gerechtigkeit, auf der die wahre Ehre der Nationen beruht, hat sich Sparta nie bekümmert, sondern ist immer nur darauf ausgegangen, sich möglichst viel fremdes Gut anzueignen. Wenn Isokrates durch diese Schilderung Furcht vor dem „militaristischen" Sparta zu wecken sucht, so wendet er das technisch richtigste Verfahren für die Aufstachelung des Hasses gegen ein Volk an. Denn in der Politik ist die Furcht die einzige Quelle des Hasses. Man haßt nur den fremden Staat, unter dessen Oberherrschaft man bereits steht oder zu kommen befürchtet. Mit der Furcht wird auch der Haß gegenseitig, wie zwischen uns und England vor dem Kriege. Furcht erweckt in der Politik schon die Macht an sich, nicht erst die, welche skrupellos ihren Vorteil durchsetzt; denn daß der Mächtige, wenn es sein Vorteil gebietet, seine Macht gebrauchen wird, hält jedermann schon im voraus für selbstverständlich. Darum hatten es die Ententerhetoren leicht, gegen Deutschland in der ganzen Welt Haß zu erregen. Isokrates war sich, wie aus vielen Stellen der Rede hervorgeht, wohl bewußt, daß er ungerecht gegen Sparta verfuhr. Der Kunstgriff, dessen er sich bedient, entspricht dem im Lobe Athens wegen der ionischen Wanderung angewendeten. Beidemal greift er auf die älteste, geschichtlich kaum noch kenntliche Zeit zurück und gründet auf diese dort sein Lob und hier seinen Tadel. Daß Sparta, nachdem es den peloponnesischen Bund gegründet und unter seine Führung gebracht hatte, wie Deutschland nach der Reichsgründung, weiterhin niemals eine Eroberungspolitik betrieb, sondern seine Wehrmacht nur einsetzte, wo es den Status quo bedroht glaubte, während dem Imperialismus Athens von vornherein

Digitized by Google

ein viel größeres Ausbreitungsstreben innewohnte, das ihn schließlich zu Unternehmungen wie der unglücklichen sizilischen Expedition verleitete, das weiß Isokrates zu verschleiern. Nach seiner Darstellung ist Athen erst dadurch zum Imperialismus gedrängt worden, daß es sich durch Furcht vor Sparta in seiner Unabhängigkeit bedroht und diese nur durch Ausdehnung seiner Macht wahren zu können glaubte. Für die Zeit seit den Perserkriegen, in welcher Athen und Sparta Nebenbuhler wurden, ist aber viel eher das Gegenteil wahr: durch Athens unternehmende Politik wurde das zögernde Sparta aus seiner Zurückhaltung herausgedrängt und schließlich gezwungen, sich auch eine Flotte zu schaffen und nach der Seeherrschaft zu streben.

Den Hauptpunkt in jeder Lobpreisung der Verdienste Athens um Hellas mußte natürlich der Sieg über die Perser vom Jahre 480 bilden. Isokrates hat aber diesen Punkt im „Panathenaikos" kurz abgetan, weil sich diesem oft, auch von Isokrates selbst schon im „Panegyrikos" behandelten Thema neue Seiten nicht mehr abgewinnen ließen. Gerade weil dieser Sieg ein unbestrittenes und unbestreitbares Verdienst Athens um ganz Hellas war, bildete er keinen dankbaren Stoff für eine Schrift, welche die Kunstgriffe politischer Sophistik und die sophistische Umformung der Tatsachen im Sinne der volkstümlichen pseudoidealistischen Doktrin paradigmatisch veranschaulichen will. Ungerecht gegen Sparta ist Isokrates aber auch in diesem Punkt der Gegenüberstellung beider Staaten. Denn er sagt über die Spartaner nur, daß sie in der Schlacht bei Salamis weniger Schiffe stellten als die Athener, und daß Eurybiades, wenn es nach ihm gegangen wäre, alles verdorben hätte, während der Athener Themistokles den rettenden Gedanken hatte. Jeder kritische Leser muß sich sagen, daß also das unbestreitbarste Verdienst Athens um die nationale Sache auf derselben Flottenschöpfung beruhte, aus der auch das Streben nach Seeherrschaft mit allen seinen von Isokrates beklagten Folgen für Athens innere und äußere Politik entsprang.

Außer den beiden bisher besprochenen Punkten, der ionischen Wanderung und dem Sieg über Xerxes, weiß Isokrates im Grunde keine Verdienste Athens um Hellas auf dem Gebiete der äußeren Politik anzuführen. Den Hinweis, daß Athen nach dem Zuge der Sieben Theben durch diplomatische Verhandlung zur Bestattung der gefallenen feindlichen Führer bestimmte und damit einen von allen Hellenen anerkannten Grundsatz des heiligen Rechtes aufrechterhielt, würde ich hier gar nicht erwähnen, wenn nicht Isokrates' Entschuldigung wegen seiner vom „Panegyrikos" abweichenden Behandlung dieser Geschichte für die Verwertung der Mythen in der politischen Sophistik grundsätzliche Bedeutung hätte. Im „Panegyrikos" ließ er Athen die Bestattung der Gefallenen mit Waffengewalt erzwingen, im „Panathenaikos" wird sie durch friedliche „Ueberredung" erreicht. Er spricht in einer jener erläuternden Zwischenbemerkungen, mit denen er seine Darstellung häufig unterbricht, die Ueberzeugung aus, daß ihn niemand wegen dieser Abweichung tadeln werde. Er wenigstens sei sich bewußt, daß die neue Version hier ebenso schön und zweckmäßig angebracht sei wie die alte dort.

Digitized by Google

Darin liegt sein Bekenntnis zu willkürlicher Abwandlung der Mythen je nach Bedürfnis und künstlerischer Absicht. Es ist ein technischer Wink für den fachmännischen Leser. Den Grund der Aenderung gibt er nicht an, sondern überläßt dem einsichtigen Leser, ihn selbst zu finden. Isokrates war, als er den Abschnitt schrieb, schon für die Aussöhnung und das Bündnis mit Theben, das dann durch Demosthenes zustande kam und dazu führte, daß bei Chaeronea Athener und Thebaner Schulter an Schulter gegen Philipp kämpften.

Auch die Kämpfe gegen die Thraker unter Eumolpos, gegen Skythen und Amazonen, gegen Eurystheus zum Schutze der Herakliden, die als Beispiele kriegerischer Leistungen Altathens angeführt werden, spielen keine bedeutende Rolle in der Rede und gehen uns hier nichts an. Im übrigen aber wird nur die Zeit *nach* den Perserkriegen behandelt, in der Athens auswärtige Politik durchaus nicht unbedingt gelobt, sondern nur entschuldigt und als weniger schlimm gegenüber der spartanischen erwiesen wird.

In der Zeit nach der Abwehr der persischen Invasion, so führt Isokrates aus, haben beide Staaten den gemeinsamen Fehler begangen, mit dem Perserreich einen dauernden Frieden zu schließen und dann untereinander in den Kampf um die Vorherrschaft in Griechenland einzutreten. In diesem Wettkampf ist zuerst Athen, dann Sparta in den Besitz der Seeherrschaft gelangt, von der die Herrschaft über die meisten griechischen Staaten abhängt. Athen hat sich aber in der Führung der Seeherrschaft besser als Sparta bewährt. Athen hat nämlich bloß seine Bundesgenossen *überredet*, dieselbe Verfassung, die es selbst angenommen hatte, einzuführen — und ein Beweis von Wohlwollen und Freundschaft ist es doch, wenn man andern zu Einrichtungen rät, die man selbst bewährt gefunden hat —, Sparta dagegen hat nach seinem Siege in den nun von *ihm* beherrschten Städten nicht seine eigne Verfassung, sondern die berüchtigten Gewaltherrschaften der Zehnmännerkollegien (Dekarchien) eingeführt, welche unerhörte Greuel begangen und dadurch zum baldigen Sturz der spartanischen Herrschaft beigetragen haben. Dieses Argument beruht ganz auf der demokratischen Legende, welcher Zwang, wenn er von der Demokratie ausgeübt wird, als gütliche „Ueberredung" gilt. Auch ist zu beachten, daß Isokrates wegen der Dekarchien, die doch nur kurze Zeit im Anfang der spartanischen Herrschaft bestanden haben, diese ganz und ohne Vorbehalt verurteilt.

Um Athen gegen die Anklagen zu verteidigen, die von seinen Feinden wegen der tyrannischen Gewalttätigkeit seiner Reichspolitik erhoben wurden, begnügt sich Isokrates mit dem Versuch, nachzuweisen, daß Spartas Regiment weit ärgere Gewalttätigkeiten begangen habe. Wird z. B. von den Feinden Athens auf die peinlichen Prozesse hingewiesen, in denen die Bündner vor atheniſchen Gerichten zu erscheinen hatten, so erwidert Isokrates, Sparta habe mehr Hellenen ohne gerichtliches Verfahren hinrichten lassen, als in Athen vor Gericht gezogen wurden. Auf den Vorwurf rücksichtsloser Eintreibung der Tribute von den Bündnern antwortet er: *erstens* hätten die Bündner freiwillig, als sie Athen die Hegemonie übertrugen, sich zur Tributzahlung verstanden, was nicht für alle Städte

Digitized by Google

und auch für diese nur in formaljuristischem Sinne richtig ist; zweitens müsse man bedenken, daß die von den Bündnern gezahlten Tribute nicht Athen zugute gekommen seien, sondern der Erhaltung der Freiheit und der Demokratie in dem ganzen Bundesgebiete; drittens hätten die Bündner nur Athens Schutz und Hilfe die Erhaltung bzw. Wiederherstellung ihres Wohlstandes verdankt, so daß schon die Dankbarkeit sie zu einer Gegenleistung verpflichtete; und diese kleine Abgabe hätte nicht gehindert, daß ihr Wohlstand unter Athens Herrschaft mehr zugenommen habe als der der Peloponnesier, die keine Tribute zahlten. Das sind die Gründe, die jeder brave Athener zur Verteidigung der Tributerhebung vorzubringen pflegte; aber zum Nachweis des Satzes, daß es Sparta in diesem Punkt ärger getrieben als Athen, eigneten sie sich nicht. Darum wandelt hier Isokrates sein Demonstrandum in den nur für oberflächliche Betrachtung äquivalenten Satz um: Athens Verhalten sei für die tributzahlenden Städte zuträglicher gewesen als das Spartas. — Auf den Vorwurf endlich, der gegen Athen wegen Zerstörung und Verwüstung von Städten, die sich seiner Herrschaft nicht fügen wollten, erhoben wurde, weiß Isokrates nur zu erwidern, es habe sich dabei um ein paar unbedeutende Inselchen gehandelt, welche die meisten Griechen kaum dem Namen nach kennen, während die Dorier bei der Eroberung der Peloponnes die bis dahin angesehensten und um die nationale Sache verdientesten Staaten von Hellas zerstört hätten. Weiterhin habe dann Sparta auch seinen eignen Stammes- und bisherigen Kampfgenossen, den Messeniern und Argeiern, dasselbe Schicksal zu bereiten versucht und später sogar das um die hellenische Sache so hochverdiente Plataiai zerstört und fast die ganze Bevölkerung desselben hingemordet. Wirklich zutreffend ist unter diesen Bemerkungen nur die über die Verwüstung von Plataiai; aber die athenischen Gewalttaten an Melos, Torone, Skione werden durch sie nicht übertroffen; und zu der Bemerkung über die messenischen Kriege muß man die spartanisch gefärbte Darstellung desselben Gegenstandes im „Archidamus" des Isokrates vergleichen, um sich zu überzeugen, mit welcher Freiheit die politische Sophistik den geschichtlichen Stoff je nach ihrem augenblicklichen Zweck umwandelt. Auch würde Isokrates gewiß nicht auf jene alte, halb sagenhafte Geschichte zurückgegriffen haben, wenn er den athenischen Gewalttätigkeiten spartanische aus der geschichtlich hellen Zeit, von Plataiai abgesehen, hätte gegenüberstellen können. Denn es ist klar, daß Ereignisse aus zeitlich so weit getrennten Kulturepochen für gerechte und billige Beurteilung unvergleichbar sind. Isokrates deutet auch selbst durch eine jener erläuternden Zwischenbemerkungen, von denen die Rede durchzogen ist, deutlich genug an, daß er diese Argumentation nicht als ernst gemeint, sondern als zur Verhetzung der ungebildeten Masse bestimmte politische Sophistik aufgefaßt wissen will, wenn er sagt, er fühle selbst, wie ihn hier die Sanftmut im Stich lasse, mit der er seine Rede zu schreiben begonnen hätte, wie er dreister werde, als es sonst seiner Art entspreche, und wie er von der Menge des zuströmenden Gedankenstoffes wider seinen Willen mit fortgerissen werde. Darin liegt für den Schüler und für den Kenner der Wink, daß es durchaus nicht die Wirkung ver-

Digitized by Google

leumderischer politischer Invektiven beeinträchtigt, wenn man an rechter Stelle einen Zusatz leidenschaftlicher Entrüstung einfließen läßt. Ist sie auch bei dem politischen Drahtzieher selbst nur gespielt, so wird sie doch bei der Masse der Ungebildeten nicht wie bei den wenigen Verständigen Mißtrauen erwecken, sondern sie zu naiver aufrichtiger Empörung und zu naivem heißempfundenem Hasse mitreißen. Wollte Isokrates seine Schüler zu künftigen Staatsmännern in demokratischen Staaten erziehen, so durfte er sie in der wichtigen Kunst der Schürung niedriger Leidenschaften nicht ununterrichtet lassen.

Ein wichtiges Kunstmittel politischer Sophistik will Isokrates auch in der folgenden Erörterung veranschaulichen, wo er behauptet, die Anstiftung von Bürgerzwist, Revolution und blutigem Gemetzel in fremden Staaten, wie sie die Engländer jetzt in Rußland geübt haben, hätten die Athener erst ziemlich spät von den Spartanern gelernt. Vor der Schlacht von Aigospotamoi könne man den Athenern nichts Derartiges nachweisen. Erst nachdem die Spartaner die Herrschaft erlangt und wieder verloren hatten, hätten ein paar athenische Feldherrn geglaubt, um die Städte in Botmäßigkeit zu halten, nach dem Vorbilde der Spartaner auch zu solchen Mitteln greifen zu müssen. Der Haß für solche Taten müsse daher von Rechts wegen die Spartaner, die dies Verfahren vorgemacht hätten, nicht ihre betrogenen Schüler, die Athener, treffen. — Es begegnet uns hier, wie auch die heutige Kriegspresse zeigt, wieder eine jener Grundformen politischer Sophistik, die ewig, weil in der Natur menschlichen Streites begründet sind. Alles, was ein Staat gegen Sittlichkeit und Menschlichkeit Verstoßendes im Daseinskampfe zu tun sich genötigt sieht, kann als Repressalie gerechtfertigt und auf das Schuldkonto des Gegners gebucht werden. Dadurch wird, indem jede Vergeltung in infinitum eine neue hervorruft, die Scheußlichkeit der Greuel stufenweise bis zur Unmenschlichkeit gesteigert, ohne daß die beiden Kämpfer je das Gefühl verließe, etwas sittlich Berechtigtes, weil um der Selbsterhaltung willen Notwendiges zu tun. Bekanntlich wird nicht nur von Isokrates, sondern schon von Thukydides der athenische Imperialismus selbst sozusagen als Repressalie gegen den spartanischen aufgefaßt. Man muß in der großen Politik Hammer oder Amboß sein; schon um seine Unabhängigkeit zu wahren, muß man nach Herrschaft streben.

Auch auf die innere Verfassung wendet Isokrates dieses Rechtfertigungsverfahren an. Daß Athen von der idealen aristokratisch temperierten Demokratie seiner Frühzeit später zu der abscheulichen radikalen Demokratie überging, war nach Isokrates durch den Kampf mit Sparta um die Vorherrschaft in Griechenland zur Notwendigkeit geworden. Die Athener wußten ganz genau, daß in jeder andern Hinsicht die Verfassung der Väterzeit den Vorzug verdiente; nur um gegen die Herrschaftsgelüste und Ränke der Spartaner ihre Unabhängigkeit zu wahren, bedurften sie der Seeherrschaft; und mit dieser war als ihr entsprechendes Zubehör in der inneren Politik die radikale Demokratie notwendig verbunden. So entschlossen sie sich, lieber alle Mißlichkeiten der radikalen Demokratie und der Seeherrschaft in Kauf zu nehmen, als sich der Herrschaft der

Digitized by Google

Spartaner zu beugen. Hat man nur die Wahl, entweder andern Unerhörtes anzutun oder selbst Unerhörtes zu leiden, entweder ungerecht über andre zu herrschen oder, wenn man dies aus sittlichen Bedenken ablehnt, selbst ein ungerechtes Joch auf sich zu nehmen, so ist es sittlich berechtigt, die ungerechte Herrschaft vorzuziehen. Jeder Vernünftige, mit Ausnahme einiger weltfremder Gelehrten (Isokrates spielt hier auf Platons „Gorgias" an), wird sich so entscheiden. Ist es also nicht klar, daß die sittliche Schuld, Athen zu dieser Verfassungsverschlechterung gezwungen zu haben, Sparta trifft? Das ist ein Gedankengang, der seine Wirkung auf die ungebildete Masse nicht verfehlen konnte. Der einsichtige Leser aber sollte sich hier, nach Isokrates' Absicht, sagen, daß ein solches Hinüberschieben der Schuld auf die andre Partei immer beiden Parteien möglich ist. Den sophistischen Schein zugunsten der eignen Sache bringt man nur dadurch hervor, daß man für die eignen Handlungen ihre aus dem Kampf entspringenden Motive in ihrer naturnotwendigen Verursachung darlegt, während man die gleichartigen Motive des Gegners übersieht und verschweigt, damit der Schein entstehe, als ob er ohne jeden menschlich verständlichen Beweggrund, aus reiner teuflischer Bosheit handelte. Wer die heutige Kriegspresse beobachtet, wird hierin eine der wichtigsten stetigen Grundformen der politischen Sophistik erkennen.

Ein Gegenstück zu dem eben besprochenen sophistischen Kunstgriff ist es, wenn Isokrates die lykurgische Verfassung, deren Ueberlegenheit über die radikale Demokratie Athens er vom Standpunkt seiner eignen Doktrin unmöglich bestreiten kann, als eine jüngere Nachbildung der altathenischen Verfassung der Väterzeit zu erweisen sucht. Was wir Schlechtes tun, das hat uns der Feind vorgemacht, dazu hat uns der Wettbewerb mit ihm gezwungen; was der Feind an guten Einrichtungen oder Taten aufzuweisen hat, das hat er uns abgeguckt. Auf die ideale Schilderung der altathenischen Verfassung, welche eigne Doktrin des Isokrates ist und sich mit der Behandlung desselben Gegenstandes im „Areopagitikos" nahe berührt, brauche ich hier nicht einzugehen. Von diesem Abschnitt gilt es ganz besonders, daß er nur der Form nach Lobpreisung, in Wahrheit Tadel Athens ist. Denn seine Bedeutung liegt vor allem darin, daß die „Verfassung der Väterzeit" die Mängel der späteren radikal-demokratischen Verfassung Athens beleuchtet. Daß Isokrates jene Idealverfassung auch als Demokratie, als „mit Aristokratie vermischte Demokratie" bezeichnet, ist ein Zugeständnis an die Vorliebe der Menschen für den Namen „Demokratie". „Ein Name muß sie erst vertraulich machen." Isokrates legt das größte Gewicht darauf, diese Verfassung nicht, wie z. B. Aristoteles, Aristokratie zu nennen. Mit Entrüstung bekämpft er diejenigen politischen Theoretiker, die eine besondere aristokratische Verfassungsform annehmen, und behauptet, daß diese sich offenbar nur ganz oberflächlich mit dem Gegenstand beschäftigt haben. Es gibt nach ihm überhaupt nur drei Verfassungsformen: Monarchie, Oligarchie, Demokratie, die alle drei gut oder schlecht sein können, je nachdem sie die Aemter mit trefflichen oder mit minderwertigen Männern besetzen. Die altathenische Verfassung war insofern

Digitized by Google

Demokratie, als sie dem Demos die Besetzung der Aemter (durch Wahl, nicht durch Losung) vorbehielt und die Rechenschaftspflicht der Beamten gegenüber dem Demos festsetzte. Eine klare Vorstellung von den Einrichtungen dieser Verfassung kann man sich aus der Schilderung des Isokrates nicht bilden. Sie ist hauptsächlich durch Abwesenheit alles dessen gekennzeichnet, was Männer seiner Parteirichtung an der Demokratie ihrer eignen Zeit auszusetzen fanden. Diese vage Unbestimmtheit der politischen Schlagworte ist auch ein bezeichnendes Merkmal der politischen Sophistik. Will man z. B. mit dem Schlagwort „Kampf für die Demokratie" wirken, so darf man nicht genau sagen, was man unter Demokratie versteht und welche der mannigfaltigen Formen, die dieser dehnbare Ausdruck umfaßt, gemeint ist. Uebrigens läßt sich Isokrates nicht darauf ein, direkt nachzuweisen, daß die athenische „Verfassung der Väterzeit" besser war als die lykurgische, wie man nach der ganzen Anlage der Vergleichung beider Staaten erwarten müßte. Nur die überlegenen Leistungen Athens, auch auf militärischem Gebiet, sollen beweisen, daß seine Verfassung, auch seine Wehrverfassung, in jener alten Zeit besser war als die spartanische. Man erkennt deutlich, daß Isokrates sich der Sophistik, auf der sein Beweis für Athens Ueberlegenheit in der Verfassungsfrage beruht, voll bewußt ist, und daß er von den gebildeten Lesern erwartet, daß sie die Ueberlegenheit der lykurgischen Verfassung über die demokratische Athens (in der Form, wie sie nun einmal sich entwickelt hatte und für unbefangene Vergleichung der beiden Staaten allein zugrunde gelegt werden konnte) als seine wahre Meinung erkennen und die Kunst bewundern würden, durch die er Tadel in der Form des Lobes amphibolisch vorgebracht hatte, so zwar, daß sich die ungebildete Masse an dem Lob Athens erfreuen konnte, während die Gebildeten nur den Tadel herausschmeckten. Daß Isokrates sich des imaginären Charakters seiner Schilderung der altathenischen Verfassung bewußt ist, geht für den, welcher die Stilform der Rede versteht, schon aus der erläuternden Zwischenbemerkung 149/50 hervor, in der er den Einwand, wie er so genau über Verhältnisse berichten könne, die er doch nicht selbst miterlebt habe, mit der absichtlich oberflächlichen Bemerkung zurückweist, nicht er allein, sondern auch andre urteilsfähige Männer glaubten an die Wahrheit der Ueberlieferung über die „Verfassung der Väterzeit".

Der an die Verfassungsschilderung sich anschließende Nachweis, daß Altathen auch im Kriege Besseres geleistet habe als Altsparta, beruht auf dem sophistischen Kunstgriff, daß von den Kriegen Spartas nur die Kämpfe gegen die Periöken berücksichtigt, von den Kriegen Athens dagegen alle die genannt werden, die gegen Barbaren und aus löblichen Gründen geführt worden waren. Natürlich erscheint dadurch Spartas kriegerische Betätigung in einem sehr ungünstigen Lichte. Isokrates sieht in den Periöken nicht etwa die von den Doriern bei ihrer Eroberung der Peloponnes unterworfene eingesessene Bevölkerung, sondern die ärmeren Stammesgenossen der Spartaner selbst, den Demos, der, im Bürgerzwist unterlegen, von den Spartiaten aller politischen Rechte beraubt und mit nur ganz dürftigem Landbesitz beteilt worden sei, dagegen aber zum

Digitized by Google

Kriegsdienst herangezogen, gerade die gefährlichsten Kämpfe für den spartanischen Staat auszufechten gehabt habe; die Ephoren hätten das Recht gehabt, jederzeit eine beliebige Zahl von Periöken ohne gerichtliches Urteil hinrichten zu lassen. Durch diese Darstellung wird die Erörterung von den kriegerischen Leistungen der beiden Staaten auf das Feld der Verfassung und der inneren Politik zurückgelenkt. Denn sieht man in den Periöken den Demos der Spartaner, ihre Stamm- und Blutsverwandten, so erscheint auf Grund der eben geschilderten Behandlung der Periöken die spartanische Verfassung nicht mehr als eine ideale Demokratie in der von Isokrates gebilligten Form, sondern als eine Oligarchie der ungerechtesten und gehässigsten Art. Indem Isokrates die Kämpfe, die zur Unterjochung des Periökendemos geführt haben, als die einzige oder doch hauptsächlichste kriegerische Betätigung der Spartaner in jener alten Zeit ansieht, kommt er zu dem Ergebnis, daß diese Kämpfe ihnen nicht Ehre, sondern Schande machen. Kriege, die mit Außerachtlassung alles menschlichen und göttlichen Rechtes geführt werden, können, auch wenn sie zum Siege führen, keinem Volke Ruhm und Ehre bringen. Viel ehrenvoller sind Niederlagen, wie die von Thermopylä, wo eine kleine Zahl von Streitern für eine gute und heilige Sache einer Uebermacht erliegt. So ergibt sich denn, daß die Spartaner in ihren Kriegen nie Wert darauf gelegt haben, für eine schöne und löbliche Sache zu kämpfen, sondern immer nur darauf, sich möglichst viel fremdes Gut anzueignen, während die Athener immer auf die Reinheit ihrer politischen Ehre und die Billigung der ganzen griechischen Völkergemeinschaft vor allem bedacht waren.

Ich bin fest überzeugt, daß auch diese Beweisführung von Isokrates nicht etwa gutgläubig und mit ehrlicher Ueberzeugung, sondern nur als Paradigma politischer Sophistik vorgetragen wird. So muß man es machen, soll sich der Kenner sagen, wenn man Haß gegen ein Volk oder einen Staat erregen will. Die Ansicht über die Herkunft der Periöken und über die geschichtlichen Voraussetzungen ihrer Rechtsstellung im Staate, die bei der ganzen Beweisführung zugrunde gelegt wird, war höchstwahrscheinlich eine erst im vierten Jahrhundert, zur Zeit der peloponnesischen Feldzüge des Epameinondas aufgekommene politische Legende, die Isokrates, ohne ihre geschichtliche Glaubwürdigkeit zu prüfen, aufgriff, weil sie zu seiner Tendenz paßte. Jedenfalls kann ein kritischer Leser nicht verkennen, daß die von Isokrates angenommenen Kämpfe gegen die Periöken für ein allgemeines Urteil über die kriegerische Betätigung Altspartas keine ausreichende Grundlage bildeten. Es ist eben zu allen Zeiten ein Hauptkunstgriff der politischen Sophistik, unbequeme und der eignen Tendenz nicht dienliche Tatsachen totzuschweigen, den für die Tendenz brauchbaren Tatsachen oder angeblichen Tatsachen dagegen die reichste rednerische Entfaltung zu geben.

Als bei der Verlesung dieser Rede im Schülerkreise des Isokrates der oligarchisch gesinnte Schüler sich zwar im übrigen dem allgemeinen Beifall anschließt, doch aber seine Verstimmung über die ungünstige Beurteilung der Spartaner nicht verbergen kann und zu äußern wagt: „Wenn die Spartaner auch im übrigen sich keine Verdienste um die griechische Nation erworben haben,

Digitized by Google

so müssen ihnen doch dafür alle dankbar sein, daß sie die edelsten Bildungsbestrebungen zum Selbstgebrauch für sich und zum Vorbild für andre erfunden haben," da gerät Isokrates in Zorn und bedeutet ihm, daß seine Aeußerung falsch und pietätlos und widerspruchsvoll sei. Denn erstens gebe es keine edleren Bildungsziele als Frömmigkeit gegen die Götter, Gerechtigkeit gegen die Menschen, Einsicht für die praktische Lebensbetätigung. Da nun die Spartaner vor nicht mehr als siebenhundert Jahren ihren Staat begründet hätten, so wolle die Behauptung: „erst sie hätten die edelsten Bestrebungen erfunden", besagen, daß alle früher lebenden Heroen, wie die aus dem Troischen Krieg, wie Herakles und Theseus, Minos, Rhadamanthys und Aiakos von Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Einsicht nichts gewußt hätten. Da der Schüler dies wohl schwerlich behaupten wolle, sei seine Aeußerung unhaltbar. Zweitens habe sich der Schüler dadurch in einen Widerspruch verwickelt, daß er im übrigen dem Vortrag des Lehrers zugestimmt habe, der den Spartanern so viele Sünden gegen ihre engeren Stammesgenossen und gegen die übrigen Hellenen nachwies, denselben Spartanern aber die Erfindung der „edelsten Bestrebungen", also der Frömmigkeit und Gerechtigkeit, zuschreibe. Drittens sei die Erfindung nützlicher Bestrebungen und Künste nur Leuten zuzutrauen, die sich unablässig dem Lernen und Forschen widmeten; davon aber seien die Spartaner weiter entfernt als die Barbaren, sie, die ihre Kinder nicht einmal lesen und schreiben lehrten. Viertens aber gehöre es ja zu ihren Erziehungsgrundsätzen, ihre Knaben auf Raub und Diebstahl in den Landgemeinden auszuschicken und die, welche sich dabei nicht ertappen ließen, auszuzeichnen, und wenn sie auch als Männer derselben Sinnesart treu blieben, zu den höchsten Staatsämtern aufsteigen zu lassen. Ob er auch hierin, fragt er den Schüler, ein edles Bildungsziel erblicke? Der Schüler erwidert ganz bescheiden und ruhig: „Es habe ihm ganz fern gelegen, alle Taten und Einrichtungen der Spartaner zu loben. Gerade das habe ihn, bei seiner sonstigen Vorliebe für Sparta, betrübt, daß er gegen die meisten Anklagen des Isokrates nichts einzuwenden gewußt habe. In seiner Verlegenheit habe er nun das einzige vorgebracht, was er noch als Verdienst Spartas um Hellas glaubte aufrecht halten zu können: „daß bei ihnen die edelsten Bildungsbestrebungen gepflegt würden". (Ihre Erfindung wagt er aus Respekt vor Isokrates den Spartanern schon nicht mehr zuzuschreiben.) Er habe aber unter den „edelsten Bestrebungen" nicht Frömmigkeit und Gerechtigkeit und Einsicht verstanden, sondern die körperlichen Uebungen und die Erziehung zur Tapferkeit und zur Eintracht und Einheitlichkeit der Gesinnung und überhaupt die ganze Vorbereitung auf den Krieg.

Isokrates aber beruhigt sich auch bei dieser neuen Formulierung der Ansicht seines Schülers nicht, sondern beweist ihm, mit starker Anlehnung an sokratische Gedanken, daß Körperkraft und militärische Tüchtigkeit und Eintracht nicht Selbstzwecke, sondern nur Mittel und darum an sich weder gut noch schlecht seien, sondern erst durch die Zwecke, in deren Dienst sie gestellt würden, geadelt werden müßten. Die Spartaner aber hätten ihre kriegerische Tüchtigkeit und ihre Eintracht nur gebraucht, um unter den übrigen Hellenen Zerstörung und Zwietracht

Digitized by Google

zu verbreiten. In der Zwietracht der Hellenen hätten sie ihren eignen Vorteil erkannt. Einträchtig könne auch eine Räuberbande sein. Aber löblich sei solche Eintracht nicht. Die Tugenden, die im militaristischen Staat gepflegt würden, gereichten eben nur diesem selbst zum Vorteil, allen Nachbarvölkern aber zum Verderben; während die wahren Tugenden, Gerechtigkeit und Frömmigkeit und Weisheit, nicht nur ihrem Besitzer, sondern auch allen andern, die mit ihm in Berührung träten, Segen brächten.

Glücklicherweise brauchen wir in diesem Fall nicht erst unsrerseits zu beweisen, daß diese pseudo-idealistischen Ausführungen nicht das letzte Wort des Isokrates sind. Denn er sagt uns diesmal selbst, nach dem Schluß der Seminarsitzung sei er zwar anfänglich auf seine Reden, die den Widerspruch des Schülers zum Schweigen brachten, stolz gewesen und habe sie dem Schreibsklaven in die Feder diktiert; als er sie aber ein paar Tage später wieder durchgelesen habe, da hätten sie ihm als oberflächlich, gehässig und durchaus unverständig mißfallen. Er habe nun Lust bekommen, seine ganze Rede als mißlungenes Werk zu vernichten; ehe er sich aber dazu entschloß, habe er nochmal seine Schüler versammelt, um ihnen seine Zweifel und Bedenken vorzutragen und ihren Rat einzuholen. In dieser zweiten Sitzung ergreift nun wieder der oligarchisch gesinnte Schüler das Wort und vertritt jene Auffassung der Rede, von der unsre Betrachtung ausging, daß sie voll von Doppelsinn und sinnreicher Täuschung sei und ein andres Gesicht dem oberflächlichen und ungebildeten Leser, ein andres dem gebildeten und kritischen zeige. Der letztere werde erkennen, daß Isokrates nur im Sinne der Menge und ihrer Meinungen Athen gelobt und Sparta getadelt, für den Wahrheitsbeflissenen aber den Ruhm Spartas verkündet habe. Um dies noch klarer zum Ausdruck zu bringen, rate er ihm, das in der Schule über die Rede gepflogene Zwiegespräch ihr als Anhang beizugeben. Er setzt auch selbst auseinander, in welchem Sinn er eine Verherrlichung Spartas in der Rede findet. Diese Auseinandersetzung beruht, dem oligarchischen Standpunkt des Redners entsprechend, auf der Grundvoraussetzung, daß die wahre Aufgabe des Staates Machtpolitik sei und daß man den Wert eines Staates nur nach dem, was er in Erfüllung dieser Aufgabe, nicht nach dem, was er zum Wohle andrer Staaten leiste, zu beurteilen habe. Von diesem Standpunkt muß dann die innere Kraft und Ordnung und wandellose Dauerhaftigkeit des spartanischen Staates mit dem höchsten Lobe bedacht werden.

Dem Rate des Schülers ist Isokrates gefolgt: er hat wirklich das Schulgespräch und auch die Worte des geistreichen Schülers mit aufgenommen. Aber Stellung genommen hat er nicht zu dessen Auffassung und Ansichten. Damit hat er zum Ausdruck gebracht, daß seine eigne Rede nicht die ganze und volle Wahrheit enthält, sondern nur politische Sophistik ist und der Ergänzung und Richtigstellung bedarf. Aber für den Standpunkt des Schülers, der in der machtpolitischen Auffassung des Staates der Weisheit letzten Schluß erblickt, hat er sich auch nicht erklärt; er hat ihn auch schwerlich gebilligt; aber ein starkes Wahrheitsmoment hat er sicherlich auch in ihm gefunden. Er hinterläßt uns

Digitized by Google

das Problem, ohne die Lösung zu geben. *Δύο λόγοι περὶ ἑκάστου πράγματος* war ein Grundsatz des sophistischen Relativismus. Diese Dualität der *λόγοι* aufzuheben und zu einer schlechthin wahren Lehre zu gelangen, versucht er nicht. Die Meinung der wenigen und der Gebildeten ist ebensowenig die letzte Wahrheit wie die der vielen. Wichtig für den Politiker sind beide. Ich aber habe mit diesen Zeilen meinen Zweck erreicht, wenn es mir gelungen ist, durch die Vergleichung moderner mit antiker politischer Sophistik den Eindruck hervorzurufen, daß wir in ihr ein aus der Tiefe der menschlichen Verhältnisse entspringendes und darum durch die Jahrtausende einen festen Typus bewahrendes Phänomen zu erkennen haben, ein Phänomen von stärkster Wesenhaftigkeit und Wirksamkeit für die Menschheit, wie sie ist; unwirksam, wesenlos und nichtig nur für den, der die menschlichen Dinge wissenschaftlich zu betrachten gelernt hat. Denn die wahre Wissenschaft verscheucht alle Sophistik wie die aufgehende Sonne die Morgennebel. Daß Mr. Wilson von dieser wahren Wissenschaft unberührt geblieben ist, wie stolz er auch in der Rolle des Weltschiedsrichters sich vorkommen mag, das hat er uns bewiesen. Er steckt noch tief in der politischen Sophistik und dem so gern mit ihr zusammenwirkenden pseudo-idealistischen Doktrinarismus. Wer aber diesen Mächten verfallen ist, von dem ist schwer zu sagen, wo bei ihm die unbewußte Selbsttäuschung aufhört und die bewußte Täuschung andrer anfängt, wie bei Isokrates, der zugleich seinen „Panathenaikos" rühmt als eine „auf Wahrheit zielende" Rede und zugleich sich geschmeichelt fühlt, daß seine Schüler ihn preisen als „von geistreichem Trug und edler Zweideutigkeit erfüllt".

Sidney Sonnino

Von

Sigmund Münz

Der einstmalige Ministerpräsident und gegenwärtige Minister des Aeußern ist eine der eigenartigsten Figuren auf der politischen Bühne Italiens. Sohn eines italienischen Juden und einer englischen Protestantin, ist er in Hinsicht auf seine staatsmännische Individualität eine von dem italienischen Typus etwas abweichende Erscheinung. Frühzeitig hatte er durch Aufnahme englischer und deutscher Bildung eine Universalität sich angeeignet, wie nicht viele der parlamentarischen Berühmtheiten Italiens. Darin sticht er durchaus von Giolitti ab, der leiblich und geistig wenig über Italien hinausgewachsen ist. In seinem Aeußern hat er nichts von dem „Italiener mit den rosigen Wangen und dem Lächeln des Kindes", wie Cavour von sich zu sagen pflegte. Er ist von gemessener Haltung, mit ernsten, fast düstern Gesichtszügen. Nur vorübergehend in der Diplomatie tätig gewesen, in Paris, als Nigra dort Gesandter war, hat er in seinem Wesen nichts Diplomatisches. Die Gabe der Anpassung ist ihm

Digitized by Google

weniger eigen als irgendeiner der parlamentarischen Koryphäen in Italien. Als Führer des linken Zentrums war er er einer der heftigsten Widersacher des Ministerpräsidenten Depretis, den er als Schöpfer des „Trasformismo“ wegen seines Diplomatisierens und seiner Neigung zu Kompromissen bekämpfte. An Crispi schloß er sich an, weil er die Energie des Sizilianers bewunderte, den man „il pugno di ferro“ (die eiserne Faust) genannt hat. Mit dem alten Crispi fand sich auch darum der dreißig Jahre jüngere Sonnino in der Regierung zusammen, weil beide noch mehr Fanatiker der Ordnung als der Freiheit waren.

Als Sonnino selbst als Minister auf den Plan trat, erinnerte man sich, welch ein Prinzipienmensch er ehemals war und wie sehr er gegen nicht einheitliche Kabinette gedonnert und gewettert hatte. Freilich hatte er sich gewöhnen müssen, viel Wasser in seinen Wein zu schütten. Als junger Parlamentarier in unversöhnlicher Gegnerschaft gegen Depretis, den ewigen Ministerpräsidenten, der ihm nicht selten zu radikal schien, sollte er später sein Glück an den Ruhmeswagen Crispis spannen, der doch noch ungleich radikaler als Depretis war. Es ist etwas Ursprüngliches, um nicht zu sagen Wunderliches, in der Natur Sonninos. Niemand hatte sich zu einem größeren Lobredner Crispis entwickelt als er. Dieser war es, der ihn zum erstenmal in ein Kabinett zog und ihm zu dem Ruhm verhalf, Retter der Finanzen Italiens zu sein. Aber trotzdem kein einziges der Kabinette, denen Crispi den Namen gab, für sich den Anspruch erheben konnte, homogen zu sein — es wäre denn, daß die Einheitlichkeit in der diktatorisch veranlagten Persönlichkeit des Ministerpräsidenten selbst sich darstellte —, so verkündete doch Sonnino, noch kurz bevor er im Jahre 1906 Ministerpräsident wurde, gegenüber seinem Gegner Alessandro Fortis den Grundsatz der Homogenität der Kabinette. Als er nach Fortis selbst ans Ruder gelangt war, konnte man von seinem eignen Kabinett und seiner eignen Mehrheit nicht sagen, daß sie homogen wären. Sonnino, der Ministerpräsident, und Luzzatti, sein Schatzminister, waren viele Jahre hindurch nicht nur politische — der eine gehörte dem linken Zentrum, der andre der Rechten an —, sondern auch persönliche Widersacher gewesen. Noch weniger konnte von Einheitlichkeit die Rede sein, wenn man an der Seite dieser beiden Leuchten des Kabinetts Sonnino Männer wie Sacchi und Pantano auf der Ministerbank sah, von denen der eine ein Radikaler, der andre bis kurz vor seiner ersten Ministerschaft sogar Republikaner war.

Die Einheitlichkeit war also nicht die Stärke des ersten Kabinetts Sonnino (1906) und auch nicht die des zweiten (1909). Kann man aber Sonnino einen andern Vorwurf machen als den, daß er aus Opposition und Paradoxie überhaupt die Einheitlichkeit der Regierungen zum Grundsatze erhoben hatte? Welches Kabinett in Italien ist seit einem Menschenalter überhaupt einheitlich gewesen? Das System zweier großer Parteien, wie sie etwa in England bestanden, hatte in Italien, schon als das Kabinett Minghetti, das letzte Kabinett der Rechten, im Jahre 1876 fiel, zu bestehen aufgehört. Seither gab es immer Koalitionsministerien, und auch die beiden Kabinette Sonnino waren es. Verhältnismäßig

Digitized by Google

homogen aber zeigten sich diese insofern, als sie einige Männer von Energie und anerkannter Tüchtigkeit in ihrer Mitte hatten. Der Kabinettschef selbst, der das Ressort des Innern verwaltete, konnte es mit jedermann an Tatkraft und Sachkenntnis aufnehmen. Freilich mußte man, wie bereits angedeutet, vom Standpunkt des praktischen Staatslebens, um nicht zu sagen des Opportunismus, an Sonnino wahrnehmen, daß er ganz und gar nicht der Mann der diplomatischen Formeln, ganz und gar nicht der Held des ausgleichenden Geduldspiels, sondern eher der Mann des offenen Visiers war. Er wollte kraftvoll an die Lösung jener Probleme schreiten, welche die Staatsmänner, die schwächlich im Handeln und groß im Reden sind, so häufig ungelöst zurücklassen. Gerade der Mangel an Homogenität in seinen Kabinetten mußte ihn aber hindern, in dieser oder jener Richtung reformierend einzugreifen. Merkwürdig genug war es, daß er, der einstmals einem radikalen Ministerkollegen das Zugeständnis einer ihm persönlich widerstrebenden progressiven Einkommensteuer einräumen zu wollen schien, im Jahre 1909 in einem Augenblick ans Ruder gelangte, als er und selbst die Radikalen seinem Vorgänger Giolitti diese Steuer verweigert hatten. Schon daraus konnte man ersehen, daß Sonnino gelernt hatte, sich zu der Lehre bekennen, daß die Politik mehr ein Vorgehen von Fall zu Fall als Prinzipien gebiete.

Was hatte er alles beabsichtigt, und wie wenig konnte er während seiner zweimaligen, nur je hundert Tage währenden Ministerpräsidentschaft verwirklichen. Er hatte den Ehrgeiz, die ganze öffentliche Verwaltung zu reformieren und große Werke der Staatshilfe im Interesse der arbeitenden Klassen in Angriff zu nehmen. Das allgemeine Wahlrecht wollte er auf Grundlage einer rücksichtslosen Durchführung des Volksschulgesetzes in einem an Analphabeten reichen Lande aufgebaut wissen. Ein weiterer Punkt seines Programms war eine Kirchenpolitik ohne Verfolgung oder Herausforderung des Klerus, bei strengster Wahrung der Staatshoheit gegenüber etwaigen Uebergriffen der Kurie.

Manches davon ist auch noch heute in Italien unerfüllt geblieben.

Und wie schwer wurde es ihm, dem alten Verlangen der Radikalen, die Kriegsausgaben nach Kräften zu vermindern, zu willfahren. Sonnino allerdings hatte als Deputierter stets die Verminderung der Kriegsausgaben bekämpft. Und nun war der Herabsetzung des Kriegsetats in Italien die Zeit wenig hold. Standen doch alle Staaten im Zeichen der gesteigerten Kriegsausgaben. In Italien zumal gab es eine starke Strömung zugunsten der Erhöhung des Militärbudgets. Das hing auch mit der zukünftigen Stellung Italiens im Dreibunde zusammen, wie viele italienische Politiker sich sie dachten. Der Dreibund lief bis 1914, und man schien, wenn eines Tages die Erneuerung zur Verhandlung stehen sollte, dazu bereit. Aber andrerseits sagte man sich, daß Italien bisher das schwächste Element im Dreibund gewesen, und die Nörgler, in Italien zahlreich, behaupteten, daß dieses innerhalb des Dreibundes eben wegen seiner militärischen Schwäche als minderwertig behandelt würde. Es ist offenkundig, daß diesem Vorwurf der minderwertigen Behandlung die Tatsachen nicht entsprachen.

Digitized by Google

Aber wir sprechen im Geiste jener Kritiker, wenn wir sagen, daß ihnen als das einzige Mittel, der Stellung Italiens im Dreibunde erhöhtes Gewicht zu verleihen, nur das dünkte, die militärische Kraft des Landes zu stärken. „Bringen wir," so folgerten diese Politiker, „neue große Geldopfer für unsre Armee, so können wir mit Sicherheit rechnen, daß Italien bei Erneuerung des Dreibundes für sich günstigere Bedingungen herausschlägt." Es soll allerdings dem entgegengehalten werden, daß Italien, schon als die Verhandlungen wegen der vorletzten Erneuerung schwebten, die im Jahre 1904 stattfanden, gleichfalls günstigere Bedingungen erreichen wollte, es aber den Zentralmächten gelang, die Consulta zu überzeugen, die alten Bedingungen wären schon so günstig, daß diese nicht geändert werden könnten. So vollzog sich die vorletzte Erneuerung auf Grund völlig unveränderter Bedingungen. Später allerdings hatte die Regierung mit noch stärkeren Volksströmungen als früher zu rechnen. Auch die Begegnung des Königs mit dem Zaren in Racconigi war nicht ohne Einfluß auf die Volksstimmung geblieben.

Sonnino aber zeigte sich zunächst als eine ebenso kraftvolle Stütze des Dreibundes, wie es Giolitti und Tittoni gewesen.

Er war ein Freund des deutschen Schriftstellers Karl Hillebrand gewesen, der, als die Bersaglieri im Jahre 1870 durch die Porta Pia in Rom einzogen, an die „Times" und die „Neue Freie Presse" über dieses historische Ereignis Bericht erstattete. Als dieser sich dauernd in Florenz niedergelassen hatte, daselbst die „Italia" begründete, war Sonnino sein Mitarbeiter. In dieser deutschen Zeitschrift hatte er eine Abhandlung über das Meiereisystem in Toskana, die sog. Mezzadria oder Halbpacht veröffentlicht, in der hervorragende Kenntnis der agrarischen Verhältnisse Italiens und ein kräftiges Mitgefühl mit dem vielfach bedrängten Bauerntum zum Ausdruck kam. Später nahm er ein starkes Interesse an den traurigen sozialen Zuständen in Sizilien. Mit seinem Freund Leopoldo Franchetti, einem Mitglied der mit den Rothschilds verschwägerten Familie, segelte er hinüber zu den Leuten jenseits der Meerenge, und beide studierten wie Aerzte das Los der Sizilianer. In dem zweibändigen Werk „La Sicilia" legten sie ihre Beobachtungen nieder.

Sonninos Großvater, aus dem Ghetto von Livorno hervorgegangen, hatte sein Vermögen in Aegypten erworben. Unterdrückte Fellachen konnte sein Enkel Sidney auch in Sizilien entdecken, wo ihm in Schwefelgruben und auf Meierhöfen nacktes Elend entgegenstarrte. Und Sonnino und Franchetti wendeten auch der gefährdeten Sicherheit und dem Jammer der Räuberromantik in Sizilien ihre Aufmerksamkeit zu. Aus diesen seinen Erfahrungen hatte er gelernt, wie viel für den Süden geschehen müßte, der kulturell und wirtschaftlich tief unter dem Norden Italiens steht.

So mitleidsvoll er aber auch mit dem Los der unteren Klassen empfand, war er doch, wie Crispi, ein scharfer Gegner des Sozialismus, insofern dieser eine Doktrin bedeutete und seine Anhänger zu einer Art Kirche oder Sekte geworden. In einem Briefe an seine Wähler in San Casciano im toskanischen

Digitized by Google

Val di Pesa schreibt er: „Der kollektivistische Sozialismus ist mit seiner stetigen Propaganda für den Klassenkampf der ärgste Widersacher der Erlösung der armen Klassen, der ärgste Feind der Freiheit, der Zivilisation und des Fortschritts ... Der Sozialismus begreift in sich den Kollektivismus, oder er hat als Doktrin für sich keinen Sinn, und Kollektivismus, wenigstens in dem gegenwärtigen Stadium der Zivilisation und in Anbetracht der menschlichen Gemütsart, wie sie sich seit Tausenden von Jahren äußerte und sicherlich durch weitere Jahrtausende zur Erscheinung kommen wird, bedeutet Rückschritt, soziale Zersetzung und Barbarei."

Wie Sonnino aber ein Gegner des Sozialismus war, so auch ein solcher des Regionalismus. Vom Standpunkt des Parlamentarismus tadelte er es, daß die Deputierten, statt das große Ganze — Italien — im Auge zu haben, sich weit mehr für die Kirchturminteressen ihrer Wahlkollegien besorgt zeigen. Sonnino hielt für das Ideal der Regierenden diejenigen, die auch von der Ministerbank aus den Mut haben, für das einzutreten, was sie als Deputierte verfochten.

Ein offenes Schreiben, das er im Februar 1909 an seine Wähler richtete, ist kennzeichnend durch das, was es in Hinsicht auf die innere Politik enthält. Namentlich eingehend verbreitete er sich über die finanziellen Fragen, die Fragen der Lokalverwaltung und der südlichen Provinzen. Im Zusammenhange aber mit der auswärtigen Politik muß das hervorgehoben werden, was er über die Militärfrage bemerkte: „Eine regere Tätigkeit in der Verstärkung des Verteidigungszustandes der Grenzen wie in der Vervollständigung der Heeresausrüstungen ist sehr notwendig. Es müssen auch Maßnahmen ergriffen werden, um unter Einführung der zweijährigen Dienstzeit die jährliche Rekrutenzahl zu erhöhen und die häufige und regelmäßige Einberufung der Ersatzmänner zu den Waffenübungen sicherzustellen."

Immer trat er für strengste Sparsamkeit im Staatshaushalte ein, für ein Regiment der starken Hand, für Aufrechterhaltung der Ordnung gegenüber sozialistischen Agitationen. In diesem seinem Programm fand er sich auch mit Marchese di Rudinì zusammen.

Sidney Sonnino und di Rudinì, einst die besten Freunde und von der öffentlichen Meinung als die zukünftigen Dioskuren angekündigt, die Italien von der Herrschaft der parlamentarischen Klüngel befreien und in modernem Geist regieren würden, waren jedoch durch ihre verschiedene Stellung Crispi gegenüber einige Zeit politisch verfeindet, und es dauerte ein wenig, ehe sie sich über ihre persönlichen Empfindungen hinweg zu einträchtigem Handeln zusammenfanden, wie sie einst in den Tagen von Depretis einmütig in charaktervoller Kritik und Opposition zusammengestanden waren. Diese spätere Gegnerschaft hatte es Sonnino unmöglich gemacht, in die verschiedenen Kabinette di Rudinì einzutreten.

Hauptstütze mancher Regierung im Parlament, hatte sich Sidney Sonnino demgemäß lange begnügt, der Zweite in Italien zu sein, ehe er im Jahre 1906 vorübergehend der Erste wurde.

Digitized by Google

Wenn man ihn schulmäßig im parlamentarischen Jargon bewerten soll, so war er, wie bereits angedeutet, der Chef des linken Zentrums. Im Kabinett Pelloux war seine Gruppe durch den späteren Ministerpräsidenten Salandra vertreten.

Doch wem in Italien ist es unbekannt, daß Visconti-Venosta, das „pezzo grande", das „große Tier" des Kabinetts Pelloux, nicht in die „Kombination Pelloux" eingetreten wäre, hätte nicht Sonnino sich verbürgt, die äußere Politik des lombardischen Marchese zu stützen?

Sidney Sonnino, in erster Reihe Finanzpolitiker, hatte als Oberhaupt der Regierung im Jahre 1909 genau so wie 1906 das Ressort des Aeußern wohl dem Grafen Guicciardini übertragen, aber doch großen persönlichen Einfluß auf die äußere Politik genommen, der er ja nun während des Krieges schon das dritte Jahr vorsteht.

In die Debatten über auswärtige Fragen hatte er stets lebhaft eingegriffen. Man hörte zum erstenmal seine entschiedenen Anschauungen darüber, als die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in den Händen des lehrhaften neapolitanischen Professors Pasquale Stanislao Mancini lag, der mit Deutschland zusammengehen und zugleich Frankreich Liebenswürdigkeiten erweisen wollte, in Begleitung des Königspaars nach Wien reiste und doch wieder den Irredentisten schonungsvoll begegnete. Damals setzte sich Sonnino, ein junger Mann von noch nicht viel über dreißig Jahren, für eine klare, sichere auswärtige Politik ohne Zweideutigkeiten ein. Oft genug rief er als einer der Sprecher der Opposition oder in seiner Wochenschrift „Rassegna Settimanale" den Ministern zu, sie möchten, auch wenn es der Irredenta nicht gefiele, endlich den Mut haben, einen wirklichen Bund mit Oesterreich-Ungarn zu schließen, auch wenn die Lockpfeife von Frankreich her noch so süß tönte, mit Deutschland zusammengehen, da Italien von Paris nichts andres zu erwarten hätte als die völlige Enteignung im Mittelmeer. Sonnino hat es auch später oft getadelt, daß die Regierung durch ihre Nachsicht gegenüber den irredentistischen Bewegungen das Bündnis mit Oesterreich-Ungarn geschädigt habe. Er hat für dieses Bündnis manchen Strauß ausgefochten, hatte aber auch stets Vorliebe für England, das die Heimat seiner Mutter ist und dem er einen guten Teil seiner Bildung, seiner politischen Erziehung und sogar seiner Lebensgewohnheiten verdankt.

Darin war er mit dem um zwanzig Jahre älteren Visconti-Venosta einig, der indessen auch starke französische Neigungen hatte, während Sonnino immer das Zusammengehen mit Deutschland als den Angelpunkt seiner Politik betrachtete und als überzeugter „Triplicista" galt.

Anläßlich der Parlamentswahlen hatte Sonnino zu Ende Februar 1909 an seine toskanischen Wähler ein offenes Schreiben gerichtet, in dem er sich über die auswärtige Politik verbreitete. Es war in der schweren Zeit der österreichischen Annexionskrise mit ihren Gefahren für den Weltfrieden, mit dem drohenden Konflikt nicht nur zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien, sondern auch zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland. Damals schrieb er: „Angesichts

Digitized by Google

der Besorgnisse der gegenwärtigen Stunde können wir mit Sympathie der Abkommen und Ententen der anderen Staaten gedenken, die darauf abzielen, den Weltfrieden zu sichern und dabei unsre eignen Ententen nicht verletzen. Der Dreibund hat während der letzten Jahre beständig zur Aufrechterhaltung des Friedens beigetragen, weil er niemand bedroht, niemandes Rechte verletzt und niemals ein Hindernis war für die größte Herzlichkeit der Beziehungen jedes einzelnen der Verbündeten zu den andern Staaten. Es ist dennoch entschieden wünschenswert, daß die Diplomatie ein Mittel finde, um so schnell wie möglich jeden leisesten Zweifel, jedes Mißverständnis, jeden Verdacht, der zwischen den Verbündeten auftauchen könnte, zu zerstreuen, und daß zwischen unsrer Regierung und den leitenden Staatsmännern der Nachbarmonarchie die vertrauensvollen und herzlichen Beziehungen wiederhergestellt werden, die so sehr die Lösung jeder Frage, selbst der verwickeltsten und schwierigsten, erleichtern." Dann fährt er fort: „Selbst wenn sich aber Italien die alleräußerste Zurückhaltung auferlegen wollte, könnte es doch niemals gegenüber einem Ereignis gleichgültig bleiben, welches das Gleichgewicht der Kräfte im Mittelmeerbecken berührte. Es wird daher immer sehr wünschenswert im Interesse der Lebensfähigkeit und Aufrichtigkeit seiner Allianzen sein, daß das Einvernehmen auch diese Frage umfasse, um hierdurch die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes zu gewährleisten."

Sonnino hatte also in einem Augenblick, in welchem noch unter dem Einfluß der einige Monate zuvor erfolgten Angliederung Bosniens und der Herzegowina in Italien Aufregung gegen Oesterreich-Ungarn herrschte, den Mut gefunden, offen für das Bündnis einzutreten. Gleichzeitig aber meinte er, es ginge nicht weiter mit dem ewigen Mißtrauen zwischen den beiden verbündeten Staaten, sondern es müßten wahrhaft vertrauensvolle und freundschaftliche Beziehungen Platz greifen. Im übrigen verkündete er den alten italienischen Gedanken, dem insbesondere Baron Blanc von der Consulta aus Nachdruck gegeben hatte, daß das Bündnis auch Mittelmeerfragen umfasse und der Grundsatz vom Gleichgewicht im Mittelmeer im nächsten Allianzvertrage ausführlicher behandelt und mit größeren Vorbehalten für Italien durchgeführt würde.

Sonnino hatte wohl früher niemals selbst die äußere Politik geleitet, gleichwohl war er schon in den Kabinetten, denen er als einfacher Minister angehörte, nicht ohne Einfluß auf sie geblieben. Der von ihm vielbewunderte Crispi hatte auch stets seinen vollen Beifall in Hinsicht auf seine deutschfreundliche, in Frankreich als gallophob verschriene Politik. In den Ministerien, denen Sonnino im Jahre 1906 und 1909 durch je drei Monate vorsaß, leitete, wie erwähnt, die auswärtige Politik in seinem Geiste der ihm befreundete Florentiner Graf Guiccardini. Dieser vertrat als Minister unter anderm die Meinung, Italien dürfe sich nicht allen Einflusses im Orient begeben. Bezüglich Albaniens sprach er die Ansicht aus, Durazzo und Valona könnten nie von einer fremden Macht besetzt werden, ohne daß hieraus Italien großer Schaden erwüchse. Da jedoch zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien ein Abkommen betreffs Erhaltung des Status quo im Orient

Digitized by Google

bestünde, so brauchte es keinen Streit zwischen den beiden Nachbarn zu geben. Guiccardini sagte dies als Sprachrohr Sonninos.

*

Sidney Sonnino ist Protestant. Wenn die Italiener das Wort „Protestant" aussprechen, so denken sie, die im Herzensgrunde bei aller zur Schau getragenen Glaubensbetätigung ziemlich ungläubig sind, nicht so sehr an Wesen, die sich zu einem andern Christentum als sie bekennen, sondern vielmehr an Menschen, die einer von der ihren abweichenden Methode auf geistigem, sozialem und moralischem Gebiet folgen. Der Begriff „Protestant" erschöpft sich ihnen in dem Engländer, dem Deutschen und dem Amerikaner. Der Protestant ist eben dem Italiener eine fremdartige Erscheinung, fremdartiger als der Jude, dessen Leidensweg sich bereits mit dem Papsttum in alten Zeiten gekreuzt hatte. Bei Sonnino also, dem Enkel aus dem Ghetto von Livorno, hält sich der Italiener gar nicht lange auf. Ein Jude als Minister ist nichts Auffälliges in Italien. Luigi Luzzatti, der ungetaufte Jude aus Padua, war wiederholt Schatz-, Ackerbau- und Handelsminister und zuletzt Ministerpräsident. Der ungetaufte jüdische General Ottolenghi war Kriegsminister und starb als Korpskommandant in Turin. Letzthin starb als Jude der Senator Malvano, der Präsident des Staatsrats war. Dem Juden Pesaro-Maurogonato mit dem alttestamentlichen Vornamen Isacco hatte König Viktor Emanuel II. vor vier Jahrzehnten schon das Finanzministerium im Kabinett Minghetti angeboten. Der venezianische Jude lehnte dankend ab.

Der Sohn der protestantischen Britin also, Sonnino mit dem englischen Taufnamen Sidney, ist es eher, bei dem das Sinnen des Italieners einen Augenblick verweilt. Gewiß, wer würde bei dem Politiker und hochgebildeten Mann Sonnino Anstoß daran nehmen, daß er Protestant ist? Er ist ein Signore, der in Toskana aufgewachsen und in Florenz seine Schule durchgemacht hat — in Toskana und Florenz, wo stets die edelsten Blüten am Baume des Italienertums gediehen. Doch etwas Exotisches, etwas fremdartig Englisches auf Grund der Geburt, und auch Deutsches auf Grund seiner wirtschaftlichen Bildung hat der Protestant Sonnino mit dem Taufnamen Sidney immerhin.

Von jeher als der prädestinierte leitende Mann Italiens bezeichnet, war der kluge Staatsbankier, der Fanatiker der Ordnung, der Mann der sicheren Erwägungen manchmal einer von den zwei Köpfen der Regierung gewesen, ehe er im Jahre 1906 zum erstenmal ihr Chef war. Damals war es ein Ministerium der hundert Tage. Später, meinte man, würde Sonnino diplomatischer vorgehen und sich bemühen, sich und sein Kabinett doch wenigstens hundert Wochen zu behaupten.

Aber es wollte ihm abermals nicht gelingen, trotzdem er für einen nüchternen König wie Viktor Emanuel III. der richtige Minister war. Eine starre, schmucklose, nüchterne Erscheinung, ohne Schwung, ohne Schmiegsamkeit, ohne Anmut, ohne Beredsamkeit. Da er zweimal Ministerpräsident gewesen und es

Digitized by Google

nie über hundert Tage hinausgebracht, hatte der italienische Aberglaube ihm fast schon als dem Unglückbringer, dem Jettatore, geflucht.

Und er, gerade er sollte ausersehen sein, die Geschicke Italiens zu erfüllen, seinem Lande das zu geben, was einem Cavour und einem Ricasoli versagt war? Nicht nur Trient, sondern auch Triest, was diese nicht recht zu begehren gewagt hatten?

Dies angeblich zu erreichen, ist er ja in diesem Weltkriege berufen. Nach San Giulianos Tode, im Oktober 1914, wurde er Minister des Aeußern und ist es noch bis heute. Aber man darf von dem ehemaligen „Triplicista" sagen: „Quantum mutatus ab illo!", darf es von ihm sagen, wie von seinem König.

Dieser findet an der herbsauren Art eines Sonnino mehr Gefallen als an dem geistvollen Humor und der beißenden Kritik eines San Giuliano. Ich erinnere mich, wie Sonnino, den ich im Mai 1910 in Rom besuchte, als ich ihm in seiner Bücherei gegenübersaß, zu mir die Bemerkung machte: „Leute, die Italien nicht kennen, geben sich der Täuschung hin, daß wir leicht verführerischen Zungen erliegen und von glanzvollen Aeußerlichkeiten uns blenden lassen. Ist nicht die Tatsache an sich, daß ich Parteiführer und Minister und Ministerpräsident zu werden vermochte, ein Zeugnis dessen, wie falsch jene Auffassung ist? Ich zeichne mich nicht durch Beredsamkeit aus ... mich vielmehr hat trockener Ernst emporgebracht."

Wer wohl hätte vormals der Vorstellung frönen sollen, daß gerade Sidney Sonnino berufen sein sollte, eines Tages den Krieg an Deutschland zu erklären ... er, der mit Deutschland so sehr zusammenhing? Zu seinen Freunden zählte einstmals auch Anselmo Guerrieri Gonzaga, der Goethes „Faust" und „Hermann und Dorothea" ins Italienische übersetzte. Sonnino selbst pflegte den Kultus Goethes. Er besitzt, wie wir hören, eine namhafte Sammlung von Goetheausgaben und Goetheliteratur. Seinem Florentiner Kreise stand auch der deutsche Bildhauer Adolf Hildebrand nahe, der jetzt in München lebt. Menschlich und wissenschaftlich angelehnt an Deutsche, hatte auch der Politiker Sonnino seinen Anschluß an Deutschland gefunden, als Crispi in ihm einen willkommenen Ministerkollegen erwählte, der ein wiederholtes Bekenntnis für das Zusammengehen mit den Zentralmächten und für Bekämpfung des Irredentismus abgelegt hatte. In lebhafter Erinnerung habe auch ich es, wie Sonnino noch im Mai 1910 zu mir eine laute Verurteilung des Irredentismus aussprach.

Und nun war gerade das schrille Organ des Matter-of-fact-Mannes ausersehen, im Jahre des Heils 1915 zu der hellsten Posaune des Irredentismus zu werden. Carducci, Cavallotti, Bovio, Imbriani — die lautesten Rufer im Streit der Vergangenheit ... ihr Andenken war nun übertönt von Sidney Sonnino, der allerdings in der Oeffentlichkeit schweigsam blieb, dessen gründliche Professorennoten und sophistischen Advokatenrabulistereien, die er durch den Wiener Botschafter dem Ballplatze übermitteln ließ, um so eindringlicher für die Erlösung nicht nur italienischen, sondern auch slawischen Landes an der Adria schrien, und diese slawischen Gebiete sollten nicht Serbien, sondern Italien zufallen.

Digitized by Google

Hier allerdings äußerte sich ein Gesetz der Vergeltung. Immer in den letzten Jahrzehnten hatte Oesterreich die Slawen zuungunsten der Italiener gefördert, wie auch die Deutschen zugunsten der Slawen waren benachteiligt worden.

Die ungünstige Meinung, die sich in Italien, vielleicht mit einigem Recht, gegen die Wiener Politik, insoweit sie die Konnationalen in Oesterreich betraf, festgesetzt hatte, mußte nun in den bewegten Anfängen des Weltkriegs zu einer überhaupt deutschfeindlichen Stimmung in Italien umschlagen. Was setzte man nun nicht alles auf die Rechnung der Deutschen, die angeblich Imperialisten und Unterdrücker der Menschheit wären! Das Opfer solcher Phrasen wurde auch Sonnino in seinen alten Tagen. Zehn Jahre früher hatte ich ihn aufgefordert, sich mit seinem Namen im Interesse des europäischen Friedens für Entfernung der zwischen Oesterreich und Italien bestehenden Mißverständnisse einzusetzen und etwas zu veröffentlichen, was da und dort beruhigen könnte. Da schrieb er mir am 20. November 1906:

„Ueberwältigt von Verpflichtungen und Arbeit, bedaure ich heute, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. Doch zolle ich herzlichen Beifall Ihrem edlen Bemühen für die Beseitigung jeder Reibung zwischen den beiden Staaten, um ihre Beziehungen immer freundschaftlicher zu gestalten zum Vorteil beider und im allgemeinen Interesse des Friedens und der Zivilisation."

Heute allerdings sehen wir ihn noch immer auf Kriegspfaden wandeln. Aber er hatte vor einem Dezennium richtig geahnt, daß Friede und Zivilisation im allgemeinen unter dem Streit zwischen Italien und Oesterreich leiden würden. .. Wann wird Italien ... wann wird Sonnino wieder zur Besinnung kommen?

Luther, der deutsche Prophet

Von

Oberhofprediger D. Ernst Dryander

Wir stehen im Jahre des vierhundertjährigen Gedächtnisses der Reformation. Sowenig die Zeit dazu angetan erscheint, Feste zu feiern, so gehört es doch zu der Eigenart unsers Volkes, daß die Werke des Friedens auf wissenschaftlichem, künstlerischem, kirchlichem Gebiet durch den die Stunde regierenden Kriegsgott nicht unterdrückt, sondern soweit immer möglich, weiter gepflegt werden. So hat denn auch jenes Gedächtnis bereits eine Flut von Schriften hervorgerufen, die ihre Leser finden. Ueberall steht in der Mitte die Gestalt des Reformators selbst. Aus dem Reichtum der weit über das Religiöse hinaus von ihm ausgegangenen Anregungen für Kultur und Deutschtum sei hier ein Gedanke herausgegriffen — der prophetische Charakter Luthers. Luther wird immer wieder als der deutsche Prophet bezeichnet. Auch er selbst hat den Namen sich beigelegt, wenn er in seiner „Warnung an seine lieben Deutschen" von 1531 sagt: „Weil ich den Deutschen Prophet bin — denn solchen hoffärtigen Namen

Digitized by Google

muß ich mir hinfurt selbs zu messen." Mit welchem Recht und in welchem Sinne er es tun dürfe, soll in dem folgenden beantwortet werden.

Daß Luther unter die großen, ja die ganz großen Männer des deutschen Volkes gehört — den größten unter den großen Deutschen hat ihn die Französin Frau v. Staël genannt —, darüber wird niemand im Zweifel sein. Ueber die nicht geringe Anzahl bedeutender Geister, die jene Zeit auf den Kampfplatz geführt hat, ragt seine Gestalt empor wie das eherne Standbild in Worms aus dem Kreise der ihn umgebenden Genossen. Schleiermacher hat als das Kennzeichen des „großen Mannes" die Forderung aufgestellt, daß seine Wirksamkeit eine gemeinschaftstiftende, gemeinschaftbildende sein, d. h. die Fähigkeit besitzen müsse, die ihr innewohnende Kraft auch einem großen Ganzen aufzudrücken. Also nicht nur auf das Genie komme es an, sondern „auf die Kraft, mit der er seinen Genius der Gemeinschaft als Totalität aufpräge und einen Gemeinschaftsorganismus im Gebiete des staatlichen, kirchlichen, religiösen Lebens ins Dasein rufe". Das trifft in jedem Punkte auf Luther zu.

Nicht nur der nach ihm benannten Kirche hat er diesen Stempel aufgedrückt. Es gibt kein Land, in dem die Reformation Wurzel schlug, in dem nicht die Spuren seines Geistes sichtbar wurden, auch im Gebiete der katholischen Kirche. Insbesondere aber seinen Deutschen hat Luther Anregungen gegeben, die bis heute noch nicht erschöpft sind. Immer neu werden bis heute die von Luther angeregten Probleme, deren Tragweite er selbst von fern nicht übersah, in Angriff genommen. Gegenüber den überschwenglichen Verhimmelungen auf der einen, den gehässigen Angriffen auf der andern Seite kann man die Größe des Mannes mit dem Kirchenhistoriker Hase in den Worten zusammenfassen: „Er gehört nicht einer Partei oder einer Kirche, sondern dem deutschen Volke und der Christenheit an!"

Gleichwohl ist damit noch nicht das gesichert, was man als prophetisch bezeichnet. Denn nach streng biblischem Begriff ist ein Prophet der Bringer einer göttlichen Rede, der Beauftragte Gottes. Er bringt also etwas Neues, das wenigstens so vorher nicht bekannt war, und bringt es mit göttlicher Autorität. Hat Luther das getan?

Seit einer Reihe von Jahrzehnten hat die historische Forschung sich auf das Ernstlichste mit Luther befaßt und vieles bis dahin Unbekanntes ans Licht gebracht, so daß neben dem typisch überlieferten Lutherbilde, das schon mancherlei Legendenhaftes angenommen hatte und dem jener prophetische Charakter selbstverständliche Voraussetzung war, ein zweites geschichtliches, wesentlich andres Lutherbild entstanden ist. Noch schwanken seine Züge erheblich nach der einen oder andern Seite, je nach dem Ausgangspunkt, den man nimmt, dem jugendlich stürmenden, dem männlich besonnenen oder dem alternden Luther. So verschieden erscheint der Charakter, wie die Cranachischen Bilder aus dem Anfange, der Mitte oder dem Schlusse seines Lebens.[1]) War Luther wirklich, fragt man, der

[1]) Eine vorzügliche Orientierung hierüber enthält die Schrift von H. Böhmer, Luther im Lichte der neueren Forschung. Leipzig, Teubner.

Digitized by Google

Heros einer neuen Zeit, oder bildet er nur den Abschluß der mittelalterlichen Anschauung, in der er wurzelt, während die Neuzeit hundertfünfzig Jahre später beginnt? Stellt er nur eine besondere Ausprägung der Lebensmächte dar, die das Zeitalter der Renaissance charakterisieren, einen Bekämpfer der Tradition, wie es auch die Humanisten waren, einen ethischen Wegweiser, oder ist er der religiöse Genius, der eine neue Religion, eine neue Ethik, eine neue Weltanschauung und damit ein neues Zeitalter erschloß?

Beide Anschauungen haben ihre ernsten Vertreter gefunden, und zwar nicht nur unter dem Gesichtspunkte katholischer und protestantischer Geschichtsschreibung, sondern auch unter den Protestanten selbst. Welche von beiden die richtige ist, wird das nachfolgende ergeben. Sehen wir uns zunächst nach den Ereignissen um, die ihn in den Augen des Volkes zum Propheten machten.

Es war am Mittag des 31. Oktober 1517, dem Vorabend des Allerheiligentages, an dem die von 5005 Reliquien und „Heiltümern" aller Art angefüllte Schloßkirche von Wittenberg einer gewaltigen Schar von Andächtigen von Nah und Fern ihre Pforte öffnete, als ein Augustiner, „ein junger Doktor, eben aus der Esse gekommen, hitzig und lustig in der Heiligen Schrift", wie er später sich selbst und sein Vorgehen zeichnete, fünfundneunzig lateinische Sätze an die Kirchentür anheftete, in denen er die Gegner, namentlich die unverschämten Ablaßprediger, unter ihnen den Dominikaner Johann Tetzel, zur Disputation herausforderte. Das war nichts Auffälliges, entsprach der Sitte, beide Orden nahmen für ihren Genossen Partei.

Die Thesen richteten sich wider den Mißbrauch des Ablasses, Ablaß bedeutet den Erlaß der zeitlichen Kirchenstrafen, die in der Beichte, abgesehen von den ewigen Sündenstrafen, die nur Gott erlassen kann, der Priester den Bußfertigen aufzulegen pflegte. Diese kirchlichen Bußleistungen — Fasten, Beten, Wallfahren u. dgl. — konnten mit Geld abgelöst werden. Schon lange war indes in der Anschauung des Volkes jener immerhin feine Unterschied verwischt und dahin umgedeutet worden, als werde die Vergebung der Sünde selbst durch Geld erkauft. Und bei dem reichen Ertrage dieses Mißverständnisses wurde es durch Tetzel und ähnliche Ablaßprediger im Augenblick um so lieber genährt, als Leo X. einen großen Ablaß zum Bau der Peterskirche ausgeschrieben und an den dreiundzwanzigjährigen Kardinal Albrecht von Mainz, der aus dem Ertrage seine Schulden für die Verleihung des Palliums in Rom zu decken gedachte, den Vertrieb für Deutschland verpachtet hatte. Die verheerenden Wirkungen dieses Verfahrens traten Luther im Beichtstuhle entgegen, wenn seine Beichtkinder auf seine Mahnungen zur Buße ihm ihre Ablaßzettel vorwiesen, die sie aus dem nahen Jüterbog im Brandenburgschen Lande — in Sachsen war Tetzel der Eingang verboten — sich geholt hatten. Das rief ihn auf den Plan. „Da unser Meister und Herr Jesus Christus spricht: Tut Buße! — will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen eine stete und unaufhörliche Buße sein soll", heißt die 1. These. „Die predigen Menschentand, die da vorgeben, daß, sobald der Groschen in dem Kasten erklinget, von Stund

Digitized by Google

an die Seele aus dem Fegfeuer fahre" — die 27. „Ein jeder Christ, so wahre Reue und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, auch ohne Ablaßbriefe" — die 36. Endlich die 50.: „Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß es sollte mit Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut werden." Luther bekämpft noch nicht den Ablaß, nur seinen Mißbrauch, nicht den Papst, nur was hinter seinem Rücken in seinem Namen geschieht. Gleichwohl — es war der erste Schritt. Der ungeheure Eindruck, den diese alsbald verdeutschten und durch das ganze Reich verbreiteten Sätze hervorbrachten, deutete an, daß andre notwendig folgen müßten.

Allerdings war Luther zu dieser Veröffentlichung durch besondere Erfahrungen veranlaßt.

Aus einfachem Stande in strenger und harter Jugend erzogen, durchwandert er die Schulen von Mansfeld, Magdeburg, Eisenach bis zur Universität Erfurt. Hier preßt der an seiner Seite niederschlagende Blitzstrahl ihm den Angstruf ab: „Hilf, liebe heilige Anna, ich werde ein Mönch!" Wider Willen, aber durch dies Gelübde gezwungen, mit den Eltern durch seinen Schritt entzweit, zieht er die Klosterglocke bei den Augustinern in Erfurt. Und nun beginnen jene Zeiten der Schwermut, der innern Kämpfe und Anfechtungen, die ihn jahrelang umtreiben, und aus deren Dunkel nur die Gestalt des Generalvikars Johann v. Staupitz mit ihrem evangelischen Trostwort wie ein Bote des Lichts auftaucht. Noch sind sie nicht überwunden, als er nach der neugegründeten Universität Wittenberg in die Professur berufen wurde. Anfangs mit Vorlesungen über den Aristoteles beschäftigt, hält er dann ein Kolleg über die Psalmen, weiterhin 1515/16 über den Römerbrief. Und über diesem seinem Studium in jenem Stüblein „über dem Wasser", das heute nicht mehr vorhanden ist, aus dem er aber so manche seiner Briefe datiert, wird ihm wie einst dem Saul von Damaskus die Binde von den Augen genommen.

Nein, nicht in menschlichen Leistungen, nicht in den Bußübungen, die das Kloster ihm auflegt, nicht in der Lehre von dem Schatz der guten Werke, den die Kirche verwaltet und austeilt, lag die Vermittlung zwischen der göttlichen Vollkommenheit, nach der er rang, auf der einen und seiner Sündhaftigkeit auf der andern Seite. Sie ruhte einzig und allein in jener Gottestat der Erbarmung, die in dem Geheimnis der Erlösung beschlossen war. Göttliche, herabneigende Gnade in Christo hier, menschliches Glauben und Ergreifen dort — ein innerer Vorgang zwischen Gott und der Menschenseele, aber in voller Wirklichkeit durchlebt —, das sind die beiden Pole, innerhalb deren die neue geistliche Welt sich gestaltet. Rückhaltloses Vertrauen auf die freie Gnade Gottes in Christo, zwischen die sich schlechterdings kein drittes einschieben darf, das ist der Kern jener „Rechtfertigung durch den Glauben allein", der in dem Losungswort „Sola fide" für die Glaubenskämpfe der Reformation seinen Ausdruck fand, wie sie Luther vornehmlich am Studium des Römerbriefs aufgegangen war.

Digitized by Google

Diese Gedanken waren durchaus nicht neu. Sie waren immer wieder ausgesprochen worden. Auch Luther hat sie gekannt. Er ist, wenn auch kein Mann des Systems, doch ein gelehrter Theologe, der ebensogut die alte Philosophie und die Kirchenväter wie die mittelalterliche Scholastik und Mystik in sich verarbeitete. Aber neu war, daß dieser Gedanke der Rechtfertigung ihm nicht eine Lehre, sondern ein Erlebnis, ja das Erlebnis seines Lebens wird, von dem er einen neuen Lebensanfang datiert. Neu die unmittelbare Kraft, mit der er diesen neuen Weg der gläubigen Hingabe an Gott in Christo, diese Religion der Gesinnung, die, von Gottes Geist gewirkt, sich auswirkt zu guten Werken, unwiderstehlich fortreißend auch andern verkündigt. Der evangelische Christ wird zum Reformator.

Anders als die damalige ist unsre Zeit in ihrem religiösen Denken und Suchen nicht ausschließlich auf den Gegensatz zwischen Glaubensgerechtigkeit und Werkgerechtigkeit, zwischen Gnade und Verdienst eingestellt. Andre Fragen der Gewißheit, der Freiheit, der Kraft, des Lebensziels sind heute in den Vordergrund getreten. Solche Wandlungen der Frage- und Frontstellung bringt jede Zeit in neuer Gestalt hervor. Sie richten sich nach der Art des angreifenden Feindes. Sie bringen erst den vollen Reichtum der evangelischen Gedankenwelt ans Licht. Dennoch ist ihre Lösung bereits in jenem zentralen Erlebnis, das dem Gedankenkreise der Reformation entstammt, eingeschlossen. Wenn Luther selbst diese Folgerungen nicht zog, ja vielleicht gar sie bestritt, wenn ihm selbst der große Kampf zwischen Freiheit und Gebundenheit nicht zur vollen Lösung gelangte, so bestätigt sich auch hier das Wort, das Treitschke in einem Luthervortrage von 1883 ausspricht: „In der Geschichte dauert der Name keines Mannes, der nicht größer ist als sein Werk." Es ist ein neuer Heilsweg, den Luther eröffnet, oder vielmehr es ist der alte, den er aufs neue ausgrub. Kein Zweifel — er darf sich als einen Beauftragten Gottes ansehen und eine prophetische Bedeutung für sich in Anspruch nehmen.

Hiermit verbindet sich ein zweites. Aus der veränderten religiösen Stellung erwächst für Luther ein neues sittliches Ideal. Die neugewonnene Stellung zu Gott wird der Hebel, der eine neue Weiche für die sittliche Betätigung aufschließt. Denn der Glaube, den Luther preist, ist, wie eben bemerkt, nicht nur eine neue Lehre. Er ist ein „lebendig, schäftig, kräftig Ding, daß er von dem Werken", d. h. von der Betätigung im Leben, wie umgekehrt das Werk vom Glauben „so wenig mag geschieden werden als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden". Darum macht er auch „trotzig und fröhlich wider alle Kreatur" und hilft dem Mönchlein, furchtlos in Worms einzuziehen, und wenn so viel Teufel drin wären, als Ziegel auf den Dächern.

Aber mehr noch! — Ergreift dieser Glaube Christum als seinen einigen Heiland, so braucht er keinen andern Mittler mehr. Es fällt das Priestertum, soweit es ein Standesvorrecht in sich schließt — „alle Christen sind geistlichen Standes" —, und der Unterschied zwischen Priestern und Laien ist nur noch „des Amts oder Werks halber, das jenen befohlen ist, aber nicht mehr des Standes halber"

Digitized by Google

vorhanden. Das ganze Mittelalter war ja beherrscht von dem sittlichen Ideal mönchischer Vollkommenheit, wie sie in den Klostergelübden ihren Ausdruck fand. Alle andern Menschen befinden sich auf einer niedereren Stufe der sittlichen Vollkommenheit. Niemand wird leugnen, daß mit diesem Ideal die katholische Kirche — und nicht nur in den großen Ordensstiftern — geweihte und über die Welt erhabene Gestalten hervorgebracht hat, die mit Recht einen Heiligenschein tragen, und zu denen auch wir mit Bewunderung aufschauen. Dennoch quillt aus jenem rechtfertigenden Glauben ein andres und mächtigeres Lebensideal — der Gottesdienst des täglichen Lebens, der täglichen ernsten Pflichterfüllung, kraft dessen die Mutter, die das Kind wäscht, oder die Dienstmagd, die die Stube fegt, ebenso heilig sind als der die Welt fliehende Mönch. Es gibt keine doppelte Moral mehr. Keiner kann mehr tun als seine Pflicht, und Pflicht ist nichts Außergewöhnliches, sondern, mit Goethe zu reden, die Forderung des Tages. Nicht Abtötung des Natürlichen ist das Ziel, sondern Verklärung. Nicht geschieden wird das geistliche Leben vom weltlichen, auch das weltliche Leben wird zum Gottesdienst, die weltliche Arbeit geweiht. Nicht die Gesetzlichkeit, sondern die Freiheit des in Gott verbundenen Gewissens bleibt die letzte Instanz in Sachen des religiösen und sittlichen Lebens. Aus dieser Gedankenwelt quoll eine neue sittliche Anschauung, der trotz der Verschiedenheit der Beurteilung auch die katholische Kirche sich nicht entzogen hat. Und als Verkünder dieses sittlichen Ideals darf Luther wiederum den Namen des Propheten in Anspruch nehmen — darf es auch dann, wenn er selbst die Tragweite seiner eignen Gedanken nicht verstand, sondern als Kind seiner Zeit, wie z. B. in seiner Stellung zum Handel, zu dem staatlichen oder politischen Leben ans Licht tritt, ihnen geradezu ablehnend gegenüberstand. Unbewußt weist der Prophet über sich selbst hinaus.

Auch hier soll nicht geleugnet werden, daß diese Wahrheiten bereits vor Luther oft genug ausgesprochen worden waren. Nicht nur seinen Haß gegen das damals entartete Mönchtum hatte der Humanist Erasmus bezeugt, er hatte auch von der Gesetzlichkeit der guten Werke immer wieder auf das Schwerere, die Reinigung der Gesinnung, hingewiesen. Was aber Luther trotz der Schwächen und Mängel, die auch ihm anhaften, in die erste Linie rückt, das ist die originale Kraft der Persönlichkeit, mit der er rücksichtslos sich selbst einsetzt. Er hilft nicht nur der Ehe zu ihrer rechten Würdigung; er heiratet selbst und gründet ein christliches Haus. Er zeigt in seinem eignen Leben jenes wundervolle Ineinander von Weltoffenheit und Gottinnigkeit, das ihm mehr als anderes das Herz seines Volkes erobert hat. Das Humane in seinem Wesen, das Wort nach beiden Seiten hin verstanden, das Nebeneinander von Kühnheit und Mäßigung, von Zartheit und Zorn, und wieder das Revolutionäre in ihm, und die auch in seiner „grobianischen" Zeit bisweilen alles Maß übersteigende Leidenschaft — reißt unwiderstehlich mit fort. Mag hundertmal, wie Harnack es ausdrückt, das Peripherische in Luther der Welt des Mittelalters entstammen, die Persönlichkeit selbst hat doch eine neue Welt erschlossen. In beiden, in der Aufstellung des neuen religiösen Heilswegs, wie in der Aufzeigung neuer sittlicher Ideale kommt ihm

Digitized by Google

der prophetische Charakter zu. Nicht ein Erfinder ist er, hat man von ihm gesagt, aber ein Entdecker. Auch die Propheten entdeckten wieder den Willen ihres Gottes und zogen ihn aus dem Schutt menschlicher Trübung und Entstellung ans Licht. So ist Luther, um mit Carlyle zu reden, der Seher geworden, der durch den Schein der Dinge hindurchschaut ins „offene Geheimnis des Weltalls" — darum nie veraltend, ein Prophet Gottes.

In drei Schriften hat Luther diese seine prophetischen Anschauungen seinem Volke dargelegt. Nachdem die Leipziger Disputation 1519 ihn zu dem gewaltigen Eingeständnis gebracht hatte: auch Päpste und Konzilien können irren — ein Geständnis, das seinem Gegner Eck den Sieg über den Ketzer verschaffte, und in Herzog Georgs dröhnendem Zuruf: „Das walt die Sucht!" seine Kritik fand, folgte noch in demselben Jahre die Schrift, die das gewaltigste Aufsehen machte: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung."

Die deutsche Reichsritterschaft stand damals den weltlichen wie den geistlichen Fürstentümern gegenüber als eine feste Genossenschaft zusammen, an ihrer Spitze Franz v. Sickingen, der auf der Ebernburg an der Nahe saß und — vielfach sein Gast, durch Conrad Ferd. Meyers Dichtung verklärt —, Ulrich v. Hutten, der die geistigen Waffen für die Ritterschaft schmiedete. Schon hatten sie Luther die helfende Hand geboten. „Gelingt's," sagte Luther zu seinem Freund Lorenz Süß, „daß sie, die Ritter, zum Worte Gottes treten, so sollt Ihr sehen, was folgen wird."

Nach der mittelalterlichen Anschauung hatte Christus zwei Schwerter gehabt, das geistliche und das weltliche; das eine, das geistliche, übergab er dem Petrus, durch ihn der Kirche, die durch Hierarchie, Sakrament, Bann ihre Herrschaft ausübte. Das andre sollte vertretungsweise im Namen und Auftrag der Kirche die weltliche Gewalt führen. Luther dagegen weist mit dem Gedanken des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen der Obrigkeit Recht und Pflicht zu, beide, Geistliche und Weltliche, zu schützen. Mit dieser Berufung auf den geistlichen Stand jedes Christen durchbricht er die „drei papierenen Mauern der Romanisten" und proklamiert, wie wir heute sagen würden, die Souveränität der Gemeinde. Dann aber fährt er mit gewaltiger Faust in den Wirrwarr der Mißbräuche hinein, wie sie im Laufe der Zeit in Rom sich angehäuft hatten, schlägt los wider die Ueppigkeit des Hofes, wider die Geldgewinne der Kurie aus deutschem Lande, wider die Entrechtung des Volkes in der Besetzung der geistlichen Stellen, bis hin zu den beweglichen Klagen über den mangelhaften Volksunterricht — Beschwerden, wie sie aus dem Munde der deutschen Stände, auch der katholischen, auf allen Reichstagen der Zeit immer lauter ertönten, nur hier zusammengefaßt, mit Hase zu reden, „mit dem Schmerze eines christlichen und dem Zorn eines deutschen Herzens", und mit einer Kühnheit ausgesprochen, daß er selbst über die revolutionäre Bahn, die er beschreitet, nicht zweifelhaft sein kann. „Der Würfel," schreibt er, „ist gefallen. Roms Gunst ist verachtet. Ich will mich nicht versöhnen." Noch hofft er auf das edle, junge Blut Karl, der eben zum deutschen

Digitized by Google

Kaiser gewählt war. Zum erstenmal schlägt er voll den deutschen nationalen Ton an. Noch traut er dem Heiligen Vater, der wie das Lamm unter den Wölfen, wie ein zweiter Daniel unter den Löwen sitze. Lange dauert auch dieses Vertrauen nicht mehr.

Enthielt diese Schrift trotz ihrer ungeheuren Wirkung nichts eigentlich Neues, so geht die zweite wesentlich radikaler vor. Das Büchlein „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" zeigt die Fortschritte, die er selbst gemacht hat. Sie läßt von den sieben Sakramenten der Kirche nur noch drei, die Taufe, Buße und Abendmahl, stehen. Das Sakrament der Buße hat er späterhin noch selbst aufgegeben. Aber das Büchlein war lateinisch geschrieben, nicht in erster Linie für das Volk berechnet.

Dagegen will er auf Grund der Unterredung mit dem sächsischen Kammerherrn v. Miltitz auf Lichtenberg am 12. Oktober 1520 noch einmal eine Grundlage für eine Verständigung schaffen in der zartesten, tiefsten und innerlichsten Schrift, die unter den mehr als hundert, die wir von ihm besitzen, überhaupt aus seiner Feder geflossen ist: „Von der Freiheit eines Christenmenschen."

Von zwei Sätzen geht Luther aus: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge, und ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan." Er ist frei durch den Glauben, denn von allen äußeren Dingen reicht keines an die Seele, sie zu befreien oder zu fangen, gut oder böse zu machen. Durch den Glauben ist er ein König und ein Priester — durch sein Königreich ist er aller Dinge mächtig; denn alle Dinge müssen den Auserwählten zu ihrem Besten dienen. Durch sein Priestertum ist er Gottes mächtig, dem Gott tut, was er bittet und will. So ist er niemand mehr untertan, er trägt in der Gebundenheit an seinen Gott die volle Freiheit in sich. Aber dieser Glaube ist kein träges Ruhen. Er ist das Einswerden mit Christo und durch ihn mit Gott. So gewiß der gute Baum gute Früchte trägt, so gewiß tut der gute und fromme Mann gute Werke. Der Christ steht noch inmitten der Welt, streitet wider sein eigen Fleisch und Blut, hilft dem Nächsten in freier Lust und Liebe, um ihm zu werden, was Christus ihm selbst war, und ihm umsonst zu dienen. Summa: ein Christenmensch lebt nicht in ihm selbst, sondern in Christo und seinem Nächsten. In Christo durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. „Durch den Glauben fährt er über sich in Gott; aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe. Siehe, das — nämlich dieses Ineinander von Macht und Gebundensein — ist die rechte, christliche geistliche Freiheit, welche alle andre Freiheit übertrifft."

Luther wollte damit schweigen, wenn seine Gegner schwiegen. Sein Wort hätte dennoch gesiegt. Es war erhaben über den Streit, wie Hase sagt, aber es trug die Reformation im Herzen. Die Gegner schwiegen nicht. So tat Luther den letzten folgenschweren Schritt: er verbrannte die Bannbulle des Papstes vor dem Elstertore in Wittenberg vor Professoren, Studenten und Bürgern. Das

Digitized by Google

Band mit der alten Kirche war zerschnitten. Wie zum Abschluß einer Lebensperiode voll eines alles übersteigenden Erfolgs, wird er noch vor den Reichstag in Worms gestellt. Hier kennt, bewundert, liebt ihn sein deutsches Volk. Hier ist er ihm zum Heros geworden, sein Führer, sein geistlicher Hauptmann, sein Reformator, der in diesem Augenblick, alles Getane zusammenfassend, das Recht der Persönlichkeit, das Recht des Gewissens, die Kraft des Glaubens, die Zukunft der Religion ihm darstellte. In diesem Sinne nennt der Schotte Carlyle, indem er Luther als Priester seines Volkes unter die „Helden" der Menschheit einreiht, die Stunde von Worms „den größten Auftritt in der Geschichte der europäischen Neuzeit, den eigentlichen Ausgangspunkt in der Geschichte der ganzen späteren Kultur".

Wir heben von dieser Stunde eins insbesondere hervor. Daß Luther den Prophetentitel wohl in Anspruch nehmen darf, haben wir gesehen. Hier ist die Stätte, wo das Zusatzwort in unserm Thema sich rechtfertigt: er ist der deutsche Prophet, der Prophet für die Deutschen.

Es war ein schweres Verhängnis, daß die Nation sich in dem Augenblick ihrer größten inneren Bewegung einen Spanier zum Oberhaupt gegeben hatte, der ihrem eignen Wesen, ihrer Sprache und ihren Gedanken verständnislos gegenüberstand. „Der soll mich nicht zum Ketzer machen," hatte Karl V. Luther in Worms entgegengerufen. Was wäre aus unserm Vaterlande geworden, wenn ein deutscher Mann imstande gewesen wäre, gegenüber dem welschen Wesen in Kirche und Politik, gegenüber den religiösen Bedürfnissen der Nation und der furchtbaren Spaltung der Fürsten und Stände die nationale Fahne zu erheben. Auf der andern Seite gewinnt Luthers Prophetenruf seine volle Kraft erst dadurch, daß er selbst ein Deutscher, daß er der deutscheste aller Deutschen war. „Es hat nie einen Deutschen gegeben," sagt der katholische Historiker Döllinger, „der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen, aufgesogen wäre, wie der Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers." Gehörte aber er seinem Volke mit Herz und Hand — „für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen"! —, so sah wieder das Volk in ihm, seinen Tugenden wie seinen Schwächen und Mängeln sein eignes Spiegelbild.

Es steckt in Luther etwas von der alten knorrigen Bauernnatur — „mein Vater, Großvater und Ahn sind rechte Bauern gewest!" —, die unentwegt ihr Ziel im Auge behält. Seine Sprache, seine auch über das Maß der damaligen Zeit stark hinausgehende Derbheit tragen von diesem Erdgeruch etwas an sich. Aber auf der andern Seite steckt in dieser Bauernkraft ein Idealismus, wie er kaum in einem Zweiten sich so verkörpert hat. In souveräner Verachtung alles Aeußern, in völliger Unzugänglichkeit für Geld oder weltliche Ehren, lebt Luther in einer inneren, gotterfüllten Welt, aus der er täglich in Sammlung und Gebet seine Kräfte zieht. Aber er ist kein Mystiker, der mit dieser inneren Welt sich begnügt und für die äußere die Augen schließt. Mit jener Innerlichkeit verbindet

Digitized by Google

sich der rücksichtslose Tatendrang, der alle Vorsicht außer acht läßt, um sich durchzusetzen. „Gar wohl hat Bruder Martinus geredet," sagte Friedrich der Weise in Worms, „nur ist er mir viel zu kühne." Seine völlige Verständnislosigkeit für jede Diplomatie war sicherlich in bestimmten Augenblicken unheilvoll. Aber deutsch war diese Redlichkeit, die nur aufs Wort trauen wollte, deutsch dieser Verzicht auf äußere Hilfe, deutsch seine Mannestreue gegen seinen Fürsten und seine Pietät gegen das historisch Gewordene. Deutsch der auflodernde Zorn, den er als eine Erfrischung des gesamten Geblüts empfindet, die das Ingenium hell und scharf mache, wenn das, was er in heißem Ernst der Gewissenskämpfe errungen, in schnöder Leichtfertigkeit angetastet wurde. Deutsch ist auch — und hier vergleiche man den nächstgrößten der Reformatoren, den Franzosen Calvin — seine Freude an Haus und Heimat, an Weib und Kind, an Natur und Kunst, am Freundeskreise treuer Gesellen und Tischgenossen. Findet sich doch in Calvins Briefen nirgends auch nur eine Andeutung davon, daß er inmitten der Herrlichkeiten des Genfer Sees lebte. Vor allem doch ist deutsch der unbeugsame Wahrheitssinn und Gewissensernst mit der heißen Angst, sich selbst preiszugeben oder etwas wider das Gewissen zu tun. Das verstanden die italienischen Unterhändler nicht, die man sandte, und denen schließlich alles käuflich war. Er blieb ihnen die deutsche Bestie mit den unheimlichen Augen und den wunderlichen Spekulationen im Kopf. „Die Romanen," sagt Treitschke, „brachten es über sich, ihr Gewissen zu teilen und einer Kirche, die sie verspotteten, zu gehorchen. Die Deutschen wagten es, das Leben nach der erkannten Wahrheit zu gestalten. So hat Luther den Deutschen gezeigt, „wie man zu gleicher Zeit fromm und frei sein kann". Wir zehren noch heute von diesem Vermächtnis.

Was aber nun diesen deutschen *Mann*, den populärsten Volksmann, der je in Deutschland erstand, zum deutschen *Propheten* gemacht hat, das sind die *Gaben*, die er mit dieser seiner Art ihm spendete. „Und er hat," wie Döllinger sagt, „ihnen mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat. Er gab ihnen die Sprache, die Bibel, das Kirchenlied — er drückte ihnen selbst das unvergängliche Siegel seines Geistes auf, daß selbst seine Gegner von heute mit seinen Worten reden und mit seinen Gedanken denken müssen."

Ich kann über Andeutungen nicht hinausgehen. Es ist ohne Zweifel ein großer Gedanke, daß *eine* Kirchensprache die Katholiken von einem Ende der Erde bis zum andern begleitet. Luther will Religion und Volkstum miteinander vermählen, Deutschtum und Evangelium. Darum gibt er seinem Volk in der „deutschen Messe" den Gottesdienst in *deutscher* Sprache. — Das Volk bedarf der Unterweisung — Luthers *Katechismen* sind in keinem ähnlichen Werke übertroffen worden. Wenn manches darin dem kindlichen Verständnis, für das es freilich nicht geschrieben wurde, heute weniger zugänglich ist, so lohnt es sich, zusammenzustellen, wie viele Wendungen aus den etlichen Seiten des kleinen Katechismus noch heute im lebendigen Sprachschatz unsers Volkes kursieren. — Unser Volk will singen, nicht nur mittelalterliche Leisen, sondern *Kirchenlieder*.

Digitized by Google

Im Lapidarstil dichtet Luther. Es genügt der Hinweis auf die eine Tatsache, daß ein Lutherlied heute nach 400 Jahren aus dem Schlachtgesange der Reformation zum Liede der Schlachten für unsre Kämpfer aller Konfessionen an der Front geworden ist. Wer es einmal in russischen oder französischen Wäldern anstimmen hörte: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'" — der dankt dem Reformator noch heute. Wie viele Stimmen klangen seitdem ein in den süßen Wohllaut der Wittenberger Nachtigall, wie Hans Sachs sagte. Was das gewaltige Unisono des protestantischen Chorals bedeutet, bezeugt nicht nur jeder Gottesdienst — es klingt für jeden, der hören kann, aus unsern Passionsmusiken, vor allem der Bachschen, heraus. Das Gesangbuch ist das Erbauungsbuch unsers Volkes.

Vor allem — Luther gab seinem Volke die deutsche Bibel. Aus dem kleinen Lutherstüblein der sagenumwobenen Wartburg, in dem Tausende und aber Tausende andächtig gestanden haben, mit seinen runden Butzenscheiben und seinem Ausblick über die Thüringer Wälder, hat das Neue Testament von der Hand des Junker Jörg seinen Ausgang genommen. Zwölf Jahre nachher folgte die erste Vollbibel. Nicht unübertrefflich — denn Luther hat bis zu seinem Tod unablässig daran gearbeitet, sich selbst zu übertreffen, und bis in unsre Tage währt die Arbeit fort und wird fortgesetzt werden —, aber bisher unübertroffen hat Luther die Bibel nicht nur übersetzt, sondern verdeutscht und aus den fünfundsechzig Büchern der Schrift, die aus den verschiedensten Zeiten, Sprachen, Entwicklungsstadien stammen, ein einheitliches deutsches Werk geschaffen. Mit welcher Mühe und welcher Versenkung in die Sache, mit welcher Kongenialität mit den behandelten Stoffen, dafür liefert das kleine Büchlein „Vom Dolmetschen" reichliche Belege. Es ist bekannt, wie frei Luther den Buchstaben der Schrift gegenüberstand, im Gegensatz zu einer späteren buchstäbelnden Inspirationstheorie. Sein Maßstab war: was Christum treibt, ist Gottes Wort — und selbst ein Apostel, Jakobus, hat sich gefallen lassen müssen, daß sein Brief als eine epistola straminea, eine stroherne Epistel bezeichnet wurde. Darum hat Luther auch in der Uebersetzung nicht sklavisch den Wortlaut wiedergegeben, sondern hat die hebräischen und griechischen Schriftsteller, wie er sagt, gezwungen, deutsch zu reden, immer aber mit einer dem Geist der Schrift entstammenden religiösen Tiefe, die unerreicht ist.

Mit der Bibel aber gibt er seinem Volk die Sprache, unter so vielen gleichwertigen ober- und niederdeutschen Dialekten eine, die zur Schriftsprache und zur Sprache der Gebildeten wird. Man darf nur Goethe lesen, um zu ermessen, in welchem Maße die Bibelübersetzung die deutsche Sprachbildung beeinflußt hat. Unzählige Ausdrücke und Wendungen verdankt unser Sprachvorrat der Schrift, und mit der Sprache ging Hand in Hand die Bildung des gemeinsamen Volksgefühls. Ich gehe nicht ein auf Luthers Wirken auf die deutsche Schule. Hier ermahnt er die Ratsherren deutscher Städte, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen, dort hält er den Sermon, daß man Kinder solle zur Schule halten, sonderlich auch tüchtige Knaben, die armer Leute Kinder sind. Es ist der Nachklang Lutherscher Sätze, wenn ein

Digitized by Google

älterer Theologe (Winer) das Wort schreibt, der Protestantismus ist von Natur der Wissenschaft verwandt. Mit gleichem Recht hat ein andrer „de protestantismo artibus haud infesto“ gehandelt. Ja, ein Neuerer spricht sogar das Wort aus, in der Maschine sei etwas Protestantisches zu entdecken. Und wie könnte man, wenn man von den Gaben spricht, die Luther seinem Volke spendete, seinen Hausstand übergehen, den er zu einem Paradiesgärtlein der Erquickung gestaltet. Indem er das evangelische Pfarrhaus schafft, hat er einen Segensborn erschlossen, dessen Wasser zu allen Zeiten das Volksleben befruchtet hat. Ich schweige von anderem, um ein Ende zu finden.

Gewiß ist: — wenn man fragt, ob die reformatorischen Gedanken Luthers erschöpft, überholt sind, oder ob sie noch heute fortwirken, so kann auf letztere Frage nur mit einem lauten Ja geantwortet werden. Luther ist ein schlagendes Beispiel dafür, wie nicht die Ideen allein Weltgeschichte machen und bewegen, sondern daß die Idee erst wirksam wird, wenn sie in großen Persönlichkeiten sich verkörpert. Von besonderer Bedeutung aber ist es nicht nur für unsre protestantische Anschauung, sondern für die gesamte Weltgeschichte, daß die hier ans Licht tretende und in Luther sich verleiblichende Idee die religiöse ist, und so der Beweis geliefert wird, wie es noch immer die religiösen Kräfte und Fragen sind, die die Menschen in ihrer tiefsten Tiefe bewegen. Auch unter diesem Gesichtspunkte verdient Luther den Namen des deutschen Propheten, wenn man ihm nicht, wie es von unsern Vätern mehrfach geschah, die noch größere Rolle jenes Engels in der Offenbarung des Sehers Johannes zuweisen will (Offb. Kap. 14), der mitten durch den Himmel flog und hatte ein ewiges Evangelium denen zu verkünden, die auf Erden wohnen.

Wenn von der Vergangenheit der Blick sich auf die Gegenwart wendet — so kämpfen in dem blutigen Völkerringen, bei dem es um unser Dasein sich handelt, Schulter an Schulter in deutscher Treue und deutscher Kameradschaft geeint, die Angehörigen aller Konfessionen. Keine nimmt, keine mißgönnt der andern etwas von der opferwilligen Hingabe aller für das gemeinsame Vaterland. Es ist ein heiliger Wettstreit der Hingabe und der Treue. Wir alle haben den heißen Wunsch, daß diese segensvolle Gemeinschaft auch nach dem Kriege uns bleibe, und das gemeinsame edelste Heldentum, das gemeinsame Leid uns freimache von dem Fluche des konfessionellen Haders, der Deutschland so oft schon geschwächt und zersplittert hat. Ist doch auch dieser Krieg ein Kampf um unsere höchsten Güter, der Sitte, des Glaubens, der Treue, der Freiheit — lauter geistiger Werte, die in den Bewegungen der Reformationszeit ihre Wurzel haben. Deutsche Kraft und deutsche Tapferkeit, wie sie Luther uns geschildert hat in seinem Büchlein: daß auch Kriegsleute in gottseligem Stande leben können, soll siegreich den Kampf zu Ende führen. Deutscher Idealismus soll sich stärker erweisen als das Interesse des Geschäfts. Aus der Tiefe lebendig erweckter deutscher Frömmigkeit sollen unsere Kämpfer immer neu ihre Ausdauer und ihren Sterbensmut schöpfen. In dem allem wissen wir uns auch mit unsern katholischen Mitbrüdern eins. Und wenn der Streit nicht ruhen kann, weil kraft

Digitized by Google

eines innewohnenden Gesetzes die letzten Gedanken sich auswirken müssen, so werde er zum Wettstreit um die höchsten Güter der Menschheit, zum Wetteifer um die heroische Kraft der heilenden Liebe. So sehe ich mit Ehren gekrönt das befreite Vaterland aus dem Kampfe hervorgehen. Als ein Gelübde und als eine Verheißung dafür deute ich das Lutherwort: „Das Reich muß uns doch bleiben!"

Ueber die Möglichkeit eines dauerhaften Friedens

Von

Professor Lammasch

Von alters her ist es üblich, jeden Vertrag, durch den ein Krieg beendet wird, so anzusehen und so abzufassen, als ob durch ihn zwischen den Mächten, die sich feindlich gegenüberstanden, nicht nur dieser Krieg abgeschlossen, sondern für alle Zukunft überhaupt ein Krieg zwischen ihnen ausgeschlossen würde. Nur die „fulgida Porta", die Hohe Pforte in den Zeiten ihres Glanzes, machte eine Ausnahme. Nach dem Gebote des Dschihad, das, wenn auch nicht im Texte des Koran, so doch in der Tradition und in jener Literatur aufgestellt war, die man als die der Kirchenväter des Islam bezeichnen könnte, durfte mit den „Ungläubigen" nur ein Waffenstillstand, kein dauernder Friede geschlossen werden. Dieses Prinzip wurde bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts befolgt. Die christlichen Mächte untereinander aber gaben sich stets wenigstens den Anschein, miteinander Frieden für ewig zu schließen. Freilich sind die Formeln, die man zu diesem Zwecke gebraucht, nach und nach minder bombastisch geworden, als sie es etwa zu anfang der sog. Neuzeit waren. Schon lange verspricht man sich nicht mehr, wie Kaiser Max und seine Gegner wechselseitig im Frieden von Blois 1504 getan hatten: „Unam veram, bonam, sinceram et indissolubilem fraternitatem, foedus, confoederationem et amicitiam pro ipsis, heredibus et successoribus, omni aevo et tempore duraturam, adeo quoad tamquam una anima in tribus corporibus erunt amici amicorum et inimici inimicorum." Aber „paix à perpétuité" lautet doch noch fast immer die Losung. Erst der Wiener Friede zwischen Oesterreich und Italien von 1866 hat sich damit begnügt, eine „paix sincère et durable" in Aussicht zu stellen, ohne den Mund noch voller zu nehmen. Und der Bukarester Friede von 1912 spricht überhaupt nur mehr von „paix et amitié", ohne über deren Dauer irgendeine Prognose aufzustellen. Wie lange haben aber in Wahrheit alle jene „dauerhaften und ewigen" Frieden die Welt vor Erneuerung des Krieges bewahrt?

Auch jetzt bewegt alle Welt die bange Frage: Wird der künftige Friede wenigstens eine „paix durable" sein? An der Dauerhaftigkeit dieses Friedens sind nicht nur die Belligerenten selbst, sondern auch alle jene Staaten interessiert, die sich das kostbare Gut der Neutralität bewahrt haben.

Digitized by Google

Wer sich nur mit einiger Deutlichkeit die inneren Zustände vorstellt, in denen alle Staaten aus dem Kriege hervorgehen werden, kann meiner Ueberzeugung nach jene Frage nur bejahen. Auf Jahrzehnte hinaus werden alle Staaten, die am Kriege beteiligt waren, alle ihre Kräfte anspannen müssen, um ihre vom Grunde aus zerrütteten inneren Verhältnisse nur einigermaßen auf den Status quo ante bellum zurückzuführen, um die Wunden zu heilen, die der Krieg ihnen geschlagen, um die zerstörte Volkskraft zu regenerieren. Für eine aggressive auswärtige Politik wird jedem von ihnen für lange Zeit die Kraft fehlen. Alle Nationen werden in wesentlich verminderter Zahl und mit noch weit empfindlicher geschwächter Kraft in den Friedenszustand eintreten. Die Zahl der auf den Schlachtfeldern Europas und Asiens Gefallenen, der Kombattanten, die an den Folgen von Verwundungen oder an in der Gefangenschaft akquirierten Krankheiten verstorben sind, beträgt schon jetzt mehrere Millionen. Nicht viel geringer wird die Zahl derjenigen sein, die trotz allen Wundern, die die Chirurgie und die Prothesentechnik an einzelnen gewirkt haben, mit erheblich verminderter Arbeitskraft in das Erwerbsleben zurückkehren. Hat auch bisher die Hygiene in einem Maße, wie niemand zu hoffen gewagt hatte, die Zivilbevölkerung vor gewissen Epidemien bewahrt, wie sie bisher noch jedem großen Kriege gefolgt waren, so ist doch auch die Sterblichkeit unter den Daheimgebliebenen in den Kriegsjahren eine weit größere gewesen als in normalen Zeiten. Unterernährung und Ueberanstrengung haben insbesondere die Zahl und die Kräfte der Frauen[1]) und der Kinder erheblich vermindert.

Je länger der Krieg noch dauert, desto mehr wird diese Wirkung sich zeigen. Erst seit einigen Jahrzehnten hat man in Mitteleuropa und Westeuropa begonnen, den Raubbau an der Volkskraft, den frühere Jahrhunderte getrieben, durch soziale Gesetzgebung einzudämmen. Dadurch war es gelungen, in diesen Staaten die Sterblichkeitsquote derart herabzusetzen, daß trotz stetig abnehmender Geburten die Volkszahl nicht abnahm, ja sogar in den meisten dieser Staaten in energischer Progression sich befand. Während des Krieges nun ist begreiflicherweise die Zahl der Geburten ganz ungeheuer zurückgegangen. So werden daher alle Staaten mit einem je nach ihrer Größe um Hunderttausende oder um Millionen reduzierten Volksbestande aus dem Krieg hervorgehen. Allerdings wird nach

[1]) Nach Stephan Bauer („Sozialpolitik im Kriege und nach Friedensschluß", Heft 42 der „Mitteilungen der Schweizerischen Vereinigung zur Förderung des internationalen Arbeiterschutzes", Bern 1917) hat von Kriegsausbruch bis Oktober 1917 die Zahl der in Landwirtschaft, Industrie und Verkehrswesen beschäftigten Frauen in England (und Schottland?) um 866000, d. h. um 27 Prozent zugenommen, wovon 362000 auf die Industrie und davon 69000 auf Munitionsarbeit entfallen. In den französischen Munitionsfabriken waren im September 1916 sogar 284000 Frauen beschäftigt. Für das Deutsche Reich fehlen spezielle Angaben. Nach den Berichten der Krankenkassen ist die Zahl der weiblichen Beschäftigten von 2300000 im Oktober 1914 auf 4200000 im Juli 1916 gestiegen. Nach Berichten aller deutschen Krankenkassenärzte ist, wie Bauer ausführt, die Zahl der Erkrankungen unter den Frauen eine geradezu erschreckende. Darüber klagt auch ein Bericht des englischen Gesundheitsausschusses vom Januar 1916.

Digitized by Google

Wiederherstellung des Friedens die Sterblichkeit wieder abnehmen und die Zahl der Geburten sich wieder steigern. Sicherlich aber wird dies nicht mit der Schnelligkeit und in dem Maße geschehen wie nach früheren Kriegen. Freilich wird man darauf hinweisen, daß für das Deutsche Reich das fünfte Jahr nach dem französischen Kriege (1876) die höchste dort überhaupt beobachtete Geburtsziffer aufwies. Diesmal aber liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Zunächst war die Zahl der Männer, die aus jenem Kriege nicht zurückkehrten, gegenüber den heutigen Verhältnissen eine verschwindend kleine (44000 Deutsche und nach den Angaben Bodards[1]) etwa 140000 Franzosen). Für das Deutsche Reich kommt ferner in Betracht, daß die Störung der Volkswirtschaft damals durch den soviel kürzeren und nicht so sehr alle Verhältnisse bis ins Innerste durchdringenden Krieg eine unvergleichlich geringere war als jetzt, und daß die finanziellen Kosten jenes Kriegs ihren überreichlichen Ersatz in der von Frankreich geleisteten Kriegsentschädigung fanden. Daß man mit einer dauernden Geburtenvermehrung nach dem Kriege nicht rechnen könne, haben auch der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik, Professor Julius Wolff, Professor Oldenberg (Göttingen) in der Zentralstelle für Volkswohlfahrt und Professor Tuczek (Marburg) im Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus ausgesprochen. Ganz besonders empfindlich wird der Rückgang der Volkszahl sich in Frankreich bemerkbar machen, wo ja der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle schon vor dem Kriege ein sehr geringer war. Und auch Frankreichs Kapitalskraft wird durch die Verluste in dem gegenwärtigen Kriege gegenüber jenem von 1870/71, die Bodard einschließlich der Kriegsentschädigung mit 14 Milliarden angibt, in einem ungleich höheren Maße zerrüttet werden! Selbst in Rußland wird, da es absolut genommen die allergrößten Verluste nicht bloß in der Armee, sondern auch in der Zivilbevölkerung erlitten hat, der Nachwuchs der Bevölkerung nur ein wesentlich langsamerer sein als vor dem Kriege. Auch im britischen Reiche wird die empfindliche Störung seiner Volkswirtschaft nicht ohne Nachwirkung in dieser Beziehung bleiben können.

Noch weit hinderlicher und hemmender als die verminderte Volkszahl wird sich die Zerrüttung des natürlichen Aufbaues der Völker nach Geschlecht und Altersstufen der Wiederherstellung der nationalen Schaffenskraft überall entgegenstellen. Schon vor dem Kriege stand in der großen Mehrzahl der europäischen Staaten die männliche Bevölkerung hinter der weiblichen an Zahl zurück, wenn auch nicht überall von Geburt an, so doch von den Jahren der Mündigkeit ab, da die Sterblichkeit der Kinder männlichen Geschlechts fast überall größer ist als die der Mädchen. Infolge des Krieges wird sich dieses Verhältnis für die militärpflichtigen Altersstufen selbstverständlich noch weit ungünstiger gestalten. Für Frankreich kommt die Dänische Studiengesellschaft zu dem Ergebnis, daß zu Ende des dritten Kriegsjahres das Verhältnis der männlichen Bevölkerung zur weib-

[1]) In dem von der Carnegie-Friedensstiftung herausgegebenen Werke: „Losses of life in modern wars." Oxford 1916.

Digitized by Google

lichen in den Altersstufen von 19 bis 49 Jahren 1000 zu 1200 sein dürfte, d. h. daß allein wegen des numerischen Mißverhältnisses der Geschlechter jede sechste Frau keinen Mann wird finden können. Eine weitere Folge dieses Mißverhältnisses wird es sein, daß auch nach dem Kriege die Zahl der Frauen, welche in Berufen tätig sein werden, die für ihre physische Gesundheit und Kraft besonders nachteilig sind, bedeutend größer sein wird als vor dem Kriege, was wiederum auf Zahl und Tüchtigkeit ihrer Nachkommenschaft und auf den sozialen Frieden ungünstig einwirken muß. Wie die Verteilung der Geschlechter, so wird in der ersten Zeit nach dem Kriege auch der Altersaufbau der Bevölkerung gestört sein. Gerade von den Männern in der Blüte ihrer Kraft werden mehrere Millionen in ihre bisherige Tätigkeit nicht mehr zurückkehren. Solange in Kriegszeiten die Todesfälle infolge von epidemischen Krankheiten jene auf den Schlachtfeldern an Zahl übertrafen, hatte der Krieg neben seiner lebenzerstörenden Wirksamkeit auch eine gewisse günstige selektorische Wirkung auf die Gestaltung der nächsten Generation, in der die kräftigeren Elemente überwogen, die den Epidemien hatten Widerstand leisten können, von denen die schwächeren waren hinweggerafft worden. Im gegenwärtigen Kriege aber sind die Verluste auf den Schlachtfeldern und in den Verwundetenlazaretten ganz bedeutend größere als die in den eigentlichen Krankenhäusern. Und auf dem Schlachtfelde fällt gewiß eine verhältnismäßig größere Zahl derjenigen, die im Vertrauen auf ihre Kraft etwas wagen, als der Schwächlichen und Zaghaften.

Hinsichtlich der aus dem Kriege Zurückkehrenden ergibt sich die Frage, welche psychischen und moralischen Wirkungen die Jahre auf sie ausgeübt haben werden, in denen sie aus ihrer normalen Tätigkeit und Entwicklung herausgerissen und den Einflüssen des Kriegslebens unterworfen waren. Mit Zuversicht können wir uns der Hoffnung hingeben, daß viele von ihnen nicht nur körperlich gestählt, sondern auch sittlich gekräftigt an ihren heimatlichen Herd zurückkehren werden. Nicht bloß mancher Jüngling der sog. guten Gesellschaft, der im Wohlleben des Friedens vielleicht verkommen wäre, wird männlicher und tüchtiger aus dem Schützengraben hervorgehen, in dem er gewissenhafte Pflichterfüllung und echte Brüderlichkeit gelernt hat; auch viele Männer aus den breiteren Schichten des Volkes werden im Kriege größere Selbständigkeit des Entschlusses und des Handelns erworben haben, sie werden aber auch gelernt haben, wo und wann Unterordnung unter eine umsichtige Führung, Einordnung in ein Ganzes geboten ist. Aber nicht minder groß wird die Zahl derjenigen sein, deren an und für sich schwach gegründete Sittlichkeit im Kriege vollends ins Wanken geraten ist, die nach ihrer Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft, wenn Not oder Erregung sie befallen, die Schranken nicht werden einzuhalten vermögen, die die Ordnung des Friedens ihnen setzt. Noch größer aber wird die Zahl jener sein — und nicht die schlechtesten werden das sein —, die nach den Jahren, die sie in abenteuerreicher Abwechslung und Aufregung verbracht haben, sich nicht mehr in das einförmige Leben auf der Scholle oder in der Fabrik hineinfinden können.

Digitized by Google

Gewiß wird die strenge Zucht des Krieges bei vielen nicht verloren sein; viele, die den Krieg, sei es vor dem Feinde oder auch nur in den Entbehrungen des Hinterlandes durchlebt haben, werden ein Mehr an Genügsamkeit, an Opfermut, an Pflichteifer, an selbstloser Hingabe an das Ganze als seelischen Gewinn in die Zukunft hinübernehmen; nicht nur Damen der „Gesellschaft", die bisher bloß nichtigen Tändeleien gelebt haben, sind durch ihn mit dem Ernst des Lebens bekannt geworden, der ihnen sonst vielleicht für immer verborgen geblieben wäre. Aber diesen steht leider überall eine große Zahl solcher gegenüber, die durch nichts, auch nicht durch die ärgste Tragik im Leben andrer aus ihrer Selbstsucht aufgerüttelt werden, und ebenso die in allen Staaten nur allzugroße Schar derjenigen, die keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um sich aus den Leiden und Entbehrungen ihrer Brüder zu bereichern, nach Art der Hyänen von Leichen zu zehren. Der Uebermut, den diese mit ihrem frevelhaft zusammengerafften Reichtum treiben, dessen verbrecherischer Ursprung nur zu bald in Vergessenheit gerät, wird einen höchst gefährlichen Keim der Fäulnis in die bürgerliche Gesellschaft bringen. Nach der Erfahrung aller Zeiten wird es den Staaten kaum gelingen, diesen Keim durch soziale Desinfektion unschädlich zu machen.

Aber nicht nur die Generation, die den Krieg miterlebt, wird eine große Zahl höchst bedenklicher Elemente enthalten, die zum Wiederaufbau der Kultur nichts beitragen, ihn vielmehr erschweren und hindern werden. Auch die nächstfolgende Reihe der Menschheit wird in physischer und psychischer Hinsicht viel zu wünschen übrig lassen. Ein recht erheblicher Teil der Generation, deren älteste Jahrgänge mit dem Friedensschluß, deren jüngste Jahrgänge etwa achtzehn Jahre nach der Demobilisierung ins Leben hinaustreten, um dann durch drei oder vier Jahrzehnte bestimmend in die Schicksale ihres Vaterlandes einzugreifen, wird in allen kriegführenden Staaten mit dem dreifachen Stigma der körperlichen Schwäche, der neurasthenischen Anlage und der moralischen Verwilderung behaftet sein. Viele unter ihnen sind bei mangelhafter Ernährung und übermäßiger Anstrengung ihrer noch unentwickelten Kräfte, ohne die Zucht des Vaters, meist auch ohne ausreichende Obsorge der außerhalb des Hauses ihrem Erwerb nachgehenden Mutter, bei unzureichendem Schulunterricht und versagender Schuldisziplin, ohne Leitung durch kundige Lehrherren aufgewachsen, auf der Straße sich selbst und all deren ungünstigen Einflüssen überlassen, die sich bei Knaben und bei Mädchen in verschiedenen Formen, aber mit gleich schädlichen Wirkungen schon jetzt fühlbar machen. Was man von einem erheblichen Teil der so heranwachsenden Jugend zu erwarten hat, zeigt die Kriminalstatistik der Kriegsjahre mit ihrer erschreckend großen Zahl der straffälligen Knaben und der wegen sittlicher Verwahrlosung der Fürsorgeerziehung überwiesenen Mädchen. Amtsrichter Hellwig in seinem Buche „Der Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen" (bes. S. 80—140), Liszt Vater und Tochter in ihren Abhandlungen über diese Frage haben für das Deutsche Reich ein ebenso betrübendes Bild davon entrollt als Professor Lenz (Graz) in einem vor kurzem erschienenen Aufsatze in der „Allgemeinen österreichischen Gerichtszeitung" für Oesterreich. In Wien z. B. war die Zahl

Digitized by Google

der wegen Verbrechen und Vergehen (ohne Einrechnung der Uebertretungen) verurteilten Unmündigen (unter vierzehn Jahren) im Jahre 1916 siebenmal so groß als 1913, und die Zahl der ebensolcher Taten wegen verurteilten Minderjährigen unter achtzehn Jahren dreimal so groß als im Frieden. Zweifellos wird es auch in andern Staaten und Großstädten nicht viel anders sein. Nach den Mitteilungen Stephan Bauers ist in England die Zahl der die Schule besuchenden Kinder 1916 um 45000 unter die Normalzahl zurückgegangen, obwohl die Rüstungsnovelle von 1916 die Verbote des Kinderbeschäftigungsgesetzes von 1903 ausdrücklich aufrechterhalten hatte.

Auch die im ersten Jahrzehnte nach dem Kriege geborene Generation wird durchaus noch nicht den Wünschen entsprechen, die man im Interesse der moralischen und physischen Wiederaufrichtung der Staaten und Nationen hegen möchte. Allerdings werden manche der erwähnten ungünstigen Einflüsse weggefallen sein: die Väter sind endlich zurückgekehrt, die Mütter werden sich vielleicht mehr der Erziehung widmen können, Schule und gewerblicher Unterricht sind wieder in ordentliche Bahnen gelenkt. Aber nicht wenige der zurückgekehrten Väter werden mit Krankheiten behaftet oder von Leidenschaften beherrscht sein, die auf die von ihnen erzeugten oder von ihnen zu erziehenden Kinder schädlich einwirken. Manche Schriftsteller, so auch Wulffen, haben darauf hingewiesen, wie das außerordentlich große, sprunghafte Anwachsen der Kriminalität der Jugendlichen in Deutschland von 1889 ab nicht bloß durch die damals in höherem Maße eingesetzte Industrialisierung des Deutschen Reiches bedingt sein dürfte, sondern vielleicht, wenigstens zum Teil, auch darauf zurückzuführen ist, daß gerade von 1889 ab, die nach dem Kriege von 1870/71 geborene Generation in das Alter der Selbständigkeit und der erfahrungsgemäß größten Versuchungen eintrat. Mag man der künftigen Generation ihr Horoskop mehr nach der physischen Beschaffenheit ihrer Eltern oder mehr nach dem Milieu stellen, in dem sie aufwächst, in beiden Fällen wird man nicht verkennen können, daß die Entwicklung ihrer körperlichen und ihrer seelischen Kräfte unter ungünstigeren Verhältnissen erfolgt als diejenigen, deren ihre Eltern sich erfreuten. Das überhastete Erwerbsleben jener, die durch den Krieg verarmt sind, noch mehr aber vielleicht das übertriebene Genußleben jener, die sich am Kriege bereichert haben, wird von übelsten Folgen sein. Viel bedenklicher als die Verringerung der Zahl der Menschen durch den Krieg, auf die die Aufmerksamkeit vorwiegend gerichtet ist, scheint mir die physische und psychische Deteriorierung der Rasse, wie sie vielfach als Folge von Erschöpfungskriegen beobachtet worden ist, auf die Seeck sogar als Hauptursache den Untergang der antiken Welt zurückführt. Nur wenn alle Völker Europas die Gebote der sozialen und politischen Ethik, wie z. B. Rathenau und Fr. W. Förster,[1]) von ganz verschiedenen

[1]) Rathenau, „Von kommenden Dingen", 1917, F. W. Förster, „Die deutsche Jugend und der Weltkrieg" 1916, beide an Forderungen anknüpfend, die sie übrigens schon in früheren Schriften aufgestellt hatten.

Digitized by Google

Ideen ausgehend, sie ihnen einschärfen, weit gewissenhafter befolgen als bisher, und wenn nicht nur jedes von ihnen für sich, sondern wenn sie alle zusammen ihre Kräfte auf das eine Ziel der Wiederherstellung der zertrümmerten idealen und realen Güter konzentrieren, wird die Gefahr verringert, wenn auch nicht behoben werden können, daß die Führung der Menschheit Europa entrissen werde und auf andre Kontinente übergehe, die entweder erst seit kurzem in den Gang der Weltgeschichte eingreifen oder die nach Jahrtausende langer Isolierung erst jetzt wieder dem Ganzen der Menschheit sich eingefügt haben. Wie nur die vollendetste Organisierung und Konzentrierung der nationalen Kräfte die miteinander ringenden Staaten zu den bewundernswerten, einer besseren Sache würdigen Kraftleistungen dieses Krieges in den Stand gesetzt hat, so kann auch nur die Vereinigung der gesamten Kräfte des nahezu erschöpften Weltteiles ihn vor völliger Ueberflügelung durch jene bewahren, die nach Zeit oder Raum sich von dem mörderischen Ringen ferner gehalten haben.

Zu dem Defizit an lebendigen Kräften, mit dem alle Belligerenten aus dem Kriege hervorgehen werden, kommt noch das ökonomische und staatsfinanzielle Defizit hinzu, an dem sie alle dahinsiechen werden. Die Last der Schulden, die die Staats- und Gemeindebudgets, die Last der direkten und indirekten Steuern und Abgaben, die die Bürger bedrücken, fast erdrücken wird, ist so einleuchtend, daß es weiterer Ausführungen darüber gar nicht erst bedarf. Hat man auch bisher alles getan, um die Größe dieses Defizits zu verschleiern, lange kann sie nicht verborgen bleiben. Aber auch etwas andres wird an den Tag kommen. Wie der Altersaufbau der Bevölkerung durch den Krieg verschoben worden, so wird auch ihre ökonomische Schichtung eine andre sein. Und zwar wird die durch den Krieg emporgekommene Schicht in ihrem Werte für das Ganze der Gesellschaft zweifellos geringer einzuschätzen sein als die infolge ihrer Verarmung verdrängte.

Und nun stellen wir nochmals die Frage, von der wir ausgegangen sind. Wird es möglich sein, daß die einzelnen Staaten Europas die Politik des Wettrüstens, des sog. Gleichgewichtes weiterhin verfolgen, wie diese Politik besonders seit 1871 betrieben wurde? Werden die Staaten auch fortan auf dem „qui vive?“ einander gegenüberstehen und deshalb ihre besten materiellen und lebenden Kräfte zur Abwehr des Nachbarn bereitstellen müssen?

Wenn in den vorstehenden Ausführungen nur einige Wahrheit enthalten ist, wird keiner dieser Nachbarn während der nächsten dreißig oder vierzig Jahre zu einem Ueberfalle auf den andern in der Lage sein. Wozu dann aber sich gegen einen solchen Angriff rüsten, wenn er nicht zu besorgen ist? In demselben Maße, als die Gefahren *von außen* für die Staaten Europas im nächsten Menschenalter abnehmen werden, werden aber die Gefahren *von innen* für einen jeden von ihnen zunehmen. Um diesen, nicht um, wie bisher, jenen zu begegnen, wird es aller Umsicht und aller Volkskraft bedürfen.

Nur einer unter allen Belligerenten, nur das ferne Japan, hat durch den Krieg nicht nur nicht gelitten, sondern nach mehrfachen Richtungen große Vor-

Digitized by Google

teile aus ihm gezogen. Selbst die amerikanische Union ist, trotz fabelhafter Gewinne, die einzelne skrupellose Bürger gezogen, als Ganzes von den nachteiligen Wirkungen des Krieges nicht verschont geblieben. Von beiden Mächten aber hat Europa für sich nichts zu besorgen. Auch eine noch so imperialistische Politik des einen wie des andern wird sich nicht gegen Europa, wenn auch vielleicht gegen transatlantische Besitzungen europäischer Mächte richten. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber werden sie sich gegenseitig im Schach halten.

Wenn nun keinem der europäischen Staaten von einem andern innerhalb der nächsten dreißig bis vierzig Jahren die Gefahr eines Ueberfalles droht, könnten sie nicht wenigstens für die Hälfte dieser Zeitspanne sich über eine vertragsmäßige Einschränkung ihrer militärischen Maßregeln einigen, insbesondere über Fixierung des Präsenzstandes ihrer Armeen und ihrer militärischen Auslagen, über die Zahl ihrer Großkampfschiffe usw.? Hand in Hand müßte damit die Einsetzung eines Organes zur friedlichen Schlichtung ihrer Differenzen durch Schiedsgerichte und internationale Verständigungskommissionen gehen. Hätten die Völker einmal durch fünfzehn Jahre den Segen dieses neuen Systems genossen, so würden sie sich vielleicht doch hüten, zum alten zurückzukehren. Sollte Japan sich weigern, einem solchen Vertrage beizutreten oder sollte Japan oder irgendein andrer Staat der übernommenen Verpflichtung zuwiderhandeln, so müßten sich selbstverständlich alle andern als „League to enforce peace" ihm widersetzen. Diesem vereinten Widerstande aber wäre keine Macht gewachsen.

Und noch eine letzte Erwägung. Wenn wir für die nächsten Jahrzehnte einen ähnlichen Fortschritt in der Technik der Destruktion annehmen können, wie er das letzte Menschenalter charakterisiert, so würde ein mit allen Mitteln, die Mechanik und Chemie dann zur Verfügung stellen werden, geführter Krieg von so ungeheuer zerstörender Wirkungskraft sein, daß er das Ende zum mindesten eines Teiles von Europa nicht nur im übertragenen, sondern im wörtlichen Sinne mit sich brächte. Und welches der der Vernichtung geweihte Staat wäre, könnte niemand vorhersehen. Deshalb würde auch niemand die Verantwortung dafür übernehmen, einen solchen Krieg zu entfesseln. Denn keiner wüßte, ob er es nicht wäre, der zum Opfer fällt. Nur wenig fehlt uns noch zu jenem Höhenpunkte der Vollendung unsrer Zivilisation, den die kühne Phantasie eines Schriftstellers schon einige Jahre vor dem gegenwärtigen Kriege vorhergesehen hatte, daß von einer einzigen Flugmaschine aus die sämtlichen Kriegsvorräte des Feindes zerstört werden können. Armeen werden dann überflüssig sein; ein paar Maschinen, von ein paar geschickten Technikern geleitet, werden dann die gesamte Macht des Feindes in ein paar Stunden nach der Kriegserklärung oder vielleicht noch vor ihr vernichten können. Dazu wäre auch der „schwächste" Staat imstande. Wie Hobbes die Gleichheit aller Menschen im Naturzustande daraus ableitete, daß jeder imstande sei, den andern zu töten, der Starke durch Mittel der Gewalt, der Schwache aber durch Tücke, so wäre dann im Zustande höchster „Kultur" das Problem von der Gleichheit der Staaten dadurch gelöst, daß jeder imstande ist, den andern durch Mittel dieser oder jener

Digitized by Google

Art zu vernichten. Werden die Staaten dieser Gefahr sich aussetzen wollen? Oder werden sie lieber eine „Liga zur Erzwingung des Friedens" als wechselseitigen Versicherungsvertrag miteinander abschließen wollen? Das ist die Frage, die die Staaten im nächsten Friedensvertrage zu beantworten haben, eine Frage, die wichtiger ist als alle Probleme territorialer Natur.

Bismarck und Kardorff

Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs

Von

Friedrich Thimme

X

Unsere Veröffentlichung „Bismarck und Kardorff" neigt sich ihrem Ende zu. Die diesmal mitgeteilten Papiere umfassen den Zeitraum vom Beginn des Jahres 1897 bis zum Tode Bismarcks am 30. Juli 1898. Wenn schon jetzt in den Briefen Kardorffs die Persönlichkeit des Altreichskanzlers und die Berufung auf ihn zurücktritt, so erklärt sich das ungezwungen daraus, daß auch der tätige Anteil Bismarcks an der Politik, die so viel Berührungen zwischen ihm und Kardorff geschaffen hatte, in dessen letztem Lebensjahr nachgelassen hat. Wie Bismarcks Tod auf Kardorff gewirkt hat, darüber besitzen wir leider kein direktes Zeugnis. Kardorff weilte beim Eintritt des Todes in der schlesischen Heimat und hatte so keinen Anlaß, sich brieflich gegen die treue Gefährtin seines Lebens auszusprechen. Aber es begreift sich ohne weiteres, daß die Kunde von dem plötzlichen Tode des greisen historischen Recken auf Kardorff mit der vollen Wucht einer erschütternden, die tiefsten Empfindungen aufrührenden Unglücksbotschaft wirkte. Kaum einer unter Bismarcks Gefährten und Weggenossen auf der langen Strecke seit 1866 hatte ihn so geliebt und verehrt, hatte ihm auch über das Jahr 1890 hinaus so rein und selbstlos, so ohne jedes Wanken, so ganz ohne Seitenblick auf höfische Gunst die Treue bewahrt; nun mußte ihm sein, als ob ein Stück seines eignen Lebens von ihm gerissen sei. Man wird es beklagen, daß Kardorff, der auch nach Bismarcks Tode in unermüdeter öffentlicher und parlamentarischer Wirksamkeit aufging und namentlich in dem Kampf um den Zolltarif zu Beginn des neuen Jahrhunderts eine bedeutungsvolle Rolle ganz im Geiste jener Wirtschaftspolitik spielte, zu der er einst den Fürsten Bismarck bekehrt hatte, nicht die Zeit gefunden hat, dem großen und unvergeßlichen Toten, von jenen kurzen Fragmenten seiner Aufzeichnungen abgesehen, ein literarisches Denkmal zu setzen. Nicht viele wären dazu in gleichem Maße berufen gewesen; verband Kardorff doch mit der genauen Kenntnis von Bismarcks Persönlichkeit und von seiner staatsmännischen Wirksamkeit und mit

Digitized by Google

seiner Liebe und Verehrung für ihn ein ganz ausgesprochenes Gerechtigkeitsgefühl, das auch die Gegenspieler Bismarcks, sogar einen Eugen Richter, ganz unbefangen, mit der Objektivität eines Historikers zu würdigen wußte,[1]) und nicht zuletzt eine literarische Darstellungsgabe, die in manchen biographischen Skizzen, so in den persönlichen Erinnerungen an den greisen Feldmarschall Moltke,[2]) reizvoll zutage getreten ist. Wie unbefangen selbst dem Fürsten Bismarck gegenüber, dem doch Kardorffs ganze Liebe galt, sein historisches Urteil ausgefallen sein würde, das mag man aus einem Artikel abnehmen, den er am 6. April 1893 zu Bismarcks 79. Geburtstag in dem „Deutschen Wochenblatt" veröffentlicht hat. Es heißt darin u. a.:

„In den breitesten Schichten der Bevölkerung hat man es verstanden, wie neben der energischen, von der Verantwortlichkeit seines hohen Berufes erfüllten Persönlichkeit unsres kaiserlichen Herrn kein Platz mehr für einen Kanzler sein konnte, der mit solcher diktatorischer Selbständigkeit die Gesamtpolitik des Landes zu bestimmen gewohnt war, wie der Fürst Bismarck; man hat es verstanden, daß mit einem neuen Regimente auch vielfach neue, veränderte Anschauungen über die Verhältnisse der inneren und äußeren Politik sich zur Geltung bringen mußten; aber was man in weiten, und zwar in den durchgebildetsten und besten Kreisen des Volkes nicht versteht, auch nie verstehen lernen wird, ist, daß die Verabschiedung des Fürsten Bismarck, wie es scheint nach der Ansicht mancher Politiker, notwendig nicht allein mit einem Fernbleiben desselben von den Geschäften des Landes, sondern auch mit einer dauernden kaiserlichen Ungnade verknüpft sein soll.

Der Fürst Bismark hat in seinem langen und tatenreichen Leben zu allen Zeiten gelegentlich Dinge gesagt und unter Umständen auch getan, welche seine treuesten und ergebensten Anhänger im Augenblicke zu verblüffen und zu erschrecken geeignet waren, Dinge, für welche sie vielfach erst im Laufe der Jahre ein Verständnis gewannen, für welche aber unter Umständen auch im Laufe der Jahre sie sich nicht zu erwärmen vermocht haben: aber er bleibt immerhin der großartige Charakter, der dem gegenwärtigen Jahrhundert der deutschen Entwicklung sogut seinen Stempel aufgedrückt hat wie Luther dem Zeitalter der Reformation. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß er den Lebensinhalt eines jeden Deutschen gesteigert, daß er noch fernen Generationen ein leuchtendes Vorbild von Entschlossenheit, Energie, Pflichteifer, Arbeitsamkeit und echter deutscher Treue bieten wird. Wenn er nach seiner Verabschiedung, vielleicht durch Hunderte von giftigen Nadelstichen gereizt, noch viel zornigere Worte gesprochen hätte, als solche ihm heute zugeschrieben werden, würde ich diejenigen nicht um das Urteil beneiden, welches die Geschichte einst über sie fällen wird, die heute noch nach Kräften bemüht sind, unseren kaiserlichen Herrn zu verhindern, die über

---

[1]) Vgl. den schönen Nachruf, den Kardorff Eugen Richter am 13. März 1906 im „roten Tag" gewidmet hat.

[2]) Abgedruckt „Deutsche Monatsschrift" Oktober 1902.

Digitized by Google

den Fürsten Bismarck verhängte Allerhöchste Ungnade aufzuheben oder auch nur zu mildern.

Seit meinem Eintritte in das Parlament im Jahre 1866 habe ich nach meinen besten Kräften die Politik des Mannes zu unterstützen gesucht, der nach meiner individuellen Auffassung ein Staatsmann eines solchen Kalibers war, wie sie im Laufe der Jahrhunderte nur ausnahmsweise den Nationen geschenkt werden; und ich rechne es zu den besten Gaben, die mir das Leben geboten hat, daß ich in fünfundzwanzigjährigem persönlichem Verkehr mit dem Fürsten, der meine Verehrung und Bewunderung desselben stetig gesteigert hat, den unerschöpflichen Reichtum seines Geistes, seine nahezu unglaublichen Kenntnisse, seine Frische und Ursprünglichkeit, seinen glühenden deutschen Patriotismus, sein heiteres, philosophisches Zutrauen zu der weiteren Kulturentwicklung unsres Volkes in dem Maße kennen lernen durfte, wie mir dies zuteil geworden ist."

Daß Kardorff diese Gesinnung voller Verehrung, Bewunderung und Liebe dem Fürsten Bismarck über das Grab hinaus bewahrt hat, bedarf kaum der Erwähnung. Bis zu seinem eignen Lebensende hat sich Kardorff nach Kräften bemüht, die Bismarckschen Traditionen hochzuhalten; oft noch hat er im Reichstag auf das leuchtende Vorbild Bismarckscher Staatsweisheit hingewiesen. Wo immer das Gedächtnis des Altreichskanzlers verunglimpft wurde, ist der allezeit Kampffrohe mit scharfem Wort und scharfer Feder eingesprungen. So hat er noch zweimal in den „Berliner Neuesten Nachrichten" gegen Herrn v. Helldorff in der Frage nach der Haltung Bismarcks zu dem Fall des Sozialistengesetzes Stellung genommen. Die wesentlichen Teile der Kardorffschen Erklärungen mögen zur Ergänzung früherer Mitteilungen[1]) unter den abgedruckten Papieren mit einigen erläuternden Briefstellen Aufnahme finden; im übrigen aber wird der Briefwechsel Kardorffs aus den Jahren nach Bismarcks Tode, der immer noch des Interessanten viel enthält, im Rahmen einer besonderen Publikation in den nächsten Heften der „Deutschen Revue" veröffentlicht werden. Als letztes Stück der Serie „Bismarck und Kardorff" sei ein Auszug aus der Adresse der Reichspartei vom 4. Mai 1907 wiedergegeben, die dem greisen Kardorff bei seinem Ausscheiden aus dem parlamentarischen Leben die Ehrenmitgliedschaft der Partei verlieh.

Mit vollem Recht suchte die Reichspartei die historische Bedeutung von Kardorffs Lebenswerk vor allem darin, daß er bei der großen Wandlung der Geschichte des deutschen Volkes im Jahre 1866 mit divinatorischer Sicherheit erkannt habe, wie Bismarck mit der verknöcherten alten preußischen konservativen Partei seine großen Pläne für die Zukunft Deutschlands nicht durchzuführen vermochte, und daß er eine neue Partei auf konservativer Grundlage ins Leben rief, die den Geist der Zeit kühn erfaßte und sich unbedingt zu der Politik Bismarcks bekannte, auch da, wo ihm die konservative Partei die Gefolgschaft versagte. Die Bedeutung dieses Schrittes ist vielleicht noch nie so klar in

[1]) Vgl. „Deutsche Revue", Dezemberheft 1916, S. 277, Anm. 3; Aprilheft 1917, S. 34 ff.

Digitized by Google

Erscheinung getreten, wie heutigestages, wo wiederum eine große Wandlung in der Geschichte des deutschen Volkes, vielleicht die größte aller Zeiten, sich vollzieht, und wo abermals „neue Formen und neuer Geist", um mit den Worten der Adresse von 1907 zu reden, eine unabweisbare Notwendigkeit sind. Im Sinne Kardorffs, das liegt völlig auf der Hand, könnte es nimmermehr liegen, wenn in solcher gewaltigen Zeit die freikonservative Partei, wovon jüngst in der Presse mehrfach die Rede war, in das Strombett der konservativen Partei zurückkehrte. Kardorffs geistiges Vermächtnis weist seine Partei vielmehr klar und gebieterisch darauf hin, den in der Umwälzung des Weltkrieges neuentstandenen staatlichen Notwendigkeiten sich kühn, entschlossen und freudig zuzuwenden. „Zu neuen Ufern führt ein neuer Tag", das ist die große Lehre, die das Kapitel „Bismarck und Kardorff" in sich schließt.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 24. Januar 1897.

Hier wird weiter nichts besprochen als die Herbert Bismarck-Wedelsche Affäre. Lies jedenfalls die boshaften Briefe in der „Zukunft" darüber.[1]) Sie sind nicht ganz genau. Der Vorgang ist der gewesen, daß Wedel[2]) die Hochzeit seiner Tochter mit Graf Bismarck-Bohlen benutzte, um sich mit Herbert auszusöhnen und ihn zur Hochzeit einzuladen, daß Seine Majestät sich zu dieser dann ansagte und Wedel, der ihm die Liste der Eingeladenen vorlegte, erklärte, er wolle Herbert Bismarck nicht sehen ... Darauf lud Wedel Herbert aus. Grund des Zornes Seiner Majestät die Enthüllungen der „Hamburger Nachrichten" (wegen des geheimen russischen Vertrages, den Caprivi nicht verlängert hatte),[3]) Enthüllungen, mit denen Herbert Bismarck aber nichts zu tun hatte, von denen er selbst überrascht wurde. Du kannst Dir den Klatsch denken, der sich hieran knüpft.

Seine Majestät hat Bronsart[4]) verboten, sich in Berlin sehen zu lassen, gibt ihm die Schuld an den Vorgängen, die Major Gaede ungeschickt ausgesagt hat;[5]) Marschall hatte dies eingerührt ...

Ich taxiere, daß weder Marschall noch Wedel übers Jahr noch im Amte sind.[6]) Sie werden als Sündenböcke für den öffentlichen Skandal, denke ich mir, beide geopfert werden, wie seinerzeit der Wiener Botschafter Prinz Reuß.[7])

---

[1]) Siehe „Die Zukunft" vom 23. Januar 1897.

[2]) Minister des Königlichen Hauses v. Wedel-Piesdorf.

[3]) Vgl. Juni-Heft S. 278 f.

[4]) Der frühere Kriegsminister Bronsart v. Schellendorf.

[5]) Im Prozeß Leckert-Lützow.

[6]) Nur in bezug auf den Staatssekretär Marschall v. Bieberstein, der am 20. Oktober 1897 zum Botschafter in Konstantinopel ernannt wurde, traf die Prophezeiung Kardorffs zu; v. Wedel verblieb noch über ein Jahrzehnt in seinem Amt.

[7]) Prinz Heinrich Reuß VII., deutscher Botschafter in Wien, hatte 1894 in Rückwirkung der Vorgänge, die sich bei der Anwesenheit Bismarcks anläßlich der Hochzeit seines Sohnes Herbert abspielten, seinen Abschied genommen.

Digitized by Google

Ich aß vorgestern bei Hohenlohe, saß zwischen Posadowsky und dem Weimarschen Bundesratsbevollmächtigten Finanzrat Dr. Herwart. Der alte Hohenlohe hatte seine einzige Enkelin[1]) eben verloren, das Diner wurde aber nicht abgesagt. Limburg-Stirum sagte ab, aber nach Konferenz mit Mirbach und Kanitz beschloß ich hinzugehen, gerade weil ich den alten Hohenlohe doch auch einigermaßen angegriffen hatte.[2]) Diner vorzüglich, erstklassig und gute Unterhaltung.

*

2. Februar 1897.

Gestern bei Goßler[3]) diniert. Was gegen Bronsart vorliegt, weiß man nicht, mutmaßlich wird er für den Prozeß Leckert-Lützow-Tausch verantwortlich gemacht, der Seiner Majestät sehr unangenehm zu sein scheint. Bei Miquel, der mit Lucanus den Schwarzen Adlerorden erhielt, war gestern Kaiserdiner; ich war natürlich nicht gewünscht oder von Seiner Majestät ausgestrichen; doch hatte Miquel Limburg-Stirums Anwesenheit gegen Seine Majestät durchgesetzt, was mich freut. Ueber Lucanus' Schwarzen Adler wird allgemein gelacht; es hat derselbe aber den bestimmten Sinn, die Oberherrschaft des Kabinetts über das Staatsministerium in das rechte Licht zu setzen, und er wird von den klaren Politikern als eine antikonstitutionelle Demonstration begriffen.[4])

---

[1]) Kardorffs Angabe ist nicht ganz richtig; Chlodwig Hohenlohe hatte außer der verstorbenen Prinzessin Maria Anna Gabriele noch eine zweite Enkelin, Prinzessin Marie Iphigenie Elisabeth, die seit kurzem mit dem Prinzen Eugen zu Oettingen-Wallerstein vermählt ist.

[2]) Kardorff denkt wohl an seine Reichstagsrede vom 2. Dezember 1896, in der er u. a. ausgeführt hatte, daß er kein Vertrauen zu der Wirtschaftspolitik der Regierung habe. Vgl. Juni-Heft, S. 263.

[3]) General v. Goßler, seit September 1896 als Nachfolger Bronsart v. Schellendorffs Kriegsminister.

[4]) Derartige Auslegungen, die doch wohl in den Intentionen des Kaisers nicht begründet waren, wurden damals vielfach, auch in konservativen Kreisen, laut. Man befürchtete in weiteren politischen Kreisen, daß sich aus dem Zivilkabinett eine Art Kabinettspolitik herausbilde, die dem verfassungsmäßigen Schema widerspreche. In einem Zeitungsartikel, der zu jener Zeit durch die Presse ging, hieß es mit Bezug darauf: „Man besorgt, daß sich zwischen die verantwortlichen Minister und den Kaiser eine unverantwortliche Persönlichkeit einschiebt, deren Tun und Lassen sich der öffentlichen Kontrolle entzieht und die sich durch die Person des Herrschers decken läßt. Dies ist der Grund, warum kürzlich ein Antrag auf Erhöhung des Gehaltes des Kabinettchefs in der Abgeordnetenkammer glatt durchfiel. Sogar die Konservativen lehnten den Wunsch, obwohl kein Zweifel bestand, daß der Monarch persönlich dafür eintrat, ohne viel Debatten ab. Der Fall erregte damals großes Aufsehen. Man hat an höchster Stelle die Bedeutung dieses ungewöhnlichen Refus verstanden und ist vorderhand nicht mehr darauf zurückgekommen, obwohl tatsächlich der Gehalt des Kabinettchefs der Bedeutung seiner Stellung nicht entspricht. Die Ablehnung war auch nicht gegen die Person des gegenwärtigen Inhabers gerichtet, sondern ihr wohnte eine grundsätzliche Bedeutung bei, die denn auch verstanden worden ist."

Digitized by Google

Ich bin natürlich nicht zur Cour gewesen, war gleichwohl zu den Hoffesten befohlen, habe mich aber entschuldigt.

*

7. Februar 1897.

Gestern begegnete ich am Brandenburger Tor auf dem Wege zum Reichstage Seiner Majestät, der in offenem Wagen gerade durch das Tor fuhr, so daß ich zwei Schritte vom Wagen entfernt stand. Als ich grüßte, lehnte sich Seine Majestät aus dem Wagen und winkte mir drei- bis viermal auf das allerfreundlichste zu.

*

27. Februar 1897.

Die griechische Kretaexpedition[1]) hat hier viel Lärm gemacht. Die Artikel darüber in den „Berliner Neuesten Nachrichten" waren zum Teil von mir, und zwar schrieb ich zuerst, daß Bismarck sich gehütet haben würde, die Initiative in einer Frage zu ergreifen, in der Deutschland weniger interessiert ist als die andern Mächte, und daß Griechenland nie so frech geworden wäre, wenn wir uns nicht seinen betrügerischen Bankrott hätten gefallen lassen, ohne irgendwelche Repressalien. Zwei Tage später bestätigten die „Hamburger Nachrichten", augenscheinlich aus Bismarcks Feder,[2]) meine Auffassung vollständig.

*

7. März 1897.

Seiner Majestät Rede auf dem Provinziallandtage[3]) und die Kritiken darüber hast Du wohl verfolgt. Wir werden immer unberechenbarer, stoppen glücklicherweise in der Kretenser Politik zurück, nachdem man allgemein die alte Bismarcksche Regel, daß Deutschland für die Entwicklung der Orientfragen von allen Großmächten die geringsten Interessen habe, wieder zu beherzigen begonnen hat. Leider haben wir uns inzwischen mit unsern abgelehnten Vorschlägen blamiert, und die englische Politik ist bis jetzt auf der ganzen Linie siegreich.

Seine Majestät soll ganz ungeniert von Hohenlohes baldigem Rücktritte sprechen; dieser ahnt aber von nichts. Ich war gestern bei ihm, um ihm mitzuteilen, daß die Budgetkommission zu wissen wünscht, ob er die Verantwortung

---

[1]) Anfang Februar hatte die griechische Regierung eine Truppenexpedition zum Schutze der griechischen Untertanen nach Kreta geschickt. Mitte des Monats machte Deutschland den Großmächten den Vorschlag, den Piräus zu blockieren, um Griechenland zu verhindern, den kretischen Aufstand zu unterstützen. England lehnte indessen den Vorschlag als verfrüht ab.

[2]) Der Artikel der „Hamburger Nachrichten" über die griechische Frage befindet sich nicht in der Liste der darin erschienenen „Bismarck-Artikel", war aber zweifellos im Sinne Bismarcks verfaßt.

[3]) Am 26. Februar hatte der Kaiser auf dem Festmahle des Brandenburgischen Provinziallandtages zum Kampf gegen den Umsturz mit allen Mitteln aufgefordert. In der Presse wurde vielfach die einseitige Verherrlichung Wilhelms I. beanstandet, die in den Ratgebern des alten Kaisers nur Handlanger sehen wollte.

Digitized by Google

für das Hollmannsche Exposé[1]) übernähme, und er wird morgen erscheinen. Er war körperlich sehr gebrechlich, aber geistig merkwürdig frisch und heiter.

Ich will gern zum 22. der großen Zentenarfeier für den alten Kaiser aus dem Wege gehen und den Tag in Friedrichsruh verleben, wenn dies mit Deinen Plänen für Berlin einigermaßen stimmt.

Kardorff an Dr. Hugo Jacobi

Wabnitz, den 27. September 1897.

Herberts Sohn[2]) hat mich sehr gefreut. Seine Majestät scheint wieder Versuche zu machen, die Stimmung in Friedrichsruh zu verbessern. Ob das Schiffsmodell sehr dazu beitragen wird,[3]) bezweifle ich.

Kardorff an Dr. Jacobi

Wabnitz, den 28. Oktober 1897.

In der nordamerikanischen Frage (Zuckerzoll usw.)[4]) wäre es vielleicht nützlich, immer wieder auf Bismarcks Ansicht hinzuweisen, daß Handelsverträge mit Meistbegünstigungsrecht nur dann zugute kommen sollten, wenn sie sich auch zu den Konzessionen der andern Staaten uns gegenüber verstehen, und darauf, daß die Vereinigten Staaten viel mehr Veranlassung haben, einen Zollkrieg zu vermeiden, wie wir, weil der Export Amerikas zu uns den Export Deutschlands nach den Vereinigten Staaten im Werte beträchtlich übersteigt.

Botschafter Fürst Münster an Kardorff

Paris, den 6. Januar 1898.

Ich hoffe, Sie bald in Berlin zu sehen, da ich zum Kapitel des Schwarzen Adlerordens am 18. dorthin reise, um zu sehen, wie die neuen Besen Bülows[5])

---

[1]) In einer Denkschrift des Staatssekretärs des Reichsmarineamts Hollmann waren für Schiffsneubauten bis 1901 zirka 240 Millionen Mark gefordert worden. In der Budgetkommission wurde diese Denkschrift einer scharfen Kritik unterzogen.

[2]) Am 25. September 1897 war dem Fürsten Herbert Bismarck der erste Sohn, der heutige Fürst Otto, geboren worden.

[3]) Am 25. September 1897 hatte in Kiel der Stapellauf des Panzerkreuzers „Fürst Bismarck" stattgefunden, wovon der Kaiser dem Fürsten durch ein Telegramm Mitteilung machte. Admiral Tirpitz erhielt vom Kaiser den Auftrag, dem Fürsten ein Modell des Schiffes zu überbringen.

[4]) In der amerikanischen Dingleybill war der Zoll auf Zucker im Widerspruch zu dem bestehenden Meistbegünstigungsverhältnis zum Schaden Deutschlands stark heraufgesetzt worden, wogegen die deutsche Regierung sofort Widerspruch erhoben hatte. Am 3. Mai hatte im Reichstage eine Interpellation über den amerikanischen Zolltarif stattgefunden, bei der auch Kardorff für ein schärferes Vorgehen gegen Amerika, selbst auf die Gefahr eines allgemeinen Zollkrieges eingetreten war.

[5]) Am 28. Juni 1897 war der Botschafter in Rom v. Bülow zunächst stellvertretungsweise, im Oktober definitiv an Marschalls Stelle zum Staatssekretär des Auswärtigen ernannt worden.

Digitized by Google

im Auswärtigen Amte fegen, und ob das alte Sprichwort: „Neue Besen fegen gut" sich bewähren wird.

Mit unsrer Expedition nach China und dem dortigen Erwerbe[1]) bin ich sehr einverstanden, wogegen ich immer mehr in meiner Ueberzeugung gestärkt werde, daß das, was wir in Afrika tun, keine Zukunft hat, unserm Handel mehr schadet als nützt, niemals eine Kolonie wird und im Kriege nicht zu verteidigen wäre; und die Opfer an Geld und Menschen sind leider unnütz geopfert. Unser Handel in China dagegen hat eine große Zukunft; wenn wir die Sache richtig behandeln, so können wir dort eine Marine- und Handelsstation ersten Ranges machen, wenn es unsre Bureaukraten nicht verderben. Unangenehm für uns könnte allerdings ein Konflikt zwischen Engländern, Japanern und Russen in jenen Gewässern sein, da wir neutral bleiben müssen, was nicht ganz leicht sein wird.

Unser Verhältnis zu Frankreich wird, wenn auch langsam, doch immer besser, trotz der schlechten Presse in beiden Ländern.

Fürst Bismarck an Kardorff[2])

Friedrichsruh, den 8. Januar 1898.

Im Rückblick auf unsre langjährige gemeinsame politische Tätigkeit bitte ich Sie, geehrter Freund, zum heutigen Tage meine herzlichsten Glückwünsche entgegenzunehmen.

Dr. Hugo Jacobi an Kardorff[3])

Berlin-Zehlendorf, den 7. Januar 1898.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens, habe ich mir in meiner Jugendzeit die Siebzigjährigen vorgestellt. Seit den Tagen unsers alten Königs, der mit dreiundsiebzig Jahren noch gegen Frankreich ritt, ist diese Einschätzung des Alters eine andre geworden. Jetzt fängt es erst mit achtzig an, und wenn gar ein Siebzigjähriger sich einer so ungebrochenen frischen Kraft erfreut, wie Sie an einer Jahresschwelle, hinter der sonst die Müdigkeit begann, die Sie aber in noch fast jugendfrischer Kraft und Rüstigkeit überschreiten, so ist es schwer, sich dem Glauben an eine besondere Gnade der Vorsehung zu entziehen, die Sie gelehrt hat, in solcher Vortrefflichkeit die jung erhaltende Lebens-

[1]) Im November 1897 war auf die Nachricht von der Ermordung katholischer deutscher Missionare in der Provinz Schantung die Besetzung von Kiautschau erfolgt. Ihr folgte die ostasiatische Expedition und die Erwerbung Kiautschaus.

[2]) Schon gedruckt bei J. Penzler, VII, 422. — Auf ein Telegramm, das bei der Feier von Kardorffs siebzigstem Geburtstage an den Fürsten Bismarck gesandt wurde, antwortete dieser: „Für Ihre und der mitunterzeichneten Herren ehrenvolle Begrüßung sage ich verbindlichsten Dank und freue mich, Ihnen, verehrter Freund, meine herzlichen Glückwünsche heute zu wiederholen."

[3]) Aus den zahlreichen Glückwunschschreiben, die Kardorff zur Feier seines siebzigsten Geburtstages erhielt, mag hier ein Brief des sympathischen Dr. Hugo Jacobi mitgeteilt werden.

Digitized by Google

kunst zu üben. Möge diese Gabe Ihnen auch während des achten Jahrzehnts, das Sie morgen beginnen, unverkürzt erhalten bleiben zur Freude der Ihrigen und aller derer, die Ihnen im Leben nähergetreten sind. Möge Ihnen in diesem neuen Jahrzehnt außer Ihrer eignen Gesundheit auch die Ihrer Lieben erhalten bleiben und so der Abend Ihres Lebens von ungetrübtem, sonnigem Glanze verschönt sein.

Politisch überwiegt zurzeit noch die chinesische Sache, deren glatter und erfolgreicher Verlauf doch wie ein frischer Morgenwind durch das Land geht. Hier liegt das Hauptverdienst zweifellos persönlich beim Kaiser, es wäre vielleicht nützlich, wenn dies im Reichstag anerkannt und ausgesprochen würde.[1]) Im Innern wird der neue preußische Etat — wie mir Miquel gestern sagte, „der glänzendste, den Preußen je gehabt" — hoffentlich gut wirken. Es sind fünfundneunzig Millionen Eisenbahnschulden getilgt, für Kunst und Wissenschaft neue Aufwendungen gemacht, fünfundvierzig Millionen kommen in das Extraordinarium der Eisenbahnverwaltung als Vorsorge für künftige magere Jahre.

Stablewski[2]) kam aus eignem Antrieb hierher, um gut Wetter zu machen, hat aber politisch nichts erreicht. Der Kaiser hat zu Miquel gesagt, er habe mit Stablewski, der zweimal bei Hof gegessen hat, kein Wort über polnische Dinge gesprochen: „wir wußten beide, was wir aneinander hatten". Uebrigens empfindet auch Stablewski bereits, daß die Agitation des Klerus diesen der Autorität der Bischöfe entrückt. Irgendeine Nachgiebigkeit in der Polensache ist seitens der Regierung nicht zu besorgen.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 3. Februar 1898.

Der Reichstag ist ziemlich langweilig. Das Flottengesetz kommt in der Budgetkommission nächstens zur Entscheidung.[3]) Dann wird die Sache ganz interessant.

Gestern große Hofcour. Ich habe mich gedrückt und sage allen Menschen, nach der Behandlung von Herbert Bismarck und Henckel nähme ich an, daß Seine Majestät Freunde Bismarcks ungern sähe.

---

[1]) Kardorff gab dieser Anregung statt. In der Sitzung des Reichstages vom 8. Februar 1898 bemerkte er: „Ich glaube, wir können unsrer auswärtigen und inneren Politik bezüglich dessen (der künftigen Zollpolitik) mit großer Ruhe entgegensehen, und ich kann nur zum Schluß die Hoffnung aussprechen, daß die entschlossene, ruhige Vertretung wichtiger deutscher Interessen, wie sie sich durch die Erwerbung von Kiautschau gezeigt hat, auch in Zukunft in allen Handlungen unsrer auswärtigen Politik, so wie es jetzt geschehen ist, zutage treten möge. Das Deutsche Reich wird den Vorteil davon haben und die Vertretung des Auswärtigen wird sich den Beifall des ganzen deutschen Volkes durch eine solche Politik erwerben."

[2]) Florian Stablewski, der bekannte Erzbischof von Posen-Gnesen.

[3]) Die Beratung der am 27. November 1897 veröffentlichten Flottenvorlage in der Budgetkommission fand am 26. Februar 1898 statt. Vgl. Schultheß, Europäischer Geschichtskalender, Jahrg. 1898, S. 64 f.

Digitized by Google

Das blödsinnige Zeitungsgerücht eines Duells Bill Bismarcks mit seinem nach Berlin versetzten Oberregierungsrat Maubach[1]) hat hier bei Herbert u. a. viel Heiterkeit erregt ...

Hammerstein[2]) hat sich durch strenges Vieheinfuhrverbot und schneidiges Auftreten im Ministerkonseil ganz bei den Agrariern rehabilitiert.

*

9. Februar 1898.

Ich habe fast jeden Tag etwas gesprochen.[3]) Von Seiner Majestät eben wieder durch Senden[4]) Marinezeichnungen (ipse fecit) erhalten. Bülow gestern meisterhaft gesprochen, machte vorzüglichen Eindruck.

*

Aus der Erklärung Kardorffs vom 6. Oktober 1898, abgedruckt in den „Berliner Neuesten Nachrichten" vom 8. Oktober.[5])

„Herr v. Helldorff persönlich — und ich berufe mich hierfür auf seine damaligen Parteigenossen — war der Meinung, daß das Scheitern des Sozialistengesetzes in dieser abgeschwächten Form (d. h. nach Ausmerzung des Ausweisungsparagraphen) zu Bedenken keinen Anlaß geben könne, weil der dann erwachende Uebermut der Sozialdemokratie sehr bald die Notwendigkeit eines schärferen Sozialistengesetzes vor Augen führen müsse; um aber über die Absichten des Fürsten Bismarck Klarheit zu gewinnen, forderte er mich auf, mit ihm den Reichskanzler in Friedrichsruh aufzusuchen und ihm direkt die Frage zu stellen: „Wünschen die verbündeten Regierungen die Annahme oder Ablehnung des abgeschwächten Gesetzes durch die hierfür ausschlaggebenden Konservativen?"

Ich lehnte es ab, Herrn v. Helldorff zu begleiten, erstens weil ich aus Erfahrung wußte, daß der Fürst Bismarck solche Direktiven an Fraktionen zu geben nach Möglichkeit vermied, zweitens weil ich ein grundsätzlicher Gegner jeder Art pessimistischer Politik bin und entschlossen war, auch entgegen — mir beiläufig nicht wahrscheinlichen — Wünschen des Fürsten Bismarck für das abgeschwächte Sozialistengesetz in der dritten Lesung zu stimmen; drittens weil ich bestimmte Gründe zu der Annahme hatte, daß Fürst Bismarck vorzog, sich angesichts der damaligen politischen Situation nicht persönlich bei diesen Verhandlungen zu beteiligen.

---

[1]) Oberpräsidialrat Dr. Maubach.

[2]) Landwirtschaftsminister Freiherr v. Hammerstein-Loxten.

[3]) So am 8. Februar über die Erwerbung von Kiautschau. In derselben Sitzung hielt auch der Staatssekretär v. Bülow eine wirkungsvolle Rede über den gleichen Gegenstand.

[4]) Flügeladjutant Konteradmiral v. Senden-Bibran.

[5]) Zu dem Anlaß dieser und der folgenden Erklärung Kardorffs vgl. den Aufsatz v. Helldorff-Bedra, „Der Fall des Sozialistengesetzes", „Deutsche Revue", März-Heft 1900, S. 275 ff. und meine Abhandlung „Der Fall des Sozialistengesetzes und Bismarcks Staatsstreichplan", „Süddeutsche Monatshefte", April 1915.

Digitized by Google

Herr v. Helldorff hatte die Güte, bei seiner Rückkehr von Friedrichsruh mir mitzuteilen, erstens daß er es ungewöhnlich schwierig gefunden habe, mit dem Reichskanzler zu verhandeln, der sehr zugeknöpft gewesen sei; zweitens daß er dem Fürsten Bismarck die Absicht der konservativen Fraktion mitgeteilt habe, bei der Abstimmung über das ganze Gesetz dieses zum Scheitern zu bringen, falls die Abänderungen der Kommission Annahme gefunden hätten; drittens daß er den Fürsten Bismarck dahin richtig verstanden zu haben glaube, daß dieser mit solcher Taktik der Fraktion einverstanden sei; viertens daß der Fürst dem Wunsche Ausdruck gegeben habe, daß Herr v. Helldorff sich mit mir ins Einvernehmen setze, um einen Zwiespalt zwischen der deutschkonservativen und der Reichspartei zu vermeiden. Fürst Bismarck hat sich gegen mich persönlich später auf das schärfste und nachdrücklichste gegen die Unterstellung verwahrt, daß das Scheitern des Gesetzes in seinen Wünschen gelegen habe, und ich kann im allgemeinen Interesse es nur lebhaft bedauern, daß Herr v. Helldorff ihn in so verhängnisvoller Weise mißverstanden hat, woran bei mir nie ein Zweifel bestand. Aber Herr v. Helldorff war leider von der Richtigkeit seiner eignen Anschauungen so durchdrungen, daß es mir sehr erklärlich ist, wie er aus den Erwiderungen des Fürsten Bismarck dessen Zustimmung herauszuhören vermochte. Er verstand eben das heraus, was er selbst wünschte."

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 18. Februar 1908.

Als ich mich eben hingesetzt hatte, Dir zu schreiben, kam Herbert Bismarck, mich zum Lunch zu holen, wir hatten wegen einer Helldorffschen Publikation zu konferieren.

*

Aus einem Artikel Kardorffs in den „Berliner Neuesten Nachrichten" vom 24. Februar 1900.

„In meiner am 6. Oktober 1898 in den „Berliner Neuesten Nachrichten" veröffentlichten Erklärung über die Vorgänge, welche zum Erlöschen des Sozialistengesetzes im Jahre 1890 führten, habe ich bereits erwähnt, daß Fürst Bismarck sich mir gegenüber gegen die Unterstellung, als ob dieses Erlöschen in seinen Wünschen gelegen, in sehr deutlicher und energischer Weise verwahrt hat.

Wenn ich versuche, seine damaligen Ausführungen heute nach zehn Jahren wiederzugeben, so ist ja selbstverständlich, daß ein solcher Versuch auf eine einigermaßen wortgetreue Wiedergabe seiner nicht immer parlamentarisch gehaltenen Ausführungen nicht Anspruch erheben kann. Aber der Inhalt und Sinn der letzteren war nach meiner Erinnerung ungefähr folgender:

> Fürst Bismarck: „Ich verstehe es vollkommen, wenn Herr v. Helldorff die schwere Verantwortung, welche auf ihm durch die von seiner Partei herbeigeführte Ablehnung des Sozialistengesetzes lastet, heute auf mich abzuwälzen und die Sache so darzustellen sucht, als ob ich ihn dahin beeinflußt hätte, seine Freunde zu diesem schweren politischen

Digitized by Google

Fehler zu verführen. Genau umgekehrt war der Hergang. Herr v. Helldorff bemühte sich bei seinem Besuch in Friedrichsruh, mich zu überzeugen, daß es die beste Politik sein würde, durch die deutschkonservativen Stimmen das Sozialistengesetz auf Grund der Streichung des Ausweisungsparagraphen ablehnen zu lassen, weil der mutmaßlich dann mit erneuter Kraft erwachende Uebermut der Sozialdemokratie in kürzester Zeit zur Vorlage eines weit wirksameren Sozialistengesetzes mit Notwenigkeit führen werde. Er stellte mir die Alternative, entweder durch eine feierliche Erklärung im Reichstage vor den zu erwartenden Kommissionsbeschlüssen zu kapitulieren oder die Ablehnung des Gesetzes gewärtigen zu müssen, für dessen Annahme seine Partei „nur zu haben sein werde, wenn vor der entscheidenden Abstimmung eine solche offizielle Erklärung erfolgt". Ich machte den Versuch, ihn darüber aufzuklären, daß eine solche verfrühte Erklärung nicht abgegeben werden könne, wiederholte ihm mehrfach den von mir stets festgehaltenen Grundsatz, daß die verbündeten Regierungen sich wohl vor Reichstagsvoten, aber nicht vor Kommissionsbeschlüssen beugen könnten, und wies ihn schließlich darauf hin, sich mit Ihnen ins Einvernehmen zu setzen, da ich auf das Zusammengehen der konservativen Parteien den höchsten Wert legte — weil ich aus Ihren Briefen wußte, daß Sie den der Auffassung des Herrn v. Helldorff entgegengesetzten Standpunkt vertraten."

(Ich darf hierzu in Parenthese bemerken, daß Fürst Bismarck durch zwei Briefe von mir über die Vorgänge in der Kommission auf dem laufenden erhalten war, von denen er den zweiten seinem Stellvertreter, Herrn v. Boetticher, wie dieser mir mitteilte, zugesandt hatte.)

„Daß der Bundesrat das Gesetz auch nach den Streichungen der Kommission," so fuhr Bismarck fort, „akzeptiert haben würde, darüber konnte ja gar kein Zweifel bestehen. Ergaben die Ereignisse die Unzulänglichkeit der stehengebliebenen Bestimmungen, konnte man ja jederzeit Verschärfungen fordern. Hätte also die Deutschkonservative Partei dies abgeschwächte Gesetz mit der Erklärung angenommen, daß sie die Abschwächung beklage, es aber dem Bundesrat überlassen müsse, zu entscheiden, ob das Gesetz nunmehr überhaupt noch irgendwelchen Wert besitze, so lag bei diesem die Verantwortung für das nunmehr von der Konservativen Partei selbständig erzwungene Erlöschen des Gesetzes."

*

Aus der Adresse der Reichspartei an Kardorff vom 4. Mai 1907.

„Als die große Wandlung der Geschichte des deutschen Volkes den Norddeutschen Bund geschaffen hatte, und die Parteiverhältnisse in dem zum erstenmal zusammentretenden Reichstage neue Formen und neuen Geist forderten, da traten einige Männer der bisherigen konservativen Richtung zusammen, um der neuen

Digitized by Google

Zeit und ihrem Drängen Ausdruck zu geben. So mußte eine Parteigruppe geschaffen werden, die innerhalb der konservativen Anschauung den modernen Gedanken, neben der preußischen Staatsverfassung den Reichsgedanken zur Geltung brachte und die vor allem die Politik des Eisernen Kanzlers unbeirrt durch frühere Parteibeeinflussung rückhaltlos zu unterstützen willig war.

Zu jenen Männern, die den Geist der Zeit so kühn erfaßten und sich unbedingt zu der Politik eines Bismarck schon da bekannten, als erst der Anfang seiner Erfolge hervorgetreten war, gehörten außer dem unvergessenen Grafen Bethusy-Huc auch Sie, verehrter Herr v. Kardorff. Ihr jugendfrischer Idealismus, Ihre glühende Vaterlandsliebe, Ihr politischer Scharfblick hatten in dem großen Kanzler den Schmied der deutschen Einheit erkannt. Sie hatten richtig gefühlt, daß der weitblickende preußische Staatsmann mit der alten preußischen Konservativen Partei allein seine großen Pläne nicht durchzuführen vermochte, daß das im Werden begriffene Deutsche Reich höhere, größere, schwerere Aufgaben stellen werde, als der fertige preußische Staat sie bisher dem Parlamentarismus gestellt hatte!"

England, der Feind seiner Verbündeten

Von

General der Infanterie a. D. Freiherrn v. Woinovich

Die Behauptung, daß England der Feind seiner Verbündeten sei, klingt paradox, ist aber dennoch richtig. England war es überhaupt seit jeher. Der Beweis für beides ist aus der Geschichte und aus den gegenwärtigen Ereignissen leicht zu erbringen.

Die britische Politik war seit den Tagen der Königin Elisabeth eine ausgesprochen realistische. Sie lehnte sich, bewußt oder unbewußt, an das machiavellistische Vorbild an, woraus ihr jedoch kein Vorwurf gemacht werden kann, denn Gefühls-, Haus-, Hof- und Familienpolitik hatten bis dahin in den meisten andern Staaten die unnatürlichsten Blüten getrieben. England vermochte sich daher schon zu einer Zeit, in der die Politiker der meisten Kontinentalstaaten in den Kinderschuhen staken, der Früchte einer weitschauenden Realpolitik zu erfreuen.

Oliver Cromwell, der Lordprotektor, war der erste, der die Richtlinie einer großzügigen Weltpolitik Englands festlegte. Das große Verdienst seiner Nachfolger war, daß sie daran festzuhalten vermochten. Seiner Natur und Lage nach mußte sich England vor einer Invasion seiner Inseln schützen, dazu gehörte vor allem die Unschädlichmachung der mit ihm rivalisierenden großen Seemächte Holland, Frankreich, Spanien. Da alle drei zusammen zu mächtig waren, um leicht niedergebeugt zu werden, schlug Großbritannien die Politik ein, eine nach der andern in seine Netze zu ziehen und mit ihm den jeweilig stärksten Gegner

Digitized by Google

zu bekämpfen. England war zu diesem Zwecke nacheinander mit Frankreich, Spanien und Holland verbündet, die ihre wirklichen Interessen nicht verstanden, durch kleinliche Vorteile von den Engländern momentan betört wurden, sich mit diesem alliierten, obgleich es ihr natürlichster, säkularer Feind war, was sich sofort zeigte, sobald England seinen Zweck erreicht hatte, indem es dann seinen bisherigen Verbündeten gewöhnlich preisgab.

Nachdem auf diese Weise im Laufe des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts die holländische und die spanische Flotte überwunden worden waren, verschaffte der spanische Erbfolgekrieg England die Gelegenheit, die holländische Seemacht für sich zu gewinnen, um mit ihrer Hilfe die spanisch-französische Seemacht zu schwächen. Auch hier war das Spiel gut berechnet, wie es die Zukunft lehren sollte.

Bis zu diesem Zeitpunkte mag man immerhin noch das Wechselspiel englischer Politik als berechtigtes Lavieren betrachten, um eine übermächtige Koalition gegen England zur See zu verhindern. England ging aber sehr bald über die Notwehr hinaus, indem es zur Aufrichtung der Weltherrschaft zur See schritt.

Von da an begann die rücksichtslose Gewaltpolitik Englands, der kein Mittel zu schlecht oder zu niedrig war, ihr Ziel zu erreichen, die auch vor Preisgebung ihrer Verbündeten niemals zurückschreckte, wie die Ereignisse zeigten. Da England Verbündete brauchte, wählte es sich dieselben skrupellos, wechselte sie wie die Handschuhe und verriet sie oder ließ sie im Stich, oft noch während der Dauer der Bundesgenossenschaft, wie es ihm gerade paßte. Zu verwundern ist nur, daß die düpierten Mächte hieraus nicht ihre Folgerungen zu ziehen imstande waren! Freilich blendete englisches Gold in der Regel die Augen der stets geldbedürftigen Kontinentalmächte.

So verriet England schon seinen Verbündeten, Kaiser Karl VI., zu Ende des spanischen Erbfolgekrieges. Das Ziel Englands, das angeblich mit jenem des Kaisers übereinstimmte, war erreicht, als es ihm gelungen war, die spanische Erbschaft zu zerreißen. Dabei hatte es zahlreiche Kolonien und in Spanien Gibraltar erobert. Ohne jeglichen Skrupel entpuppte es sich daher zu Ende eines zehnjährigen Krieges als Feind des Kaisers. Alle Versuche des edlen Prinzen Eugen, solche damals noch ungewöhnliche Niedertracht zu verhüten, blieben vergeblich.

Aehnliches war im polnischen Thronfolgestreit der Fall. Wieder mußte der Verbündete Englands, Oesterreich, die Rechnung bezahlen; er verlor das sizilianische und neapolitanische Erbe des Utrechter Friedens. Ebensowenig erbaulich war Englands Rolle im österreichischen Erbfolgekrieg und im Siebenjährigen Krieg. In ersterem stand England wohl auf seiten Oesterreichs; keiner der zahlreichen offenen Feinde der Kaiserin vermochte ihr jedoch größeren Schaden beizufügen als der englische Gesandte Robinson, der u. a. die alten Erbländer lediglich als erwünschte Kompensationsobjekte für ihre Gegner betrachtete.

Digitized by Google

Im Siebenjährigen Kriege war England auf seiten Preußens, weil Frankreich im Bunde mit Oesterreich stand und es sich darum handelte, die französischen Kolonien zu rauben, was England schließlich auch gelang.

Die französische Revolution traf dergestalt ein bereits seebeherrschendes Britannien. Instinktiv kehrte dieses seinen Haß gegen Frankreich, welches ihm allein noch Konkurrenz zu machen vermochte, resp. gegen Bonaparte, dessen Gefährlichkeit es erkannte. Zu Lande konnte England Frankreich nicht an den Leib, es suchte daher Bundesgenossen und fand solche hauptsächlich in dem stets geldbedürftigen Oesterreich. Es ist bekannt, daß das Losschlagen Oesterreichs 1805 die Landung Napoleons in England vereitelte. Zum Danke dafür ließ uns England nach Ulm und Austerlitz ohne Unterstützung. Nicht einmal die Geldsubsidien liefen pünktlich ein.

Das neunzehnte Jahrhundert war die Periode, in der England vorzüglich die Rolle des uneigennützigen Beschützers kleinerer, unerlöster, freiheitsdurstiger Nationen spielte. Wenn man näher zusah, so entdeckte man allerdings, daß es sich dabei immer nur um englische Interessen handelte, die für England allein maßgebend blieben, sowie, daß die von England „beschützten" Staaten von diesem geradezu ausgeplündert, unwürdig und als Feinde behandelt wurden. Wer erinnert sich nicht an die schmähliche Rolle, die der große englische Seeheld Nelson Neapel gegenüber spielte, an die sog. Befreiung Griechenlands vom türkischen Joch, das mit der Vernichtung der hinterlistig überfallenen türkischen Flotte bei Navarin und mit der Annexion der Jonischen Inseln durch England endete.

All dies und der fast hundertjährige Rivalitätskampf mit Frankreich hinderte England nicht, mit diesem Lande und mit den Türken 1854 die Expedition gegen Rußland in die Krim zu unternehmen, zu dem Zwecke, diesem Reiche die Entwicklung einer Seemacht im Schwarzen Meere zu nehmen. Dabei trug es sich jedoch schon damals mit dem Gedanken, seinem Bundesgenossen Frankreich in seinen neuen imperialistischen und kolonialen Bestrebungen, sei es in Zentralamerika oder in Ostasien, in den Rücken zu fallen, ein Bestreben, in welchem es später durch das Aufkommen einer neuen Seemacht — Japan — in Ostasien gestört wurde.

Der langjährige Verbündete Englands aus den Napoleonischen Kriegen, Oesterreich, mußte sein altes Bündnis mit diesem Staate indessen wiederholt büßen. Es ist überhaupt charakteristisch, in welcher Art England sein Verhältnis zur Monarchie zu jener Zeit insbesondere auffaßte. Angeblich derselben stets wohlgesinnt, unterließ es dennoch keine Gelegenheit, um ihr den Dolch in den Rücken zu stoßen. So verhinderte es 1849 die Ausnützung unseres Sieges bei Novara und vermittelte zehn Jahre später die Abtretung der Lombardei. Unter dem Zeichen der Freundschaft spürten wir bei jeder Gelegenheit die Feindseligkeit und die Mißachtung der Briten gegen uns.

In den Balkanwirren, die dem Weltkrieg vorangingen, war Englands Rolle jene des Drahtziehers hinter den Kulissen. Es präparierte die „kleinen" Völker für die Rollen, die sie im Weltkriege übernehmen sollten. Daß es dies nicht aus

Digitized by Google

Selbstlosigkeit tat, ist sicher. Was kümmerte sich der Engländer um die Wiedergeburt des sagenhaften Reiches Stephan Duschans? Ebensowenig wie um den italienischen Landhunger, ob Triest italienisch oder österreichisch sei, oder um die rumänische, großdazische Aspiration. Die Briten kannten und verstanden ja diese Völker kaum, verachteten sie gewiß, ebenso wie die Iren, Inder und Aegypter, die schon längst unter ihrem Joche seufzten. Es ist ja aus aufgefangenen Briefen von englischen Diplomaten bekannt geworden, wie diese, beispielsweise, über die Griechen denken, für die sie stets vorgaben, ein besonderes Faible zu haben! Der Engländer will nur „äußerlich" einen gewissen Anstand gewahrt wissen, freilich auch nur dann, wenn ihm dieser in den Kram paßt. 1903 z. B. tat England sehr empört über den Meuchelmord an König Alexander von Serbien, 1914 jedoch benahmen sich in London dem königlichen Hause nahestehende Megären auf die Nachricht vom Attentate auf unsern Thronfolger öffentlich in empörender Weise. 1903 war Oesterreich eben noch möglicherweise für das Spiel Eduards VII. zu gewinnen gewesen — 1914 nicht mehr!

England muß man eben die heuchlerische Maske bei jeder Gelegenheit vom Gesichte reißen, nur dann werden die seinem Ehrgeize und Egoismus unter Vorspiegelungen der Freundschaft und des Bündnisses geopferten Völker in Zukunft möglicherweise in ihm ihren eigentlichen Feind zu erkennen vermögen.

Der erste Verbündete, den England in diesem Kriege die Vernichtung brachte, war Belgien. Dieses Land ist die von den Engländern so gefürchtete Angriffsbasis für deutsche Landungsabsichten in England, daher die Zärtlichkeit in den Beziehungen Englands zu Belgien. England begnügte sich jedoch nicht mit der Neutralität Belgiens, sondern verleitete es zu einem Bündnisse, dem der kleine Staat seinen Untergang dankte.

Frankreich, das sich in Erfüllung seiner Bundespflichten, ohne zu schwanken, in den Krieg stürzte, kämpft nunmehr einen aussichtslosen, seine Manneskraft erschöpfenden Kampf, der nur den Interessen Englands dient. Dieses läßt den „Verbündeten" nicht mehr aus seinen Klauen und wird sich bei Friedensschluß unter verschiedenen Vorwänden wahrscheinlich eines Teiles der französischen Küste dauernd zu bemächtigen wissen; daran, daß Elsaß-Lothringen an Frankreich zurückfällt, liegt ihm gewiß nichts, es benützt dieses alberne Schlagwort nur mehr, um auf die Franzosen eine Art Suggestion auszuüben.

Eine stattliche Reihe „kleinerer Freunde" hat England in diesem Kriege gegen uns aufzubringen gewußt. Serbien, Montenegro, Rumänien! Diese Staaten und Völker sind den Briten im Grunde völlig Hekuba; von ihrer Herkunft und Geschichte wissen sie nichts, sie stehen tief unter ihnen. Es genügte, daß sie England als Sturmböcke dienten, wenigstens anfänglich, was dann mit ihnen geschah, war den Engländern gänzlich gleichgültig. Tatsächlich haben aber diese „Verbündeten" Englands bereits daran glauben müssen, daß die Freundschaft dieses Reiches ein Verhängnis sei.

Italien wurde von England so lange abwechselnd mit zarten oder brutalen Mitteln behandelt, bis es sich entschloß, den Raubzug gegen uns mitzumachen.

Digitized by Google

Hier und in Rumänien haben zarte Frauenhände an den Fesseln weben müssen, mit denen diese beiden Staaten an den Triumphwagen Britanniens gespannt werden sollten. Rumänien ist nun zertrümmert, und Italien dürfte bereits mit Bangen sehen, daß der englische Freund und Verbündete ihn bisher nur in Not und Elend gebracht hat.

Und gar Rußland! Dieses zu Beginn des Krieges von England umschmeichelte Reich, auf dessen Dampfwalze England gar so große Hoffnungen setzte und vor dessen Zar das freie Land auf den Knien lag, wird gegenwärtig in insolentester Weise behandelt, mit Drohungen überhäuft und dürfte kaum so leicht imstande sein, seine territoriale Integrität England gegenüber zu bewahren.

Es ist, wie schon angedeutet, erstaunlich, daß alle diese Erscheinungen, die doch so kraß ins Auge fallen, von den Verbündeten Englands anscheinend nicht wahrgenommen werden, denn sonst müßten sie sich doch zweifelsohne den Verstrickungen der lernäischen Schlange entwinden, solange es noch Zeit ist. Die Erklärung liegt wohl in dem Geldbedarf all dieser Verbündeten, der sie zu blinden Sklaven des Inselreiches macht.

Und so erlebt die Welt, wie seit Hunderten von Jahren so häufig, neuerlich das betrübende Schauspiel, daß der britische Leu, den, den er zu lieben vorgibt, züchtigt und dem sicheren Verderben zuführt. Schaudernd werden auch die gegenwärtigen Verbündeten Englands in nicht zu ferner Zeit erkennen, daß ihnen dieses Land unter der Maske der Freundschaft der größte Feind gewesen!

Deutschland und Amerika

Von

Karl v. Stengel, Professor der Rechte

Der Umstand, daß Deutschland erst gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts daran gehen konnte, einen überseeischen, noch dazu unzureichenden Kolonialbesitz zu erwerben, hat sich für die politische und wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Volkes bis zur Gegenwart in der ungünstigsten Weise geltend gemacht. Dies hat sich auch im Weltkriege gezeigt, in dem sich die aus dieser Tatsache ergebende Schwäche der Stellung von Deutschland in weltpolitischer Hinsicht zutage trat, denn es ist zweifellos, daß die Staaten und Völker, die von Beginn der Neuzeit ab in der Lage waren, überseeische Kolonien zu erwerben und zu erhalten, einen nicht hoch genug anzuschlagenden Zuwachs an politischer und wirtschaftlicher Macht erlangten.

Das schlagendste Beispiel bietet England, das im Mittelalter ein Staat zweiten Ranges war, der in seinem Wirtschaftsleben von der Hansa abhing, auf Grund seines allmählich über die ganze Welt sich erstreckenden gewaltigen Kolonialbesitzes aber die erste Weltmacht geworden ist.

Digitized by Google

Wäre Deutschland im siebzehnten Jahrhundert in der Lage gewesen, überseeische Kolonien zu erwerben, so wäre es höchstwahrscheinlich an Stelle Englands die erste See- und Kolonialmacht der Welt geworden, und die Besiedelung Nordamerikas, in dem ja die Holländer bereits Fuß gefaßt hatten, wäre nicht durch die Angelsachsen, sondern durch die Deutschen erfolgt. Wenn man bedenkt, was die Hansa in ihrer Blütezeit auf dem Gebiete der Seefahrt, des Handels und der Kolonisation geleistet hat, so erscheint diese Annahme keineswegs zu abenteuerlich. Es ist klar, daß sich dann die Geschichte nicht bloß von Deutschland, sondern auch von Europa in den letzten drei Jahrhunderten wesentlich anders gestaltet haben würde. Jedenfalls hätte Deutschland unter dieser Voraussetzung nicht notwendig gehabt, im Weltkriege mit übermächtigen Feinden um seine Existenz und seine Zukunft zu ringen.

Der Dreißigjährige Krieg, in dem sich das deutsche Volk in seinem „Idealismus" wegen konfessioneller Streitigkeiten ein Menschenalter hindurch zerfleischt hat, versetzte aber Deutschland für zwei Jahrhunderte in einen Zustand politischer und wirtschaftlicher Ohnmacht, so daß es an den Erwerb überseeischer Kolonien erst denken konnte, nachdem die wertvollsten Kolonialgebiete bereits von andern Staaten, namentlich von England, in Besitz genommen waren. Infolgedessen mußte das deutsche Volk nicht bloß auf alle die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Vorteile verzichten, die sich für die europäischen Kolonialmächte aus einem umfangreichen und wertvollen Kolonialbesitz ergaben, sondern es machte sich auch noch der Nachteil geltend, daß die zeitweise sehr starke deutsche Auswanderung sich nicht deutschen Kolonien zuwenden konnte, sondern in fremde Gebiete ergießen mußte, so daß auf diese Weise Völker gestärkt wurden, die Deutschland als wirtschaftliche Konkurrenten, unter Umständen auch als politische Widersacher gegenübertreten konnten. Dies gilt namentlich von den Vereinigten Staaten, deren Aufblühen bekanntlich in hohem Grade dem deutschen Elemente zu danken ist.

Solange überseeische Kolonien mit dem Mutterlande vereinigt sind, kommen sie lediglich als dessen Bestandteile in Betracht und können daher nicht als Mitglieder der völkerrechtlichen Gemeinschaft auftreten.

Der größte Teil der Kolonien, die europäische Staaten in Amerika besaßen, ist jedoch dadurch für das betreffende Mutterland verloren gegangen, daß sie sich vom Mutterlande losrissen und selbständige Staaten bildeten.

So haben sich die englischen Kolonien in Nordamerika im Jahre 1776 selbständig gemacht und die Vereinigten Staaten von Amerika gegründet. Ebenso hat Spanien die zahlreichen Kolonien, die es in Mittelamerika und Südamerika besaß, fast vollständig in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts dadurch verloren, daß sie sich für unabhängig erklärten.

In gleicher Weise ging für Portugal die große Kolonie Brasilien verloren, die bis zum Jahre 1890 das Kaiserreich Brasilien bildete, nach Vertreibung der kaiserlichen Familie aber in eine Föderativrepublik verwandelt wurde.

Digitized by Google

Alle diese aus ehemaligen Kolonien europäischer Staaten entstandenen Staatswesen erscheinen jetzt als gleichberechtigte Mitglieder der völkerrechtlichen Gemeinschaft, die dadurch nicht bloß einen erheblichen Zuwachs erhielt, sondern auch ihren auf Europa beschränkten Charakter verlor. Die aus ehemaligen spanischen und portugiesischen Kolonien entstandenen mittel- und südamerikanischen Republiken haben bisher allerdings in der völkerrechtlichen Gemeinschaft noch keine ausschlaggebende Rolle gespielt, während die Vereinigten Staaten sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts nicht bloß zur Großmacht, sondern auch zur Weltmacht entwickelt haben.

Das rasche Aufblühen der Vereinigten Staaten hat im nordamerikanischen Volke schon sehr früh ein großes Selbstgefühl hervorgerufen, das sehr deutlich in der sog. Monroedoktrin zutage trat, die in der Botschaft des Präsidenten Monroe vom 2. Dezember 1823 dahin ausgesprochen wurde, daß die Union neue Gebietserwerbungen seitens europäischer Staaten in Amerika und jede Einmischung europäischer Mächte in die inneren Angelegenheiten amerikanischer Staaten nicht zulassen werde, während sie sich in selbstbewußter Weise bezüglich der übrigen amerikanischen Staaten ein ausschließliches Interventionsrecht beilegte.

Ganz im Sinne der Monroedoktrin liegt die sog. panamerikanische Bewegung, die von der Union hervorgerufen worden ist und jedenfalls von ihr möglichst gefördert wird. Ziel dieser Bewegung ist, einen engen Zusammenschluß der sämtlichen amerikanischen Staatswesen unter Vormachtstellung der Union herbeizuführen und dem in dieser Weise geeinigten Amerika das Uebergewicht in der völkerrechtlichen Gemeinschaft zu verschaffen.

Wie die Verkündigung der Monroedoktrin zeigt, ist die Union schon sehr früh selbstbewußt aufgetreten, der imperialistische Zug, der sich in der letzten Zeit so unangenehm in der amerikanischen Politik geltend gemacht hat, hat sich aber erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gezeigt, nachdem die Krisis, in der sich die Vereinigten Staaten während des Sezessionskriegs befunden hatten, überwunden war. Nun trat in der innerlich gefestigten, an Bevölkerung und Reichtum fortwährend wachsenden Republik das Bestreben zutage, ihren politischen und wirtschaftlichen Einfluß in der ganzen Welt geltend zu machen.

In dieser Hinsicht braucht, um einige Tatsachen hervorzuheben, lediglich daran erinnert zu werden, daß sich seinerzeit die Union der rumänischen Juden, deren Schicksal den Amerikanern doch recht gleichgültig sein konnte, annahm, und daß sie sich dem Vorgehen Englands gegen Belgien wegen dessen Eingeborenenpolitik im Kongostaate anschloß, offenbar lediglich deshalb, um zu zeigen, daß sie in allen Weltteilen mitzusprechen sich berufen fühle, obwohl diese Haltung als im Widerspruch mit dem Sinn der Monroedoktrin betrachtet werden muß. Selbstverständlich mußte der Weltkrieg auch seinen Einfluß auf die Union geltend machen. Hätte sich die Union im Kriege wirklich neutral gehalten, so hätte sie sich um die Menschheit große Verdienste erwerben können. Die Unionsregierung wäre in der Lage gewesen, für die Aufrechthaltung der Vorschriften des Völker-

Digitized by Google

rechts dadurch einzutreten, daß sie den fortwährenden Verletzungen des Völkerrechts seitens der Entente, namentlich seitens Englands, entschieden entgegentrat; die Unionsregierung hätte auch den Krieg bedeutend abkürzen können, wenn sie im Sinne wirklicher und ehrlicher Neutralität die Waffen- und Munitionslieferungen, ohne die die Entente den Krieg nicht so lange hätte fortsetzen können, verhindert hätte.

Statt dessen hat die Unionsregierung, die nur zu sehr unter dem Einfluß der Besitzer der Waffen- und Munitionsfabriken stand, den Waffen-, Munitions- und Kriegsbedarfslieferungen an die Entente ruhig zugesehen.

Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder so recht die angelsächsische Heuchelei. Von jeher haben die Nordamerikaner vorgegeben, für den „ewigen Frieden" zu schwärmen, ist ja doch die erste Friedensgesellschaft als „Peace Society" im Jahre 1816 in Amerika gegründet worden. In dem Weltkriege haben sie aber kein Bedenken getragen, durch ihre Munitions- und Waffenlieferungen zur Verlängerung dieses blutigsten aller Kriege beizutragen, weil sie daraus finanzielle Vorteile zogen!

Von Anfang an stand die überwiegende Mehrzahl der Nordamerikaner auf seiten unsrer Gegner, schenkte allen Lügen und Verleumdungen der englischen Presse Glauben und verfolgte uns mit demselben Hasse und derselben Verachtung wie die Engländer.

Der Grund für diese Erscheinung lag vor allem in der Stammesverwandtschaft der Angloamerikaner mit den Engländern, Blut ist eben dicker als Wasser. Dieser Satz hat sich auch hier wieder bewahrheitet, wie sich auch gezeigt hat, daß die Bevölkerungen der Kolonien, auch wenn sie sich vom Mutterlande losgerissen haben, die kulturellen Beziehungen zum Mutterlande noch lange aufrecht halten und von dessen politischen und sozialen Anschauungen schon wegen der Gemeinschaftlichkeit der Sprache in tiefgehender Weise beeinflußt werden.

Allerdings sind von den ca. 82 Millionen Einwohnern der Union nur etwa 30 Millionen englischer Abstammung, während die Zahl der Bewohner deutscher Herkunft ungefähr 20 Millionen beträgt. Das politische und soziale Leben in Nordamerika trägt aber so entschieden angelsächsisches Gepräge, daß die Einwohner andrer als englischer Herkunft dagegen schwer aufkommen können. Namentlich gilt dies von den Amerikanern deutscher Abstammung, die trotz ihrer großen Zahl im politischen und sozialen Leben der Union nicht ausschlaggebend sind, teils deshalb, weil verhältnismäßig nur wenige von ihnen eine hervorragende soziale und politische Stellung einnehmen, teils deshalb, weil leider die Deutschamerikaner noch immer von dem Fehler, im fremden Volkstum aufzugehen, nicht völlig geheilt sind, und schließlich auch nicht so fest zusammenhalten, als es notwendig wäre.

Um die feindselige Haltung der Nordamerikaner gegen Deutschland während des Weltkrieges, die schließlich zur Kriegserklärung der Union gegen das Deutsche Reich führte, richtig zu verstehen, ist aber auch noch ein weiterer Umstand zu beachten.

Digitized by Google

Deutschland hat noch wirklich monarchische Einrichtungen, während die demokratischen Ideen in den meisten übrigen Staaten zum Siege gelangt sind. In Amerika gibt es nur demokratische Republiken, in Europa sind zwar noch zahlreiche Staaten vorhanden, die der Form nach Monarchien sind, die parlamentarisch regierten Monarchien, in denen auf Grundlage der Idee der Volkssouveränität das Parlament in Gesetzgebung und Regierung ausschlaggebend ist, können aber in Wirklichkeit nur als Republiken mit erblichen Präsidenten betrachtet werden.

Alle Völker nun, die demokratische Staatseinrichtungen haben, sehen auf andre Völker mit der größten Verachtung herab. Das gilt namentlich von den Amerikanern, die sich selbst für Halbgötter halten und die vom Militarismus und Absolutismus bedrückten Deutschen als halbe Barbaren teils verachten, teils bemitleiden, weil sie ihre eigenen republikanischen Einrichtungen als die einzig menschenwürdige Staatsverfassung, die Monarchie aber als ein trauriges Ueberbleibsel des finstern Mittelalters betrachten. In diesem Sinne hat ja auch Wilson in seiner Kriegsbotschaft an den Senat erklärt, daß die Union, wenn sie in den Krieg eintrete, für die Demokratie gegen den Absolutismus kämpfe, und daß der Weltfriede erst erreicht werden könne, wenn alle Staaten demokratische Einrichtungen haben. Freilich wird dabei übersehen, daß gerade die so gepriesene republikanische Staatsform die entsetzliche Korruption begünstigt, die auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiete in den Vereinigten Staaten herrscht.[1])

Gegen die Auffassung, daß für die feindselige Haltung der Amerikaner gegen Deutschland die Begeisterung für die Demokratie und die Verachtung der Monarchie von Einfluß war, wird man geltend machen wollen, daß dabei den Amerikanern ideelle Beweggründe unterschoben würden, die bei ihnen nicht vorhanden seien. Richtig ist, daß die Kriegserklärung der Union gegen Deutschland in erster Linie aus rein geschäftlichen Gründen erfolgte und aus diesen Gründen geradezu notwendig war. Handelt es sich doch darum, daß die amerikanischen Milliardäre und Munitionsfabrikanten nur dann Aussicht haben, die riesigen Summen, die ihnen England und seine Helfershelfer schulden, zu bekommen, wenn die Entente den Sieg über die Mittelmächte erringt. Andrerseits ist aber in Betracht zu ziehen, daß wie der einzelne Mensch selbst schlechte Handlungen nicht bloß seinen Mitmenschen gegenüber durch edle Beweggründe zu rechtfertigen sucht, sondern solche Beweggründe sich selbst vortäuscht, auch die Völker für ihre Maßnahmen, auch wenn sie von der stärksten Selbstsucht veranlaßt sind, ideelle Gründe vorzubringen wissen, und zwar in einer Weise, daß sie selbst an ihre edelmütige

[1]) Wie verständnislos die Amerikaner den deutschen Einrichtungen und Verhältnissen gegenüberstehen, beweist recht schlagend das im Jahre 1914 erschienene Buch von Price Collier: „Deutschland und die Deutschen". Der Verfasser bemüht sich offenbar, Deutschland nicht bloß unbefangen, sondern selbst wohlwollend zu beurteilen. Trotzdem spricht er in sehr wichtigen Punkten die schiefsten Ansichten über deutsches Wesen und deutsche Einrichtungen aus. Den Amerikanern fehlen eben schon die geschichtlichen Voraussetzungen, um Deutschland richtig zu beurteilen.

Digitized by Google

Gesinnung glauben. Es liegt hier eine Hypnose vor, die um so wirksamer ist, je größer die Zahl derjenigen ist, die geneigt sind, an die Wahrheit der zur Verschleierung der wahren Gründe des betreffenden Vorgehens vorgebrachten Scheingründe zu glauben.

Da nun seit mehr als einem Jahrhundert die demokratischen Ideen und Einrichtungen die größte Verbreitung gefunden haben und infolgedessen die Ansicht in weiten Kreisen herrscht, daß die Demokratie der Monarchie überlegen und vorzuziehen ist, war es England und Amerika leicht, die Welt glauben zu machen, daß sie im Interesse der Menschheit gegen die reaktionären Mittelmächte zu Felde ziehen.[1])

Wie groß der Einfluß der demokratischen Ideen und Schlagworte ist, beweist die bedauerliche Tatsache, daß es auch in Deutschland eine Menge Leute gibt, die eine „Neuorientierung" der deutschen Politik im Sinne einer weiteren Demokratisierung unsrer Staatseinrichtungen anstreben, während doch der Krieg gezeigt hat, welche Stärke in den monarchischen Grundlagen unsres Staatswesens gegeben ist.

Die feindselige, um nicht zu sagen niederträchtige Haltung der Union gegen Deutschland während des Weltkriegs beweist im übrigen auch recht deutlich, wie verfehlt die Gefühlspolitik war, die das deutsche Volk von jeher den Nordamerikanern gegenüber befolgt hat.

Es genügt, in dieser Hinsicht nur einiges zu erwähnen. Es ist ja bekannt, welche Unterstützung die englischen Kolonien in ihrem Unabhängigkeitskampf gegen das Mutterland von Deutschen bekommen haben.

Ebenso standen während des Sezessionskrieges die Deutschamerikaner durchweg auf seiten der Nordstaaten und trugen sehr erheblich dazu bei, daß dieselben siegten und daß dadurch der Zerfall der Union verhindert wurde.

Die Haltung der Deutschamerikaner bewirkte, daß auch in Deutschland selbst die Sympathien auf seiten der Nordstaaten waren, zumal durch den rührseligen Roman „Onkel Toms Hütte" der Abscheu gegen die Sklaverei, als deren Vertreter man die Südstaaten betrachtete, genährt wurde und alle demokratisch Gesinnten der Meinung waren, daß die Nordstaaten die wahren Vertreter der Freiheit und der echten Humanität seien.

Die nüchtern und realpolitisch denkenden Engländer freilich standen mit ihren Sympathien auf seiten der Südstaaten, in der richtigen Erkenntnis, daß durch den Zerfall der Union in zwei selbständige Staatswesen der Gefahr vorgebeugt worden wäre, daß die fortwährend an Bevölkerung und Reichtum zunehmende Union im Laufe der Zeit auch für Europa ein recht bedenklicher Machtfaktor werden könne.

Die tatsächlich eingetretene Entwicklung hat den Engländern vollständig recht gegeben.

---

[1]) Vgl. über die Herrschaft der demokratischen Phrase während des Kriegs die Schrift von G. F. Steffen, „Demokratie und Weltkrieg", 1916.

Digitized by Google

Trotzdem haben die Deutschen an ihrer verfehlten Gefühlspolitik bis zur Gegenwart festgehalten, selbst in der Zeit, in der Deutschland auf dem Gebiete der Handelspolitik von der Union in der rücksichtslosesten Weise behandelt wurde. Um von andern bedenklichen Anbiederungsversuchen ganz abzusehen, mag nur an den gänzlich verfehlten Professorenaustausch erinnert werden, durch den das gegenseitige Verständnis des deutschen und amerikanischen Volkes befördert werden sollte.

Eine Reihe von Vorkommnissen lassen auch ersehen, daß noch während des Krieges selbst in maßgebenden Kreisen in Deutschland ganz falsche Ansichten über die Gesinnung und Haltung des nordamerikanischen Volkes und der Unionsregierung herrschten. Wenigstens läßt sich nur so die mit der Würde einer Großmacht kaum verträgliche Nachgiebigkeit der Reichsregierung gegen die geradezu unverschämten Zumutungen der Unionsregierung in der Frage des rücksichtslosen U-Bootskrieges erklären, eine Nachgiebigkeit, die doch den Bruch mit Amerika nicht verhindern konnte.

Welchen Einfluß der Eintritt der Union in den Weltkrieg auf dessen Verlauf haben wird, läßt sich zurzeit nicht sagen, zumal gar nicht abzusehen ist, ob nicht im entscheidenden Augenblick Japan einen Strich durch die Rechnung des edlen Wilson macht.

Jedenfalls ist aber so viel sicher, daß die Haltung des Deutschen Reiches und des deutschen Volkes gegenüber der Union und dem amerikanischen Volke in Zukunft eine ganz andre werden muß, als sie bisher war. Die Erfahrungen, die Deutschland während des Krieges gemacht hat, werden das deutsche Volk gelehrt haben, namentlich den nüchternen und lediglich ihre materiellen Interessen berücksichtigenden Angelsachsen gegenüber realpolitisch zu denken und denselben mit gleicher Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht entgegenzutreten.

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Amalie an ihre Schwester Wilhelmine

Ohne Datum [Freiburg, den 10. April 14].

Eben kommen wir vom großen Diner zurück, wir waren in der feinsten Gesellschaft, doch den Männern fehlte die Begeisterung bis auf unsern lieben Wirth. Diese Oestreichische Leidenschaft ist schön, aber wenn man gut Preußisch ist, stört sie in der Gesellschaft. Heute häufen sich die interessanten Nachrichten. Eben lasen wir das Bulletin aus Paris, vom 5ten. Ihr werdet das Alles auch haben, hoffe ich. Man denkt, man träumt! War es nun nicht nöthig, daß wir

Digitized by Google

nach Paris kamen. Was sagen die Franzosen-Verehrer — welch elendes Volk. Aus Privatnachrichten weiß man hier: Napoleon habe sich auf Discretion ergeben. Wie elend wäre doch das. Glaubhafter ist dieß: er habe sich ergeben, aber vorgeschlagen die Kaiserin als Regentinn anzunehmen, mit dem Zusatz: sie würde schon gut regieren.

Eichhorn läßt noch dieß sagen: Dessolles, Chef des Generalstaabs unter Moreau, sei Commandant der National Garde geworden, und Sieyes, der sich Anfangs zurückgezogen, hat seinen Beitritt erklärt zu allen Verhandlungen des Senats. Barthelemi, der den Frieden in Basel schloß, ist Präsident des Senats. Ferner: der Cour de Cassation hat in einer Addresse an den Senat gradezu den Wunsch geäußert, daß die Familie, unter der Frankreich 800 Jahre so glücklich gewesen sei, wieder auf den Thron käme. Unter den Senatoren, die noch für die Absetzung N.s gestimmt haben, waren auch Fontanes, berüchtigt durch seine letzte Rede,[1]) und die Marschälle Serrurier und Herzog von Valmy. Dem Vernehmen nach ist der Kaiser von Oestreich nebst dem ganzen diplomatischen Corps den 5ten nach Paris abgereist. Schon vor acht Tagen hat er durch einen besonderen Abgeordneten den Grafen von Artois zu sich nach Dijon einladen lassen. Die Kaiserin ist in Blois. Seit diesem Morgen ist die Nachricht hier, die jedoch nicht als officiel gelten kann, daß die Marschälle Marmont, Mortier und Ney auf die Entbindung der französischen Armée von ihrem Eide gegen Napoleon letzteren verlassen und dem provisorischen Gouvernement mit ihren Corps sich angeschlossen haben.

Eichhorn, der mir dieß dictirt hat, bittet den Vater, dieses doch auch unsern Freunden (Savigny, Simon usw.) mitzutheilen, sie sind bis auf die letzte alle aus dem Moniteur. Herzliche Grüße von uns allen an alle Euch Lieben. Meinen lieben, guten Hermann küsse, gute Mine, von

Deiner treuen Amalie.

Amalie an Eichhorn

Frankfurt am Main am 23. Aprill 14. Sonnabends 11 Uhr Morgens.

Ich habe Dir viel zu erzählen, lieber Eichhorn. Wir haben wieder schöne Gegenden, liebe Menschen kennen gelernt, und manigfaches Gefühl ist durch mein Herz gegangen. Wenn man mich fragt, welchen Ort von denen, die ich kenne, ich außer Berlin zum längeren Aufenthalt wählen möchte, so spräche ich, unbedingt: Heidelberg. Am Mittwoch litten wir noch ungeheuer viel von Staub und Hitze, wir konnten vor Ersterem nichts von der schönen Bergstraße sehen, ja es war so arg, daß die sich begegnenden Wagen auf einander fuhren. Um $10^1/_2$ Abends waren wir in Heidelberg und stiegen im badischen Hof ab. Am andern Morgen da wir gestärkt und erquickt waren, ging Fritz aus, seinen Freund Plant u. dessen Schwager den Professor Wagemann[2]) aufzusuchen, sie

[1]) Vom 27. Dezember 1813 im Senat, siehe Amalies Brief vom 26. Januar 1814.
[2]) Theologe an der Universität Heidelberg.

Digitized by Google

waren aber beide abwesend; er lernte dagegen einen andern Schwager des jungen Plank und unseres Beelitzs kennen, den Justizrath und juristischen Professor Martin.[1]) Gewiß ist dieser Mann berühmt und Du mußt ihn kennen. Er ist ein Vetter Deines hessischen Freundes gleichen Namens,[2]) und er selbst kannte Deine deutsche Gesinnung, die er ganz selbst so hatte. Seine Familie u. er selbst forderte Fritz gleich auf, uns zu ihnen zu bringen, sie wollten uns die Gegend zeigen. Das war uns sehr lieb, wir gingen gleich hin, fanden herrliche, liebe Menschen, die uns mit unbeschreiblicher Güte (uns ganz Unbekannte) aufnahmen, und in deren geistreicher Gesellschaft wir sehr schöne Stunden verlebten. Sie führten uns zuerst auf das alte Bergschloß, was zum Theil 1552 vom Pfalzgraf Friedrich erbaut worden ist. Wegen Streitigkeiten der Katholiken und Reformierten verließen die Grafen bald darauf dieses göttliche Besitzthum. Welch eine Gegend ist das, mein Eichhorn! Es war kein helles Wetter, und doch war sie so bezaubernd. Auf dem Berge wo das alte weitläuftige Schloß hart am grünen muntern Neckar liegt, theils in wunderbaren Ruinen aufgethürmt, mit dunkelgrünem dickbelaubtem Epheu umrankt, theils noch wohlerhalten in der äußeren Form, ist ein englischer Garten, der aber mehr einer natürlichen Gegend als einem Garten gleicht, er windet sich durch Thäler, Berge, Terassen, zwischen schroffem Gemäuer, auf hohem Felsen, und nun die Aussicht von dort, das herrliche Laub, die Blüthen, die duftenden Kräuter, der Gesang der Nachtigallen. Unten der Bergstrom, an demselben die alte Stadt wie hineingefügt zwischen Berg u. Strom, ihr gegenüber so weit das Auge reicht eine liebliche Bergkette, bepflanzt mit Reben, zahmen Kastanien u. Gebüsch, zwischendurch die lieblichsten Thäler, aus denen alte Klöster oder Ruinen von der Ritterzeit her, oder andre einzelne kleine Häuser hervorgucken. Eine schöne steinerne Brücke führt vom jenseitigen Ufer zur Stadt, links derselben eröffnen sich Wiesen u. Felder, begrenzt vom Hardtgebirge, noch mehr links von den Vogesen, den Rhein sieht man scheinen, und viele Städte, worunter Mannheim, liegen vor demselben. Ich könnte Dir noch viel von diesem himmlischen Punkt unsres Deutschlands sagen, und wie mein Herz sich begeistert fühlte, und wie es in dem einen Wunsch so lebhaft sich vergaß, mit Dir hier u. Hermann!

Die liebenswürdige Martinsche Familie, die in der deutschesten Gesinnung u. Allem was damit Gutes verbunden ist, so ganz sich äußerte, als man sich wünschen kann, sprachen auch mit einer solchen begeisterten Liebe von der Gegend, von ihrem ganzen Leben, daß man sie glüklich preisen muß. Sie sind ebenso gesinnt als Andre gegen ihre Regierung, der Mann vermochte gar nicht hievon viel zu sprechen, es griff ihn zu tief an; aber aus persönlichen Leiden

---

[1]) Christoph Reinhard Dietrich Martin, bekannter Jurist, eines der hervorragendsten Mitglieder der damaligen Heidelberger juristischen Fakultät.

[2]) Sigmund Peter Martin, der in der südwestdeutschen nationalen Bewegung eine bedeutende Rolle gespielt hat; vgl. über ihn E. Müsebeck in den Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung, Bd. 2, S. 75—151.

Digitized by Google

entspringt dieses Urtheil nicht, rein aus höherer Ansicht. Denn die Heidelberger tragen gar keine bedeutenden Lasten, noch nie hat diese Familie Einquartierung gehabt, und sie bewohnen ein sehr großes Haus. Ueber den angenehmsten Gesprächen, wo mannigfach Interessantes berührt ward, was ich Dir gern alles mittheilte, aber jetzt nicht kann, wanderten wir wieder zurück, u. verabredeten einen andern Spaziergang auf Nachmittag. Dieß geschah auch, zwar nicht bei schönem Wetter aber doch ohne Regen. Wir gingen längs der Bergkette in dem Neckar Thal, und befuhren auch dieses wilde Berg-Gewässer. Hernach tranken wir noch Thee bei den lieben Menschen. Von ganzem Herzen lassen sie auch Dich grüßen u. ersuchen, wenn Du nach Heidelberg kämst, mögtest Du sie doch ja besuchen. Das versprach ich auch. Der Mann hatte Dich in G.[öttingen] schon etwas gekannt. Er kannte Savigny genau, er sagte mir, um diesen beneidete Berlin ganz Deutschland. Er wünscht nichts mehr als daß wieder ein deutsches National Gericht entstehen möge u. dabei wolle er gern sein. Die guten Menschen hörten mit vieler Theilnahme von Deiner Krankheit ...

Am andern Morgen gingen wir zu den Herren Boisseret,[1]) die uns mit vieler Bereitwilligkeit die vorzüglichsten ihrer merkwürdigen Gemälde-Sammlung nur von altdeutschen Meistern zeigten. Auch sie laden Dich freundlichst ein, sie zu besuchen, sie kennen Dich durch Rühl. Eichhorn, was wirst Du da sehen! Denke Dir, Gemälde von Deutschen, die 80 Jahre älter sind als Rhaphael und in welcher Vollkommenheit. Wir sahen die sterbende Maria von Masbouse (?),[2]) einem Brabanter. Johannes u. Petrus beleuchten sie mit Lichtern, sie hat eben die letzte Oehlung empfangen, ihre Augen sind schon geschlossen. Was sieht man hier Alles! Göthe muß das beschreiben u. wird es auch! Dann sahen wir 3 Gemälde von dem Erfinder der Oehl Malerei Johann van Eick u. zuletzt mehrere von seinem Schüler Hämmeling,[3]) auch einem Brabanter. Davon will ich Dir nur von Einem erzählen. Der heilige Christoph trägt nach der alten Sage junge Kinder durch das Meer zwischen Felsen, so trägt er (ihm unbekannt) Christus. Das Kind wird ihm wunderbar schwer, er trägt es auf den Schultern. Die rechte Hand hält das Kind in die Höhe u. spricht: Du trägst den Herrn der Welt. Dieser Augenblick ist gewählt. Wie sieht man den Heiligen mühsam u. schwertragend durch die Wellen schreiten, sein dunkelrothes Gewand weht über dem Wasser u. verbreitet über der brausenden Fluth einen rothen Schein; das Kind in göttlicher Klarheit u. Ruhe auf seinen Schultern, hinter ihm eine wunderbare Tiefe des Meers begränzt von schöner Landschaft bei aufgehender Sonne. Vor den Füßen des Alten ist Brausen des Meers, hinter dem Kinde ist wunder-

---

[1]) Ueber die Brüder Boisserée und ihre Sammlertätigkeit vgl. das soeben erschienene Werk von E. Firmenich-Richartz: Die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée als Kunstsammler, Jena 1916.

[2]) Dies Bild ist nicht, wie Amalie angibt, von Mabuse; sein Maler wird heute nach ihm meistens als „Meister vom Tod Mariae" bezeichnet.

[3]) Die damals übliche Form für Memling; auch Goethe wendet sie an z. B. in seinem Gedicht „Den Drillingsfreunden von Köln".

Digitized by Google

bare Ruhe,. und ein göttliches Leben. Ich mußte Thränen bei diesem Bilde vergießen, o! sieh es, und denke dabei an mich! —

Diese Gebrüder Boisseret u. ihr Freund Bertram sind merkwürdige Menschen, ganz toll deutsch, Du mußt sie kennen lernen. —

Von Heidelberg fuhren wir nach Schwetzingen, was nun freilich sehr unbedeutend war, dann gings auf Mannheim aus Liebe zum Rhein. Wir gingen zum lieben Strom des Vaterlandes, auf der Schiff Brücke beschaute ich ihn mit namenloser Empfindung. Ich war närrisch genug zu bereuen, daß ich nicht ein Gefäß mitgenommen hatte um mir von seinem Wasser mitzunehmen u. Hermann damit zu waschen. — Etwas ward nun unsre Heiterkeit wieder unterbrochen. Auf der Rheinbrücke fanden wir mehrere Soldaten von der preußischen Garde, welche uns mit schrecklichen Farben erzählten was die Braven bei Paris gelitten hatten. Sie hatten es gehört von einem ihrer zurückkehrenden Kameraden. Sie sagten uns, 62 Offiziere der Garde seien geblieben. Ich denke hierbei ist viel Uebertreibung u. behalte auch meine feste Hoffnung, aber diese Reise soll einmal nicht zur Freude sein. Hier hat sich Fritz bei H. v. Rühl darüber erkundigen wollen, er ist aber verreist, ein andrer preußischer Offizier hat aber diese Nachricht leider bestätigt.[1]) So reisen wir also wieder in banger Erwartung weiter...

Eichhorn an Amalie

Freyburg den 2. May 1814.

... Heute, wo ich meine Reise nach Paris antreten wollte, kam die Nachricht von dem Abschlusse des Waffenstillstandes,[2]) der Aufhebung der Civiladministration in Frankreich u. der Rükkehr der Monarchen u. ihrer Minister bis zur Mitte dieses Monaths an. Die leztere Nachricht ist zwar nicht offiziell, wird aber durch mehrere Privatbriefe versichert. Ich befinde mich in diesem Augenblik in großer Verlegenheit, was ich thun soll. Denn in Paris ankommen, wenn die Andern zum Thor herausfahren u. gleich mit ihnen umkehren wäre mir eben nicht angenehm. Paris zu sehen, um sagen zu können, daß ich dort gewesen, dazu treibt mich nichts. Ich möchte Paris ordentlich sehen, daß mir vielfache Eindrücke, Erinnerungen u. Bilder zurükbleiben, oder gar nicht. Das Schlimme ist, daß die Posten hin u. her noch garnicht gehoerig wieder eingerichtet sind u. daß man in der Regul unter 12 Tagen keinen Brief bekommen kann. Wenn der Minister abgeht, wird es mir gewiß gemeldet, bey dem großen Zeitverlust auf der Post aber kann ich die Entscheidung meines Entschlusses wenig von dieser Meldung abhängig machen. Denn koennte ich nur acht Tage mit den Souverains und ihren Ministern zusammen noch in Paris seyn, so wäre ich schnell entschlossen. Ich werde noch einige Tage warten. Ist die Ab-

---

[1]) In der Tat hat die preußische Garde, bei der Amalies Bruder Karl stand, in der Schlacht vor Paris ganz besonders schwere Verluste erlitten.

[2]) Er war am 23. April abgeschlossen worden; es hat also unverhältnismäßig lange gedauert, bis die Nachricht hiervon nach Freiburg kam.

Digitized by Google

reise der Monarchen so nahe, so muß sie schnell durch Couriers ausgetragen werden, u. so hoff' ich es bald zu erfahren. Erfahre ich in den nächsten Tagen nichts, so soll es mir ein Zeichen seyn, daß die Abreise noch nicht so nahe ist, u. ich eile dann nach Paris ...

Von unserm Carl hab' ich abermals einen Brief an unsern Friz erhalten, den ich beilege. Er meldet die Erfüllung der Hoffnung, welche der erste Brief gegeben. Carl hat seinen Abschied, und wird nun bald ganz Euch und seinen Studien wieder angehoeren. Bis jezt hab' ich ihn hier vergebens erwartet. Am Ende hat er von Eurer Abreise auf einem anderen Weeg Nachricht erhalten, u. einen andern Weeg genommen.

Mein Leben hier ist höchst einförmig. Abwechselnde Spaziergänge nach dem Bergele, Hebsack u. dem Schloßberge, die mir immer neue Reize der hiesigen Gegend offenbaren, dann Essen und Trinken, was aber nicht mehr so gierig, sondern weit menschlicher ist als zu Eurer Zeit, mitunter Besuche, die ich mehr empfange als gebe, weil ich des Abends gern zu Hause bleibe, in den Zwischenzeiten etwas Lesen und Schreiben füllen mein Tagewerk aus. Es genügt mir nicht einen Augenblik länger. Ich muß entweder bei Euch seyn, um in der Ruhe anhaltend studiren zu koennen, oder bey Stein, um in einer ruhigen Unruhe praktisch thätig zu sein. Auch zum Genuß der schönen, herrlichen Natur kann ich hier zu wenig einsam und nach meiner Phantasie leben. Also vorwärts! Und das in den nächsten Tagen ...

Amalie an Eichhorn

Berlin am 4ten Mai 1814.

... Was uns Mannigfaltiges auf der Reise begegnet ist, was ich Alles Schönes, Interessantes gesehen habe, habe ich Dir zum Theil schon gesagt, aber es bleibt noch Manches übrig, was ich Dir weitläufig mittheilen mögte. Wir besuchten in Eisenach die Wartburg, was uns sehr viel Vergnügen machte. Dieß alte interessante Gebäude, mit seiner romantischen, wilden Umgebung erfüllt das Herz mit Kraft, Muth u. Glauben, denn Luther wandelt lebendig, selbst ein Fels, unter diesen Felsen. Die erste Protestantische Kirche ist in der Burg zu sehen, in der Luther gepredigt hatte. Wie sehr ward Fritz davon ergriffen! In einem alten Rittersaale waren wohl 50 Rüstungen, welche wirklich von hier benahmten Rittern getragen worden. Dann ein Saal voll unendlich vieler Bildnisse der Ritter u. ihrer Frauen, wobei tausend Merkwürdigkeiten. Eine Frau führte uns umher, die eine bewunderungswürdige Kenntniß von Allem besaß, es war nicht bloß Gelerntes. Sie sprach mit Verstand hierüber. Von jeder Rüstung, von jedem Bilde wußte sie die Geschichte, in Beziehungen Eins auf das Andre verwirrte sie sich nie, die ganze damalige Zeit war ihr völlig gegenwärtig. Nach Eisenach hatten wir noch die Leipziger Messe, welche aber keinen Reiz für mich hatte ...

Digitized by Google

Amalie an Eichhorn

Berlin am 9ten Mai 14.

Geliebter Mann! Karl ist seit gestern wieder bei uns, gesund, wohl, froh u. gut ist der herrliche Jüngling, Einer der Geretteten des Himmels in unsren Armen. Vielleicht hast Du seiner in Freiburg erwartet, das wäre fatal; ein falsches Gerücht ist ihm in Paris zu Ohren gekommen, wir seien mit Dir in Frankfurt am Main, daher hat er die Gelegenheit mit einem Kurier genutzt und ist in 7 Tagen hieher gekommen. Er bringt uns also die neuesten Nachrichten aus Paris. Schon gestern Abend hat er uns von dieser Welt erzählt; die Erhabenheit der Stadt selbst und die Kunstschätze erfüllen ihn mit Begeisterung, aber die Menschen, die Menschen! Dieses Wiedersehen, mein Eichhorn, wie ist es köstlich! ...

Was konnte er erzählen der Karl. Er hat das eiserne Kreuz für die letzte Schlacht.[1]) Als sein Oberst gesagt hat, es müsse ein Officier der ersten Kompagnie commandirt werden die Kanonen zu nehmen, ist er hervorgetreten u. hat sich es ausgebeten; Granaten u. Kanonen Kugeln sind zwischen ihm u. den Jägern geplatzt, nur Einer ist leicht blessirt. Unter seinen Jägern war zuletzt ein Professor Niemeyer, Sohn des Kanzlers,[2]) wie wunderbar! Ach mein Eichhorn welche Zeit, o wie hoch, wie erhaben, wie tiefergreifend. Schleiermacher ist von Neuem sehr niedergedrückt über Alexander von Maarwitz,[3]) der von den Bauern erschlagen ist. So sagt man dieses schreckliche Schicksal auch von dem edlen Friesen. Mein Eichhorn, welche Opfer! Gestern hörte ich Schleiermacher über den Glauben, wenn wir auch nicht sehen! Es war wieder ein köstlicher Seelen Genuß, es war eine Predigt für seine Stimmung, ganz unsern Empfindungen angemessen, wieder die Summe aller tiefen u. wahren Religion. Wer

---

[1]) In einem früheren Brief hatte Amalie erzählt, daß Karl in der Schlacht vor Paris mit 15 Mann 2 Kanonen erobert hatte.

[2]) der Universität Halle.

[3]) Der Bruder des berühmten Marwitz. Er ist aber im Gefecht von Montmirail am 11. Februar 1814 gefallen und nicht, wie Amalie berichtet, von Bauern erschlagen worden. Friesen dagegen hat tatsächlich dieses Schicksal erlitten. Gerade heute ist von größerem Interesse eine Bemerkung, welche die „Vossische Zeitung" später hierüber macht. Friesen war spurlos verschwunden; schließlich gelang es seinem Freunde v. Bietinghoff nach langwierigem und mühsamem Suchen durch einen reinen Zufall sein Grab ausfindig zu machen. Er ließ die Leiche ausgraben und führte sie jahrelang stets mit sich herum. Erst 1843 wurde sie in Berlin beigesetzt. In ihrem Bericht über die Feier schreibt die „Vossische Zeitung" am 17. März 1843: „Der vielverbreiteten Nachricht, daß Friesen durch die Hand von Meuchelmördern gefallen sei, kann bei dieser Gelegenheit auf das Bestimmteste widersprochen werden. Die Levée en masse in Frankreich bestand ebensowenig wie unser Landsturm aus Meuchelmördern, es waren dort wie hier die Bewohner des platten Landes, welche in ungeordneten Scharen über die auf dem Rückzuge befindlichen Truppen herfielen und für ihren Herd und ihr Eigentum fochten." Dieser Satz ist eine gute Illustration für den seitdem eingetretenen Wandel in der kriegsrechtlichen Anschauungsweise.

Digitized by Google

da glaubt ohne zu sehen, der sieht! Was hat er hierüber für tiefe Schätze enthüllt, er deutete auch auf das Leben nach diesem, das erste Mal, daß ich dieses aus seinem Munde hörte. Ohne handgreifliche Beweise, ohne sogenannte Gründe, standen wir vor dem Punkt, wo wir durch Glauben schauen. Wenn ich doch erst wieder mit Dir diesen höchsten Genuß hätte! ...

Eichhorn an Amalie

Paris den 16. May 1814.

Mein lezter Brief an Dich, geliebte Amalie, schloß noch mit der Ungewißheit, ob ich Freyburg verlassen und hieher reisen würde. Den Tag nach seinem Abgang entschied mich ein Schreiben, das ich von Gneisenau erhielt, zur Reise. Ich bereitete diese so schleunig vor, daß ich, vollends unter den Zerstreuungen des Abschieds, welche mir die Bekandten und Freunde in Freyburg machten, nicht Zeit gewinnen konnte, Dir davon Nachricht zu geben. Unterweegs dachte ich es einzuholen, da fand ich aber das Postwesen noch so in Unordnung, daß ich die Hoffnung, einige Zeilen an Dich befördern zu können, aufgeben mußte, und mir nun vorbehielt, gleich nach meiner Ankunft in Paris an Dich zu schreiben.

Meine Reise hieher war nicht sehr angenehm. Abgerechnet das kalte Wetter, worinn ich den größten Theil des Weegs fror, den Anblick der zerstörten Dörfer an der Landstraße, die enorme Prellerey, welche meine Börse erfuhr, hatt' ich in den meisten Stationen große Noth, Pferde zu bekommen, und mußte mich immer Stunden lang herumzanken. Weil man als Militair nicht über Straßburg reisen konnte, hatt' ich den Weeg über Basel, Vesoul pp. eingeschlagen. Ich reiste nicht die Nacht hindurch, weil ich nach der Vorschrift des Arzts keine zu großen Anstrengungen versuchen sollte. Deßhalb braucht' ich auch an 7 Tage, hieher zu kommen.

Stein nahm mich mit alter Freundlichkeit auf. Das Wiedersehen von ihm und vieler Freunde, welche der Waffenstillstand hier vereiniget hat, machte mir große Freude. Ich trat in mein altes Verhältniß ein, arbeite aber nur, zu Deiner Beruhigung sey's gesagt, der großen Warnung mich erinnernd, nur mäßig. Paris macht den Eindruck auf mich wie auf alle Deutsche, die hier sind. Auch den Frivolsten ist dieses Volk und diese Stadt zu frivol, und nach einem flüchtigen Genuß schon fade. Denn Scherz und Ernst gehen hier nicht, einer den andern erhebend und erregend u. so das Leben in wechselnder Mannichfaltigkeit ausfüllend, miteinander. Alles ist Spiel, Schauspiel von Menschen, Affen oder Papageyen, Genuß. Man koennte ein Jahr mit zubringen, wenn man alle diese Spiele, Curiositäten pp durchmachen wollte. Ich werde mich nur auf wenige Merkwürdigkeiten beschränken, sie zuzusehen. Dieß sind die Denkmäler der Kunst, was das Räubergesindel hier zusammen gebracht hat, einige andere eigenthümliche Werke, was dasselbe in seiner früheren Zeit hervorbrachte, als es noch ein Volk war. Wie es heißt, werden wir noch 14 Tage hier bleiben, denn so lange mag der Abschluß des Friedens, der mancherley

Digitized by Google

Schwierigkeiten gefunden, und die finale Vereinigung über die Grundzüge der Verfassung, welche Deutschland haben soll, sich noch verzögern. In Wien sollen die Grundzüge ausgemahlt werden. Ob dies Ausmahlen so geschehen wird, daß Harmonie in den Theilen u. Leben im Ganzen eine hehre Germania den deutschen Kunstfreunden darstellen?

Mich treibt die Sehnsucht immer mehr u. mehr nach Dir und meinem Herrmann. Ich hoffe, Dich sehr bald zu sehen. Mit dem Weggehen von Paris wird wohl unser Centraldepartement nicht lange mehr bestehen. Und ich wüßte nicht, was man dann mir biethen könnte, das Wiedersehen mit Dir länger aufzuschieben. Die Aussicht auf größeres Gehalt und Diäten reizt mich nicht, ebensowenig auf eine höhere Ehrenstelle außerhalb Berlin; nur wenn ich die gewisse Ueberzeugung gewönne, in meinem Sinne für das Vaterland ferner wirken zu koennen, würde ich mich zu einer längeren Abwesenheit entschließen. Wie ein Heimweh faßt es mich, mit Dir zu seyn und nach langer Zerstreuung in äußerer Thätigkeit mich zu sammeln in innerem Leben . . . (Fortsetzung folgt)

Goethes Farbenlehre im Urteile der Zeit

Von

A. Sommerfeld,

ord. Professor der theoretischen Physik an der Universität München

Seit drei Jahren hat in Münchner Künstlerkreisen eine lebhafte Bewegung für Goethes Farbenlehre eingesetzt. Als Organ dieser Bewegung dienen die „Technischen Mitteilungen für Malerei", herausgegeben von der Gesellschaft für rationelle Malverfahren (Deutsche Keimgesellschaft), die Führer der Bewegung sind der Vorsitzende der Gesellschaft, Kunstmaler Paul Kämmerer, und der Realschullehrer Prof. Dr. Horn. In immer neuen Abwandlungen wird uns von ihnen versichert, daß Goethes Farbenlehre das höchste Werk seines Genius gewesen sei, daß die Anerkennung dieses Werkes und seine Wiederherstellung gegenüber dem „Engländer" Newton ein deutsches Kriegsziel bedeute, daß die deutsche Gelehrtenzunft, im blinden Glauben an Newton, ihren Goethe verleugnet habe. Wir lesen z. B. bei Horn („Techn. Mitt.", Jahrg. 33, S. 52): „Helmholtz begeht trotz seiner Unkenntnis der fundamentalsten Begriffe der Lichtenergetik einen wissenschaftlichen Totschlag an dem ihm so überlegenen Licht- und Farbenphysiker Goethe." (Mit demselben Recht könnte man etwa sagen: Helmholtz sei Goethe als Stilist überlegen und Goethe habe eine fundamentale Unkenntnis in künstlerischen Dingen bewiesen.)

Indessen will ich den Leser nicht mit weiteren Proben aus dieser unfruchtbaren Polemik aufhalten. Erwähnt sei nur noch der Anlaß, der mich zwang, dem Gegenstande kritisch nachzuforschen; es war dies ein Gutachten, welches das

Digitized by Google

bayerische Staatsministerium für Schulangelegenheiten über die in den „Technischen Mitteilungen" vertretene Farbenlehre von mir eingefordert hatte, in der berechtigten Sorge, daß die Auffassung der Künstlerschaft und die öffentliche Meinung des Laienpublikums durch jene eindrucksvolle Agitation irregeführt werden könnten. Einige Bemerkungen, die sich mir bei dieser Gelegenheit aufgedrängt haben über die Stellung der Gelehrten zu Goethes Farbenlehre, über Goethe als Naturforscher, über die Schwächen und Verdienste seiner Farbenlehre, über die Stellung der Künstler zum Problem der Farben, mögen auch für einen weiteren Kreis von Interesse sein und sollen daher den Lesern der „Deutschen Revue" vorgetragen werden, ohne Anspruch auf Erschöpfung des Gegenstandes, und in der etwas aphoristischen Form, welche der äußere Anlaß zu dieser Arbeit mit sich brachte.

Helmholtz über Goethe. Lassen wir zunächst den oben so arg mitgenommenen Helmholtz zu Wort kommen. Wie kein andrer war der Schöpfer der physiologischen Optik berufen, über Goethes Farbenlehre ein Urteil zu fällen; durch seinen Entwicklungsgang in gleicher Weise die Physiologie der Sinneswahrnehmungen wie die Physik der Erscheinungen meisternd, von der Natur mit dem feinsten ästhetischen Empfinden ausgestattet und auf allgemeine philosophische Klarheit eingestellt, dazu durch sein vornehmes und kühles Temperament über jede leidenschaftliche Schulmeinung und Befangenheit erhaben. In seinem frühesten populären Vortrage vom Jahre 1853 spricht er „Ueber Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten". Er würdigt mit gebührender Ehrfurcht die Leistungen Goethes in den beschreibenden Naturwissenschaften, seine Entdeckungen in der vergleichenden Anatomie und in der Metamorphose der Pflanzen, betont aber „ebenso unbedingt den Widerspruch, den seine Arbeiten auf dem Gebiete der physikalischen Naturwissenschaften, namentlich seine Farbenlehre, bei sämtlichen Fachgenossen gefunden haben". Er begnügt sich nicht damit, Goethes Irrtümer in der Farbenlehre aufzudecken und die leidenschaftliche Art zu beklagen, in welcher der sonst stets maß- und liebevolle Weise „den größten Denker im Gebiete der Physik und Astronomie" (Newton) verfolgt und mißverstanden hat, sondern er forscht dem Grunde dieses Verhängnisses nach. Er erkennt ihn in Goethes eigenster poetischer Persönlichkeit. „In der Dichtung kommt es ihm nur auf den „schönen Schein" an, der das Ideale zur Anschauung bringt; wie dieser Schein zustande kommt, ist gleichgültig. Auch die Natur ist dem Dichter sinnbildlicher Ausdruck des Geistigen. Die Physik sucht dagegen die Hebel, Stricke und Rollen zu entdecken, welche, hinter den Kulissen arbeitend, diese regieren, und der Anblick des Mechanismus zerstört freilich den schönen Schein. Deshalb möchte der Dichter gern die Stricke und Rollen hinwegleugnen, sie für Ausgeburten pedantischer Köpfe erklären und die Sache so darstellen, als veränderten die Kulissen sich selbst oder als würden sie durch die Idee des Kunstwerkes regiert ... Darin liegt die eigentümliche Schönheit seiner Dichtungen, und darin liegt auch gleichzeitig der Grund, warum er gegen den Mechanismus kämpfend auftritt."

Bezolds Farbenlehre. Aus der großen Reihe der ablehnenden Urteile, welche die Gelehrten über Goethes Farbenlehre gefällt haben, will ich noch ein

Digitized by Google

besonders maßgebendes anführen. Wilhelm v. Bezold, der spätere hochverdiente Leiter des Potsdamer meteorologischen Observatoriums, der in jungen Jahren mit Heinrich Hertz um den Preis der Entdeckung der elektrischen Wellen wetteiferte, schrieb, als er noch Professor am Münchner Polytechnikum war und im regen Verkehr mit Münchner Künstlern stand, eine Farbenlehre (Braunschweig 1874), die als Muster dafür dienen kann, wie eine Farbentheorie für Künstler beschaffen sein soll: im besten Sinne populär, für jeden aufmerksamen Leser auch ohne akademische Vorkenntnisse verständlich, durchweg auf genaue Versuche gegründet und durch schöne Figuren erläutert, feinsinnige Bemerkungen über Kunst und Kunstgewerbe bringend und über die Wirkung und Erhaltung der verschiedenen Farbstoffe belehrend. In der Vorrede zu dieser Farbenlehre sagt Bezold: „Mancher Leser vermißt vielleicht ungern jede eingehendere Würdigung oder Widerlegung von Goethes Farbenlehre. Der Verfasser zog es jedoch gerade aus Verehrung für den großen Dichter vor, die Tatsachen, welche strenge Forschung zutage gefördert hat, einfach für sich selbst sprechen zu lassen, statt auf die Kritik eines Werkes einzugehen, das auf die Entwicklung der Wissenschaft durchaus keinen bleibenden Einfluß äußerte und schon längst vortreffliche Widerlegungen gefunden hat."

Die verschiedenen Seiten der Farbenlehre. Natürlich wird der Künstler und der Kunstfreund über die ästhetische Wirkung der Farben, die in Helmholtz' physiologischer Optik nur gelegentlich gestreift wird, bei Goethe viel Bemerkenswertes in schönster künstlerischer Form finden. Aber es handelt sich ja in der eigentlichen Farbenlehre nicht um Aesthetik, sondern um Naturwissenschaft: um Physik einerseits und Physiologie anderseits, d. h. um die objektive Untersuchung der Ursachen der Farben und die subjektive Verfolgung ihrer Wirkungen auf unsre Nerven. Es ist bekannt, daß im physiologischen Lager über Farbenlehre noch mancherlei Meinungsverschiedenheiten herrschen (Helmholtzsche Schule gegen Hering und seine Schule); im Gegensatz gegen Goethe aber sind beide Richtungen völlig einig: daß Weiß eine zusammengesetzte Farbe ist, daß Schwarz, objektiv genommen, die Abwesenheit von Lichtenergie bedeutet, steht bei allen, die mit den Tatsachen vertraut sind, über jeder Diskussion. Die Gegensätze fangen erst auf physiologischem Gebiete an, bei der Frage, ob Schwarz und Weiß spezifische Sinneswahrnehmungen sind. Es ist offenbar kein Widerspruch, wenn der Physiker sagt: Schwarze Farbe ist Abwesenheit von Licht, und wenn der Physiologe, insbesondere derjenige Heringscher Schule, sagt: Die schwarze Farbe ruft eine spezifische subjektive Wahrnehmung hervor, die immer eintritt, wenn ein objektiver Reiz fehlt. Goethe aber wird bei der Deutung seiner Farbenversuche, die er mit endloser Liebe und Ausdauer während vieler Jahrzehnte verfolgt hat, von einer gewissen mystischen Anschauung über das Gegenspiel von Licht und Finsternis geleitet und mißleitet, von der Voraussetzung einer Polarität der optischen Erscheinungen nach Art der zweierlei Arten des Magnetismus oder der Elektrizität. Die Finsternis wird in dieser Auffassung objektiviert, als ob sie selbst der Träger einer physikalischen Wirkung wäre. Einen poetischen

Digitized by Google

Niederschlag dieser Anschauungen wird man unschwer in den Worten des Mephisto wiederfinden, in denen freilich die für die Farbenlehre unstatthafte mittelalterliche Lichtmystik vortrefflich am Platze ist:

„Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht."

Goethe als Naturforscher. Wenn Goethe die zusammengesetzte Natur der weißen Farbe leidenschaftlich leugnete und die objektive Existenz des Schwarzen mehr oder minder stark behauptete, so ging er beidemal von dem ästhetischen Postulat aus, daß die Natur sich dem mit reinem Gemüt und willfährigen Sinnen ihr gegenüberstehenden Beobachter rein und ursprünglich offenbaren müsse. Von einem Qualitätsunterschiede zwischen physikalischer Ursache und physiologischer Wirkung wollte er nichts wissen. Sicherlich hat er die Natur mit außerordentlicher Liebe beobachtet und hat es nicht an Zeit und Mühe fehlen lassen. Er wollte die Wirklichkeit in all ihrer Mannigfaltigkeit unverfälscht in sich aufnehmen, sich selbst zum getreuen Spiegel der Wirklichkeit machen. Aber er wollte keinen Schritt über die Wirklichkeit, über den schönen Schein hinaus tun. Was ihn als Künstler bei der Darstellung des Menschen und des Lebens zur höchsten Vollendung führte, gerade das mußte ihm, wie wir schon von Helmholtz hörten, als Naturforscher verhängnisvoll werden. Es ist u. a. ebenfalls von Helmholtz ausgeführt worden, daß dieser überzeugte Realismus, verbunden mit dem machtvollsten Anschauungsvermögen, ihn in der vergleichenden Anatomie zu wichtigen Entdeckungen führen und auch in der Botanik im wesentlichen richtig leiten konnte, daß aber eben diese Eigenschaften ihn in den nicht bloß beschreibenden, sondern auch erklärenden Wissenschaften der Physik und Physiologie irreführen mußten. Daher seine bekannte Abneigung gegen „Hebel und Schrauben", gegen Spalte und Linsen und scheinbar gekünstelte Apparatur. Sehr bezeichnend scheint mir eine weniger bekannte Stelle aus den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter für seine Stellung zur wissenschaftlichen Methodik zu sein. Nachdem er hier die etwas barocke Geschichte von den beiden sympathischen Schreibtischen erzählt hat, die gleichzeitig zerspringen, läßt er Karl fortfahren: „Ueberhaupt scheint mir, daß jedes Phänomen sowie jedes Faktum an sich eigentlich das Interessante sei. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zusammenhängt, macht sich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß und hat uns zum Besten, wie z. B. der Naturforscher und Historienschreiber. Aber die einzelne Handlung oder Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist." Man sieht, daß ein so gesteigerter Wirklichkeitssinn der kausalen Arbeit des Naturforschers im Wege stehen kann. Die wissenschaftliche Oekonomie wird immer darauf gerichtet sein müssen, verschiedene Begebenheiten kausal zu verknüpfen, hinter die Erscheinungen zu spähen und in dem Vielerlei der Phänomene Haupt- und Nebensache zu scheiden. Goethe war ein leidenschaftlicher Naturfreund und ein glänzender Naturbeobachter, hatte aber als Naturforscher seine natürlichen Grenzen.

Digitized by Google

Goethe als Phänomenologe. Wir sprachen oben von gewissen mystischen Anwandlungen Goethes in der Farbenlehre, bei denen offenbar der Dichter mit dem Naturforscher durchgegangen ist. Aber Goethe war trotzdem der Hauptsache seines Wesens nach Realist, Mann der Anschauung und Wirklichkeit; sein Hauptorgan war das Auge, dessen tiefem Zauber sich keiner seiner Zeitgenossen entziehen konnte. Wenn wir seine Eigenart mit einer wissenschaftlichen Marke versehen sollen, so müssen wir ihn als Phänomenologen bezeichnen. Bekanntlich hat E. Mach diesem Worte vor einigen Jahrzehnten wissenschaftlichen Klang und Anhang verschafft. In der Tat vereinigen sich Goethes ästhetische Bedürfnisse und Machs erkenntnistheoretische Glaubenssätze, trotz ihrer zeitlichen Trennung und der Verschiedenheit ihrer Ausgangsrichtungen, in demselben Punkte: der Betonung des Empfindungsmaterials, der Ablehnung von Hypothesen und Theorien, die, über dieses Material hinausgehend, die Erscheinungen erklären wollen. Auch in der Abneigung gegen die Atomistik reichen sich Goethe und Mach über ein Jahrhundert hinweg die Hand, wobei es dahingestellt bleiben möge, ob Mach angesichts der Riesenerfolge von Elektronik und Atomistik gerade während der letzten Jahre seine Kritik der Atomistik heute noch aufrechthalten würde. Goethe kennzeichnet seinen Standpunkt als Phänomenologe so treffend und eindrucksvoll, daß wir am besten tun, seine eignen Worte zu hören. In dem Nachlaß zu den Maximen und Reflexionen heißt es: „Hypothesen sind Gerüste, die man vor dem Gebäude aufführt, und die man abträgt, wenn das Gebäude fertig ist. Sie sind dem Arbeiter unentbehrlich; nur muß er das Gerüst nicht für das Gebäude ansehen." Hier sehen wir, daß das oft gebrauchte entschuldigende Wort „Arbeitshypothese", das wir, soviel ich weiß, aus dem englischen „working hypothesis" entnommen haben, in Goethes plastischem Stil schon lange vorgebildet war. An einer andern Stelle lesen wir bei Goethe ein Glaubensbekenntnis des Phänomenologen, wie es nicht kürzer zusammengefaßt werden kann: „Die Konstanz der Phänomene ist allein bedeutend; was wir dabei denken, ist ganz einerlei." Diesem Glaubensbekenntnis huldigt Goethe auch in seiner Farbenlehre. Die Lichtschwingungen sind ihm menschliche Zutat, das weiße und farbige Licht die gegebenen Phänomene. Das weiße Licht aus den verschiedenen Spektralfarben zusammenzusetzen, widerstrebt ihm ästhetisch und heißt für ihn, der Natur Zwang antun. Daß ihm erst recht die mathematische Formel als menschliches Beiwerk erscheint, wollen wir ihm in der Farbenlehre am wenigsten zum Vorwurf machen. Auch der mathematische Kopf freut sich, wenn er in der Enträtselung der Natur des mathematischen Apparates entbehren kann; nur sind die Fälle, wo dieses in der Physik glückt, leider nicht häufig und die tiefer liegenden Schätze meist nur mit dem mathematischen Hebel zu schürfen. Schlimmer ist es schon, wenn Goethe die Entdeckung der Fraunhoferschen Linien, auf denen sich später die ungemessene Weite der Spektralanalyse aufbauen sollte, halb anerkennend über das technische Geschick Fraunhofers, halb ablehnend wegen des verwickelten Hokuspokus von dessen Apparatur, im Sinne seiner Farbenlehre deutet und in den „Paralipomena" mit den Worten begleitet, „daß

Digitized by Google

das ewig reine Licht weder gefärbt noch durchstrichelt werden kann, sondern daß beides von der Oeffnung abhängt, wodurch wir das Licht, ohne es zu verändern, gesetzmäßig bedingen." In diesem Falle hätte der überzeugte Phänomenologe sich mehr an die Konstanz des Phänomens halten sollen, weniger an das, was er selbst dabei dachte.

Proben aus Goethes Farbenlehre. „Auf alles, was ich als Poet geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele." Diese bekannten Worte aus Eckermanns Gesprächen (19. Februar 1829) zeigen, welche tragische Rolle die Farbenlehre in Goethes Leben gespielt haben mag. Der Hauptteil der Farbenlehre, in 920 Paragraphen geordnet, datiert von 1791, gründet sich aber auf Versuche, die sicher jahrelang zurücklagen. Es folgen Ergänzungen über entoptische Farben aus den Jahren 1813, 1817, 1820. Die unermüdliche Sammlung von „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre" reicht bis in Goethes letzte Jahre. Seine Aufzeichnung über den Regenbogen (in Briefen an Sulpiz Boisserée) ist datiert vom 25. Februar 1832, also vier Wochen vor seinem Tode. Aehnlich dem Faust ist die Farbenlehre ein Lebenswerk Goethes, aber wie unähnlich jenem in ihrer Wirkung und Wertung!

Aus dem reichen und mannigfaltigen Beobachtungsmaterial, welches Goethe mit so viel Liebe in seiner Farbenlehre zusammengetragen hat, seien hier nur einige wenige Proben hergesetzt unter den für die fraglichen Erscheinungen heute üblichen Namen. So finden wir in § 15 die Irradiation im Auge beschrieben, die chromatischen Erscheinungen im Auge werden in § 423 dargestellt. Daß Goethe die Fluoreszenz von Roßkastanienrinde beobachtet hat, beschrieben in Nr. 10 der Nachträge zur Farbenlehre, hebt Tyndall in seinem bekannten Buche über das Licht hervor. Die Polarisation des Himmelsblaues hat er bereits 1820 gesehen (vgl. Nr. XXI der entoptischen Farben). Besonderen Wert aber legte Goethe mit Recht auf seine Beobachtungen an trüben Mitteln. Schon ihre Bezeichnung als „Urphänomen" weist darauf hin. Wir wissen allerdings heutzutage, daß dieses von Goethe als einfach vorangestellte Phänomen in Wirklichkeit eine sehr zusammengesetzte Beugungserscheinung an den suspendierten Teilchen des trüben Mittels ist, die erst verstanden werden kann, wenn die prismatischen Farben bereits geklärt sind, während Goethe umgekehrt diese Farben auf jenes Urphänomen zurückführen wollte. Wir wissen ferner, daß jenes Urphänomen seine volle Natur, einschließlich der dabei auftretenden Polarisationen und Farbenzerstreuungen nicht dem bloßen Auge, sondern erst dem Ultramikroskop enthüllt, was wieder gewißlich nicht in Goethes Sinn gelegen und nicht seiner Vorliebe für Beobachtungen im freien Sonnenlicht ohne künstliche Hilfsmittel entsprochen hätte. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß Goethe vielleicht als erster die grundlegende Bedeutung einer Erscheinung erkannt hat, deren experimentelle

Digitized by Google

und theoretische Zusammenhänge auch die Physik der Gegenwart noch beschäftigen. Man bezeichnet die blaue Färbung eines trüben Mittels im auffallenden Lichte häufig als Tyndallphänomen. In der Tat hat Tyndall diese Erscheinung aus der Wellentheorie des Lichtes in allgemeinen Umrissen erklärt und mit ihr die blaue Farbe des Himmels in Zusammenhang gebracht. Man könnte sie aber ebensogut, sofern es sich nur um die Erscheinung selbst und das Erfassen ihrer Wichtigkeit handelt, als Goethephänomen bezeichnen, da sie sich mit dem rund hundert Jahre früher von Goethe beschriebenen Urphänomen deckt. Was Goethe bei seinem Urphänomen empfunden und gedacht hat, sagt er uns in den Paragraphen 174 bis 177 der Farbenlehre. Es wäre freventlich, die Schönheit seiner Worte durch irgendeinen nachträglichen Kommentar herabzusetzen. Der weihevolle Ton, den ihm der Gegenstand eingibt, erinnert etwa an die Mütter im Faust oder an die platonischen Ideen. Nirgends zeigt sich das bescheidene Zurücktreten des schauenden Menschen vor der Größe der Natur, das wohl den tiefsten Sinn der phänomenologischen Geistesrichtung Goethes bildet, schöner als in dieser seiner Betrachtung des Urphänomens.

Ohne im übrigen unsre obigen kritischen Bemerkungen über die wissenschaftliche Stellung dieses Phänomens oder über die natürlichen Grenzen der Goetheschen Naturauffassung einzuschränken, lassen wir also zum Beschluß den Dichter und Denker zu uns reden:

„Das, was wir in der Erfahrung gewahr werden, sind meistens nur Fälle, welche sich mit einiger Aufmerksamkeit unter allgemeine empirische Rubriken bringen lassen. Diese subordinieren sich abermals unter wissenschaftliche Rubriken, welche weiter hinaufdeuten ... Von nun an fügt sich alles nach und nach unter höhere Regeln und Gesetze, die sich aber nicht durch Worte und Hypothesen dem Verstande, sondern gleichfalls durch Phänomene dem Anschauen offenbaren. Wir nennen sie Urphänomene, weil nichts in der Erscheinung über ihnen liegt, sie aber dagegen völlig geeignet sind, daß man stufenweise, wie wir vorhin hinaufstiegen, von ihnen herab bis zu dem gemeinsten Falle der täglichen Erfahrung niedersteigen kann ... Wäre denn aber auch ein solches Urphänomen gefunden, so bleibt immer noch das Uebel, daß man es nicht als ein solches anerkennen will, daß wir hinter ihm und über ihm noch etwas Weiteres aufsuchen, da wir doch hier die Grenze des Schauens eingestehen sollten. Der Naturforscher lasse die Urphänomene in ihrer ewigen Ruhe und Herrlichkeit dastehen, der Philosoph nehme sie in seine Region auf, und er wird finden, daß ihm nicht in einzelnen Fällen, allgemeinen Rubriken und Hypothesen, sondern im Grund- und Urphänomen ein würdiger Stoff zu weiterer Behandlung und Bearbeitung überliefert werde."

Digitized by Google

Ueber Krebsforschung

Von

Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn)

Wenn wir von Krebsforschung reden, haben wir selbstverständlich jede Art von Forschung im Auge, die sich auf den Krebs, auf das Karzinom bezieht. Aber es handelt sich dabei in der Hauptsache um zwei Gesichtspunkte. Die Krebsforschung kann einmal die Frage beantworten sollen, was ist der Krebs? und sie kann zweitens auf die Behandlung des Karzinoms gerichtet sein. Beide Bestrebungen lassen sich natürlich nicht scharf voneinander trennen. Denn die Behandlung ist in weitem Umfange von der richtigen Erkenntnis des Wesens des Krebses abhängig und ihre Erfolge oder Mißerfolge lassen auf der andern Seite bis zu einem gewissen Grade Schlüsse auf die Natur des Karzinomes zu. So greifen beide Forschungsrichtungen vielfach ineinander, aber jede läßt sich doch auch für sich betrachten. Uns soll hier in der Hauptsache die Frage nach dem Wesen des Krebses beschäftigen und die Behandlung soll nur hier und da mit herangezogen werden.

Lange Zeit, zwei bis drei Jahrzehnte hindurch, ist in lebhaftem wissenschaftlichem Streite erörtert worden, ob der Krebs durch Parasiten hervorgerufen werde, also ein infektiöser Prozeß sei. Der Gedanke an diese Erklärung lag damals, im Anfang der achtziger Jahre, sehr nahe, als durch die großen Entdeckungen auf dem Gebiete der Infektionskrankheiten die Bedeutung des Eindringens kleinster Lebewesen, vor allem der Bakterien, in den menschlichen Körper für die Entstehung von Krankheiten nachgewiesen wurde. So traten denn auch bei dem Karzinom viele für seine parasitäre Genese ein. Heute aber ist der Streit zugunsten derer entschieden, die von Anfang an der Meinung waren, daß der Krebs nicht auf Parasiten zurückgeführt werden kann. Er gehört nicht zur Gruppe der Infektionskrankheiten. Auf die Gründe, die für diese Erkenntnis maßgebend sind, werden wir hinweisen, nachdem wir uns zunächst darüber verständigt haben, was denn unter Krebs zu verstehen ist. Er stellt sich, ganz allgemein gesagt, als eine Geschwulst, eine Neubildung dar, die durch lebhaftes Wachstum bestimmter Zellen unsrer Körper zustande kommt. Aber welche Elemente sind es denn, die ein solches Wachstum eingehen und so ausgedehnt wachsen, daß oft sehr große Geschwulstmassen erzeugt werden, und auf welche Weise entsteht diese umfangreiche dauernde Wucherung?

Bei Beantwortung dieser Fragen müssen wir einige auf den Bau des Körpers sich beziehende Voraussetzungen machen, die aber doch heute dem mit anatomischen Dingen schon etwas vertrauten Laien gegenüber erlaubt sind. Wir müssen ausgehen von der Zusammensetzung des Körpers aus Zellen. Wir kennen deren sehr zahlreiche verschiedene Arten. Wir haben z. B. die des Gehirns (die Ganglienzellen), die der Muskulatur, die des Knochens, wir haben ferner die

Digitized by Google

für uns hier besonders bedeutungsvollen Zellen an den freien Oberflächen, deren Ueberzug sie bilden, also an der Haut, auf den Schleimhäuten (des Darmes usw.), wir haben die Zellen der Leber, der Niere und andrer Drüsen. Alle diese Oberflächen- und Drüsenzellen heißen Epithelien. Die gleichartigen Zellen sind nun in genau bestimmter Weise und Anordnung miteinander zu Geweben vereinigt. Diese aber grenzen sich ihrerseits scharf gegeneinander ab. Sie stecken zwar vielfach in- und zwischeneinander, aber auch dabei halten sie die gegenseitigen Grenzen streng ein, sie vermischen sich nicht miteinander.

Es kommt aber vor, und damit gelangen wir auf das uns beschäftigende Gebiet, daß die eine oder andre Zellart sich eine Ueberschreitung der Grenzen erlaubt, daß sie in das Gebiet der übrigen Gewebe rücksichtslos eindringt und deren Bestandteile durch ihr Wachstum verdrängt. Das tun am häufigsten — und dadurch eben entsteht der Krebs — jene Epithelien, und zwar sowohl die der äußeren Haut wie die der Schleimhäute und die der Drüsen. Sie tun es in der Weise, daß sie, indem sie sich ganz oder teilweise aus dem Zusammenhange mit ihren Genossen lösen, einzeln oder so, daß sie in Zügen und Strängen, die sich ähnlich wie die Wurzeln einer Pflanze vorschieben und verästigen, in die ihnen fremden Teile hineinwuchern und sie nach allen Richtungen durchsetzen. Sie vermehren sich dabei lebhaft auf Kosten der andern Zellarten, schieben sie beiseite, drücken sie zusammen und richten sie hauptsächlich dadurch zugrunde. Sie breiten sich aber nicht nur in der Nähe der Stelle aus, an der sie ihr verderbliches Vordringen begannen, sondern auch weit im übrigen Körper. Und dabei lösen sie sich vielfach noch mehr voneinander los, als sie es anfangs taten, so daß sie einzeln im Gewebe liegen und darin umherkriechen. Dann können sie leicht mit den Flüssigkeitsströmen der Gewebe fortbewegt und weithin verschleppt werden. Besonders häufig geschieht das dann, wenn die wuchernden Zellen in Blutgefäße gelangen, sich hier voneinander trennen oder auch durch das Blut auseinander gerissen und von ihm mitgenommen werden. So verbreiten sie sich, da das Blut überall hinkommt, in alle, auch in die entferntesten Organe, setzen sich in ihnen fest und vermehren sich auch hier, und zwar oft besonders lebhaft.

Aber sie treten überall, wo sie wuchern, nicht nur an die Stelle der zerstörten Teile und nehmen ihren Raum ein, sondern sie wachsen so lebhaft, daß sie insgesamt ein weit größeres Volumen gewinnen, als es das vernichtete Gewebe hatte. So entstehen die knotigen Massen, die sich in der Hauptsache aus den gewucherten Epithelzellen zusammensetzen und eben im ganzen das darstellen, was wir bei bloßem Auge den Krebs nennen. Auf den freien Oberflächen tritt dabei gewöhnlich ein Zerfall des Krebsgewebes ein, weil die Epithelien in den ältesten Teilen aus Mangel an Ernährung absterben. Dann werden sie abgestoßen, und so entstehen flachere oder tiefere Defekte, die wir Krebsgeschwüre nennen.

Der Krebs ist also nichts andres als eine Geschwulst, die aus gewucherten, lebhaft weiter wachsenden, in die andern Gewebe

Digitized by Google

eindringenden und sie zerstörenden Epithelzellen besteht. Was er ist, wissen demnach alle, die sich über seine mikroskopischen Verhältnisse klar geworden sind, ganz genau, dazu bedarf es keiner weiteren Forschung.

In einer andern Richtung ist aber eine solche weitgehende Uebereinstimmung noch nicht erzielt. Wenn nämlich unter normalen Verhältnissen die einzelnen Gewebe stets scharf gegeneinander abgesetzt sind und niemals durcheinander wachsen, wenn es dagegen bei der Entstehung des Krebses anders ist, wenn bei ihr die Epithelien zerstörend in die benachbarten und entfernteren Teile eindringen, dann können wir uns nicht mit der Tatsache begnügen, daß es so ist, dann wollen wir wissen, wie die Zellen dazu kommen, dieses von dem normalen so völlig abweichende Verhalten zu zeigen. Wir wollen es teils um seiner selbst willen wissen, teils weil wir hoffen, daß es gelingen wird, auf Grund der erworbenen Kenntnis dem Eindringen der Epithelien zu begegnen und so das Zustandekommen des Krebses zu verhindern. Wir müssen also die ersten Anfänge untersuchen. Denn nur da ist die Möglichkeit gegeben, in die Bedingungen, unter denen das abweichende Vordringen der Zellen erfolgt, Einblick zu gewinnen. Auf die ersten Stadien müssen wir ja auch bei allen andern biologischen Vorgängen, deren Verständnis wir erstreben, zurückgehen, ein fertiges Gebilde begreifen wir nur, wenn wir seine frühesten Bildungszustände kennen. So haben wir den Bau des Menschen erst aus seiner embryonalen Entwicklung verstehen gelernt. Durch sie erst wissen wir, daß er nicht von vornherein als solcher in mikroskopisch kleiner Form gegeben ist und nur durch Vergrößerung aller seiner einzelnen Teile heranwächst, sondern daß er aus einer einzelnen befruchteten Zelle hervorgeht und durch deren ausgedehnte Vermehrung und durch die gesetzmäßige Anordnung der neuen Zellen allmählich gebildet wird. Das hat uns die Untersuchung der ersten Anfänge der Entwicklung gezeigt. Und in entsprechender Weise müssen wir vorgehen, wenn wir das Werden des Krebses und die Bedingungen seiner Bildung feststellen wollen. Das ist aber merkwürdigerweise nicht allgemein als notwendig empfunden worden. Beim Krebs haben viele sich an das Zurückgehen auf die frühesten Stadien nicht oder doch nicht notwendig gebunden geglaubt oder sie haben diese Forschungsrichtung doch nicht ausreichend verfolgt. Man gab sich der Hoffnung hin, auch auf andre Weise, durch Untersuchung der ausgebildeten und weiter wachsenden Geschwulst, zum Ziele kommen zu können und verlegte sich dadurch selbst den Weg, der allein eine ausreichende Kenntnis der Entstehung des Krebses ermöglicht. Das ist überraschend, läßt sich aber in doppelter Weise verständlich machen. Einmal nämlich, an der Vorstellung der parasitären Genese festhaltend, dachte man mit Recht, daß, wenn überhaupt Parasiten in Betracht gezogen werden müßten, sie natürlich auch noch im fertigen Karzinom auffindbar sein müßten und dort in ihrer Wirkungsweise geprüft werden könnten.

Zweitens aber ging man von der Meinung aus, daß der Einbruch der Zellen in andre Gewebe nur deshalb möglich sei, weil die Epithelien sich vorher geändert hätten, daß sie etwas andres geworden seien, als sie vorher waren.

Digitized by Google

Und wenn sich nun diese vorausgesetzten Veränderungen überhaupt mit dem Mikroskop nachweisen ließen, so müßten sie sich an den Zellen des vollentwickelten Karzinoms noch ebenso leicht zu erkennen geben wie im Anfang, und so wäre es auch in den späteren Stadien noch möglich, die Eigentümlichkeiten der Zellen festzustellen, von denen ihre Grenzüberschreitung abhing. Man brauche daher nicht notwendig den ersten Beginn zu untersuchen.

Mit beiden Gedankengängen müssen wir uns gesondert beschäftigen.

Wie dachte man sich die parasitäre Entstehung des Krebses, und aus welchen Gründen können wir sie nicht mehr anerkennen?

Die extremste oder, wenn man so will, die konsequenteste Auffassung wurde von denen vertreten, die mit der Tatsache, daß der Krebs aus wuchernden Epithelien besteht, nicht vertraut waren. Sie dachten, er ließe sich überhaupt nicht von Bestandteilen des Körpers ableiten, sondern setze sich aus einzelligen Parasiten zusammen, die von außen als dort existierende selbständige Lebewesen oder als Zellen, die sich von andern tierischen Organismen losgelöst hätten, in den menschlichen Körper hineingelangt seien und sich in ihm dauernd vermehrten. Mit diesen zum Teil geradezu abenteuerlichen Vorstellungen wollen wir uns nicht aufhalten. Es ist nicht notwendig, sie noch eigens zurückzuweisen.

So blieb also nichts übrig als die Annahme, daß die Parasiten, wenn man an ihrer Bedeutung überhaupt festhalten wollte, so wirken müßten, daß sie auf irgendeine Weise jene Zellen zum Eindringen in die andern Gewebe brächten. Die Epithelien sollten durch sie so gereizt oder so umgewandelt werden, daß sie von sich aus den Trieb bekämen, zwischen die Bestandteile der andern Gewebe vorzudringen. Aber wie die Parasiten das machen sollten, das blieb ein Rätsel. Es waren künstlich konstruierte Vorstellungen. Man vergaß, daß Parasiten den Geweben, in denen sie sich befinden, nur schaden, daß sie sie aber nicht zu lebhafterem Wachstum bringen können. Denn Vermehrung und Ausbreitung der Zellen ist immer der Ausdruck eines kräftigeren, nicht eines geschädigten Lebens. Nun wies man freilich darauf hin, daß es im Tier- und Pflanzenreiche eine sog. Symbiose gibt, ein Zusammenleben verschiedener Organismen, durch das diese sich gegenseitig nützen. Und so, dachte man sich, könnte auch zwischen den Parasiten und Epithelzellen eine Symbiose bestehen. Das wäre ja an sich nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, aber es würde damit nichts gewonnen sein. Denn wenn die Epithelzellen mit den Parasiten lediglich zu gegenseitigem Vorteil verbunden wären, dann bestände für sie keinerlei Veranlassung, ihre Grenzen zu überschreiten.

Aber solche Ueberlegungen sind freilich nicht ausreichend, den parasitären Gedanken ausschlaggebend zurückzuweisen. Denn wer aus andern Gründen gezwungen zu sein glaubt, Parasiten für die Entstehung des Krebses verantwortlich zu machen, der wird sich dadurch nicht davon abbringen lassen, daß irgendwelche Erklärungen des ursächlichen Zusammenhanges versagen und andre noch nicht gefunden wurden. Er wird einwenden, daß sie eifrig gesucht und dann schließlich doch gewonnen werden müßten. Es fragt sich also, gibt es, wie

Digitized by Google

manche glaubten, irgendwelche durchschlagenden Gründe für die Annahme von Parasiten?

Eine wesentliche, für viele fast selbstverständliche Stütze des parasitären Gedankens schien, wie wir schon sagten, in den großartigen Forschungsergebnissen auf dem Gebiete der Infektionskrankheiten gegeben zu sein. Wenn man z. B. sah, daß die manchmal den Geschwülsten so sehr ähnlichen und deshalb früher mit ihnen zusammengeworfenen Gewebsneubildungen der Tuberkulose durch Parasiten, durch die Tuberkelbazillen erzeugt werden, dann glaubte man dieses Ergebnis auch auf die echten Geschwülste, vor allem auf die bösartigen, übertragen zu sollen. Aber der Anatom, der die Art und Weise verfolgt, wie die neuen Massen in beiden Fällen entstehen, kann da nicht folgen. Die Vorgänge bei der Tuberkulose und bei dem Karzinom sind von Grund aus verschieden. Bei jener wie bei jeder andern infektiösen Wucherung kommt es niemals zu einer Ueberschreitung der Grenzen durch die unter dem Einfluß der Tuberkelbazillen sich vermehrenden, hauptsächlich dem sog. Bindegewebe angehörenden Zellen, sondern nur zu ihrem Wachstum an Ort und Stelle. Wenn die Tuberkulose sich ausbreitet, so geschieht es immer wieder dadurch, daß die Bazillen (also nicht die Zellen) aus dem erstentstandenen Herde in die Umgebung und in den übrigen Körper gelangen und daß sie dort immer wieder neue, eben die daselbst von Hause aus sich befindenden Zellen in Wucherung versetzen. Ganz anders, wie wir sahen, bei dem Krebs (wie bei allen andern bösartigen Geschwülsten). Bei ihm dringen die sich vermehrenden Epithelien (also Abkömmlinge des Körpers selbst, nicht fremde, von außen aufgenommene Lebewesen) in die Nachbarschaft und die entfernteren Teile vor und erzeugen durch ihr Wachstum immer neue Krebsknoten. Die an Ort und Stelle dort vorhandenen Zellen sind an der Entstehung aller dieser neuen Massen nicht beteiligt, sie gehen entweder zugrunde oder sie bilden, soweit es sich um die Bindegewebszellen handelt, das Gerüst, in dem die Krebszellen leben, das aber zur Geschwulst selbst in keiner Weise gehört. Der Unterschied ist so einfach und einleuchtend, daß jeder, der sich völlig mit ihm vertraut gemacht hat, die Beziehung des Krebses zu infektiösen Produkten ohne weiteres ablehnen muß. Wenn das aber nicht schon lange und von allen Seiten geschehen ist, dann liegt es daran, daß sich nur wenige Aerzte, daß sich fast nur die Berufsanatomen mit dem mikroskopischen Verhalten so vertraut gemacht haben, daß sie die Unterschiede zwischen Geschwulst und infektiöser Neubildung zu würdigen wußten.

Nun gibt es noch einen andern Gesichtspunkt, der für die Existenz krebserzeugender Parasiten eine Lanze einlegen ließ: Man fand nämlich unter dem Mikroskop in den Epithelzellen des Krebses und auch wohl zwischen ihnen körperliche Gebilde, die, zumal bei besonderen Färbemethoden, ein so auffallendes und eigenartiges Aussehen zeigten, daß sie immer wieder überraschten und das Urteil bestachen. Man glaubte sie als etwas Selbständiges neben den Krebszellen ansehen zu sollen. Es waren kleinste, kugelige, in Hohlräumen gelegene Körperchen, die an gewisse pflanzliche Parasiten, an Sproßpilze, erinnerten und

Digitized by Google

in ungezählten Untersuchungen stets aufs neue abgebildet wurden, weil sie mit wechselnden Färbungen jedesmal wieder eine etwas andre Beschaffenheit darboten. Seit einigen Jahren ist es von diesen Dingen still geworden, und es hat sich bei allen kritischen Beobachtern die Ueberzeugung durchgerungen, daß es sich bei jenen Gebilden um Entartungs- und Umwandlungsprodukte von Krebs- und andern Körperzellen und nicht um Parasiten handelt. Dem entspricht es, daß die Dinge lediglich in den vollentwickelten Krebsknoten gefunden werden, in den ersten Anfangsstadien dagegen noch fehlen. Und hier sollten sie doch, wenn sie die Erreger der Geschwulst wären, besonders zahlreich anzutreffen sein.

Aber jene mikroskopischen Wachstumsvorgänge und diese an Parasiten erinnernden Bildungen konnte der Arzt am Krankenbett nicht beurteilen. Ihn bestach es immer wieder, daß die Ausbreitung des Krebses im Körper in mancher Hinsicht ähnlich vor sich geht wie die der Tuberkulose und andrer Infektionen, und so war er stets ein besonders fester Anhänger parasitärer Anschauungen und ist es vielfach noch. Wenn im Körper hier oder dort immer aufs neue Geschwülste (sog. Metastasen) entstehen, wenn unter Umständen in kurzer Zeit Tausende kleinster Knötchen aufschießen, die den Tuberkeln ähnlich sind, dann glaubt er das nur auf die Wirkung von Parasiten beziehen zu können. Und er kommt zu der gleichen Ansicht, wenn er erfährt, daß sich die bei Tieren vorkommenden Krebse auch mit Erfolg auf neue Individuen verimpfen lassen, wenn man kleine Partikelchen der Geschwulst von einem Organismus auf den andern überträgt. Aber alle diese Erscheinungen erklären sich leicht auch ohne Parasiten. Ja sie würden, wenn man sie zur Erklärung heranziehen wollte, das Verständnis außerordentlich erschweren. Denn die neuen Knoten entstehen im menschlichen und tierischen Körper auch da, wo gar keine Epithelien vorhanden sind, die von den Parasiten zur krebserregenden Wucherung angeregt werden könnten. Die richtige Deutung ergibt sich aber leicht daraus, daß in allen Fällen Epithelien verschleppt oder überimpft werden, die an den Stellen, wohin sie kommen, wachstumsfähig sind und die dort sich bildenden Geschwülste erzeugen. Diese Epithelien verhalten sich also ähnlich wie von außen in den Körper eingedrungene Lebewesen. Sie vermehren sich, nachdem sie sich einmal von ihren Genossen getrennt haben und in andre Gewebe eingedrungen sind, in diesen völlig selbständig. Sie sind von ihnen wie eigentliche Parasiten nicht weiter abhängig, als daß sie ihnen ihre Nahrung entnehmen. In diesem besonderen, aber auch eben nur in diesem Sinne ist der Krebs in der Tat ein parasitäres Produkt, und eben deshalb läßt er sich verimpfen.

Aber die Uebertragung von einem Individuum auf ein andres ist nur absichtlich, nur im Experiment (dann freilich auch von Mensch zu Mensch) möglich. Dagegen kommt es nicht vor, daß ein Krebskranker seine Geschwulst auf einen andern Menschen verpflanzt, daß er ihn, wie man sich wohl falsch ausdrückt, infiziert. Alles, was man für ein solches Vorkommnis an Beispielen verwertet und für die parasitäre Auffassung geltend gemacht hat, ist ohne jede Beweiskraft.

Digitized by Google

Auch einen Uebergang von Krebszellen von den Vorfahren auf die Nachkommen gibt es nicht. Es wird freilich oft von einer ebenfalls gern auf Parasiten bezogenen Vererbung des Krebses gesprochen, die der Laie sehr zu fürchten pflegt. Aber sie kommt nur in einem eignen, nachher zu erwähnenden Sinne in Betracht und spielt keineswegs eine solche Rolle, daß sich ihretwegen die Kinder krebskranker Eltern Sorge zu machen brauchten. Niemals ist also die Bildung eines Karzinoms von dem schon bestehenden Krebs eines andern Menschen, sei es ein Vorfahre oder ein gleichzeitig lebender, abhängig. Jedes neue Karzinom entwickelt sich immer nur dadurch, daß Epithelien in andre Gewebe einwachsen, nicht dadurch, daß sie von andern Individuen her übertragen wurden.

So sind also die epithelialen Zellen die alleinigen Bestandteile eines Krebses. Damit vereinigen sich durchaus alle die Bestrebungen zu seiner Bekämpfung und die bisher damit erzielten Erfolge. So wie es bei den Infektionskrankheiten darauf ankommt, die Bakterien zu vernichten, so muß man beim Karzinom bestrebt sein, die in den Geweben wuchernden Epithelien zu zerstören. Aber da die Krebszellen in ihren allgemeinen Lebenserscheinungen mit den andern Zellen des Körpers übereinstimmen, so liegt die Schwierigkeit des therapeutischen Vorgehens darin, Einrichtungen ausfindig zu machen, die geeignet sind, die Krebsepithelien zu schädigen, die andern Gewebsbestandteile aber, zwischen denen sie liegen, zu schonen. Ein solches Vorgehen ist aber deshalb möglich, weil die mannigfaltigen Zellarten unsers Körpers sich gegenüber allerlei nachteiligen äußeren Einflüssen verschieden verhalten. Wir wissen, daß alle die Elemente, die besonders fein gebaut oder, wie wir sagen, differenziert und dementsprechend mit höheren Funktionen betraut sind, viel eher leiden als die andern, die eine einfachere Struktur haben, so also die Epithelzellen eher als das sie stützende, funktionell weniger hochstehende Bindegewebe. Wir können durch Röntgenstrahlen jene töten, während dieses am Leben bleibt. Das läßt sich auch auf den Krebs übertragen, dessen eigentliche Bestandteile die Epithelien sind, die durch das Bindegewebe nur zusammengehalten und ernährt werden. Auch sie leiden durch Röntgenstrahlen, und man kann unter dem Mikroskop verfolgen, wie sie allmählich unter Entartung verschwinden. Leider gelingt das heute noch nicht in dem Umfange, in dem wir es wünschen, aber wir dürfen hoffen, daß sich bei weiter ausgebildeter Technik noch bessere Resultate erzielen lassen werden. Einstweilen ist die operative Entfernung des Krebses in den meisten Fällen noch das sicherste Mittel. Es leistet um so mehr, je früher es zur Anwendung gebracht wird, und so muß allen, die irgend etwas Krebsverdächtiges an sich tragen, geraten werden, sich möglichst bald an den Arzt zu wenden.

Interessant ist nun bei jenem therapeutischen Verfahren noch eins. Die Röntgenstrahlen, die den ausgebildeten Krebs zum Verschwinden bringen können, rufen ihn nicht selten auf der Haut des Menschen, so besonders der Aerzte hervor, die sich berufsmäßig mit ihnen abgeben. Das scheint ein Widerspruch zu sein. Aber bei der Anwendung zu Heilzwecken wirken die Strahlen so intensiv ein, daß sie die lebenden Krebszellen vernichten können. Bei der unbeabsichtigten

Digitized by Google

beruflichen Einwirkung aber kommt es nicht zu so starker Beeinflussung der Haut, es stellen sich durch die über Jahre immer wiederholte Reizung nur leichte, sich allmählich steigernde entzündliche Erscheinungen ein, das sog. Röntgenekzem, das sich durch Rauhigkeit der Oberfläche und Neigung zu Einrissen kennzeichnet und vor allem die Finger befällt. Auf dem so vorbereiteten Boden kommt es gelegentlich unter sogleich noch anzuführenden Bedingungen zur Bildung von Krebsen.

Es gibt noch ein zweites, ähnliches Beispiel. Man erzielt in einigen Fällen durch Anwendung von Arsenik auf das Hautkarzinom eine wesentliche Besserung. Wir wissen aber anderseits, daß eine langdauernde innerliche Anwendung der gleichen Substanz zunächst zu jener durch Verhornung der obersten Hautschichten bedingten Rauhigkeit und später zur Entstehung eines Krebses führen kann.

Die Bildung dieser beiden und andrer Krebsformen, z. B. der Karzinome, die durch langdauernde Einwirkung von Teer oder Paraffin in Fabriken hervorgerufen werden, ist es übrigens gewesen, die an der Beseitigung der parasitären Anschauungen wesentlichen Anteil hatte. In allen solchen Fällen ist der Krebs so deutlich abhängig von den charakteristischen Schädlichkeiten, daß an eine maßgebende Rolle von Parasiten nicht gedacht werden kann.

Wenn das aber nun nicht mehr möglich ist, wenn der Krebs nicht durch die Wirkung von Parasiten erzeugt wird, dann fragt es sich, wie wir denn sonst das eigenartige Vordringen der Zellen in die andern Gewebe erklären können. Irgend etwas muß natürlich an der meist nur sehr kleinen Stelle, an der das Karzinom beginnt, anders geworden sein als vorher, irgendwelche neuen Bedingungen müssen gegeben sein, die das ungewöhnliche Wachstum des Epithels verständlich machen. Und diese Veränderungen, diese neuen Bedingungen müssen durch bestimmte äußere Einwirkungen hervorgerufen oder wenigstens begünstigt, sie können nicht in bis dahin völlig normalen Geweben ohne jede Veranlassung von selbst aufgetreten sein. Jene Einflüsse aber sind vor allem in mancherlei langdauernden Reizen gegeben, unter denen wir die Röntgenstrahlen und einige chemisch wirkende Substanzen schon namhaft machten. Sie bringen sich nun aber selbstverständlich nicht dadurch zur Geltung, daß sie die Epithelien aus ihrem Zusammenhange lösen und in die Nachbarschaft hineintreiben. Dazu wären sie nicht imstande. Sie üben ihren Einfluß vielmehr auf indirektem Wege aus. Wie sie es aber tun könnten, darüber gibt es zwei Anschauungen. Die eine erwähnten wir schon. Es soll sich bei ihr darum handeln, daß die Zellen durch die Reize eine solche Umwandlung erfahren, daß sie nun aus innerem Triebe in die fremden Gebiete einfallen. Sie sollen zu zelligen Gebilden werden, wie sie unter normalen Verhältnissen im Körper nicht vorkommen, und eben als solche sollen sie die zerstörende Wucherungsfähigkeit gewinnen. Man setzte voraus, daß diese Veränderungen sich auch im Bau der Zellen irgendwie zu erkennen geben würden, und eben deshalb glaubte man, auch im fertigen Krebs den Epithelien noch ansehen zu können, weshalb sie im Anfang die Grenzen überschritten.

Digitized by Google

Nach der zweiten Vorstellung soll der Anstoß zu dem Vordringen der Epithelien nicht in ihnen selbst zuerst gegeben sein, sondern in entzündlichen, von jenen Einflüssen hervorgerufenen Veränderungen des Nachbargewebes, durch die jenes krebsbildende Wachstum veranlaßt wird. Wir wissen nämlich, daß unsre Zellen schon unter normalen Verhältnissen vermehrungs- und wanderfähig sind. Wir sehen es, wenn bei Heilung einer Wunde neues Gewebe gebildet wird oder wenn Zellen, wie es in bedeutungsvollen, vielbesprochenen Versuchen nachgewiesen wurde, auf einen künstlichen Nährboden außerhalb des Körpers gebracht, sich teilen und wandernd ausbreiten. Für gewöhnlich können sie das nicht, weil die aneinanderstoßenden Gewebe sich gegenseitig in Schranken halten und an der Grenzüberschreitung hindern. Das ist dort anders, wo ein Karzinom sich bilden will. Hier im Beginn sind stets entzündliche Vorgänge nachweisbar, die den Widerstand des anstoßenden Gewebes verringern. Sie fehlen niemals, und nur wo sie vorhanden sind, niemals in unveränderte Gebiete, dringen die Epithelien vor. Sie gelangen zwischen die Bestandteile des schwächer gewordenen Gewebes, und indem sie während längerer Zeit sich allmählich an die neuen Verhältnisse gewöhnen und in ihnen heimisch werden, steigt ihre Fähigkeit, sich dort zu ernähren, zu wuchern und zu wandern, und so breiten sie sich als immer selbständiger werdende Krebszellen weiter aus. Alle diese Vorgänge können aber natürlich nur in den Anfangsstadien, nicht mehr im fertigen Krebs studiert werden. Die Anpassung der Epithelzellen an die neuen Existenzbedingungen in den andern Geweben bedeutet natürlich eine gewisse Aenderung ihres biologischen Verhaltens, wenn auch keine grundsätzliche Umgestaltung. Die Zellen werden voneinander unabhängiger, zeigen in ihrer lebhaften Teilung und Bewegung eine jugendlichere Beschaffenheit und unterscheiden sich dadurch von den Elementen, von denen sie ihren Ursprung nahmen. Insofern spielt also auch hier eine Umwandlung der Epithelien eine Rolle, nur daß sie für sich allein die Grenzüberschreitung nicht zur Folge haben würde.

Es kann uns nun nicht in den Sinn kommen, die hier kurz angeführten beiden Anschauungen gegeneinander abzuwägen. Das könnte nur unter Fachgenossen geschehen, der Laie würde solchen Ausführungen nicht zu folgen imstande sein. Ihm schien die Ableitung des Krebses aus parasitärer Einwirkung leichter verständlich. Er hätte sich gern mit dem Nachweis des infektiösen Charakters der Krebsgeschwulst zufrieden gegeben und nicht weiter darüber nachgedacht, daß damit für den Forscher die Schwierigkeiten des Verständnisses der Epithelwucherung keineswegs kleiner gewesen wären. Aber wenn nun Parasiten nicht mehr in Betracht kommen, dann verliert die Frage nach der von ihnen nicht mehr abhängigen Krebsentstehung, so große wissenschaftliche Bedeutung sie auch haben mag, für den Laien an Interesse. Er wird von seinem Standpunkt aus keinen allzugroßen Unterschied darin finden, ob die Genese des Karzinoms auf Veränderungen in den Epithelzellen oder auf solche in den angrenzenden Geweben oder etwa auf beide gleichzeitig zurückzuführen sei. Er wird die Entscheidung der Wissenschaft überlassen und erst dann wieder neues Interesse ge-

Digitized by Google

winnen, wenn die Verhütung und die Heilung des Krebses durch die eine Auffassung mehr als durch die andre eine Förderung erführe. Nach dieser Richtung werden aber größere Unterschiede kaum zutage treten.

Was zunächst die Verhütung des Krebses angeht, so kommen alle jene langdauernden, seine Entwicklung anregenden oder befördernden Reize stets in gleicher Weise in Betracht, mag man nun die vorausgesetzten grundsätzlichen Epithelveränderungen oder die entzündlichen Prozesse verantwortlich machen. Auf ihre Fernhaltung müssen wir also unter allen Umständen bedacht sein. Wenn sie gelingt, werden wir zahlreiche Krebse, die wir mit Recht auf ihren Einfluß zurückführen, vermeiden können. Dahin gehören vor allem die schon genannten Röntgen-, Teer- und Paraffinkrebse, bei denen der schädliche Reiz so eindeutig ist und verhältnismäßig leicht ferngehalten werden kann. Manche andre ließen sich hier anreihen.

Die therapeutische Einwirkung aber hat es unter allen Umständen mit der Vernichtung der in die fremden Gewebe eingedrungenen und sie durchwuchernden Epithelzellen zu tun, und es ist fraglich, ob der Erfolg durch die Verschiedenheit jener theoretischen Anschauungen beeinflußt wird. Doch kann man immerhin im Zweifel sein, ob die nach der einen Auffassung völlig umgestalteten oder doch wesentlich anders gewordenen Epithelien leichter oder schwerer zu vernichten sein werden als die im andern Falle nur wenig veränderten, in der Hauptsache mit den Ursprungselementen übereinstimmenden Zellen, die nur deshalb schrankenlos wuchern, weil ihnen dazu die Gelegenheit geboten wurde und sie sich den neuen Lebensbedingungen anpaßten. Das therapeutische Vorgehen selbst wird aber nach diesen Gesichtspunkten keine Veränderung erfahren, man wird es anwenden, ob die Zellen so oder so beschaffen sind und ob das Karzinom auf diese oder jene Weise zustande kommt.

Aber mit dieser Genese selbst müssen wir uns schließlich noch einmal kurz beschäftigen. Wir müssen sie nach einer Richtung ergänzen. Es wurde zunächst stillschweigend vorausgesetzt, daß an der Stelle, an der sich ein Krebs bildet, die Gewebe bis zu diesem Zeitpunkt völlig normal gewesen seien. Das ist aber nicht immer zutreffend. Es kann nämlich sein, und es kommt nicht selten vor, daß an jenen Stellen schon von Hause aus, schon von Geburt an, eine gewisse Abweichung von dem normalen Bau bestand, die aus der Entwicklungszeit des Individuums stammt und als eine Art mikroskopischer Mißbildung anzusehen ist. Sie besteht in Störungen im Aufbau und in der gegenseitigen Begrenzung der Gewebe und kann dadurch von Bedeutung sein, daß sie das Eindringen der Epithelzellen in die andern Gewebe leichter als bei bis dahin völlig normalem Verhalten zustande kommen läßt. Es kann darauf hier im einzelnen nicht eingegangen werden, und nur deshalb soll diese Frage hier überhaupt berührt werden, weil sie uns ein gewisses Verständnis für die oben schon kurz berührte erbliche Uebertragung des Krebses zu eröffnen geeignet ist. Wir sagten schon, daß sie keine nennenswerte Rolle spielt. Soweit sie aber vorkommt, kann sie zu jenen mikroskopischen Abweichungen in Beziehung gesetzt werden. Denn da

Digitized by Google

allerlei Mißbildungen sich vererben, so können sie es auch in unserm Falle tun, und damit würde eine Grundlage für das Auftreten des Krebses bei Eltern und Kindern gegeben sein. Nicht also das Karzinom selbst vererbt sich, sondern eine gewisse Anlage dazu, die nun aber doch erst wieder jener besonderen äußeren Einwirkungen bedarf, um den Krebs zur Entwicklung kommen zu lassen. Ihr Vorhandensein allein würde dazu nicht genügen. Alle solche angeborenen Zustände sind immerhin so wichtig, daß ihnen noch eine weitgehende Aufmerksamkeit gewidmet werden muß.

So steht die Krebsforschung heute. Vieles, zumal auf dem Gebiete der Heilung, die mit mancherlei Methoden angestrebt werden muß, ist noch zu tun. Hoffen wir, daß es bald gelingen möge, das Karzinom mit vollem Erfolge zu bekämpfen. An Bemühungen nach dieser Richtung fehlt es nicht. Unzählige Forscher sind am Werke und Gesellschaften für Krebsforschung haben sich gebildet. Was aber über die Entstehung und Behandlung zutage gefördert wurde, ist das Ergebnis zahlreicher zu einem gemeinsamen Bilde vereinigter Einzelarbeiten. Und so wird es bleiben. Jene Gesellschaften werden zwar durch Unterstützung von Untersuchungen, durch Sammlung statistischer Angaben und auf andre Weise mancherlei nützen können, aber der größere Erfolg wird immer der individuellen Arbeit einzelner Forscher vorbehalten bleiben.

Berichtigung

Der Verfasser des im Juni-Heft der „Deutschen Revue" erschienenen Aufsatzes „Friede", Herr W. H. de Beaufort, ist Mitglied der Niederländischen Zweiten Kammer, nicht deren Präsident, wie er im Titel des Aufsatzes irrtümlich bezeichnet war.

Literarische Berichte

Frühes Erlebnis. Novellen von G. Reck. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 2.—, in Pappband M. 3.—.

Im Gang der Handlung ganz verschieden, haben die drei in dem vorliegenden Band vereinigten Novellen doch etwas Gemeinsames im Grundton. Dies Gemeinsame beruht auf der vornehmen literarischen Haltung und der tiefempfundenen Stimmung. Ueber allem, was uns die Dichterin erzählt und schildert, liegt ein Hauch der Wehmut und Entsagung, der uns etwa an die Atmosphäre der Dichtung Theodor Storms erinnert — auch darin, daß die Wehmut nichts mit Sentimentalität, die Entsagung nichts mit Schlaffheit zu tun hat. Sollen wir aus den drei Novellen eine besonders hervorheben, so sei es die mittlere, „Schwarzenberg", der schon ihr Schauplatz, die verträumte Herrlichkeit eines alten Rokokoparks — im weiteren Hintergrund eine berühmte deutsche Kunststätte mit dem internationalen Getriebe einiger Sommerwochen — eine eigentümliche, schwermütig bezaubernde Stimmung gibt.

Der starke Mann. Eine schweizerische Offiziergeschichte. Von Paul Ilg. Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Der starke Mann ist der Instruktionsoffizier Adolf Leggenhager. Er ist von dem Ideal preußischen Soldatengeistes beseelt, hat beim Wintersport im Engadin Freundschaft mit einem deutschen Prinzen geschlossen; als einzelner steht er gegen ein ganzes Volk, und, in seine bäuerlichen Verhältnisse zurückgestoßen und aus allen Zusammenhängen des Gemüts und Geistes gelöst, geht er unter.

Digitized by Google

Ilg hat sich als Dichter und auch als Erzähler einen guten Namen gemacht. Als Erzähler hat er in dem vorliegenden Buche entschieden einen Schritt vorwärts gemacht, der Held der Geschichte ist sehr gut dargestellt, der Aufbau und die Herausarbeitung der Situationen ist vortrefflich und das ganze Buch so fesselnd geschrieben, daß der Leser nicht aus der Spannung herauskommt. Ganz vortrefflich z. B. sind die Schilderungen von dem die eigentliche schweizerische Grund- und Stammheimat verkörpernden Bauernhof „Zum Frohsinn". Die Erzählung wird dem Verfasser viele neue Freunde zuführen, davon sind wir überzeugt.

Die Wege der Kunst. Von Julius Leisching. Wien und Leipzig, Tempsky & Freitag. 134 Abbildungen. Gebunden M. 4.—.

Weit über seinen eigentlichen Zweck, dem Kunstunterricht zu dienen, ist das Werk des Brünner Museumsdirektors von Bedeutung als Handbuch für alle, die das weite Gebiet der Kunstgeschichte im Grundriß überschauen wollen. Vor allem überrascht der Umfang: auf rund 140 Seiten ist der Stoff, über dessen Vielseitigkeit ein ausführliches Register orientiert, mit meisterlich überlegener Sicherheit verteilt. Fern von nüchterner Aufzählung verbindet die Darstellung prägnanteste Kürze und plastische Anschaulichkeit. Als besonders wertvoll ist hervorzuheben, daß stets der Zusammenhang mit Kultur und Geschichte sorgfältig hergestellt ist, daß Architektur und Kunstgewerbe nicht zurücktreten und die verschiedenen Techniken genau und allgemeinverständlich erläutert werden. Doch außerdem hat das Buch noch so viel Vorzüge, daß es gar nicht warm genug empfohlen werden kann. O. B.

Kriegstagebuch eines Daheimgebliebenen. Eindrücke und Stimmungen aus Oesterreich-Ungarn. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Verlag von Ulr. Mosers Hofbuchhandlung (J. Meyerhoff) in Graz. Geh. M. 3.50.

Der Verfasser setzt sich in dem vorliegenden Buche fortlaufend mit den Ereignissen des großen Krieges auseinander. Er hat nicht etwa eine tagebuchartige Chronik des Krieges geschrieben, sondern gibt uns ein Bild von den Stimmungen und seelischen Niederschlägen, die das große Völkerringen in ihm hervorrief und zurückließ, erklärt die Ereignisse und sucht Ausblicke für die Zukunft. Daß man von dem schöngeistigen Dichter etwas Wertvolles erwarten darf, braucht nicht erst betont zu werden, man folgt ihm durch das ganze Buch mit lebhaftem Interesse und läßt sich von ihm, der in Liebe und Haß voll leidenschaftlicher Anteilnahme ist, gern davontragen. Wir weisen auf diese gewichtige Stimme aus Oesterreich-Ungarn gern hin und machen auch auf das früher erschienene Buch Müller-Guttenbrunns „Völkerkrieg" nochmals aufmerksam.

Scheffels Sämtliche Werke. Herausgegeben von Johann Franke. Mit acht Kunstbeilagen nach Gemälden von Grützner, Liezen-Mayer, Werner usw., einer Karte und drei Handschriften. In drei Leinenbänden. Verlag von Hesse & Becker in Leipzig. M. 8.—, in Halbleder M. 12.—, in Pergament M. 16.—.

Der Vorzug der vorliegenden neuen Ausgabe von Scheffels Werken ist der, daß die Texte auf Grund der ersten Ausgabe sorgfältig hergestellt sind und daß sie eine ganze Reihe nachgelassener Gedichte und Schriften Scheffels enthält, die bisher in Zeitschriften verstreut waren oder überhaupt noch nicht veröffentlicht worden sind. So sind den Gedichten eine große Zahl eingefügt, und die nicht poetischen Schriften enthalten viele Stücke, die der Aufmerksamkeit der Scheffelforscher bisher entgangen waren, die aber für die Erkenntnis von Scheffels Persönlichkeit sehr wertvoll sind. Den innern Vorzügen entsprechen auch die äußern: die Ausgabe ist nach jeder Richtung hin mustergültig — guter Druck, gutes Papier und geschmackvoller Einband, wie man es bei den Hesseschen Ausgaben nicht anders gewöhnt ist.

Krieg in Flandern. Gedichte von Soldaten der 4. Armee. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Steif brosch. M. 1.50, in Pappband M. 2.—.

Soldaten als Dichter und als Sänger bald volkstümlicher, bald kunstmäßiger Lieder lehrt uns dies Bändchen kennen, das eine Auswahl aus der Kriegszeitung der 4. Armee darstellt und fast ausschließlich Beiträge von Soldaten dieser Armee enthält. Neben ganz wenigen bekannten Namen der zeitgenössischen Literatur begegnen uns fast lauter unbekannte; aber gerade im Hinblick auf diese sagt das Vorwort mit Recht: „Von manchem Soldaten, den die Woge der Zeit erhob, ist vielleicht sein einziges Gedicht hier aufbewahrt, und sollte sich nicht gerade auch unter solchen Gedichten manches finden, das zum Volkslied werden kann?" — Die Entstehungsart des Bändchens verbürgt den quellenmäßigen Wert der Sammlung, die von den Seelen junger oder jugendlich gebliebener Soldaten kündet, die Auge in Auge mit dem Tod die innerliche Kraft und den Schwung hatten, im Lied sich über den Augenblick zu erheben und von dem zu singen, was ihnen das Leben lieb und das Sterben heilig machte. „Eine Erinnerung für die überlebenden Kameraden an die Jahre harten und tapferen Ringens, ein Denkmal den Gefallenen und heranwachsenden und neuen Geschlechtern ein

Digitized by Google

ernster Gruß des heutigen" — so wird das kleine, inhaltsvolle Buch seinen Weg in die Welt und zur Nachwelt machen!

Bei der Heeresgruppe Kronprinz. Zweites Kriegsbilder-Tagebuch von Ernst Vollbehr. Mit einem Geleitwort des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen. Mit vielen mehrfarbigen und einfarbigen Abbildungen und photographischen Aufnahmen. München, Verlag von F. Bruckmann A.-G. Geb. M. 12.—.

Das zweite Kriegsbilder-Tagebuch Vollbehrs schließt sich dem von uns gewürdigten ersten Bande an und ist wie dieses eine künstlerisch hochstehende Leistung. Vollbehr ist ein Meister der Skizze; wie er so ein Bild mit markigen Strichen und unter Hervorhebung der Hauptmomente hinwirft, das ist einfach wundervoll. Und als Photograph steht er auf gleicher Höhe, indem er die Augenblicksbilder mit schnellem Blick erfaßt und sie tadellos auf die Platte zu bringen versteht; und das will etwas sagen, da er oft im vordersten Schützengraben operiert hat. Was den Künstler noch auszeichnet, ist seine unbedingte Wahrhaftigkeit, die uns von mehreren Feldgrauen, die „dabei gewesen waren", bestätigt wurde. So sind denn beide Tagebücher, das erste ebenso wie das zweite, lebenswahre Zeugnisse der erschütternden Ereignisse nicht nur für uns, die wir den großen Krieg jetzt erleben, sondern auch für kommende Geschlechter um so mehr, als Vollbehr auch sehr anschaulich zu erzählen versteht.

H.

Hundert Jahre Berliner Humor. Ein heiteres Stück Kulturgeschichte von den Freiheitskriegen bis zum Weltkrieg. Gesammelt von Gustav Manz. Mit zahlreichen Bildern. Berlin, Verlag der „Lustigen Blätter". Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Der Berliner Humor ist sprichwörtlich, was man in der Weltstadt tagtäglich auf der Straße an Humor beobachten kann, davon macht man sich anderwärts kaum eine Vorstellung. Das vorliegende Buch ist allerdings keine Sammlung des Humors von der Straße, sondern enthält eine große Anzahl Beiträge namhafter Schriftsteller aus älterer und neuerer Zeit, die entweder Berliner sind oder doch lange Zeit in Berlin gelebt und das Volksleben eingehend kennen gelernt haben. Der Herausgeber hat aus den Werken dieser Schriftsteller dasjenige ausgewählt, was für den Berliner Humor charakteristisch ist, und damit gewissermaßen ein heiteres Stück Kulturgeschichte von den Freiheitskriegen bis zum Weltkrieg geboten. Ein wichtiger Bestandteil des Buches sind auch die Bilder aus den verschiedenen Zeitperioden, unter denen diejenigen von Menzel, Schadow, Hosemann, Krüger, Jüttner und Dorbeck besonders hervorragen. Wir haben uns an dem schönen Buche erfreut und können es allen, die sich einige heitere Stunden verschaffen wollen, warm empfehlen.

Bismarck und das päpstliche Rom. Genetische Darstellung an der Hand der Quellen von Artur Böhtlingk. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Der bekannte Rufer im Streit wider den Ultramontanismus, der Professor der Geschichte an der Karlsruher technischen Hochschule Artur Böhtlingk, gibt in diesem Werk eine von welthistorischen und von nationalen Perspektiven ausgehende Darstellung der Verhältnisse zwischen Bismarck und Rom, wodurch alle bisherigen Erzählungen, die von Droysen, Ranke, Erdmannsdörffer und Schäfer, ergänzt oder berichtigt werden sollen. Das Buch, mit Temperament geschrieben, liefert in der Tat eine interessante Beleuchtung des Kulturkampfs und seiner weit zurückliegenden Voraussetzungen; es schließt mit dem Hinweis darauf, daß Bismarck bis an sein Lebensende den Ultramontanismus bzw. das von ihm untrennbar päpstliche Rom als den unversöhnlichsten Feind des nationalen Staates angesehen hat.

E.

Rückkehr des Handels-U-Boots „Deutschland". Nach dem Gemälde von Professor Willy Stöwer. Verlag von Otto Gustav Zehrfeld in Leipzig.

Als am 25. August 1916 das erste Handelstauchschiff der Welt von seiner ersten Reise nach Amerika in den Heimathafen Bremen zurückkehrte, jubelte ganz Deutschland den Tapfern zu, die es vermocht hatten, die feindliche Seeblockade erfolgreich zu durchbrechen. Tausende und aber Tausende erwarteten das Schiff im Hafen und bereiteten ihm einen Triumph ohnegleichen. Diesen Moment hat Professor Stöwer im Bilde festgehalten, und die Verlagshandlung bietet jetzt eine mustergültige Reproduktion des Gemäldes an, als eine Erinnerung an einen der denkwürdigsten Tage der deutschen Handelsmarine. Wir machen auf das Kunstblatt aufmerksam und möchten bei dieser Gelegenheit auch noch auf das ergreifende, im gleichen Verlage erschienene Bild von Professor Hans Bohrdt, „Der letzte Mann", hinweisen.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 118: M. G. Schmidt, Geschichte des Welthandels. 3. Aufl. Bd. 269 und 270: F. Muckle, Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden je M. 1.50.

Bettelheim, Anton, Leben und Wirken des Freiherrn Rochus von Liliencron. Mit Beiträgen zur Geschichte der Allgemeinen Deutschen Biographie. Berlin, Georg Reimer. M. 8.—.

Bornhak, Geh. Justizrat Prof. Dr. Conrad, Belgiens Vergangenheit und Zukunft. Berlin, Verlag der Grenzboten. M. 1.25.

Fischer, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Karl, Deutsche Eigenart und deutsche Schicksale. Zwölf Bücher Geschichte. Abteilung I. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 3.—.

Goetz, Prof. Dr. Leop. Karl, Die Deutsch-Russischen Handelsverträge 1189—1904. Ein geschichtlicher Ueberblick. Berlin, Verlag der Grenzboten. M. 1.25.

Goldscheid, Rudolf, Staatssozialismus oder Staatskapitalismus. Ein finanzsoziologischer Beitrag zur Lösung des Staatsschulden-Problems. Wien, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. M. 4.—.

Grundriß der Geschichtswissenschaft. Reihe II Abteilung 5: Dr. Claudius Freiherr v. Schwerin, Deutsche Rechtsgeschichte. (Mit Ausschluß der Verfassungsgeschichte). 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.20.

Guglia, Eugen, Maria Theresia. Ihr Leben und ihre Regierung. 2 Bände. München, R. Oldenbourg. M. 15.—.

Harnack, Adolf v., Ueber die Sicherheit und die Grenzen geschichtlicher Erkenntnis. Vortrag. München, R. Oldenbourg. 60 Pf.

Hiller, Dr. Arnold, Hitzschlag und Sonnenstich. Nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft dargestellt. Leipzig, Georg Thieme. M. 3.—.

Kjellén, Rudolf, Der Staat als Lebensform. Leipzig, S. Hirzel. M. 4.—.

Körners Werke. Herausgegeben von Hans Zimmer. Zweite, kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 2 Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 4.80.

Kraft zum Siege. Gedanken für unsre Feldgrauen. Heft 4. Krieg und Schule. Vortrag von Th. Bäuerle. Nassau, Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur.

Mandt, Prof. Martin, Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus' I. von Rußland. Lebenserinnerungen. Herausgegeben von B. Lühe. München und Leipzig, Duncker & Humblot. Gebunden M. 7.50.

Mendelssohn-Bartholdy, Albrecht, Bürgertugenden in Krieg und Frieden. Fünf Vorträge. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 1.80.

Michaëlis, Karin, Opfer. Kriegs- und Friedenswerke an der Donau. Wien, Manz-Verlag. M. 3.80.

Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Herausgegeben vom Vereinsvorstande. Wien, Carl Fromme.

Neue Bahnen! Illustrierte Monatshefte für Erziehung und Unterricht. Herausgegeben von Feodor Lindemann und Rudolf Schulze. 28. Jahrgang. Heft 1. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 50 Pf.

Pohl, Prof. Dr. Heinrich, Amerikas Waffenausfuhr und Neutralität. Berlin, J. Guttentag. M. 1.60.

Prutz, Hans, Die Friedensidee. Ihr Ursprung, anfänglicher Sinn und allmählicher Wandel. München und Leipzig, Duncker & Humblot. Gebunden M. 3.—.

Schnell, Hermann, Volkstümliche Geschichte des deutschen Liberalismus. München, Ernst Reinhardt. M. 1.—.

Stammler, Rudolf, Rechts- und Staatstheorien der Neuzeit. Leitsätze zu Vorlesungen. Leipzig, Veit & Comp. M. 2.—.

Weißen Blätter, Die. Eine Monatsschrift. 4. Jahrgang. Zweites-drittes Heft. Viertes Heft. Zürich, Rascher & Cie. M. 3.— und M. 2.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Was dürfen wir vom neuen Reichskanzler erwarten?[1])

Die Krisis, in der der neue Reichskanzler berufen wurde, bietet manche Aehnlichkeiten mit der Lage, in welcher König Wilhelm im Jahre 1861 seine Hand in die Bismarcks legte. Zu den innern Schwierigkeiten, deren Bismarck damals Herr werden sollte und die heute nicht minder bedrohlich erscheinen müssen, kommt aber noch der Weltkrieg, der das Vaterland seit drei Jahren umbrandet. Um Deutschland lagert sich die zahlenmäßig immer noch sich verstärkende Meute der Feinde, bereit, das rings umstellte Wild beim ersten Zeichen des Nachlassens seiner Kraft zu zerfleischen. Die Feinde hoffen, daß Hindenburgs Siegfriedstellung, die sie nicht durchbrechen können und vor der so mancher der Ihren liegen blieb, von hinten unterwühlt werden wird. Eine ungeheure Aufgabe, die dem neuen Reichskanzler auferlegt wird, an die nur ein Mann von festem Willen, klarem Verstande, im Vertrauen auf die unerschöpfliche Kraft des deutschen Volkes und auf Gottes Beistand herangehen kann!

Der Hofbericht meldete, daß der neue Reichskanzler mit Hindenburg und Ludendorff am 16. zur Mittagstafel bei den Majestäten gewesen sei. Das bedeutet das Einvernehmen der Krone und der Männer untereinander, auf die die Blicke des Volkes mit begründetem Vertrauen und mit der größten Spannung gerichtet sind.

Dürfen wir darauf hoffen, daß sich, wie in den größten Krisen unsrer Geschichte, neben Blücher wieder ein Stein, neben Moltke ein Staatsmann von der Entschlossenheit Bismarcks stellen wird? Ja, wir dürfen diese Hoffnung haben. Denn worauf kommt es jetzt an? Zunächst unserm Volke wieder zum Bewußtsein zu bringen, daß wir siegen müssen! Das Haus brennt lichterloh, wir müssen die innere Ausgestaltung, das Fensterputzen, verschieben, bis wir den Brand gelöscht haben. Das Haus hat im Innern noch immer Räume, in die die Lohe noch nicht glühend hineinschlägt, in denen es zwar knapp hergeht, in denen die Bewohner aber noch gar nicht zum Bewußtsein der Gefahr gekommen zu sein scheinen, daß, wenn das Haus einstürzt, auch die letzten Winkel zertrümmert

---

[1]) Anmerkung der Leitung der „Deutschen Revue". Dieser Artikel ging uns am 20. Juli d. J. zu. Dem Verfasser desselben ist der neue Reichskanzler seit längerer Zeit näher bekannt.

Copyright 1917 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

werden. Es gilt zu rufen: „Alle müssen helfen, tragt Wasser herzu, laßt den Streit darum, in welchen Gefäßen!“ — Hindenburg hat gesagt, und wir glauben es ihm: „Wir siegen, wenn wir die Nerven behalten.“ Hat der neue Kanzler diese Nerven, auf die alles ankommt? Er hat die Nerven, und seine Zuversicht, daß wir durchhalten, hat ihn bisher nicht getäuscht. Niemand glaubte, daß Deutschland ohne jede Zufuhr von außen auch nur ein Jahr mit seinen Getreidevorräten auskommen könne. Der Unterstaatssekretär im Finanzministerium erkannte die Gefahr, gründete die Reichsgetreidestelle, erfaßte die noch vorhandenen Getreidevorräte, hielt dann ein schweres Dürrjahr 1915 durch und hat uns, was niemand für möglich gehalten hätte, der das Maß der Mißernte an Kartoffeln der Ernte 1916 kannte, durch seine kleinen, aber sorglich gehüteten Reserven auch diesen unerhört dürren Sommer mit seinem schweren Gemüse- und Frühkartoffelmangel überwinden lassen. Der Mann, der etwas so völlig Neues wie die Reichsgetreidestelle im Kriege, im Winter 1915, ein halbes Jahr nach Beendigung der letzten Ernte, schuf und so hinstellte, daß nichts Wesentliches geändert zu werden brauchte, daß die Kritik immer mehr verstummen mußte, so daß die Einrichtung noch heute das Muster vieler ähnlicher Aemter nicht nur bei uns, sondern auch bei unsern Verbündeten geworden ist, der Mann zeigt, daß er mit Vertrauen auf die eigne Kraft klaren Blick für das Notwendige und Erreichbare und große Energie verbindet. Das hat die Türkei erkannt, als sie ihn bei der Einrichtung ihres Getreideamts hinzuzog. Er hat das, was wir brauchen. Deutschland verlangt, daß ihm sein heiligstes Recht wird, das Recht, regiert zu werden. Wir haben das vermißt, dieses Regiertwerden, das sich jeder so gern gefallen läßt, wenn die Pflicht des Regierens mit heiligem Ernst durchgeführt wird. Wir sahen Schwanken, sahen Einzelkonzessionen, aber kein festes Ziel, fühlten keine feste Hand, nicht den Pulsschlag eines heißen, kräftig, aber gleichmäßig schlagenden Herzens. Der neue Kanzler hat solch warmes Herz, solche feste Hand.

Als langjähriger Unterstaatssekretär im Finanzministerium kennt er aus diesem Amt die meisten Projekte, zu denen der preußische Staat Geld geben sollte. Er kennt genau alle, zu denen er Geld gegeben hat, und deren Zahl ist allein bei den Eisenbahnbauten, Wasser- und Meliorationsanlagen Legion. Ja, es wird in Preußen im letzten Jahrzehnt kein kirchliches, kein kulturelles, kein wohltätiges Unternehmen von irgendwelcher Bedeutung geben, das vom Staat irgendeinmal hat Geld haben wollen — und das wollen alle mal —, dessen Anliegen nicht durch seine Hand hätte gehen müssen! Wieviel tiefe Einblicke in das geistige und Wirtschaftsleben hat er dadurch tun müssen. Er hat manche anmaßende Selbstgefälligkeit, manche Hohlheit erkennen, manches patriotische Mäntelchen plötzlich sich heben sehen müssen, aber auch manche selbstlose Opferwilligkeit, viele Werke echter Nächstenliebe kennen lernen und fördern dürfen. Er ist langjähriges Mitglied des Bundesrats gewesen. Als Staatskommissar hat er dann noch weitere Gelegenheit gehabt, seine Kenntnis der preußischen, der meisten höheren Verwaltungsbeamten im Reiche zu vervollständigen. Er hat die leitenden

Digitized by Google

Persönlichkeiten der Großstädte näher kennen gelernt. Noch kein Reichskanzler ist mit so umfassender Personenkenntnis ins Amt getreten.

Vor einigen Jahren war ein heftiger Kampf zwischen der Leitung der Preußischen Staatsbank und den Genossenschaftskassen entbrannt. Der Streit hatte auf das persönliche Gebiet übergegriffen und drohte, da es sich um mündliche Zusagen handelte, bedrohliche Dimensionen anzunehmen. Aussage stand gegen Aussage, so daß es keinen Ausweg zu geben schien. Da erklärte der Vorsitzende in einer gemeinsamen Sitzung beider Körperschaften nach langem und gereiztem Hinundher: „Ich muß in meiner dienstlichen Stellung genau wissen, wie sich die Sache verhalten hat; es war so, wie ich gesagt habe. Nun, meine Herren, bin ich zu folgender Erklärung genötigt: Ich bin Christ und als solcher völlig außerstande, bewußt die Unwahrheit zu sagen. Ich muß deshalb bitten, daß die Herren meinen Worten Glauben schenken.“ Damit war die Debatte zu Ende, der Fall endgültig erledigt, niemand verlangte das Wort und ist auch später nie auf die Sache zurückgekommen. Der Ernst einer kraftvollen und fest gegründeten Persönlichkeit hatte den Sieg davongetragen, einen Sieg, der keine Narben zurückließ. Der Vorsitzende von damals war der neue Reichskanzler, der so überzeugend von sich bekennen durfte, außerstande zu sein, bewußt die Unwahrheit zu sagen.

Je mehr dieser Krieg ein Krieg der Lüge gegen uns geworden ist, je mehr Lüge, Verleumdung und Scheinwesen auch bei uns überhandnehmen, das Echte und Lautere in unserm Volke zu überwuchern drohen, um so nötiger brauchen wir einen Kanzler, der die Unwahrheit gar nicht sagen kann, auf dessen Wort unbedingter Verlaß ist.

Das ist der Mann, den wir uns an Hindenburgs Seite wünschen.

Als jungem Oberpräsidialrat war es ihm vergönnt, der Provinz Schlesien in Vertretung des behinderten Oberpräsidenten bei der letzten großen Ueberschwemmung so gute Dienste zu leisten, daß sein praktisches und energisches Vorgehen dort heute noch nicht vergessen ist. Ja, daß Schlesien seitdem keine Ueberschwemmung mehr gehabt, daß die schädlichen Frühjahrsfluten der Gebirgsnebenflüsse der Oder in Staubecken gesammelt sind und jetzt nützliche elektrische Arbeit verrichten, das verdankt die Provinz dem großen Wassergesetz, bei dessen Entstehung und Durchführung Dr. Michaelis fördernd und vielfach entscheidend mitzuwirken berufen war. Sein erstes großes öffentliches Werk ist vortrefflich gelungen. Nehmen wir das als gutes Vorzeichen.

Möge es dem neuen Reichskanzler gegeben sein, die stürmischen Fluten vaterländischer Sorge, leidenschaftlicher, begehrlicher Wünsche, die in letzter Zeit so bedrohlich angeschwollen sind, zu beruhigen und die reichen Kräfte des deutschen Idealismus, der deutschen Vaterlandsliebe mit starker Hand zu sammeln und in dem großen Vaterlande in nützliche Energie umzuwandeln!

Digitized by Google

Welche militärische Hilfe hat die Entente von Amerika zu erwarten?

Von

General der Infanterie a. D. Freiherrn v. Woinovich

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht leicht. Vor dem Weltkrieg, dessen Erfahrungen über Wert, Entwicklungsfähigkeit, Ausnützung des vorhandenen Menschenmaterials der einzelnen Staaten zu Wehrzwecken in den bisherigen Anschauungen einen ungeahnten Wandel hervorbringen sollten, wäre dies einfach gewesen. Man hätte aus irgendeinem Almanach die organisationsgemäße Stärke der Streitkräfte des betreffenden Staates im Kriege entnommen.

Der Weltkrieg hat uns inzwischen eines andern belehrt. Bei Beginn desselben schätzten wir z. B. das Feldheer Englands auf 200000 Mann, die Territorialarmee auf nicht viel mehr. Daß die militärischen Kräfte der Dominien auf einem europäischen Kriegsschauplatze in so hohem Maße teilzunehmen vermöchten, dann darauf, daß sich England während des Krieges zur Annahme der allgemeinen Wehrpflicht entschließen werde, war man kaum gefaßt. Welcher Unterschied daher in den tatsächlichen Leistungen Englands im Verhältnisse zu jenen, welche vor dem Krieg als wahrscheinlich angenommen wurden!

Aehnlich dürfte es sich mit den Vereinigten Staaten Nordamerikas verhalten.

Wir entnehmen einem der besten, unmittelbar vor dem Kriege herausgegebenen militärischen Handbuche, nebst der Angabe, daß die Vereinigten Staaten im Kriege in erster Linie 100000, in zweiter Linie 300000, im ganzen demnach 400000 Mann aufzubringen vermögen, die Bemerkung: „In ihrer gegenwärtigen Verfassung ist die Wehrmacht der Vereinigten Staaten selbst zur Landesverteidigung unzureichend, für eine bewaffnete Expedition, etwa eine Okkupation, ist sie schon gar nicht geeignet."

Diese Bemerkung muß mit Rücksicht auf das über England Gesagte mit Reserve aufgenommen werden; wir wollen sie aber dennoch zum Ausgangspunkt unsrer Untersuchung machen, mit welchen Kräften Amerika der Entente zu Hilfe zu kommen vermag. Allerdings stehen uns hierfür nur allgemeine Anhaltspunkte zur Verfügung; wir hoffen aber, daß die Erfahrungen der drei hinter uns liegenden Kriegsjahre und eine vorurteilslose Beurteilung der amerikanischen Verhältnisse es ermöglichen werden, zu einem wahrscheinlichen Resultate zu gelangen.

Vorerst wollen wir jedoch noch die Machtverhältnisse der Vereinigten Staaten zur See erörtern, weil über dieselben in der Oeffentlichkeit die übertriebensten Vorstellungen bestehen, die durch das Selbstbewußtsein der den Bluff liebenden amerikanischen Nation bisher weidlich genährt wurde: Die amerikanische Kriegsflotte steht hinter jener Deutschlands in jeder Beziehung zurück. Sie kann übrigens ihrer Gänze nach kaum gegen Deutschland in Verwendung treten; das Verhältnis

Digitized by Google

zu Mexiko und die politische Rivalität gegen Japan stehen dem entgegen. Der gegen Deutschland verwendbare Teil der amerikanischen Kriegsflotte dürfte mit der Sicherung und Deckung des Transportes der amerikanischen Landstreitkräfte über den Ozean vollauf in Anspruch genommen werden. Die Amerikaner bemühten sich zwar in jüngster Zeit, ihre Kriegsflotte durch Neubauten zu verstärken, eine bemerkenswerte Vermehrung derselben an großen Kampfeinheiten ist jedoch der Natur der Sache nach, und weil die amerikanischen Werften für andre Schiffsbauten übermäßig in Anspruch genommen sein dürften, fast ausgeschlossen.

Die gegenwärtige Stärke der amerikanischen Landstreitkräfte geht aus folgender Betrachtung mit ziemlicher Sicherheit hervor.

Das stehende Heer (reguläre Armee) betrug 1914 beiläufig 100 000 Mann. Das militärische Verteidigungssystem der Vereinigten Staaten beruhte auf einer engen Vereinigung der regulären Armee mit der organisierten, d. h. ausgebildeten Miliz (Nationalgarde) in der Sollstärke von zirka 300 000 Mann (1914 war sie jedoch nicht viel über 100 000 Mann stark). Hierzu kommt dann die Reservemiliz, die die ganze Bevölkerung vom achtzehnten bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahr umfaßt. Im Falle nationaler Gefahr ist nämlich jeder männliche Bürger verpflichtet, zwei Jahre unter den Fahnen zu dienen. Die diesbetreffenden Berechnungen ergeben auf diese Art etwa 15 Millionen Wehrpflichtige, die aber gänzlich unausgebildet sind. Aus ihnen sollen im Kriegsfalle die „Freiwilligenarmeen" aufgestellt werden. Wir sehen also, daß die Elemente gegeben sind, welche den Vereinigten Staaten die sukzessive Aufbringung überwältigender Streitkräfte möglich machen.

Wesentlich anders steht es jedoch mit der Fixierung der Stärke der Wehrmacht in einem gegebenen Moment, z. B. in jenem der Notwendigkeit des Eintrittes der Union in den Krieg, wie etwa im gegenwärtigen Augenblicke, dann und noch mehr hinsichtlich Festsetzung der Zeitdauer, welche erforderlich ist, um einen beträchtlichen Teil der Streitkräfte zu mobilisieren.

Wollten die Vereinigten Staaten beispielsweise so bald als möglich in den gegenwärtigen Krieg eintreten, so käme für die nächste Zeit wohl nur ein Teil der regulären Armee und der Nationalgarde (organisierten Miliz) in Betracht. Wenngleich die bezüglichen organisatorischen Stärken derselben 100 000+300 000 =400 000 Mann betragen, ist auf diese Zahl unter keiner Bedingung so bald zu rechnen, weil ein Teil der Miliz noch gänzlich unausgebildet ist, bedeutende Kräfte immerhin zur Verteidigung des Landes zurückbleiben müssen, und weil endlich das große, aber ganz unmilitarisierte Reservoir der unausgebildeten Reservemiliz ohne Kaders nicht belassen werden kann. Wir glauben daher nicht fehlzugehen, wenn wir für die nächsten Monate höchstens die Hälfte der organisationsmäßigen Stärken des regulären Heeres und der organisierten Miliz, also etwa 200 000 Mann, als verfügbar für eine europäische Expedition in Rechnung stellen. Die vielfachen Nachrichten über partielles Eintreffen von amerikanischen Truppentransporten in Europa dürften sich vorläufig vielleicht nur auf das Einlangen technischer Truppen, Fliegerabteilungen, Panzerautomobile

Digitized by Google

und ähnliches mehr beschränken, obwohl auch dies, vom militärischen Standpunkte betrachtet, nicht unbedenklich erschiene, weil dadurch die organische Zusammensetzung und Brauchbarkeit der höheren Armee-Einheiten gefährdet würde. Das wäre eine Vergeudung und Zersplitterung der Kräfte, die einer umsichtigen Leitung kaum zugemutet werden könnte.

Viel plausibler als dieses sofortige oder frühzeitige Hinüberwerfen der momentan verfügbaren Kräfte der Vereinigten Staaten nach Europa erschiene uns vom militärischen, aber auch vom politischen Standpunkt das Auftreten amerikanischer Streitkräfte in Europa erst in einem Moment, wo den Vereinigten Staaten die Organisierung einer Armee in der Stärke von 4- bis 500 000 Mann, gebildet aus der regulären Armee und der Nationalgarde (organisierte Miliz), gelungen wäre. In diesem Falle wäre ein geschlossenes, mächtiges Auftreten dieser Streitkräfte an irgendeinem Teile der Front zur Herbeiführung der Entscheidung möglich, und die Amerikaner wären im weiteren Verlaufe des Krieges nachher mit Leichtigkeit imstande, diese schon völlig organisierte Expeditionsarmee durch Nachschübe aus der inzwischen ausgebildeten Reservemiliz jederzeit in voller Stärke zu erhalten.

Innerhalb welcher Zeit die Mobilisierung einer Armee von solcher Stärke möglich wäre, dies zu beantworten, fehlen uns allerdings positive Daten, man muß sich hierbei nur mit Vermutungen und Erfahrungsschlüssen behelfen.

Eine Armee in der beiläufigen Stärke einer halben Million, die zum größten Teil erst ausgebildet und organisiert werden soll, bedarf hierzu, nach den bisherigen Erfahrungen des Deutsch-Französischen, hauptsächlich aber des gegenwärtigen Krieges, doch mindestens eines Zeitraums von mehreren Monaten, vielleicht eines halben Jahres, um so mehr, als es sich in diesem Falle um eine überseeische Expedition handelt, die in diesem Umfang als ein Novum bezeichnet werden muß. Den Franzosen war es im Herbst 1870 sicherlich leichter, ihre aus dem Boden gestampften Heere im eignen Lande an den Feind zu bringen, ebenso den Engländern in den Jahren 1915 und 1916 in Flandern — auf Reichweite von ihrer Heimat —, als es den Amerikanern werden dürfte, eine Armee von einer halben Million Streiter über den Ozean zu schaffen.

Die Zentralmächte müssen demnach damit rechnen, daß in dem für sie ungünstigsten Falle im Spätherbst dieses Jahres, noch vor Eintritt der ungünstigen Witterung, das Eingreifen Amerikas in Europa durch ein gewaltiges Heer in der angegebenen Stärke zur Tatsache werde. Wenn bis dahin die Entente nicht durch den Unterseebootkrieg zum Frieden gezwungen sein sollte, so würde sich der Krieg in das Ungemessene verlängern. In letzterer Eventualität erblicken wir die einzige Gefahr, die das Eingreifen Amerikas mit sich bringt; eine Waffenentscheidung, etwa durch Niederwerfung unsrer Heere oder ähnliches, wie es die Entente noch anstrebt, ist gewiß nicht zu befürchten, darin irren sich unsre Gegner ebenso gründlich, wie schon in mancher Beziehung im Laufe des Krieges.

Bei diesen theoretischen Ausführungen wurden jedoch mannigfache Faktoren, denen in der Praxis große Bedeutung zukommt, gar nicht in Betracht gezogen. So

Digitized by Google

wurde beispielsweise der Umstand, daß die Amerikaner kein kriegsgewohntes Volk, militärischen Anschauungen fremd, an Disziplin nicht gewöhnt sind, völlig außer acht gelassen, weil sich dies bis zu einem gewissen Grade, wie es das Beispiel Englands zeigt, durch die Kriegspraxis mit der Zeit einigermaßen ersetzen läßt. Weiters kommt in Betracht, daß die Kaders, d. h. die Rahmen, in welche die massenhaften Milizsoldaten Amerikas vorerst gepreßt werden müssen, weder an Zahl noch an Eignung (Lehrpersonal, Offiziere) entsprechen und genügen dürften.

Hierfür bietet uns England ein lehrreiches Beispiel. Die Engländer, die unter ähnlichen Verhältnissen militärisch entwickelt wurden, schlagen sich nur in ganz bestimmten, ihnen geläufigen und bekannten Verhältnissen vorzüglich — käme es zu einem, wenn auch nur beschränkten Bewegungskrieg, so würden sie wahrscheinlich versagen, weil sie gewissermaßen aus einer Soldaten- und Offiziersschnellpresse hervorgegangen sind. Diese Mängel oder Eigenschaften dürften aber den Amerikanern, wenigstens bei Eintritt in den Krieg und noch Monate hernach (wie bei den Italienern, die sich erst sukzessive an den Krieg gewöhnen mußten) in noch höherem Maße anhaften. Die halbe Million, die, wie wir annehmen, Amerika in absehbarer Zeit nach Europa zu schaffen imstande sei, dürfte daher noch einige Monate, wahrscheinlich bis zum Frühjahr, brauchen, bevor sie militärisch als vollwertig zu betrachten sein wird, man darf sich daher keineswegs über Gebühr imponieren lassen.

Der hauptsächlichste Faktor indessen, der in Betracht kommt und der eigentlich die Vorbedingung für die von uns theoretisch erörterte Möglichkeit des Eingreifens Amerikas auf europäischem Boden bildet, ist das Problem der Expedition so gewaltiger Massen über den Ozean.

Unter unsrer Annahme wäre es denkbar, daß zirka 500000 Mann bis zu einem gewissen Zeitpunkte nach Europa geworfen werden könnten. Eine Armee von dieser Stärke benötigt aber bei der heutigen Kriegführung eine überaus gewaltige Masse von Ausrüstungsgegenständen, schweren und leichten Geschützen, von Munition, Pferden und vor allem an Verpflegung, so daß Einleitung und Durchführung einer solchen Expedition die höchsten Anforderungen an die menschliche Tatkraft und Geschicklichkeit stellen. Wir wollen bei einem Volke wie die Amerikaner nicht daran zweifeln, daß sie selbst große technische Schwierigkeiten zu überwinden imstande sein werden, immerhin müssen wir vor allem zwei Tatsachen ins Auge fassen, denen sie vielleicht trotz aller Intelligenz und Energie möglicherweise machtlos gegenüberstehen dürften. Das ist der Mangel an Schiffsraum und der Unterseebootkrieg.

Einer ganz oberflächlichen Berechnung zufolge würde die Ueberfahrt einer Streitkraft von einer halben Million, wenn sie, wie es nötig erscheint, plötzlich und in einem Zuge erfolgen müßte, wenigstens zweitausend große Transportdampfer erheischen. Woher diese nehmen? Wir lasen allerdings schon seit langer Zeit, daß die Amerikaner über Hals und Kopf Transportschiffe bauen, derlei läßt sich aber doch nicht innerhalb weniger Monate bewerkstelligen.

Digitized by Google

Das größte Problem würde aber angesichts des deutschen Unterseebootkrieges die gesicherte Durchführung des Seetransportes selbst darstellen. Zu beurteilen, ob derselbe glatt vor sich gehen oder ob und in welchem Maße er durch die Unterseeboote gefährdet oder selbst unmöglich gemacht werden könnte, dazu fehlt jede Erfahrung, weil die Welt in dieser Hinsicht vor einem gänzlich neuen, in seinen möglichen Wirkungen noch nicht völlig erprobten Kampfmittel steht.

Aus einer Rede von Lloyd George in jüngster Zeit geht übrigens hervor, daß sich die Entente die Ueberfahrt der amerikanischen Streitkräfte nur sukzessive, gewissermaßen in kleinen Paketen, vorstellt. Ob dies mehr Aussicht auf Gelingen böte, muß dahingestellt bleiben, keineswegs scheint es uns, wie schon angedeutet, den Forderungen in militärischer Hinsicht, namentlich bezüglich der entsprechenden machtvollen Geltendmachung der überschifften Kräfte förderlich. Auch würde durch die paketweise Ueberschiffung die Zeit wesentlich verlängert werden, während welcher die zu überschiffende Armee den Gefahren des deutschen Unterseebootangriffes ausgesetzt bliebe.

England und das Kalifat

Von

Prof. Dr. Freiherrn v. Bissing

In den Streitigkeiten um die Nachfolge Mohammeds war aus Omars Mund das Wort gefallen: „Niemals werden die Araber einem Führer gehorchen, der nicht vom Stamme des Propheten ist!“ Mohammeds Schwiegervater Abu Bekr, den der Prophet auf dem Totenbette zum Stellvertreter (Kalifen) beim gemeinsamen Gebet in der Moschee bestimmt hatte, ging aus der freien Wahl der Gemeinden von Mekka und Medina auf Vorschlag Omars, des Vaters der Aischa, hervor. Seitdem blieb die Nachfolge an die Wahl gebunden. Die Rivalität Mekkas gegen Medina, das von Mohammed zur Hauptstadt erhoben war, die Spaltung der Gläubigen in die noch heute bestehenden Gemeinschaften der Sunniten und Schiiten führten zum Bürgerkrieg: nach einem vorübergehenden Erfolg der Schiiten, die nur die schriftlich überlieferten Aeußerungen Mohammeds als verbindlich anerkannten, obsiegte in der Person Muáwijas, des Urenkels Ommaijas, eines Blutsverwandten des Propheten, die auch die mündliche Ueberlieferung wertende Sunna. Muáwija, der sich den Weg durch die Ermordung seines Vorgängers Ali und die Abdankung von dessen Sohn Hassan bahnte, war bei seiner Wahl Statthalter Syriens. Er ist der erste aus dem Soldaten- und Beamtenstand hervorgegangene Kalif. Den Sitz der Herrschaft verlegte er nach Damaskus, das ungleich mehr im Brennpunkt des politischen Lebens lag als die weltfernen Städte Mekka und Medina. Die Erblichkeit der

Digitized by Google

Würde suchte er vergeblich zu erreichen, wie die blutige Geschichte der Ommaijaden lehrt.

Der Stellvertreter des Gesandten Gottes wurde nun der Souverän eines gewaltigen Reichs, das vom Indus und dem Arabischen Meer bis zum Kaukasus, im Westen über Aegypten bis Nordafrika, nach Spanien und dem südlichen Frankreich reichte. Aber er blieb doch in erster Linie der Imam, der Vorbeter bei dem fünfmaligen Gebet, der Leiter des Gottesdienstes, der am Freitag die Predigt hielt. Er führte die Wallfahrten nach Mekka an, war anfangs auch der oberste Richter, natürlich nach geistlichem Recht. Aber bei dem Vorwiegen der geistlichen Würde war die ungestörte Ausübung der weltlichen und geistlichen Gewalt nur möglich, solange die Mehrzahl der Muslime unter dem Eindruck stand, daß der Kalif genau nach Gottes Wort und des Propheten Beispiel, also nach Koran und Tradition regierte. Zwischen dem Gläubigen, der gebietet, und dem Ungläubigen, der gehorcht, ist eine Scheidewand errichtet. Nur der Muslim darf den Staat mit der Waffe verteidigen. Keineswegs war aber, wer in die Gemeinschaft der Gläubigen übertrat, damit gleichberechtigt. Er mußte bei einem der alten arabischen Stämme Aufnahme suchen und galt dort als Klient zunächst kaum höher wie ein freigelassener Sklave.

Theoretisch war die Wahl zum Kalifen nur gültig, wenn alle Muslim sie vollzogen; in Wahrheit bestimmten, wie schon bei den vier ersten „legitimen" Kalifen, die höchsten Würdenträger, die Mitglieder der herrschenden Familien, die Truppenführer die Person des Nachfolgers, meist unter gewisser Anerkennung des Senioratsrechts, d. h. der Nachfolge des ältesten Familienmitgliedes. Von vierzehn Ommaijaden waren nur vier die Söhne ihres Vorgängers. Die Absetzung eines Kalifen konnte nur auf Grund religiöser Verstöße geschehen; unliebsame Herrscher bewog man zur „freiwilligen" Abdankung. Minderjährige waren von der Wahl ausgeschlossen. Während nun die Schiiten nur Nachkommen Alis als zum Kalifat befähigt ansehen wollten, war die Sunna bereit, jeden in der Hauptstadt Gewählten anzuerkennen, sofern er nur zur Familie der Koreischiten, wie Mohammed selbst, gehörte. Die demokratischen Choriziten betonten das Recht jedes frommen Muslims auf das Kalifat, manche lehnten die Einrichtung überhaupt als überflüssig ab. Die arabischen Rechtsgelehrten haben ein ganzes System von Eigenschaften erdacht, die der rechte Kalif haben müsse. Nach ihrer Auffassung beruhte das Recht des Kalifen auf einem Vertrag mit dem Volk, wonach er sich verpflichtete, die Religion zu bewahren, Streitigkeiten zu schlichten, das mohammedanische Gebiet zu verteidigen, verhängte Strafen zu exekutieren, die Grenzen zu behüten, die Andersgläubigen den von den Arabern ihnen gestellten Bedingungen zu unterwerfen, Steuern zu erheben, Gehälter zu zahlen, Vertrauensmänner und Räte zur Mitregierung zu berufen, das Land zu verwalten und die Verantwortung für die Regierung zu tragen. Das Volk hatte die Verpflichtung des Gehorsams und des Beistandes. Jeder Kalif mußte mannbar und aus der Familie Koreisch sein. Die weltlichen Pflichten der Kalifen traten in diesen späteren Systemen stark in den Vordergrund, die Auffassung ist

Digitized by Google

eine durchaus demokratische. Einzelne sprachen dem Volk selbst das Recht der Absetzung durch öffentliche Anklage zu. Andre suchten das Recht der Nachfolge durch Designation zu begründen, sofern nur das Volk durch Akklamation seine Zustimmung zu dem Vorschlag gab und so dem Schein nach die freie Wahl gewahrt blieb. Unter den Abbassiden drang dann mehr und mehr die Erblichkeit durch. Der 1233 geborene Ibn Gamâ'a verkündete sogar, ein rechtmäßiger Weg zum Kalifat sei die Usurpation auf Grund der Heeresmacht, der Sieger im Kampf sei durch Allah erwählt.

Der Sieger in der Schlacht am Zab, vor dem der letzte Ommaijade nach Spanien flüchtete, Abu el Abbas, brauchte solches Recht noch nicht geltend zu machen: er, der Gründer der Dynastie der Abbassiden (750—1253) und des Kalifats von Bagdad, führte sein Geschlecht auf einen Oheim des Propheten zurück. Mochte der Anspruch des ersten Kalifen von Kordova, Abderrachman, des „Falken der Koreisch", als des einzigen überlebenden Abkömmlings Muâwijas auch noch so gut sein, von dem fernen Kordova ließen sich die arabischen Stammlande nicht beherrschen. So gab es zwei Kalifate, und beide blühten zunächst gewaltig empor. Es genügt, um den Glanz der „gottbegnadeten Dynastie" uns vor Augen zu stellen, an Harun al Raschid und seinen Sohn Mamun zu erinnern. Allein ihre Nachfolger vermochten die Macht nicht zu behaupten. 969 errichteten die Statthalter von Aegypten das Kalifat der Fatimiden, andre Statthalter folgten ihrem Beispiel, wenn auch ohne den Titel Kalif anzunehmen, den der ägyptische Fürst mit seiner Abstammung von Fatima, der Tochter Mohammeds, zu begründen suchte. Noch einmal aber schien aus einem bloßen geistlichen Schattenherrscher der Kalif von Bagdad der mächtige Herr des Ostens zu werden, als er 1058 die Allmacht der Bujiden beseitigte (die die Würde des Emir el Omra erblich an sich gerissen hatten) und dann Syrien, Buchara, Samarkand wiedergewann. Doch seine Erfolge dankte er einzig der Kraft Togrulbegs, des Sultans der seldschukkischen Türken. Seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts waren sie von Osten, später von der Donau her, gegen das Sassanidenreich und Byzanz vorgedrungen. Aber schon 1092 zerfiel die kaum hergestellte Einheit aufs neue, Aegypten zu besetzen war ihnen nicht gelungen. Auch das Kalifat von Kordova war 1031 untergegangen, an seine Stelle traten in einem Jahrhunderte währenden Kampf die spanischen christlichen Reiche. An der berühmten Hochschule in Kairo, der „blühenden" (El Azhar), fanden die aus allen Teilen der islamitischen Welt flüchtenden Dichter, Künstler und Gelehrten freudige Aufnahme. 1258 zerstörten die Mongolen Bagdad, etwa um dieselbe Zeit brach die maurische Herrschaft in Spanien zusammen — nur Granada hielt sich bis 1492 — da war das Ansehen des einzigen noch übrigen Kalifen, des ägyptischen, in allem Islam unbestritten. Wer die reine Sprache und Lehre kennen wollte, mußte seine Bildung in Kairo auf der Hochschule suchen. Nach Landsmannschaften geordnet, unter eignen Führern, mit Stipendien reichlich ausgestattet, oblagen sie dort der Wissenschaft d. h. der Auslegung des Korans und der kanonischen Schriften, und der Erklärung der Welt auf Grund dieser

Digitized by Google

Schriften. Man bedenke, aus wieviel Ländern, von wieviel Völkern sie da zusammenkamen! In mehr als einer Hinsicht sind die Einrichtungen dieser Hochschule vorbildlich für alle Hochschulen geworden. In den Hallen der El Azhar herrscht bis auf den heutigen Tag ein Geist, der zwar fest begründet ist im Islam und aus Mohammeds Schriften seine Kraft schöpft, der aber keineswegs unduldsam gegen freiere Lehren und, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht fanatisch ist.

1453 fiel Konstantinopel, für das ägyptische Kalifat, das zum byzantinischen Reich ein auf gegenseitiger Duldung beruhendes Verhältnis gehabt hatte, eine ernste Warnung. 1516 eroberte der Türkensultan Selim I. Syrien, im Jahr darauf Aegypten. Die Mamelucken blieben als bloß weltliche Statthalter im Lande, der ganze nähere Osten lag den Türken zu Füßen. „Dem Besitz Aegyptens," sagt Eugen Aubin in „Les Anglais aux Indes et en Egypte", „entspringt der Anspruch des Padischah auf den Titel eines Kalifen." Es war noch gar nicht so lange her, daß sie sich als Diener des Kalifen von Bagdad zum Islam bekehrt hatten; jetzt erhob Selim als Eroberer den Anspruch, Beherrscher der Gläubigen nicht nur in weltlicher, sondern auch in geistlicher Beziehung zu sein. Mit dem Willen allein war das nicht getan: was in Konstantinopel an geistiger Kraft geblieben war, trug streng christliches Gepräge. Auch späterhin hat die Hauptstadt für das geistige Leben des Islam so gut wie nichts geleistet. Aus eignem vermochten die ungebildeten Osmanen kein geistiges Zentrum zu schaffen; so blieb nur übrig, die Tatsachen anzuerkennen und Kairo sein altes Vorrecht zu lassen.

Die Kairenser Universität ist mehr nnd mehr geradezu zum Symbol der Einheit des Islam geworden. Von Kairo geht der angesehenste jener jährlichen Pilgerzüge nach den heiligen Stätten Mekka und Medina. Stets haben die besten Beziehungen zwischen Aegypten und dem Scherif von Mekka bestanden, nicht gleich gute zwischen dem Scherif und seinem türkischen Oberherrn. In Mekka und Medina hat man nie vergessen, daß Selim den Titel Kalif kraft des Schwertes sich selbst verliehen hatte, ohne die Anerkennung der Araber zu erbitten. Der Scheich ul Islam in Konstantinopel aber ist alle Zeit so fest in der Hand des Padischah gewesen, dessen Berater als Kalif er sein sollte, daß er als freier Vertreter des Islam und der religiösen Interessen nicht gelten konnte. Während nun aber der türkische Sultan begreiflicherweise nur über das türkische Reich herrscht, liegt in dem Titel Kalif der Anspruch, über alle Mohammedaner jeglichen Ritus die geistliche und im Grunde auch weltliche Herrschaft auszuüben. Die nicht unter türkischer Oberhoheit stehenden Muslim sind aber zum weitaus größten Teil Araber. Außer dem eigentlichen Arabien sind auch die Bewohner Aegyptens, Syriens, Palästinas, Mesopotamiens, des Sudan, ja großer Teile Nordafrikas und Indiens arabischen Stammes. Die drei geistigen Zentren des Islam, Mekka, Medina, Kairo, liegen allesamt im arabischen Gebiet. Aber auch die übrigen, den Muslim aus religiösen oder geschichtlichen Gründen heiligen Stätten Jerusalem, Damaskus, Bagdad gehören alle zum Volksbereich der

Digitized by Google

Araber. Die Einsicht in diese Verhältnisse mußte gerade in der El Azhar lebendig sein, sie mußte zu immer erneuten Versuchen führen, die arabische Welt vom Kalifat von Konstantinopel unabhängig zu machen. Was tat's, wenn die Reichsreliquie des Mantels des Propheten in Konstantinopel aufbewahrt wurde? Sie galt nach orthodoxer Auffassung genau so als geraubt, wie das Grab Mohammeds und andre Heiligtümer, die man in diesem Krieg an den Bosporus gerettet hat. Es ist so unrichtig nicht, wenn es im „Journal de Genève" vom 22. März 1917 heißt: „Bagdad und die persischen Grenzlande gehören zur arabischen Welt und vollends Syrien. Wo immer aber Arabisch gesprochen wird, haßt man den Türken, und dieser Haß überträgt sich auf den Deutschen." So finden wir denn in Marokko, in Algier, in Tunis, vor allem im eigentlichen Arabien und in Aegypten immer neue Bestrebungen, das Joch der Türken abzuschütteln. Während diese Versuche für Arabien zu einem Zustand halber Unabhängigkeit führten, für Tunis und Algier, dann auch für Tripolis zu einer europäischen Fremdherrschaft, ehe ein eignes staatliches Leben sich entwickeln konnte, schien in Aegypten, dank den Erschütterungen, die die Napoleonische Expedition mit sich brachte, unter dem Haus des Albanesen Mehemmed Ali ein unabhängiges Staatswesen, anerkannt von der Türkei, sich zu entwickeln. Die Großmächte, vor allem England und Frankreich, haben es nicht dazu kommen lassen. Dem Siegeszug Mehemmed Alis wurde Halt geboten; nicht zuletzt durch das große, die Kräfte Aegyptens aber weit übersteigende Kulturwerk des Suezkanals kamen die Nachfolger unter die Vormundschaft Europas. England erkannte die Lage sofort: Lord Palmerston hatte sich lange dem Bau des Kanals widersetzt, weil er England nötige, Aegypten in seine Hand zu bringen. England aber hatte damals noch zu viele Fragen im fernen Osten zu lösen, als daß nicht die Unantastbarkeit der Türkei zu den Dogmen seiner Politik gehört hätte. Von Zeit zu Zeit entzog es dem „unspeakable Turc" den moralischen Kredit, Gladstone ließ sich im Parlament eine der schwersten Schmähungen des Koran zuschulden kommen, die wohl je ein Europäer ausgesprochen hat. Das genügte für den Augenblick. Aber seit 1876 herrschte die Königin von England als Kaiserin von Indien über mehr mohammedanische Untertanen als irgendein andrer europäischer Herrscher. In ganz Afrika standen die indischen mohammedanischen Kaufleute unter englischem Schutz. „Für die englische Diplomatie," sagt der oben zitierte Aubin, „verschob sich allmählich das Zentrum der orientalischen Frage von Konstantinopel nach Kairo; der englische Einfluß wich aus dem Balkan, den er einstweilen als Kampfplatz den miteinander ringenden Mächten des Germanentums und des Slawentums überließ." Auch für die britische Islampolitik ist die Erhebung Indiens zum Kaiserreich das kritische Jahr.

Wie so oft im britischen Reich, nahmen anscheinend private Männer die Sache in die Hand. Ein ehemaliger Attaché, der mit achtzehn Jahren in den Dienst nach Athen gekommen war, dann in Konstantinopel, Spanien und Portugal, zwischendurch in Deutschland und der Schweiz gewesen war, Wilfried Scawen Blunt, hatte durch Reisen in Kleinasien, Algier und Aegypten in den

Digitized by Google

Jahren 1873 bis 1876 einen tiefen Einblick in den Zustand der Türkei von damals und der ihr unterworfenen Völker gewonnen. „Die englische Diplomatie von dazumal war sehr verschieden von dem, was sie heute (Blunt schreibt 1895) ist. Sie war durch und durch friedlich, niemals herausfordernd und verschmähte alle jene kleinen Mittelchen, die ihr den Ruf der Geriebenheit auf Kosten ihrer Ehrlichkeit verschafft haben. Wir Attachés und jüngeren Sekretäre wurden ohne viel Umschweife angewiesen, keine neuen Fragen aufzuwerfen, uns nicht um hohe Politik zu kümmern, sondern uns nur gesellschaftlich beliebt zu machen, uns, möglichst mit Anstand, soviel wie möglich zu amüsieren" (S. 2). In Aegypten erhält er den besten Eindruck von der Gutmütigkeit und dem Fleiß des Bauern. Da er nun den allgemeinen Glauben an England noch teilt und auch den an die wohltätigen Folgen der englischen Herrschaft in Indien, so kann er sich für den mißhandelten Fellachen kein schöneres Los denken, als gleich dem Inder unter den Schutz des britischen Reiches zu kommen. „Damals hatte ich Indien noch nicht gesehen," fügt er melancholisch hinzu. Eben war auf Betreiben des Hauses Rothschild durch Disraeli der größere Teil der Suezkanalaktien in die Hände der britischen Regierung gekommen. Die unmittelbar darauf erfolgende Sendung des Mister Cave zur Untersuchung der ägyptischen Finanzen stellte die erste offizielle Einmischung Englands in die Verwaltung Aegyptens dar. Eine kurze Reise durch den Sinai nach Syrien brachte Blunt in persönliche Berührung mit arabischen Stämmen, der Winter 1877/78 führte ihn nach Mesopotamien. Dem englischen Konsul in Aleppo verdankte er die Anregungen zu einer neuen Auffassung der politischen Lage, gerade als der Türkisch-Russische Krieg das Reich des Sultans schwer erschütterte. Das Ergebnis legte er nieder in einem Gespräch mit Lord Salisbury, der eben das Auswärtige Amt übernommen hatte, am 14. Mai 1878. Ihm war nicht entgangen, daß Blunt monatelang in Arabien gereist war, und mitten in den schwierigen Vorbereitungen zum Berliner Kongreß schien ihm — für unsre Begriffe erstaunlicherweise — geboten, aus Blunts Erfahrungen Vorteil zu ziehen. Die Befreiung der Araber von der türkischen Herrschaft, die Vereinigung Syriens mit Aegypten, die Ablehnung einer englischen Garantie für die geplante Euphratbahn, weil sie die Selbständigkeit der Araber Mesopotamiens bedrohe, die derzeit doch nur dem Namen nach unter türkischer Herrschaft stünden, das waren die Hauptpunkte des Programms. Lord Salisbury lehnte fürs erste eine Verquickung der ägyptischen und der syrischen Frage ab, die Schwierigkeiten mit Frankreich gebracht hätte, aber er nahm das Argument gegen die Bagdadbahn auf und lud Blunt ein, ihm öfters über orientalische Fragen zu schreiben. Der Berliner Kongreß, der England Kypros, Frankreich einen Anspruch auf Tunis brachte, machte zunächst allen Träumen ein Ende. England hatte seitdem das Vertrauen der Muslim eingebüßt. Kypros hieß das Bakschisch Englands vom Sultan. Blunt ging von neuem in den Osten, nach Bagdad, durch Persien bis zum Persischen Golf und bis Indien. Der damalige englische Vizekönig, Lord Lytton, trug sich nach dem glücklichen Abschluß des ersten afghanischen Krieges mit kühnen Plänen: seit Jahren hatte

Digitized by Google

die englische Flotte eine Art Protektorat über die Häfen des Arabischen Meeres ausgeübt, natürlich zur Verhinderung von Seeräuberei und lokalen Seefehden zwischen arabischen Stämmen, die der Handelsschiffahrt hinderlich waren. Nun hatte soeben die Türkei dem getreuen Ekkehard bedeutet, daß Arabien ihr Herrschaftsgebiet sei, und Sultan Abd ul Hamid hatte sich sogar unterstanden, Ernst zu machen mit seinem Anspruch einer Oberherrschaft über alle Muslim und so etwas wie panislamische Propaganda zu treiben. England sah sich in seinen indischen Mohammedanern bedroht. So nahm man die Idee eines unabhängigen Arabiens außerordentlich freundlich auf. Der Vizekönig bestimmte Blunt, den kommenden Winter mit einer Botschaft von ihm zu Ibn Raschid, dem Emir von Nejd im Herzen Arabiens, zu gehen, wo die Erinnerung an Mehemmed Alis Streifzug ebenso lebendig war wie das Gefühl der Unabhängigkeit vom Sultan. „Ich bin froh," sagt Blunt, „wo ich jetzt die verschlungenen Wege der indischen Politik besser kenne, daß es nicht dazu gekommen ist. Mit dem besten Willen, den Arabern zu helfen und der Sache der Freiheit zu dienen, wäre ich doch nur das unbewußte Werkzeug einer Politik geworden, die auf nichts Geringeres als die Unterjochung der Araber unter englische Herrschaft zielte. Es ist ein Erbübel des englischen Imperialismus, daß er in das Schicksal freier Völker niemals eingreifen kann, mögen seine Absichten auch noch so unschuldige sein, ohne daß es zu bösem Ende führt. Zuviel selbstsüchtige Interessen sind immer am Werk, als daß nicht die besten Absichten schließlich zu üblen Taten führten."

Die Niederlage von Majuba Hill und die Absetzung des Khediven Ismael ließen vorderhand die englischen Pläne auf Arabien und Mesopotamien zurücktreten. Noch mehr legten die Wirren in Südafrika das britische Kabinett lahm. Treibend bei der Absetzung Ismaels war das Haus Rothschild gewesen, das in London, Paris, Berlin gleichzeitig Schutz für seine Geldinteressen suchte und bei Bismarck, in der Absicht, England und Frankreich zu beschäftigen, Hilfe fand: der Kanzler drohte, die Sache der ägyptischen Gläubiger zur eignen zu machen, wenn die beiden Kontrollmächte nicht einschritten. Auf Bismarcks Einfluß ging wohl auch zurück, daß formell die Pforte den alten Vizekönig beseitigte. Von sich aus hat die Pforte, wie der Franzose Plauchut („L'Egypte et l'occupation anglaise", S. 50) mit Recht sagt, allzuoft vergessen, daß sie mächtige Heere mit ausgezeichneten Soldaten hat, und ist allzu karg mit der Unterstützung, der moralischen Unterstützung der Völker, die ihrem Glauben anhängen, gewesen.

Blunt seinerseits gab seine arabischen Pläne nicht auf. Am 22. August 1880 trat er in Sheffield auf einer Versammlung der British Association den Darlegungen Captain Camerons entgegen, der für den Bau einer englischen Bagdadbahn sich einsetzte. Immer wieder kam er auf seinen Gedanken zurück: die Befreiung der Araber; er trat in Beziehung zu Gordon, zu Gladstone, der in einem Aufsatz in der „Nineteenth Century Review" 1877 auf das energischste jede Einmischung Englands in Aegypten abgelehnt hatte. In diesem Aufsatz steht ein Satz, den wir leider in diesem Krieg vergessen haben: die wahre Seeverbin-

Digitized by Google

dung zwischen Indien und England führt ums Kap, nicht durch den Suezkanal, oder, wie Aubin es 1899 ausdrückte: „Es wäre gewiß wünschenswert, daß der Suezkanal aller Schiffahrt jederzeit offen bliebe; aber man kann sich schwer vorstellen, wie man in Kriegszeiten die Neutralität des Kanals wird garantieren können, da England das Meer beherrscht und selber für den Kriegsfall mit der Schließung des Mittelmeers rechnet und der Benutzung der Route ums Kap."

Ein Angriff auf den Suezkanal ist also im wahrsten Sinne des Wortes ein Schlag ins Wasser. Aber Gladstone sagte noch mehr: „Jede Einmischung am Suezkanal wie in Kairo muß unweigerlich zu immer ausgreifenderen afrikanischen Unternehmungen führen." Und die wollte er damals vermeiden. Mit bewundernswerter Klarheit sieht er die kommenden Ereignisse voraus: „Der erste Platz, den wir gewaltsam oder durch Vertrag in Aegypten besetzt haben werden, wird so gut wie sicher das Ei eines nordafrikanischen Reiches werden, das wachsen und wachsen wird, bis wir schließlich über den Aequator hinaus Natal und Kapstadt die Hände reichen, um nicht von Transvaal und dem Oranjefluß im Süden zu sprechen, oder von Abessinien oder Sansibar, die wir als Wegzehrung so beiläufig verspeisen müssen. Haben wir dann an allen vier Weltenden ein großes Reich, dann werden wir vielleicht territorial gesättigt sein, innerlich bleiben wir weniger befriedigt denn je."[1]) In beredten Worten warf er sich zum Verteidiger der Befreiung des Ostens von der Herrschaft Europas auf, pries die Selbständigkeit Aegyptens, das einst eigne Sultane gehabt habe und sehr wohl imstande sei, sich selbst zu regieren. Zwei Jahre darauf legte derselbe Gladstone, der inzwischen Ministerpräsident geworden war, Englands schwere Hand auf das Nilland!

Inzwischen hatte Blunt in einem Aufsatz „Des Sultans Erben in Asien" in der „Fortnightly Review" die Aufteilung der asiatischen Türkei nach Nationalitäten verfochten. Gladstone ließ ihn sofort rufen und gab ihm sein Interesse an diesen Fragen zu verstehen. Daraufhin entschloß sich Blunt, der im Umgang mit dem persischen Gesandten in London, Malkhum Khan, auf die Wichtigkeit der religiösen Probleme für die Beurteilung des Islam aufmerksam geworden war, zu einer neuen Reise nach Arabien, die ihn diesmal um die Zeit der großen Pilgerzüge nach Jedda und womöglich durch das Hedschas und Yemen nach Nejd bringen sollte. Er nahm arabische Stunden bei einem gewissen Sabunji, einem syrischen Christen, der in London eine arabische Zeitung, „Die Biene", herausgab, die den Mohammedanern religiöse Reformen predigte. In ihr wurde der Sultan aufs heftigste angegriffen: er trüge mit Unrecht die Titel eines Kalifen und Beherrschers der Gläubigen. Wer eigentlich die Zeitung unterstützte, behauptet Blunt nicht zu wissen; daß es der Sultan von Sansibar oder gar der Exkhedive Ismael gewesen sei, wie er zu vermuten vorgibt, klingt wenig wahrscheinlich. Jedenfalls interessierte sich Gladstone stark für die Sache. Am

[1]) Ganz ähnliche Ausführungen ex eventu zur Rechtfertigung des englischen Vorgehens brachte kürzlich die Zeitschrift „The Nation".

Digitized by Google

17. Juli 1880 schreibt Blunt in sein Tagebuch: „Sir Charles Dilke, der Unterstaatssekretär, empfahl mich dem britischen Botschafter in Konstantinopel. Ich bin ganz erfüllt von der Aufgabe, nach Arabien zu gehen und dort eine Bewegung zugunsten der Wiederherstellung des arabischen Kalifats hervorzurufen." Das Werkzeug sollte ein gewisser Abdalla Ibn Tennejjan Ibn Saud sein, aus einer alten Fürstenfamilie des Nejd, der die englische Botschaft in Konstantinopel um Beistand angegangen hatte, ihm auf den Thron seiner Väter zu helfen. Da kam die Nachricht von der Niederlage von Kandahar, und mit einem Male erklärte Lord Tenderton, der ständige Unterstaatssekretär, in dessen Hände Dilke die Angelegenheit gelegt hatte, Blunts Plan sehe zu sehr nach einer „Geheimmission" aus, und es wäre gegen die Gepflogenheit des Auswärtigen Amts, irgendwen mit solchen Missionen zu betrauen. Daran ist soviel richtig, als es englische Gewohnheit ist, private Initiative zu fördern, amtlich aber erst dann aufzutreten, wenn das Unternehmen geglückt ist (vgl. den Jameson-Raid). Dies Verfahren hat den Vorteil, daß man so gut wie niemals kompromittierende englische Akten findet. Es ist auch von Interesse für die „privaten" Unterhaltungen des Obersten Barnardiston. Wer ihre Bedeutung herabsetzt und Belgiens Mitschuld an diesem Völkerkrieg leugnet, ist entweder jeder historischen Kritik bar oder begeht eine Lüge wider den heiligen Geist — und die werden bekanntlich nicht vergeben. Offenbar hatte man aber in Konstantinopel von den englischen Absichten Wind bekommen, denn in der Zeitung befand sich bald danach die Notiz, der neue Scherif von Mekka sei ganz in der Hand des Sultans, er sei eifrig am Werk, in der ganzen islamitischen Welt gegen England zu arbeiten unter dem Ruf: „Der Kalif ist in Gefahr!" Traurig meint Blunt, die Gelegenheit in Arabien sei nun auf lange verpaßt. Aber die Reise nach Arabien gibt er nicht auf, die Aussicht, sein Ziel zu erreichen, werde noch kommen. Er wendet sich zunächst nach Aegypten. Hier gewann er Fühlung mit Mohammed Chalil und seinem Lehrer Scheich Mohammed Abdu, zwei überzeugten Mohammedanern von der Azhar, die sich der liberalen Richtung des Afghanen Scheich Jemal-eddin-Afghani angeschlossen hatten. Der hatte während eines kurzen Aufenthalts in Konstantinopel dort den Keim zu jener modernen Geistesbewegung gelegt, die in der Revolution Midhat-Paschas gegen den Sultan und dem Verlangen nach einer Verfassung 1876 gipfelte und deren letzte Folge die „unblutige Revolution" vor einigen Jahren war. Kein Wunder, daß er mit dem Scheich ul Islam in Konflikt geriet und schon 1871 wieder nach Kairo und an die Azhar zurückkehrte. Unter Ismael blieb er unbehelligt, aber gleich in Taufiks ersten Tagen wurde er verbannt. Der Geist, den er gepflegt hatte, blieb lebendig. Auch für ihn galt das Recht des osmanischen Sultans auf das Kalifat nichts. Nur insoweit die türkischen Sultane unter allen mohammedanischen Fürsten die größte Macht hätten, seien sie auch die berufenen Verteidiger der Rechte des Islam. Eben aber hatte der Sultan, was seit vielen Generationen keiner seiner Vorgänger mehr getan hatte, seine Rechte als Beherrscher der Gläubigen kraftvoll wahrgenommen: den früheren Großscherif von Mekka hatte er beseitigen

Digitized by Google

lassen und an seiner Stelle einen neuen eingesetzt, der nicht wie der vorige unter dem Einfluß des englischen Konsulats stand. So gab Blunt seine Absicht, nach Mekka zu gehen, in Jedda auf, nicht ohne mit einer Reihe Scheichs vorher Fühlung genommen zu haben, die ihm ein mit dem englischen Konsulat in Verbindung stehender Araber zugeführt hatte. Da nun in Arabien nichts zu erreichen war, wenden sich Blunts Gedanken auf Syrien. Wie Gladstone geneigt war, die Griechen wieder zur Freiheit aufzurufen, wenn nur Garantien gegeben wären, daß nicht die ganze Balkanfrage dabei aufgeworfen würde, so, meint Blunt, könne er doch auch die syrischen Araber von ihren türkischen Unterdrückern befreien. Blunt bereist Syrien. Die türkische Regierung hatte sich genötigt gesehen, einige Scheichs der Stämme, durch deren Gebiet Blunts Route ging, wegen Störung der öffentlichen Sicherheit hinter Schloß und Riegel zu setzen. Ihre Angehörigen suchten und fanden bei Blunt Hilfe; mit dem Stellvertreter des einen Scheichs und dem kleinen Sohn des andern machte er sich auf den Weg zum englischen Konsul nach Jerusalem, fand dort in der Burg die Gefangenen, konnte aber bei dem türkischen Gouverneur die Freilassung trotz der Unterstützung des englischen Konsuls nicht durchsetzen. Zuständig sei allein der Wali in Damaskus. „Und so reisten wir denn mitten durch die einander bekriegenden Drusen und türkischen Truppen nach Damaskus." Es gelang, die Vermittlung Seyid Abd el Kaders, des Trägers des Eingeborenenwiderstandes in Algier, den die Franzosen verbannt hatten, zu gewinnen — von seinem ersten Aufenthalt 1878 her hatte Blunt zu ihm sowie zu Midhat-Pascha freundschaftliche Beziehungen. Dem Wali wurde ein Geschenk von 400 Napoleons überreicht; allein das Unerwartete geschah; nach einigen Tagen kam der Sack uneröffnet zurück mit einer Empfehlung des Wali: es wäre ihm ein großes Vergnügen gewesen, Herrn Blunt gefällig sein zu können, leider aber stehe es nicht mehr in seiner Macht. Die Angelegenheit sei nach Konstantinopel verwiesen worden. Blunt schreibt sofort an den englischen Botschafter in Konstantinopel: der Tag könne kommen, wo England den Suezkanal gegen einen Angriff von Osten schützen müsse (wir stehen im Winter 1880/81!), da sei es gut, die Stämme des Sinai für sich zu haben. Goschen und sein Nachfolger Lord Dufferin nahmen sich der Sache denn auch so energisch an, daß die Freilassung erfolgte. Als dann im Sommer 1882 Wolseley seine Expedition ausrüstete, da sandte man einen Geheimagenten (trotz der oben mitgeteilten Versicherung des Foreign Office, daß es so etwas nicht gäbe) zu den Stämmen und bat um ihre Hilfe. Der Professor des Arabischen an der Universität Cambridge, Eduard Palmer, operierte anfangs glücklich, als er dann aber, angeblich um Kamele zu kaufen, mit etwa 150 000 Mark in die Wüste aufbrach, fiel er in einen Hinterhalt, den ihm wohl seine eignen Begleiter bereitet hatten, und starb eines jämmerlichen Todes. „Die Katastrophe war so offenbar, daß Fragen im Parlament nicht ausbleiben konnten. Sir Henry Campbell-Bannerman leugnete im Unterhaus rundweg, daß der Regierung über Professor Palmer irgend etwas andres bekannt sei, als daß er den Auftrag erhalten habe, Kamele zu kaufen. Schade, daß die Tage-

Digitized by Google

bücher Palmers und seiner militärischen Begleiter ausdrücklich das Gegenteil bezeugen."

Umsonst war Blunts Reise nach Damaskus nicht gewesen. Abd el Kader und sein Sohn gehörten jener islamitischen Reformpartei an, die vom Sultan und der türkischen „Lotterwirtschaft" um so weniger wissen wollten, als für den Fall der Wiedererrichtung eines arabischen Kalifats sie selbst nicht leer auszugehen hofften. Auf eine vertrauliche Anfrage des Sohnes bei Abd el Kader ging die Antwort ein, trotz seines Alters sei er wohl bereit, als Bewerber um das Kalifat aufzutreten, wenn man es von ihm erwarte. Ohne fremde Hilfe ginge es aber bei der militärischen Macht der Osmanen nicht. England müsse ihn erst wissen lassen, welche Haltung es bei einer arabischen Erhebung in Syrien einnehmen werde. Für den Fall eines griechisch-türkischen Krieges könne ein solcher Aufstand in Syrien für die Pforte besonders unbequem werden. Binden wollte und konnte sich Gladstone aber gerade damals nicht: der griechisch-türkische Krieg brach nicht aus. „So wird es nicht nötig sein, auf Ihren syrischen Plan zurückzugreifen. Wir können nur sagen: jeden Augenblick kann eine Lage eintreten, die Maßregeln, wie Sie sie vorschlagen, in Syrien nötig macht. Aber wir achten dafür, daß sie noch nicht eingetreten ist." Inzwischen wurde aber der Boden weiter vorbereitet durch die reisenden englischen Konsuln, die nach dem Kyprosübereinkommen von 1878 das Recht haben sollten, in ganz Kleinasien sich frei zu bewegen, den türkischen Beamten Rat zu erteilen (was das hieß, wissen wir von den englischen „Ratgebern" in Aegypten) und die Klagen der Eingeborenen entgegenzunehmen. Der Vertrag bestimmte ausdrücklich, daß diese Konsuln des unmilitärischen Englands ehemalige Offiziere sein sollten, und sie faßten den Begriff „Kleinasien" so weit, daß Blunt zwei von ihnen in Aleppo traf und sie mühelos bestimmte, zu den Anaze- und Schamarbeduinen in die Gegend von Palmyra zu gehen und anderseits nach Smyrna. (Schluß folgt)

Die Phrase

Von

Friedrich Fürst Wrede

Die Herrschaft der Phrase — so etwa wird die Aufschrift eines Buches lauten, das früher oder später geschrieben werden muß, um einem kommenden Geschlechte das Verständnis des großen Weltkrieges zu ermöglichen. Erst zu Handen eines solchen philosophisch-historischen Werkes wird es gelingen, den ganzen Komplex von politischen und wirtschaftlichen Erscheinungen richtig zu bewerten, die wir in der Gegenwart schmerzlich erleben und gegen die wir uns nur deshalb nicht empört auflehnen, weil die katastrophale Kraft eben des Erlebens unsrer Vernunft den Atem raubt.

Digitized by Google

Seit drei Jahren gleicht die Psyche Europas der eines Jähzornigen, dem das Blut plötzlich in Kopf geschossen und dessen ganzes Gefühlsleben von der heißen Welle rot gefärbt ist. Durch die Arbeit von Dezennien mühsam erworbene geistige und materielle Güter werden in dieser Stimmung gering geachtet und für einen Augenblickserfolg ohne Zaudern vernichtet. Ist der krankhafte Prozeß erst einmal abgelaufen und ruhen die Zügel wieder in der kühlen Hand der Vernunft, so wird uns die geistige Struktur der Gegenwart ebenso unbegreiflich dünken wie etwa die der Kreuzzüge oder der französischen Revolution, Epochen, wo der Ruf: „Gott will es!“ Europa entvölkerte und das Fallbeil im Namen der Brüderlichkeit unentwegt rasselte.

Rückblickender Kritik dürfte von all den Geschehnissen der Gegenwart wohl die Herrschaft der Phrase über die Geister das rätselhafteste erscheinen.

Was ist eigentlich eine Phrase?

Jedermann glaubt es zu wissen. Verlangen wir jedoch eine genaue, klare Definition, so tritt sofort zutage, daß der Begriff keineswegs leicht zu formen ist. Die Wörterbücher machen sich die Sache allerdings leicht und übersetzen das Fremdwort frischweg in „Redensart“ oder „lecres Gerede“. Damit ist aber so viel wie nichts gesagt, geschweige die Grenze des Begriffes auch nur annähernd gesteckt. Die Schwierigkeit der Verdeutschung entspringt dem Umstande, daß das, was wir unter Phrase verstehen, auf dem Grenzgebiete zwischen Lüge und Wahrheit, zwischen Erhabenem und Lächerlichem sprießt.

Die Phrase gehört zu dem, was moralische Kasuisten eine „fromme Lüge“ benennen. Eine Behauptung, von der wir im Herzensgrunde wissen, daß sie nicht zutrifft, die wir aber — ihrer Wirkung wegen — trotzdem kühnlich aufstellen. Sie ist, kurz gesagt, das geeignetste Werkzeug, um den Willen der Massen zu lenken, hundert Köpfe unter einen Hut zu zwängen, tausend Schwächen zu einer Stärke zusammenzuschweißen.

Durch unser Alltagsleben läuft sie im harmlosen Gewande der Höflichkeit. In jedem Gruße, den wir wechseln, in jedem Briefe, den wir unterschreiben, findet sich ihre Spur. Weit stolzer erhebt sie bereits das Haupt in der landläufigen Lehre von der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit aller Menschen; ein Glaubenssatz, dem kein Sittlicher zu widersprechen wagt, obgleich der Augenschein stündlich lehrt, daß es mit der Brüderlichkeit auf Erden recht seltsam bestellt ist und bestenfalls von einer Gleichheit in der Unfreiheit die Rede sein kann.

Stehen wir in sonniger Friedenszeit schon dermaßen unter dem Einflusse der Phrase, so wird sie in den Tagen politischer Krisen vollends zur Keule, die jedwede Kritik des Gehabens der Machthaber unter dem lauten Beifall des Marktes niederschlägt.

Seit alters pflegt die Kriegsfackel an einer Phrase entzündet und mit einer Phrase gelöscht zu werden. „Pax sit christiana, universalis, perpetua, veraque et sincera amicitia intra sacram Caesaream Majestatem“ hebt der erste Artikel der Osnabrücker Abmachungen des Westfälischen Friedens an, und wir sehen im Laufe der Jahrhunderte diese feierliche Verheißung eines Völkerlenzes

Digitized by Google

in fast allen Friedensinstrumenten wiederkehren. Selbst der Züricher Vertrag vom Jahre 1859 enthält die Beteuerung, daß von nun an zwischen Oesterreich und Sardinien in Ewigkeit — a perpétuité — Friede und Freundschaft herrschen werde. Eine Ewigkeit von befremdend kurzer Dauer. Denn bereits wenige Wochen später, im Januar 1860, zeigte eine Zirkulardepesche Cavours die Einverleibung Toskanas und Modenas, allen dem neuen Freunde von seiten Frankreichs gegebenen Zusicherungen zum Hohne, an.

Aeußerst handlichen Behelf leistete ferner die Phrase der zünftigen Diplomatie, wenn es galt, einem häßlichen Ausdrucke ein kleidsames Mäntelchen umzuhängen. Das Wort „Annexion" klingt dem Ohre des Bürgers mit gutem Fug abstoßend. Die Geschichte lehrt, daß die Einverleibung eines Fremdkörpers in den Staatsorganismus kaum je einem Volke dauernd zum Heile gereicht. Rechtssinn und gesunder Menschenverstand sträuben sich daher vereint gegen jede zwangsweise Erweiterung des Familienverbandes. Ein phrasenhaftes Wort müßte wiederholt diesen Widerstand brechen. Darin waren die Franzosen — diese Künstler der Sprache — seit jeher unerreichte Meister. Es genügt, an den sog. „Devolutionskrieg" und die berüchtigten Reunionskammern Ludwig XIV., die Anschwemmungstheorie des ersten, die „Revendikation" Savoyens und Nizzas des dritten Napoleon und in neuester Zeit an die „pénétration pacifique" Marokkos zu erinnern.

Daß beim Ausbruch des großen Weltkrieges die Phrase allerorten in Schwang kam, kann nach dem Gesagten nicht wundernehmen. Auch bei uns — dies darf und soll schon heute freimütig eingestanden werden — wurde manches von kühler Erwägung verworfene Wort geprägt und eifrig in Umlauf gesetzt. Wir taten uns an dem Gott-strafe-England-Rummel nicht minder gütlich, als die Franzosen im Boche-Wahnsinn, die Briten in der Entdeckung des preußischen Militarismus schwelgten. Allein dem nüchternen Deutschen und dem zur liebenswürdigen Selbstironie nur allzusehr neigenden Oesterreicher ist das Talent versagt, sich lange an einem klingenden Schlagwort zu berauschen. Ist die in der Volksseele aufgespeicherte Spannung nur halbwegs entladen, so verschwindet bei uns die Phrase plötzlich und spurlos wie jede andre Modetorheit. Ein Staatsmann, der sich ihrer wiederholt bedienen wollte, würde unfehlbar in kürzester Zeit die Gefolgschaft ernster Kreise einbüßen und den Spott der Massen einheimsen. In richtiger Einschätzung dieser kritischen Veranlagung der öffentlichen Meinung hat man an leitender Stelle bei uns auch von der Phrase tunlichst wenig Gebrauch gemacht. Statt rhetorischer Versicherungen der Friedensliebe erfolgte am 12. Dezember ganz unvermittelt und überraschend das Friedensangebot der Zentralmächte.

Ein Friedensangebot seitens des auf dem Schlachtfelde Begünstigten ist zwar ein ungewöhnlicher Fall, aber durchaus kein historisches Novum. Wir brauchen in der Weltgeschichte nur wenige Jahrzehnte zurückzublättern, um auf ein analoges Geschehnis — die Präliminarien von Villafranca — zu stoßen. Die rasche, über die Köpfe der Diplomatie hinweg erfolgte Verständigung der

Digitized by Google

Herrscher im Jahre 1859 wird von einer aufgeklärten Geschichtschreibung wohl immer als ein triftiges Argument zugunsten der monarchischen Staatsform gebucht werden müssen. Zu einer Seelengröße, wie sie Kaiser Franz Joseph, der kaum Neunundzwanzigjährige, damals bekundete, vermochten sich die Minister der Entente nicht aufzuraffen. Ein Friedensschluß bedeutete für sie den Verlust des Portefeuilles. Anderseits kam eine Weigerung dem unverblümten Eingeständnis gleich, daß ihre Politik auf den Schlachtfeldern eines dreißigmonatigen Krieges bisher Schiffbruch erlitten habe. Wie aber eine so bittere Wahrheit den eignen Völkern mundgerecht machen? Nur mittels der Phrase konnte dies bewerkstelligt werden. Und so erlebten wir staunend das größte Taschenspielerkunststück, das auf dem Gebiete der frommen Lüge geleistet wurde: Eine Phrase erklärte eine Tatsache als — Phrase.

Das Friedensangebot der Mittelmächte ist — so lautete die Antwort der Entente — kein Friedensangebot, sondern ein Kriegsmanöver.

Und diese verblüffend dreiste Negation eines vor den Augen der ganzen Welt vollzogenen historischen Geschehnisses wird von vielen tausend klugen Franzosen, Engländern, Italienern und Russen nicht nur nachgesprochen, sondern auch treuherzig geglaubt. Das ist eine Erscheinung, über deren Tragweite wir uns nicht hinwegtäuschen dürfen, wenn wir uns über den unheimlichen hypnotisierenden Einfluß der Phrase Rechenschaft geben wollen.

An dieser Kraftleistung gemessen, war die in der an Präsident Wilson gerichteten Note enthaltene Skizzierung der Kriegsziele unsrer Gegner eine Stümperarbeit. Immerhin mußten auch hier gähnende Abgründe der Logik mittels luftiger Phrasenstege überbrückt werden. In einem Atem wird in diesem interessanten Schriftstück das Recht der Nationalität verkündet und die Einverleibung der zweifelsohne kerndeutschen Teile Elsaß-Lothringens in Frankreich geheischt. Daß das Frankreich des Jahres 1870 weder geistig noch sprachlich ein nationales Ganze bildete, nun, das ließe sich durch hundert französische Zungen leicht belegen. Ich will nur einen einzigen Zeugen anführen, dessen patriotisches Empfinden und linguistische Autorität dafür über alle Zweifel erhaben sind. Jules Goncourt klagt Dienstag den 3. September 1861 in seinem Tagebuch: „Warum ist die französische Grenze gegen Deutschland deutsch, gegen Italien italienisch, gegen Spanien spanisch!“ Und vier Jahre später — am 19. August 1865 — findet sich eine Notiz über seinen Bruder Edmond: „Il est né en Lorraine; c'est un esprit germain. Moi je suis un latin de Paris.“

Eine schillernde Spielart der Phrase bildet das unentwegte Versprechen künftiger Siege, die für die tatsächlichen Mißerfolge der Gegenwart entschädigen werden. Psychologisch merkwürdig ist es, wie willig dergleichen billige Wechsel auf die Zukunft gerade von einem kaufmännisch so geschulten Volke wie die Briten als bare Münze angenommen werden. Der alte Satz: „Erfahrung macht klug“ scheint hier keine Geltung zu besitzen. Denn kann sich die Ankündigung deutscher Niederlagen auch an ehrwürdigem Alter nicht mit der Weissagung des unmittelbar bevorstehenden Zerfalls der Habsburgermonarchie messen, so hat

Digitized by Google

sie doch immerhin die Kinderschuhe sozusagen tüchtig vertreten. Sie ist nämlich geradeso alt wie das Deutsche Reich selbst und ein sinniges Wiegengeschenk des englischen Vetters. Gleich nach Bekanntwerden der Versailler Friedenspräliminarien schrieb die Londoner „Times“: „Die Zeit wird kommen, wo ein Unterleutnant, wie Bonaparte, auferstehen wird, der die Franzosen gegen die Deutschen führt, denen alsdann ein Bismarck und Moltke fehlen wird.“

Nun, was unsre Feldherrn betrifft, so haben die Ereignisse der letzten drei Jahre die britische Prophezeiung gründlich Lügen gestraft und wohl zur Genüge bewiesen, welch überreiche Fülle an militärischer Begabung im Schoße des Deutschen Reiches — im Norden sowohl als im Süden — schlummert.

Ein Genie wie das Bismarcks sprießt allerdings nicht jedes Frühjahr am deutschen Wegraine. Selbst weit bescheidenere politische und diplomatische Talente sind in der Gegenwart mit der Laterne des Diogenes zu suchen. Aber sind unsre Gegner in diesem Punkte besser bestellt? Man lese gefälligst in Talleyrands Erinnerungen und Thiers' Geschichte des Konsulats nach, wie diese beiden Männer wahrhaft prophetisch über ein amerikanisches Bündnis oder die Dardanellenfrage urteilten. Ueberragten der kluge Fürst von Benevent und der Befreier des Territoriums die französischen Machthaber von heute an staatsmännischer Größe etwa weniger als die Hünengestalt des ersten deutschen Kanzlers die seiner Nachfolger?

Darauf wird das französische Volk selbst die Antwort erteilen, ist dieser Krieg erst einmal beendet, in welchem im Namen der Zivilisation vergewaltigt wird; im Namen des Rechtes eine alte Monarchie ihres angestammten Besitzes beraubt werden sollte; im Namen einer besseren Zukunft tausend Talente gemordet werden und ungezählte Kinder dahinsiechen.

Nach Friedensschluß wird das geknebelte freie Wort dort wie hier wieder zur Geltung kommen, der Gluthauch des Hasses allmählich verkühlen und der ganze künstliche Bau der frommen Lüge über kurz oder lang zusammenbrechen. Dem Rausche muß die Ernüchterung folgen. Das ist ein Naturgesetz. Neue, jetzt kaum geahnte Möglichkeiten können sich dann über Nacht zur Blüte entfalten. Das Weltbürgertum — heute ein allerorts geschmähter Begriff — wird neuerdings zu Ehren gelangen. Gewiß, Jahre mögen vielleicht darüber vergehen — früher oder später jedoch wird dieses Ideal wieder im Schreine der Laren und Penaten stehen.

Denn so unheilvoll auch die rätselhafte Herrschaft der Phrase über die Geister in der Weltgeschichte gewirkt hat, wirkt und voraussichtlich auch noch in Zukunft wirken wird, es gibt doch einen prächtigen Granit, an dem ihre tosende Gischt schließlich immer zerschellt: die Wahrheit.

Digitized by Google

Freier Handel oder Zivilzwang bei der neuen Ernte?

Von

Landrat Dr. v. Thadden Trieglaff

Die neue Ernte wird knapp und kein einziges Lebensmittel daher reichlicher vorhanden sein. Sie müssen deshalb verteilt, rationiert werden. Denn der Bedarf ist im ganzen Lande dringend. Damit wäre das Haupterfordernis für erfolgreiche Tätigkeit des Handels an sich gegeben, seine erste Aufgabe, festzustellen, wo die Waren gebraucht werden, eine sehr einfache, da von allen Schichten der Bevölkerung jede Ware, die wichtige Bedürfnisse des täglichen Lebens befriedigt, dringend begehrt ist. Die Warendecke würde aber für alle zu kurz sein. Es würde sie der erhalten, der am stärksten ziehen, d. h. also am meisten zahlen kann. Ihn zu befriedigen würde demnach ein leichtes, andrerseits aber ein allgemeines und unerträgliches Steigen aller Preise sowie ein noch unerträglicherer Mangel bei den Minderbemittelten die unabänderliche Folge sein. Wir können deshalb im Kriege ohne behördlich festgesetzte Höchstpreise nicht auf die Dauer auskommen. Die Ausnahmen fallender Preise gegenüber diesen Höchstpreisen, welche bei Frühkartoffeln, Spargeln u. dgl. und hier und da bei Fischen vereinzelt vorgekommen sind, können nicht irreführen, denn hier handelt es sich um leicht verderbliche oder in ihrem Werte beim Eintreffen von billigerem Ersatz, z. B. den Spätkartoffeln, beeinträchtigte Waren. Da kann vorübergehend das Angebot die Nachfrage übersteigen, und dann ebenso vorübergehend das Einsetzen des Handels möglich und nützlich sein.

Die Folgen des hiernach während des Krieges unumgänglichen Zwangssystems sind freilich durchaus nicht erfreuliche. Denn zufriedengestellt wird bei den Zwangslieferungen niemand, weder der Erzeuger, der seine Ware oft nicht zu ihm gelegener Zeit und nie zu den Preisen absetzt, die ihm beim freien Verkehr erreichbar wären, der mehr abgeben muß, als für ihn wirtschaftlich richtig wäre, noch den Verbraucher, der nicht die gewünschte Ware, die Ware, die er erhält, nicht billig und nicht in der Qualität und Quantität bekommt, die er haben möchte.

Es genügt, dieser Mißstimmung mit dem Appell an Patriotismus und Opferwilligkeit zu begegnen, denn die Ueberschriften der Kreisblätter: „Wer Brotgetreide verfüttert, versündigt sich am Vaterland," verlieren mit jeder Wiederholung an Wirksamkeit. Das eigne brüllende Vieh, noch mehr aber das nichtbrüllende beim sich doch versündigenden Nachbarn reden eine stärkere, das Gewissen betäubende Sprache.

Im Kriege und besonders in einer belagerten Festung, mit der Deutschland jetzt oft mit Recht verglichen wurde, ist nur der Zwang möglich. Auch hinter der Front kann nur der Militarismus zum endlichen Siege führen. Muß aber Zwang angewandt werden, so ist er nur dann erträglich, wenn er gegen

Digitized by Google

alle gleichmäßig wirkt. Der Zorn, und zwar der berechtigte Zorn des Volkes richtet sich weniger gegen den Zwang als solchen, sondern gegen ungleichmäßig ausgeübten Zwang, gegen die Schleichhändler und Hamsterer, gegen die, die sich bei der allgemeinen Not Sondervorteile verschaffen. Wenn die Ueberzeugung vorhanden ist, daß alle, „die in derselben Verdammnis sind", die gleiche Last tragen, wird die schwerste willig getragen, wie umgekehrt eine leichtere bitter empfunden wird, wenn irgendeiner in der gleichen Lage sich ihr zu entziehen versteht.

Bei der Hindenburgspende, die ein besonders anschauliches Beispiel bildet, ist dann leicht und freudig von der Hausschlachtung gegeben, wenn jeder wußte, alle tun dasselbe. Wenn der Büdner weiß, der reiche Bauer gibt von seinen zwei 300-Pfund-Schweinen 30 Pfund, dann gibt er von seinem 150-Pfund-Schweinchen gern $7^1/_2$ Pfund, und wird nicht ermangeln, hinzuzusetzen: Hindenburg sagt's, und die Munitionsarbeiter haben's nötig, wer wollte da zurückstehen? Hat er jene Ueberzeugung nicht, so werden nicht nur die $7^1/_2$ Pfund, sondern auch die 30 Pfund sehr bald so spärlich eingehen, wie das verschiedentlich beobachtet werden konnte. Diese für den Erfolg entscheidende Gleichmäßigkeit kann kein Handel, kann auch keine Genossenschaft erzielen, beiden sind nur Anfangserfolge beschieden. Deshalb wird auch von den Befürwortern ihrer Tätigkeit stets verlangt, daß gegen die als Widerwillige oder Böswillige Erkannten und Bezeichneten ergänzender behördlicher Zwang ausgeübt werden müsse. Nun brauchen wir aber bei der wieder zu erwartenden, im allgemeinen sehr mäßigen Ernte auch die letzten schwer erfaßbaren und ungern abgegebenen Reste und können sie, wie vielfach und von sehr beachtenswerter Seite befürwortet wurde, den Erzeugern selbst dann leider nicht überlassen, wenn sie den größten Teil des für die Allgemeinheit Beanspruchten gern freiwillig frühzeitig abgeliefert hätten und abgeliefert haben; denn wir können nicht wissen, ob wir nicht auch die letzten Reste für die Allgemeinheit schließlich doch noch erfassen müssen. Man darf nichts, kein Freilassen von Resten, versprechen, wenn das Versprechen vielleicht nicht gehalten werden kann; ganz abgesehen davon, daß die freien Reste zum Teil nicht beim Erzeuger verbleiben, sondern in den Verkehr kommen würden, womit dem unerfreulichen Schleichhandel neue und schwer verschließbare Türen geöffnet würden.

Beim Ankauf im Kriege kann sich der Handel sonach nur als Kommissionär für die Kommunalverbände betätigen. So ist er sogar unentbehrlich und kann mit ausreichendem, wenn auch im Rahmen der Höchstpreise beschränktem Nutzen vaterländisch arbeiten. Seine alten Beziehungen zu den Erzeugern bleiben bestehen, weshalb hier auch die weitverbreiteten landwirtschaftlichen Genossenschaften wertvolle Dienste leisten können. Der Zwang erleichtert ihnen das Herankommen an die Waren, die auch sie ohne Zwang vielfach nicht erhalten würden.

Der Zwang muß sofort dahinter stehen und als vorhanden zum Bewußtsein gebracht werden.

Bei der Hindenburgspende konnte das leicht so erreicht werden, daß gesagt wurde: zur allgemeinen als nötig anerkannten Kontrolle ist es erforderlich, Kenntnis von der Ablieferung der von jedem Zentner Schlachtgewicht gleich-

Digitized by Google

mäßig festgesetzten Prozente zu erhalten. Diese Kontrolle ließ sich einfach so ausüben, daß beim Antrag auf die nächste Hausschlachtung durch Vorlegung der Bescheinigung über die Ablieferung nachgewiesen wurde, daß die Prozente von der Vorschlachtung für die Munitionsarbeiter richtig abgegeben waren. Niemals ist diese Bescheinigung nicht, stets aber mit einer gewissen Befriedigung über die erfüllte patriotische Pflicht, oft auch darüber präsentiert worden, daß mehr, als gefordert, abgeliefert worden sei. Wo es sonach gelingt, Zwang und Gleichmäßigkeit auszuüben, kann alles verlangt und durchgesetzt werden, Zwang ohne Gleichmäßigkeit verbittert. Deshalb darf den Behörden nicht lediglich der Zwang überlassen und zugemutet werden. Denn ihnen vor allem liegt es ob, und nur sie können Gerechtigkeit üben, die bekanntlich ein Volk erhöht. Zwang allein macht nichtsnutzige böswillige Sklaven, die allgemeine Wehrpflicht aber unbesiegbare Helden, die der ganzen Welt trotzen.

Nun hat der behördliche Zwang, der bloße Zivilbefehl eine sehr zu beachtende Schranke. Er muß der Produktion gegenüber abgegeben von vornherein versagen und hat daher hier zu unterbleiben. Bei dieser wirtschaftlichen Tätigkeit kann der Befehl (wie der Handel) hier und da Augenblickserfolge haben, auf die Dauer ist er wirkungslos. Das haben die betreffenden Versuche der französischen Revolution zur Genüge gelehrt. Wirtschaftliche Tätigkeit wird durch den Nutzen regiert, sie unterbleibt von vornherein, wenn der Nutzen nicht erhofft werden kann, und ebenso allmählich, wenn der erhoffte Nutzen wiederholt nicht eintritt. Produktion ohne Nutzen für den Produzenten kann nur das Leben einer Eintagsfliege führen und ist zum frühen Tode verurteilt. Wenn also ein wirtschaftliches Erzeugnis hervorgebracht werden soll, so kann das nur dadurch geschehen, daß ein angemessener Nutzen aus der Produktion erwartet werden kann und tatsächlich herauskommt. Ja es wird immer von mehreren zur Wahl stehenden das Produkt produziert werden, das den größten Nutzen verheißt. Da nun unsre Lebensmittelproduktion aber im ganzen unzureichend ist, die Produktionsmöglichkeiten schon wegen fehlender Arbeitskräfte, Transport- und Düngemittel bedauerlich beschränkt sind, so kann die Produktion nicht durch Zwang, sondern nur durch eine richtige Preispolitik in die gewünschten Bahnen gelenkt werden. Diese Preispolitik wird sich außerdem, da zu hohe Preise im Kriege für den Konsumenten unerträglich sind, darauf beschränken müssen, die Preise so gegeneinander zu stellen, daß das unentbehrlichste Produkt im Preise so hoch steht, daß die Produktion sich ihm am liebsten zuwendet.

Aber selbst eine so beschränkte Preispolitik findet sich gegenüber der Landwirtschaft gleich wieder vor unübersteigbaren Schranken. Die Landwirtschaft ist nämlich zu schnellem Aendern ihrer Arbeits- und Erzeugungsweise nicht imstande, und zwar befindet sie sich dabei in sehr deutlichem Gegensatz zur Industrie. Wir haben es im Kriege mit freudigem Staunen erleben können, wie anpassungsfähig sich die deutsche Industrie erwiesen hat, wieviel Betriebe auf die Kriegsbedürfnisse sich willig haben ein- und umstellen lassen, wieviele Fabriken in der Nacht aus der Erde gewachsen sind, wieviele ihre Produktion vervielfacht

Digitized by Google

und damit allein in der Munitionsindustrie die Erzeugnisse geschaffen haben, die der mit den Gegnern vereinigten Munitions- und Rüstungsindustrie der ganzen Welt die Spitze bieten konnten. An Stelle nicht mehr verlangter Möbel z. B. traten Flugzeuge, die der Baumwolle entbehrenden Spinnereien fertigten Pulver oder Granaten. Wieviel wichtigste Ersatzstoffe für die uns fehlenden ferner gefunden, was alles erfunden wurde im Kriege und für den Krieg, wir ahnen es nur und werden es ganz vielleicht niemals erfahren.

Derartiges ist der Landwirtschaft leider versagt. Sie arbeitet mit langfristigen Wechseln, kann zwar bessere und neue Bodenbearbeitungs- und Erntemaschinen einführen, aber das Reifen der Frühkartoffeln, des Getreides um keinen Tag beschleunigen und in unserm Klima immer nur eine Ernte im Jahre einbringen, selbst wenn für eine zweite höchste Gewinne in Aussicht ständen. Oedländereien lassen sich bedauerlicherweise im Kriege auch nicht überall und nicht in wünschenswertem Umfange in Kultur bringen, dann insbesondere nicht, wenn erst größere Entwässerungen und Einebnungsarbeiten vorausgehen müssen. Für diese sind die nötigen Arbeitskräfte nur in nächster Nähe größerer Städte vorhanden, sonst aber werden sie auf dem Lande sehr fehlen. Der im Anfang des Krieges für Neukultivierungen so erfreuliche Strom russischer Gefangener ist versiegt, der Stickstoffdünger ist ebenso knapp geworden. Arbeitskräfte und Dünger werden dem alten Kulturlande zugunsten des neu zu gewinnenden nicht entzogen werden dürfen.

Zu beachten ist auch bei der Preispolitik ferner, daß, je kleiner der Besitz, um so mehr Arbeitskräfte in der Regel für den Morgen zur Verfügung stehen und bei der Veredelung und besseren Verwendung der Rohprodukte eingesetzt werden können. Da nun das Kleinvieh zwar die meiste Wartung beansprucht, aber das verfütterte Getreide besser verwertet als direkt verkauftes, solange wie die Preise für den Zentner Schwein auf 100 Mark, die für Roggen aber nur auf 13 Mark festgesetzt sind, so lange besteht ein starker Anreiz zur Verfütterung von Getreide gerade bei den kleinen Leuten. Der Reiz wird fast unwiderstehlich, wenn schlechte Ersatzfutterstoffe das Doppelte von gutem, selbsterzeugtem Roggen oder Gerste kosten. Wird das Verfüttern allgemein verboten, so trifft es somit den kleinen Besitzer schwerer als den großen. Die Viehpreise schließen eben mehr Arbeitslohn in sich als z. B. die Preise für Wrucken. Aus demselben Grunde werden Preisherabsetzungen bei Schweinen von den kleinen Leuten am schwersten empfunden. Solange und soweit wir tierische Erzeugnisse: Fleisch, Fett, Milch, Butter gebrauchen, dürfen die Viehpreise nicht zu tief gesenkt, ihre Senkung bei den Schweinen insbesondere kann und darf nur damit gerechtfertigt werden, daß das meiste Schweinefutter auch für Menschen genießbar ist, auf dem Umwege über das Schwein aber eine Verminderung erfährt, die bei drohender Hungersnot unzulässig ist. Auch der Preispolitik, dem Verschieben der Preise sind daher nur zu enge Grenzen gesetzt.

Ferner ist hinsichtlich der Produktion auch dem oft gehörten Appell an den Patriotismus nur geringe Wirkung beschieden. Es lassen sich Sonnen-

Digitized by Google

blumen, Flachs, Nessel usw. nicht in der gewünschten Menge da, wo es vorher nicht geschah, anpflanzen. Es fehlt eben an geschulten, ja an Arbeitskräften überhaupt, und wenn selbst sehr hohe Preise für Schafwolle in Aussicht gestellt werden, die vorhandenen Mutterschafe werden dadurch nicht zahlreicher und nicht veranlaßt werden können, öfter und mehr Lämmer zur Welt zu bringen, für die es dann auch an tüchtigen, gelernten Schäfern fehlen würde.

Und schließlich: die Landwirte sind nicht Herren der wichtigsten Produktionsbedingungen, der Witterung. Erleben wir es doch in diesem Jahr mit besonders großem Schmerz, wie soviel landwirtschaftliche Kunst, die nirgend in der Welt höher steht als bei uns, wie so viel Fleiß beeinträchtigt, ja zuschanden werden kann durch eine lange Dürre, die im vierten Kriegsjahr wie im zweiten uns im Osten wieder heimsucht. Auch Regen läßt sich nicht erzwingen.

Die landwirtschaftliche Produktion arbeitet sonach unter schwierigeren Bedingungen als die meisten Industrien, jedenfalls als die, denen die Rohstoffe in beliebiger Menge zur Verfügung stehen. Der Anreiz hoher Preise, die Industrieerzeugnisse wohl hervorzuzaubern vermögen, wird deshalb in der Landwirtschaft geringere Wirkung haben und ihre Erzeugnisse nicht wesentlich vermehren können.

Der Landwirt braucht, und das ist das Schwerstwiegende, schließlich seine Erzeugnisse zur Fortführung der eignen Wirtschaft. Er wird sich daher sträuben, das hierzu Notwendige abzuliefern, und wird den letzten Futterhafer für seine Pferde, die letzten Kartoffeln für seine Schweine für keinen Preis hergeben, sich lieber selbst einschränken und der zwangsweisen Hergabe sich ebenso zu entziehen versuchen wie eine Fabrik, der man die Kohlen wegnehmen wollte, die sie zu der Dampferzeugung braucht und ohne die der Betrieb stillstehen müßte.

Wenn daher von sozialdemokratischer Seite behauptet wird, der Landwirt gebe erst bei Wucherpreisen seine Erzeugnisse ab, so trifft das nicht den Kernpunkt der Frage. An das, was der Landwirt für seine Familie und seine Arbeitskräfte braucht oder zur Fortführung seiner Wirtschaft nötig zu haben glaubt, wird man durch hohe Preise niemals herankommen. Der Landwirt wird lieber seinen Verdienst abgeben, als sich seine Verdienstmöglichkeiten beschränken lassen. Zur Erreichung dieses Zieles müssen andre Wege eingeschlagen und andre Mittel als hohe Preise angewandt werden. Das einzige sich hier bietende Mittel ist und bleibt daher für die Ablieferung der durch die Not des Vaterlandes geheiligte und gerechtfertigte möglichst alle treffende Zwang. So unzweifelhaft die Notwendigkeit solchen allgemeinen, gleichen und direkten Zwanges nun auch sein mag, so schwierig gestaltet sich die Ausführung, weil, wie so oft im menschlichen Leben, das Können hinter dem Wollen zurückbleibt und ganz besonders die menschliche Gerechtigkeit ihr göttliches Ideal niemals hienieden erreicht.

Dabei ist es von Wichtigkeit, den Gründen der ebenso auffallenden wie unbestreitbaren Erscheinung nachzugehen, weshalb Bestrafungen wegen Uebertretungen der Kriegsverordnungen beim Kleingrundbesitz soviel häufiger wie beim größeren vorkommen. Sie können, dazu ist der Unterschied zu groß, nicht ein-

Digitized by Google

fach mit der größeren Zahl der Klein- und der kleineren der Großgrundbesitzer erklärt werden.

Zunächst fällt ins Gewicht, daß der Großgrundbesitz mit fremden Leuten zu arbeiten genötigt ist, so daß schon deshalb Durchstechereien erschwert sind und die Gefahr der Anzeige bei jeder Mißhelligkeit zwischen Arbeitgeber und -nehmer sofort gegeben ist. Der Betrieb des größeren Besitzers vollzieht sich schon deshalb in viel größerer Oeffentlichkeit als der des kleineren, der nur die eigenen Familienglieder beschäftigt. Der Großgrundbesitz ist aber seit einem Menschenalter auch, und zwar besonders durch die Einkommensteuergesetzgebung, gezwungen worden, die Verhältnisse seines Betriebes offen zu legen. Die vielen Beanstandungen und Rückfragen haben ihn dahin gebracht, Buch zu führen, sich selbst und andern über die Bewegungen seiner Wirtschaft genau Rechenschaft abzulegen. Dieser Erfolg ist beim bäuerlichen Besitz nicht eingetreten. Auch heute noch führt kaum ein Bauer Buch. Er macht sich selbst vielleicht einige Notizen, hat aber eine unverkennbare Scheu, diese seine Geheimnisse fremden Blicken preiszugeben, nimmt es dafür unter Umständen sogar in Kauf, wenn er so höhere Steuern zahlt, als er bei Vorlegung ordentlicher Bücher vielleicht zu zahlen hätte.

Die in allen Ständen vorkommende Neigung, sich vor den Steuern zu drücken, ist dabei nicht entscheidend, sondern mehr das Bestreben des deutschen Bauern, ein nach außen abgeschlossenes Sonderleben zu führen und schon seine Hoflage gegen die Dorfstraße durch das im Osten so charakteristische verkehrshinderliche und bei Feuer gefährliche Torzimmergebäude abzuschließen. Er fühlt sich noch heute wie zu Zeiten des Tacitus auf dem nachbarliche Beobachtungen ausschließenden Ausbau am wohlsten, wo er, umgeben von seinem Lande, mit seinem Vieh und den Kindern allein ist. Alle Eingriffe in sein befriedetes Besitztum empfindet er als persönliche Beeinträchtigung, jeder Zwang ist ihm verhaßt. Er tritt aus einer Genossenschaftszuckerfabrik aus und gibt den an sich ihm nützlichen Rübenbau lieber wieder auf, als daß er die von größeren Besitzern als nötig erkannte und begrüßte Rübenrevisionskommission der Fabrik auf seinem Rübenlande duldete.

So gern er spart, anderseits Tausende von Großstadtkindern aufnimmt, so gern er gibt für Kirche und Vaterland, sieht er es aber sehr ungern, wenn andre prüfen können, wieviel Prozente seines Einkommens er opferte. Die sonst beliebte Veröffentlichung der Geberlisten ist für ihn nichts weniger als ein Reizmittel. Ja vielleicht lebt noch eine Erinnerung an die Schwedenzeiten, an die Russen- und Franzosennot fort, die ihn hindert, sich von seinen Ersparnissen, dem Notpfennig im Strumpf zu trennen und die für Zeiten von Mißwachs stets gesparten Vorräte anzugreifen. Wurde doch bei Kriegsbeginn sogar bei Großbauern mehrere Jahre übergehaltener Roggen vorgefunden, trotz den bei solcher Aufbewahrung unvermeidlichen Verlusten. Er riskiert Diebstahl und Brand, bringt aber seine Ersparnisse ungern auf die Sparkasse. Und nur sehr allmählich haben die ländlichen Spar- und Darlehnskassen sowie mehr noch die treue Werbearbeit bei den Kriegsanleihen hier etwas Wandel schaffen können.

Digitized by Google

Hiermit und mit der Abneigung des Bauern gegen alles Neue und noch nicht Dagewesene, die seine Stärke wohl mehr als seine Schwäche bildet, läßt sich die direkte Widersetzlichkeit gegen die Kriegsverordnungen erklären, die zu den so häufigen Bestrafungen führt. Diese sind deshalb so bedauerlich, weil in den Bestraften ein Stachel zurückbleibt, der sehr entfernt ist von Reue über das, was er getan, sondern deshalb so tief haften bleibt, weil er meint, weniger geschickt gewesen zu sein wie seine Nachbarn, die sich seiner Ueberzeugung nach alle mindestes ebenso schuldig machten, sich aber besser vorgesehen oder — das Allerempfindlichste — aus ungerechtfertigter Schonung nur nicht angezeigt oder verfolgt wurden. Das erweckt seinen Ingrimm. Deshalb leidet die Stimmung der Landbevölkerung so unter jeder Bestrafung. Es muß alles geschehen, um die Zahl dieser Strafen zu verringern; und der allergefährlichsten Meinung darf kein Vorschub geleistet werden: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen.

Das ist eine schwere und trotz der mühsamen, aber dringend nötigen Kontrolle doch nie ganz befriedigend zu lösende Aufgabe. Denn auch der gleiche Zwang wirkt niemals ganz gleich.

So kann dreißig Eier aufs Huhn der leicht abgeben, der für seine Hühner freien Auslauf und weniger Personen zu ernähren hat, den Nachbar kann dieselbe Lieferung dahin bringen, daß er selbst kein Ei behalten darf.

Die Milchablieferung ist für den das richtige, der zufällig neben der Molkerei wohnt, sehr unbequem für den auf weit entferntem Ausbau Lebenden und deshalb lieber Butter Liefernden. Eingriffe in den Viehstand können ebenfalls ganz verschieden wirken, selbst wenn sie genau nach Prozenten des vorhandenen Viehs, und sogar selbst dann, wenn sie außerdem noch nach den Gattungen, Ochsen, Kühe, Jungvieh, umgelegt werden. Es läßt sich nicht vermeiden, daß in einem Falle ein Stück Zucht- oder Rassevieh hergegeben werden muß, dessen Abgabe wirtschaftlich falsch für den Betreffenden ist, während der Nachbar z. B. wegen Futtermangels die abgeforderten Stücke auch ohne Zwang, im eignen Interesse hergegeben hätte.

So ergeben sich auch bei der Ablieferung der erzeugten Waren tiefgreifende Unterschiede zwischen Industrie und Landwirtschaft. Der Fabrikant gibt nämlich die Geschütze, Flugzeuge, Granaten nach Fertigstellung sehr gern sofort aus der Hand und braucht zur Herausgabe des einmal Hergestellten nicht durch hohe Preise noch besonders angereizt zu werden. Er hat keine Veranlassung, etwas von seinen Fertigwaren zu behalten. Der Landwirt aber kann fast alle seine Erzeugnisse auch selbst gebrauchen. Der allerkleinste Landwirt, der unter vier Morgen bestellt, braucht meistens zum Unterhalt seiner Familie mehr, als bei ihm wächst, und muß außerhalb seiner Wirtschaft hinzuverdienen und hinzukaufen, um leben zu können. Er kann von seinen Erzeugnissen nur wenig oder gar nichts abgeben. Der größere Besitzer wird im allgemeinen, je größer sein Besitz ist, um so mehr veräußern können und wollen. So manches aber will auch er behalten. Der Stolz der ländlichen Hausfrau bestand vor kaum hundert

Digitized by Google

Jahren noch darin, daß sämtliche Bedürfnisse des damals allerdings einfacheren ländlichen Haushalts aus der eignen Wirtschaft befriedigt wurden. Licht spendeten die selbstgezogenen Talglichte, die Kleidung lieferten die Schafe, die Wäsche wurde aus dem im Hause gewonnenen und gewebten Flachs gemacht, ja selbst die Maschinen, die Bauten vom Stellmacher aus eignem Holz, die Dächer aus dem Rohr des Sees hergestellt. Wenn ein solches Verfahren mit dem selbstgefertigten hölzernen Pfluge auch als unwirtschaftlich allmählich aufgegeben ist und die größeren Landwirtschaften die Veredelung ihrer Produkte der Industrie überlassen, sich auf die Rohproduktion beschränkt haben, im Kriege haben die Hausfrauen sich so mancher Großmutterfertigkeit wieder zugewandt, wieder Gerste zu Kaffee gebrannt, Seife aus Fettresten hergestellt und der Hausschlachtung sich wieder mit größter, fast vergessener Sorgfalt gewidmet. So ist manches der Allgemeinheit zugeführt, das, wie die zu Spinat verwandten verzogenen jungen Zuckerrüben, im Frieden verloren ging. Der Abgabezwang greift aber nur zu oft und am stärksten bei kleinen Leuten ein.

Die unten erfolgende Zusammenstellung der Ablieferungen von je 4000 Hektar von Gütern und Bauerngemeinden aus demselben Kreise ergibt, daß tatsächlich von Gütern an Brotgetreide, Hafer und Kartoffeln pro Hektar erheblich mehr abgeführt wurde. Die Liste ist derart aufgestellt, daß auf beiden Seiten bessere Böden mit intensiver Kultur und größere und kleinere Besitzungen mit leichteren und weniger kultivierten wechseln. Die elf Vergleichsgüter haben außerdem 106 736 Zentner Zuckerrüben produziert, während diese Früchte in nur fünf Bauerngemeinden und auch nur auf wenig Morgen angebaut, 2699 Zentner ergaben. Schweine sind dagegen von den zum Ausgleich benutzten Gütern 747, von den Bauergemeinden 1777 abgeliefert. Hier ergibt sich also eine beträchtliche Mehrlieferung der letzteren. Die *Mehrablieferung* von 55 800 Zentern Brotgetreide und Kartoffeln beträgt pro Hektar aber bei den Gütern nicht weniger als 13,6 Zentner. Danach läßt sich der Schluß nicht von der Hand weisen, daß, wenn auch die Kultur der Güter im allgemeinen infolge des Rübenbaues eine höhere sein wird, beim Kleingrundbesitz doch auch mehr Produkte in der eignen Wirtschaft verbraucht werden.

Der Zivilzwang läßt sich endlich nicht in demselben Umfange wie an der Front ausüben. Er hat *nicht die Wirkung* wie dort, wo der einfache Befehl genügt, um *Heldentaten* auszulösen. Hinzukommen muß und für die Ausführung des Zivilbefehls entscheidend ist, daß die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der angeordneten Maßnahmen mindestens einer Anzahl von Wohlmeinenden und Verständigen im Volke einleuchtet. Denn eine so überragende, *jeden* Befehl deckende autoritative Persönlichkeit, wie sie uns durch Gottes Gnade in Hindenburg gegeben ist, haben wir hinter der Front nicht. Wir dürfen sie hier auch nicht erwarten oder erhoffen, wenn wir uns daran erinnern, daß selbst ein Staatsmann wie Bismarck bei den wichtigsten, folgen- und segensreichsten Entschlüssen seines langen Lebens mit ihn leidenschaftlich bekämpfenden Majoritäten zu ringen hatte. So war es im Anfang bei seiner Behandlung der

Digitized by Google

holsteinischen Frage und zum Schluß noch bei den Schutzzöllen, ja bei seiner ganzen Wirtschaftspolitik, ohne welche wir, nach wohl jetzt allgemeiner Meinung, den Weltkrieg wirtschaftlich nicht hätten durchhalten können. So neue, so einschneidende, so schnell zu ergreifende Maßnahmen, wie dieser Krieg sie auch hinter der Front nötig machte und, so lange er währt, stets von neuem bei unsern leitenden Staatsmännern nötig machen wird, werden die Kritik um so stärker herausfordern, je länger es hinter der Front dauert, bis der Erfolg über die Richtigkeit des Verordneten entscheidet. Wird doch selbst das Urteil der Geschichte über einen Staatsmann und seine Entschlüsse immer viel längere Zeit unsicher sein, als über einen Feldherrn, dessen Richter in vielen Fällen der unmittelbare und unbezweifelbare Erfolg ist, der sich schon nach Tagen, ja oft schon nach Stunden übersehen läßt. Während z. B. jetzt nach einem halben Menschenalter die Meinungen noch sehr darüber auseinandergehen werden, ob wir mit der Besetzung von Kiautschou uns gerade den richtigen Platz an der Sonne ausgesucht haben, konnte jeder deutsche Primaner seinen Jubel über Tannenberg oder die Genialität der Anlage des rumänischen Feldzuges sehr bald nachher begründen. Ob es richtig ist, so stark in den Schweine-, den Rindviehbestand einzugreifen, wird je nach Ausgang und Dauer des Krieges verschieden beantwortet und auch dann noch umstritten werden. Die Richtigkeit der Feldherrnbefehle ergibt oft schon der Ausgang der Schlacht. Häufen und drängen sich die Erfolge so, wie sie Hindenburgs Feldherrnkunst zeitigte, dann ist das Vertrauen der Truppen nicht nur, sondern des ganzen Volkes in dem Maße gewonnen, wie wir es zum Durchhalten im schwersten Ringen aller Zeiten nicht entbehren konnten. Und die allzeit rege Kritik hält sich hier zurück, weil sie zu leicht und schnell durch Tatsachen widerlegt werden kann. Ein solches begeisterndes unbedingtes Hindenburgvertrauen kann und darf selbst ein verdienter Staatsmann, ein bewährter Verwaltungsbeamter nicht erwarten. Solch Vertrauen wird ihm günstigstenfalls erst nach langem Zeitraum und meist auch nur in beschränktem Wirkungskreise, soweit persönliche Bekanntschaft reicht, als seltenes Geschenk zufallen. Schon deshalb genügt hinter der Front der bloße Befehl nicht. Es muß freiwillige verständige Mitarbeit der Besten hinzukommen, ohne die kein Zivilbefehl durchführbar ist.

Nun ist besonders unser Preußenvolk durch die allgemeine Wehrpflicht, durch jahrhundertelange treue Arbeit seiner Könige disziplinierter wie kein andres, an Gehorsam gewöhnt. Und im Anfang des Krieges hat diese Gewöhnung sowie der überwältigende Eindruck wundervollen Funktionierens des auf dem schlichten Befehl aufgebauten militärischen Organismus eine große Freudigkeit im Gehorsam und im „Maulhalten“ im ganzen Volke erkennen lassen. Je länger aber der Krieg dauert und je mehr Nahrung er der deutschen Neigung zur Kritik zuführte, bei der allgemein wachsenden Unzufriedenheit und den oft geänderten, zum Teil aufgegebenen Verordnungen zuführen mußte, um so unmöglicher ist es geworden, mit den bloßen Verordnungen auszukommen, erfolgreich zu regieren. Die Notwendigkeit, eine Verordnung zu rechtfertigen, tritt darum je länger je

Digitized by Google

Ernte

Güter

Laufende Nr.	Name	Größe Hektar	Brotgetreide abgeliefert Zentner	Zusammen Zentner	Hafer abgeliefert Zentner	Zusammen Zentner	Kartoffeln abgeliefert Zentner	Zahl der Schlachtungen
1	Triegl.	742,13	9539,00 + 735,00 [1]	= 10274,00	2400,00 +1071,00 [2]	= 3471,00	4469,20	79
2	Darlaff.	572,40	3541,00 + 362,60	= 3903,60	2600,00 + 1040,40	= 3640,40	1696,80	67
3	Wodt.	470,00	4200,74 + 509,60	= 4710,34	2140,00 + 1040,40	= 3180,40	7035,60	71
4	Stö.	396,25	1680,00 + 405,72	= 2085,72	2500,00 + 810,90	= 3310,90	9057,40	55
5	Rott.	371,00	3168,60 + 356,72	= 3525,32	2580,00 + 550,80	= 3130,80	7568,40	53
6	Dumma.	335,07	1367,00 + 225,40	= 1592,40	1550,00 + 566,10	= 2116,10	6510,20	39
7	Rens.	318,21	2571,00 + 170,52	= 2741,52	2260,00 + 459,00	= 2719,00	3840,40	44
8	Pribb.	243,77	1451,76 + 197,96	= 1649,72	2247,00 + 382,50	= 2629,50	3422,00	34
9	Renſow	176,25	1466,50 + 121,52	= 1588,02	703,00 + 198,90	= 901,90	2981,50	18
10	Ged.	134,20	850,00 + 117,60	= 967,60	1386,60 + 168,30	= 1554,90	635,00	11
11	Bahow	327,89	3432,50 + 241,08	= 3673,58	3493,00 + 443,70	= 3936,70	3809,60	39
		4087,17		36 711,82		30 591,60	51026,10	510

[1]) Selbſtverſorger.
[2]) Futter.

Digitized by Google

1916

Gemeinden

Laufende Nr.	Name	Größe Hektar	Brotgetreide abgeliefert Zentner	Zusammen Zentner	Hafer abgeliefert Zentner	Zusammen Zentner	Kartoffeln abgeliefert Zentner	Zahl der Schlachtungen
1	Behl.	655,95	1649,34 + 642,88[1])	= 2292,22	1061,04 +1331,10[2])	= 2392,14	4162,80	117
2	Klät.	655,01	4171,23 + 576,24[1])	= 4747,47	2199,95 +1331,10[2])	= 3531,05	4170,00	101
3	Schleff.	455,00	2076,00 + 372,40[1])	= 2448,40	281,50 + 902,70	= 1184,20	1614,20	59
4	Lens.	407,35	2942,20 + 380,24[1])	= 3322,40	346,70 + 948,60	= 1295,30	1289,00	78
5	Zitz	361,54	2363,00 + 309,68[1])	= 2672,68	522,50 + 719,10	= 1241,60	1904,70	62
6	Arnsb.	336,66	1374,65 + 674,24[1])	= 2048,89	378,84 +1300,50	= 1679,34	2830,00	81
7	Rens.	318,10	1985,64 + 331,24	= 2316,88	471,74 + 856,80	= 1328,54	1969,24	52
8	Pribb.	247,00	1017,10 + 382,20	= 1399,30	232,76 + 734,40	= 967,16	1729,76	91
9	Völz.	178,00	966,46 + 221,48	= 1187,94	148,00 + 459,00	= 607,00	658,00	28
10	Mede.	137,00	1097,38 + 141,12	= 1238,50	299,00 + 336,60	= 635,60	502,20	25
11	Göre.	333,40	1237,02 + 299,88	= 1536,90	432,40 + 535,50	= 967,90	892,40	54
		4085,01		25 211,58		15 829,83	21 722,30	748

[1]) Selbstversorger.
[2]) Futter.

Digitized by Google

stärker hervor und stellt die praktischen Verwaltungsbeamten, die die gegebenen Befehle durchführen sollen, vor Aufgaben, deren die militärischen Befehlshaber überhoben sind.

Und dabei wird die Rechtfertigung der getroffenen Verordnungen mit der Not des Vaterlandes leider selten überzeugend gelingen und zwar besonders dann einen schweren Pflichtenkonflikt bringen, wenn der mit der Ausführung betraute Beamte den Erfolg bezweifelt oder gar prinzipiell andrer Meinung ist. Und doch soll zuerst er gehorchen und das Verordnete mit der unerläßlichen Strenge durchführen. Er wird da oft mit gutem Beispiel vorangehen, sich der ablehnenden Kritik enthaltend, hier und da wohldurchdachte praktische Vorschläge machen, oft aber auch das Opfer der Ueberzeugung bringen und seine Befriedigung und die Ruhe des Gewissens darin finden müssen, wenn er wie der Soldat, der auch die Opfer nicht abwägen darf, schlicht melden kann: „Die befohlene Linie ist erreicht." Daß er daneben im eignen Haushalt, der eignen Wirtschaft die gegebenen Vorschriften strengstens innehalten muß, schon weil er besonders scharf beobachtet wird, ist selbstverständlich. Im Kriege müssen auch hinter der Front Befehle schweigend ausgeführt werden, deren Zweckmäßigkeit nicht jedermann einleuchtet. Nur so können wir siegen!

Dieselben Eltern, die den Sohn tränenlos ausziehen sahen und die Nachricht, daß er gefallen, mit stolzer Trauer empfingen, können sich in wortreichen Klagen ergehen, wenn sie Milch statt Butter abgeben sollen. Wir haben viel an Augenmaß verloren und vergessen über den Tagessorgen, was uns bevorstünde, wenn die Kosaken wiederkehrten, wenn die Mauer Hindenburgs, von vorn unbezwinglich, von hinten zermürbt würde.

Da die Sprache der Trümmer Ostpreußens nicht mehr deutlich genug vernommen zu werden scheint, muß der Ruf: „Durchhalten — Maulhalten!" wieder lauter werden. Ostpreußen lehrt noch heute, was aus unsern Frauen und Kindern werden würde, wenn Kirgisen und Nigger einbrechen sollten, lehrt, daß nur die Fronhäuser für fremde, grausame Gewalthaber von den trauten deutschen Heimstätten übrigbleiben würden.

Die Minister und leitenden Staatsmänner haben in Deutschland im Kriege nicht so oft gewechselt wie bei unsern Feinden. Vermehrt haben sich aber die Reichs- und Landesstellen und Aemter derart, daß ihre zahlreichen Beschlagnahmen, Höchstpreise und ähnlichen Erlasse die Zielscheibe unsrer Witzblätter und ihres oft grimmigen Humors mehr noch geworden sind wie im Frieden die Schwiegermütter, zerstreuten Professoren und schnarrenden Leutnants.

Auf die grünen Tische der unteren Verwaltungsbehörden legt sich demgemäß seit Kriegsbeginn ein noch immer anschwellendes Trommelfeuer von Verordnungen, gegen die es keinen Unterstand gibt, und von denen nur die aufgehobenen, nicht einmal die abgeänderten Anweisungen in die Ruhe der reponierten Akten abgleiten können.

Dazu kommt, daß die Aufgaben gerade der unteren Verwaltungsbehörden sich bekanntlich insofern verschoben haben, als während des Krieges die Sonder-

Digitized by Google

Viehlieferung

Güter

Laufende Nr.	Name	Größe Hektar	Rinder	Kälber	Schweine		Schafe
					Kreis-lieferung	Schrot-schweine	
1	Triegl.	742,13	57	21	85	1	270
2	Darlaff.	572,40	62	21	95	43	—
3	Wodt.	470,00	61	27	103	24	5
4	Stö.	396,25	34	16	73	4	22
5	Rott.	371,00	36	27	54	7	—
6	Dumma.	335,07	37	23	55	35	7
7	Rens.	318,21	19	14	33	23	106
8	Pribb.	243,77	47	19	17	13	—
9	Renſow	176,25	33	18	19	5	—
10	Geb.	134,20	19	13	12	—	—
11	Bahn.	327,89	40	24	33	3	—
		4087,17	445	223	579	158	410

Gemeinden

1	Behl.	655,95	45	24	99	181	8
2	Klät.	655,01	86	48	142	177	2
3	Schleff.	455,00	78	32	93	45	7
4	Lens.	407,35	85	52	107	42	17
5	Zitz	361,54	61	34	84	20	10
6	Arnsb.	336,66	72	35	115	175	13
7	Rens.	318,10	69	32	83	43	48
8	Pribb.	247,00	48	35	102	47	12
9	Bölz.	178,00	35	22	40	21	43
10	Mede.	137,00	27	15	33	18	38
11	Göre.	333,40	33	19	62	48	26
		4085,01	639	348	960	817	224

intereſſen hinter denen der Allgemeinheit mehr als im Frieden zurücktreten müſſen. Der Landrat insbeſondere wird die letzteren daher öfter als im Frieden mit Härte gegen ſeine Kreisinſaſſen zur Geltung bringen müſſen. Solche Strenge wird aber gewürdigt werden, wenn ihm in großer Zeit die große und ſchwere Kunſt gelingt, an die Gewiſſen zu rühren, wenn das Streben erkennbar iſt, alle

Digitized by Google

gleich zu behandeln. Verfasser hatte einmal vor einigen Jahren Gelegenheit, in Cantreck einen prachtvollen Tafelaufsatz zu bewundern, den sämtliche Mitglieder des Abgeordnetenhauses Exzellenz v. Köller zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum als Präsident des Abgeordnetenhauses derart gewidmet, daß alle auf einen Tag Diäten verzichtet hatten. Herr v. Köller erwähnte, der Aufsatz sei auch Seiner Majestät dem Kaiser bei ihm aufgefallen. Als er dem Kaiser berichtet habe, daß alle Abgeordneten sich beteiligt hätten, habe Seine Majestät erstaunt gefragt: „Alle? Sie haben sie ja immer so schlecht behandelt!", worauf er geantwortet: „Zu Befehl, Eure Majestät, aber alle gleichmäßig."

Alle gleichmäßig! Das altehrwürdige preußische Suum cuique!

Die Aufgabe der Beamten und besonders der Landräte im Kriege wird unter keinen andern Wahlspruch gestellt werden können. Auch sie werden gegen viele streng sein, ja sie „schlecht behandeln" müssen. Wem es aber gelingt, die Absicht, alle gleichmäßig zu behandeln, in Taten umzusetzen, über den wird die Meinung der Männer, auf deren Urteil Wert zu legen ist, dahingehen: „Er hat getan, was seine Pflicht ihm gebot."

Babette Gräfin v. Kalckreuth

Ein Charakterbild aus der Berliner Gesellschaft

Von

Wolf Wilhelm Grafen Baudissin

Als in der Morgenfrühe des 4. August 1916 Gräfin Babette v. Kalckreuth einundachtzigjährig die Augen schloß, war es neben den nächsten Angehörigen ein nicht kleiner, aber doch bestimmt begrenzter Kreis von Freunden, der durch ihren Heimgang schmerzlich betroffen wurde. Ueber ihn hinaus war die Gräfin Kalckreuth nur wenig bekannt; aber ältere Berliner erinnerten sich bei der Todesnachricht, daß die Entschlafene einstmals als Babette Meyer eine glänzende und gefeierte Erscheinung der Gesellschaft gewesen war.

Nicht solche Erinnerung für sich allein könnte den Verfasser dieser Zeilen, für den ein hoher und unzerstörbarer Lebensgewinn darin liegt, daß er zu den Freunden gehört, bewegen, auch vor ferner Stehenden und nicht Bekannten das Bild der Heimgegangenen in den Umrissen einer bescheidenen Silhouette — wie nur das an dieser Stelle tunlich ist — zu zeichnen. Der Kreis, der sich um die Gräfin bis in ihr letztes Lebensjahr aus mannigfaltigen Gesellschaftsschichten gesammelt hatte, stellte in der Mehrzahl seiner Glieder einen Rest der alten Berliner Gesellschaft aus der Mitte der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts dar. Ein andrer von ähnlicher Zusammensetzung und Eigenart wird sich jetzt schwerlich noch in einem Berliner Hause zusammenfinden. Es webte eine besondere Atmosphäre in diesem Kreise. Sie schien seinen älteren An-

Digitized by Google

gehörigen eine Rückkehr in jugendlichere Zeiten zu gewähren und besaß für die seltenen neu Eintretenden den — ich glaube — von keinem verkannten Reiz des Einblicks in sonst entschwundene Gesellschaftsformen. Ich darf einen gewissen historischen Wert dem Umstand beilegen, daß ein solcher Zirkel in dem modernen Berlin bis dahin noch bestanden hat. Leider muß ich mir versagen, ihn in den noch Lebenden zu schildern. Er war naturgemäß in dem Hause der einsamen Greisin vorzugsweise aus Damen, großenteils Genossinnen ihrer Jugend, gebildet, und an der kleinen Abendtafel ließ sich eine bunte Reihe nur selten vollständig herstellen. Es fanden sich darin zusammen aus der Nachbarschaft der Tiergartenstraße Damen der Großindustriellen und Finanzmänner, zuweilen auch deren Herren, Glieder des märkischen Adels, Künstler und Vertreter der Literatur. Auch das Militär hat Repräsentanten entsandt. Die Beamtenwelt aus der Zeit des alten Kaisers und der Hof der Kaiserin Friedrich waren noch in Damen vertreten. Von der zünftigen Gelehrsamkeit fand sich längere Zeit hindurch nur der Verfasser dieser Zeilen ein, bis in den letzten Jahren ein Familienangehöriger der Dame des Hauses ihm hinzutrat.

An Verstorbenen, die in den drei Lustren meines Verkehrs gerngesehene Gäste waren, nenne ich Paul Meyerheim, der mit nie versagendem Humor von seinen Freundschaften im Zoologischen Garten erzählte, noch lieber aber mit Stentorstimme verkündete, daß seine Neigung ihn stets zu großen Historien getrieben habe, ihm aber die Ausführung verwehrt geblieben sei, „denn" — sagte er — „die Welt verlangte immer von mir neue Menagerien". Noch origineller in der Erscheinung, mit langwallendem Haar und in der ohne Rücksicht auf die Umgebung nur mit seinem Stoffe beschäftigten Art der Mitteilung war Rudolf Genée. Von ihm habe ich im Hause der Gräfin einen Vortrag über Musikalisches — ich meine, es handelte sich um die Entwicklung der Oper von Mozart bis zu Wagner — gehört, den er, damals in der Mitte der achtziger stehend, durch Singen einzelner Proben belebte. Er konnte noch mit nicht übler Stimme aus dem „Propheten" den Psalm „Herr, dich in den Sternenkreisen" andeutend zu Gehör bringen.

Dieser bunte Kreis hatte ein einheitliches Gepräge, in dem jeder sich dem Charakter des Ganzen einfügte und kaum einer als eine Einzelheit hervortrat. Den Zusammenhalt und die Einheit fand er in der Wirtin, ohne daß doch auch sie sich als eine Besonderheit geltend machte, überhaupt ohne daß sie die Aufmerksamkeit irgendwie auf ihre Person lenkte. Die Einheitlichkeit des Ganzen wurde verstärkt durch den Eindruck des Hauses. Seine Herrin hatte ihm in allen seinen Bestandteilen ein bestimmtes Gepräge gegeben.

*

Die Frau, die den Mittelpunkt dieses Kreises bildete, erstrebte in der Zusammenführung ihrer Bekannten nichts andres, als sich zu erfreuen an freundschaftlicher und geselliger Gemeinschaft, die ihr bis in die Tage des Alters Lebensbedürfnis geblieben war. Ich darf für meinen Versuch einer Skizze ihres Lebens und ihrer Persönlichkeit hoffentlich erwarten, daß er den Freunden ihre

Digitized by Google

Gestalt in der Erinnerung zurückrufen und vielleicht befestigen wird. Das Beste müssen sie selbst ergänzen. Aber ich möchte weiter annehmen dürfen, daß es neben denen, die im Hause der Gräfin verkehrt haben, auch für andre, denen ich ein mich selbst befriedigendes Bild der reich angelegten und entwickelten Persönlichkeit der Entschlafenen zu entwerfen nicht imstande bin, Wert haben kann, einiges einzelne zu erfahren von einer bis dahin unter uns Weilenden, welche auch in ihrer Person als eine in dieser Art nicht so leicht noch auffindbare Vermittlerin zwischen Vergangenem und Gegenwärtigem eine gewisse kulturgeschichtliche Bedeutung in Anspruch nehmen darf und in manchen Aeußerungen ihrer Lebenskunst vorbildlich bleiben wird.

Die Gräfin war geboren am 22. Juni 1835. Sie hat die Augen geschlossen in dem Hause der Viktoriastraße an der Ecke des Kemperplatzes, das sie von ihren Eltern überkommen hatte. Der Vater, Adolf Meyer, hatte Wohlstand ererbt von seinem Vater, mit dem zusammen er einstmals eine Seidenweberei besaß. Sie stand in Zusammenhang mit der Kultur des Maulbeerbaumes, die zur Förderung der Seidenindustrie Friedrich Wilhelm I. in der Mark einführte, nachdem schon im Jahre 1709 die Akademie der Wissenschaften den Anbau des Maulbeerbaumes zu heben versucht hatte. Friedrich der Große setzte diese Bestrebungen fort. Neben französischen Refugiés haben mehrfach jüdische Familien wie die Meyersche sich an der märkischen Seidenindustrie beteiligt. Aber die einheimischen Pflanzungen des Maulbeerbaumes, die später zurückgingen, haben niemals ausgereicht, um Seidenmanufakturen in größerem Stil das nötige Material zu liefern. Dieses mußte, um auszureichen, großenteils aus Frankreich bezogen werden. Die Gräfin erzählte von einer ersten weiteren Reise, die sie in jugendlichem Alter mit ihrem Vater nach Südfrankreich gemacht hatte, wo er den dortigen Seidenbau beobachten wollte, um seine Einrichtungen in der Mark nachzuahmen. Die Ausführung dieser Uebertragung gelang nicht, und Meyer gab sein Geschäft auf, als eine Firma, mit der er in Verbindung stand, dazu überging, sich in ein Verkaufshaus umzuwandeln. In dem Elternhause der Gräfin wurde unter Glas und Rahmen als Ehrendenkmal aufbewahrt ein schwarzweißes Seidengewebe, das den Aufruf Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk", von Emblemen umgeben, wiedergab. Der Vater lebte nach dem Austritt aus dem Geschäft einem edlen Genuß seines Besitzes. Von seinem Geschmack zeugt eine schöne Villa, die er sich in Pillnitz erbaute, in andrer Weise auch das Haus in der Viktoriastraße. Er hatte es ursprünglich als Sommerwohnung gedacht und hat es zunächst nur als solche benützt. Von außen ein unscheinbarer Bau, einer der letzten Repräsentanten des alten Tiergartenhauses und jetzt hinter hohen Bäumen den Vorübergehenden kaum bemerkbar, ist es im Innern vorzugsweise geschmückt durch die zum einzigen Obergeschoß hinaufleitende Treppe, deren schöne Verhältnisse mich immer an die mit so vieler Ueberlegung entworfene Treppe des Weimarer Goethehauses erinnert haben. Sie hat vor dieser den Vorzug der durch keine Wände beengten und in eine offene Galerie ausmündenden Lage. Der Vater der Gräfin hat sich städtischer Angelegenheiten

Digitized by Google

Berlins mit Eifer angenommen. Er war von 1861 an bis zu seinem 1870 erfolgten Tode Mitglied der Stadtverordnetenversammlung und in den Jahren 1867 und 1868 ihr stellvertretender Vorsteher. Ich erinnere mich seiner aus den letzten Lebensjahren. Er war in Würde der Erscheinung und Gemessenheit des Benehmens der Typus eines vornehmen Kaufmannes. Sehr anders war die Art der Mutter der Gräfin. Ideale Züge und Anmut des Ausdrucks sind wiedergegeben in einem schönen Bilde, 1861 von Vollmar gemalt, das den Ehrenplatz im Schreibzimmer der Gräfin einnahm. In den letzten Lebensjahren des Vaters brachte die Familie die Sommermonate in Pillnitz zu. Die Vollendung der eignen Villa dort hat der Vater nicht mehr gesehen.

Von dem äußeren Leben der Tochter ist wenig zu berichten, obgleich es nicht ohne Geschichte, sogar nicht ohne dramatische Geschichte war. Außer dem Wechsel zwischen Berlin und Pillnitz haben neben jenem früheren Besuch in Südfrankreich wohl nur kleine Reisen nach Süddeutschland, der Schweiz und, soviel ich weiß, auch nach Oberitalien die Stetigkeit des Aufenthaltsortes unterbrochen. Aber diese Einförmigkeit wurde belebt durch eine reiche Mannigfaltigkeit des Umgangs. Dessen Mittelpunkt bildete schon bei Lebzeiten beider Eltern die von ihnen auf Händen getragene Tochter. Durch Geist und Lebhaftigkeit übte sie in weiten Kreisen eine fesselnde Anziehungskraft aus. Ich habe diese gesellschaftliche Stellung nur beobachten können in dem Verkehr zwischen dem Meyerschen Hause und dem meines Onkels, des Shakespeare-Uebersetzers Wolf Baudissin, am Ende der sechziger und im Anfang der siebziger Jahre, wo sich dieser Umgang aus der Nachbarschaft der Weinbergsvilla meines Onkels in Wachwitz und dem Sommeraufenthalt der Familie Meyer in Pillnitz entwickelte. Hier war die Tochter durchaus die Hauptperson, der die Eltern als Folie dienten. Dies Verhältnis ergab sich wie von selbst. Von allen Seiten blieb die Respektsstellung der Eltern gewahrt, an denen die Tochter mit pietätvoller Ergebenheit hing. Sie spiegelten sich mit natürlicher Freude und ohne Eitelkeit in dem Glanze der Tochter. Aufmerksamkeiten zwischen meinem Onkel und Babette flogen in der Form leicht hingeworfener Verschen zwischen Wachwitz und Pillnitz hin und her. In einem dieser dichterischen Scherze verstieg sich der Achtzigjährige zu dem Wunsche, das in ihnen gebrauchte „Du“ auch in der Prosa des Lebens beibehalten zu dürfen, mußte aber doch — wie mich sein Tagebuch unterrichtet — den unüberlegten Gedanken in einem schleunig nachfolgenden Briefe widerrufen, angeblich wegen der „kleinstädtischen“ Auffassungsweise der Dresdener, eigentlich jedoch aus einer tiefer liegenden Notwendigkeit. Aber eine unanfechtbare poetische Huldigung des Onkels an Babette hat meine Tante doch aufgenommen in eine seinem Gedächtnis gewidmete Sammlung. Zu den gern gepflegten Erinnerungen Babettens gehörte die eines Sommerbesuchs bei dem Onkel und der Tante auf seinem holsteinischen Gute.

Diese Freundschaft hat Babette bis in die letzten leidensvollen Tage ihres Lebens, wo ich kleine Züge des darin Gegebenen zur Erheiterung ihr ins Gedächtnis rief, als einen eigenartigen Besitz wertgehalten. Ich berichte darüber

Digitized by Google

aber doch nur als von einem einzelnen Symptom des Eindrucks, den sie auf viele gemacht hat.

Diesem Eindruck hat sich auch der größte der Zeitgenossen, der erste Reichskanzler, nicht entzogen. Babette gelangte im Anfang der siebziger Jahre in das Bismarcksche Haus durch die Vermittlung einer der Töchter der Frau v. Arnim, der Schwester des Fürsten, mit der zusammen sie in Gräfs Atelier malte. Auch Robert v. Keudell, damals Bismarcks rechte Hand und ein Freund des Meyerschen Hauses, hat wohl Veranlassung zu der Bekanntschaft gegeben. Babette war längere Zeit ein oft begehrter Gast bei der Fürstin und dem Fürsten. Als ein dauerndes Zeugnis dieses Verkehrs stehen in dem Skizzenbuch Babettens Randbemerkungen von der Hand Bismarcks. Die Beziehungen sind nach Jahren abgebrochen worden. Ueber die Gründe hat Babette sich nur vielleicht den allernächsten gegenüber ausgesprochen. Die Schwester des Fürsten blieb bis zu ihrem Tod ihr in treuer Freundschaft ergeben. Von dem Fürsten sprach Babette, so oft sich die Gelegenheit ergab, mit der Wärme einer bewundernden, fast schwärmerischen persönlichen Anhänglichkeit. Es war ihr ein Festtag, als ich ihr Gelegenheit gab, der Feier unsrer Universität zu seinem hundertsten Geburtstag beizuwohnen. Noch im letzten Frühjahr hat sie meinem Pflegesohn mit lebhaften Farben die Details eines Spaziergangs in Varzin mit dem Fürsten geschildert, auf dem sie von einem Gewitter überrascht wurden.

Eine zweite Periode des Lebens Babettens begann mit einem folgenschweren Schritt, zu dem sie sich in vorgerücktem Alter entschloß. Im Jahre 1886 fand sie nicht die Widerstandskraft, die Werbung des Grafen Stanislaus v. Kalckreuth, des bekannten Malers, auszuschlagen. Die Verbindung war für beide Seiten, was manche eine Heirat aus Neigung nennen würden. Bei Babette ihrerseits ist aber doch wohl das, was auch sie selbst für Neigung gehalten haben wird, mehr ein momentanes Geblendetsein durch die Erscheinung und Huldigung des Werbenden gewesen. Daß die eheliche Gemeinschaft nur kurze Zeit dauerte, beruhte auf Verhältnissen, über die der Wille der Gräfin nicht gebot. Das eheliche Zusammenleben konnte wohl nicht länger dauern. Daß die Gräfin trotzdem die Ehe eingegangen war, wird sich, wer sie wirklich kannte, aus ihrer Art, die Menschen zu nehmen, einigermaßen zurechtzulegen vermögen. Gegenseitige Hochachtung haben die Gatten bis zur endgültigen Trennung durch den Tod des Grafen im Jahr 1894 sich bewahrt und die Gräfin ihm darüber hinaus eine unbefangen anerkennende Erinnerung.

Sie kehrte in das Haus der Mutter zurück, aber nicht in die alte gesellschaftliche Lebensweise. Der Umgang wurde eingeschränkt. Erst nach Jahren hat sich die Gräfin wieder mehr dem Verkehr erschlossen, besonders — soviel ich beobachten konnte — in dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens, als die Mutter längst nicht mehr zugegen war. Das Erfahrene ist für sie trotz seiner Schmerzlichkeit nicht ohne versöhnende und beglückende Wirkungen geblieben. Die bei Eingehung der Ehe bereits erwachsenen Kinder des Grafen aus seiner ersten Ehe haben die Gräfin immer als ihnen angehörend angesehen, und in der

Digitized by Google

nächsten Generation der Familie erwuchsen ihr junge Freundinnen, die sich mit ihren Kindern ganz als ihre Enkelinnen und Enkelkinder fühlten.

Die Gräfin lebte in inniger Gemeinschaft mit ihrer Mutter, bis diese im Jahre 1894 nach schwerer Krankheit starb, aufs treueste von der Tochter gepflegt, deren größtes Heiligtum bis in die Stunden ihres eignen Heimgangs die Erinnerung an die Mutter blieb. Der Ausruf „Mutter!“ ist eine ihrer letzten Aeußerungen gewesen. Nach sechs Jahren des Alleinseins fand sie für ihr Liebesbedürfnis einen neuen Ersatz. Die ihr seit 1885 befreundete Fräulein Emilie Henne, einstmals Vorsteherin der Luisenstiftung, zog, bei ganz gebrochener Gesundheit ständiger Pflege bedürftig, zu ihr, und die Sorge für die Freundin wurde von da an der Gräfin eine Lebensaufgabe, der sie sich mit großer Aufopferung widmete. Die hochgebildete, kluge und feine Freundin ist aber nicht nur auf ihre Lebenseinrichtungen von Einfluß gewesen. Die an der Grenze des Greisenalters stehende Gräfin war mit noch immer jugendlichem Geiste der Aufnahme von neuen Gedanken und der Wandlung auch der Lebenshaltung fähig geblieben. Fräulein Henne hatte in ausgedehnter Ausübung einer erziehenden Tätigkeit reiche Kenntnis des menschlichen Herzens und seiner individuellen Regungen und Betätigungen gewonnen, war von ernstem christlichem Sinn erfüllt und brachte der Freundin, die, sie leitend, doch vielfach von ihr bestimmt wurde, Ergänzungen ihres Wesens, die der Gräfin hohe Befriedigung gewährten. Fräulein Henne mußte um ihrer Gesundheit willen ganz zurückgezogen leben, meist auf ihre Zimmer beschränkt. Nur selten erschien sie, wenn Besuch ins Haus kam, und nur wenn es wenige Personen waren. Sie wünschte aber für die Freundin die Fortsetzung ihres frühern Verkehrs und hat sie dazu ermuntert, ihn auszudehnen. Sie schmückte bei Gesellschaften den Tisch mit Blumen, ohne doch selbst zu erscheinen. Wurde einmal in dem nur bei besonderem Anlaß geöffneten großen Saale Musik aufgeführt, so war durch ein kleines, hinter einem Gemälde verborgenes Fenster dafür gesorgt, daß die Klänge in das Zimmer der Leidenden drangen. Für die Frühlings- und Sommermonate hatte Fräulein Henne eine eigne Wohnung mit selbständiger Wirtschaft in Blankenburg im Harz. Die Gräfin folgte ihr regelmäßig gegen Ende Juni vor ihrem Geburtstag dorthin und war dann ihr Gast bis in den Spätherbst, nur mit Unterbrechung einiger Wochen, in denen sie höhere Gebirgspunkte aufsuchte. Die Pillnitzer Villa hatte sie aufgegeben und zum Ausdruck ihrer Verehrung für die Kaiserin Friedrich den Viktoria-Schwestern als ein Erholungsheim geschenkt. Als im Frühjahr 1913 die gebrechliche Hülle der Freundin zusammenbrach, sah die Gräfin sich wieder vereinsamt und hat diesen Verlust niemals überwunden. Das Schild mit dem Namen der Freundin ist an dem Eingang der Wohnung geblieben bis über den Tod der Herrin des Hauses hinaus.

Aber doch ließ diese, die nun über die Mitte der Siebziger hinausgeschritten war, sich nicht beugen. Sie klagte wohl über die verlassenen Abende; aber die alten Lebensgewohnheiten blieben bestehn. Sie sah es als eine Pflicht der „Tapferkeit“ an, weiterzukommen ohne die ihr oft empfohlene Hilfe einer andern

Digitized by Google

Dame. Sie besaß noch nahestehende Freundinnen in Pillnitz und in Berlin. Der Verkehr mit ihnen war durch den engern mit Fräulein Henne niemals zurückgedrängt worden. Das Herz der Gräfin hatte immer für viele Freundinnen Platz. Noch in den letzten Jahren hat sie eine jüngere neu gewonnen, mit der sie in einem fast leidenschaftlich geführten Briefwechsel stand. Sie pflegte sie ihre „Spätgefundene" zu nennen. Sehr erleichtert und verschönert wurde ihr das energische Weiterleben dadurch, daß von den Kalckreuthschen Enkelinnen zuerst eine, dann nach deren Fortgang eine zweite mit ihren Familien ihren Wohnsitz in Berlin hatten. Die heranwachsenden Kinder brachten neues Leben in das einsame Haus; die Enkelinnen waren unentbehrlich bei den kleinen Gesellschaften. Auch hier griff dann der Krieg mit Erlebnissen voll Ernst und Trauer ein. Der Gatte der einen Enkelin, Graf Rüdiger von der Goltz, zog als einer unsrer Führenden hinaus; einer der Söhne fand den Tod auf dem Schlachtfeld, ein zweiter wurde zu bleibender Invalidität verwundet. Aber auch unter diesen Eindrücken war im Sommer 1915 der achtzigste Geburtstag der Gräfin ein schönes und unter dem Ernst der Zeit von Heiterkeit umstrahltes Fest. In den von Freundinnenhand zu einem Feengarten ausgeschmückten Räumen führten die Kinder der jüngern Enkelin die Kindersinfonie auf und trugen in anmutigem Kostüm als die Geister des Hauses, der darin gepflegten Künste, der sein Dach überschattenden hochragenden Platane und der umgebenden Bäume des Tiergartens reizende Verse vor, in denen die Dichterin — ich mag nicht unterlassen, den ehrwürdigen Namen der damals an der inzwischen überschrittenen Schwelle der Neunzigjährigkeit stehenden Marie v. Olfers, der Zeichnerin von märchenhaften Kindergestalten, zu nennen — die Geschichte des Hauses und ihres Zusammenhangs mit den Bewohnern vergegenwärtigte. Die Gefeierte war frisch und hochbeglückt. Sie erklärte mir bald darauf, wohl noch ein Dezennium erleben zu mögen, um zu sehen, wohin die Weltbewegung hinauszulaufen bestimmt sei.

Das hat ihr nicht gewährt werden sollen. Im Frühjahr 1916 traten, zuerst noch wieder überwunden, Alterserscheinungen ein, die man bisher nicht an ihr gekannt hatte. Die Gräfin hat mir aber noch bei meiner Rückkehr aus den Osterferien mit heiterm Munde, als ob alles jetzt vorüber, auf meine Frage nach ihrem Befinden geantwortet, es wäre „ganz abscheulich" gewesen. Ein mit sicherer Hand geschriebenes Billett vom 30. Mai bat mich und meinen Pflegesohn zum Ersatz der seit der Kriegszeit vorwiegend Stil gewordenen Nachmittagsbesuche auf den 2. Juni zu einem „fragwürdigen kleinen Abendbrot". Sie schrieb: um uns „vor der Sommertrennung" noch zu sehen. Sie dachte an eigne und an unsre Reisepläne; aber es sollte uns dauernde Trennung bevorstehen. Am 1. Juni wurden wir wegen Erkrankung der Gräfin abgesagt. Zwei Monate lang hat ein hartes Ringen zwischen Leben und Tod unter quälenden Herzkrämpfen und Beklemmungen gedauert. Liebevolle Pflege, die ihr von ihrer treuen Bedienung, von den Viktoria-Schwestern und den jetzt anwesenden beiden Enkelinnen zuteil wurde, hat ihr das Leiden erleichtert und sie mit immer ge-

Digitized by Google

äußerter Dankbarkeit erfüllt. Der Gatte der einen Enkelin, der Mediziner Professor Bonhoeffer, war ihr neben dem Hausarzt täglicher ärztlicher Berater; sie schenkte ihm unbedingtes Vertrauen.

In den letzten Wochen war sie von auffallender Schönheit; in dem ganz vergeistigten Gesicht waren die Falten verschwunden, und es erschien wie jugendlich. Ihres Heimgangs gewiß und bis ins kleinste hinein alle Anordnungen dafür treffend, hat sie bis zum letzten Augenblick teilnehmend andrer gedacht. Als ich sie zuletzt sah, am 29. Juli, hatte man sie der bessern Luft wegen im Lehnstuhl vor die offene Tür des großen Balkons gebracht mit dem Blick auf die Bäume des Tiergartens. Sie konnte nur weniges sprechen, vollständig nur ein Wort des Dankes für treue Freundschaft an meine Schwester und mich. Es zog gerade Militär mit Musik vorüber. Sie bemerkte es und fing mit Ernst im Gesicht einen Satz an, der sich offenbar auf die Kriegslage beziehen sollte. Sechs Tage darauf ist sie still und sanft entschlafen, umgeben von der Fürsorge der Ihrigen.

*

Wenn ich aus den Eindrücken, die ich empfangen habe, mir das Wesen der Heimgegangenen vergegenwärtige und den Versuch mache, es andern nahe zu bringen, so muß ich hervorheben, daß mein Verkehr mit ihr in zwei Hälften zerfällt, etwa durch ein Vierteljahrhundert voneinander getrennt, in welchem ich keinerlei Beziehungen zu ihr hatte. Ich bin vor achtundvierzig Jahren als junger Student mit Grüßen meiner Dresdener Verwanden in das Meyersche Haus gekommen und damals wohl nur einmal dort gewesen — es stand, wenn ich nicht irre, gerade der Aufbruch zu dem Sommeraufenthalt in Pillnitz bevor. Dann habe ich bis in die Mitte der siebziger Jahre in meinen bei dem Onkel und der Tante in Wachwitz verlebten Ferien ihren Verkehr mit den Meyers mitgemacht, nur beobachtend als unbeteiligter Zuschauer. Bei meiner Versetzung nach Berlin im Frühjahr 1900 habe ich längere Zeit gezaudert, ob ich die Gräfin aufsuchen sollte. Ich wußte nicht, ob was dazwischen lag die Erneuerung jener Beziehungen gestattet oder erwünscht erscheinen ließe. Als ich sie wagte, fand ich mich schon durch den ersten Empfang reichlich belohnt und bin sofort wie ein Erbe in die Freundschaft meines Onkels eingetreten. Ich habe das Ueberkommene dann auch als einen eigenen Besitz erworben, der einen wesentlich andern Charakter erlangte als der mir übermachte. Er mußte es — schon deshalb, weil die Freundin meines Onkels in der Zwischenzeit eine andere geworden war. Vieles, was sie früher geübt, hatte sie mit Bewußtsein und Absicht abgelegt, nicht die Befähigung dazu verloren. Wer sie nur gekannt hat in den letzten Dezennien ihres Lebens, hat sie nur halb gekannt. Ich glaube, daß mir aus der Beobachtung des Frühern für manches der Schlüssel des Verständnisses gegeben ist, der später Gekommenen fehlen mußte. Eines war geblieben. Sie hat, wie in jüngern Jahren, ebenso in denen des Alters jedem imponiert, der mit ihr in Verkehr trat. Es ist aber nicht leicht zu sagen oder auch nur zu finden, worauf dieser Eindruck beruhte. Das allerdings ist niemand, der ihr

Digitized by Google

näher stand, verborgen geblieben, was sie an Fülle des Gemüts für ihre eigentlichen Freunde war. Aber davon ist hier nicht zu reden, sondern von der Art, wie sie überhaupt der Welt erschien.

Als einstmals in den Berliner und Dresdener Gesellschaften der Glanz bewundernder Huldigungen sie umstrahlte, wurden diese hervorgerufen durch die Verbindung von Aeußerungen eines lebendigen Geistes mit einer über die Jugend hinaus dauernden Anmut der Erscheinung und Grazie des Benehmens. Sie hat niemals, so weit meine Erinnerung reicht, auffallend schöne Züge besessen, aber sie erschien als selten schön durch das, was aus den Zügen sprach. Keines ihrer Bilder ist wirklich befriedigend, und kein Bild könnte es sein. Aber Geist und Anmut besaßen auch andere, neben denen sie doch hervorragte. Und dann: sie hat nicht nur in den Salons vorüberrauschenden Beifall gefunden und dauernden nicht nur bei schwärmenden Freundinnen, sondern schon in ihren jüngern Jahren haben ernste und gereifte Männer ihren Umgang gesucht; ein Bismarck hat daran Freude gefunden.

Es ist zunächst nicht schwer, zu sagen, worauf ihr Hervorragen über andere nicht beruhte. Sie war nicht im eigentlichen Sinne geistreich, obgleich manche es gesagt haben werden; sie hatte nur Esprit, zunächst einen unversiegenden Witz — es war veredelter Berliner Witz, besonders in Wortspielen; er stellte sich mit unfehlbarer Sicherheit im richtigen Moment ein mit Schlagfertigkeit und niemals um den Ausdruck sich bemühend. Er gefiel immer und jedem, weil er getragen war von einem unverwüstlichen Humor, der stets im eigentlichsten Sinne liebenswürdig zu nennen war. Diese Liebenswürdigkeit bestand ganz besonders in einer seltenen Bescheidenheit. Sie wußte ganz gut, daß sie manche Gaben besaß; aber sie betrachtete sie eben als Gaben, als etwas ihr Geschenktes, wovon sie sich selbst nichts anrechnete. Bescheidenheit ist gewinnend, aber sie hat noch niemals imponiert. Auch waren jener Witz und Humor, als deren Begleiterin ich sie nannte, nicht eben etwas Außerordentliches. Zu den eigentlichen Geistesgaben kamen freilich noch Talente. Sie zeichnete und malte nicht schlecht, aber nicht besser als manche andere. Ihr flossen niedliche Verse leicht dahin; aber, anmutig in der Form und sinnig im Inhalt, waren sie nicht gerade bedeutend in den Gedanken. Zu dem, was sie nicht war, gehört vor allem, daß sie keineswegs eine von den gelehrten Frauen war. Gewiß — sie überragte an Kenntnissen die meisten Frauen von einer der ihrigen verwandten Lebensstellung. Aber ihre Bildung war doch vorzugsweise eine Bildung des Gemüts und des Willens. Ihr Wissen war, auch auf dem Gebiet der klassischen Literatur und der Kunst, nicht ohne Lücken, die zuweilen auffallend erscheinen konnten. Aus diesen Lücken — und damit glaube ich auf das Charakteristische zu kommen — machte sie sich gar nichts; sie bekannte sie offen, ergänzte sie aber nur, wenn es sich gelegentlich so traf, daß sie dazu veranlaßt wurde. Das war, meine ich, das Eigene und Eindrucksvolle an ihr, daß sie nichts gab, auch nichts besitzen wollte, als was sie sich wirklich angeeignet hatte, und daß sie sich nichts aneignen wollte, als was das Leben ihr zuführte.

Digitized by Google

Von Goethe kannte sie manches nicht; aber was sie kannte, das war ganz das Ihrige geworden. Es waren sehr disparate Elemente, die sie in dieser Art in sich aufgenommen hatte. In der Aneignung allein, in dem Aufgehen in ihre Persönlichkeit fanden sie eine Einheit. Die Heterogenität dessen, was sie so in sich trug, bemerkte nicht nur sie selbst nicht, sondern sie wurde auch von andern nicht als solche empfunden. In dieser Persönlichkeit vertrugen sich wirklich die Gegensätze und gehörten in ihr sogar wie notwendig zusammen, so daß keine Dialektik eines andern sie hätte auseinanderreißen dürfen oder auch nur können. Die selbstherrliche Stellung der umgebenden Welt gegenüber, die Befähigung, aus der Welt sich anzueignen, was ihr beliebte, und nur das, was ihr beliebte, bildeten — wenn ich nicht irre — vor andern Eigenschaften dieser außergewöhnlichen Frau das, was einen unwiderstehlichen Reiz ausübte auf alle, die ihr nähertraten. Wenn Originalität niemals in dem Erfinden eines absolut Neuen besteht, sondern in dem Verarbeiten eines Ueberkommenen oder von außen Angeregten zu einem Eigenen und eben dadurch zu einem individuell Neuen, so lag dieser Prozeß des Werdens durch die Unverdecktheit ihres Wesens bei ihr klar zutage, erkennbar auch dadurch, daß es nicht gerade universale Gebiete des Welt- und Menschendaseins waren, die ihre Gedanken umfaßten, sondern nur eine begrenzte Auswahl, nur solche Dinge, denen ihr Geist wirklich homogen war. Auch in dieser Beschränkung lag ein Teil von der Kraft des Eindrucks, den sie machte.

Als ich sie zum zweiten Male kennen lernte, hatte der Ernst des Lebens seine Schatten nicht auf sie geworfen, aber sie hatte in diese Schatten gesehen, und neben ihnen glaubte sie das Glänzende ihres Lebens abtönen zu müssen zu einem mildern Lichte, so daß es sich damit vertrüge. Die Fähigkeit und Art des Aneignens besaß und übte sie gleichmäßig in jungen und in alten Tagen. Aber sie hatte jetzt auf allen jenen Flitter der Aeußerung von Witz und Humor verzichtet. Die Kraft dazu besaß sie noch. Sie konnte noch mit Meisterschaft die Menschen nachahmen; aber Fräulein Henne hatte es ihr abgewöhnt, weil sie fürchtete, die Leute könnten es für mokant halten. Wenn ich mit ihr allein war, hat sie ganz selten noch mit Lächeln die alte Kunst spielen lassen. Sie erklärte mit derselben Heiterkeit, daß meine Dresdener Verwandten sie um solcher Gaben willen doch „sehr überschätzt" hätten.

In der Art ihres Geisteslebens nahm sie eine Mittelstellung ein zwischen zwei Epochen. Sie hat mich zuweilen erinnert an Frauengestalten um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, weniger an die Frauen von Weimar als an solche aus dem Kreise der Romantiker, ohne daß ich an eine bestimmte unter ihnen dabei denken könnte. Ich habe einzelne Frauen gekannt, die um etwa zwei Dezennien dem Leben der Gräfin vorausgingen und eine ähnliche Art der geistigen Regsamkeit bekundeten; aber aus spätern Zeiten ist mir eine analoge Begabung kaum mehr begegnet, wenn ich nicht etwa die um wenige Jahre jüngere Tochter Immermanns, Karoline Geffcken, hier nennen darf. Die war ganz eine Epigonin der romantischen Periode und ganz in Schönheit

Digitized by Google

lebend; aber sie hatte, eine Idealistin voll ungestillten Sehnens und eine Fanatikerin im Ergrübeln des Menschenherzens, so viel dem Wesen der Gräfin Fremdes, daß die Gemeinsamkeiten dahinter verschwinden. Die meisten der geistig Hochstehenden unter den gleichzeitigen oder jüngeren Frauen sind von diesen beiden in der Art des Auffassens und Aneignens wesentlich verschieden. Das Moment des Verstandesgemäßen spielt bei ihnen eine größere Rolle. Aber die Gräfin war doch in ihrem Geistesleben auch nicht ohne Berührung mit der modernen Zeit. Eine tiefere Auffassung allerdings von deren geschichtlichem Werden besaß sie kaum. Politischen Verstand hatte sie ganz und gar nicht. Zur Zeit des Krieges bemühte sie sich vergebens, eigentlich ohne besonderes Interesse, die Weltlage zu begreifen. Aber ihr eignete Verständnis für soziale Verhältnisse und Fragen. Wie sie ihre Villa in Pillnitz bei Lebzeiten den Viktoria-Schwestern schenkte, hat sie durch letztwillige Verfügung in großem Stil eine Fürsorge getroffen für die ländliche arbeitende Bevölkerung, deren Abhaltung von dem Zudrang in die Städte ihr am Herzen lag. Sie hat den Erlös vom Verkauf ihres Hauses für Heimstätten auf dem Lande bestimmt.

Was sie den Menschen gab, ist für die Zeit, wo sie für sich allein in ihrem Hause gebot, nicht vorstellbar ohne dies Haus, dessen Gestaltung, obwohl von den Eltern überkommen, doch in der Art, wie sie erhalten und weiter gebildet wurde, ihr eigenes Werk war. Alles darin zeugte von ästhetischem Sinne, die Achenbachs, Meyerheims und viele andere Bilder an den Wänden, im großen, besonders der Musik gewidmeten Saal eine schöne Kopie der Raffaelschen Cäcilie. Das Märkische Museum hat nach dem Tode der Gräfin Photographien von den Räumen aufnehmen lassen. Auch das Kleine und Nützliche war darin mit Vorbedacht auf Form und Farbe zusammengestellt. Die Gräfin hatte einmal den Versuch gemacht, sich elektrische Beleuchtung anzulegen. Sie wurde sofort wieder abgeschafft, weil ihr das grelle Licht das Ausgeglichene der Farbentöne zu zerstören schien. Bei ihren Freunden wird ihr Bild fortleben, wie sie zur Teestunde im „grünen" Zimmer in der Sofaecke zu sitzen pflegte. Durch den Balkon und die hohen, nie verhängten Fenster hatte sie dort einen Blick mitten in die alten Bäume des Tiergartens, von dessen ständiger Schönheit und mit den Jahreszeiten wechselnden Reizen die draußen in der Tiefe Vorübergehenden sich keine Vorstellung bilden können. War die Balkontür geschlossen, so drang kein Laut des auf dem Platze wogenden Lärms in den umfriedeten Raum. Und mit der Stille herrschte hier eine durch nichts unterbrochene Ruhe. Es war, am meisten zu der Zeit, wo die Rücksicht auf die schonungsbedürftige Freundin alles Störende fernhielt, als ob man, diese Gemächer betretend, aus dem rastlosen Getriebe der Großstadt in eine andere Welt versetzt wäre. Die Bewohnerinnen waren nicht gedrängt durch die Not der Eile, und ihre Ruhe teilte sich für eine Weile wie eine heilsame Kur den Besuchenden mit.

Im Hause ist die Gräfin immer tätig gewesen. Bis in die letzten Jahre verschmähte sie nicht mühsame Arbeit mit der Häkelnadel. Aber Geschäftigkeit außer dem Hause war ihr fremd und unmöglich. Sie bewunderte anerkennend

Digitized by Google

die rege Vereinstätigkeit ihrer Freundinnen, besonders jetzt im Kriege; für sich bekannte sie, keine Befähigung dazu zu besitzen. Was sie für die Allgemeinheit spendete, vertraute sie andern Händen an. Sie selbst lebte für die Menschen in dem, was ihr Haus bieten konnte. In dem Empfang der Kommenden war sie eine Meisterin. Die Formen der Entgegennahme von Besuchen waren so sehr ein Bestandteil ihrer selbst geworden, daß sie in ihrer letzten Krankheit, als sie mit mir zwei andere Herren eiligst zur Besprechung letztwilliger Verfügungen an ihr Bett gerufen hatte, uns, ihres Zustandes nicht ganz bewußt, mit denselben Formen empfing, als ob wir zur Besuchsstunde gekommen wären. Und wie sie empfing, so bewirtete sie. Was ihr Tisch spendete, war auserlesen; aber seine Gaben hatten in der Feinheit der Bereitung und Form, nicht als Materielles ihren Wert. Auch hat die Wirtin mit Bewußtsein bis zuletzt das ihren Gästen Gebotene, der Unsitte der Zeit zum Trotz, in sehr bestimmten Grenzen gehalten. Was man Diners nennt, kam bei ihr nicht vor.

Nicht jedem hat das Haus der Gräfin offengestanden. Sie wußte zu wählen, war auch nicht ohne sichere Beobachtung dessen, was sie von ihren Gästen beanspruchen konnte. Wer es darin verfehlt hatte, war nicht sicher, wieder gebeten zu werden, oder mußte, wenn er ihr nahestand, eine Rüge über sich ergehn lassen. Sie wählte ihren Umgang nach dem Gefühl des für sie Passenden. Als solches sah sie oft einzelne Seiten des Menschen an, neben denen sie dann andere nicht wahrnahm, nicht wahrnehmen wollte. Es waren zum Teil recht heterogene Elemente, die sich bei ihr zusammenfanden und nur durch die Vermittlung der Wirtin miteinander harmonierten. Wenn es richtig ist, daß man dem Menschen sagen kann, was er ist, aus der Kenntnis derer, mit welchen er umgeht, so mußte man bei der Gräfin, mehr als bei den meisten Menschen, alle ihre Freunde kennen, um sie nicht unrichtig zu beurteilen.

Wie sie bei den Menschen überhaupt, mit denen sie verkehrte, sich an das hielt, was ihr sympathisch war, so gab es einzelne Menschen, denen sie unbedingt vertraute, und sie hatte das Bedürfnis, solche Menschen zu haben. Sie hat noch in ihrer letzten Krankheitszeit die Namen von einigen ihr befreundeten Männern genannt, die eigentlich ihrer damaligen Hinfälligkeit keine Stütze bieten konnten, mit der Bemerkung: „Wie gut habe ich es doch, daß ich mich auf sie verlassen kann!“ Worauf sich solches Vertrauen gründete, hätte sie schwerlich bestimmt zu sagen gewußt. Es ist mir nicht bekannt, daß sie es an einen Unwürdigen verschenkt hätte. Aber es beruhte wesentlich auf Gefühl, viel weniger auf Urteil. Ich glaube auch nicht, daß es ihre Gabe war, mit dichterischer Intuition auf das in den Menschen, auch in ihren Freunden, einzugehen, was ihrem eignen Wesen fremd war. Sie faßte den Menschen als Ganzes auf, oft indem sie eine einzelne Seite für das Ganze hielt. Für die Komposition hatte sie kein Verständnis, weil sie nicht das Bedürfnis kannte, das Ganze zu begreifen. Für Psychologisches ihrer speziellen Freunde hatte sie wohl gelegentlich Interesse. Ich habe selten ein so anmutiges Lächeln gesehen wie das, mit dem sie der Eigentümlichkeiten der ihr Nahestehenden, besonders der verstorbenen,

Digitized by Google

gedachte. Der Erklärung der Besonderheiten bedurfte sie in diesen Fällen nicht, weil sie einfach voraussetzte, daß bei ihren Freunden Harmonie bestände. Dagegen verwickelten psychologischen Verhältnissen in weiterer Entfernung stand sie, wenn ich mich nicht täusche, wie einem Rätsel gegenüber, nach dessen Lösung sie nicht fragte, sondern dessen Unbegreiflichkeit ihr eine gewisse Beängstigung einzuflößen schien. Sie ging deshalb solchen Problemen aus dem Wege. Das tun sehr viele Menschen, bei denen es nicht weiter auffällt. Bei ihr fiel es auf, weil es zu kontrastieren schien mit einer feinsinnigen Beobachtungsgabe, die sie entschieden für Charakteristisches der Menschen hatte. Ich habe schon ihren Nachahmungstrieb genannt. Aber diese Beobachtung beruhte nicht auf Urteil, sondern auf Gefühl. Es lag wie etwas Musikalisches darin. Sie hörte oder empfand einen Ton, und wenn sie ihn empfand, so klang er bei ihr wieder. Wo Fräulein Henne bei ihr den Schein des Mokanten befürchtete, handelte es sich eigentlich um Liebe. Die ihr unangenehmen Menschen hat sie kaum je nachgeahmt. Sie hat sie auch nicht beurteilt. Ich habe nie ein wirklich absprechendes Wort von ihr gehört. Sie konnte nur lieben oder ignorieren.

Wenn ich mich nicht irre in der Annahme eines gewissen Mangels an psychologischem Verständnis, so kann darin vielleicht eine Erklärung gefunden werden für ihr Verhalten in einzelnen Lebenslagen, die für sie in Bitternisse ausgingen. Bei einem meiner Besuche in ihrer letzten Krankheit hatte sie irgendwie davon gesprochen, wie wenig sie ihren Freunden hätte sein können. Ich verwies sie darauf, daß sie, uns zur Freude, die Befähigung betätigt habe, die Menschen zu sammeln und festzuhalten. Sie fiel mit Wehmut ein: „Nicht alle!“ und wiederholte nochmals: „Nicht alle!“

Darüber, an welchen Quellen sie Erfrischung fand in Kümmernissen, die Führungen und vielleicht auch eignes Verhalten ihrem Leben gebracht, hat sie sich wohl nur wenig ausgesprochen, über Religiöses irgendwelcher Art überhaupt nur selten. Aufgewachsen in jüdischem Hause, ist sie in reiferen Jahren in die evangelische Kirche eingetreten. Obgleich seit frühester Zeit von christlicher Freundschaft umgeben, hat sie ständigen christlichen Einfluß anscheinend zuerst erfahren in der Gemeinschaft mit Fräulein Henne.

Ueber ihre Beziehungen zum Judentum hat sie sich gegen mich nie ausgesprochen. Mit Fräulein Henne — so hat sie mir erzählt — besuchte sie, ich glaube jährlich einmal, die Kirche zur Feier des Abendmahls; mehr konnte die leidende Freundin nicht leisten. Ich meine annehmen zu sollen, daß sie selbst an der Kommunion teilnahm; aber sie redete nur von der Freundin, hat auch nach deren Tode gewiß die Kirche überhaupt nicht besucht; sie würde es mir gesagt haben. Sie war zu aufrichtig, um Formen festzuhalten, denen sie sich um der Freundin willen gefügt hatte, nach denen sie aber ein inneres Bedürfnis nicht empfand. Nach dem Trost der Kirche hat sie in ihren mit fester Hand geleiteten Vorbereitungen auf den Tod kein Verlangen ausgesprochen. Tägliches Lesen in der Bibel oder einem aus ihr geschöpften Erbauungsbuch ist ihr auch nach dem Abscheiden der Freundin Gewohnheit geblieben. Sie besaß wie viele andre,

Digitized by Google

die einen dem ihrigen verwandten Lebensweg geführt worden, kaum ein tieferes Wissen von dem Geschichtlichen der Religion. Das schien sich zu zeigen in der Unsicherheit und Zaghaftigkeit, mit der sie — und das nur selten — über Kirchliches sich äußerte. Mit der Frage, ob man wohl so sagen dürfe, begleitete sie darauf bezügliche ganz unverfängliche Aussprüche. Aber, wenn keine kirchliche Frömmigkeit, so besaß sie entschiedenen Gottesglauben, wesentlich — soviel ich bemerkt habe — in der Form eines lebendigen Vorsehungsglaubens. Das Geschenk eines längeren Lebens, zuletzt eines „halben Jahres", das ihr noch wenige Wochen vor ihrem Ende als ein Wunsch vorschwebte, erhoffte sie in kindlichem Glauben von der Gewährung des „lieben Gottes". Eins ihrer handschriftlich hinterlassenen Gedichte lautet:

Wie lang umsonst gebetet,
Wie lang umsonst gehofft,
Auf meinen Knien gelegen
Vor dir — wie oft!
Und doch, mein Blick, er bleibet
Aufwärts gerichtet stehn —
Willst mich auch nicht erhören,
Will dich doch sehn.

Ich meine, daß sie dabei an ein Sehen Gottes in den ihr unverständlichen Führungen des Lebens gedacht hat. Ihr Gottesglaube hatte, wie manches andre an ihr, eine Goethesche Färbung. Gewiß durch Goethesche Denkweise angeregt ist die Zusammenstellung von Religion und Naturwissenschaft in einer Stiftung ihres Testaments für theologische — speziell exegetische und historische — und naturwissenschaftliche Studien.

Als einen Ausfluß ihres Gottesglaubens sehe ich die Art an, wie sie in allem, was ihr begegnete, etwas Gutes und Erfreuliches zu finden wußte. In der Aufnahme alles Gegebenen als eines Wertvollen war ihr Leben vorbildlich. Mit bloßer Naturgabe ist das nicht zu leisten. Das kann nur, wer aus einem Willen über uns das Große und das Kleine zu nehmen weiß. Dieses Nehmen war für sie Religion und ist es für jeden, der es lernen will und kann. Wer es übt, findet darin die beste Theodizee, und nach einer andern habe ich die Gräfin nie fragen hören.

Aber neben dem Nehmenkönnen besaß sie, was nicht jeder lernen kann, die Gabe, in allen Lebenslagen Schönes und Interessantes zu entdecken. Dadurch hat sie sich in seltener Weise das Leben reich gemacht. Das Goethesche Wort von dem Zimmern eines hübschen Lebens hat sie wohl in allen seinen einzelnen Ratschlägen getreulich befolgt. Diese Ratschläge sind aber doch nur die Voraussetzung für das Füllen des Lebens mit einem Inhalt. Sie hat es verstanden, den Inhalt zu beschaffen. Sie fand bis ins Geringfügige der täglichen Lebensereignisse Erfreuliches, wo andre es übersehen hätten, und selbst in dem, was andern als Ungemach erschienen wäre. So war es auf ihren kleinen Reisen, wo sie mit großer Anspruchslosigkeit die Umstände für gut nahm, wie sie sich

Digitized by Google

eben trafen, und mit offenen Augen überall Eindrücke empfing. Als sie im Juli 1914 bei meiner Schwester im Priörinhause des Itzehoer Klosters einige Tage verweilte, hatte sie in den Einrichtungen des Klosters, in den Gesängen seiner Waisenmädchen, in dem Verkehr der Damen, dem Charakter und der Umgebung der kleinen Stadt eine Fülle des Interessanten gefunden, deren die Itzehoer selbst sich zu rühmen nicht gewagt hätten. Und als sie auf dem Rückwege bei Ausbruch des Krieges genötigt war, Kiel schleunigst zu verlassen und unterwegs nicht weiter konnte, empfand sie nichts von Unbehagen, sondern hatte auch in dem nicht besonders interessant aussehenden Wittenberge ihr ganz merkwürdig erscheinende Einrichtungen entdeckt. Ich erwähne das Kleine, weil sich von derselben Auffassungsweise Größerem und Ernsterem gegenüber nicht wohl reden läßt. Sie hat neben der Befähigung, das Gute und Schöne zu finden, immer die andre besessen und betätigt, abzuschließen mit dem, was sie hinderte, und abzutun, was über ihre Kraft ging. Bei den Trübungen des Lebens verweilte sie nie allzulange. Sie vergaß sie nicht; aber sie gestattete ihnen nicht die Herrschaft.

Einer bestimmten religiösen Frage ist sie, lange ehe ihr der Gedanke an ein nahes Abscheiden kam, immer wieder nachgegangen, der Frage nach einem jenseitigen Leben. Sie hat mich schon vor Jahren darauf angeredet. Sie lächelte über spiritistische Vorstellungen, die ihr eine Freundin nahebrachte; sie redete mit Ehrfurcht von dem festen Glauben Fräulein Hennes an ein Wiedersehen nach dem Tode. Dieser Glaube erschien ihr beglückend; aber sie bekannte, ihn nicht finden zu können. Dennoch, wenn es richtig ist, daß der „Hauptgrund" für den Glauben an Unsterblichkeit darin liegt, „daß wir sie nicht entbehren können", so trug sie diese Garantie in sich. In ihrem Krankenzimmer kam sie wieder auf diese Frage zu sprechen. Ich hatte gerade Lessingsche Gedanken von einem Aufstieg zu immer vollkommeneren Daseinsformen gelesen und versuchte, daran anknüpfend, ihr etwas zu sagen von dem in ihr lebendigen Emporstreben schon in diesem Leben und von dem Hoffendürfen, daß ihm der hier nicht gefundene Abschluß gewährt werde. Sie sagte mit dem Ausdruck der Sehnsucht nur: „Das wäre schön!" Dem, was für uns vor dem Uebergang in eine andre Daseinsweise liegt, hat sie mit derselben Tapferkeit entgegengesehen, mit derselben Unterordnung unter das von der Vorsehung Bestimmte, die sie im Leben stets betätigt hatte. Nicht Furcht vor dem Tode hat sie noch in der Krankheit auf eine Frist hoffen lassen, sondern dankbare Freude an dem, was sie noch immer besaß.

Aber jene Frage nach dem Jenseitigen war doch in ihrer letzten Zeit der Ausdruck einer Sehnsucht, das Lastende des Irdischen, das sie in der Krankheit empfand, mit einem gehobeneren Dasein zu vertauschen. Ich denke, dieses Begehren lag der Anordnung zugrunde, die sie gegen die Wünsche der Ihrigen traf, daß ihr Sterbliches den Flammen übergeben werde. Der Druck der Atemnot preßte ihr das kindliche Begehren aus für ihre irdische Hülle; „Nur keine Erde auf mir!" Verlangend, des Aethers leichte Lüfte zu trinken, sah sie

Digitized by Google

das Aufsteigen ihrer Reste in der Flamme wohl an als das Symbol eines erhofften Emporgehobenwerdens, wo „des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt".

Scholz von der Marienkirche hat ihr die Trauerrede gehalten. Neben dem Grabe der Freundin Henne ist ihre Asche beigesetzt worden.

*

Es geschieht uns wohl, daß wir Menschen dahingeben müssen, deren Lebensenergie uns wie unerschöpflich erschien. Sie sind nicht nur wie alle, die einmal unserm Wege mitfühlende Begleiter waren, auch nachmals in einer neuen Weise und für immer unser, sondern wir können sie uns als gestorben nicht recht denken. Von der Gräfin ist es mir, als ob sie noch im Leben weilte.

Geheimverträge

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Ein Rückblick auf die auswärtige Politik während der letzten fünfzig Jahre zeigt das zunehmende Bestreben der Mächte, durch vorherige Vereinbarungen die Möglichkeit von Konflikten zwischen ihren konkurrierenden Interessen hintanzuhalten, ihre Interessensphären abzugrenzen und sich für den Fall eines Zusammenstoßes mit einem dritten Staate durch Defensivbündnisse die militärische Hilfe einer andern Macht oder wenigstens ihre Neutralität zu sichern. Vereinbarungen solcher Art vertragen ohne weiteres das Tageslicht, ja es ist unter Umständen wünschenswert, sie, gewissermaßen als Warnung, zur öffentlichen allgemeinen Kenntnis zu bringen. Ein naheliegendes Beispiel ist das deutsch-österreichische Bündnis, das zwar erst neun Jahre nach seinem Abschlusse veröffentlicht wurde, von dem aber der Zar bereits vorher vertraulich in Kenntnis gesetzt worden war. Ebenso haben Deutschland und Oesterreich-Ungarn aus dem Anschluß Italiens und Rumäniens an ihr Bündnis kein Geheimnis gemacht. Es handelte sich eben um Abmachungen rein defensiver Natur. Auch an Beispielen von Uebereinkünften zur Verhütung künftiger Konflikte fehlt es in der neuesten Zeit nicht. Sie sind nicht mehr durchaus so harmlos wie die reinen Defensivbündnisse. Man erinnere sich nur des englisch-französischen Vertrags über Aegypten und Marokko vom 8. April 1904, des englisch-japanischen Bündnisses von 1905, des englisch-russischen Abkommens über Persien vom 31. August 1907. Eine besondere Kategorie bilden jene Abkommen, die letzten Endes darauf hinauslaufen, eine Macht unter Umständen der Verpflichtungen zu entbinden, die ihr ein anderweitiges Bündnis auferlegen würde. Ein klassisches Beispiel dieser Art ist das Einverständnis zwischen Frankreich und Italien, wonach letzteres er-

Digitized by Google

klärte, es werde an einem Angriffskriege gegen Frankreich nicht teilnehmen (Delcassé in der französischen Kammer, 5. Juli 1902). Gleicher Art war im Grunde der deutsch-russische Rückversicherungsvertrag vom Jahre 1884, der bekanntlich 1900 nicht erneuert wurde und von dessen Bestand die Welt erst sieben Jahre später durch eine Indiskretion der „Hamburger Nachrichten" Kenntnis erhielt. Angeblich hatte der Zar die Geheimhaltung gewünscht. Der Kaiser von Oesterreich soll aber davon vertraulich Mitteilung erhalten haben. Freiherr v. Marschall bezeichnete bekanntlich das Nebeneinanderbestehen solcher Vereinbarungen als eine komplizierte Vertragsmaschine.

Grundverschieden sind die eigentlichen Offensiv- und Defensivallianzen mehrerer Mächte mit der Spitze gegen einen dritten Staat, jene Koalitionen, die bekanntlich für Bismarck ein steter „cauchemar" gewesen sind. Werden reine Defensivbündnisse oder Verträge zur Abgrenzung der Interessensphären in der Regel veröffentlicht, so pflegt man Allianzen mit überwiegend offensiver Tendenz aus einleuchtenden Gründen regelmäßig geheimzuhalten, wenigstens so lange, bis das darin gesteckte Ziel erreicht, der Vertrag also gewissermaßen vollzogen ist. Aber auch diese Veröffentlichung erfolgt meist nur infolge der Indiskretion einer beteiligt gewesenen Persönlichkeit. So hat General La Marmora zu seiner Verteidigung im Jahre 1873 die Verhandlungen zwischen Preußen und Sardinien, die zum Kriege von 1866 führten, und den Inhalt des Vertrages vom 8. April desselben Jahres veröffentlicht. Ebenso hat im November 1913, also drei Monate nach Unterzeichnung des Bukarester Friedens, der dem zweiten Balkankriege ein Ende machte, der „Matin", wohl auf Grund authentischer Informationen, den Wortlaut der zwischen den Balkanstaaten geschlossenen Bündnisverträge und Militärkonventionen zur allgemeinen Kenntnis gebracht, eine Publikation, die später durch Geschoff in vielen Punkten ergänzt wurde. Alle diese Verträge enthielten die ausdrückliche Bestimmung, daß sie geheimgehalten und nur in vorherigem Einvernehmen veröffentlicht werden sollten. Nur Rußland wurde davon verständigt. Die beiden Balkankriege und die darauffolgenden Verhandlungen in London waren sozusagen die ersten Offenbarungen jenes Netzes militärischer Abmachungen, das Deutschland und Oesterreich-Ungarn über den Kopf geworfen werden sollte und dessen Maschen sich immer enger zusammenzogen. Die Anzeichen dieser Entwicklung konnten niemand entgehen.

Das erste Jahrzehnt unsers Jahrhunderts ist erfüllt von Meldungen und Gerüchten über den Abschluß von Allianzen, Ententen, Militärkonventionen und Flottenabkommen, die freilich alle nur die „Befestigung des Friedens" bezwecken sollten. Von weitaus größerem Interesse wäre die Kenntnis jener Vereinbarungen, welche nach Ausbruch des Krieges von den Mächten des Vierverbandes untereinander und mit andern Staaten getroffen worden sind. Urbi et orbi wurde nur verkündet, daß mittels einer am 4. September 1914 getroffenen Vereinbarung Frankreich, England und Rußland sich gegenseitig verpflichtet haben, im Laufe des gegenwärtigen Krieges keinen Sonderfrieden zu schließen, ein Abkommen, dem am 9. Oktober 1915 Japan und am 30. November desselben

Digitized by Google

Jahres Italien beigetreten sind. Die drei oben genannten Mächte sind zugleich übereingekommen, daß, sobald es angebracht sein würde, die Friedensbedingungen zu besprechen, keine der verbündeten Mächte ohne vorheriges Einvernehmen mit jedem der beiden andern Verbündeten Friedensbedingungen aufstellen dürfe. Der Wortlaut dieser von Cambon, Benkendorf und Grey in Paris unterzeichneten Deklaration ist seinerzeit im französischen Gelbbuche S. 175 veröffentlicht worden. Die vertragsmäßige Ausschließung eines Separatfriedens ist eine selbstverständliche Vorsicht. In allen Offensivbündnissen, die ihrer Natur nach auf Eroberungen gerichtet sind, finden sich außer der Geheimhaltungsklausel Bestimmungen über die Teilung der voraussichtlichen Beute und die Erklärung, daß die Verbündeten nur gemeinsam oder wenigstens im vorherigen Einvernehmen Frieden schließen wollen. Der Umstand, daß die zwischen unsern Feinden getroffenen Abmachungen geheim gehalten werden sollen und daß sie das Verbot eines Separatfriedens enthalten, ließe allein schon darauf schließen, daß die Verbündeten mit Eroberungsplänen in den Krieg zogen, selbst wenn Grey und Lloyd George dies nicht offen einbekannt hätten.

Der Inhalt dieser Vereinbarungen ist allerdings aus den Reden der englischen Minister, insbesondere aber aus der Antwort der Entente an Wilson vom 12. Januar d. J. leicht zu konstruiren. In einem Punkte ist der Schleier des Geheimnisses, der diese Verträge bedecken sollte, überdies bereits gelüftet worden, nämlich bezüglich der Zusagen, die man Rußland auf Kosten der Türkei gemacht hat. Wie die Entente mit den Türken umgesprungen ist oder wenigstens umspringen wollte, verdient festgehalten zu werden. Nach Ausbruch des Krieges war sie zunächst bemüht, sich der neutralen Haltung der Türkei zu versichern. Sassonow beauftragte am 10. August 1914 den russischen Botschafter in Konstantinopel, Giers, der Pforte zu erklären, England sei bereit, mit Rußland und Frankreich der Türkei eine schriftliche Garantie zu geben, daß ihre Integrität und Unabhängigkeit von den drei Mächten anerkannt werde und daß im Friedensvertrage keinerlei Bedingungen enthalten sein werden, die hiermit im Widerspruch stünden. Dagegen hätte sich die Türkei zu verpflichten, neutral zu bleiben, die Durchfahrt der russischen Handelsschiffe durch die Meerengen zu erleichtern und — die deutschen Offiziere sowie die Mannschaft der „Goeben" und der „Breslau" heimzusenden. Das Liebeswerben der Entente blieb unerhört. Uebrigens bewarb sie sich zur gleichen Zeit um den Anschluß Bulgariens, dem sie hierfür eine Gebietserweiterung auf Kosten der Türkei in Aussicht stellte. Wie ernst es Rußland mit seinen Versprechungen war, geht aus dem russischen Kriegsmanifeste und den Erklärungen Sassonows in der Duma hervor, in denen ganz offen von der „Lösung der historischen Probleme an den Gestaden des Schwarzen Meeres" gesprochen wird. Diese Probleme werden aber wohl drei Monate früher auch schon bestanden haben. Die Entente war bereit, diese russischen Kriegsziele mit ihrer Macht zu decken, wie aus einer Aeußerung Trepows in der Duma am 3. Dezember 1916 hervorgeht. „Die Vereinbarung," sagte er, „die wir 1915 mit Großbritannien und Frankreich schlossen und der

Digitized by Google

Italien beitrat, bestimmt endgültig Rußlands Recht auf die Meerengen und auf Konstantinopel." Das ist die einzige authentische Mitteilung über den Inhalt der Ententeverträge.

Was man den kleinen Staaten als Lohn für ihre Mitwirkung in Aussicht stellte, ist kaum mehr ein Geheimnis. Am 20. August 1915 soll angeblich ein Uebereinkommen zwischen Rußland und Rumänien zum Abschlusse gelangt sein, dem sich auch die übrigen Ententemächte anschlossen und wonach Rumänien Siebenbürgen, das Banat und die Bukowina, ferner Artillerie und Munition zugesichert wurden. Russische Blätter haben seither die Richtigkeit dieser Meldung bestätigt. Sie wissen auch von dem Siegespreise zu erzählen, der Italien zugedacht worden sein soll. Schließlich hat unlängst ein Schweizer Blatt berichtet, zwischen Frankreich und Rußland sei im Februar d. J. ein Abkommen zustande gekommen, in dem Frankreich das linke Rheinufer und das Saargebiet versprochen worden wäre. Man wird alle diese Meldungen mit Vorsicht aufnehmen müssen, wenn sie auch im wesentlichen das Richtige treffen dürften.

Das ganze Bukett von Teilungsplänen sollte nun ans Tageslicht kommen. Am 24. Mai hat der Arbeiter- und Soldatenrat mit 340 gegen 46 Stimmen die Vorlegung der Geheimverträge Rußlands mit den Alliierten verlangt. Dieser Wunsch war nur eine natürliche Folge der Abkehr des revolutionären Rußland von der imperialistischen Politik des Zarentums, der Demokratisierung des russischen Staatswesens und eine Wirkung des nicht mehr wegzuleugnenden Friedenswillens der Mehrheit des russischen Volkes. Rußland gelangt damit zu den gleichen Forderungen, die, in anderer Form, die „Zentralorganisation für einen dauerhaften Frieden" bereits im Dezember 1915 in ihr „Mindestprogramm" aufgenommen hatte, indem sie sich für das Verbot des Abschlusses geheimer Verträge aussprach. Die russische Demokratie zieht sonach aus den Ereignissen dieselben Schlüsse, die Präsident Wilson in seiner Botschaft an den Senat daraus gezogen hat. Seiner Meinung nach sollten in Zukunft „alle Völker es unterlassen, sich in Bündnisse zu verwickeln, die sie in einen Wettbewerb um die Macht hineintreiben, in ein Netz von Intrigen und eigennützigen Nebenbuhlerschaften verstricken und ihre eigenen Angelegenheiten mit Einflüssen verwirren, die von außen hineingetragen werden". Diese Erwägungen waren es wohl, die Wilson abhielten, dem Abkommen vom 4. September 1914 beizutreten, sie sollten ihn folgerichtig aber auch veranlassen, sein gewichtiges Wort dafür einzulegen, daß die bereits bestehenden Verträge veröffentlicht werden, damit dieses „Netz von Intrigen" einmal aufgedeckt werde, zur Warnung für künftige Geschlechter. Es wäre interessant, zu erfahren, ob der Abgesandte der Vereinigten Staaten, Herr Root, seine Stimme in diesem Sinne vor den heutigen russischen Machthabern ertönen ließ, oder ob er bloß die Mission hatte, die sinkende Kampflust der russischen Armeen wieder aufzupeitschen. Letztere Annahme hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Wie es heißt, hätte der „Onkel aus Amerika" den Russen eine volle Milliarde zur Verfügung gestellt. Dafür sollen Grundstücke gekauft und an die aus dem Felde zurückkehrenden Soldaten verteilt werden.

Digitized by Google

Der Beschluß des Arbeiter- und Soldatenrates wirkte zunächst verblüffend. Am raschesten besann man sich in Frankreich. Bereits am 1. Juni erklärte Ribot in der Kammer, die französische Regierung sei bereit, mit Zustimmung Rußlands alle Dokumente ohne Ausnahme zu veröffentlichen. Das paßte aber den Engländern keineswegs in den Kram. Auf eine Anfrage des Vertreters der Arbeiterpartei, Trevelyan, ob die englische Regierung ebenso verfahren wolle, antwortete Lord Cecil, Ribot wolle nur die vor dem Kriegsausbruche getroffenen Abmachungen bekanntgeben. Die englische Regierung sei aber nur durch die seinerzeit veröffentlichte englisch-russische Abmachung vom Jahre 1907 betreffend Persien gebunden (?). Auch in den englandfreundlichen Kreisen der russischen Kadettenpartei zeigte sich von Anfang an geringe Geneigtheit, dem Verlangen des Arbeiter- und Soldatenrates Folge zu leisten. Miljukow erklärte, die Veröffentlichung der Geheimverträge wäre ein Verbrechen, sie würde den Bruch mit den Alliierten bedeuten und Rußland gänzlich isolieren. Und sein Organ, die „Rjetsch", brachte bald darauf eine offenbar inspirierte Mitteilung, wonach die verbündeten Regierungen der Veröffentlichung der Bündnisverträge zugestimmt hätten, aber nur insoweit, als dadurch die Kriegführung nicht nachteilig beeinflußt würde. Es sollen deshalb nur die bis zum 31. Juli 1914 getroffenen Vereinbarungen bekanntgegeben werden. Dagegen sei es ausgeschlossen, die vertraulich erörterten Nachträge zur Deklaration vom 4. September 1914 zu veröffentlichen. Aber nicht einmal so weit will man heute mehr gehen. Der Petersburger „Djen" meint, die Geheimverträge seien durch den russischen Verzicht auf Gebietserweiterung überhaupt gegenstandslos geworden und hätten keine bindende Kraft mehr. Und zu guter Letzt soll der französische Kriegsminister unlängst erklärt haben, die verbündeten Heeresleitungen könnten der Publikation der Verträge in keinem Falle zustimmen. Erinnern diese Vorgänge nicht an die rührende Geschichte vom „Hans im Glücke", der mit einem Goldklumpen auszog und mit einem Kieselsteine heimkehrte? Man sucht nun nach einem Auskunftsmittel. Die Bündnisverträge bzw. die darin festgelegten Kriegsziele sollen einer „Revision" unterzogen werden, erklärt der französische Minister Thomas und bald darauf Tzeretelli. Nach einer Meldung der „Morning Post" soll die britische Reichskonferenz der Revision der Verträge auch bereits zugestimmt haben. Welche Abmachungen bisher zwischen den Verbündeten bestanden, wird man also wohl niemals erfahren. Die Originalverträge sollen zudem aus den russischen Archiven bereits „verschwunden" sein. Der Beschluß des Arbeiter- und Soldatenrates bleibt also wohl unausgeführt. Durch allerlei Kunststücke ist es gelungen, ihm diese Waffe aus der Hand zu spielen. Die russische Demokratie, die nach Freiheit und Frieden verlangte, soll um die Früchte ihres Sieges betrogen werden.

Viel Ueberraschendes würde man übrigens aus diesen Geheimverträgen kaum erfahren haben. Man könnte höchstens neue Belege dafür erhalten, was alles England an Versprechungen und Leistungen jeder Art getan hat, um die ganze Welt gegen die Mittelmächte aufzuhetzen, mit dem einbekannten Ziele, Oesterreich-Ungarn und die Türkei zu zertrümmern und Deutschland, seinen ge-

Digitized by Google

fährlichsten Konkurrenten, zugrunde zu richten. Ein bekannter französischer Völkerrechtslehrer, Bonfils, fällt über Verträge, welche derartige Ziele verfolgen, ein vernichtendes Urteil. „Eine Offensivallianz," schreibt er, „die auf Eroberungen ausgeht oder die Zertrümmerung eines dritten Staates bezweckt, würde eine flagrante Rechtsverletzung darstellen, und die Alliierten würden sich außerhalb des Völkerrechtes stellen." Aber was kümmert die Engländer das Völkerrecht, wenn es ihnen Unrecht gibt! Englands Gunst hat übrigens seinen Schützlingen kein Glück gebracht. Die Könige von Belgien, Serbien, Montenegro und Rumänien leben bis auf weiteres im Exil, den König von Griechenland hat die Entente selbst aus seinem Lande hinausgeekelt, und der Zar, der leibliche Vetter des Königs von England, das letzte Opfer englischer Intrige, sitzt als Gefangener in der Peter-Pauls-Festung. An seiner Stelle regiert in Rußland heute tatsächlich England.

Vielleicht gelingt es der Beredsamkeit und den klingenden Argumenten seiner Sendboten, Rußland noch einmal zu galvanisieren, aus entlegenen Gebieten des weiten Reiches kampflustige Formationen an die Front zu bringen. Der Liebe Mühe wird aber wohl umsonst bleiben. Man kann auf die Dauer nicht Krieg führen mit der Anarchie im Rücken. Der Zustand, in dem sich Rußland zu Beginn des Krieges und noch vor einem Jahre befand, ist nicht wiederherzustellen, und wenn unsre braven Truppen damals mit den Russen fertig geworden sind, werden sie es in Zukunft auch vermögen. In diesen Tagen hat eine neue russische Offensive eingesetzt. Bringt sie den Russen keinen Erfolg, so kann ihr Mißlingen nur dazu beitragen, die kriegslustigen Elemente zur Besinnung zu bringen und von der Nutzlosigkeit weiterer Opfer zu überzeugen. Die große Masse des russischen Volkes will ja den Frieden, einen Frieden ohne Annexionen. Wofür soll es noch kämpfen, wenn ihm kein Siegespreis winkt! Rußland will sich nicht für ewige Zeiten in fremde Knechtschaft begeben, es ist müde, das Blut seiner Söhne für fremde Interessen zu vergießen, am wenigsten für die Interessen Englands, des gefährlichsten Feindes seiner künftigen naturgemäßen Entwicklung.

Gedanken eines neutralen Beobachters

Von

Dr. S. van Houten, Holländischer Minister a. D.

Die deutsche und die österreichisch-ungarische Regierung und nicht weniger ihre Völker wundern sich, daß von ihrer Geneigtheit zu Friedensverhandlungen von Regierungen und Völkern der Entente so wenig Notiz genommen wird. Im Gegenteil wird die Zahl der bisherigen Neutralen, die sich offen an die Entente anschließen, täglich größer, und wenn auch die Aussichten der Mittelmächte vom militärischen Standpunkte gut bleiben, ist doch ihre weitere Zukunft trübe.

Digitized by Google

Weshalb? Und wenn jemand meint, die Ursache erspäht zu haben, was läßt sich dagegen machen?

Ein holländischer Leser, der freie Zeit hat, liest viel, sehr viel und aus guten Quellen beider streitenden Parteien.

Ueberall sieht er die Idee auftauchen, daß nach diesem Kriege nicht, wie es gewöhnlich bisher der Fall war, eine Kriegspause mit neuen Kriegsvorbereitungen, sondern eine Neuorganisation der Welt folgen muß, und daneben bei der Ententepresse die Behauptung, daß dazu die Mittelmächte, insbesondere deren führende Fürstenhäuser, nicht mitwirken wollen. Der Eindruck wird in allen Tonarten durch offizielle und offiziöse Presseerzeugnisse geweckt, daß insbesondere die Hohenzollern sich die Zukunft der Welt nur denken können als eine weitere Agglomeration um den preußischen Kern, wie sie mit den kleineren deutschen Staaten stattgefunden hat. Nur wenn dieser Kern in irgendwelcher Weise auf das normale Niveau herabgedrückt ist, meint man in Ententekreisen, wird die allgemeine Neuorganisation der Welt erreicht werden können.

In solche Neuorganisation muß jeder Staat, auch der mächtigste, sich einordnen; gewissermaßen etwas von seiner Unabhängigkeit opfern. Ob die Großmächte der Entente dazu bereit sind, bleibt mir trotz allen Beteuerungen fraglich, denn auch bei ihnen ist keine Initiative in dieser Richtung zu bemerken; nur besteht der Unterschied, daß es von ihnen geglaubt wird wegen ihrer mehr oder weniger demokratischen Organisation, von dem hohenzollernschen deutsch-preußischen Staat dagegen gar nicht, von dem österreichisch-ungarischen Kaiserstaat höchstens nur halb.

Wie steht es in dieser Hinsicht wirklich in diesen beiden Staatengebilden? Ist dieser ganze und halbe Unglaube berechtigt? Oder war derselbe berechtigt, und sind die Ursachen im Laufe des Krieges im Schwinden, und ist daselbst die Geneigtheit, die internationale Gleichberechtigung aller Staaten, großer und kleiner, in der künftigen Weltorganisation anzuerkennen, im Wachsen, dermaßen, daß nicht nur der Unglaube, sondern selbst der Zweifel keine Berechtigung mehr hat?

Mehr als ein Dutzend gewonnene Schlachten oder einige Millionen Tonnen versenkte Handelsschiffe würde den Mittelmächten nutzen, wenn sie sich in dieser Hinsicht an die Spitze stellten. Man hat hier mit einer Idee des Jahrhunderts zu tun, vorbereitet in zahllosen internationalen Gesellschaften, in der interparlamentarischen Union, und zum Anfang der Ausführung gekommen in den Friedenskonferenzen und dem Bau des Arbitragepalastes. Wer eigentlich diese Entwicklung mit scheelen Augen sah und gestört hat, wird wohl nie völlig aufgeklärt werden. Jedem leuchtet dagegen ein, daß nur ein einziger weiterer Schritt noch getan hätte werden müssen, um weit bessere Aussichten zur Verhütung des Konflikts zu schaffen, nämlich die Errichtung eines ständigen Bureaus von bedeutenden Staatsmännern, um gleich die ersten Anfänge eines Konflikts einer Prüfung zu unterwerfen und darüber ein Gutachten abzugeben.

Weshalb hat Graf Czernin, bei seinem Bemühen, die Kriegsparteien zusammenzubringen, nicht lieber einen Vorschlag gemacht, die dritte Friedens-

Digitized by Google

konferenz in pleno zusammenzubringen, um über die Neuorganisation der Welt Gedanken zu wechseln?

Ich wage nicht, Vermutungen in bezug auf diesen Punkt aufzustellen. Einem bedeutenden Staatsmann, als der er gerühmt wird, kann es unmöglich entgehen, daß selbst die meist rudimentäre Skizze solcher Neuorganisation, welche sogleich die Anerkennung enthielte, daß die von ihm vertretene Monarchie sich die dadurch notwendigen Beschränkungen aufzulegen gesinnt wäre, einen ungeheuren Eindruck in den Kreisen der populären Friedensbestrebungen gemacht hätte, der allein schon die Regierungen bewegen könnte, auf diese Weise das Ende des Krieges zu suchen.

Noch mehr natürlich, wenn die Anregung nicht von Czernin allein, sondern von den gesamten Mittelmächten ausgegangen wäre, wenn auch nur in der Form, daß diese Mächte schon unter sich die Prinzipien solcher Skizze genehmigt hätten.

Wie es mir auch absolut notwendig scheint, um einen dauernden Friedenszustand zu bewirken, daß die Ententeregierungen eine Verständigung darüber unter sich zustande bringen und veröffentlichen.

Was England, Amerika, Rußland, Frankreich, Italien, Japan usw. unter sich als dauernden Friedenszustand in bezug auf die Meere, die Meerengen und meerverbindenden Kanäle vereinbaren, wird mehr als wahrscheinlich auch den Mittelmächten recht sein. Sind jene dagegen unter sich darüber nicht einig, so mögen sie jene vernichten und werden doch unter sich die maritimen Rüstungen fortsetzen müssen, und alles, was über eine dauernde Friedensära den Völkern versprochen wird, bliebe leeres Geschwätz.

Der Ausweg ist und bleibt derjenige, den ich in meinem vorigen Artikel („Deutsche Revue", September 1916) wies, nämlich eine dritte allgemeine Konferenz für Friedensorganisation zur Errichtung erstens eines internationalen Staatenrates, zweitens einer internationalen Seepolizei unter dessen Leitung.

Wer den Frieden will, muß da den Hebel ansetzen, und wenn die Regierungen der Mittelmächte diesen als die ersten ergreifen, wird der Eindruck auf die Völker der Entente, in erster Linie auf Rußland, nicht ausbleiben können.

Während ich diesen Aufsatz bearbeite, kommt eine etwas unerwartete Unterstützung der Forderung einer internationalen Seepolizei von einem Marineoffizier, Kapitän zur See a. D. Persius im „Berliner Tagblatt" vom 25. Mai, Abendausgabe, in einem Artikel über Krieg, Handel und Piraterie. Auch er befürwortet die Organisierung einer internationalen Polizeiflotte. Natürlich wünscht er diese Flotte stärker als jede andere Kombination anorer Flotten, hebt aber leider nicht hervor, daß neben solcher Polizeiflotte keine Kriegsflotte mehr zu existieren braucht, wenn das offene Meer und seine Verbindungen vertragsmäßig unter internationale Polizei gebracht sein werden. Und ganz unrichtig ist seine Meinung, daß es vom Ausgang des Krieges abhängt, ob es angängig sein

Digitized by Google

wird, im Haag das Seekriegsrecht auf der Basis einer internationalen Polizeiflotte aufzubauen. Im Gegenteil ist der richtige Weg, um den Seekrieg zu beenden, schon während des Krieges eine internationale Regelung des Gebrauchs des Meeres und dessen Verbindungen zu vereinbaren.

Wenn ein radikaler Vorschlag in dieser Richtung von den Mittelmächten gemacht würde, wird auch alles Gerede über die Notwendigkeit einer vorherigen Aenderung ihrer inneren Organisation in demokratischem Sinne gleich verstummen. Denn diese Kriegsjahre und auch die Vorgänge bei den verschiedenen Völkern beim Eintritt in den Krieg haben doch nichts zu solcher Evidenz bewiesen, als daß die innere Organisation der Regierungen damit herzlich wenig zu schaffen hat. Ob ein Monarch oder ein Präsident mit oder ohne vorherige Genehmigung einer Volksvertretung Krieg erklären kann, ist wirklich ohne Bedeutung. Wenn die Lage eine solche Spannung hervorgerufen hat, daß an Kriegserklärung gedacht wird, ruft schon ein Vorschlag an die Volksvertretung, welcher direkt oder indirekt darauf hinzielt, mit zwingender Notwendigkeit den Krieg selbst hervor. Und jede Regierung, die den Weg solchen Vorschlags zu betreten imstande ist, tut diesen Schritt leichter, als auf eigene Verantwortlichkeit selbständig den Krieg zu erklären.

Wirkliche, wenn auch nicht absolute Beschränkung kann nur liegen in einer internationalen Vereinbarung, daß keine Macht in irgendeinem Staate, wie er auch im Innern organisiert sei, diesen in einen Krieg stürzen darf, ohne den Zweck, den er damit erreichen will, genau formuliert und der Prüfung eines internationalen Rates unterworfen zu haben. Vorbedingung ist natürlich, daß solcher Rat ins Leben gerufen sei und ihm genügend Zeit zu reifem Gutachten gegeben werde.

Und so drängt sich dem Beobachter wieder die Frage auf, ob — da offenbar auch hier jede Initiative der Ententemächte fehlt oder diese unter sich uneinig sind — nicht die Mittelmächte der Welt zeigen sollten, daß sie bereit seien, solche Beschränkungen des Machtgebrauches nach außen bei einer allgemeinen Weltorganisationskonferenz zu befürworten.

*

Die Anregung des Herrn Verfassers begegnet sich auf halbem Wege mit den Anschauungen, denen der gegenwärtige Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns zu wiederholten Malen Ausdruck gegeben hat. Bereits in den Antworten an die Vereinigten Staaten und an die Schweiz vom 26. und 27. Dezember v. J. hat Graf Czernin erklärt, daß er allen Vorschlägen sympathisch gegenüberstehe, die darauf abzielen, Grundlagen für die Herstellung eines dauernden Friedens zu schaffen. Er hat zugleich als den geeignetsten Weg zu diesem Ziel einen unmittelbaren Gedankenaustausch unter den kriegführenden Mächten bezeichnet. Die Ententemächte wollten aber bekanntlich davon nichts wissen. Es ist deshalb kaum zu erwarten, daß Graf Czernin in dieser Richtung neuerdings die Initiative ergreifen werde. Vorschläge, die von der ehrlichen Absicht geleitet sind, der Welt die Segnungen des Friedens zu verbürgen, werden aber an den maßgebenden Stellen in Wien gewiß stets eine freundliche Aufnahme finden, wenngleich die Erfahrungen, die man mit den Beschlüssen der Haager Friedenskonferenzen und mit der Londoner Seerechtsdeklaration

Digitized by Google

gemacht hat, nicht gerade ermutigend sind. Ob es sich empfehlen wird, die seinerzeitigen Friedensverhandlungen, die an und für sich schon Schwierigkeiten genug bieten werden, auch noch mit der Erörterung völkerrechtlicher Probleme zu belasten, und ob es nicht vorzuziehen sein wird, diese Arbeit der Zeit nach der Wiederkehr des Friedens und einer besonderen Konferenz vorzubehalten, mag dahingestellt bleiben. v. J.

Aus meiner Berliner Opernzeit

Von

Kammersängerin Minnie Hauk

I

Die ersten fünf Jahre meiner Bühnentätigkeit in Europa hatten mich an die vornehmsten Operntheater von fünf Weltstädten geführt, Paris, London, Wien, Moskau und Budapest. Die sechste war Berlin.

Während ich im Herbst 1874 — ich war noch nicht einundzwanzig Jahre alt — abwechselnd in den beiden Hauptstädten der Habsburger Monarchie vornehmlich Mozartrollen, dann Mignon und Aida sang, erhielt ich vom damaligen Generalintendanten der Berliner Königlichen Oper eine Einladung zu einem Gastspiel für den November desselben Jahres. Ich kam, debütierte am 23. November als Mignon, und der von ihm erwartete Erfolg wurde in Wirklichkeit derart übertroffen, daß ich statt für sechs Abende für ganze sechs Monate bis in den Sommer 1875 an der Hofoper blieb. Herr v. Hülsen ließ mich auch dann noch nicht fort, sondern sicherte sich die folgenden Jahre bis zum Herbst 1877, wobei er mir die höchsten Bezüge gewährte, die jemals einer Künstlerin am Königlichen Hoftheater bis dahin bezahlt worden waren. Ich empfand darüber lebhafte Genugtuung, denn neben mir wirkten damals in Berlin ausgezeichnete Künstler, darunter Albert Niemann, Fricke, Schott, Salomon, Beck, Betz, die Damen Mallinger, Voggenhuber, Marianne Brandt, Lehmann, Grossi.

Ich hatte das Gastspiel wohl der Vermittlung des Prinzen Georg von Preußen, eines Vetters des alten Kaisers Wilhelm, zu danken. Meine sommerliche Ferienzeit pflegte ich mit meiner Mutter in Baden-Baden, Tarasp, Marienbad, Kissingen usw. zu verbringen, kam aber stets nachher für einige Wochen nach der Schweiz, um mich im Rigi-Kaltbad in der klaren, scharfen Luft zu erfrischen und mich auf meine bevorstehende Gesangstätigkeit vorzubereiten. Noch heute erinnern besonders lauschige, aussichtsreiche Plätzchen zwischen den bewaldeten Felsen des Labyrinths dort an meine Aufenthalte, die vom Kurkomitee „Mignonrast", „Carmentanne" und „Elsaruhe" getauft und mit Erinnerungstafeln bezeichnet wurden. Hinter dem Kaltbadhotel versteckt liegt ein kleines, einsames Kirchlein, wo ich, ungesehen von den vielen Sommergästen, meine Skalen und Triller übte. Prinz Georg war ein ebenso eifriger Rigibesucher wie ich selbst. Eines Tages führte ihn sein Weg in Begleitung seines Adjutanten

Digitized by Google

an dem Kirchlein vorbei. Er hörte mich singen, ließ sich bei der nächsten Gelegenheit vorstellen und wurde ein warmer Freund meiner Kunst, der niemals nach der Schweiz kam, ohne mir einen großen Strauß von Alpenrosen und Edelweiß zu senden. Er war es, der in Berlin wiederholt mit dem Kaiser von mir sprach, auch den Generalintendanten auf mich aufmerksam machte und sich sehr freute, als ich endlich die Gastspieleinladung nach Berlin erhielt. Unter dem Namen Georg Konrad ein tüchtiger Bühnenschriftsteller, sandte er mir u. a. auch seine Werke mit schmeichelhafter Widmung.

Gleich von allem Anfang an zeigte sich mir das Berliner Publikum herzlich gewogen. Unter den Anwesenden befand sich häufig das Kaiserpaar, das mich wiederholt in ehrendster Weise persönlich auszeichnete. Besonders viel mußte ich die Mignon singen, und die „Nationalzeitung" sagte darüber: „Das Gastspiel des Fräulein Minnie Hauk absorbiert so sehr alles Interesse, daß wir auf die sonstigen Opern des Repertoires, „Afrikanerin", „Liebestrank", „Meistersinger" usw. erst wieder einzugehen uns veranlaßt fühlen, wenn dieser Wandelstern vom Berliner Opernhimmel wieder verschwunden sein wird. Wer einen Begriff von Gesangskunst hat, der kann dieser, wie allen andern Leistungen der jungen Künstlerin nur mit freudiger Teilnahme folgen. Die besonders in der Mezza voce reizende Tonbildung, der mühelose Triller, die hoch ausgebildete Virtuosität, die spielende Beherrschung aller Schwierigkeiten, die geistreiche Feinheit der Details, endlich der wohltuende Hauch distinguierter Bildung und maßhaltender Grazie: Eines reicht dem andern die Hand, um den bisher genossenen Glanzleistungen des Fräulein Hauk den Kranz der Meisterschaft zu winden. Der samtweiche Schmelz und der süße Flötenton der Stimme fand besonders in „Mignon" die meiste Gelegenheit, seinen Zauber auszuüben. Zu Stimme und Vortrag treten noch Spiel und Persönlichkeit in so einnehmender Vollkommenheit, daß der Beifall der Kenner wie des großen Publikums stets ein einmütiger, intensivster ist." — In diesen Mignonvorstellungen sang Schott den Wilhelm Meister, Salomon den Laertes und Fräulein Grossi, später Fräulein Lilli Lehmann die Philine.

Ebenso schmeichelhaft war die Aufnahme meiner Rosina im „Barbier von Sevilla", Gretchen, Angela im „Schwarzen Domino" usw., so daß ich alle Ursache hatte, mich meiner Berliner Saison zu freuen.

Ich war schon mehrere Monate an der Oper, und immer noch standen auf den Theaterzetteln hinter meinem Namen die Buchstaben a. G., die Abkürzung von „als Gast". Schließlich fiel es sogar dem Kaiser auf, der meinem Auftreten fast jedesmal beiwohnte. Eines Abends sagte er mir nach einigen schmeichelhaften Worten: „Ich weiß gar nicht, warum immer noch a. G. hinter Ihrem Namen steht! Sie sind ein recht langer Gast in Berlin!"

„Majestät," antwortete ich, „das zu ändern steht in Ihrer Macht allein."

„Na, wir werden sehen," sagte der Kaiser, „ich werd' mal mit Hülsen darüber sprechen."

Kurze Zeit darauf legte mir mein allverehrter Chef einen äußerst vorteil-

Digitized by Google

haften Vertrag vor, der mich als wirkliches Mitglied an die Oper fesselte und den ich gerne unterfertigte.

Bei der nächsten Gelegenheit, es war eine Vorstellung der „Regimentstochter", dankte ich dem Kaiser. „Es freut mich, Sie nun für länger hier zu wissen," bemerkte er huldvoll, „aber Sie müssen ein bißchen besser trommeln lernen. Eine wahre Regimentstochter muß ebensogut trommeln wie singen können."

Ich wohnte damals im Tiergartenhotel, und zu meiner Ueberraschung stellte sich dort eines Morgens mit militärischem Gruß ein Bataillonstambour des ersten Garderegiments vor, um mir auf höchsten Befehl „Musik"lektionen zu geben. Zuerst mußte ich die Art, die Trommelstäbe zu halten, dann das Trommeln auf einem Laib Kommißbrot lernen, dann erst kam eine wirkliche Militärtrommel an die Reihe. Jeden Morgen mußte ich zur Verwunderung der Hotelgäste, die sich diese Verwandlung meines Salons in einen Exerzierplatz gar nicht erklären konnten, im Trommeln üben. Erst nachdem die Meldung über meine Fortschritte dem Kaiser zugegangen war, wurde die „Regimentstochter" wieder angesetzt. Der Kaiser saß wie gewöhnlich in seiner Loge, und bei der Trommelszene mußte ich unwillkürlich zu dem hohen Herrn emporblicken, der mir freundlich lächelnd zunickte und Beifall klatschte.

Im Zwischenakt sprach er sich noch anerkennend über mich aus und fügte bei: „Sie sollen auch eine Erinnerung an die „Regimentstochter" bekommen." Sie bestand in der gleichen mit den offiziellen Stempeln versehenen Militärtrommel, die auf einer Silberplatte die Inschrift trägt: „Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs der Generalintendant der Königlichen Schauspiele an Frl. Minnie Hauk."

Die „Regimentstochter" wurde damals mit einem Schlage auch wieder zur Lieblingsoper der Berliner. In der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" hieß es: „Die Künstlerin leitet uns in die Zeit der glänzendsten und formvollendetsten Theaterabende zurück ... Wir werden an die glücklichsten Tage der Tuczeck gemahnt, die diese Rolle für Berlin kreierte, an Jenny Linds sensationelle Erfolge, an die Triumphe der Artôt und andrer Sterne erster Größe, denn Fräulein Hauk ... steht ebenbürtig neben dem Besten, das uns je geboten worden ist ..." Die „Nationalzeitung" sagt: „Man glaubte zur Zeit der Lucca, diese Rolle nie schöner gesehen zu haben; man vergaß die Jenny Lind und die Artôt. Jetzt haben wir in Minnie Hauk eine Sängerin, die ihren berühmtesten Vorgängerinnen an die Seite gestellt werden kann ... Ihre „Regimentstochter" ist ein Zauberspiel mit lieblichen Tönen, deren Reinheit ebenso entzückt wie die humoristische Färbung, welche sie den einzelnen Worten verleiht."

Kaiserin Augusta war der Oper vielleicht noch mehr gewogen als ihr erlauchter Gatte. Sie war fast bei allen Vorstellungen zugegen, an denen ich mitwirkte, und ihre Lieblingsoper war damals der „Barbier von Sevilla". Auf ihren Wunsch mußte ich im zweiten Akt bestimmte Einlagen und als Zugabe noch die irländische Ballade „Kathleen Mavourneen" singen, zu der ich mich

Digitized by Google

selbst am Klavier begleitete. Ich hatte dies schon so oft getan, daß ich glaubte, nunmehr andre Lieder singen zu sollen, und ich wählte statt der Ballade das amerikanische Negerlied „Suwanee River". Die Vorstellung nahm hierauf ihren Fortgang, doch ich bemerkte in der kaiserlichen Loge einige Bewegung; der Generalintendant erschien dort anscheinend auf höchsten Befehl, um von der Kaiserin eine Weisung zu erhalten. Während des Rezitatives mit Don Bartolo, den Salomon darstellte, hörten wir hinter den Kulissen die heisere Stimme des Herrn v. Hülsen: „Fräulein Hauk muß noch „Kathleen Mavourneen" singen. Ihre Majestät hat es befohlen!"

Was sollte ich tun? Die Klavierszene war längst vorüber, und ich konnte doch mitten in die Vorstellung hinein nicht ein sentimentales Lied eines fremden Komponisten singen! Doch Salomon, gleichzeitig Spielleiter, fand einen Ausweg. Am Schluß der Oper improvisierte er zur Ueberraschung des Publikums eine neue Szene. Nachdem ich mit Graf Almaviva glücklich verheiratet war, sagte Bartolo plötzlich: Weißt du, liebes Rosinchen, dafür, daß ich so gutmütig nachgegeben habe, mußt du mir jetzt noch ein Liedchen, z. B. Kathleen Mavourneen, vorsingen. Hier, bringt mal das Klavier vorwärts! Ein paar Choristen schoben den Kasten herbei, und ich konnte nun den Befehl der Kaiserin erfüllen. Die hohe Frau nahm bei dem nächsten Hofkonzert Veranlassung, auf dieses Intermezzo zurückzukommen.

Diese Hofkonzerte fanden gewöhnlich im Kaiserpalais Unter den Linden statt, und es war eine besondere Auszeichnung, dazu befohlen zu werden. Den musikalischen Teil des Programms arrangierte die Kaiserin selbst, und Hofkapellmeister Taubert, der bekannte Liederkomponist, war mit der Ausführung betraut. Einige seiner Lieder hat er mir gewidmet, und mit Vorliebe pflegte ich sein „Sonne hat sich müd gelaufen" zu singen. Zum Hofkonzert wurde ich von Taubert selbst in einer Hofequipage abgeholt. Das Klavier stand in der großen Flügeltür zu dem herrlichen Saal, und die geladenen Gäste traten durch die entgegengesetzte Türe ein. Die Majestäten nahmen zwei bis drei Schritte vom Klavier Platz, die andern höchsten Herrschaften, darunter auch gewöhnlich das kronprinzliche Paar und Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm II., neben und unmittelbar hinter ihnen. Im Saal selbst versammelte sich die glänzende Hofgesellschaft mit den höchsten Würdenträgern des Reiches, denen wir zwei oder drei Künstler, die in den Konzerten mitwirkten, auch zeitweilig vorgestellt wurden. Fürst Bismarck habe ich hier niemals gesehen, dagegen wiederholt Graf Moltke. Ganz im Gegensatz zu den steifen englischen Hofkonzerten war der Verkehr recht ungezwungen. Wir nahmen an kleinen Tischchen nach dem Konzert ganz wie die andern das Souper ein und konnten uns in der Gesellschaft frei bewegen. Als erster pflegte gewöhnlich der herrliche Kaiser zu mir zu treten und mich ins Gespräch zu ziehen. Bei einer Gelegenheit hatte ich eben die schwierige Mazurka „La Coquette" von Chopin gesungen, und der Kaiser meinte zu mir: „Zu dieser Mazurka wäre es wohl ein wenig schwierig zu tanzen." — „Gewiß," erwiderte ich, „sie ist eben zu sehr kokett." — „Nun,"

Digitized by Google

meinte der Kaiser lachend, „sollen wir's mal versuchen? Taubert kann sie ja auf dem Klavier nochmals spielen. Aber ich fürchte, mit mir die Mazurka zu tanzen, wäre für Sie nicht so leicht, wie Sie sie singen können."

Ein andres Mal, gelegentlich eines auswärtigen Königsbesuches, hatte Kaiserin Augusta den Walzer aus Gounods Oper „Mireille" auf das Programm gesetzt. Ich fühlte mich nicht ganz wohl, und so ließ ich die Kaiserin durch Taubert bitten, statt des schwierigen Mireillewalzers irgendeine andre ihrer Lieblingsnummern zu wählen. Taubert kam zurück mit der eignen Bonbonniere der Kaiserin. Ihre Majestät empfehle mir, einige von ihren Halsbonbons zu nehmen, sie würden mir gewiß helfen. Ich möge nur den Mireillewalzer versuchen. Nun litt ich aber gar nicht an Halsschmerzen, sondern an Kopfschmerzen, brauchte also keine Halsbonbons, aber da die Kaiserin — oder war es ihr königlicher Gast? — durchaus den Walzer zu hören wünschte, mußte ich ihn schließlich singen. Kaum war ich damit fertig, so trat sie freundlich lächelnd auf mich zu und sagte: „Ich wußte wohl, meine Bonbons würden Ihnen helfen. Sie haben ganz entzückend gesungen. Ich werde Ihnen noch mehr Bonbons senden. Meine Bonbonniere können Sie zur Erinnerung behalten." In der Tat erhielt ich am nächsten Morgen noch ein ganzes Paket Halsbonbons für meine Kopfschmerzen.

Die großen Galakonzerte fanden gewöhnlich in Verbindung mit der Cour im königlichen Schloß statt, die letztere im Rittersaal, wo auch der Thron stand, die ersteren in dem herrlichen „Weißen Saal", der bei solchen Anlässen einen über alle Beschreibung großartigen, geradezu feenhaften Anblick darbot. Was sich bei diesen Gelegenheiten an souveränen Herrschaften und solchen aus fürstlichen Häusern, an Diplomaten und Hochadel mit ihren Damen, Generalen, Hofwürdenträgern, Offizieren und Staatsmännern versammelte, kann wohl in keiner Hauptstadt der Erde übertroffen werden. Die herrlichen Toiletten, Uniformen, Geschmeide, Ordenszeichen gaben dem lebhaften Bilde außerordentlichen Glanz und Farbenreichtum. Der Kaiser pflegte im großen militärischen Paradeanzug mit weißen Beinkleidern und großem Ordensband zu kommen, eine herrliche Erscheinung, an Größe und Majestät alle Anwesenden überragend. Die Kaiserin trug bei einem dieser Galakonzerte eine Toilette, wie ich sie in solchem Reichtum nicht wiedergesehen habe. Ueber ein weißes, mit Brüsseler Spitzen besetztes Atlasunterkleid und brillantenbesetzter Taille aus Goldstoff trug sie die große Courschleppe ebenfalls aus Goldstoff, mit Zobel besetzt, dazu den auserlesenen Kronschmuck mit dem Diadem, das einst die Stirne der Königin Luise geziert hat, mit lang herabfallenden weißen Paradiesvogelfedern.

Die Kaiserin pflegte sich um diese Hoffestlichkeiten persönlich zu bekümmern, war auch wiederholt bei den Proben zugegen. Zuweilen gab es Ensembles mit Orchesterbegleitung unter Leitung von Taubert, lebende Bilder und Szenen aus verschiedenen Opern in vollem Kostüm. Die Bühne war zwischen den Marmorsäulen des Weißen Saales aufgeschlagen, mit einem engen Durchgang nach dem anstoßenden Saal, der für die Künstler vorbehalten blieb. Die Kaiserin schien

Digitized by Google

an meiner Aidadarstellung besonderen Gefallen gefunden zu haben und befahl bei einem solchen Galafest auch die große Szene und Duett zwischen Aida und Amneris. Bei den Vorstellungen im Opernhaus sang zu meiner Aida Niemann den Rhadames, Betz den Amonasro und Fräulein Brandt die Amneris, eine vorzügliche Sängerin und liebenswürdige Kollegin, zu der ich mich sehr hingezogen fühlte. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich zur Probe kam und an Stelle von Marianne Brandt eine fremde Künstlerin fand, Madame Artôt-Padilla, die mir, als wir einige Jahre zuvor zusammen an der Kaiserlichen Oper in Moskau wirkten, in ihrer Eifersucht die erdenklichsten Hindernisse in den Weg gelegt hatte! Doch die Kaiserin war ihr aus ihren jungen Jahren sehr gewogen und hatte sie zu diesem Hofkonzert befohlen, war auch selbst zur Probe erschienen. Nun ist in der Oper tatsächlich Amneris auf Aida sehr eifersüchtig, und Madame Artôt scheint diese Eifersucht auf der Probe ins Persönliche getrieben zu haben, denn die Kaiserin begrüßte mich in gnädigster Weise und beglückwünschte mich, ohne Madame Artôt auch nur eines Blickes zu würdigen.

Die Szene ging vorzüglich, und als der Vorhang gefallen war, zwängte sich der Zeremonienmeister Exzellenz Graf Redern durch den engen Durchgang und übermittelte mir den Befehl der Kaiserin, mich zu ihr zu begeben. „Sind Sie sicher," fragte ich ihn, „daß Ihre Majestät mich und nicht Madame Artôt zu sprechen wünscht?" — „Nein, nein," bestand Graf Redern, „Sie sind es, Fräulein Hauk." Auf meinen Wunsch ging er jedoch nochmals in den Saal zurück und kam in aller Hast mit den Worten wieder: „Bitte, Fräulein Hauk, rasch, Ihre Majestät wartet." Ich folgte dem liebenswürdigen kleinen Herrn auf dem Fuße, und als ich vor der Kaiserin meinen Hofknicks machte, sah ich zu meiner Ueberraschung Madame Artôt unmittelbar neben mir. Sie war ebenfalls in den Saal gekommen, und während sie süß lächelnd sich vor der hohen Frau verbeugte, wurde ich von ihr beinahe verdeckt und in den Hintergrund gedrängt. Als die Kaiserin dies bemerkte, richtete sie sich hoch auf, ihr Gesicht nahm einen steinernen Ausdruck an, und kalt an ihr vorüberschreitend, näherte sie sich mir, reichte mir die Hand zum Kusse und sagte mir: „Sie haben heute außerordentlich schön gesungen, liebes Fräulein. Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden." Madame Artôt aber verschwand wieder hinter den Kulissen.

Das letztemal sah ich meine Moskauer Kollegin einige Jahre später in Marienbad, wo sie in einem öffentlichen Konzert auftrat. Ich ebenso wie viele Anwesende empfanden Mitleid mit ihr, denn zu ihrer Häßlichkeit war noch das Alter getreten, und ihre Stimme hatte allen Reiz verloren. Nur ihre vorzügliche Gesangsmethode hatte sich erhalten, die sie von ihrer Meisterin, der berühmten Viardot-Garcia, besaß, und die sie, wie ich höre, auf ihre talentierte Tochter übertragen hat. Madame Viardot habe ich in Paris noch kennen gelernt. Obschon nahe an neunzig Jahre alt, erteilte sie in ihrer Wohnung im fünften Stock ihres am Quai d'Orsay gelegenen Hauses immer noch Gesangsunterricht. Eine große, stattliche Frau mit interessantem, von reichem weißem

Digitized by Google

Haar umrahmten Gesicht, kletterte sie die fünf Treppen täglich anscheinend mit Leichtigkeit auf und ab, um ihren Spaziergang zu machen.

Zeitweilig fanden auch bei den kronprinzlichen Herrschaften musikalische Abende statt, und da ich dem Kronprinzen (späteren Kaiser Friedrich) durch den Großherzog Karl Alexander von Weimar persönlich empfohlen worden war, wurde ich bereits in der ersten Zeit meiner Berliner Opernjahre zu einem dieser Abende befohlen. Ich erhielt das Schreiben des Hofmarschalls Grafen Eulenburg, als ich gerade zu einer Aidavorstellung nach der Oper fuhr. In der Eile schrieb ich ihm mit einigen Zeilen meine Zusage.

Ich hatte damals noch nicht gelernt, mich in Hofkreisen zu bewegen, und steckte noch gewissermaßen in meinen nach Freiheit- und Gleichheitsmaß angefertigten amerikanischen Schuhen, so daß manche Kollegen mir den Spottnamen „Prinzessin aus Amerika" beilegten. Mein hoher Freund und Gönner, Exzellenz v. Hülsen, ebenso wie seine Gemahlin taten in ihrer Güte alles, um der Steifheit meines Rückgrats mehr Schmiegsamkeit beizubringen, und ermahnten mich, bei der Vorstellung vor der Frau Kronprinzessin die erforderlichen tiefen Knickse zu machen. Als der Hofwagen beim Haupteingang des Kronprinzenpalais anhielt, sah ich Herrn v. Hülsen im Vestibül stehen, und an seinem Arm schritt ich, geblendet durch den ungewohnten Glanz, die Haupttreppe zum Empfangsaal empor, an dessen jenseitigem Ende das Kronprinzenpaar stand, umgeben von den vornehmsten Herrschaften der Residenz. Die Kronprinzessin trug ein bordeauxrotes, mit Goldstickereien bedecktes Kleid, Ohrgehänge und Halsband aus riesigen schwarzen Perlen, und in ihrer ganzen Erscheinung war sie jeder Zoll eine Königin. Aller Augen waren auf mich gerichtet, während ich den weiten Raum durchschritt, und als ich endlich vor ihr stand und ihr in die geistvollen, Güte strahlenden Augen sah, vergaß ich ganz die Ermahnungen meines Chefs und machte statt des tiefen Hofknickses meine gewohnte Verbeugung. — Entsetzen in der Umgebung, doch die Kronprinzessin durchschaute meine Verlegenheit, und ihre gütigen Worte flößten mir wieder Vertrauen ein. Der Kronprinz, eine herrliche Erscheinung, tat das Seinige, indem er mir gleich nach der Vorstellung in meiner englischen Muttersprache sagte: „Graf Eulenburg hat mir Ihr Briefchen gegeben. Ich habe bei Damen selten eine so gute und dezidierte Handschrift gesehen. Hoffentlich lernen Sie bald ebensogut Deutsch wie Englisch schreiben." Ebenso wie die Kronprinzessin pflegte er mit mir auch bei den vielen späteren Begegnungen Englisch zu sprechen, obwohl ich schon die deutsche Sprache genügend beherrschte. Als ich ihn bei den Jubiläumsfestlichkeiten der Königin Viktoria 1886 in London beim deutschen Botschafter Grafen Münster wieder traf, kam er sofort auf mich zu und unterhielt sich lange mit mir in deutscher Sprache. Das war auch später stets der Fall, und einmal sagte er mir: „Merkwürdig, in Deutschland haben wir miteinander immer Englisch gesprochen, und hier in England sprechen wir Deutsch."

Bei dem erwähnten musikalischen Abend war es auch, daß die Kronprinzessin mir zum Andenken eine wertvolle Brosche, einen großen Amethyst mit

Digitized by Google

Brillanten umgeben, überreichte. Ihr folgten im Laufe der Jahre verschiedene andre Gaben, besonders vom Kaiserpaare, die ich heute noch als die kostbarsten Andenken an Berlin aufbewahre.

Die Rollen, die ich in Berlin am häufigsten singen mußte, waren wohl „Mignon", „Die Regimentstochter" und „Aida", aber jene, die gesanglich die höchste Anerkennung fanden, waren meine Mozartrollen.

Leider waren alle meine Versuche, Exzellenz v. Hülsen zur Aufführung von Bizets „Carmen" zu bewegen, vergeblich. Ich hatte während meiner Saison an der italienischen Oper in Paris Bizet persönlich kennen gelernt und mit ihm konzertiert; später hatte seine Witwe, eine Tochter Halévys, mir Carmen dringend empfohlen, Ambroise Thomas, der Komponist von „Mignon", wollte durchaus, daß ich diese Rolle an der Pariser Komischen Oper nach dem ersten Fiasko mit der Galli-Marié singen sollte, aber dieses Fiasko war für mehrere Jahre nicht nur in Paris, sondern auch in Berlin jeder Aufführung hinderlich. Herr v. Hülsen hatte die Oper in Paris gesehen und für Berlin rundweg abgelehnt. Erst nachdem mir die Königliche Oper in Brüssel die Aufführung kontraktlich zugesagt und ich Berlin verlassen hatte, kam ich dazu, die Carmen im Laufe meiner späteren Laufbahn über fünfhundert Male in der ganzen Welt zu singen. Meiner Erfolge darin wegen wurde ich in den achtziger Jahren auch wieder an die Hofoper nach Berlin zu einem Gastspiel berufen, und die Berliner empfingen mich bei diesen Carmenaufführungen mit dem alten Enthusiasmus.

Vorläufig stand, wie gesagt, „Carmen" außer Frage. Dafür kam auf meine Anregung statt „Carmen" die reizende Oper von Delibes: „Der König hat es gesagt", zur Aufführung. Ich hatte die leitende Rolle der Javotte bei der Uraufführung in Wien unter Delibes' persönlicher Leitung das Jahr vorher gesungen, und der Erfolg war so groß, daß die Oper gegen vierzigmal hintereinander vor ausverkauften Häusern gegeben wurde. Ich kannte jede Note, war mit den Einzelheiten der Darstellung auf das genaueste vertraut, und Herr v. Hülsen hatte bereits auf Grund dessen die Besetzung vorgenommen. Da erkrankte er und mußte für eine Badekur Berlin verlassen. Die Leitung wurde seinem Stellvertreter, Herrn v. Strantz, übertragen, der als pensionierter Offizier mit dem Bühnenwesen keineswegs besonders vertraut war. Statt die Oper in dem pikanten, leichten Stil der französischen Spieloper, die sie, um Erfolg zu haben, dringend erforderte, einzustudieren, geschah es in einer Weise, wie sie, ich möchte sagen, beinahe für den „Fliegenden Holländer" gepaßt hätte; die Künstler nahmen wenig Interesse daran, die Darstellungen der acht darin erforderlichen Sängerinnen, darunter Fräulein Lehmann, waren farblos, und die Oper, die in Wien und Paris die glänzendsten Erfolge errungen hatte, verschwand nach einigen Vorstellungen wieder vom Spielplan.

Dabei stiegen aber meine eigenen, persönlichen Erfolge mit jeder Vorstellung. In der „Deutschen Rundschau" erschien im dritten Heft des Jahrgangs 1875 ein Aufsatz aus der Feder des angesehenen Berliner Musikschriftstellers und Kritikers Otto Gumpert, dem ich die folgenden Stellen entnehme:

Digitized by Google

„Minnie Hauk singt sich immer mehr in die Gunst der Berliner hinein. Sie bringt zu ihrem Beruf einen Ton von unangetasteter Frische, schlagfertigste technische Gewandtheit, endlich eine herzhaft zugreifende Weise des Ausdrucks. Bis zum dreigestrichenen C schwingt sich die Stimme mühelos auf, und noch ganz nahe an dieser Grenze verfügt sie über die duftigsten Klänge. Mit den reichen Gaben, die sie der Natur verdankt, verbindet sie den wohlgesicherten Erwerb einer umfassenden musikalischen Bildung. Ihre Intonation ist stets goldrein, die Gliederung der Melodie wie des Figurenwerks äußerst korrekt und nicht minder flüssig, die Behandlung des Dynamischen stets musterhaft. In den verschiedensten Stärkegraden gehorcht der Ton jedem Gebot des ihn gestaltenden künstlerischen Wirkens ... Unter den Zierden ihres umfassenden Repertoires begegnet man der zarten Mädchenknospe Pamina, Verdis heißblütiger Aida und bunten, leichtbeschwingten Schmetterlingen, wie der Angela im „Schwarzen Domino" und Rosina im „Barbier"." (Fortsetzung folgt)

Das Tierische und das Ideale im Menschen

Von

Arnold Sachse

Es ist ein Kennzeichen des wahren Dichters, daß er Dinge, die er mit dem leiblichen Auge nie gesehen, mit seinem geistigen zu schauen und zu gestalten vermag. Schiller hat von den Kriegen seiner Zeit nichts gesehen und bei dem Fehlen von Zeitungen und Kriegsberichterstattern auch wenig gehört. Und doch hat kein Dichter lebendiger als er die Verwüstungen des Krieges, den Niedergang der Sitten in seinem Gefolge zu schildern gewußt. Aber er hat auch das Ungemeine, in das der Krieg die menschlichen Dinge erhebt, erkannt und die Sehnsucht der Völker nach Frieden tief empfunden. Die Grundlage seiner Erkenntnis bildet das Studium der Geschichte, insonderheit des Dreißigjährigen Krieges. Die Geschichte ist die große Lehrmeisterin der Menschheit. Sie lehrt uns, wie groß auch die Veränderungen in der Art der Kriegführung in den verschiedenen Zeitaltern sein mögen, das ewig sich gleich Bleibende, das rein Menschliche erkennen. Sie weist auf den natürlichen, im letzten Grunde sich aus der menschlichen Natur ergebenden Werdegang der Dinge hin. Es ist, als ob der Prolog zum „Wallenstein" heut geschrieben wäre. So wahr ist alles, was darin gesagt ist. Jahre der Verwüstung, des Raubs, des Elends sind dahin geflohen, in trüben Massen gäret noch die Welt und keine Friedenshoffnung strahlt von fern. Ein Tummelplatz der Waffen ist das Reich. Verödet liegen die Städte in Feindesland, der Bürger gilt dort nichts mehr, der Krieger — heut kann man sagen: der den Krieg leitende Kreis der Politiker — alles. Ruchlose Frechheit spricht der Sitte Hohn. Ist es nicht herzerschütternd, was wir über

Digitized by Google

die Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich lesen? Da tritt das Tierische im Menschen zutage. Da werden Weiber zu Hyänen. Französische Soldaten und Offiziere treten ihre Menschenwürde mit Füßen, indem sie gegenüber wehrlosen Gefangenen scheußliche Grausamkeiten begehen; es sind entmenschte Horden geworden. Schiller bringt aber auch die andre Natur im Menschen, das Ideale, in den Kriegsbildern der Wallensteintrilogie zur Anschauung. Die großen Ziele des abgöttisch verehrten Feldherrn, der durch das Mittel des Kriegs den Weg zu einem die Völker befreienden und beglückenden Frieden sucht, die holden Segnungen des Friedens selbst werden lebendig dargestellt und erwecken die Sehnsucht der gegenwärtig lebenden Menschheit. Die Kunst des Dichters verklärt die Darstellung, und den Blick in eine frohere Zukunft, in der auch höchstes menschliches Vermögen wieder durch die Kunst zur menschheitbeglückenden Tat wird, öffnet das Schlußwort: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Aus dem Prolog zum „Wallenstein" schöpfen wir das Thema dieses Aufsatzes über das Tierische und das Ideale im Menschen. Wir wollen sehen, wie es sich auch in diesem Kriege zeigt und was geschehen kann, um die durch den Krieg erzeugten Extreme in der Friedenszeit wieder auf das zum Gedeihen der Völker nötige Maß zurückzuführen.

Der Krieg löst die Sitten. Unter den Waffen schweigt das Gesetz, der Freund des Schwachen. Die rohe Kraft, die für die Kriegführung unentbehrlich ist, wird im Menschen frei. Die Vernichtung des Lebens des Gegners ist das Ziel des Kampfes. Da dabei jederzeit das eigne Leben aufs Spiel gesetzt wird, so ergibt sich aus dem Selbsterhaltungstrieb des Menschen, daß jedes Mittel zur Vernichtung des Gegners berechtigt erscheint. Und doch zieht das ewig gültige Sittengesetz gewisse Grenzen, und es ist in der Friedenszeit versucht worden, ihm entsprechend völkerrechtliche Grundsätze aufzustellen, die auch im heftigsten Kampfe beachtet werden sollen. Das Tierische im Kampfe kann erst darin erkannt werden, daß der Mensch die durch Sittengesetz und Völkerrecht gezogenen Schranken mißachtet. Unsre Feinde haben das getan. Gleich bei Beginn des Kriegs hat die bürgerliche Bevölkerung Belgiens wider die Regeln des Völkerrechts sich am Kampfe beteiligt und hat Greuel gegen unsre Krieger begangen, die zur Unterdrückung mit schärfsten Mitteln herausforderten. Gleichartige Erfahrungen sind von den verbündeten Heeren beim Eintritt in Rumänien gemacht worden. Wenn auch nicht alles glaubhaft ist, was über die Untaten der belgischen und rumänischen Bevölkerung in den Zeitungen gestanden hat, so bleibt doch genug übrig, um zu erkennen, wie die Bevölkerung sich in sinnloser Wut zu tierischen Handlungen hat hinreißen lassen. Sie sind aber immerhin noch milder zu beurteilen als die von der französischen Bevölkerung ohne jede äußere Veranlassung, lediglich aus Rachsucht und Gehässigkeit verübten Grausamkeiten gegen die deutschen Kriegsgefangenen. Das wahrhaft tierische Verhalten des französischen Volkes, seiner Offiziere und Soldaten, seiner Männer und Frauen, eines Volkes, das in der Kultur höher stehen

Digitized by Google

will als das deutsche, erbittert das deutsche Volk aufs tiefste und erweckt Rachegefühle, die sich nur schwer unterdrücken lassen. Die Bezeichnung schon, welche die Franzosen den deutschen Kriegern beigelegt haben: „boches“, schlägt in das Tierische. Sie wollen die Deutschen als Tiere behandeln und keinerlei menschliche Rücksichten gegen sie nehmen. Darum soll das deutsche Volk endlich aufhören, die Franzosen als eine ritterliche Nation anzusehen, mit der eine Aussöhnung herbeizuführen sein müßte; es ist verlorene Mühe. Ihre Verrohung tritt auch hervor in ihrer Gleichgültigkeit gegen die Beerdigung der Leichen von Freund und Feind, über die namentlich im Anfang des Feldzuges schauerliche Mitteilungen durch die Zeitungen liefen. Lediglich auf militärische Gründe kann die Ablehnung der Leichenbestattung nicht zurückgeführt werden.

Anders ist das Verhalten der Engländer im „Baralong“-Fall und in früheren Fällen gegen U-Bootleute zu beurteilen. Man kann den Engländern unwürdige Behandlung ihrer Gefangenen im allgemeinen nicht vorwerfen. Ja, es scheint, daß unsre Krieger es in englischer Gefangenschaft im allgemeinen ebensogut haben wie die kriegsgefangenen Ausländer in Deutschland. Wenn die Engländer von diesem Verhalten gegenüber den U-Bootleuten abgewichen sind, so ist es mit voller Absicht geschehen, um zu zeigen, daß sie die Art der U-Bootkriegführung überhaupt nicht als dem Kriegsrecht entsprechend ansehen. Diese Anschauung ist unberechtigt und ihr Verhalten widerspricht jedenfalls dem christlichen Sittengesetz. Man kann ihre von Verstandesgründen beherrschte Handlungsweise schwerlich als einen Ausfluß des Tierischen im Menschen ansehen. Darum muß man sie aber um so schärfer verurteilen. Man ist versucht, die Handlungsweise der Engländer als teuflisch zu bezeichnen. Ebenso ihren ganzen Lügenfeldzug gegen Deutschland, den sie schon im Frieden vorbereitet und mit allen Mitteln der Presse im Kriege fortgesetzt haben.

In der russischen Gefangenschaft haben unsre tapferen Soldaten vielerorten Entsetzliches erfahren. Unzählige sind der Kälte und Blöße, dem Hunger und den Krankheiten erlegen. Wir sind es gewohnt, den Russen als einen ungebildeten, rohen Gesellen anzusehen, der tierischen Instinkten absichtslos folgt und somit auch zur Grausamkeit neigt. Es scheint mehr Unvernunft, Gleichgültigkeit gegen menschliche Bedürfnisse, die ihm selbst fremd sind, zu sein, welche die schlechte Behandlung der Gefangenen in Rußland verschuldet. Das russische Volk steht auf einer so niedrigen Bildungsstufe, daß es sich, zumal angestachelt durch eine zum Nationalitätenhaß aufreizende Presse, zu wahrhaft tierischen Handlungen gegen die unglücklichen Opfer dieser Presse, die Juden und die Deutschen, hat hinreißen lassen.

Daß das Tierische auch im eignen Lager in die Erscheinung tritt, soll nicht geleugnet werden. Der alte Satz naturalia non sunt turpia kommt voll zur Geltung, wenn der Mensch durch Hunger und Kälte gequält wird. In den engen Unterständen, wo dem einzelnen auf Wochen ein Raum zugemessen ist, wie er dem Fahrgast in einem besetzten Eisenbahnzuge schon für wenige Stunden unerträglich wird, in den Schützengräben, auf dem hartgefrorenen Boden an-

Digitized by Google

gesichts des lauernden Feindes, da treten die sonst im Zusammenleben mit andern Menschen üblichen Rücksichten zurück. Der Mensch wird gleichgültig gegen den Schmutz; er muß ihn ertragen, wenn ihn auch zuweilen einmal wieder der Ekel überfällt. Die tierischen Instinkte gewinnen die Herrschaft über die edlen Sitten der Friedenszeit. Nicht tadeln, nur bemitleiden dürfen wir unsre Krieger, wenn es ihnen unter den niederziehenden Entbehrungen des Feldlebens nicht immer gelingt, der tierischen Natur in ihnen Herr zu werden. Aehnliche Gedanken müssen uns bewegen, wenn wir daran denken, daß unsre Krieger monate- und jahrelang von dem Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht ihres Volkes abgeschlossen sind. Den Feinden gegenüber haben sich die Deutschen stets menschlich bewiesen. Daß einzelne Ungehörigkeiten vorgekommen sind, darf angenommen werden. Denn auch in unserm Heere befinden sich Elemente, die sonst auf Grund ihrer Neigung zur Gewalttätigkeit mit dem Gefängnis oder dem Zuchthaus Bekanntschaft gemacht hätten. Auch werden Fälle vorgekommen sein, in denen feindliches Eigentum in höchster Nervenanspannung lediglich aus Zerstörungswut vernichtet worden ist. Aber die Handlungsweise einzelner kann dem an Mannszucht gewöhnten Volke nicht zur Last gelegt werden.

Wie der Mangel an Nahrungsmitteln selbst im Binnenlande zu tierischer Gier und tierischer Handlungsweise verführt, dafür ist der darauf hinweisende Ausdruck „Hamstern" bezeichnend. Damit verbindet sich dann die Mißachtung der für die menschliche Gesellschaft gegebenen Gesetze, ebensowohl der moralischen wie der geschriebenen. Die Zahl der letzteren ist allerdings im Laufe der Zeit so groß geworden, daß ihre Uebertretung verzeihlich ist und schon zu gesetzgeberischen Maßregeln herausgefordert hat, die die anständigen Bürger vor der Bestrafung unbewußter Uebertretung schützen sollen. Es besteht wirklich die Gefahr der Auflösung der gesetzlichen Ordnung infolge der Fülle der erlassenen Verordnungen.

Der Mensch lebt aber nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Worte Gottes, das durch seinen Mund gehet. In diesem Bibelspruch ewiger Wahrheit ist die Lehre von der tierischen und der idealen Natur im Menschen begründet. Wie sehr auch der Krieg das Tierische im Menschen zur Erscheinung gebracht hat, so strebt doch der Mensch auch im Kriege danach, daß die andre Seite seines Wesens, das Ideale, zur Herrschaft gelangt. Und wenn ihm auch das Ideale in Wirklichkeit fehlt, so will er doch so scheinen, als ob er idealen Zwecken huldigte. So verfahren unsre Feinde. Sie behaupten, nur ideale Kriegsziele zu haben und werfen uns vor, das Recht, das allgemein menschliche Recht, insbesondere das geschriebene Völkerrecht, mit Füßen zu treten. Sie behaupten, für Freiheit und Recht zu fechten, für die Freiheit der Meere und für die Rechte der kleinen Nationen. Ja, sie behaupten, daß wir in einem Zustande der Unfreiheit lebten, aus dem sie uns erlösen müßten. Es bedarf keiner Widerlegung aller dieser Behauptungen. Jede für sich erscheint uns als eine bewußte Verleumdung, eine bewußte Verleugnung der ihnen nicht unbekannten Wahrheit. Wenigstens hat Lloyd George früher anders gedacht, wie aus seinen

Digitized by Google

lesenswerten Reden in der Sammlung „Bessere Zeiten“ (Jena 1911, Diederichs) hervorgeht. Höchstens könnte man den Feinden zugestehen, daß sie durch gewisse Erscheinungen im innern preußischen Parteileben wirklich in die Meinung versetzt sind, als ob das preußische Volk in einem Zustande der politischen Unreife und Bevormundung lebe, die in Ländern älterer parlamentarischer Verfassung überwunden ist. Was das vielbewunderte englische parlamentarische System in Wahrheit bedeutet, das hat dieser Krieg gelehrt. Die Freiheit des Volkes ist unterdrückt durch eine Gruppe von Parlamentariern, die in kapitalistischem Sinne regieren. Aber in England sind doch auch wirklich ideale Gedanken in diesem Kriege in die Tat umgesetzt worden. Das soll nicht ohne Anerkennung bleiben. Die leitenden Staatsmänner Englands haben erkannt, daß es sich in diesem Kriege um die Fortdauer der Weltherrschaft Englands zur See handelt und daß diese sich ohne eigne Blutopfer nicht mehr behaupten läßt. Darum haben sie nicht zurückgeschreckt vor Mitteln, die dem Engländer an sich höchst unsympathisch sind. Es war eine große Tat, als England die allgemeine Wehrpflicht einführte. Was hat es aber damit anders getan, als das preußische Ideal aus der Zeit der Befreiungskriege, das Ideal der gleichen Verpflichtung aller Volksgenossen zur Verteidigung des Vaterlandes mit den Waffen nachzuahmen? England ist in die Fußtapfen des preußischen Militarismus getreten. Weiter hat England die gewaltigsten finanziellen Opfer gebracht; es hat die direkten und indirekten Steuern in ungeheurem Maßstabe vermehrt, und zwar so, daß die direkten Steuern in raschem Lauf die indirekten nicht nur eingeholt, sondern weit hinter sich gelassen haben. Es wäre kurzsichtig, hier den Idealismus in der Politik zu verkennen. Aber auch hier ist Preußen vorbildlich gewesen, während Frankreichs Machthaber in sozialer Auffassung von Steuerfragen weit dahinter zurückgeblieben sind.

Als das höchste Ideal erscheint den Feinden der Weltfrieden. Darin begegnen sie sich mit Wilson. Die Feinde wollen zum Weltfrieden gelangen durch Eroberungen, welche die Mittelmächte verkleinern und zerstückeln und zur Ohnmacht verurteilen, zu einem Kirchhofsfrieden für die Besiegten. Wie lange unter den Siegern dann der Frieden erhalten bliebe, ist eine ganz andre Frage. Wilson erstrebt einen dauernden Weltfriedenszustand, begründet auf der Gewährleistung durch die Gesamtheit der Mächte. Die Bedingungen für einen solchen Weltfrieden wurden von ihm nur unklar umschrieben und scheinen, so verlockend das Ziel ist, doch unerfüllbar. Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raum stoßen sich die Sachen. Der ewige Friede scheitert daran, daß in der menschlichen Natur das Tierische und das Ideale nebeneinander wohnen. Aber in Deutschland wird er am wenigsten scheitern, da Eroberungsgelüste, so fern sie ihm vor dem Kriege gelegen haben, auch weiterhin seine Politik nicht bestimmen werden. Deutschland verlangt außer einer angemessenen Sicherung seiner Grenzen gegen feindliche Ueberfälle nichts weiter, als daß der friedliche Wettbewerb der Nationen auf dem Gebiete des Handels, der Kunst und der Wissenschaft, den die Feinde schon vor dem Kriege einzuschnüren versuchten, wieder in volle

Digitized by Google

Geltung tritt. Vorläufig deuten noch keine Anzeichen darauf hin, daß die Feinde gewillt sind, diesen friedlichen Wettbewerb mit Deutschland wieder aufzunehmen. Jedenfalls steht fest: „Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Und der Idee des ewigen Weltfriedens steht die deutsche Gesinnung entgegen, die aus Schillers Wort spricht: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Wenn noch bezweifelt werden könnte, daß der Krieg die Kräfte des Menschen zum höchsten steigert, wie wir es bisher aus der Geschichte gelernt haben, dieser Krieg mit seinen unerhörten Opfern hat es uns Mitlebenden bewiesen. Die ideale Natur im Menschen tritt ins hellste Licht bei unsern Vaterlandsverteidigern, die Hunger und Kälte und Schmerzen ertragen, die dem ihnen aus tausend Schlünden entgegenstürzenden Tod in Verteidigung und Angriff standhalten, nicht für sich, die Todgeweihten, sondern für Weib und Kind, für Kaiser und Reich, für alles, was ihnen heilig und teuer ist. Hier bewährt sich aufs herrlichste die deutsche Jugend, die Erziehung, die ihnen Elternhaus, Schule und Kirche und nicht zuletzt der Heeresdienst hat zuteil werden lassen. Abgefallen ist der Flittertand und die Genußsucht der Jahre des Reichtums, die uns vorher manchmal mit ernster Besorgnis vor den kommenden Zeiten erfüllten. Du aber, deutsches Volk, bewähre die Tugend der Dankbarkeit gegenüber deinen Beschützern, deinen Errettern! Vergiß nicht, was sie für dich erduldet haben! Die Zurückkehrenden mußt du lohnen für ihre Taten und für die Taten derer, denen es bestimmt war, den Opfertod zu sterben! Uebersieh auch nicht, daß sie nicht immer auf der Höhe des Idealismus verharren können, daß nach der höchsten Anspannung aller Kräfte auch rein menschliche Bedürfnisse wach werden, daß auch das Tierische im Menschen wieder sein Recht verlangen wird! Machen wir uns klar, daß die Zurückkehrenden von dir, deutsches Volk, fordern werden! Sie werden fordern. Erst wenn sie wieder in der Heimat sind, dann wird ihnen klar werden, daß sie es waren, die es dem Gelehrten ermöglichten, Bücher zu schreiben, dem Kaufmann und dem Landmann, Kriegsgewinn einzustreichen. Dann werden unsre Krieger auch teilhaben wollen an den Rechten und Gütern, und der Idealismus wird oft genug zurücktreten hinter Wünschen und Gelüsten, die bei manchem nach seinem Verdienst nicht berechtigt sein werden, deren Befriedigung aber um des Verdienstes der Gesamtheit willen schwerlich wird versagt werden können.

Der Krieg fördert die ideale Seite im Menschen, indem er läuternd auf die Auslese der Tüchtigen einwirkt. Im Felde geht es nicht nach Geburt und Reichtum, nach Stand und Rang. Im Felde da ist der Mann noch was wert, da steht er auf sich allein, da scheiden sich Schwächlinge und Helden. Der Held wird von seinen eignen Kampfgenossen auf den Schild gehoben und erhält den Lorbeer. Aufgeblüht ist wieder die Helden- und Götterverehrung der Alten. Mit wahrer Inbrunst hängt das Volk an seinem Hindenburg. Mit Bewunderung, mit Stolz, mit Dank, mit tröstender Zuversicht blickt es auf den Befreier Ostpreußens, der Dank der Entschließung des Kaisers das deutsche Heer leiten darf,

Digitized by Google

der es zum Siege führen wird. Und neben Hindenburg gibt es eine so große Anzahl hervorragender Führer zu Wasser und zu Lande, einen Ludendorff, Mackensen, Falkenhayn, Graf Spee, Scheer, daß das deutsche Volk bisher erst die Verdienste weniger in den Tagesberichten Genannter hat würdigen lernen. Die spätere Geschichtschreibung wird uns noch mehr erkennen lassen, welche Männer uns zum Siege geführt haben, welche als ideale Heldengestalten im Volke fortleben werden. Wir haben es wahrlich nicht mehr nötig, uns noch an der Tat des Leonidas zu begeistern und die Kriegszüge der die Welt erobernden römischen Feldherren zu studieren. Diese Zeiten, in denen die Zerrissenheit und Ohnmacht des Deutschen Reichs uns die Ideale auswärts suchen ließ, konnten schon nach dem Kriege von 1870/71 vorüber sein. Jetzt sind sie endgültig vorüber. Dieser Krieg hat uns wieder Heldengestalten geschaffen, die auf Jahrhunderte dem deutschen Volke voranleuchten werden und seine Gesinnung auf die Höhe des Idealen zu erheben imstande sind. Die dichterische Kraft ist im deutschen Volke neu geweckt und dem Idealen zugewandt worden.

Und die Götterverehrung der Alten! Sie ist längst überholt durch das Christentum. Konnte man in den Jahren des Wohllebens noch zweifeln, ob das Christentum seine alte Kraft besäße, dieser Krieg hat es gezeigt, daß seine ewigen Wahrheiten auch heute noch im Volke leben, daß seine Kraft auch heute noch die Menschen befreit und beglückt und erlöst. Im Kampfgetöse hat sich die Frömmigkeit des deutschen Volkes bewährt; da ist so manches heiße Gebet, so manches Vaterunser, so manches Ave-Maria laut und leise zum Himmel aufgestiegen. Erwacht sind wieder die Bibelworte und die kirchlichen Lieder aus der fernen Jugendzeit. Sie klingen herauf, wenn die Not der Stunde das Menschenherz empfänglich gestimmt hat. Der im Schützengraben denkt an den Herrn, von dem es auch heißt: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.“ Die Gedanken der Krieger richten sich wieder auf das Jenseits und suchen es zu durchbohren. Wie vielen wird da angesichts des nahenden Todes der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ein Trost gewesen sein, der ihnen das Scheiden von allem, was ihnen lieb ist auf dieser Erde, erst erträglich machte! Die Ehrfurcht vor dem Tode hat auch den letzten Krieger gepackt. In rührender Weise zeigt sie sich in der Sorge für die Bestattung der Leichen der Gefallenen. Mit Lebensgefahr werden oft die Leichen aus dem von feindlichen Kugeln bestrichenen Vorgelände geholt. Ein Grab wird bereitet, ein Hügel wird aufgeschüttet, mit Blumen und Kränzen geschmückt; auf dem schmucklosen Kreuz aus Holz wird der Name des Geschiedenen zu ehrendem Gedächtnis eingeschnitten.

Der Krieg bringt auch das andre Gebot der christlichen Liebe, das dem ersten gleich ist, zur Erfüllung. Die Nächstenliebe, die im Frieden durch den aus der tierischen Natur des Menschen stammenden Egoismus so stark zurückgedrängt wird, feiert im Kugelregen ihre höchsten Triumphe. Da erblühen die

Digitized by Google

herrlichsten menschlichen Tugenden: das Mitleid, das Erbarmen, das Mitteilen. Die Schützengrabengemeinschaft überbrückt die sozialen Unterschiede, sie nähert die Menschen der verschiedensten Lebenskreise zu gegenseitigem Verständnis ihrer Auffassung, sie erweckt Achtung vor religiösen und politischen Ueberzeugungen der Nebenmenschen. Und hinter der Front wird zwischen den Parteien der Burgfrieden gehalten, wenigstens der Kampf vermieden. Nicht hoch genug kann dem Reichskanzler das Verdienst angerechnet werden, daß er die politischen Parteien zum Kampfe nach außen geeint hat. Es kann nicht erwartet und nicht verlangt werden, daß der Kampf der politischen Parteien nach dem Kriege unterbleibt. Das würde einen Stillstand in der Entwicklung bedeuten: der Kampf hat auch seine Ehre, er ist der Beweger des Menschengeschlechts. Aber als ein idealer Gewinn aus dem Schulter an Schulter mit gleicher Tapferkeit und Aufopferung gegen den äußeren Feind bestandenen Kampf soll die Achtung vor der Ehrlichkeit des Parteigegners zurückbleiben. Die Verkleinerung und Verhetzung des politischen Gegners, die Unterschiebung unlauterer Beweggründe, die so viel zur Verbitterung der Stände und Parteien gegeneinander vor dem Kriege beigetragen hat, die soll aufhören. Möchten sich immer mehr deutsche Männer zusammentun in dem festen Entschluß, das Parteigezänk auch nach dem Kriege zu unterdrücken! Und endlich: noch nie war das Volk so einig mit dem Kaiser wie jetzt; seine tiefe Friedensliebe ist neu erkannt in seinem Friedensangebot. Keiner im ganzen Volke faßt seine Pflichten ernster auf und trägt schwerer an seiner Verantwortlichkeit als der Kaiser. Dieses Bewußtsein durchdringt heute alle Schichten der Bevölkerung; die Erinnerung an den Krieg wird es auch in der Zukunft lebendig erhalten.

Das Ideale in der Natur des Menschen hat in diesem Kriege, wenn wir auf das Ganze sehen, beim deutschen Volke die Oberhand gewonnen über das Tierische. Die Gefahr ist nicht gering, daß wieder eine rückläufige Bewegung eintritt. Dem muß mit allen Kräften vorgebeugt werden. Von der zukünftigen Erziehung müssen wir verlangen, daß sie sich dieses Ziel setzt. Richtlinien, wie hierbei zu verfahren ist, sind, ohne daß auf Einzelheiten eingegangen ist, bereits im vorhergehenden gegeben. Die Erziehung muß auf das Ideale gerichtet sein. So wichtig die Erziehung zum Staatsbürger ist, so darf sie doch nicht allein darin bestehen, die Jugend mit den mannigfachen Aufgaben des Staates und den Wegen zu ihrer Erfüllung bekanntzumachen, sie darf erst recht nicht in körperlichen Uebungen und in Handfertigkeit aufgehen. Vielmehr muß sie die Jugend mit hohen Idealen erfüllen, sie muß sie das rein Menschliche und das Göttliche lehren, unabhängig von den materiellen Zwecken des Wohllebens und der Wohlfahrt; sie muß sie auch zur Kunst führen. Diese Erziehung darf für die Volksschuljugend nicht aufhören mit dem Austritt aus der Volksschule, sie muß sich fortsetzen in einer Pflichtfortbildungsschule, deren Zweck nicht aufgehen darf im Nützlichkeitsstandpunkt der Berufsfortbildungsschule. Die Fortbildungsschule muß auch allgemeine Ziele verfolgen, sie muß der Erhebung über das Alltagswerk zu idealen Gedankengängen dienen. Und sie muß sich fortsetzen

Digitized by Google

in der sozialen Fürsorge für die Erwachsenen, die sich nicht erschöpfen darf in der Fürsorge für das tägliche Brot, sondern die Beteiligung des Volkes an den Kulturgütern des Vaterlandes zum Ziel hat.

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Eichhorn an Amalie

Frankfurth a. Main d. 10. May[1]) 14.

Du liebe, holde Amalie! Ich bin wieder auf deutscher Erde, und immer näher und näher rükt die Erfüllung der Hoffnung, Dich bald zu sehen. Gleich nach dem Abschluß des Friedens[2]) verließ ich Paris, und nahm meinen Weeg, ohne mich irgend in Frankreich weiter aufzuhalten über Mannheim u. Heidelberg hieher. Den letzten Ort hatteſt Du mir so reizend geschildert, daß ich den Umweeg nicht scheute, auch zu genießen, was meine Amalie so freudig bewegt hat. Ich stand auch vor dem Bilde des großen Christophel,[3]) schauete und genoß doppelt das Bild und Dich, welche, eine entzükte Betrachterin, der hehren und frommen Kunst das Gemüth öffnend und hingebend, in der Erinnerung neben mir war. Boisserées lassen Dich grüßen. Es grüßt Dich auch der Justiz Rath Martin und seine Frau, die mir viel über ihr Zusammenseyn mit Dir erzählt haben. Du hast vollkommen Recht, was ich auch Schoenes bis jetzt gesehen habe, Heidelberg möchte ich vor allen andern Orten, wenn eine schoene Natur allein mich bestimmen koennte, zu meinem Aufenthalt wählen. Dennoch unter allen Versuchungen zum Abfall bleibt meine Neigung unserm Berlin treu u. ergeben. Dort wohnen die herrlichen Freunde, dort ist der Geist und ein neues Leben aufgegangen, alles deutsche Volk ist dahin gewendet als nach einer Sonne, die es auch zu einer neuen Auferstehung erwärmen soll. Der Beruf, welcher mich bisher entfernt gehalten hat, läuft bald ab. Da bin ich wieder bey Dir in Berlin. Hier erwarte ich nur noch Stein, der einige Tage später als ich Paris hat verlassen wollen. Vielleicht sehen wir uns noch in diesem Monathe. Alle, welche nicht als ein Opfer gefallen sind, werden sich in kurzer Zeit in Berlin wieder versammeln. Reimer u. Jahn, die ich hier gefunden, sind im Begriff, dahin zurükzukehren. In dem Umgang mit ihnen, unserm Arndt, der auch hier ist, und andern wieder gefundenen Freunden ward' ich vorbereitet

---

[1]) Schreibfehler, muß Juni heißen.

[2]) Am 30. Mai.

[3]) Vgl. den Brief Amalies vom 23. April.

Digitized by Google

auf die Freude, Dich und unsern Knaben wiederzusehen, und mit Euch das einzige und höchste Glük zu genießen, wonach, aus dem treibenden Tumult der lezten Jahre, mein Herz von inniger Sehnsucht sich hingezogen fühlt.

Neues weiß ich Dir nicht zu schreiben. Ihr habt wohl dort, wie anderwärts, genug daran, den Frieden mit Frankreich zu verdauen. Wir haben bey Weitem nicht erhalten, was wir hätten gewinnen koennen und sollen. Ueber das, was wir nicht gewonnen, wollen wir aber dasjenige nicht vergessen, was uns zu Theil geworden ist. Ist doch dieses von unendlichem Wert! Statt der Contribution bringen die hunderttausende von Deutschen aus allen Ständen und Classen, die tiefste Verachtung und den stärksten Haß gegen Franzosen u. das Französische aus Frankreich mit. Sie fanden alles, was sie gegen ihre Unterdrücker in der Phantasie gebildet und was gegen dieselben geredet worden, mit eigenen Augen, in der Wahrheit und Wirklichkeit. Wir haben alle Schwächen u. Fehler des Feindes und unsere Stärke u. Tugenden kennen gelernt.

Wie schlägt mein Herz, wenn ich des Wiedersehens gedenke! Meine innig geliebte Amalie zu umarmen, meinen Herrmann auf den Armen zu tragen! Zweifele nicht, süßes Weib! Was Dich zu mir hinzieht, mit gleicher Stärke treibt es mich zur Vereinigung mit Dir, Dich nie wieder loszulassen.

Lebe wohl. Alle Freunde grüßen die gute Amalie. Empfiehl mich den lieben Eltern u. allen Geschwistern Dein

Eichhorn.

Eichhorn an Amalie

Frankfurth den 14. Junii 1814.

Einer nach dem andern kehrt nach Berlin zurük, und ist mein Vorläuffer. Lange hast Du wohl gesprochen. Diesen Brief erhälst Du, geliebte Amalie, von unserm Reimer. Wir haben hier mehrere Tage zusammen zugebracht, uns ausgetauscht und mitgetheilt, worüber er Dich, bis ich selbst komme, unterhalten kann. Es ist nun gewiß, daß ich bald zu Dir zurükkommen kann, ungewiß aber, ob in 14 Tagen oder 3 Wochen, oder früher. Unterweegs will ich mich nicht aufhalten. Das Herumstreifen und Reisen bin ich müde. Ich habe nur ein Verlangen, mit Dir zusammenzusein. Stein ist gestern hier angekommen. Die Centralverwaltung löst sich in kurzer Zeit auf. Sage an Baerensprung, daß ich seinen Brief erhalten hätte, jedoch nicht schriftlich antworten würde, da wir uns bald persönlich sähen; er solle sich auf die Wiederholung einer Strafpredigt, wie er sie schon von Dir Nahmens meiner empfangen hätte, gefaßt machen. Grüße herzlichst Eltern, Geschwister und Freunde.

Dein Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 18ten [Juni 1814].

Das Heimweh kann bei Dir, geliebter Mann! nicht tiefe Wurzel fassen, denn so viele befreundete Menschen siehst Du in der Fremde, bin ich Dir doch selbst nachgelaufen, nimm Dich in Acht, daß es nicht wieder geschieht. Gott

Digitized by Google

gebe, daß unserm Schleiermacher die Reise vollkommen wohlthue, er hat es sehr nötig. Möge er mit frischem Muth zurückkehren. Wenn ich mir ihn nicht mehr predigend denke hier in Berlin, so geht mir unendlich viel besseres, ja höchstes Leben verloren, und so geht es Mehreren. — Lieb wäre es mir gewesen, wenn Schleiermacher 8 Tage später gereist wäre. Ich höre von mehreren Seiten, und habe es mir eigentlich ja lange selbst gesagt, (Du willst ja aber, ich soll immer das Beste hoffen, und da sehe ich mich denn diesmahl stark getäuscht) daß der Aufenthalt Deines Herrn u Meisters bis zu der Beendigung des Wiener Congresses, dieser langweiligen Geschichte, dauern werde. Man sagt mir auch, und das ist sehr möglich, Du seiest von großem Nutzen dort, wo Du bist, laß uns also dieß ordentlich überlegen. Eine Frau hat nichts zu sagen, wo der Mann leben und wirken soll, das fällt mir auch nicht ein, wir sind darüber früher schon Eins geworden, daß ich Dir folge, wenn Du Dich bestimmt noch länger wo aufhalten wirst. Ich thäte es ohne Qual, wenn es auf immer wäre, wie viel mehr mit Freuden, da ich Deine Neigung für Berlin kenne. Es ist wahr, in Deinen hiesigen Dienstverhältnissen würde Dir nicht ganz wohl sein, vielleicht ist es Dir dort, wenn ich mit Hermann bei Dir bin. Also jetzt, da die andre schöne Hoffnung, Dich so bald hier zu sehen, wieder verschwindet, wende ich mich dieser zu, Dir zu folgen. Ich habe nur den einen Wunsch, daß etwas Bestimmtes endlich an den Tag käme, denn diese zehrende Ungewißheit, wobei man leidend bleibt, ist unerträglich. Gewiß nach der Durchreise der Monarchen wird doch etwas entschieden werden, und das gebe Gott! Nur nicht wieder vielleicht! hoffentlich! 3 Wochen, 6 Wochen. Man spreche es aus, Du bleibest noch 1/2 Jahr, 1 Jahr in Deinen Geschäften, wohlan die Sache ist gemacht, ich sage Vater u. Mutter Lebewohl! und bin in 8 Tagen bei Dir, Du wirst mich doch nicht von Dir stoßen? — Die schönsten Jahre des Lebens entfliehen, so schön in dieser blutigen Welt sie sein können, sind sie uns ja gegeben, warum sie länger durch bittre Trennung trüben? In meinen Gedanken sehe ich den Zeitraum des Wiener Congresses als den Letzten des Waffenstillstands an, dann kommt wieder die Schreckens Zeit, in dieser Sonne des Friedens mögte ich denn doch gern noch einmal wieder leben, mit Dir leben ...

Wie glücklich, seegensreich geht ihm [Hermann] aber die Welt auf. Das Eine nur in Berlin geboren und gebildet zu werden, hier wo die ganze volle Kraft dieser großen Zeit blüht, neben der tiefen, innigen Mäßigung wahren deutschen Seins. Hüser ist jetzt auch hier. Alles kommt Dir zuvor. Er ist Major geworden und wieder ins Cadettenhaus gesetzt. Er gehört zu den ewig Mißvergnügten. In dieser Woche wird auch Grollmann u. Frick[1]) erwartet. Beide bleiben nicht beim Militär, dagegen Pochhammer u. viele Andere, die Meisten Ungebildete, welche vorm Gegner Officier geworden sind. Daraus entsteht gewiß ein großer Schade für die Armée ...

[1]) Später Geh. Oberregierungsrat und Justitiarius der Medizinalabteilung des Kultusministeriums.

Digitized by Google

Eichhorn an Amalie

Frankfurth den 20. Junii 1814.

... Von dem Eisernen Kreuz[1]) höre ich durch Dich zuerst. Du weißt, daß ich dergleichen Dinge für mich nicht in Anregung zu bringen pflege, und da dachte ich nichts weniger, als daß man sich meiner erinnern würde ... In der heutigen Zeitung les' ich, daß die Regenten schon am 23. d. M. London verlassen werden. Der Kaiser Alexander geht nach Carlsruhe. Von seiner Ankunft auf dem festen Lande und von der Dauer seines Aufenthaltes in Carlsruhe wird es abhängen, wie lange Stein u. ich mit ihm hier bleiben werden. Ueber drei Wochen dauert es gewiß nicht. Ich kehre dann heim über Wertheim, da die dortigen Verwandten mich dringend verlangen ...

Sage unsern Freunden, daß ich nun nicht mehr an sie schriebe. Ich würde sie bald alle sehen, da ließe sich alles besser verhandeln. Reimer ist nun wohl schon dort; er kann Euch manches erzählen, bis ich selbst komme ...

Amalie an Eichhorn

Berlin am 11ten Juli 1814.

Ein neckischer, neidischer, bösartiger kleiner Kopold zerrt und beißt an unserm Glück: immer und immer tritt er dazwischen, reißt unsre Arme, die sich schon umfangen hielten, wieder voneinander und höhnt und lacht unsres Grams. Hätte ich nicht dagegen einen Engel zur Seite, und Du in Dir selbst die Kraft, ich würde unbändig trotzig, wie ich jetzt wahrlich nicht wenig niedergeschlagen bin über meine getäuschte Hoffnung, und ganz oder fast verzehrt an aller Geduld, Geduld und immer Geduld. Wenn man so nur auf einen Punkt seinen Blick starr hingeheftet hat, o! wie verschlingt dieser das ganze Empfindungsvermögen, u. wird zum Brennpunkt unsres ganzen Daseins, und wir können nicht sein, was wir eigentlich sind, wenn nach allen Richtungen hin, in schönem Gleichgewicht, unser Wesen sich ergießt. Dieser Eine, Eine Wunsch, Dich zu haben, Dir das Kind zu zeigen, das böse bange Jahr endlich aus steter Erinnerung zu bringen, wann, wann wird dieser heiße, natürliche Wunsch meines Herzens erfüllt! Eben so wie Dir nichts andres genügt und nur noch mehr in der Natur und unter Liebe u. Freude guter Menschen die Sehnsucht in Dir aufragt, so geht es mir auch, und da ich ein Weib bin, noch mehr in diesen Empfindungen lebend, habe ich wohl noch mehr von diesem quälenden Gefühl, als Du, Geliebter! Ich war dießmal so stark in Hoffnung, ich hatte meine ganze Häußlichkeit in feste Ordnung und Lieblichkeit gebracht, gewiß sagte ich allen Menschen kommt er in dieser Woche, statt dessen erhalte ich gestern Deinen Brief vom 5ten Juli, und heute erst den vom 2ten. Durch diesen Letztern bin ich wieder mehr beruhigt. Einerseits, da er mir doch eine nicht ferne Aussicht des Wieder-

[1]) „Wegen der für die Sache des Vaterlandes von Ihnen betätigten treuen Gesinnungen" war Eichhorn das Eiserne Kreuz am weißen Bande verliehen worden, wie Amalie am 13. Juni ihrem Gatten mitgeteilt hatte.

Digitized by Google

sehens läßt und den Grund der Verzögerung andeutet. Ich muß ja auch eigentlich froh sein, daß ich Dich noch erwarten kann, und daß ich nichts von schwerer Krankheit höre, diese Schreckenszeit spuckt mir noch immer im Herzen. Daß Du oftmal Schwäche fühlst und leidest, geliebter Mann! o! wie grämt mich das, indessen bin ich nicht unter denen gewesen, die Deine Gesundheit für immer befestiget hielten, Du wirst immer reizbar bleiben, und nur Ruhe und stete Sorge für Dein Körperliches kann Dich lange erhalten. Das ist einmal die Mitgabe Deines Lebens und des Meinen, wäre ich nicht auch sonst zu glücklich? Fahre nur fort, geliebter Eichhorn, Dich recht in Acht zu nehmen, denke an Deine Amalie, wenn sie Dir wieder zur Seite ist, wird sie Dir ein Theil der Sorge abnehmen, daß Du unvermerkt ihre Seegnungen gewahr wirst. Gewisse mißtrauische Leute sagten mir einmal: den Eichhorn wird man nicht nach Berlin kommen lassen. Es ist thöricht u vielleicht fast dumm in dieses Mißtrauen einzustimmen, aber doch, wenn Du abermal versucht würdest, etwa durch den St.[aats] K.[anzler] oder durch Stein selbst, bleibst Du standhaft? Was sich nun schon Monathe verzögert hat, kann sich noch länger verzögern — das ist ein entsetzlicher Gedanke, wie schleichen die Tage in der Erwartung. Also das Bad willst Du nicht gebrauchen, und ich reise nicht nach Blankenburg, so ist Alles in uns ein Bestreben, ein Verlangen, eine Liebe ...

Gegen die Stülpnagel muß ich mich noch sehr glücklich schätzen, ihren Mann darf sie vor Michaely nicht erwarten. Viele Andere kehren aber in dieser Zeit zurück. Grollmann mit seinem Batallion. Täglich sieht man die Berliner mit Kränzen den Siegern entgegen ziehn. Den ersten Jägern bin ich auch bis Schöneberg entgegengefahren. Karl war bei seiner Kompagnie in Civil Kleidern, er fand viele seiner Kameraden wieder, unter Andern den Grafen Pückler, einen sehr liebenswürdigen Jüngling. Die Universität hat gestern den zurückgekehrten Studenten ein Fest gegeben. Savigny hatte Karl eingeladen; alles ist über die Maaßen fideel gewesen, Du bist sehr vermißt worden, u. auch Dein Vetter. Von allen Deinen Freunden werde ich nun täglich befragt, ob Du nicht nun endlich kämst ...

Weißt Du schon, daß Baerensprung von der Bürgerschaft allgemein zum 2ten Bürgermeister gewählt worden ist? Das ist doch vortrefflich ...

Mein lieber Mann, wie wird es mit Deinem Dienstverhältniß hier werden? Es schickt sich wohl nicht, daß Du Deinen Wunsch schon in F.[rankfurt] dem St. K. zu erkennen giebst? Was wirst Du Philipp rathen, ferner zu thun, ist er nicht nun solider geworden, um in Berlin sich ferner auszubilden? Noch sind nicht viel Studenten hier, es giebt nur noch 2 Stimmen für u. wider die hiesige Universität. Neulich war ich bei Reimers, wo der komische Rühs uns viel Spaß machte, Schleiermacher war auch recht aufgeräumt. Reimer hat mir gesagt, daß er in der That bei seiner Reise den Vorsatz hätte, im südlichen Deutschland sich anstellen zu lassen. Das finde ich sehr, sehr unrecht, seine Freunde und Andre müßten allgemein dagegen etwas thun. — Im Reimerschen Hause werden wieder 8 Gäste erwartet, und sogar von Reisen gesprochen, es ist ein unruhiges Völkchen.

Digitized by Google

In der Handlung giebt es wohl sehr viel zu thun, da sie ganz in Unordnung ist, sie erwarten Dümmler.

Geliebter Mann, muß ich denn noch so viel mit Dir schriftlich plaudern! O, wann ruhst Du an meiner Seite und wir schwatzen und reden in unendlichen Gewinden des Gesprächs, des eigentlichen Gesprächs, wogegen schriftliche Mittheilung nichts, nichts ist. Wenn es nur dabei bleibt, daß Du zuerst ganz frei von allen Arbeiten bist, und daß Du in eine Lage kommst, wo Du Dich gern siehst. Das Ende ist immer, wenn wir Dich nur erst hier haben. Wird es nicht noch diesen Monath sein, ich hoffe doch. Den 23ten wird der König hier erwartet. Wenn Du etwa den 20ten abreisest, so sehe ich Dich noch vor August, doch gewiß vor dem 16ten,[1]) daß dieser nur nicht mich noch allein findet. —

Am 12ten Juli.

... Die guten Savigny's waren auch gestern hier und sehr bestürzt, daß Du noch länger weilst; er dürstet nach Deinem Gespräch, ach! ich glaube diese Menschen bezeugen mir außerordentlich viel wahrhafte Freundschaft, und ich fühle mich sehr zu ihnen hingezogen. Es ist bei ihnen der eigentliche gute Geist einheimisch. Savigny hätte es sehr, sehr gewünscht, Du wärest noch vor dem König u. dem St. K. hier angelangt. Alles ist unglaublich gespannt auf dieser Gewalten Rückkehr. Wie es in der Welt aussieht, darüber habe ich die ruhigsten u. gewiß nicht falschen Ansichten. Ich bin über alle Tadler des Ganzen sehr böse. Gewiß wenn die höchste menschliche Weisheit einen Frieden hätte machen können, sie hätte jetzt keinen dauerhaften zu Stande gebracht, in dieser allgemeinen Gährung läßt sich nicht so plötzlich Stillstand gebieten. Der größte Schritt ist geschehen, worüber wir alle frohlocken können, Gott hat sich zu gewaltig verkündiget, jetzt strebt unaufhaltsam der aufgeweckte schöne Geist höher und weiter. Mit welcher Freudigkeit erblickt man dies bei der heranwachsenden Jugend. Freilich, das Schrecklichste in der Welt, Krieg wird es noch geben, aber kein Franzthum wird mehr siegen, das Aller Schrecklichste. — Es giebt sehr viel Gerüchte hier, aber wenig klare Wahrheit. Selbst über das Geringere, über den Einzug und das Friedensfest weiß man nichts Bestimmtes. Dies hoffe ich wird der letzte Brief sein, den ich schreibe, ich hoffe, hoffe es. So will ich ihn schließen mit dem Gebet zu Gott, daß er doch endlich uns wieder glücklich vereinige. O Gott, erhöre mich!

Deine Dich heißliebende Amalie.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 15ten Juli 1814.

Eben, spät Abends, komme ich von Balans, und finde Deinen Brief vom 8ten. Mit Herzklopfen öffne ich ihn, da ich immer hoffe, er nennt mir den Tag Deiner Abreise u. Ankunft, aber das soll ich immer noch hoffen u. er-

[1]) Dem Jahrestag ihrer Trennung.

Digitized by Google

warten. Ich bitte nun Gott, daß nicht noch eine neue Bestimmung auch nach dem Aufenthalte des Königs über Stein und durch diesen Gewaltigen über Dich hervorbreche, aber fast wäre es grausam, nein es wäre es gewiß, wenn Du darin willigtest. Was hilft mir Geld u. Gut, wenn ich Dich nicht habe! Lieber kein Leben mehr ...

Täglich kommt hier neues Militair an, in meiner Gegend ist es höchst interessant all das Waffenvolk zu sehen. Tausend Ideen u. Gefühle erregt mir dieser Anblick. Wie alles dieß geworden ist in dem Volk! wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen der kriegerische Geist! Dieß Leben u. Treiben, dieß Wieder Aufblühn, diese neue Freude, dieses neue Dasein. Durch alle, alle Stände durch das eine Werk begonnen u. glücklich vollendet, frei vom Franzosenjoch. Mir däucht nun brauchts keine leidenschaftsvolle Schreiberei mehr, der Geist ist eingehaucht, man lasse ihn gähren u. wirken, gewiß er verduftet nicht, vielmehr unsre Jugend bringt ihn noch reiner zur That. Arndts neuestes und letztes Werk[1]) muß auch dem feindlichsten Franzosenfeind mißfallen. Edel ist dieser Haß nicht, und der Haß auch muß edel sein. — Daß Baerensprung zum Bürgermeister gewählt worden ist, habe ich Dir schon geschrieben, jetzt aber ist der vom König gemilderte Spruch des Kammergerichts grade jetzt erschienen. Er soll 6 Monate auf die Festung, sein Gegner 3 Monate. Nun stecken die Bürger die Köpfe zusammen und meinen, darüber müßte sich noch berathen werden. Es kann sein, daß bei des Königs Ankunft eine völlige Begnadigung erscheint. Diese Ankunft[2]) ist eine wahre Qual für die neugierigen Berliner. Denn es ist eine solche Unbestimmtheit in allem darüber, daß einem der Kopf vor aller Neugier ganz weh thut. Ob Feierlichkeiten beim Empfang des Königs sein werden oder nicht, weiß man nicht, doch werden alle Anstalten gemacht, die in's Große gehen, wenigstens des Sprechens ist viel davon, und eine entsetzliche Menge Fremder strömen herbei ...

Amalie an Eichhorn

Am 16ten Juli.

Im schönsten Wetter feiern wir heute im Garten das Geburtsfest, der Vater ist in Potzdam. Arndt hat Reimer geschrieben, Du könntest noch nicht so bald kommen, ich müsse mich gedulden.[3]) Das ist leicht gesagt! — — So

---

[1]) „Noch ein Wort über die Franzosen und über uns". Arndt stellte in dieser April 1814 verfaßten Schrift der Erziehung die Aufgabe, der deutschen Jugend einen immerwährenden Haß gegen Frankreich einzupflanzen. Jeder, der künftig noch die französische Sprache erlerne, verstoße gegen die nationale Pflicht. Nie wieder dürfe ein Franzose in Deutschland volle bürgerliche Gleichberechtigung erlangen.

[2]) Der König kam am 5. August nach Berlin zurück, aber ganz überraschend, da er sich erst zum 7. angesagt hatte. Die großen von der Stadtverwaltung zum feierlichen Empfang getroffenen Vorbereitungen wurden damit alle hinfällig.

[3]) Am 8. Juli 1814 hatte Arndt an Reimer aus Frankfurt geschrieben: „Unser lieber Eichhorn ist noch hier und bleibt wohl, solange der alte Herr bleibt, seine liebe Frau muß sich trösten: es ist gut, daß er noch bleibt." (Geh. Staatsarchiv, R. 77, XXII, Litt. R.

Digitized by Google

viel sage ich noch (und Arndt mag es verzeihen, daß auch andere leidenschaftlich sind) nach Napoleon ist mir dieser Minister ein Dorn im Auge, denn er ist der Zweite, der mir meinen Eichhorn raubt, möchte er sein, wo der Pfeffer wächst. Hiermit Gott befohlen Deine sanfte

Amalie.

Eichhorn an Amalie

Frankfurth den 19. Julii 1814.

Nach langem Harren und Sehnen hab' ich gestern Deinen Brief vom 12. d. M. erhalten. Schelten darf ich Dich nicht über Dein langes Schweigen. Denn Du hast mich ja mittlerweile erwartet. Vielmehr muß ich Dich loben, geliebte Amalie, daß Du mein längeres Ausbleiben so gelassen erträgst.

Ich habe der Versuchung widerstanden, nach Wien zu gehen. Viel Gewicht lag in der Waagschale, welche für Wien war. Neue Reise, neue Menschen und Bekandtschaften, Gelegenheit zu wichtigen Erfahrungen und zur näheren Kenntniß der Gewaltigen und der Begebenheiten, die unter ihrem Einfluß kommen werden. Dagegen meine Gesundheit, die immer wackelt und schwankt, die Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit meiner Amalie, ohne die ich nicht leben kann, das Verlangen, aus unendlicher Zerstreuung mich zu sammeln und zu neuer, tüchtiger Arbeit frische Kräfte und Muth zu erlangen ...

Amalie an Eichhorn

Berlin am 26ten Juli.

Es wäre möglich, daß Dich diese Zeilen doch noch träfen, denn auf Deiner Rheinreise kommst Du doch von Wertheim wieder durch Frankfurt, denke ich mir. Das angenehmste Dasein, welches ich seit der Trennung von Dir empfand, geben mir Deine Briefe, doch gebe Gott! daß dieß der Letzte von meiner Hand ist. Das Du so herrlich vernünftig nicht nach Wien gehst, kann ich nicht genug loben. Ich wäre Dir gefolgt, aber Deine Gesundheit (die Du mir selbst so schwankend beschreibst) kann diese ewige Unruhe nicht vertragen. Wer weiß, wenn Du hier einige Zeit Ruhe genossen hast, ob Du nicht neu gestärkt mit mir und dem Kinde die Reise dennoch machst ...

Wir haben nun hier in Berlin andre Pracht, Generale, Truppen, Minister, Fürsten, König, die eintreffen. Es ist ein entsetzlicher Spektakel in der Stadt. Freilich wird allerlei von Holz gebaut in der Stadt zur Illumination, aber leider! wird geistiger Weise nichts gethan einen edeln Jubel des Enthusiasmus zu befördern, hingegen alles, um das Fünkchen davon im Volk zu ersticken. Ob der König da ist, wann er kommt, wie er kommt, darüber herrscht aller Neugier ungeachtet das tiefste Geheimniß, doch hofft alles auf den 3ten August,[1]) schade

adhib.) Diese letztere Bemerkung legt die Vermutung nahe, daß Eichhorn damals in Frankfurt im nationalen Sinn gewirkt hat und mit der dortigen Bewegung in Verbindung getreten ist.

[1]) Den Geburtstag des Königs.

Digitized by Google

nur! daß er so viel verbeten und verboten hat, die Herzen schlagen ihm allgemein so liebevoll entgegen. Heute kommt Blücher ...

Eichhorn an Amalie

Frankfurth den 8. August 1814.

Ich bin zurück von der Reise zu den Gräbern meiner Lieben in Wertheim und auch von der Reise nach Coelln. Die wehmuthsvollen Erinnerungen, welche mir von der ersten geblieben waren, hatten mein Gemüth nicht gestimmt zum heiteren Genuß der zweyten. Das Gemüth faßt es nicht, Leben und Tod, noch dazu Tod von Geliebten, in gleichwichtiger Empfindung bey sich wohnen zu lassen.

Mittwoch Morgen in aller Frühe gedenk' ich von hier abzureisen. Meine Verhältnisse lös' ich bis dahin völlig auf. Rührend war mir der Abschied von Stein in Nassau. Nächsten Sonnabend oder Sonntag ruhe ich in den Armen meiner Amalie. Unterweegs halt' ich mich nirgends auf. Ich habe nach nichts Verlangen als nach Dir und dem Kinde.

Grüße alle. Lebe wohl, geliebtes Weib, und sorge dafür, daß ich Dich gesund und heiter treffe. Dein

Eichhorn.

(Fortsetzung folgt)

Der Feldmarschall von der Goltz-Pascha

Ein Erinnerungsblatt zu seinem Geburtstage (12. August)

Von

D. Eduard Freiherrn von der Goltz

Am 12. August d. J. würde unser Goltz-Pascha, der unvergeßliche Führer von Jungdeutschland, der Sieger über England im mesopotamischen Stromlande, seinen vierundsiebzigsten Geburtstag gefeiert haben. Weilte er noch unter den Lebenden, so wären die Engländer schwerlich in Bagdad eingezogen und vieles hätte einen andern Lauf nehmen können. Wir müssen uns bescheiden und der göttlichen Vorsehung vertrauen, der auch er gläubig sein Schicksal in die Hand legte.

Was uns aber ziemt, das ist, sein Bild unserm deutschen Volke lebendig erhalten, das Bild eines wahrhaft deutschen Mannes, eines edlen Ritters, eines großen Feldherrn, eines begeisterten Jugendführers, dazu möchte dies Erinnerungsblatt beitragen, geschrieben nicht von einem Mitgliede seiner Familie im engeren Sinne, aber von einem Geschlechtsverwandten, der stolz darauf ist, seinen Namen tragen zu dürfen, und der ihm in den letzten Jahren persönlich näher treten durfte.

Digitized by Google

Immer wird er mir vor Augen stehen, wie er kurz vor dem Kriege, im Juni 1914, in Greifswald auf dem Jungdeutschlandkatheder stand, um Professoren und Studenten zu sagen, was Deutschlands Jugend brauche. Mit unverwüstlicher Frische und Rüstigkeit musterte er an einem Tage das Pfadfinderkorps, am andern Tage die Jungdeutschlandmannen weit vor den Toren Greifswalds, um abends im vertrauten Kreise bis nach Mitternacht bei Studenten oder Professoren zu weilen, unermüdlich aus dem reichen Schatz seiner Lebenserinnerungen schöpfend.

Was er uns erzählte, waren keine Staatsgeheimnisse, nicht einmal der Widerhall großer Ereignisse, vielmehr kleine Züge aus seinem Leben, deren Einzelheiten vielfach schon vergessen sind, die aber doch den ganzen Mann charakterisierten. Seine äußere Erscheinung, seine Haltung, sein Erzählen und Plaudern, ebenso wie jedes große, ernste Wort, das er in seinen Ansprachen gab, wiederholte den seltenen Eindruck von einer merkwürdigen Verbindung der hervorragendsten Eigenheiten deutscher Art: Militarismus im besten Sinne und gründliche deutsche Gelehrtenbildung: Feldmarschall und Ehrendoktor der philosophischen Wissenschaften, dazu ein warmer Freund der Jugend, ein herzensguter Onkel selbst für die kleineren Kinder, die es noch heute nicht vergessen haben, wie gut der Onkel Feldmarschall zu ihnen war.

Was aber in jenen drei Greifswalder Tagen für uns sich kurz zusammendrängte, um doch einen lebenslangen Eindruck zu hinterlassen, das charakterisiert sein ganzes Leben. Nicht dieses, in seinen großen Zügen wohl bekannt, wieder zu erzählen sei meine Aufgabe, aber seine markantesten Charakterzüge aus seinem Lebensgange abzuleiten, sei in diesem Erinnerungsblatt mein Wunsch.

Kolmar Freiherr von der Goltz entstammt demjenigen Zweige unsers Geschlechts, das zuerst das Grundbesitzrecht in Brandenburg-Preußen erwarb. Balthasar Alexander Wilhelm von der Goltz, der Stammvater der preußischen Linie, war Hofmarschall und Generaladjutant des Großen Kurfürsten und Amtshauptmann zu Neidenburg und Soldau. Er erwarb Güter im Hauptamt Tapiau und Brandenburg an der Alle, und dieser ostpreußische Besitz blieb, wenn auch in wechselnder Zusammensetzung, der Familie bis zu Lebzeiten des Vaters unsers Feldmarschalls erhalten. Kolmar von der Goltz wurde am 12. August 1843 zu Bielkenfeld bei Labiau geboren und hat seine ersten Lebensjahre wohl auf dem Lande verlebt. Als sein Vater in Danzig an der Cholera starb, war Kolmar erst sechs Jahre alt. Mit viel Humor erzählte er später, daß seine Tante energisch dafür eintrat, er solle das Böttcherhandwerk lernen, da es durchaus nicht nötig sei, daß er Offizier werde, wenn doch die Mittel nicht vorhanden seien. Er wurde aber durch die Hilfe von Verwandten vor dem Schicksal bewahrt, zeitlebens Fässer zu schlagen, und konnte, nachdem er die Anfangsgründe des Wissens auf der Burgschule zu Königsberg erworben hatte, in das Kadettenkorps zu Kulm, später in das von Berlin aufgenommen werden. Es ist jedenfalls ein ehrenvolles Zeugnis für die damalige Kadettenhauserziehung, daß aus ihr Leute wie Roon und Goltz hervorgegangen sind. Für sein ganzes Leben

Digitized by Google

hat Kolmar Goltz es aus dieser Schulung und Erziehung mitgenommen, daß starke Abhärtung des Körpers, Frühaufstehen, kräftige, aber einfache Kost, tapferes Ueberwinden aller körperlichen Indispositionen dem Soldaten jedenfalls eine unbezahlbare Mitgift für das Leben sind. Erstaunliches hat Goltz noch im hohen Alter ausgehalten. Nicht nur seine Leistungen als Führer des I. ostpreußischen Armeekorps wurden derzeit bewundert, auch in seinem letzten Feldzuge hat er noch Erstaunliches aushalten können. Von einer sehr anstrengenden Reise ins Große Hauptquartier, nach Berlin, Wien, Sofia und Bukarest, nach Konstantinopel zurückgekehrt, leitete er, ohne zu rasten, nach tagelanger Eisenbahnfahrt noch eine lange militärische Uebung. Von Persiens Grenzen nach Kut el Amara zurückeilend, machte er in der Wüste noch einen Dauerritt von 60 Kilometern, um dann sofort an einem Sturmangriff teilzunehmen.

Er war stets gewöhnt, von 5 oder 6 Uhr morgens an zu arbeiten und daran änderte er nichts, auch wenn er spät zu Bett gegangen war. Nach jenem Greifswalder Professorenabend begleitete ich ihn nachts um $^1/_2$1 in sein Schlafzimmer. Das lebhafte Gespräch führte er da noch weiter, die Vorgänge beim Sturze Abd ul Hamids psychologisch mit der Verwirrung im Berliner Schlosse am 19. März 1848 vergleichend. Als der Feldmarschall am andern Morgen um 8 Uhr zum Frühstück kam, hatte er schon zwei Stunden Briefe geschrieben. Das war in der Friedenszeit, in behaglicher Ruhe. Wie anders hat er im Dienst des Kriegs noch alle Nerven angespannt, Schlaf, Essen, Trinken und alle körperlichen Bedürfnisse vergessen, wenn es galt, seine Aufgaben auszurichten. Nur ein durch Jahre hindurch abgehärteter, geübter und gestählter Körper konnte so viel noch leisten.

Doch war es nicht etwa nur aktive und passive körperliche Leistungsfähigkeit, die er seiner Jugendausbildung verdankte, sondern auch eine ausgezeichnete Geübtheit aller Sinneswerkzeuge. Er trug die Gelehrtenbrille, aber sein Auge sah scharf und klar. Er war an aufmerksames Sehen und Beobachten gewöhnt, deshalb ist er in seinen Reden und Ansprachen an die deutsche Jugend immer wieder auf diesen Punkt zurückgekommen. Lernt eure Ohren, Augen, Hände und Füße brauchen, übt eure Kräfte, erhöht eure Leistungen nicht nur durch Ausdauer und Kraft, sondern auch durch rechtes Verteilen der Lasten, durch sorgfältige Beachtung der einfachen Hygiene. Er hat nie einem extremen Enthaltsamkeitsideal das Wort geredet, auch selbst einen guten Trunk geliebt — aber alles zu seiner Zeit, in ernster Abmessung von Maß, Zeit und Kraft. Er verlangte viel von seinen Truppen, noch mehr von seinen Offizieren, am meisten von sich selbst. Er handelte mit Bewußtsein, wenn er die Offiziere des I. Korps nach einem langen Morgenmanöver und ausführlicher Kritik für den Nachmittag noch zu einem Jagdreiten einlud, und was er als aktiver General selbst betätigt, das hat er in allen seinen Vorträgen für den Jungdeutschlandbund wieder und wieder betont, daß „körperliche Ertüchtigung" nur zu erzielen sei durch frühzeitige Gewöhnung an allerlei Strapazen und durch besonnene und methodische Gewöhnung aller Funktionen des Körpers. Auch die Vorausbildung der Jugend

Digitized by Google

für den militärischen Dienst sollte nach seinem Wunsch noch nicht in die Aufgaben der militärischen Ausbildung selbst übergreifen, sondern sie sollte die Vorbedingungen schaffen, um den Körper rechtzeitig an Anstrengungen und Entsagungen und an Entfaltung aller seiner Sinneskräfte zu gewöhnen. Dazu allein diente ihm auch der Sport: das Turnen, Schwimmen, Reiten (mit oder ohne Hindernisse), die Jagd und was sonst etwa der „körperlichen Ertüchtigung" dienen konnte. Er war nie ein Sportsfreund nur um des Sports willen und hat nie unnütze Zeit damit vertan, war auch allen unerfreulichen Nebenerscheinungen des Jagd- und Rennsports fern — denn solche Uebungen waren ihm nur Mittel für höhere Zwecke. Wohl hatte er seine jugendliche Freude daran — so sehr, daß er noch als Siebzigjähriger bei einem Rennen in Argentinien mit einem fremden Pferde einen Hochsprung wagte oder bei einem Jagdreiten bei Rastenburg mit dem Pferd kunstgerecht einen steilen Abhang hinunterrutschte — aber seine sportliche Freude blieb immer dem Grundgedanken seiner soldatischen Auffassung untergeordnet. Deshalb fehlt auch seinen Reformplänen für die Erziehung des jungen Deutschland alles Uebertriebene. Er hat sich nie einseitig einem Gesichtspunkt verkauft — er hat bei den Turnern, den Schwimmern, den Wandervögeln und den Pfadfindern jedesmal das herausgehoben und gefördert, was dem Ganzen dienen konnte, ohne die auf sittliche und religiöse Erziehung gerichteten Bestrebungen in ihrem besondern Wert zu verkennen.

Vielmehr muß es im Gegensatz zu jeder rein äußerlichen, nur auf das Körperliche oder Sportliche gerichteten Auffassung scharf hervorgehoben werden, daß der Jungdeutschlandmarschall auf die sittlichen und geistigen Faktoren stets den größten Wert gelegt hat. Es ist mir unbekannt, welche Lehrer in seiner Jugendzeit auf ihn einwirkten. Aber darüber kann kein Zweifel sein, daß er frühe schon die Augen öffnete für das innere Bild deutschen Landes und die Ohren nicht nur für die Lehren der preußischen und deutschen Geschichte, sondern für die der Geschichte überhaupt. Alle seine militärischen und belletristischen Schriften sind durchzogen von ausgezeichneten Landschaftsbildern. Mit wenigen Strichen weiß er das Bild einer Ebene, eines Gebirgstales zu zeichnen — zugleich aber sieht er die Bewohner, ihre Kultur, Beschäftigung und Eigenart.

Auch im Gespräch wußte er immer eine Fülle von kleinen Zügen zu erzählen, um ein Land, ein Volk, eine Rasse oder Berufsgruppe zu charakterisieren. Seine spätere Belesenheit in der Kriegsgeschichte aller Zeiten und seine Fähigkeit, aus ihr Beispiele und Illustrationsmittel zu gewinnen, zeigt uns, in wie hohem Maße er ein allgemeingeschichtliches Wissen und historischen Blick mitbrachte. Wir finden ihn deshalb schon frühe in der topographischen und den geschichtlichen Abteilungen des Großen Generalstabes, und die Art, wie der junge Offizier sein Wissen im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl erwirbt und wie er es nachher verwertet, zeigt uns ein geschichtlich und zeitlich wohlgeübtes Auge und eine durch und durch vornehme ethische Lebensauffassung.

Er hebt es einmal hervor, wie wichtig es sei, die Zeit richtig zu verwenden und auch bei großen Erfolgen nachher lieber den gewonnenen Vorteil auszu-

Digitized by Google

nutzen als ihn durch unnütze Worte, Gespräche und nachträgliche Reflexionen zu verlieren. Diese kritische Bemerkung ist für Goltz sehr charakteristisch. Unbedingte Pflichterfüllung, Vermeidung alles unnützen Redens, schnelles und präzises Handeln in zweckmäßiger Weise — das war die Richtschnur für seine Lebensführung, und doch war sein praktisches Handeln nicht von zufälligen Impulsen oder willkürlichen Entschlüssen geleitet, sondern von einer besonnenen Erwägung der vorliegenden Umstände, gestützt von dem Vergleich mit geschichtlich ähnlichen Situationen. Er greift gern auch in die alte Geschichte zurück, vergegenwärtigt sich auf Reisen die Schlachtfelder der antiken Feldherrn oder er nutzt die reiche Schatzkammer der Feldzugserfahrungen Preußens aus. Ueberall aber sucht er das Einzelne seiner zeitgeschichtlichen Bedeutung zu entkleiden und eine allgemeine oder eine auf seinen besonderen Fall gerade passende Belehrung daraus zu entnehmen. So wohlverdient daher der Doktorhut war, den ihm die Königsberger philosophische Fakultät verlieh, man würde doch irren, wollte man bei ihm gelehrtes Interesse im Sinne eines deutschen Professors suchen. Zwar an gewissenhafter Gründlichkeit fehlt es ihm nicht — aber alles Wissen und Wissenwollen hat letztlich für ihn eine praktische Abzweckung und will zum Handeln führen.

Veranschaulichen wir uns das an einigen seiner Veröffentlichungen.

Die große Darstellung, die er als Hauptmann im Generalstab über die Operationen der zweiten Armee bei Metz und an der Loire 1873 und 1875 herausgab, hatte ja im wesentlichen den Zweck, die Erinnerung an den Gang der Operationen genau festzuhalten und einen zusammenfassenden Ueberblick über diese Feldzüge des Prinzen Friedrich Karl zu geben. Man merkt es aber der Darstellung überall an, wie sie diejenigen Momente besonders heraushebt, die auch für zukünftige Kriegsführung praktische Winke ergeben. Dies Werk begründete zunächst in militärischen Kreisen seinen Ruhm als Militärschriftsteller. Eine im eigentlichen Sinne des Wortes kritische Verarbeitung wäre ihm aber in seiner damaligen Stellung unmöglich gewesen. Vielmehr bewies es ihm gerade seine nächste Veröffentlichung, wie gefährlich es einem aktiven Offizier werden kann, wenn er über die historisch-objektive Darstellung hinaus eine eigne Meinung von programmatischer Bedeutung zu äußern wagt. Er stellte in seinem Werk „Leon Gambetta und seine Armeen“ (1877) die Methode dar, mit der Gambetta nach Vernichtung der kaiserlichen Armeen ein für einige Monate noch widerstandsfähiges Volksheer zur Verteidigung des Vaterlandes schuf, und zog daraus den Schluß, daß auch bei uns ein möglichst großes, waffengeübtes Volksheer geschaffen werden müsse. Er verlangte eine vermehrte Einstellung von Rekruten, bei Herabsetzung der Dienstzeit von drei auf zwei Jahre. Es war nahe daran, daß er wegen dieses selbständigen Buches den Abschied erhielt. Der Feldmarschall Moltke persönlich trat für ihn ein und rettete ihn durch vorübergehende Versetzung aus dem Generalstab in ein Linienregiment. Goltz ließ sich dadurch so wenig einschüchtern, daß er in einem Vortrag über militärische Jugenderziehung in Berlin seine Vorschläge erneuerte — damals ohne jeden Erfolg. Seine durch

Digitized by Google

geschichtliches Studium der französischen Verhältnisse gewonnene Ueberzeugung konnte er nicht zur Geltung bringen; erst am Ende seines Lebens durfte er es noch erleben, daß seine damaligen Gedanken zur Tat wurden. Jedenfalls erkennen wir auch hier, wie seine geschichtliche Darstellung zuletzt immer praktischen Zwecken dient.

Das gilt in besonderem Maße von dem Buch, das für alle Zeiten seinen Namen neben den seines Meisters, des Generals v. Clausewitz, stellen wird. Kurz vor seiner Uebersiedlung nach Konstantinopel entstand „Das Volk in Waffen" (1883), eine Darstellung der Aufgaben deutscher Kriegsausbildung und Kriegsführung in gemeinverständlicher Form. Von den allgemeinen Aufgaben des Feldherrn bis zu den einzelnen Obliegenheiten der Führer wie der Soldaten in jeder Art der kriegerischen Betätigung wird darin gesprochen. Allgemeingültige Regeln werden gegeben, jedesmal aber so, daß aus der Kriegsgeschichte praktische Beispiele herangezogen werden. Vieles mag sich im heutigen Kriegswesen gänzlich verändert haben, aber der Geist, in dem das ganze Buch gehalten ist, und der Reichtum seiner geschichtlichen Anschauung sichert ihm dauernden Wert. Es weist den Verfasser selbst als genialen Feldherrn wie als vortrefflichen Lehrer der Jugend aus. Insbesondere sei auch darauf hingewiesen, wie fein die sittlichen und psychologischen Voraussetzungen für den Feldherrn, die Personen des Hauptquartiers, die Kommandostellen und die einzelnen Unterführer herausgestellt sind. Man merkt es seiner Darstellung an, wie ausgezeichnet im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl diese persönlichen Faktoren zusammenstimmten und wie schon neben genialer Feldherrnkunst diese geistigen und sittlichen Voraussetzungen Bedingungen des Erfolgs sind. Nicht etwa mit prahlerischen Worten werden diese Dinge gerühmt, vielmehr werden auch die vorgekommenen Schwächen kritisiert — aber der Stimmung und Gesinnung des Buches liegt die Erfahrung zugrunde, die Goltz im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl mit General Stiehle und dem Grafen Haeseler machen durfte. Aehnlichen Gesichtspunkten dient seine schon 1883 erschienene kurze Skizze „Von Roßbach bis Jena", welche den Ursachen der preußischen Katastrophe von 1806 nachzugehen suchte. Sie wurde dreiundzwanzig Jahre später zu einem umfangreichen Buche erweitert (1906). Handelt es sich dabei dem Verfasser auch in erster Linie um eine Verteidigung der Ehre des preußischen Heeres, dem man die Schuld an dem Unglück nicht allein zur Last legen darf, so hebt sie um so eindringlicher hervor, wie sehr ein sittlicher Verfall des Gesamtvolkes: falsche Sicherheit, Leichtsinn, Luxus und Verweichlichung vom Volksganzen auch auf die Leistungskraft eines Heeres übergreifen.

„So Fürst als Bürger, so der Adel,
Hier ist nicht einer ohne Tadel."

Dies Schenckendorffsche Wort wendet er auf jene Zeit an und ruft es dem deutschen Volke mahnend zu, daß nur die Wechselwirkung sittlicher Volkskraft und militärischer Tüchtigkeit ihm seine Größe verbürgen. Kriegsgeschichte und Volksgeschichte werden hier nicht nur zur Apologie und Kritik militärischer Vor-

Digitized by Google

nutzen als ihn durch unnütze Worte, Gespräche und nachträgliche ...sagen, zu verlieren. Diese kritische Bemerkung ist für Goltz sehr charakt... bedingte Pflichterfüllung, Vermeidung alles unnützen Redens, s... von Jena ...ises Handeln in zweckmäßiger Weise — das war die Richtschn... ...es sich bei führung, und doch war sein praktisches Handeln nicht von ...n Heeres er- oder willkürlichen Entschlüssen geleitet, sondern von ein... ...liche Kraft sich wägung der vorliegenden Umstände, gestützt von dem ... ...eites in der Zeit ähnlichen Situationen. Er greift gern auch in die ...n Jahre vor dem gegenwärtigt sich auf Reisen die Schlachtfelder ... nutzt die reiche Schatzkammer der Feldzugserfahr... ...vorhaftigkeit nicht er- aber sucht er das Einzelne seiner zeitgeschichtl... ...mire Lebensweise sich eine allgemeine oder eine auf seinen beson... ...en auch Mißtrauen und daraus zu entnehmen. So wohlverdient ..., wo uns die Frage gestellt Königsberger philosophische Fakultät v... ...genug sind, das alles mit den bei ihm gelehrtes Interesse im Sinn... „daß mutiger Sinn, Verachtung an gewissenhafter Gründlichkeit f... ...am in den heranwachsenden Ge- Wissenwollen hat letztlich für i... ...niemals wieder, wie einst vor Jena, Handeln führen. ...schätzen als die soldatischen Tugen-

Veranschaulichen wir uns ...n Führers von Jungdeutschland konnte

Die große Darstellung ...n diesen beiden Büchern. Auch in der Operationen der zweiten ...911) und in der geschichtlichen Skizze herausgab, hatte ja im ...ren dieselben Gedanken wieder, daß die Operationen genau ...bleibt nicht nur von der „körperlichen Er- diese Feldzüge d... ...chen Kräften, die in Zeiten der Gefahr Aus- Darstellung ü... ...nen geben. Nicht durch überlegene Truppenzahl auch für z... ...Blücher Napoleon besiegt, sondern durch die gründete ... ...kritischen Augenblicken, die dem großen Rechner Eine im ...

seiner ... ...ein hervorragender Feldherr unser Volk kurz vor seine... ...sittlichen Grundlagen seiner Wehrkraft aufmerksam ...scheint mir darin noch zu fehlen, der in des Feld- ...gangen selten und nur sehr leise anschlägt: der, daß diese ... ...notwendigen inneren psychologischen Voraussetzungen auf ... ...Religion, besser noch im lebendigen christlichen Glauben ...können. Mag ein einzelner das scheinbar entbehren können — ...weiß, von diesen geschichtlichen Kräften in seiner Entwicklung ...Volk sind diese sittlichen Unterlagen nur zu erhalten, wenn ...rechtes Volk bleibt.

...Greifswalder Tagen durfte ich in einer unvergeßlichen Stunde ...meinsams auch darüber mit dem Feldmarschall reden. Er betonte ...schätzung auch dieser Faktoren und bat mich lebhaft, meinen Einfluß ...bieten, daß auch die evangelischen Jünglings- und Jungmännervereine ...Jungdeutschlandbund sich anschließen möchten. Er stellte in Aussicht, daß

Digitized by Google

bei Uebungen und Wanderungen am Sonntag die Jugend in die Gottesdienste der auf der Marschroute liegenden Dörfer geführt werden könnten, wie denn sonst Vorsorge zu treffen sei, daß die religiöse Pflege der Jugend nicht vernachlässigt werde. — Selten aber trifft in seinen öffentlichen Aeußerungen ein solcher Klang unser Ohr, wenn er es auch bei seiner Rede in Aleppo bei Beginn des mesopotamischen Feldzuges aussprach, daß er in der Berufung zu diesem einen Fingerzeig Gottes gesehen habe. Fern sei es mir, mit dieser Aeußerung ein kritisches Urteil über Goltz' innere religiöse Stellung zu fällen. Aber im öffentlichen Leben treffen wir jedenfalls so deutlich solche Töne bei Roon und Bismarck nicht. Eher mag man ihn nach dieser Richtung mit Moltke zusammenstellen.

Im Zusammenhang mit der allgemeinen Einschätzung solcher Gesichtspunkte mag es auch stehen, daß Goltz bei der Einschätzung des türkischen Volkscharakters seine körperliche Leistungsfähigkeit und psychische Lenkbarkeit mehr beachtete, als die in der islamitischen Religion gegebene, teils äußerlich werktätige, teils fatalistisch-passive Gesetzlichkeit. Die Zurückstellung der religiösen Imponderabilien konnte hier den Soldaten zu einer zu äußerlich orientierten Berechnung führen.

Die eigentliche Wurzel zu seiner Freundschaft mit den Türken liegt auf einem ganz andern Gebiet. Schon früher begegnen wir bei ihm der Eigenschaft, sich mit großer Liebe und Freundlichkeit in das Empfinden andrer hineinversetzen zu können. Jedem einzelnen Soldaten trat er freundlich gegenüber, wußte sich in seine Lage zu versetzen und auf seine Empfindungen einzugehen. Er kannte die Bedürfnisse der Jugend, er faßte die Menschen überhaupt psychologisch am rechten Punkt an. Seine geschichtliche Bildung, das Vermögen, jedes einzelne in den geschichtlichen Zusammenhang einzuordnen, in den es gehört, verbunden mit seiner reichen praktischen Menschenkenntnis, gab ihm die Fähigkeit, auch in ein ganz fremdes Volksempfinden sich einzufühlen. Daher das unbedingte Vertrauen der Türken, der Araber, aller, deren Herz er einmal gewonnen hatte. Sie betrachteten ihn als den Ihrigen. Selbst der Leibarzt des jetzigen Sultans sah in ihm einen Helfer. „Ein Besuch von Ihnen tut Seiner Majestät dem Sultan besser als viele Arznei," sagte er zu Goltz-Pascha noch im Jahre 1915. — So hat ja auch jeder von uns, so viele ihm nähertreten durften, diese feinfühlige Liebenswürdigkeit empfunden, mit der er für jeden das rechte Wort traf. Auch dafür stehen mir wieder Greifswalder Erinnerungsbilder plastisch vor Augen. Wie leuchteten die Augen der kleinen Pfadfinder, als der Feldmarschall ihre Uebung leitete, und wie aufmunternd lobte er die Leistung eines jungen Lassowerfers, wie unerschöpflich war dabei seine Vielseitigkeit und sein Interesse, als er des Abends im Professorenkreise, immer wieder den Platz wechselnd, mit jedem einen interessierenden Anknüpfungspunkt fand. Mit feinstem Humor wußte er zu erzählen. Es ist deshalb noch heute ein Genuß, seine Reiseerinnerungen zu lesen, wie er sie in den „Anatolischen Ausflügen" (1896) und in der Beschreibung einer „Reise nach Mazedonien" (1894) veröffentlichte. Gerade in den anspruchslosen Reiseplaudereien lernt man den Menschen kennen, und der Be-

Digitized by Google

gänge — sie werden zur soldatischen und nationalen Ethik, man kann fast sagen, sie werden zu einer wirksamen Predigt für die Gegenwart.

Eine Ergänzung nach gleicher Richtung brachte die Schrift „Von Jena bis Preußisch-Eylau" (1907), welche dartun sollte, daß es sich bei Preußisch-Eylau zeigte, daß die Grundeigenschaften des preußischen Heeres erhalten geblieben waren und sich aufs neue bewährten, als die sittliche Kraft sich in der Führung erneuerte und schlummernde Kräfte des Volksgeistes in der Zeit der Not geweckt waren. Prophetisch schließt das Buch, sieben Jahre vor dem Beginn des Weltkriegs geschrieben:

„Sicher ist eins: daß uns eine neue Probe unsrer Wehrhaftigkeit nicht erspart bleiben wird. Je höher unser Wohlstand steigt, unsre Lebensweise sich verfeinert, unser Handel sich ausdehnt, desto eher erwachen auch Mißtrauen und Neid gegen uns, desto gewisser kommt die Stunde, wo uns die Frage gestellt wird, ob wir auch noch willens und mannhaft genug sind, das alles mit den Waffen in der Hand zu schützen." Dazu gehöre, „daß mutiger Sinn, Verachtung der Gefahr und körperliche Tüchtigkeit sorgsam in den heranwachsenden Geschlechtern erzogen werden und daß wir auch niemals wieder, wie einst vor Jena, beginnen, die Kunst des Krieges höher zu schätzen als die soldatischen Tugenden." Der sittliche Idealismus des späteren Führers von Jungdeutschland konnte nicht schöner zur Geltung kommen als in diesen beiden Büchern. Auch in der kleinen Schrift „Jungdeutschland" (1911) und in der geschichtlichen Skizze „Blücher und Bonaparte" (1913) kehren dieselben Gedanken wieder, daß die Wehrhaftigkeit des Volkes abhängig bleibt nicht nur von der „körperlichen Ertüchtigung", sondern auch von sittlichen Kräften, die in Zeiten der Gefahr Ausdauer, Entschlossenheit und Vertrauen geben. Nicht durch überlegene Truppenzahl oder durch Strategie allein hat Blücher Napoleon besiegt, sondern durch die vertrauensvolle Entschlußkraft in kritischen Augenblicken, die dem großen Rechner verloren gegangen war.

Es ist ein Großes, daß ein hervorragender Feldherr unser Volk kurz vor dem Kriege wieder auf diese sittlichen Grundlagen seiner Wehrkraft aufmerksam machte — ein Ton freilich scheint mir darin noch zu fehlen, der in des Feldmarschalls Gedankengängen selten und nur sehr leise anschlägt: der, daß diese sittlichen Kräfte, diese notwendigen inneren psychologischen Voraussetzungen auf die Dauer nur in der Religion, besser noch im lebendigen christlichen Glauben gefunden werden können. Mag ein einzelner das scheinbar entbehren können — er ist mehr, als er weiß, von diesen geschichtlichen Kräften in seiner Entwicklung getragen — einem Volk sind diese sittlichen Unterlagen nur zu erhalten, wenn es ein christlich frommes Volk bleibt.

In jenen Greifswalder Tagen durfte ich in einer unvergeßlichen Stunde stillen Zusammenseins auch darüber mit dem Feldmarschall reden. Er betonte seine Wertschätzung auch dieser Faktoren und bat mich lebhaft, meinen Einfluß dahin aufzubieten, daß auch die evangelischen Jünglings- und Jungmännervereine dem Jungdeutschlandbund sich anschließen möchten. Er stellte in Aussicht, daß

Digitized by Google

bei Uebungen und Wanderungen am Sonntag die Jugend in die Gottesdienste der auf der Marschroute liegenden Dörfer geführt werden könnten, wie denn auch sonst Vorsorge zu treffen sei, daß die religiöse Pflege der Jugend nicht vernachlässigt werde. — Selten aber trifft in seinen öffentlichen Aeußerungen ein religiöser Klang unser Ohr, wenn er es auch bei seiner Rede in Aleppo bei Beginn des mesopotamischen Feldzuges aussprach, daß er in der Berufung zu dieser Führung einen Fingerzeig Gottes gesehen habe. Fern sei es mir, mit dieser Bemerkung ein kritisches Urteil über Goltz' innere religiöse Stellung auszusprechen. Aber im öffentlichen Leben treffen wir jedenfalls so deutlich christliche Töne wie bei Roon und Bismarck nicht. Eher mag man ihn nach dieser Richtung mit Moltke zusammenstellen.

Im Zusammenhang mit der allgemeinen Einschätzung solcher Gesichtspunkte mag es auch stehen, daß Goltz bei der Einschätzung des türkischen Volkscharakters seine körperliche Leistungsfähigkeit und psychische Lenkbarkeit mehr beachtete, als die in der islamitischen Religion gegebene, teils äußerlich werktätige, teils fatalistisch-passive Gesetzlichkeit. Die Zurückstellung der religiösen Imponderabilien konnte hier den Soldaten zu einer zu äußerlich orientierten Berechnung führen.

Die eigentliche Wurzel zu seiner Freundschaft mit den Türken liegt auf einem ganz andern Gebiet. Schon früher begegnen wir bei ihm der Eigenschaft, sich mit großer Liebe und Freundlichkeit in das Empfinden andrer hineinversetzen zu können. Jedem einzelnen Soldaten trat er freundlich gegenüber, wußte sich in seine Lage zu versetzen und auf seine Empfindungen einzugehen. Er kannte die Bedürfnisse der Jugend, er faßte die Menschen überhaupt psychologisch am rechten Punkt an. Seine geschichtliche Bildung, das Vermögen, jedes einzelne in den geschichtlichen Zusammenhang einzuordnen, in den es gehört, verbunden mit seiner reichen praktischen Menschenkenntnis, gab ihm die Fähigkeit, auch in ein ganz fremdes Volksempfinden sich einzufühlen. Daher das unbedingte Vertrauen der Türken, der Araber, aller, deren Herz er einmal gewonnen hatte. Sie betrachteten ihn als den Ihrigen. Selbst der Leibarzt des jetzigen Sultans sah in ihm einen Helfer. „Ein Besuch von Ihnen tut Seiner Majestät dem Sultan besser als viele Arznei," sagte er zu Goltz-Pascha noch im Jahre 1915. — So hat ja auch jeder von uns, so viele ihm nähertreten durften, diese feinfühlige Liebenswürdigkeit empfunden, mit der er für jeden das rechte Wort traf. Auch dafür stehen mir wieder Greifswalder Erinnerungsbilder plastisch vor Augen. Wie leuchteten die Augen der kleinen Pfadfinder, als der Feldmarschall ihre Uebung leitete, und wie aufmunternd lobte er die Leistung eines jungen Lassowerfers, wie unerschöpflich war dabei seine Vielseitigkeit und sein Interesse, als er des Abends im Professorenkreise, immer wieder den Platz wechselnd, mit jedem einen interessierenden Anknüpfungspunkt fand. Mit feinstem Humor wußte er zu erzählen. Es ist deshalb noch heute ein Genuß, seine Reiseerinnerungen zu lesen, wie er sie in den „Anatolischen Ausflügen" (1896) und in der Beschreibung einer „Reise nach Mazedonien" (1894) veröffentlichte. Gerade in den anspruchslosen Reiseplaudereien lernt man den Menschen kennen, und der Be-

Digitized by Google

wunderung für sein Wissen tritt die Liebe zu seiner Persönlichkeit zur Seite. Diese Kunst anmutiger, leichter Schriftstellerei hatte er ja schon als junger Hauptmann geübt, als er für den „Invalidendank" ein illustriertes Unterhaltungsblatt „Nach der Arbeit" herausgab und im „Daheim" kleine Aufsätze und Novellen veröffentlichte.[1]) Auch ein Roman „Angelina" ist von ihm 1875 erschienen. Er schrieb diese Sachen unter dem Namen W. v. Dünheim (die von der Goltzsche Familie führte ihren Stammbaum auf den Grafen Andreas v. Dienheim 1123 zurück). Vielleicht finden sie jetzt einmal erneute Aufmerksamkeit, um schon in diesen schlichten Versuchen des jungen Offiziers die Wegspuren des werdenden großen Mannes nachzuweisen.

Eine Grenze aber hatte seine große Anpassungsfähigkeit an Menschen und Verhältnisse: Seine innere und äußere Selbständigkeit konnte er nicht aufgeben. Wie er schon als Hauptmann seine Ueberzeugung von den Vorzügen der zweijährigen Dienstzeit mutig vertreten, so hat er auch später im Leben an gefährlicheren Posten seine Auffassungen charaktervoll festgehalten. Vom Sultan Abd ul Hamid nahm er nie persönliche Geschenke an — er wagte sie zurückzusenden mit der Begründung, daß er mit seinem Gehalt gut auskomme —, es ist erstaunlich, wie er in diesem Labyrinth von Intrigen im Palast des asiatischen Despoten seine eigne Stellung und sein Ansehen dreizehn Jahre lang bewahrte. Aber auch in der Heimat ist es für ihn nicht immer leicht gewesen. Ein Aufsatz, in dem er den Luxus des Offizierkorps, das „leben über die Verhältnisse" kritisierte, wurde ihm sehr verargt. Auch hat er es bitter empfunden, daß man ihn in bezug auf die Türkei in entscheidungsvollen Zeiten gar nicht um seinen Rat gefragt hat, während er nach der Niederlage der Türken das Odium tragen sollte, als ob er eine Mitschuld an solchen Katastrophen auf sich nehmen müsse. Auch als man ihm einmal eine große politische Rolle anvertrauen wollte, soll die Sache gescheitert sein an der Selbständigkeit seiner Auffassung. So war es für ihn wenigstens eine große Genugtuung, daß man ihn nach Abschluß des Bündnisses mit der Türkei dorthin entsandte. Seine Mitwirkung bei der Verteidigung der Dardanellen, ebenso wie bei dem mesopotamischen Feldzug hat sein Lebenswerk gekrönt.

Letztlich laufen alle Linien seines Lebens zusammen in dem, was er in diesem Weltkriege noch leisten durfte. Es galt, sein preußisches und deutsches Vaterland verteidigen, nicht mit Waffen allein, sondern durch die inneren Kräfte, die er zeitlebens zu wecken bemüht gewesen war. Ob wir an die rastlose, opferwillige Tätigkeit des Offizierkorps denken oder an den Mut und die Entschlossenheit des einzelnen Soldaten, ob an die erstaunliche Wehrtüchtigkeit auch der alten Landwehrmänner oder an die Kraft der Jungmannschaften bis herab zu den kleinsten Pfadfindern, ob an die Organisation der belgischen Verwaltung

---

[1]) Einige dieser Humoresken und Novellen erschienen gesammelt unter dem Titel: „Wie ich Schriftsteller wurde und was ich dann schrieb" von W. v. Dünheim. Berlin 1898, Schall & Grund (Verein der Bücherfreunde).

Digitized by Google

oder an die energische Zusammenfassung aller türkischen Streitkräfte, überall wirkte Geist von seinem Geist, überall sah er die Saat aufgehen, die er in jahrelanger Arbeit gesät hatte. Als Goltz-Pascha und als Jugendfeldmarschall wird er am längsten in der Erinnerung des Volkes weiterleben. Aber am wertvollsten ist doch die innere Verknüpfung soldatischer Tüchtigkeit und Pflichttreue mit weitblickenden Gedanken und einer sittlichen Lebensauffassung, die keine Furcht vor dem Tode kennt, weil sie höhere Güter kennt als das Leben.

Diese Verachtung der Todesgefahr hat ihm selbst das Leben gekostet. Sich persönlich um das Wohlergehen der an Flecktyphus erkrankten Soldaten zu kümmern, erschien ihm wichtiger als jede Gefahr, der er sich dabei aussetzte. Der treuen Fürsorge für seine Soldaten brachte er sein Leben zum Opfer.

Mag kalte Berechnung solch Opfer für unnötig erklären — es liegt auch in diesem tragischen Lebensabschluß ein Denkmal seiner Größe. Wie ein noch unter uns Lebender ruft er es hinein in die Kampfestage dieser Zeit, was er am Schluß seines Buches „Das Volk in Waffen" vor vierunddreißig Jahren schrieb:

„Zuvörderst ist es also notwendig, uns selbst und dem heranwachsenden Geschlecht, welches wir zu erziehen haben, klarzumachen, daß eine Zeit der Ruhe noch nicht gekommen ist, daß die Voraussage von einem letzten Kampf um Deutschlands Bestand und Größe kein Hirngespinst ehrgeiziger Toren ist, sondern daß er eines Tages kommen wird, unvermeidlich, mit voller Gewalt, mit dem Ernst, den jeder Völkerentscheidungskampf vor rückhaltloser Anerkennung eines neuen Staatenverhältnisses mit sich bringt. Sodann ist in diesem Bewußtsein, das die Grundlage bilden muß, unausgesetzt durch Beispiel, Wort und Schrift darauf hinzuwirken, daß Treue gegen den Kaiser, leidenschaftliche Liebe zum Vaterlande, die Entschlossenheit, schweren Prüfungen nicht auszuweichen, Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit in unsern und unsrer Kinder Herzen immer mächtiger werde. Dann wird dem deutschen Heere, das sein und bleiben soll das deutsche Volk in Waffen, auch im kommenden Streit der endliche Sieg nicht fehlen."

Die Eisenbahnen im Weltkriege

Von

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Alfr. v. der Leyen

I

Die Aufgaben der Eisenbahnen sind wirtschaftliche, finanzielle und militärische. Sie haben den Verkehr der Personen und Güter zu leiten und zu fördern, angemessene Erträge aus dem Betrieb herauszuwirtschaften und in weitestem Umfang der Landesverteidigung, der Kriegführung, zu dienen. Diesen Aufgaben mußten die Eisenbahnen auch nach Ausbruch des Weltkrieges gerecht werden. Allerdings, die Interessen der Landesverteidigung hatten den Vorrang vor allen anderen, ganz ohne Rücksicht darauf, ob der Verkehr und die Finanzen

Digitized by Google

litten. Was unsre Eisenbahnen, die unsrer Verbündeten und die unsrer Feinde für die Landesverteidigung geleistet haben und täglich leisten, darüber kann jetzt noch nicht gesprochen werden. Erst wenn wir wieder Frieden haben, werden wir hoffentlich Genaueres erfahren über die Mitwirkung der Eisenbahnen beim Aufmarsch nach der Front, über den Transport der Gefangenen und Verwundeten, der Munition und der Lebensmittel, über die schleunige Verschiebung ganzer Armeen von einer Front zur anderen, über die Beförderung von Truppenteilen unmittelbar hinter den Kampfplätzen. Daß diese Leistungen unübertrefflich gewesen sind, daß sie ganz wesentlich dazu beigetragen haben, unsre Heere zum Siege zu führen, das wird bewundernd anerkannt. Die nachfolgenden Betrachtungen sollen sich ausschließlich damit beschäftigen, was die Eisenbahnen in diesem Weltkrieg unter den ganz und gar veränderten Verhältnissen zur Aufrechterhaltung und Förderung des allgemeinen Verkehrs getan, wie sie ihre ganz neuen Aufgaben erfaßt und welche Erfolge sie erzielt haben. Zwar die regelmäßigen Berichte der Eisenbahnen über diese ihre wirtschaftliche Tätigkeit sind teils ganz eingestellt, teils stark beschränkt worden, aus Feindesland gelangen sie nicht mehr zu uns, und wir sind von dort fast nur auf die spärlichen Mitteilungen der Tages- und Fachpresse angewiesen. Dieses wenngleich lückenhafte Material dürfte indes ausreichen, um eine einigermaßen zutreffende Darstellung zu geben.

II

Vor Ausbruch des Weltkrieges, d. h. gegen Anfang des Jahres 1914, waren 1 104 217 Kilometer Eisenbahnen auf der Erde vorhanden, im Jahre 1914 sind nachweisbar aus den Ländern, über die Nachrichten vorliegen, 14 495 Kilometer hinzugekommen, das sind etwa zwei Drittel des regelmäßig beobachteten Zuwachses. Die Anlagekosten der Eisenbahnen der Erde werden auf etwa 255 Milliarden Mark geschätzt. Mit den Eisenbahnen könnte man den Umfang der Erde am Aequator etwa siebenundzwanzigmal umspannen, er entspricht dem dreifachen Betrage der mittleren Entfernung des Mondes von der Erde. Die 255 Milliarden Mark setzen uns weniger in Erstaunen, seit wir an die Milliarden der Kriegskosten und der Kriegsanleihen uns gewöhnt haben. Aber es ist doch vielleicht nicht allgemein bekannt, daß eine aus dieser Summe gebildete Rolle von Zwanzigmarkstücken 19 000 Kilometer lang, d. h. etwa ein und einhalbmal so lang sein würde wie der Durchmesser der Erde. Von den im Jahre 1914 in Europa vorhandenen Eisenbahnen kommen 113 850 Kilometer auf uns und unsre Verbündeten, 180 534 Kilometer auf unsre Feinde, die uns also in der Länge des Eisenbahnnetzes in Europa schon stark überlegen sind. Diese Ueberlegenheit steigt ins Ungemessene, wenn wir die Eisenbahnen unsrer Feinde in den andern Weltteilen hinzuzählen. Die Vereinigten Staaten von Amerika allein besitzen 410 118 Kilometer, dazu kommen die englischen Kolonien, die asiatischen Bahnen Rußlands, die Eisenbahnen von Japan, China usw. Von den Eisenbahnen der Erde waren 361 143 Kilometer Staatsbahnen, 743 074 Kilometer Privatbahnen.

Digitized by Google

Der Verkehr und die Finanzen der Eisenbahnen der neutralen Länder und unsrer außereuropäischen Feinde sind durch den Kriegszustand nicht unmittelbar betroffen. Mittelbar aber hat der Weltkrieg auch ihre Eisenbahnverhältnisse stark beeinträchtigt, und eine Reihe abnormer Erscheinungen im dortigen Verkehrsleben lassen sich nur als Folgen des europäischen Krieges erklären.

Vergegenwärtigen wir uns nun zunächst die Eisenbahnen in unserm deutschen Vaterlande. Mit Ausbruch des Krieges traten sie unter die einheitliche Leitung der Militärverwaltung, sie dienten zunächst ausschließlich den Zwecken der Landesverteidigung, der Beförderung von Truppen und Kriegsmaterial. Der allgemeine Güterverkehr wurde am 1. August, der allgemeine Personenverkehr in der Nacht vom 3. auf den 4. August 1914 eingestellt. Die Beförderung von Zivilpersonen erfolgte nur noch mit den langsam fahrenden Militärpersonenzügen. Die Reisenden, denen es nicht gelungen war, kurz vor Toresschluß ihr Ziel zu erreichen — ihr größter Teil waren die zurückkehrenden Sommerfrischler —, waren auf die Beförderung mit diesen Zügen angewiesen, die in regelmäßigen Zeitabschnitten mit einer Fahrgeschwindigkeit von 20 bis 25 Kilometer in der Stunde verkehrten. Der Mobilmachungsfahrplan wird bekanntlich im Frieden vollständig fertiggestellt. Alles war so ausgezeichnet vorbereitet, daß sich die Fahrten nach den Kriegsschauplätzen in Ost und West mit der Regelmäßigkeit eines gutgehenden Uhrwerkes abwickelten. Kein einziger Unfall ist vorgekommen. Die Beförderung der Heere war so rasch beendet, daß schon vom 21. August 1914 ab einige Schnellzüge für den allgemeinen Personenverkehr eingelegt werden konnten, deren Zahl sich allmählich vermehrte. Am 21. September fand in Berlin eine Fahrplankonferenz statt, an der nicht nur alle deutschen, sondern auch Eisenbahnen der befreundeten und der angrenzenden neutralen Staaten einen ordentlichen Winterfahrplan aufstellten, der am 2. November 1914 in Geltung trat. Anfang Dezember wurde wieder ein Reichskursbuch ausgegeben. Schon nach wenigen Tagen mußte eine neue Auflage davon veranstaltet werden. Natürlich war dieser Kriegswinterfahrplan nicht entfernt so reichlich ausgestaltet wie die früheren Friedensfahrpläne, und auch das Reichskursbuch hatte viele Lücken. Aber es entwickelte sich doch von da ab ein regelmäßiger Personenverkehr neben dem Militärverkehr, und der Fahrplan konnte langsam verbessert werden. Daß er nicht so pünktlich wie im Frieden eingehalten werden konnte, daß mehr Zugverspätungen, mehr Anschlußversäumnisse vorkamen als in Friedenszeiten, liegt auf der Hand. Die Militärbeförderung bleibt immer die Hauptsache. Wenn Truppenverschiebungen vorkamen, so mußte der bürgerliche Personenverkehr natürlich zurücktreten. Eine einzigartige Leistung war die Wiedereinrichtung der Balkanzüge von Berlin und von Süddeutschland über Oesterreich und Ungarn nach Konstantinopel, die schon Anfang 1916 erfolgte, sobald durch Niederwerfung Serbiens der Weg freigemacht war. Nebenbei wurde ein regelmäßiger Personenverkehr nach den im Westen und Osten besetzten feindlichen Gebieten mit schnellfahrenden Zügen und durchgehenden Wagen nach belgischen und französischen, polnischen und russischen Stationen hergestellt.

Digitized by Google

So sind denn auch der Personenverkehr und die Einnahmen daraus seit Kriegsbeginn andauernd gestiegen, sie haben zeitweise die Zahlen der letzten Friedensjahre überschritten. Erst im Laufe des vergangenen Winters haben wieder Einschränkungen eintreten müssen, es mußten Züge aufgehoben, die Fahrzeiten mußten verlängert werden. In den letzten Landtagsverhandlungen sind die Gründe dafür besprochen worden. Es waren der Mangel an Personal, von dem immer mehr der Heeresverwaltung abgegeben werden mußte, der Mangel an Wagen und Lokomotiven, die in den Werkstätten standen und — wieder infolge der Einberufung zahlreicher geschulter Arbeiter zum Heeresdienst — nicht so schnell ausgebessert werden konnten wie im Frieden. Es war der langdauernde Winter, der Betriebsschwierigkeiten mit sich brachte. Die Eisenbahnverwaltung sah sich genötigt, um Einschränkung des Reiseverkehrs dringend zu ersuchen — freilich mit nur bescheidenem Erfolg. Der Weihnachtsverkehr war gleichwohl stärker als je zuvor in Friedensjahren. Von Reisezulassungsscheinen ist, wie der Minister der öffentlichen Arbeiten im Abgeordnetenhause erklärte, niemals die Rede gewesen. Inzwischen haben sich die Verhältnisse so gebessert, daß vom 1. Juni 1917 an die Einstellung vieler neuer Personenzüge und Schnellzüge ermöglicht ist.

III

Wichtiger als der Personenverkehr ist der Güterverkehr. Dieser hat insofern andauernd unter dem Einfluß des Krieges gestanden, als die Massentransporte von Rohmaterialien, besonders für die Munitionsfabriken, und von Lebensmitteln allen andern Transporten vorgehen mußten. Der Stückgut- und Eilgutverkehr wurde daher zeitweise eingeschränkt oder ganz aufgehoben. Dieselben Schwierigkeiten wie den Personenverkehr beeinflußten auch den Güterverkehr im Herbst und Winter 1916/17. Zu ihrer Behebung, zur Beschleunigung des Wagenumlaufs, zur einheitlichen Gestaltung des ganzen Betriebes wurde im Winter 1917 eine neue besondere Abteilung im Ministerium der öffentlichen Arbeiten geschaffen und zwei Generalbetriebsleitungen für die östlichen und die westlichen Bahnen Preußens eingesetzt. Diesen ist es gelungen, eine vollständige Regelmäßigkeit in der Wagengestellung und im Wagenumlauf wieder durchzuführen, so daß der allgemeine Güterverkehr im großen und ganzen dem Friedensverkehr nicht mehr nachsteht, jedenfalls wieder so gestaltet ist wie in den beiden ersten Kriegsjahren.

Zu der richtigen Handhabung des Güterverkehrs gehört aber vor allem auch eine gesunde Tarifpolitik. Und auf diesem Gebiete stehen die deutschen Eisenbahnen vielleicht unübertroffen da. Am 10. Dezember 1914 fand eine Sitzung des preußischen Landeseisenbahnrats statt, in der sich der Vorsitzende über die „stets neuen und großen Aufgaben für die Tarifgestaltung“ aussprach, die gleich bei Beginn des Krieges an die Staatseisenbahnverwaltung herantraten. „Deutschland, von der Außenwelt fast abgeschlossen, sei mit dem Güteraustausch auf sich selbst angewiesen gewesen, da die Ein- und Ausfuhr fast ausgeschaltet war. Die Produktions- und Absatzgebiete hätten sich völlig

Digitized by Google

verschoben, der Güterverkehr habe ganz andre Richtungen und Wege einschlagen müssen. Zur Förderung des gesamten wirtschaftlichen Lebens sei rasches und entschlossenes Handeln notwendig gewesen. Sonst hoch und heilig gehaltene Grundsätze hätten über Bord geworfen werden und selbst die Pflege der Staatsfinanzen habe mehr oder weniger zurücktreten müssen." Bei allen seinen Maßnahmen habe der Minister der öffentlichen Arbeiten die Aufgabe fest im Auge behalten, kräftig mitzuwirken an der Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen Lebens. Es wurden danach eine Reihe von ermäßigten Ausnahmetarifen und sonstigen Vergünstigungen eingeführt. Zunächst handelte es sich um die Bergung der Ernte und die gleichmäßige Verteilung ihrer Erträge. Erntehilfsarbeitern wurde freie Eisenbahnfahrt gewährt, die Zufuhr von Kohlen für landwirtschaftliche Zwecke wurde begünstigt. Staffeltarife mit stark fallender Skala für Getreide und Kartoffeln nach dem Westen und Süden wurden eingeführt, „die es beispielsweise ermöglichten, einen Zentner Kartoffeln für 40 bis 50 Pfennig vom Osten nach der Rheinprovinz und Süddeutschland zu verfrachten". Dazu kamen ermäßigte Tarife für Fleisch, für Margarine, für Südfrüchte, für Futtermittel. Besonders umfangreiche Tarifvergünstigungen wurden zur Milderung der durch den feindlichen Einbruch in Ostpreußen hervorgerufenen schweren Schädigungen gewährt. Große Schwierigkeiten machte die Kohlenversorgung der östlichen Provinzen, die bis zum Kriegsausbruch ihre Brennstoffe hauptsächlich zu Schiff aus England und auf der Eisenbahn aus Oberschlesien bezogen hatten. Die englische Einfuhr hörte ganz auf, die Zufuhr aus Oberschlesien war infolge der Kriegsmaßnahmen sehr erschwert. Es wurden daher ganz ungewöhnlich billige Tarife von Westen her, besonders für große Entfernungen, eingeführt. Bei Entfernungen über 550 Kilometer beträgt z. B. die Fracht für eine Wagenladung Kohlen von 10 Tonnen nicht mehr als 2 Pfennig für das Kilometer. Eine völlige Umgestaltung erfuhren die Tarife für Eisenerz von den Ost- und Nordseehäfen nach den Hochofenstationen des Ruhrbezirks und der Georgsmarienhütte. Diese für die Munitionsherstellung unentbehrlichen Rohstoffe wurden vor dem Krieg wesentlich auf dem Wasserweg befördert, der jetzt wegfiel. Der Bezug auf dem weiten Eisenbahnwege war nur möglich bei ganz billigen Tarifen, die denn auch von der Staatsregierung unbedenklich zugestanden wurden.

Diese Tarifpolitik, der sich die übrigen deutschen Bahnen willig anschlossen, ist in der ganzen Kriegszeit fortgesetzt worden. In jeder Sitzung wurde dem Landeseisenbahnrat eine neue Liste solcher Kriegsausnahmetarife vorgelegt. Eine nicht unerhebliche Anzahl konnte, nachdem ihr Zweck erreicht war, aufgehoben werden. Aber oft genug bot sich in den Kriegsjahren der Eisenbahnverwaltung die Gelegenheit, die Schwierigkeiten, unter denen Handel, Gewerbe und Landwirtschaft litten, durch Gewährung billiger Tarife wenigstens zu mildern. Daß diese Kriegstarifpolitik die ungeteilte Anerkennung des Volkes gefunden hat, braucht kaum gesagt zu werden, und es kam demgegenüber nicht in Betracht, daß die Einnahmen aus dem Güterverkehr selbstverständlich darunter litten.

Digitized by Google

IV

Auch die Bautätigkeit hat während des Krieges nicht geruht. Nicht nur, daß in den eroberten feindlichen Gebieten die zerstörten Eisenbahnen möglichst schnell so weit wiederhergestellt werden mußten, daß sie für die Zwecke des Krieges wieder benutzbar waren. In der Heimat war der bauliche Zustand der durch die Kriegsbeförderung stark mitgenommenen Bahnen zu erhalten, das Betriebsmaterial zu ergänzen und zu vermehren, neue Strecken zu bauen. Bei Beginn des Krieges befürchtete man in weiten Kreisen eine bedenkliche Arbeitslosigkeit und hielt es für eine der wichtigsten Aufgaben des Staates, dieser durch nachdrückliche Fortführung begonnener Bauten und durch Neubauten zu steuern. Diese Besorgnisse haben sich bald als unbegründet erwiesen. An die Stelle der Arbeitslosigkeit ist ein mit der längeren Dauer des Krieges immer fortschreitender Arbeitermangel getreten, und auch die Eisenbahnverwaltung hat alle Kraft einsetzen müssen, um mit den vorhandenen Arbeitern ihre Aufgaben zu bewältigen. Wieweit ihr dies gelungen ist, geht vielleicht am besten aus einigen wenigen, dem preußischen Landtag mitgeteilten Zahlen hervor. In jedem Kriegsjahre konnte ein Eisenbahnanleihegesetz vorgelegt werden, das Mittel für den Bau neuer, die Verbesserung bestehender Bahnen, die Herstellung von Betriebsmitteln, die Förderung des Kleinbahnbaues verlangte. Die gesamten hierfür beantragten Summen betrugen:

1913:	542,5	Millionen Mark
1914:	506,2	„ „
1915:	307,9	„ „
1916:	313,2	„ „
1917:	312,6	„ „

Diese Summmen werden natürlich nur nach und nach aufgebraucht. Wirklich verbraucht sind:

1913:	459	Millionen Mark
1914:	323	„ „
1915:	237	„ „
1916:	180	„ „

Zur Beschaffung von Betriebsmitteln (Lokomotiven und Wagen) sind verausgabt:

1913:	278	Millionen Mark
1914:	274	„ „
1915:	307	„ „
1916:	429	„ „

Es zeigt sich hieraus, daß besonders die Herstellung von Betriebsmitteln mächtig gefördert worden ist, wie denn auch alle Wagenbauanstalten voll beschäftigt gewesen sind. Daß die Neubauten nicht ebenso schnell gefördert werden konnten wie im Frieden, hat seinen Grund in dem Mangel an Arbeitern. Hier galt es, sich auf das unbedingt Notwendige zu beschränken. Ganz besonders darf an dieser Stelle vielleicht hervorgehoben werden, daß der deutsche Unternehmer-

Digitized by Google

geist es fertiggebracht hat, selbst in diesem Weltkrieg ein weiteres Stück der Bagdadbahn in Kleinasien zu bauen.

Die Ausgaben der Eisenbahnen sind infolge der Erhöhungen der Löhne, verbunden mit reichlichen Unterstützungen für Beamte und Arbeiter, und infolge Verteuerung der Betriebsmaterialien bedeutend gestiegen. Ein Ausgleich hierfür soll durch mäßige Erhöhung der Personen- und der Gütertarife erfolgen. Eine allgemeine Erhöhung der Gütertarife ist erst nach Beendigung des Krieges ins Auge gefaßt. Einstweilen hat die preußische Regierung sich darauf beschränkt, einige veraltete, zum Teil noch aus der Privatbahnzeit stammende Ausnahmetarife aufzuheben, womit eine bescheidene Erhöhung der Einnahmen, vornehmlich aber eine Vereinfachung der Gütertarife erreicht wird. Eine Erhöhung der Personentarife ist — nach einer vor kurzem dem Landeseisenbahnrat zugegangenen Vorlage — für den 1. Januar 1918 beabsichtigt, und zwar in Verbindung mit der vom Reich zu erhebenden Verkehrssteuer, die durch Gesetz vom 8. April 1917 festgesetzt ist. Diese Steuer trifft sowohl den Güter- als den Personenverkehr. Aus dem Güterverkehr hat sich das Reich einstweilen schon durch die Erhöhung und Umgestaltung des Frachturkundenstempels (Gesetz vom 21. Juni 1916) neue Einnahmen geschaffen.

Wir sehen aus alledem, daß das deutsche Eisenbahnwesen zwar durch den Weltkrieg stark betroffen, aber keineswegs in seinen Fugen erschüttert worden ist. Die Eisenbahnen haben nicht nur der Landesverteidigung, sondern auch dem allgemeinen Verkehr weiter gedient, und ihnen ist es gewiß mit zu verdanken, daß Handel, Gewerbe und Landwirtschaft sich auch während des Krieges und unter den durch den Krieg herbeigeführten Einschränkungen gedeihlich haben fortentwickeln können. Dies alles, obgleich die Aufgaben der Eisenbahnen wesentlich dadurch erschwert wurden, daß in den besetzten feindlichen Gebieten die Eisenbahnverhältnisse neu geregelt werden mußten. Große Mengen von Betriebsmitteln und ein zahlreiches Personal von Beamten und Arbeitern mußten die deutschen Eisenbahnen nach Westen und nach Osten abgeben zum Wiederaufbau der zerstörten Bahnen, Eisenbahnbrücken, Eisenbahngebäude, zur Wiederherstellung des Betriebes nicht allein für die Armeen, sondern auch, soweit angängig, für den allgemeinen Personen- und Güterverkehr. Eine Reihe von Verwaltungsbehörden, zusammengesetzt aus Beamten aller deutschen Staaten, sind in den besetzten feindlichen Gebieten errichtet worden und haben gewaltige Leistungen vollbracht, selbst zum Nutzen der Bewohner der feindlichen Gebiete. Diese Erweiterung des Tätigkeitsgebiets der deutschen Bahnen hat denn auch bei vorübergehenden Betriebsstörungen in der Heimat mitgewirkt.

V

Die österreichische Staatsbahnverwaltung hat über die Leistungen der dortigen Eisenbahnen während des Krieges Denkschriften veröffentlicht. Mit dem Augenblick der Verkündigung der Mobilmachung, die teilweise einige Tage früher erfolgte als in Deutschland, bildeten alle Eisenbahnwagen einen einzigen Wagenpark, über den ausschließlich die Militärverwaltung zu verfügen hatte. Wie bei

Digitized by Google

uns, wurden alsbald nach Beendigung des Aufmarsches der Truppen die Eisenbahnen auch dem allgemeinen Güter- und Personenverkehr dienstbar gemacht, zunächst für die Zuckerindustrie, besonders den Transport der Rüben, sowie für die Einbringung der Ernte, vornehmlich auch der Obst- und Weinernte in Südtirol und Istrien, sowie der Zufuhr von Lebensmitteln aus Ungarn. Von hervorragender Wichtigkeit war die regelmäßige Kohlenversorgung, besonders auch für die Hauptstadt Wien. Für Versorgung der großen Städte mit Lebensmitteln wurden eigne Lebensmittelzüge eingerichtet. Im Personenverkehr begann man schon Ende August mit Einstellung von Post(Personen-)zügen, nach und nach auch von Schnellzügen. So wurde Ende August ein Schnellzugpaar Wien—Tetschen—Berlin eingelegt. Durch eine große Anzahl von Tarifvergünstigungen wurde der Personen- und Güterverkehr belebt. Im Ausbau des Eisenbahnnetzes wurde, soweit es irgend die Verhältnisse gestatteten, fortgefahren; seit Kriegsbeginn und bis Anfang 1916 wurde der Fuhrpark durch Bestellung von 961 Lokomotiven nebst Tendern, von 3095 Personen- und Dienstwagen und 26383 Güterwagen mit einem Aufwand von 320 Millionen Kronen vergrößert. Auch die österreichischen und ungarischen Bahnen hatten mit Schwierigkeiten bei der Personalbeschaffung zu kämpfen, sie mußten Beamte und Arbeiter, Lokomotiven und Wagen für die besetzten feindlichen Gebiete hergeben.

Die Entwicklung von Handel, Gewerbe und Landwirtschaft wurde durch die umfassende Tätigkeit der Eisenbahnen wesentlich erleichtert. Eine besonders beachtenswerte Erscheinung ist die, daß schon während des Krieges Neuerungen eingeführt oder vorbereitet sind, die auf innigere Gestaltung der wirtschaftlichen und Verkehrsbeziehungen zwischen den verbündeten Reichen zielen. Hierher gehört auf technischem Gebiet die bevorstehende Einführung einer durchgehenden Bremse für Güterzüge. Die Erfindung und die Herstellung einer solchen ist in den Kriegsjahren gereift. Im September 1916 wurde die neue Einheitsverbundbremse vor deutschen und österreichischen Sachkennern geprüft, und sie hat die Probe glänzend bestanden, so daß es sich nur noch darum handelt, sie in größerem Umfange herzustellen. Man erwartet von dieser Bremse eine Erhöhung der Betriebssicherheit und eine ganz wesentliche Verbesserung und damit Verbilligung des Güterverkehrs.

Der internationale Verkehr der Luxuszüge, der Schlaf- und Speisewagen stand bis zum Ausbruch des Krieges unter der Leitung einer internationalen, in Brüssel und Paris ansässigen Gesellschaft. An ihre Stelle ist die Mitteleuropäische Schlaf- und Speisewagengesellschaft, die Mitropa, getreten, deren Anlagekapital durch deutsche und österreichische Banken mit Unterstützung der Regierungen aufgebracht ist und die unter der Oberaufsicht der verbündeten Regierungen steht. Sie hat ihren Betrieb bereits aufgenommen und weit über die Grenzen des Deutschen Reichs, Oesterreichs und Ungarns nach Osten und Westen ausgedehnt. Die internationale Gesellschaft ist aus diesem Verkehr für immer ausgeschaltet.

Und endlich. Verhandlungen über eine weitere Annäherung zwischen dem

Digitized by Google

Deutschen Reich, Oesterreich und Ungarn im Verkehrswesen sind von freien Vereinen vorbereitet, denen Besprechungen der Regierungen der verbündeten Reiche schon gefolgt sind. Es handelt sich hier um eine weitere, vollkommenere Ausgestaltung der bestehenden Eisenbahnverträge und der Gütertarife in Verbindung mit den Verhandlungen über neue Zoll- und Handelsverträge. Die Regierungen sind eifrig bemüht, diese Verhandlungen während des Krieges so zu fördern, daß nach Friedensschluß eine ganz wesentliche Verbesserung der wirtschaftlichen und der Verkehrsbeziehungen in Mitteleuropa eintreten kann.

VI

In den angrenzenden neutralen Staaten ist der Eisenbahnverkehr durch den Krieg auch stark beeinflußt worden, wenngleich die Eisenbahnen für die Zwecke der Landesverteidigung nicht entfernt in dem Maße in Anspruch genommen sind wie bei den kriegführenden Mächten. Der Verkehr und die Einnahmen haben abgenommen, die Ausgaben sind gewachsen. Am meisten hat vielleicht die Schweiz infolge der Abnahme des Reiseverkehrs gelitten. Besonders gilt dies für die vielen Bergbahnen, die kaum noch ihre Betriebskosten aufbrachten; der Lötschbergbahn mußte durch Einschreiten des Bundesrats geholfen werden, um eine schwere finanzielle Krisis zu überwinden. Die Eisenbahntarife sind, um die Ausfälle einigermaßen auszugleichen, erhöht worden, der Zugverkehr ist eingeschränkt. Im Jahre 1916 haben sich die Verhältnisse etwas gebessert. Die Schweiz, die Niederlande und die drei nordischen Reiche litten mehr und mehr unter der stetig steigenden Kohlenknappheit und mußten auch aus diesem Grunde ihren Verkehr einschränken. Die Zufuhr englischer Kohlen hörte allmählich ganz auf, die amerikanische Kohle konnte diesen Ausfall nicht ersetzen, und Deutschland half zwar bereitwillig, mußte aber doch in erster Linie für die eignen Eisenbahnen und die eigne Industrie sorgen. Die schweizerischen und die nordischen Bahnen haben bis jetzt ihre regelmäßigen Berichte fortgesetzt, so daß wir aus den tatsächlichen Verhältnissen den Einfluß des Krieges zahlenmäßig feststellen können. Die Eisenbahnen der Niederlande haben ihren Betrieb durch engeren Zusammenschluß der beiden großen dort bestehenden Gesellschaften vereinfacht. Ein Versuch unsrer Feinde, die Eisenbahnen Norwegens und Schwedens für ihre Munitionstransporte nach Rußland zu mißbrauchen, ist gescheitert.

Die Eisenbahnen unsrer Feinde auf dem Festland haben, wie die unsrigen, die Wirkungen des Krieges unmittelbar zu spüren bekommen. Am wenigsten vielleicht Italien, wo die kriegerischen Ereignisse sich nur an der Nordgrenze abspielen und Truppen- und Munitionstransporte hauptsächlich in diesen Gebieten stattfinden. Aber für die italienischen Bahnen machte sich, wie schon bemerkt, die Kohlenknappheit besonders fühlbar. Die Eisenbahnen haben ihren gesamten Verkehr auf das äußerste eingeschränkt und ihre Tarife ganz bedeutend erhöht. Auf den französischen Eisenbahnen ist nach allem, was man hört, der Aufmarsch der Truppen in mustergültiger Weise vor sich gegangen, und die Leistungen der dortigen Privatbahnen sollen denen unsrer Staatsbahnen in dieser Beziehung

Digitized by Google

ebenbürtig sein. Nur ist schon seit länger als zwei Jahren fast die ganze Ostbahn und ein erheblicher Teil der Nordbahn von uns besetzt und steht im Zusammenhang mit den belgischen Bahnen unter deutscher Verwaltung. Mit der Bewältigung des allgemeinen Verkehrs der übrigen Bahnen muß es nach dem, was die Zeitungen melden, traurig bestellt sein. Es fehlt an Personal, an Betriebsmitteln, an Kohlen. Man liest immer wieder von Verstopfungen in den Seehäfen und auf ganzen langen Linien, von fortwährenden Verkehrsstockungen, von schweren Zugunfällen. Von einer systematischen Organisation ist keine Rede. Sie wird ja, wenn auch die Eisenbahnen unter der obersten Leitung der Militärbehörde geblieben sind, erschwert durch die Zersplitterung der Eisenbahnnetze. Von der Ergänzung des Betriebsmittelparks durch neue Lokomotiven und Wagen hört man nichts. Angeblich sollen aus Amerika einige Betriebsmittel herangekommen sein. Ueber die bedauerlichen Folgen dieser Zustände für den allgemeinen privaten Verkehr ertönen daher aus den Kreisen von Handel, Industrie und Landwirtschaft bittere Klagen. Das Sinken der Einnahmen, die Steigerung der Ausgaben brachten eine starke Verminderung der Reineinnahmen mit sich, infolgedessen treten die Verträge von 1883, in denen der Staat eine Mindestdividende gewährleistet hat, wieder in Wirkung; der Staat muß die Ausfälle zahlen und belastet damit seine Finanzen. Die Tarife der Bahnen sind ganz bedeutend — es hieß einmal um 50 Prozent — erhöht worden.

Noch verhängnisvoller sind die Wirkungen des Krieges für die russischen Eisenbahnen geworden. Wenn nur ein Teil der Nachrichten zutrifft, die wir täglich in den Zeitungen lesen, so spotten die Zustände im Verkehrswesen jeder Beschreibung. Keiner der Eisenbahnminister, die während der Regierung des Zaren tätig waren, hat eine Besserung herbeizuführen vermocht, und seit Ausbruch der Revolution ist es nicht anders geworden. Man braucht nur zu denken an die Hungerkrawalle, die wesentlich dadurch hervorgerufen sind, daß die Eisenbahnen außerstande waren, die Lebensmittel regelmäßig zu befördern. Auch in Rußland wurde der Betrieb durch die Knappheit der Heizstoffe erschwert. Von Einnahmen und Ausgaben hört man gar nichts mehr. Die Tarife sind bedeutend erhöht worden. Dabei trägt man sich mit ganz abenteuerlichen Plänen für den Ausbau des Eisenbahnnetzes um Tausende von Kilometern, ohne auch nur anzudeuten, woher das Geld hierfür kommen soll. Ob es richtig ist, daß England und die Vereinigten Staaten sich bereit erklärt haben, die russischen Bahnen in Pacht zu nehmen und weiter auszubauen, konnte ich nicht feststellen. Eine, wie es jetzt aussieht, nahezu fehlgeschlagene Unternehmung ist die Murmanbahn. Es ist dies eine Bahn, die Petersburg mit den eisfreien Häfen Kola und Alexandrowsk an der Murmanküste verbinden und damit einen neuen leistungsfähigen Ausgang zum Meere erschließen soll. Ein solcher wäre geradezu von unschätzbarem Wert, nachdem durch die Schließung der Dardanellen und der Ostsee Rußland nur noch durch das weit entfernte Wladiwostok mit dem Weltmeere verbunden ist. Der Bau dieser Murmanbahn, der mit den größten technischen Schwierigkeiten verbunden ist, wurde im Jahre 1915 in Angriff genommen.

Digitized by Google

Immer wieder wurde behauptet, die Bahn sei fertig, immer wieder erwies sich die Nachricht als falsch. Ende 1916 ist es gelungen, einen Zug von der Murmanküste nach Petersburg zu bringen, aber seitdem ist die auf gefrorenem Boden durch sumpfiges Gebiet gebaute Strecke zum Teil eingesunken, nachdem der Boden aufgetaut war, und auch sonst hat sich die Ausführung so mangelhaft gezeigt, daß die Bahn für einen regelmäßigen Betrieb noch lange nicht benutzt werden kann.

Ganz eigenartig war der Einfluß des Krieges auf die Eisenbahnen Großbritanniens. Diese sind nur Privatbahnen. Oft war in früherer Zeit und auch wieder in den letzten Jahren selbst in England die Ansicht stark vertreten, daß das Privatbahnsystem dort abgewirtschaftet habe, daß man zum Staatsbahnsystem übergehen müsse. Dieser Wechsel ist nun ganz plötzlich beim Beginn des Krieges erfolgt. Alle Privatbahnen wurden auf Grund eines Gesetzes aus dem Jahre 1871 in Staatsverwaltung übernommen und unter Leitung einer staatlichen Generaldirektion gestellt. Als Grund wurde angegeben, daß eine vollständige Einheitlichkeit des Betriebes und Verkehrs sichergestellt werden müsse, nicht allein des militärischen, sondern auch des allgemeinen bürgerlichen Verkehrs. Der Staat trat in alle Verpflichtungen der Privatbahnen ein und verbürgte diesen die Zahlung einer Dividende in Höhe des letzten Friedensjahres. Die Maßnahme war zunächst als eine vorübergehende gedacht. Bis jetzt ist jedoch der Staatsbetrieb beibehalten, und man scheint auch die Absicht zu haben, nach Abschluß des Friedens nicht wieder zum Privatbetrieb zurückzukehren. Die Eisenbahnen sind — das ist wieder recht bezeichnend für das Inselvolk — von der Veröffentlichung von Berichten über Betrieb, Verkehr und Finanzen entbunden. Man wollte der Beunruhigung, die durch mangelhafte Leistungen und schlechte Ergebnisse des Eisenbahnbetriebes entstehen konnten, vorbeugen! So wissen wir auch, daß der Verkehr stark eingeschränkt ist, z. B. Speisewagen und Schlafwagen, eine Reihe von Schnellzügen sind abgeschafft. Wir wissen, daß wiederholt Ausstände des Eisenbahnpersonals nur dadurch vermieden sind, daß die Regierung den Bediensteten höhere Löhne bewilligte. Also Verminderung der Einnahmen, Vermehrung der Ausgaben, Herabgehen der Reineinnahmen. Das kann den Aktionären ziemlich gleichgültig sein. Die Regierung zahlt ja alles! Und die Regierung hat, um sich einigermaßen schadlos zu halten, die Tarife für Personen und Güter ganz bedeutend in die Höhe gesetzt. — Nur die dortigen Anhänger des Staatsbahnsystems werden vielleicht dem Kriege dankbar dafür sein, daß er diesen für das wirtschaftliche Leben erwünschten Wechsel der Eisenbahnpolitik herbeigeführt habe.

VII

Auf die weit von uns entfernten Eisenbahnen der Vereinigten Staaten von Amerika ist, schon lange bevor das Land sich offen unsern Feinden zugesellt hat, der europäische Krieg gleichfalls von Einfluß gewesen.

Zu Beginn des Weltkrieges ging es den Eisenbahnen herzlich schlecht. In einer von Direktoren der größten Bahnen am 9. September 1914 dem Präsidenten Wilson überreichten Denkschrift wird bemerkt, daß der Kredit der Eisen-

Digitized by Google

bahnen schon lange vor dem Kriege sehr geschwächt gewesen sei. „Der gegenwärtige Notstand ist von einer Größe, wie er im Laufe der Geschichte nie dagewesen ist." Die Ausgaben haben sich unausgesetzt vermehrt, die Roh- und Reineinnahmen ununterbrochen vermindert. Weitere Ersparnisse sind nicht möglich. Die Folge davon ist, daß Mittel für die Instandhaltung und den Weiterbau der Eisenbahnen kaum noch flüssig zu machen sind. Diese traurige Lage dauerte 1915 fort. In diesem Jahre hat sich das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten nur um 1500 Kilometer vermehrt, das ist der geringste Zuwachs seit 1848! Selbst in dem Jahre des Bürgerkrieges sind mehr Bahnen gebaut. Der regelmäßige Jahreszuwachs beträgt 6000 bis 8000 Kilometer. Im Jahre 1915 sind 12 Eisenbahnen mit einem Netz von 32430 Kilometern und einem Anlagekapital von etwa 4 Milliarden Mark neu in Konkurs verfallen. Im ganzen standen in diesem Jahre nicht weniger als 67000 Kilometer (das sind mehr Eisenbahnen als die des ganzen Deutschen Reiches) unter Zwangsverwaltung. Dazu kam dann noch, daß der Bau und die Bestellung neuer Lokomotiven und Wagen sich ganz ungewöhnlich vermindert hatten. Dies alles obgleich die Eisenbahnen schon 1915 anfingen, durch das Blutgeld aus den Munitionstransporten ihre Einnahmen zu steigern.

Das einzige Mittel, diesen Notstand zu beseitigen, war nach Ansicht der Eisenbahnen eine Erhöhung ihrer Tarife, und sie flehten den Präsidenten an, ihnen hierzu zu helfen. Herr Wilson war nun, solange er bloß eine Professur bekleidete und auch in den ersten Jahren seiner Präsidentschaft — zwei seiner Botschaften bezeugen dies — ein entschiedener Gegner derartiger Maßnahmen und der großen Eisenbahnen überhaupt. „Sie bilden," so hatte er gesagt, „eine Gefahr selbst für die Regierung des Landes. Sie müssen beseitigt werden durch Gesetz. Sie müssen mit kaltem Blut, aber mit festem Griff auseinandergerissen werden." Nun, Herr Wilson war auch ein Freund eines der größten und gefährlichsten, skrupellosen Häuptlinge dieser Unternehmungen, des 1913 verstorbenen Pierpont Morgan des Aelteren, und hat diese Freundschaft offenbar auch auf den würdigen Sohn seines Vaters, den jetzt an der Spitze dieser Unternehmungen stehenden jungen Morgan, übertragen. Ob unter dem Einfluß dieser Männer, nebenbei begeisterter Ententefreunde, oder etwa mit Hilfe andrer Mittel sich Wilsons Ansichten geändert haben, läßt sich natürlich nicht beweisen. Aber die Tatsache steht fest, daß der Präsident ganz anders **handelte**, als er gesprochen und geschrieben hatte. Er setzte jetzt zunächst seinen ganzen Einfluß ein, nicht um mit festem Griff die Gesellschaften auseinanderzureißen, sondern um sie durch Erhöhung ihrer Tarife neu zu stärken. Und das gelang. Auf seine Anregung in der Botschaft vom 7. Dezember 1915 wurde dann ein eigner, neugebildeter Ausschuß beauftragt, die Verhältnisse der Eisenbahnen gründlich zu untersuchen und dabei besonders zu prüfen, ob nicht eine Milderung der Staatsaufsicht geboten sei, um die Lage der Eisenbahnen zu verbessern. Der europäische Krieg hatte also Herrn Wilson aus einem erbitterten Feinde zu einem warmen Freunde der Eisenbahnen gemacht.

Digitized by Google

Das dauerte aber nur so lange, bis die Bewegung für seine Wiederwahl in Fluß kam. Schon Anfang 1916 hatte ein großer Teil der Eisenbahnarbeiter die allgemeine Einführung des Achtstundenarbeitstages, d. h. in Wirklichkeit eine nicht unerhebliche Erhöhung ihrer Löhne verlangt. Die Eisenbahnen schätzten sie auf rund 100 Millionen Dollar jährlich. Sie verhielten sich der Forderung gegenüber zunächst völlig ablehnend. Ende August aber nahm die Bewegung unter den Arbeitern ein ganz andres Gesicht an. Sie drohten mit einem Generalstreik, wenn ihre Forderungen nicht bewilligt würden. Verhandlungen zwischen den Eisenbahnen und den Arbeitern verliefen ohne Ergebnis. Da trat Herr Wilson auf den Plan. Seinem nachdrücklichen Eintreten im Kongreß, jetzt wieder für die Arbeiter und gegen die Eisenbahnen, gelang der Erlaß eines Gesetzes vom 2./5. September 1916, das die Forderungen der Arbeiter in vollem Umfang wenigstens vorläufig zugestand, während die Eisenbahnen durch den Hinweis auf eine weitere Tariferhöhung vertröstet wurden. Nun waren die Eisenbahnen wütend, aber das bekümmerte Herrn Wilson wenig. Hatte er doch durch sein Eintreten für die Arbeiter ihre Stimmen für seine Wiederwahl gewonnen, die erheblich mehr zählten als die der Eisenbahndirektoren und der Eisenbahnaktionäre. Als Anfang 1917 die Ausführung des Gesetzes, dessen Verfassungsmäßigkeit angefochten war, zweifelhaft wurde, drohte wieder ein Generalstreik, der aber wieder im letzten Augenblick verhindert wurde.

Jetzt stehen wir im Krieg mit den Vereinigten Staaten, und nur spärliche Nachrichten über die Eisenbahnen gelangen an uns. Die Lebensmittelknappheit, die Inanspruchnahme der Eisenbahnen für Munitionsbeförderung im Innern des Landes scheinen starke Unregelmäßigkeiten im Eisenbahnverkehr zur Folge gehabt zu haben. Die Eisenbahnen haben ihre Tarife erhöht, es ist die Rede davon, daß dem englischen Beispiel gefolgt und auch die amerikanischen Bahnen unter Staatsverwaltung genommen werden. Das sind vorläufig unbestätigte Gerüchte.

Aber abgesehen hiervon, scheint mir dieses Kapitel aus der Geschichte der Eisenbahnen der Vereinigten Staaten während des europäischen Weltkriegs recht lehrreich. Sehen wir doch, wie die Wirkungen des Krieges sich auf ein so weit entfernt von seinem Schauplatz entlegenes Land gestalten, wie sie über den Atlantischen Ozean hinübergreifen. Daneben aber wird durch diese Vorgänge das Bild des charakterlosen, scheinheiligen Mannes um einen neuen Zug bereichert, der an der Spitze der Vereinigten Staaten dieses Land mit seiner „freien Bevölkerung" despotischer regiert als irgendein europäischer Monarch einen europäischen Staat.

VIII

Wir sehen, welch gewaltigen Einfluß der Krieg auf die wirtschaftliche Betätigung der Eisenbahnen fast der ganzen Welt ausgeübt hat. In keinem, auch der kriegführenden Länder, ist es so weit gekommen, daß der allgemeine Eisenbahnverkehr ganz eingestellt worden ist. Aber in allen Ländern haben die Eisenbahnen teils mehr, teils weniger unter dem Krieg gelitten, und es ist ein schönes

Digitized by Google

Zeugnis für ihre Tätigkeit, daß sie — und dieses gilt vor allem für die deutschen Bahnen — neben den Leistungen für die Kriegführung auch den allgemeinen Verkehr bedient, gefördert und damit für das gesamte wirtschaftliche Leben unberechenbaren Nutzen gestiftet haben. Der Verkehr hat sich an Betriebsstörungen, an Einschränkungen, an Unregelmäßigkeiten gewöhnen, er hat Erhöhungen der Tarife über sich ergehen lassen müssen. Aber er ist doch aufrechterhalten, und zeitweise hat er sich fast friedensmäßig abgespielt. Alle diese Erscheinungen sind in allen Ländern, den kriegführenden und den neutral gebliebenen, so ziemlich die gleichen. Ein eigenartiger Zug läßt sich vielleicht hervorheben. Der Staatsbahngedanke ist während und unter dem unmittelbaren Einfluß des Krieges auch in den beiden Staaten zum Durchbruch gekommen, die bisher die größten und überzeugtesten Anhänger des Privatbahnsystems waren, in Großbritannien und in den Vereinigten Staaten von Amerika, ein Beweis von der ungeheuren Macht dieses sozialen Gedankens, die diese beiden Staaten bisher nicht anerkennen wollten, und der in dem größten Teil Europas längst verwirklicht ist.

Wie werden sich nun die Eisenbahnverhältnisse nach dem Kriege gestalten? Niemand rechnet darauf, daß es sofort nach Friedensschluß genau so wieder aussehen wird wie 1914 vor Kriegsbeginn. Der Rücktransport der Truppen und der Gefangenen wird die Eisenbahnen stark in Anspruch nehmen, freilich nicht entfernt in dem Maße wie die Mobilisierung; denn eine solche Eile tut nicht not, der allgemeine Verkehr wird zwar wieder eingeschränkt, aber nicht ganz eingestellt werden müssen. Erst ganz allmählich kann man auf die Wiederherstellung normaler Verhältnisse rechnen. Denn es wird auch nötig sein, durch Ausbesserung des Bahnkörpers und der Betriebsmittel die Eisenbahnen wieder auf die Höhe ihrer technischen Leistungsfähigkeit zu bringen. Ebenso wird das unmittelbar am Kriege beteiligte Personal sich erst allmählich wieder in die alten Verhältnisse einleben. Wie lange das dauert, läßt sich auch nicht annähernd übersehen.

Wie der Krieg die wohltätige Folge haben wird, daß wir den ganzen Zuschnitt unsers Lebens vereinfachen, die Auswüchse von Luxus und Wohlleben abschneiden, an die sich weite Kreise unsrer Bevölkerung gewöhnt haben, so werden auch die Eisenbahnen sparsamer wirtschaften müssen. Der Reiseverkehr wird sich von selbst einschränken, da — hoffentlich! — die Vergnügungsreisen in das jetzt uns feindlich gegenüberstehende Ausland ganz aufhören werden. Wir haben soviel Kunst und soviel landschaftliche Schönheiten in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und den Ländern des Orients und des Nordens, daß wir auf Reisen nach Paris und London, nach Rom und Neuyork, an die italienische Riviera unbedenklich verzichten können und verzichten müssen, wenn wir nicht wieder in den alten, so verhängnisvollen Fehler der Fremdländerei verfallen wollen. Auch der Güterverkehr wird sich lange Jahre hindurch mehr auf das Deutsche Reich und die Mittelmächte beschränken. Damit wird ganz von selbst eine gewisse Abschwächung des Verkehrs verbunden sein, und wir können denn wohl auch damit

Digitized by Google

rechnen, daß der Fahrplan für den Personenverkehr vorerst nicht wieder so reichlich ausgestaltet werden wird wie vor dem Kriege. Das ist kein Rückschritt, es ist höchstens ein vorübergehender Stillstand, ein Atemholen zu späteren neuen Fortschritten. Auch die erhöhten Verkehrssteuern, die teuren Personen- und Gütertarife werden, wie ich annehmen möchte, zunächst nicht verschwinden. Freilich hängt dies ab von der Gestaltung unsrer gesamten Finanzen nach dem Kriege. Selbst wenn wir, wie wir alle hoffen, durch eine hohe Kriegsentschädigung in den Stand gesetzt werden, die Last der Kriegsanleihen allmählich abzustoßen, so wird das Reich und werden die Einzelstaaten doch wohl noch lange nicht auf die von den Tariferhöhungen erwarteten Mehreinnahmen verzichten können. Solche Einschränkungen, solche Lasten werden wir aber gern tragen, wenn das furchtbare Blutvergießen beendigt ist und dieser entsetzliche Krieg wie ein böser Traum hinter uns liegen wird. Lange Zeit wird unser ganzes Wirtschaftsleben dann noch zur Erholung nötig haben, und die Eisenbahnen werden gewiß alles, was in ihren Kräften steht, auch unter Verwertung der in den schweren Kriegszeiten gemachten Erfahrungen, tun, um diese Erholung zu beschleunigen.

Die Zustimmung des Deutschen Reichs zur Abschaffung der türkischen Kapitulationen

Von einem früheren österreichisch-ungarischen Diplomaten

Mitten im Waffengetöse des Weltkriegs hat sich in aller Stille ein Ereignis vollzogen, das, wenn auch außer Zusammenhang mit dem blutigen Ringen der Völker stehend, selbst in den so bewegten Tagen der Gegenwart unsre Aufmerksamkeit verdient.

Dieses Ereignis ist der am 15. Januar d. J. erfolgte Abschluß der Verträge, welche die Rechtsbeziehungen zwischen dem Deutschen Reich und der Türkei auf eine völlig veränderte Grundlage stellen; sie leiten für das türkische Reich eine neue Aera ein, indem sie die Fesseln lösen, die seiner Staatshoheit bisher auferlegt waren, sie gewähren ihm die zu seiner politischen wie volkswirtschaftlichen Entwicklung nötige Armfreiheit.

Die deutsch-türkischen Vereinbarungen betreffen im wesentlichen die Abschaffung der sog. Kapitulationen; an deren Stelle treten neue, dem europäischen Völkerrecht entsprechende, auf dem Prinzip vollkommener Gegenseitigkeit ausgebaute Verträge, welche den Rechtsschutz und die Rechtshilfe in bürgerlichen Angelegenheiten, dann die Auslieferung von Wehrpflichtigen und Fahnenflüchtigen regeln; der Abschluß eines Handelsvertrages bleibt vorbehalten. Einige Bemerkungen über die Rechtszustände in der Türkei, wie sie sich unter der

Digitized by Google

Geltung der Kapitulationen im Laufe der Jahre gestaltet haben, werden genügen, um die Tragweite der Beseitigung dieses Regimes ersichtlich zu machen.

Unter der Bezeichnung Kapitulationen wird die Gesamtheit der von den mohammedanischen Herrschern gewährten Privilegien verstanden, kraft welcher die gerichtlichen und Verwaltungsangelegenheiten der in deren Ländern sich aufhaltenden Fremden durch ihre eignen Organe an Stelle der einheimischen Behörden besorgt werden. Zugeständnisse dieser Art, welche beispielsweise von seiten der islamitischen Beherrscher von Tunis erfolgt waren, reichen zwar bis ins dreizehnte Jahrhundert, noch ältere bis in die Zeit Karls des Großen und des Kalifen Harun al Raschid zurück, dennoch sind wir gewohnt, unter dem Begriff der Kapitulationen schlechthin die von den osmanischen Sultanen zugunsten der fremden Ansiedler getroffenen Verfügungen bzw. den ganzen Umfang der Vorrechte zu verstehen, welche hieraus wie aus späteren Verträgen und dem Gewohnheitsrecht für die Fremden im türkischen Reich abgeleitet werden. Hierbei ist aber zu betonen, daß die ersten derartigen Verfügungen zu einer Zeit erlassen wurden, wo das türkische Reich auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, daß es sich damals um spontane Willensakte der Landesherren handelte, welche sie befugt gewesen wären, ohne weiteres zu widerrufen, und daß die erteilten Zugeständnisse erst viel später in der Periode des Kräfteverfalls der Pforte, durch die dann getroffenen Vereinbarungen ihr als unkündbare Verpflichtung auferlegt worden sind. Die wiederholt erneuerten, mit den einzelnen christlichen Mächten abgeschlossenen Kapitulationen wurden nach den Bedürfnissen des Handels ausgestaltet und in die Form förmlicher Verträge gebracht. Sie gewähren den fremden Mächten das Recht der Ernennung von Konsuln, räumen den letzteren die Exterritorialität für ihre Person sowie die zivil- und strafrechtliche Gerichtsbarkeit über ihre in der Türkei sich aufhaltenden Landsleute ein und bestimmen, daß, wenn ein türkischer Untertan als Prozeßpartei gegen einen fremden auftritt, die Verhandlung vor dem Lokalgericht nur in Anwesenheit eines Vertreters des betreffenden Konsuls durchgeführt werden dürfe. Da die Wohnung des Ausländers ebenso wie die im Hafen befindlichen Schiffe unter fremder Flagge als unverletzlich gelten, muß die Lokalbehörde, um eine Hausdurchsuchung oder eine Amtshandlung an Bord vorzunehmen, die vorherige Bewilligung des Konsuls einholen. Vermöge der Klausel der Meistbegünstigung kommen die in den Kapitulationen aufgezählten Begünstigungen allen mit der Pforte im Traktatverhältnis stehenden Mächten in gleicher Weise zu mit der Maßgabe, daß laut vertragsrechtlicher Bestimmung auch die auf Gewohnheitsrecht beruhenden Privilegien zu gelten haben.

Die Kapitulationen waren der Zeit angepaßt, welcher sie entstammen, sie sollten den der geringen Zahl der ihrer Heimat damals so weit entrückten fremden Ansiedler Garantien persönlicher Sicherheit sowie den Rechtsschutz gewähren, den sie in Streitsachen unter sich vor dem Forum des an die Vorschriften des Koran gebundenen Kadi nicht zu erwarten hatten. Von ähnlichen Erwägungen der Billigkeit geleitet, hatten der Eroberer Konstantinopels und seine Nachfolger

Digitized by Google

die einheimischen christlichen Religionsgemeinden als „Millet“ (Nationalität) anerkannt und den Patriarchen jurisdiktionelle Befugnisse in Familien- und Eherechtssachen ihrer Gläubigen eingeräumt. Dieser Zustand dauerte im wesentlichen unverändert bis zu Beginn des vorigen Jahrhunderts fort. Der griechische Unabhängigkeitskampf, die Auflehnung Aegyptens sowie die Bewegung unter den slawischen Volksstämmen der Balkanhalbinsel zur Abschüttlung der türkischen Herrschaft und die damit in Verbindung stehende fortgesetzte Einmischung der Großmächte in die inneren Verhältnisse der Türkei, wobei vor allem Rußland seinen politischen Einfluß unter seinen Glaubens- und Rassenverwandten zu vergrößern trachtete, veranlaßten die Pforte zu dem Bestreben, durch Einführung von Reformen auf dem Gebiet der Verwaltung und der Justiz der ausländischen Bevormundung den Boden zu entziehen. Es ergab sich von selbst, daß unter solchen Umständen auch die Frage der den Fremden auf Grund der Kapitulationen zustehenden Vorrechte auf die Tagesordnung kommen mußte. Hierbei zeigten sich weitgehende Divergenzen zwischen der Auffassung der Pforte, welche im Interesse des Schutzes ihrer Staatshoheit bemüht war, die Privilegien der Ausländer möglichst einschränkend auszulegen und der Haltung der Mächte, die im eignen politischen Interesse sowie aus Rücksicht auf die Stellung ihrer Kolonien einen gegenteiligen Standpunkt vertraten. Erschwerend für eine einvernehmliche Lösung der Streitfrage machte sich der Mangel an Präzision der einschlägigen Texte der Kapitulationen wie auch der schwankende Charakter des als Rechtsquelle gleichfalls zu beachtenden Gewohnheitsrechtes geltend, anderseits konnte die Pforte zugunsten ihres Anspruchs den Umstand geltend machen, daß dank der Entwicklung des neuzeitlichen Verkehrswesens, namentlich seit der Eröffnung regelmäßiger Dampferverbindung nach den levantinischen Echellen, die dortigen Fremdenkolonien an Zahl ihrer Mitglieder und nach dem Umfang der Geschäfte eine Bedeutung gewonnen hatten, die in alten Zeiten gewiß nicht vorauszusehen gewesen war. Die kleinen, an wenigen Küstenplätzen verstreuten Niederlassungen von einst waren zu bedeutenden Handelszentren emporgewachsen, Ausländer hatten sich auch im Innern des Reichs ansässig gemacht, die Fremdenkolonien mit ihrer auf die Kapitulationen begründeten Organisation hatten mehr und mehr die Eigenschaft eines Staats im Staat angenommen. Ihre Mitglieder sind jeder direkten Beitragsleistung zu dem Aufwand des Landes, in welchem gar manche von ihnen die zweite Heimat gefunden und häufig Ansehen und Vermögen erworben haben, überhoben. Außer dem durch die letzten Handelsverträge mit 8 Prozent bemessenen, erst in neuester Zeit auf 11 Prozent erhöhten Zoll vom Wert der eingeführten Waren und dem Ausfuhrzoll von 1 Prozent hat der Kaufmann ausländischer Staatsangehörigkeit keine weitere Abgabe an den türkischen Fiskus zu leisten; selbst seine Heranziehung zur Erwerbsteuer (Temettü), die den einheimischen Händler und Professionisten belastet, kann er vermeiden, es sei denn, daß er diese Abgabe freiwillig entrichtet, um Schikanen zu entgehen, wie sie türkischerseits mitunter in der Weise als Zwangsmittel angewendet werden, daß die Polizei dem Publikum das

Digitized by Google

Betreten des Geschäftslokals verwehrt. Der Nachteil, welcher sich aus dieser Immunität sowohl für den türkischen Staatsschatz wie für die einheimische Konkurrenz ergibt, ist offensichtlich.

In Zivilprozessen sind die Fremden der Gerichtsbarkeit der Lokalgerichte nur dann unterworfen, wenn ein Einheimischer, sei es als Kläger, sei es als Geklagter, Partei ist. Aber auch in diesem Fall muß die gerichtliche Zustellung der Akten durch das Konsulat erfolgen, dessen Vertreter der Verhandlung beiwohnt und der in der Lage ist, durch Verweigerung seiner Unterschrift aus dem Protokoll die Weiterführung des Rechtsstreits zu hemmen und ihn zum Gegenstand einer diplomatischen Verhandlung zu machen. Die Exekution des Urteils wird auf Betreiben des türkischen Gerichtes gegen die sachfällig gewordene ausländische Partei durch das Konsulat besorgt. Berufungsinstanz ist das türkische Handelsgericht in Konstantinopel, in dessen Fünfersenat zwei der Nationalität der ausländischen Prozeßpartei angehörende Laienrichter Sitz und Stimme haben.

Streitsachen zwischen Fremden derselben oder verschiedener Staatsangehörigkeit gehören zur Kompetenz der Konsulargerichte, wobei der Grundsatz gilt: Actor sequitur forum rei.

Ausländer unterstehen der türkischen Strafgerichtsbarkeit, wenn der Beschädigte Lokaluntertan ist oder wenn die türkische Staatsanwaltschaft die Anklage erhebt. Den Fall einer Ergreifung in flagranti ausgenommen, darf die Inhaftnahme des Fremden nur im Beisein des Konsularvertreters erfolgen, dessen Anwesenheit auch bei der Verhandlung des Prozesses erfordert ist. Im Sinne einer Bestimmung des österreichisch-türkischen Vertrages von Passarowitz, 1718, der in dieser Hinsicht eingehendere Normen enthält als die Kapitulationen mit den andern Staaten, war der Verurteilte dem k. u. k. Konsultat auszuliefern, dem die Exekution des Strafurteils zustand. Das Konsulat ließ sohin den Häftling dem berufenen Gericht in der Monarchie überstellen, welches aber im Sinne der einheimischen Prozeßordnung das Urteil als ein ausländisches nicht einfach in Vollzug setzen konnte, sondern ein neues Verfahren aufnehmen mußte, das in manchen Fällen, wenn die Beweismittel nicht zur Stelle zu schaffen waren, mit einem Freispruch abschloß. Auf solche Weise konnte es geschehen, daß ein in der Türkei rechtskräftig Verurteilter straflos ausging und nach kurzer Frist an dem Tatorte seines Delikts wieder auftauchte. Der hierin liegende offenbare Mißstand veranlaßte die k. u. k. Regierung, unter Verzichtleistung auf die erwähnte Vertragsbestimmung, ein Abkommen mit der Pforte dahin zu treffen, daß derlei Delinquenten ihre Strafe unter gewissen Kautelen in bestimmten, der Visitation durch Konsularbeamte zugänglichen türkischen Gefängnissen abzubüßen hätten. Dieses Abkommen entsprach unstreitig den Anforderungen einer geordneten Strafjustiz und diente den Interessen beider Vertragsteile. Dennoch stieß dessen allgemeine Anwendung auf Schwierigkeiten, da einzelne andre Mächte den Standpunkt vertraten, der Verzicht Oesterreich-Ungarns auf die mehrerwähnte Bestimmung des Passarowitzer Friedens sei für sie unwirksam, weil dieser Vertrag vermöge der Meistbegünstigungsklausel ein selbständiges Recht für sie ge-

Digitized by Google

worden sei und nur durch separate Verhandlungen mit ihnen abgeändert werden könne. Diese verhältnismäßig wenig bedeutende Detailfrage läßt erkennen, wie schwierig und wenig erfolgversprechend für die Pforte Verhandlungen mit jeder einzelnen der im Besitz von Kapitulationsrechten stehenden Mächte über eine Reform der Privilegien sich gestalten mußten.

Ein Blick auf die Liste der über Kapitulationsrechte verfügenden Staaten zeigt, daß auch solche, welche nur geringfügige Interessen im nahen Orient zu vertreten haben, wie etwa Portugal oder Brasilien, diese privilegierte Stellung innehaben. Dagegen blieb sie andern Ländern, zu denen auch die jüngste Großmacht in Ostasien gehört, versagt. Von der Erkenntnis durchdrungen, daß der Weiterbestand der Kapitulationen sich als Hemmschuh für die Durchführung der türkischerseits eingeleiteten Reformen erweist, konnte die Pforte einer Erweiterung des Kreises der Teilhaber an den altüberkommenen Privilegien selbstverständlich nicht zustimmen. Daraus ergab sich, daß die wiederholt angeregte Aufnahme direkter diplomatischer Beziehungen zwischen der Türkei und Japan unterblieb. Wie begreiflich findet es die Regierung des Mikado mit ihrer Würde unvereinbar, offizielle Vertreter in ein Land zu entsenden, wo ihrem eignen jene Vorrechte versagt sind, die Japaner somit der Meistbegünstigung nicht teilhaft wären.

Auf Unebenheiten ähnlicher Art stoßt man auch bei Vergleichung des Rechtsverhältnisses in den verschiedenen Gebieten, wo im Laufe der Zeit die Herrschaft des Halbmonds zu Ende gekommen ist. So wurden in Griechenland, als das Land unabhängig geworden war, die Kapitulationen außer Kraft gesetzt, überdies mußte die Pforte dem neuen Königreich diese Vorrechte einräumen. Im Gegensatz zu der damaligen Haltung der Großmächte bestimmte der Berliner Kongreß, indem er die Unabhängigkeit Rumäniens und Serbiens aussprach, daß die Kapitulationen dort weiterhin bis zu einem mit den Mächten zu treffenden Einvernehmen in Geltung zu verbleiben hätten; ein Anspruch auf kapitulationsrechtliche Behandlung wurde den beiden, demnächst als Königreichen anerkannten Fürstentümern nicht zugebilligt.

Ein objektiver Beurteiler dieser Lage der Dinge wird daraus den Schluß ziehen dürfen, daß die Kapitulationen, unter Verhältnissen entstanden, die von den gegenwärtigen wesentlich verschieden sind, eine veraltete Einrichtung darstellen, daß sie vielfache Unbilligkeiten enthalten und daß sie die politische wie wirtschaftliche Entwicklung des türkischen Reiches erschweren. Dazu kommt noch, daß manche untergeordnete Organe gewisser Kleinstaaten bei der Handhabung der den Fremden zustehenden Privilegien ihrer Aufgabe nicht durchaus gewachsen sind und sich Ungehörigkeiten und Mängel an Takt zuschulden kommen lassen. Auch einzelnen Großmächten kann der Vorwurf, die Kapitulationsrechte für politische Zwecke mißbraucht zu haben, nicht erspart werden.

Unter solchen Umständen ist das Bestreben der Pforte, die ihr auferlegten Fesseln abzustreifen und die Kapitulationen durch auf Gegenseitigkeit beruhende dem modernen Völkerrecht entsprechende Verträge zu ersetzen, gewiß sehr erklärlich. Dieses Bestreben ist aus dem Grunde auch formell berechtigt, weil die Türkei

Digitized by Google

nach einer Bestimmung des Pariser Traktats vom Jahre 1856 ausdrücklich in das „Konzert der Mächte" aufgenommen wurde. Sie war schon damals bemüht, hieraus die praktische Folgerung zu ziehen, und ließ durch ihre dortigen Delegierten den Antrag einbringen, der Kongreß möge die Abschaffung der Kapitulationen beschließen. Der freilich nur theoretisch gebliebene Erfolg dieses Schrittes war eine in den Kongreßprotokollen verzeichnete Erklärung der Vertreter der Großmächte, welche besagt, daß sie „einstimmig die Notwendigkeit der Revision der Abmachungen anerkennen, welche die Handelsbeziehungen der Pforte mit den Mächten sowie die Situation der Fremden in der Türkei regeln; sie beschließen daher, den Wunsch zu Protokoll zu geben, es möge nach Abschluß des Friedens in Konstantinopel eine Beratung der Pforte mit den Vertretern der übrigen Vertragsmächte stattfinden, um diese beiden Ziele in einer Weise zu erreichen, die allen berechtigten Interessen voll Rechnung trägt". Zu einer solchen Beratung ist es allerdings nie gekommen und ebenso blieben alle seither in der Sache wiederholt unternommenen Bemühungen der Pforte ohne greifbares Ergebnis.

In diesem Zusammenhang sei auch der Einrichtung der ausländischen Postämter in der Levante gedacht. Ihr Ursprung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist darauf zurückzuführen, daß die österreichische Internuntiatur ihren von Konstantinopel über Sofia und Nisch bis an die ungarische Grenze und umgekehrt reitenden Kurieren die Mitnahme privater Korrespondenzen gestattete, was mangels einer andern Postverbindung sich als eine im Interesse des Handels notwendige Maßregel erwies. Die Pforte nahm keinen Anstand, durch einen eignen Vertragsartikel den Schutz des Verkehrs jener Postboten zuzusagen, worauf auch andre Mächte den Postdienst für ihre Kolonien im Orient in ähnlicher Weise organisierten. Erst als bereits eine ganze Reihe solcher Anstalten ins Leben gerufen war, schritt die Türkei an die Errichtung eigner Postanstalten, doch war deren Dienst mangelhaft bestellt, so daß die Aufrechterhaltung der fremden Aemter noch lang einem tatsächlichen Bedürfnis entsprach. Dank der werktätigen Mitarbeit der zur Zeit Sultan Hamids hierzu berufenen deutschen Beamten verbesserte sich allmählich die Leistung der türkischen Post. Gestützt hierauf, wie mit Berufung auf den Umstand, daß die Existenz der fremden Postämter das Erträgnis der einheimischen wesentlich verkürze und zugleich das Verbot der Einfuhr staatspolizeilich untersagter Druckschriften illusorisch mache, suchte die Pforte die Mächte zur Schließung ihrer Anstalten zu veranlassen. Oesterreich-Ungarn, der Staat, der mit der Schaffung dieser Einrichtung vorausgegangen war und dessen Aemter an Zahl jene der andern Länder weit überstieg, war auch der erste, der mit deren Zurückziehung begann, bis vor einigen Jahren die noch erübrigenden österreichischen Postämter in der Türkei geschlossen wurden.

Ein eignes, auch politisch beachtenswertes Kapitel der Kapitulationen bilden ihre Bestimmungen über das religiöse Schutzrecht. Der anfängliche Grundgedanke, der nicht weiter ging, als daß den nach Palästina pilgernden Christen der un-

Digitized by Google

gestörte Besuch der heiligen Stätten gewährleistet werden sollte, war in den der Pforte später abgerungenen Zugeständnissen, geschweige in deren praktischer Anwendung kaum mehr zu erkennen. So erhob Rußland keinen geringeren Anspruch, als daß alle türkischen Untertanen orthodoxen Glaubens seinem Schutz unterstehen, ein Anspruch, der bekanntlich eine der Ursachen des Krimkriegs war.

Vertragsmäßig kommen nur Oesterreich-Ungarn und Frankreich als Schutzmächte der katholischen Anstalten in Betracht. Geschichtlich wie nach seinem territorialen Umfang und der Zahl der Anstalten stand Frankreich an erster Stelle. Für bestimmte Gebiete, wie das ehemalige Donauwilajet und Albanien galt ausschließlich das Schutzrecht der Monarchie, es erstreckte sich aber auch auf eine Reihe religiöser Niederlassungen in andern Teilen des türkischen Reiches. Allgemein pflegte der Schutz in der Weise gehandhabt zu werden, daß die Angelegenheiten der Kirchen und Schulen, dann jene der Mitglieder der Kongregationen durch die betreffende Schutzmacht auf diplomatischem Weg bei der Pforte vertreten wurden. Die französische Regierung wußte den mit der Ausübung des Schutzrechts verbundenen Einfluß auf die inneren Verhältnisse in der Türkei, namentlich was die von der Republik verfolgten politischen Ziele in Syrien betrifft, geschickt auszunützen, sie hütete denn auch dieses Verhältnis eifersüchtig und mit materiellen Opfern, ungeachtet des im eignen Lande vollzogenen Bruchs mit der päpstlichen Kurie.

Die geschilderten Verhältnisse stempeln den Abschluß des erwähnten Uebereinkommens zu einem Ereignis von größter Tragweite für die Zukunft der Türkei. Als solches wird es denn auch in der Rede des türkischen Ministers des Aeußern gewürdigt, mit der er die erfolgte Unterzeichnung des Uebereinkommens dem Parlament kundgab.

„Das große Werk," so sagte Halil-Bei, „das die Nation von Ihnen erwartet hat, ist heute zur fertigen Tatsache geworden; unser mächtiger Verbündeter, das Deutsche Reich, hat die endgültige Unterschrift unter ein Uebereinkommen gesetzt, dessen Beratung vor einem Jahr begonnen hat und das unsre Beziehungen mit dem Deutschen Reich auf die Grundlage der Gegenseitigkeit und des europäischen Völkerrechts stellt. Dieses Ereignis ist, insoweit es die Unabhängigkeit unsers Reiches berührt, von großer Bedeutung für uns."

Der Minister verwies sodann auf die Ungleichheit, welche die Kapitulationen in der rechtlichen Behandlung für die Angehörigen der auswärtigen Staaten und die ottomanischen Untertanen mit sich brachten, sowie auf die daraus sich ergebenden Hemmungen auf wirtschaftlichem Gebiet.

„Die Kapitulationen," führte der Minister weiter aus, „sind ein Ueberbleibsel mittelalterlicher Praktiken, zu erklären aus dem Charakter der Gesetze und Gebräuche der einzelnen Staaten, die die Völker infolge der Ausgestaltung der Beziehungen mit den fremden Ländern abzuändern gezwungen waren, bis man schließlich zu Verträgen gelangte, die auf der Gleichheit und Gegenseitigkeit aufgebaut wurden.

Digitized by Google

So haben wir nun selbst, nach dem Beispiel andrer unabhängiger Länder und nach dem Muster der zwischen andern Völkern geschlossenen Verträge, um unsre rechtlichen Beziehungen auf der Grundlage der Gleichheit der Bedingungen und der Gegenseitigkeit zu regeln, heute das Uebereinkommen unterzeichnet, das sich auf das Konsularwesen, die Ansässigkeit der Untertanen beider Staaten, die gegenseitige Rechtshilfe und das Auslieferungswesen bezieht. Vor dem Krieg stand unser Land außerhalb des europäischen Völkerrechts. Durch die Abschaffung der Kapitulationen haben wir unsre Gleichwertigkeit verkündet, und indem wir heute zum erstenmal einen Vertrag auf der Grundlage der Gleichheit der Bedingungen unterzeichnen, haben wir als Gleichberechtigte unsern Platz unter den Mächten eingenommen und so unsre ganze innere und äußere Souveränität wiedererlangt.

Indem die beiden Herrscher die Ermächtigung zur Unterzeichnung des Uebereinkommens gaben, haben sie mit einer Herzlichkeit, deren Erinnerung noch fortleben wird, in den Herzen der kommenden Geschlechter das Siegel unter die Beziehungen der beiden großen Völker gesetzt, die ihr Blut für das gemeinsame Ziel vergießen und durch eine herrliche Waffenbrüderschaft das zwischen den beiden Regierungen bestehende Bündnis für alle Ewigkeit bekräftigen. Wenn die Ottomanen diesen Tag, den sie als den Beginn einer Aera des Gedeihens ansehen können, feiern, werden sie stets mit Achtung des Herrschers des Deutschen Reichs gedenken."

Handelt es sich bei der Uebereinkunft auch nur um einen das militärische Gebiet nicht berührenden Vertrag, so kann doch ein Zusammenhang mit der im Weltkrieg erprobten deutsch-türkischen Waffenbrüderschaft insofern vermutet werden, daß diese die Geneigtheit der Berliner Regierung zweifellos erhöhte, dem Schulter an Schulter mit dem deutschen gegen gemeinsame Feinde tapfer kämpfenden osmanischen Volke auch in dieser Frage möglichst entgegenzukommen. Auf die gleiche Rücksicht von seiten des österreichisch-ungarischen Verbündeten wird die Türkei bei analogen Verhandlungen um so bestimmter zählen dürfen, da die Monarchie, wie in vorstehenden Zeilen zu erwähnen Gelegenheit war, es an Beweisen ihrer freundschaftlichen Haltung gegenüber den Wünschen der Pforte nicht hat fehlen lassen. Die Zustimmung der Zentralmächte kommt einer endgültigen und allgemeinen Abschaffung des Kapitulationsregimes gleich, denn das Gewicht der geschaffenen Tatsache wird sowohl die vier mit der Pforte kriegführenden europäischen Großmächte als auch die übrigen Staaten in die Zwangslage versetzen, ihren in der Kapitulationssache bisher festgehaltenen Standpunkt einer gründlichen Revision zu unterziehen.

So hat denn das Allianzverhältnis den Weg für die Pforte geebnet, auf dem sie das so lange vergeblich angestrebte Ziel endlich erreichte. Die Türkei sieht damit ihre gleichberechtigte Stellung unter den Mächten gesichert, sie ist von demütigenden, immer drückender empfundenen Fesseln befreit, sie hat freie Bahn für ihre Politik wie für den kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwung des an Hilfsquellen aller Art überreichen, einer glücklichen Zukunft fähigen Landes. Diese Erwägungen, nicht minder aber auch ein Rückblick auf die durch

Digitized by Google

so viele Jahre den Reformwünschen der Pforte entgegengestandenen Hemmnisse rechtfertigen die hohe Befriedigung, welcher die Ansprache des türkischen Ministers des Aeußern beredten Ausdruck verleiht.

Freilich werden die Warnungsrufe, welche stets vernehmbar waren, sobald das Thema der Einschränkung oder Abschaffung der Kapitulationen zur Diskussion kam, auch jetzt wieder laut werden. Wieder wird die Behauptung zu hören sein, daß an den zum Schutz der Fremden bestehenden Einrichtungen nicht gerüttelt werden dürfe, ehe eine längere Erfahrung die Gleichwertigkeit der an deren Stelle zu setzenden türkischen Organisationen vollkommen außer Zweifel gestellt haben werde. Die Wortführer dieser Argumentation gehören, wie begreiflich, zumeist den europäischen Kolonien in der Levante an, ihre Mehrzahl handelt gewiß in gutem Glauben, bei manchen allerdings dürften auch nicht ganz uneigennützige Beweggründe mit im Spiel sein, nämlich die Besorgnis, ihre materielle Lage in Zukunft beeinträchtigt zu sehen. Wie dem auch sein möge, die Gegner der Reform übersehen, absichtlich oder nicht, zwei Dinge, erstens, daß lokale Interessen gegenüber dem allgemeinen Interesse zurücktreten müssen, und zweitens, daß ihr Standpunkt dem einer indirekten Ablehnung jeder Abänderung der Kapitulationen gleichkommt. Denn wenn, was außer Frage steht, der Bestand der Kapitulationen die reformatorische Tätigkeit der Pforte vielfach behindert, wie soll es dann der türkischen Regierung möglich gemacht sein, die von jenen Kreisen als Vorbedingung des Wegfalls der bestehenden Privilegien verlangten Verbesserungen auf dem Gebiete der Rechtspflege und Verwaltung durchzuführen?

In großzügiger Weise ist die deutsche Regierung, indem sie den neuen Verträgen zustimmte, aus diesem Circulus vitiosus herausgetreten und hat, verhältnismäßig doch nur kleinliche Bedenken beiseite setzend, keinen Anstand genommen, der Pforte einen Vorschuß von Vertrauen in deren guten Willen und ihre Fähigkeit gewährt, das große Werk zu einem gedeihlichen Ende zu bringen.

Alle Freunde der Türkei werden es mit ihren aufrichtigen Wünschen begleiten. Sollten sich, wie wir zuversichtlich erwarten, die daran geknüpften Hoffnungen in vollem Umfang verwirklichen, dann wird die Neugestaltung des türkischen Reichs, zu welcher der jüngst erfolgte Vertragsabschluß einen der gewichtigsten Grundsteine gelegt hat, in gewissem Sinne sich an geschichtlicher Bedeutung dem Staatsakt an die Seite stellen lassen, mit dem die beiden Kaiserreiche das durch ihre siegreichen Waffen der russischen Herrschaft entrissene Königreich Polen aus mehr als hundertjährigem Scheintod zu neuem aussichtsvollem Leben erweckt haben.

Der Zufall — man möchte sagen eine politische Pikanterie — reiht zwei Kundgebungen unmittelbar aneinander, die in ihrem Gegensatz noch plastischer hervortreten, wie von Leuchtfeuern ausgehende Strahlenbündel dem türkischen Staatsschiff den Kurs weisen. Zur selben Stunde nämlich, wo das ottomanische Parlament unter lautem Beifall den Abschluß der Verträge zur Kenntnis nahm,

Digitized by Google

welche beweisen, daß eine Macht wie Deutschland vertrauensvoll den Aufschwung der Türkei erwartet, erklärte der britische Staatssekretär des Aeußern in seiner an die amerikanische Regierung gerichteten Note mit dürren Worten die Vertreibung der Türken aus Europa als eine der Aufgaben der englischen Politik.

Gewiß, das Wort von den geraden Knochen des pommerschen Musketiers mutet heute nicht weniger veraltet an als die knapp bis zu einem Krieg gegen Rußland drängende Türkenfreundlichkeit Lord Beaconsfields. Aber daß einst gerade die größte mohammedanische Macht so offen politische Ziele proklamieren werde, die in diametralem Gegensatz zu seinen Ideen stehen, hätte der erfolgreichste Staatsmann des viktorianischen Zeitalters sich gewiß nicht träumen lassen.

„Deutschland, der mächtige Freund des Kalifen, Albion sein Todfeind", diese so einfache, eindrucksvolle, den Kern der heutigen Sachlage in sich schließende Formel wird den Millionen der Bekenner des Islam bis in die entlegensten Winkel Afrikas und Asiens verständlich sein, sie wird auch in den Zeiten, die dem Friedensschluß folgen, auf die mohammedanische Welt eine nachhaltige Wirkung ausüben.

England und Amerika und der Pananglismus

Von

Prof. Dr. J. Hashagen (Bonn)

Vom Panslawismus ist bei uns vor dem Kriege und während des Krieges viel die Rede gewesen. Man hat ihn wissenschaftlich zu widerlegen gesucht, ohne ihn freilich damit aus der Welt zu schaffen. Auch andre ähnliche Bewegungen haben bei uns ihre Spuren hinterlassen. Der Frankfurter Geograph Emil Deckert veröffentlichte bald nach Ausbruch des Krieges eine anregende Studie über Panlatinismus, Panslawismus und Panteutonismus in ihrer Bedeutung für die politische Weltlage als einen Beitrag zur europäischen Staatenkunde.

Aber eine unter diesen allumfassenden, an die Wurzeln des Weltgeschehens greifenden Bewegungen, die in ihrer Reichweite und Tragweite alle andern, nicht zuletzt die überaus bescheidene alldeutsche weit übertrifft: die allenglische, die angelsächsische, die panangliistische hat gerade in Deutschland nicht die nötige Beachtung gefunden. Und doch entfaltet sie sich auf wenigstens drei großen Zukunftsgebieten in höchst einflußreichen Formen, zunächst innerhalb des britischen Weltreiches besonders zwischen dem Mutterlande und den weißen Kolonien, sodann zwischen dem Mutterlande und der großen abgefallenen amerikanischen Kolonie und endlich über die Grenzen dieser gewaltigen angelsächsischen Gebiete hinaus mit dem Ziele der Anglisierung weiterer Einflußsphären in allen Teilen der Welt.

Digitized by Google

Im Hinblick auf den Eintritt der Vereinigten Staaten von Amerika in den Krieg hat man heute allen Anlaß, sich der wirksamen Vorarbeit des allenglischen Gedankens zu erinnern. Zwar stößt er in den ersten Jahrzehnten der neuen amerikanischen Geschichte noch auf schier unüberwindliche Hindernisse. Eine Verbrüderung zwischen Engländern und Amerikanern scheint zunächst wenig Aussicht zu haben. Zwischen beiden stammverwandten Völkern liegt damals noch ein Abgrund von Haß und Erbitterung, der angefüllt ist mit Blut und Leichen. Noch im August 1814, während des zweiten Krieges gegen Amerika, hatten sich die Engländer die Freude gemacht, an der Chesapeakebai zu landen, die wehrlose Bundeshauptstadt Washington zu überfallen und ihre schönsten Gebäude in Brand zu stecken.

Dies von den Engländern angelegte Schadenfeuer muß auch den allenglischen Gedanken, wenn er sich etwa auf dem Boden der nie ganz unterbrochenen englisch-amerikanischen Kulturgemeinschaft als versöhnende Macht entwickeln will, im Keime zerstören. Es ist mehr als ein plötzlicher Ausbruch. Es ist beinahe ein Symbol für den damaligen Stand der englisch-amerikanischen Beziehungen. Zwischen solchen Feinden scheint Friede und Freundschaft nicht möglich zu sein. Die angelsächsische Kulturgemeinschaft vermag den tiefen politischen Gegensatz damals noch nicht zu überbrücken. Sie hat noch keinerlei politische Folgen und ist deshalb natürlich auch zur Hervorbringung des allenglischen Gedankens damals noch unfähig.

Beinahe des ganzen neunzehnten Jahrhunderts hat es bedurft, um die politische Annäherung zwischen den beiden alten Feinden zustande zu bringen. Ein unentbehrliches Hilfsmittel ist dabei die Stammverwandtschaft der beiden miteinander zu versöhnenden Feinde: die angelsächsische Kulturgemeinschaft. Außerpolitisch wird sie erst sehr spät ausgemünzt und dann als mächtiger Zustrom zum Stimmungskapital des allenglischen Gedankens wirksam. Aber innerpolitisch tritt sie doch schon früh zutage. Es ist allein schon von größter Bedeutung, daß sie aus der unpolitischen Luft überhaupt in die politische Luft hinüberzuwachsen vermag, daß wenigstens schon innerpolitische Ideale aufgestellt werden können, die zu beiden Seiten des Ozeans eine hingebende Gemeinde finden.

Der gemeinsame Boden, auf dem sich Engländer und Amerikaner — nicht alle, aber einige und nicht die unwirksamsten — am frühesten, schon wenige Jahre nach ihrem letzten Kriege auch politisch finden, ist der demokratisch-freiheitliche im weitesten Sinne. Deshalb sind die englischen Parlamentsreformer, die Freihändler, die Freiheitsschwärmer, die Manchestermänner, die Demokraten die ersten Freunde Amerikas. Es ist bezeichnend, daß Richard Cobden 1835 die Vereinigten Staaten zwar als den gefährlichsten wirtschaftlichen Nebenbuhler des Vereinigten Königreichs bezeichnet, aber gleichwohl einen Krieg mit ihnen für eine Unmöglichkeit erklärt und Idealist genug ist, um sich in seiner Zuneigung zur amerikanischen Demokratie nicht beirren zu lassen. Mit Recht hat man gesagt: Thus Cobden made the United States the text of his earliest

Digitized by Google

sermon against militarism and protectionism. Ein Demokratisierungsprozeß läßt sich seitdem, wenn auch in verschiedener Stärke und in verschiedenen Formen in beiden Staaten verfolgen, der wenigstens die beiderseitige Demokratie zueinander treiben muß, wobei man auch die unpolitische Literatur als Bindemittel gewiß nicht unterschätzen darf. Ein Volksschriftsteller wie Dickens ist drüben ohne weiteres verständlich und trotz aller gegen ihn geübten Kritik bei den Amerikanern wohlgelitten. Der amerikanische Bürgerkrieg reißt zwar neue tiefe Wunden und führt die beiden Englisch sprechenden Völker an den Rand des Krieges. Aber den festen Kitt des demokratischen Gedankens vermag auch dieser Bruderzwist nicht aufzulösen. Je mehr die Demokratisierung auch in England bis zur letzten tiefgreifenden Parlamentsreform und bis zur Entrechtung des Oberhauses voranschreitet, um so zahlreicher wurden die englisch-amerikanischen Ausgleichsmöglichkeiten.

Allein man begnügt sich nicht mit der Hinwegräumung von Gegensätzen, Spannungen, Reibungsflächen und Mißverständnissen. Mit einer bloß negativen Versöhnung ist es nicht getan. Ueber sie hinaus arbeitet je länger, desto häufiger, deutlicher und erfolgreicher die positive Verbrüderung — im Dienste des allenglischen Gedankens. Das Streben nach Freiheit, so wie die Angelsachsen sie verstehen, wird das gemeinsame politische Ideal großer Teile der angelsächsischen Welt. Gerade dies Ideal aber ist nicht selbstgenügsam, sondern ausdehnungslustig und geradezu ausdehnungsbedürftig; es strebt über sich selbst hinaus; ein unbezwinglicher Drang zur Propaganda lebt in ihm, die um so wirksamer ist, als sie nicht nur mit lauten, öffentlichen, sondern auch mit stillen, geheimen Mitteln zu arbeiten versteht. Bald verbindet sich zu beiden Seiten des Ozeans das demokratische Ideal mit dem imperialistischen. Der demokratische Imperialismus wird im politischen Stimmungs- und Willensleben beider angelsächsischen Völker zu einer beherrschenden Macht. Unter seiner Herrschaft wird nun auch auf dem Gebiete der äußeren und der Weltpolitik für eine englisch-amerikanische Arbeits- und Erwerbsgenossenschaft die Bahn freigemacht.

Während in früheren, noch nicht gar weit zurückliegenden Zeiten die beiderseitige Ausdehnungspolitik beiderseits Stürme der Entrüstung und Gegenwirkung hervorruft, vermögen diese später überhaupt nicht mehr aufzukommen. Die letzten Nachwehen sind in Amerika etwa während des englischen Burenkrieges zu beobachten. Von da ab wird beinahe jede innere Festigung und äußere Erweiterung des britischen Weltreiches in Amerika mit Zustimmung aufgenommen. Das Foreign Office aber hält — nach einigem Widerstreben — seine schützende Hand über dem spanischen Krieg seiner amerikanischen Freunde, und literarisch sind es jetzt besonders die englischen Imperialisten, die für die englische Weltherrschaft und für den allenglischen Gedanken auch bei den als beinahe gleichberechtigt gefeierten Amerikanern werben. Seitdem arbeiten eine Reihe höchst befähigter englischer und amerikanischer Verständigungsdiplomaten mit bestem Erfolge an der wachsenden Annäherung, zumal da Deutschland immer mehr als der gemeinsame Feind erkannt wird. Bei den Vorverhandlungen zum Portsmouther Frieden 1905 und

Digitized by Google

beim Abschlusse des dritten englisch-japanischen Bündnisses 1911 erscheinen die beiden angelsächsischen Mächte faktisch schon als verbündet.

Damit hat der allenglische Gedanke als Bindemittel zwischen den alten Feinden England und Amerika erst die letzte und entscheidende Triebkraft gewonnen. Was allgemeine geistig-literarische, noch unpolitische Zusammenhänge und selbst die sonstigen kulturpolitischen und innerpolitischen Uebereinstimmungen nicht haben zustande bringen können, schon deshalb nicht, weil sie immer mit erheblichen gegnerischen Minderheiten zu kämpfen haben, das wird erst auf dem Boden auch der außerpolitischen Verständigung in vollem Umfange möglich. Der allenglische Gedanke steht mit dem ganzen Zauber seiner Anziehungskraft überall schützend und fördernd im Hintergrunde. Er kann jetzt bald zu einer gewaltigen Wirklichkeitsmacht heranwachsen und alle ähnlichen, wie sie von andern weniger bevorzugten Rassen hervorgebracht werden, überschatten. Schon die Vorgeschichte des Weltkrieges und dann in wachsendem Maße der Weltkrieg selbst werden von ihm aufs tiefste beeinflußt.

Literarische Berichte

Tausend und Eine Nacht. Der Sinn der Erzählungen der Scheherezade. Von Adolf Gelber. Wien und Leipzig, Verlag von Moritz Perles.

Ein Werk, das allein schon durch die Fülle des Stoffes und das eigenartige Stoffgebiet wie durch den Reichtum philosophischer Gedanken zu den anregendsten literarischen Erscheinungen gezählt werden muß, ein Werk aber vor allem, das seine bleibende Bedeutung in sich trägt, weil es einen eingewurzelten Irrtum über die wohlbekannte, aber falsch eingeschätzte Märchensammlung des Orients vernichtet und den Vorhang lüftet vor einem der großartigsten Epen, ja man könnte sogar sagen, vor einem der gewaltigsten Dramen der Weltliteratur. Denn „1001 Nacht" ist keine Sammlung ohne Sinn und Zweck, sondern das Ergebnis einer ungeheuren dichterischen Gestaltungskraft, die in der Anordnung, in der logischen Verbindung der Materie eine einzige große Idee verfolgt. Die Geschichte von Schahrjar und Scheherezade ist nicht ein äußerlicher Rahmen, der die einzelnen Teile notdürftig zusammenhält, sondern ein psychisches Drama, in dem durch die planvolle, zweckbewußte Disposition der Erzählungen die Umwandlung Schahrjars, seine Annäherung an Scheherezade und das Aufflammen seiner Liebe zu ihr herbeigeführt wird. Jede kleine Phase in dieser Entwicklung ist deutlich erkennbar. Und noch weist Gelber untrüglich nach: daß es kein bloßes Unterhaltungsbuch ist, daß hier einem ganzen Volk ein Spiegel seines innersten Wesens vorgehalten wird, jener Rasseeigenschaften, an denen der Orient noch heute krankt, und daß wir darum eines der erschütterndsten Klagelieder vor uns haben, die je einem Volk von seinem Dichter gesungen worden sind. Eine überwältigende Gedankenarbeit hat Gelber in seinem Werke geleistet, das, fernab von fachlicher Spezialisierung, so prächtige Ausblicke auf allgemeines und höheres Menschentum eröffnet, daß es lebendig und fesselnd bleibt vom Anfang bis zum Ende.

S. M.

Kaiserworte. Ausgewählt von Dr. Friedrich Everling. Berlin, Verlag von Trowitzsch & Sohn. Geb. M. 2.50.

Schon vor Jahren ist manches Kaiserwort in die Welt hinausgedrungen, dessen Inhalt von der breiten Masse damals in seinem vollen Umfange nicht verstanden worden ist. So z. B. die Warnung vor der „gelben Gefahr" und das Wort: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser." Heute weiß ein jeder die große Bedeutung dieser Worte voll zu würdigen, er weiß auch, daß sich in Kraft, Gewissenstreue und Herzensgüte das Charakteristische des Deutschtums je länger, je abgeklärter in der Person unsers Kaisers spiegelt, der durch fünfundzwanzig Regierungsjahre ganz allein der Welt den Frieden erhalten, ja oft diktiert hat. In den Reden und Aussprüchen des Kaisers offenbart sich seine überragende Persönlichkeit, und deshalb ist es dankbar zu begrüßen, daß Dr. Everling uns

Digitized by Google

in dem vorliegenden Buch eine Zusammenstellung von gewichtigen Aussprüchen gibt, die uns die Persönlichkeit des Kaisers eindringlich vor Augen führen und namentlich auch das, was ihn in seiner Auffassung des Herrscherberufes und in der Fürsorge für Landwirtschaft, Handel und Seefahrt, für Stadt und Land, Bildung und Kunst richtunggebend bewegt hat. Der Herausgeber hat zwischen die einzelnen Kaiserworte Verbindungsworte eingefügt, die hier und da wertvolle Erläuterungen geben und den Stoff in einzelne Kapitel zusammenfassen. Wir können das schöne Buch warm empfehlen und wünschen ihm eine weite Verbreitung.

Das Volk und der Krieg. Von Max Cohen-Reuß, M. d. R. Berlin, R. Hobbing. 40 Pf.

Die denkbar weiteste Verbreitung ist dieser ausgezeichneten Schrift dringend zu wünschen. Sie wendet sich an die breiten Massen des Volks und will ihnen zeigen, warum Deutschland in diesem Kampfe gar keine andre Wahl hat, als mit eiserner Entschlossenheit durchzuhalten. Sie enthält eine glänzend geschriebene und äußerst eindrucksvolle Verteidigung des Standpunktes der sozialistischen Mehrheit.

W. W.

Altklassisches Viatikum. Von Gottlieb Leuchtenberger. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Geb. M. 2.50.

Alten und jungen Freunden des Gymnasiums bietet der ehemalige Gymnasialdirektor Geheimrat Leuchtenberger in diesem liebenswürdigen Buch „für die Tasche“ die schönsten und geläufigsten Zitate aus ihrer Primalektüre (Ilias, Sophokles, Horaz), an die man sich gern und lebhaft erinnert, die man immer einmal im Gespräch verwertet — und oft genug falsch. Gerade als Gedächtnisstütze für korrektes Zitieren, aber auch als Gedächtnisstütze für ästhetisches Genießen wird die Sammlung vielen willkommen sein. Der Auswahl und Textgestaltung wurde die größte Akkuratesse gewidmet, der Verlag aber tat recht daran, diesem Behälter voll klassischer Perlen auch der äußern Ausstattung nach das Gepräge eines Schatzkästleins zu geben.

Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Einleitung in das Neue Testament. Von Geheimrat Prof. D. Dr. Paul Feine. Leipzig, Quelle & Meyer. (VIII, 217.) Geb. M. 5.—.

Hatte das Forschen nach der historischen Grundlage des Urchristentums bei der weiten Perspektive der modernen Geschichtswissenschaft erklärlicherweise den Blick eine Zeitlang auf die nichtchristliche Literatur des Anfangs unsrer Zeitrechnung gerichtet, so ist man seit einigen Jahren zu der erneuerten Kenntnis gekommen, daß die letzte Entscheidung über den historischen Charakter des Urchristentums in den ältesten Berichten seiner eignen Zeugen liegt. Welches große Interesse muß daher jede neue Bearbeitung der literarischen Verhältnisse dieser Schriften, der Geschichte ihrer Zusammenfassung zum kirchlichen Kanon und der späteren Schicksale ihres Textes wachrufen! Allen, die von diesem Interesse bewegt werden, kann die Aufrollung aller darauf bezüglichen Fragen, die kürzlich von dem Hallischen Professor Paul Feine veröffentlicht worden ist, aufs wärmste empfohlen werden. Da ist gründliche Berücksichtigung der neuesten Funde mit klarem Urteil, genaue Detailangaben mit geschickter Heraushebung der springenden Punkte vereinigt. Ed. König.

Nonni. Erlebnisse eines jungen Isländers. Von John Svensson. Mit 12 Bildern. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geb. M. 3.60.

Island und isländische Literatur sind dem deutschen Lesepublikum nicht fremd. Wir haben verschiedene größere Werke über das nordische Sagaland, und Poestion verdanken wir ein wertvolles Werk über isländische Literatur. Die deutsche Jugend aber steht Island immer noch verhältnismäßig fremd gegenüber. Für diese ist das Svenssonsche Buch in erster Linie bestimmt. Svensson, ein geborener Isländer, erzählt in unsrer Muttersprache seine Jugenderlebnisse und flicht dabei allerlei Interessantes über Island und isländisches Leben ein. Er ist ein glänzender Erzähler, der nicht nur den ganzen Zauber der nordischen Landschaft mit Meisterschaft zu schildern versteht, sondern uns auch die uns fremde Welt mit ihrer ewig jugendlichen und lärmfremden Kultur so nahezubringen weiß, daß sie uns wie ein Rest eines verlorenen Paradieses vorkommt. Wir stehen nicht an, das Buch als eine der besten Jugendschriften der letzten Zeit zu bezeichnen, möchten es aber auch wegen seiner meisterhaft geformten Kulturdokumente den Erwachsenen zur Lektüre empfehlen.

Frankreichs politische Beziehungen zu Deutschland vom Frankfurter Frieden bis zum Ausbruch des Weltkrieges. Von Alexander Cartellieri. Jena, Gustav Fischer. 27 S.

Der Jenenser Historiker gibt hier einen Ueberblick über die verschiedenen Phasen, welche die französische Politik gegenüber Deutschland seit 1871 durchlaufen hat. Die Absicht seines Vortrags ist nicht eine Bereicherung unsrer Detailkenntnis, sondern er will durch knappe Zusammenfassung und Herausarbeitung der wichtigsten Linien die innere Einheitlichkeit der Periode aufzeigen:

Digitized by Google

die Revanche ist, wenn sie auch gelegentlich in den Hintergrund gedrängt wurde, an allen entscheidenden Punkten doch immer wieder das maßgebende Ziel der auswärtigen Politik Frankreichs geblieben. Sehr richtig versteht er dabei unter „Revanche" nicht den an sich gerechtfertigten Wunsch nach Wiedergewinnung des Verlorenen, sondern die Kleinlichkeit und Gehässigkeit einer durchaus einseitigen und beschränkten Stellungnahme.
W. W.

Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Prof. Dr. S. Günther. Dritte Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt, 26. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner. 104 Seiten. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Das durch Klarheit und Gründlichkeit ausgezeichnete Buch behandelt nach einem fesselnden Rückblick auf Altertum und Mittelalter die Entdeckungsfahrten der Portugiesen in Afrika und Indien, die Reisen des Kolumbus, die Erschließung der Südsee, die Entdeckungen und Eroberungen der Spanier und Portugiesen in Amerika und den Eintritt der Franzosen und der germanischen Völker in die Entdeckertätigkeit. In der neuen Auflage ist die Darstellung einerseits — ohne Schaden für die Vollständigkeit — etwas gekürzt, anderseits hat der Verfasser alle wichtigeren neuen Forschungen berücksichtigt, so daß das bewährte Werk dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft durchaus entspricht. Br.

G. Segantinis Schriften und Briefe. Herausgegeben von Bianca Zehder-Segantini. Volksausgabe. Mit 8 Abbildungen. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. Brosch. M. 3.—.

Diese Aufsätze, Fragmente und Briefe, die zum erstenmal in einer Volksausgabe vorliegen, enthalten reichstes psychologisches Material, so daß sich ein bis in die feinsten Nüancen deutliches Bild dieser stolzen, aristokratischen Persönlichkeit gewinnen läßt. Vor allem die Briefe (die man sich allerdings chronologisch geordnet wünschte!) geben den ergreifenden Eindruck von einem Leben, das in der Einsamkeit der ewigen Berge, dem glühenden Streben nach Naturerfassung, den höchsten ethischen und künstlerischen Zielen, dem „grenzenlosen Ideal" geweiht, verging wie eine Morgenröte. Eine erhabene Gedankenwelt der stärksten Lebensbejahung, eine Fülle von geistigen Werten tut sich hier auf.
Oskar Beyer.

Esther. Von Hermann Gunkel. Tübingen, Mohr. 119 S. M. 1.—.

In unsrer Kriegszeit, wo die grausame Bedrückung der Juden in Rußland wieder eine große Rolle gespielt hat, ist es gewiß naheliegend, wieder einmal zu dem Buche von der Esther zu greifen, um zu sehen, wie damals im Perserreiche eine Verfolgung der Juden zustandegekommen ist. Auch ist in der oben zitierten Arbeit mit Berücksichtigung der neueren Ausgrabungen eine reichhaltige Erklärung der Esthergeschichte dargeboten. Aber daß der Verfasser dem jüdischen Volke, das sich doch verteidigen durfte, und seinem ehrlichen Verhalten ganz gerecht geworden sei, kann leider nicht zugestanden werden.
Ed. König.

Der große Krieg. Ein Anekdotenbuch. Herausgegeben von Erwin Rosen. Vierter Teil. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50 resp. M. 4.50.

Erwin Rosen, der emsige Sammler, hat mit den Anekdotensammlungen eine Reihe ganz eigenartiger Bücher geschaffen. In ihnen ist zusammengetragen, was deutsche Männer im Kampfe denken und fühlen, wie sie kämpfen, was deutsche Männer und Frauen zuhause sagen, schreiben und treiben, wie sie durchhalten und allem zum Trotz das schier Unmögliche leisten. Das alles soll der heutigen Generation vorgeführt und kommenden Geschlechtern aufbewahrt werden, als Zeugnisse aus den Tagen der wunderbaren Erhebung des deutschen Volkes, den Zeiten schwersten Ringens und des Durchhaltens, da Meister Schmalhans den Küchenzettel regierte und der deutsche Soldat das Reich errettete. Man muß Rosen für diese echten Volks- und Soldatenbücher dankbar sein, und wir können sie nicht warm genug empfehlen.

Amerikanische Menschlichkeit im Lichte des diplomatischen Notenwechsels. Erste Veröffentlichung und Verarbeitung des gesamten deutsch-amerikanischen Notenwechsels. Von J. P. Buß. Berlin, O. Schwetschke (Kriegspolitische Einzelschriften, Heft 16). M. 1.50.

Eine eigentliche Verarbeitung, wie im Titel behauptet wird, bietet die Veröffentlichung nicht; ihr Wert beruht vielmehr allein auf der Zusammenstellung des Materials. Aber auch in dieser Hinsicht ist sie etwas übereilt vorgenommen, da sie nur bis Mai 1916, nicht bis zur endgültigen Klärung der deutsch-amerikanischen Beziehungen reicht, also doch nur einen Teil des Gesamtmaterials enthält.
W. W.

Liebeszauber der Romantik. Von Alfred Wien. Mit zahlreichen Bildnissen. Berlin, Verlag von E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 6.50, geb. M. 8.50.

Einen der anziehendsten Zeitabschnitte deutschen Geisteslebens läßt Alfred Wien in seinem Buche vor dem Leser erstehen, das

Digitized by Google

Reich der mondbeglänzten Zaubernacht. Er erläutert an den Lebensbildern der führenden Geister vor hundert Jahren das Liebesproblem der Romantik. Eine dankbare Aufgabe. Hier tritt das Liebesproblem am klarsten in Erscheinung, eindeutiger noch als in ihren Werken. Die Bilder, im Zusammenhange und unter einheitlichen Gesichtspunkten betrachtet, geben in ihrer reichen Fülle und Mannigfaltigkeit zugleich eine anschauliche Vorstellung des romantischen Zeitcharakters. Das Buch, auf rein wissenschaftliche Quellen aufgebaut, wendet sich in erster Linie an den literarisch Gebildeten der weitesten Kreise, vor allem an die Frauen; ist doch die „Sache der Liebe" vor allem eine „Sache der Frau".

Die Verwendung des Monologs in Goethes Dramen unter Berücksichtigung der Technik bei Goethes unmittelbaren Vorgängern. Von Walter Bamberg. Leipzig und Hamburg, Leopold Voß. 46 S. M. 1.80. (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann, Bd. 26.)

Methodisch verdient die Arbeit alles Lob; sie zeigt übersichtliche und umfassende Zusammenstellung des Stoffes, saubere Begriffsgliederung, knappe und klare Ausdrucksweise. Die tatsächlichen Ergebnisse sind nicht so groß, daß sie bedeutende neue Erkenntnisse vermittelten. Immerhin ist es von Wert, auch einmal diesen Ausschnitt aus Goethes Schaffen einheitlich betrachten zu können. Besonders einleuchtend ist der Nachweis, daß sich gerade in den Monologen der lyrische und persönliche Einschlag in Goethes Dramen besonders stark offenbart. H. Brömse.

1914—1916. Ein Tagebuch. Von Eduard Engel. Mit Urkunden, Bildnissen und Karten. Band 3 und 4. Braunschweig, Verlag von Georg Westermann. Band 3 geb. M. 6.—, Band 4 geb. M. 6.50.

Von dem hervorragenden Werke, dessen erste beide Bände wir bei deren Erscheinen bereits gewürdigt haben, liegen jetzt die Bände 3 und 4 vor, die über den Zeitraum vom Beginn des Jahres 1915 bis zum 24. Mai 1916 berichten. Der Herausgeber, Professor Eduard Engel, hat auch in diesen Bänden seinen Sammeleifer glänzend betätigt, indem er alles zusammengetragen hat, was geeignet ist, ein lebendiges Bild von den Kriegsereignissen zu geben. Ganz besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß Engel die Lügenberichte unsrer Feinde unter die Lupe nimmt, sie scharf kritisiert und glänzend als Lügen nachweist. Das Tagebuch wird für alle Zeiten als zuverlässige Chronik des Krieges herangezogen werden, und die einwandfreie Festlegung der Lügenberichte unsrer Feinde wird nach dem Frieden der neutralen Welt die Augen öffnen, mit welcher Unverschämtheit sie von der Entente, voran das „ehrenwerte" England, beschwindelt worden sind. Wir machen unsre Leser auf das vortreffliche Werk erneut aufmerksam, es gehört tatsächlich in jede Hausbibliothek.

Ein Winteridyll. Von Karl Stieler. C. F. Amelangs Verlag in Leipzig. Geb. M. 1.—.

Stielers gemüt- und stimmungsvolles Winteridyll ist so bekannt, daß darüber nichts mehr gesagt zu werden braucht. Die Dichtung, die kurz nach dem Tode Stielers erschien, macht auf jeden Leser einen tiefen Eindruck und läßt uns immer wieder bedauern, daß der Dichter so früh von uns scheiden mußte. Die vorliegende neue Ausgabe ist sehr geschmackvoll ausgestattet; die Tochter Stielers hat dem Buch ein einleitendes Gedicht beigegeben, das die Stimmung des Idylls wundervoll weiterspinnt, und außerdem enthält das Buch eine Reihe Bilder nach im Familienbesitz befindlichen Porträten.

— n.

Ernst Haeckels Kulturarbeit. Von Erich Wasmann S. J. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.

Ernst Haeckels letztes Buch „Ewigkeit. Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre" (Berlin 1915) hat seinen geistigen Antipoden, den Jesuitenpater Erich Wasmann, zu einer Entgegnungsschrift veranlaßt, die als Ergänzungsheft zu den „Stimmen der Zeit" erschienen ist. Die 54 Seiten umfassende Broschüre wird den nach tatsächlichen wissenschaftlichen Gegengründen gegen Haeckels Buch Suchenden wenig befriedigen, das liegt aber weniger an dem mangelnden Geschick Wasmanns als vielmehr an der inneren Unmöglichkeit einer fruchtbaren Auseinandersetzung zweier so diametral entgegengesetzten Weltanschauungen, wie sie Wissenschaft und Glaube darstellen.

E. Sc.

Das neue Gleichgewicht der Staaten. Von Dr. Karl Mehrmann. Dresden, Verlag „Das größere Deutschland". M. 1.50.

Durch eine straffe und geschickte Zusammenfassung der die europäische Politik bis zum Kriegsausbruch beherrschenden Linien zeigt der Verfasser, was ja jetzt oft ausgesprochen wird, wie wenig tragfähig der Unterbau der Gleichgewichtspolitik in seiner bisherigen Form sich erwiesen hat. Mit Recht fordert er deshalb eine Reform dieses Gedankens. Nach ihm wird die zukünftige große Aufgabe der deutschen Staatsmänner dahin gehen, gegenüber dem britisch-amerikanischen Block ein

Digitized by Google

enges Verhältnis zu Rußland und vor allem zu Japan herzustellen und auf diese Weise das Grundproblem der Weltpolitik, die Freiheit der Meere, zu lösen. W. W.

Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die katholische Religion. Von Dr. Gottfr. Hoberg. Freiburg i. B., Herder. (32 S.). 50 Pf.

Als im Sommer 1915 das Buch „La Guerre Allemande et le Catholicisme" mit einer Einführung des Kardinal-Erzbischofs von Paris erschienen war, hat Professor Hoberg in Freiburg es mit Recht für eine dringende Aufgabe gehalten, zunächst vor den Studierenden der Universität den Gedankengang jenes Buches zu entfalten und ihn einer Beurteilung zu unterziehen. Gleich in seiner Einführung behauptet nämlich der Kardinal, daß Frankreich in dem gegenwärtigen Kriege seiner althergebrachten Stellung als Hüterin des Rechts und Beschützerin der Zivilisation vollständig gerecht werde. Weiter wird von dem Rektor der Universität in Paris betont, daß Frankreich ein katholisches Land sei, während Deutschland, wie seine Vertreter der Wissenschaft und seine Art und Weise, den gegenwärtigen Krieg zu führen, klar bewiesen, Gegner der katholischen Religion, oft sogar jeglichen Christentums sei. Der Widerlegung dieser Behauptungen ist das Buch gewidmet. Ihre Widerlegung war nicht schwer, aber Professor Hoberg gebührt trotzdem der lebhafteste Dank dafür, daß er diese gleich sofort in einer allen Deutschen leicht zugänglichen Schrift mit Gründlichkeit, Freimut und hauptsächlich deutscher Vaterlandsliebe unternommen hat. Ed. König.

Die deutsche Reichsritterschaft in ihrer staatsrechtlich-politischen Entwicklung von den Anfängen bis zum Jahre 1495. Von Dr. Otto Eberbach. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.—.

Die sehr tüchtige, zwar nur auf gedrucktem Material beruhende, aber doch manche vergessene Urkunde zu neuem Leben erweckende Arbeit bildet das elfte Heft der von Walter Goetz herausgegebenen „Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance" und ist aus einer Tübinger Dissertation herausgewachsen. Roth von Schreckensteins „Geschichte der Reichsritterschaft" ist endgültig veraltet; die neueren Bearbeitungen des Gegenstandes sind alle zeitlich und inhaltlich begrenzt. Eberbachs Schrift beschränkt sich zwar auch auf die staatsrechtlich-politische Seite der Entwicklung, aber sie erstreckt sich auf sämtliche reichsritterschaftlichen Territorien und umfaßt die große Periode von den Anfängen bis zum Jahre 1495. So wird sie, gut gegliedert und zuverlässig gearbeitet, einem künftigen neuen Geschichtsschreiber der Reichsritterschaft als Vorarbeit gute Dienste leisten. H. Z.

Einführung in das historische Denken. Von Karl Lamprecht. Mit 36 Abbildungen. Leipzig, Robert Voigtländers Verlag. M. 2.—, geb. M. 2.60.

Ein Meister über das Fach, dem er sein Leben gewidmet! Das letzte Ergebnis ist freilich charakteristisch genug: Die Entwicklung des historischen Sinns ist weiter fortgeschritten als die Bewältigung des historischen Materials durch die Wissenschaft. Diese lichtdurchflutete Uebersicht dessen, was historischer Sinn gewesen und heute geworden, diese geistvolle Geschichte des geschichtlichen Sinns, im letzten Grunde zugleich eine Entwicklungsgeschichte der germanischen Volksseele, zeigt es deutlich an der Hand von schlagenden Beispielen, zumeist aus der Entwicklung der Kunst, zeigt aber, zum mindesten zwischen den Zeilen, auch das Hilfsmittel dagegen: die Gegenwart bedarf der großen, auch darstellerisch wertvollen Zusammenfassungen. Nicht zum wenigsten der Lehrer, für den das kleine, aber gehaltstrotzende Buch in die ordentlichen Veröffentlichungen der „Pädagogischen Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen" aufgenommen worden ist, und der hier an einem klassischen Beispiel glänzender, anschaulichster Darstellungsweise auch lernen kann, was ihm so oft über dem stofflichen Interesse verloren geht: das Verständnis für die künstlerisch vollendete Form.

Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Apel, Dr. Max, Begabungs-Schulen. Freie Bahn der deutschen Jugend. Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus G. m. b. H. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.60.

Arnolds neue Kriegsflugblätter der Liller Kriegszeitung. Ein Album mit 100 Bildern. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. Geb. M. 2.50.

Baumgarten, Otto, Erziehungsaufgaben des neuen Deutschland. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.50.

Betsch, Roland, Flinz und Flügge, eine Avia-

Digitized by Google

tiade. Mit Bildern von Georg Schütz. Breslau, Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn. Geb. M. 1.50.

Björn Björnson, Vom deutschen Wesen. Impressionen eines Stammverwandten 1914 bis 1917. Berlin, Oesterheld & Co. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Der Jude. Eine Monatsschrift. I. Jahrgang, Heft 12, März 1917. II. Jahrgang, Heft 1/3, April/Juni 1917. Berlin/Wien, R. Löwit Verlag. Pro Heft M. 1.20 (Kr. 1.80).

Der Neue Orient. Halbmonatsschrift für das politische, wirtschaftliche und geistige Leben im gesamten Orient. Band I, Heft 1 und 2. Berlin, Verlag Der Neue Orient G. m. b. H. Pro Heft 75 Pf., jährlich M. 15.—.

Dessoir, Max, Vom Jenseits der Seele. Die Geheimwissenschaften in kritischer Betrachtung. Stuttgart, Ferdinand Enke. Geh. M. 11.—.

Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden. Mit 2 Karten und 90 bildlichen Darstellungen. München, J. F. Lehmann. M. 1.—.

Engel, Eduard, Sprich Deutsch! Leipzig, Verlag Hesse & Becker. M. 1.50.

Fendrich, Anton, „Wir". Ein Hindenburgbuch. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.60.

Fuchs, Dr. Emil, Luthers deutsche Sendung (Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. Begründet von Friedrich Michael Schiele, IV. Reihe, 25. Heft). Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. 50 Pf., geb. 80 Pf.

Hart, Marie, D'r Hahn im Korb. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Hellmann, Dr. Siegmund, Deutschland und Amerika. München, Duncker & Humblot. 80 Pf.

Hentsch, Richard Camille, Friedensziele — Kriegsziele. Annaberg i. S., Grafers Verlag. 50 Pf.

Houben, Heinr., Als die Stadtkinder kamen. (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Herausgeber Prof. Dr. Franz v. Mammen, Heft 39.) Dresden, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.—.

Jahrbuch der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Herausgegeben vom Vorstande. Band 31. Berlin SW 11, Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft.

Kaufmann, Dr. Paul, Was dankt das kämpfende Deutschland seiner sozialen Fürsorge? Berlin, Franz Vahlen. 50 Pf.

Kipper, Heinrich, Aus Wunden und Wonnen. Tagebuchblätter eines Verwundeten aus dem Wiener Lazarett. München, Müller & Fröhlich. M. 2.50.

Lanick, Dr. Alfred, Klarheit über die Kriegsziele. Heidelberg, Politische Verlagsanstalt.

Lug ins Land. Band 7 der Liebesgaben deutscher Hochschüler. Berlin, Furche-Verlag. M. 2.50.

Maderno, Alfred, Zwischen zwei Nationen. Roman. Leipzig, Verlag Theodor Gerstenberg. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Marlowe, Christopher, Doctor Faustus. Edward the second. The jew of Malta. Tauchnitz-Edition Bd. 4517. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Geh. M. 1.60, in Halbleinen geb. M. 2.40.

Mörner, Graf Birger, Mit dem Volke des Propheten. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber. München, Georg Müller.

Olivier, L., Le Livre d'un fou 1914—1915—1916. Bern, Ferd. Wyß.

Paschen, Paul, Ueber Ursachen und Heilung des Stotterns. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr. Geh. M. 4.—.

Pohl, Prof. Dr. Heinrich, Englisches Seekriegsrecht im Weltkriege. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Poulimenos, Dr. A., Europas Frieden. (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Herausgeber Prof. Dr. Franz v. Mammen, Heft 34.) Dresden, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. Geh. M. 2.50.

Saager, Dr. Adolf, Luther-Anekdoten. Stuttgart, Robert Lutz. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Schmied-Kowarzik, Dr. Walther, Ein Weltbund des Deutschtums. Leipzig, Theodor Weicher. M. 1.—.

Schwarz, Prof. Dr. D. theol. h. c. Hermann, Fichte und wir. Sechs Vorlesungen, gehalten 2. bis 7. Oktober 1916 auf der Lauterberger Weltanschauungswoche. Osterwieck-Hart, Verlag von A. W. Zickfeldt. Geh. M. 2.—, kart. M. 2.40.

Wagner, Justizrat, Der Friede und die von uns besetzten Länder. Oldenburg (Großh.), Gerhard Stalling. 40 Pf.

Wölfert-Sylvester, Wilhelm, Sturmvögel und Friedenstauben. Dichtungen. Berlin-Niederschönhausen, Sylvester-Verlag.

Zitelmann, Ernst, Das Schicksal Belgiens beim Friedensschluß. Leipzig, Duncker & Humblot. Geh. M. 2.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Generalfeldmarschall Graf Schlieffen über den Militarismus unserer Feinde vor dem Weltkriege

Ein Schreiben an den Herausgeber der „Deutschen Revue"

Eine Reihe von Briefen des um unser siegreiches Heer und um unser Vaterland hochverdienten Generalfeldmarschalls Grafen Schlieffen, welche mit dem Jahre 1908, also vor dem Kriege beginnen, geben den zahlenmäßigen Beweis, daß der „höchste Militarismus" schon im Frieden auf der Seite der Ententemächte zu finden war.

Wir führten deshalb von Anfang an einen Verteidigungskrieg, und das erste Staatsoberhaupt in Europa, welches die Hand zum Frieden reichte, war unser Deutscher Kaiser.

Der Weltfrieden wird aber nicht durch Parteien und nicht durch irgendwelche Friedenszauberformeln erreicht werden, sondern einzig und allein durch große materielle und finanzielle Unterlagen, welche die Bürgschaft dafür geben, daß dieselben die Wunden des Krieges heilen, den Welthandel aufblühen lassen, den Wohlstand aller Völker wieder heben werden sowie gleiches Recht und gleiche Pflichten für alle Nationen in Aussicht stellen.

Wir erstreben einen solchen Frieden, und wenn die feindlichen Völker sich nicht mehr in diesem furchtbaren Kriege wie in einem Fieberwahn durch die Macht der Lüge und durch ihre Machthaber, welche die größten Feinde der Menschheit sind, nutzlos auf die Schlachtfelder treiben lassen, sondern zu Verhandlungen übergehen wollen, so wird die Erkenntnis der Wahrheit kommen, daß wir ebenso wie jedes andre Volk unsre Freiheit und Unabhängigkeit lieben, jeder Versuch, dieselbe zu bekämpfen, würde rasch und unfehlbar an der ganzen Kraft des deutschen Volkes scheitern, und daß wir keiner andern Nation dieselbe rauben noch irgendwie in die innere Gestaltung der uns feindlichen Mächte einmischen wollen.

Wir haben aber durch unsre vaterländische Geschichte die mehr als ein Jahrhundert lange Erfahrung gemacht, daß wir mit voller Siegeszuversicht dem Geiste und der Führung unsrer großen Feldherren vertrauen können, und an diesem Vertrauen dürfen wir in höchstem Maße auch jetzt festhalten.

Die Leitung der „Deutschen Revue".

*

Berlin W 15, 13. Dezember 1911.

Hochverehrter Herr!

Euer Hochwohlgeboren bitte ich auf das sehr gütige Schreiben vom 1. ds. Folgendes erwidern zu dürfen:

England hat die Aufgabe, nicht nur sich selbst, sondern auch sein über die ganze Erde verbreitetes Kolonialreich und den Welthandel, den es zum großen Teil vermittelt, zu schützen.

Copyright 1917 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Die Erfüllung dieser Aufgabe wurde ihm bis vor nicht allzu langer Zeit nur durch zwei Mächte erschwert: Frankreich und Rußland. Ersteres besaß eine ansehnliche Flotte, zahlreiche Kolonien und ein lebhaftes Ausdehnungsbedürfnis; letzteres breitete sich in Asien nach Osten und Süden immer weiter aus und stand im Verdacht, auch Indien überschwemmen zu wollen.

Die Bildung des Dreibundes, der einen großen Teil der Kräfte derselben beiden Mächte in Anspruch nahm, mußte England in hohem Grade willkommen sein. Es trat dem Bunde nicht förmlich bei, genoß aber alle Vorteile, die in dem Satze „Meine Feinde sind auch deine Feinde" enthalten sind. Nur mit Italien traf es besondere Vereinbarungen, die auf Bekämpfung des gemeinsamen Feindes im Mittelmeer hinzielten.

Dieser für England überaus glückliche Zustand veränderte sich allmählich. Italien war dem Dreibund in der Hoffnung beigetreten, in dem unvermeidlichen Deutsch-Französischen Kriege von dem Besiegten Nizza und Savoyen zurückzugewinnen. Frankreich verschloß aber seine Alpenpässe durch Befestigungen derartig, daß Italien auf die Ueberschreitung des trennenden Gebirges, auf die Beteiligung an dem Kriege und auf die Erfüllung seiner Hoffnungen verzichten mußte. Es verständigte sich mit Frankreich, gab alle unerfüllbaren Angriffspläne in Europa wie in Afrika auf und empfing aus den Händen des versöhnten und großmütigen Gegners die Anwartschaft auf Tripolis. Wollte es sich in Zukunft an dem Kampf der Völker beteiligen, so blieb ihm nur der Ausweg durch Oesterreich übrig. Ob dieser freiwillig einer Macht geöffnet werden würde, die auf ihr Programm die Erwerbung von Südtirol und Triest geschrieben hatte, war nicht mehr zu verlangen.

Aus zwei Freunden sind ergrimmte Feinde geworden. Der Dreibund blieb für friedliche und geruhige Zeiten in seiner ganzen Ausdehnung bestehen. Bei irgendeiner Verwicklung wird Italien sich indessen nicht abhalten lassen, die bekannten Extratouren zu tanzen, und in einem Kriege wird es nur in den Reihen der Gegner der zwei übrigen Dreibundmächte zu finden sein.

Eine andre Veränderung in dem europäischen Bilde hat Deutschland veranlaßt. Seine unbedeutende und keiner Beachtung werte Flotte vermehrte und verstärkte sich von Jahr zu Jahr, bis England glaubte, in ihr einen Feind erblicken zu müssen. Auf den Dreibund war kein Verlaß mehr. Er und der Zweibund sind Widersacher. England ist isoliert. Aus dieser Isoliertheit hat es sich schnell herausgezogen. Der Zweibund wurde unterworfen. Frankreich bei Faschoda, Rußland in der Mandschurei besiegt, müssen, nachdem der eine auf den Süden und Aegypten, der andre auf alle indischen Eroberungspläne verzichtet, in einen Bund gegen Deutschland eintreten und werden mit Marokko und einem Stück Persien abgelohnt. Oesterreich und Deutschland in der Mitte werden also von England, Frankreich, Italien und Rußland unter britischer Führung umgeben.

Auch jenseits des Ozeans liegen die Verhältnisse für England günstig. Japan und Nordamerika, das eine durch ein förmliches Bündnis, das andre

Digitized by Google

wenigstens durch freundschaftliche Beziehungen mit England verbunden, sind bestrebt, ihre Kräfte gegeneinander zu neutralisieren.

Solange dieser Zustand dauert, herrscht England. Die Interessen aller Mächte im fernen Osten sind aber zu bedeutend, als daß ein langer, stetiger Verlauf der Dinge dort wahrscheinlich wäre. Die Gruppierung der Mächte wird sich ändern, und die englische Flotte kann bald berufen sein, den britischen Besitz und die in Asien noch zu hebenden Schätze vor begehrlichen Händen zu schützen. Sie fühlt sich aber in der Heimat durch die deutsche Flotte in der Nordsee festgehalten. Es ist zu fürchten, daß der Nachbar in das ohne Wächter gelassene Haus einsteigt. Soll die englische Flotte die Freiheit haben, überall auf dem Erdenrund zu erscheinen, was für das britische Interesse notwendig erscheint, so wird es gut sein, den lästigen Nachbarn zu beseitigen. Dazu ergab die Marokkofrage Gelegenheit. Die Erscheinung eines alten, fast unbrauchbaren Kanonenbootes in einem unbekannten westafrikanischen Hafen, die Bemühungen einiger Diplomaten, nicht nur Deutschland, sondern auch allen übrigen Mächten die offene Tür in Marokko zu gewährleisten, der Anspruch auf wenige Ländergebiete im Innern Afrikas, von denen nur etwa die Hälfte anbaufähigen Bodens, waren doch nicht imstande, die britischen Volksleidenschaften von Grund aus aufzuwühlen, wenn nicht die Regierung die Gelegenheit benutzte, um Deutschland als den geschworenen Feind Englands zu denunzieren. Es hätte dem Gefühl der Volksseele entsprochen, wenn die englische Flotte ausgelaufen wäre, die deutsche überrascht und vernichtet hätte. Gleichzeitig wären 180000 Mann in Belgien gelandet, mitsamt den Belgiern auf den linken Flügel der französischen Armee gerückt, um dann geschlossen gegen die in der Minderheit befindlichen Deutschen loszugehen. Der Anschlag mißlang, weil in Flotte und Armee gar manches hier und dort fehlte und weil die deutsche Flotte sich auf dem Rendezvous, das man ihr freundlichst ausgesucht, nicht einfand. Der Marineminister und sämtliche drei Seelords sind aber durch neue, ausgezeichnete Männer ersetzt worden, die alle Mängel beseitigen und die Flotte bald völlig schlagfertig herstellen werden. Um den Erfolg ganz sicherzustellen, wird die französische Mittelmeerflotte im nächsten Sommer ausbildungs- und übungshalber in nördlicher Richtung abdampfen. Nur eine geringfügige Gelegenheit, und ein neuer Ueberfall kann versucht werden.

Was Italien und Rußland unternehmen werden, steht dahin. Jedenfalls werden sie die österreichischen und vielleicht auch einen Teil der deutschen Streitkräfte fesseln.

Da 65 Millionen Deutsche nicht mehr ausgebildete Soldaten stellen als 41 Millionen Franzosen, wird sich daher Deutschland Frankreich allein gegenüber in der Minderheit befinden, ganz abgesehen von den englischen und vielleicht auch den belgischen Truppen, die jenem zu Hilfe kommen werden.

Ob für den möglichen Krieg die englische Flotte und Armee sowie die französische Flotte an Unternehmungsgeist gewonnen haben, mag dahingestellt bleiben,

Digitized by Google

das Selbstvertrauen und die Kriegslust der französischen Armee wie der ganzen Nation hat jedenfalls seit den Vorgängen des letzten Sommers erheblich zugenommen.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenster

Graf Schlieffen.

Aus dem letzten Jahrzehnt Wilhelm v. Kardorffs

Neue Briefe aus dem Nachlaß eines Parlamentariers

Von

Friedrich Thimme

I

Es würde sehr unrecht sein, wollten wir die Jahre 1866 bis 1898, die die in den letzten zehn Heften der „Deutschen Revue" zum Abdruck gebrachte Veröffentlichung „Bismarck und Kardorff" umrahmen, etwa unter dem Kennwort „Im Schatten des Titanen" zusammenfassen. Nicht schwere und erdrückende Schatten, sondern eine Fülle hellen und strahlenden Lichtes hat die überragende Persönlichkeit des großen Bismarck auf die Gestalt Wilhelm v. Kardorffs geworfen. Aus freier intuitiver Ueberzeugung heraus, in starker Selbstbehauptung, häufig den gewaltigen Staatsmann vorwärts treibend, manchmal wie in der Frage des Schutzes der nationalen und besonders der landwirtschaftlichen Arbeit mit durchschlagendem Erfolge, manchmal, so in der Währungsfrage, ohne greifbares Ergebnis, so hat Kardorff sich Bismarck und seinem Werke ein Menschenalter hindurch mit seinen besten Kräften gewidmet. Aber eben weil er sich in allen Lebenslagen seinem Bismarck, seinem Kaiser und Könige, seiner eignen Partei gegenüber immer als ein aufrechter, selbständiger und eigner Mann behauptete, konnte sein öffentliches Leben in und außer den Parlamenten auch mit dem Tode Bismarcks nicht abgeschlossen sein. Tief erschüttert von dem Tode des einzigen Staatsmannes und nahen Freundes und doch wie unberührt von der großen Lücke, die Bismarcks Tod in dem öffentlichen Leben Deutschlands bedeutete, hat der mehr als Siebzigjährige, arbeitslustig und kampffroh wie nur in seinen besten Tagen, seine Wirksamkeit bis fast zum letzten Atemzuge fortgesetzt. In vollstem Umfange traf auf ihn das Wort des Dichters zu: „So frisch blühet sein Alter wie greisender Wein." Dessen sind auch seine Briefe Zeuge, mit deren Veröffentlichung wir unter neuem Titel fortfahren. Sie haben mit dem Ausscheiden Bismarcks, dessen Persönlichkeit und Werk den Briefen Kardorffs früher den eigentlichen Kristallisationspunkt gegeben hatten, an Interesse kaum etwas verloren. Im Gegenteil, je mehr sich die Briefe den neuesten Zeiten

Digitized by Google

nähern, je mehr sie Persönlichkeiten und Ereignisse in den Kreis der Betrachtung ziehen, die heute noch leben und unmittelbar auf die Gegenwart einwirken, um so stärker steigt das Interesse, das die Briefe für uns haben. Persönlichkeiten wie die des Fürsten Bülow und seines Nachfolgers Bethmann Hollweg, dem Kardorff schon als angehendem Oberpräsidenten eine große und bedeutende Zukunft prophezeite, Ereignisse, wie die Kämpfe um die Kanalvorlage und den Zolltarif von 1902 berühren uns heute als Gegenstände von frischem und unmittelbarem Interesse. Gerade in diesen Kämpfen hat Kardorff in allererster Linie gestanden, dort als heftiger Gegner des Mittellandkanals, hier als eifrigster Befürworter erhöhten Schutzzolls für die Landwirtschaft. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob Kardorff in dem Kampf um die Kanalvorlagen, der ihn zu einem heftigen Gegner des früher hochbewunderten Ministers v. Miquel werden ließ, das Recht auf seiner Seite gehabt hat; der Weltkrieg hat ja die Frage des Mittellandkanals unter ganz neue Gesichtspunkte gerückt, die mit Sicherheit die Frage von neuem aufleben lassen werden. Daß aber Kardorff sich ein großes vaterländisches Verdienst erworben hat durch sein Eintreten für den Zolltarif von 1902, der die gesamte deutsche Landwirtschaft einer neuen Blüte und der erhöhten Widerstandskraft entgegengeführt hat, die unsre Landwirtschaft und damit wir selbst in dieser schwersten Daseinskrise des deutschen Volkes entfalten, das wird kaum jemand zweifelhaft sein können.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 18. Dezember 1898.

Das Zentrum, die Nationalliberalen und die große Rechte haben eine Petition an mich gerichtet, den Vorsitz in der Budgetkommission[1]) auf die ersten vier Wochen zu übernehmen, und die Fraktion hat sich diesem Wunsche angeschlossen. Unter diesen Umständen kann ich kaum ausweichen, habe mir Bedenkzeit bis morgen erbeten, werde aber ausharren müssen.

*

24. Januar 1899.

Die Debatten im Reichstag sind langweilig bis auf Stoecker, der heute zum erstenmal sprach,[2]) beredt wie immer, aber ganz im Naumannschen Sinne ultrasozialistisch, und, wenn man es genau besieht, doch mehr für eine halb-

---

[1]) Kardorff wünschte den Vorsitz in der Budgetkommission, den er lange Jahre innegehabt hatte, niederzulegen, um sich mehr an den Plenarverhandlungen beteiligen zu können.

[2]) Der Abgeordnete Stoecker, der in der Reichstagssitzung vom 24. Januar 1899 in die Debatte über die soziale Frage eingriff, sprach sich in der dringlichsten Weise für eine zielbewußte Förderung der Sozialreform, gegen jede Einschränkung des Koalitionsrechts, für die Gestattung von Berufsvereinen mit Korporationsrechten, für obligatorische Einigungsämter usw. aus.

Digitized by Google

gebildete Volksversammlung wie für ein Parlament berechnet. Er hatte aber die Aufmerksamkeit des Hauses und kam ungerupft davon, weil seine Hauptgegner von der Linken und Rechten alle im Abgeordnetenhause waren. Hier war es recht interessant. Richter kontra Bosse und Recke, und vorzüglich gut Zedlitz.[1]) Ich zog es auch vor, hierher ins Abgeordnetenhaus zu fahren, statt im Reichstage Stoecker zu antworten, weil sich dazu reichliche Gelegenheit bei den Anträgen über die Gewerkvereine finden wird.

*

9. Februar 1899.

Heute ist Feiertag für den Reichstag wegen Caprivis Beisetzung,[2]) zu der viele gefahren sind, u. a. Levetzow (weil Caprivi sein Kollege als Domherr von Brandenburg war), von unsrer Fraktion aber niemand.

Hier war einige Tage große Aufregung. Hohenlohe sollte gehen; aber schließlich ist man zu der Ueberzeugung gekommen, daß er zwar zu seinem achtzigsten Geburtstag am 31. März seinen Abschied einreichen, aber auf den leisesten Wink von Seiner Majestät (der nicht ausbleiben kann) bleiben wird.

Uebermorgen soll in der Interpellation Kanitz, betreffend die zollpolitischen Verhandlungen mit Nordamerika, Herbert Bismarck für uns reden. Ich denke, er wird es sehr gut machen.

*

12. Februar 1899.

Ich habe dieser Tage in der Bankfrage unter großer Aufmerksamkeit des Hauses gesprochen und Koch tüchtig geärgert.[3]) Gestern hat Herbert Bismarck vortrefflich geredet; die ganze Debatte über unsre Zolldifferenzen mit Amerika[4]) war vortrefflich. Bülow, Posadowsky und Kanitz sprachen alle recht gut. Ich hatte Herbert Bismarck meinen Platz abgetreten, so daß er gleich hinter Lieber[5]) kam.

*

---

[1]) In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 24. Januar setzte sich der Abgeordnete Richter mit dem Kultusminister Bosse speziell über die Frage der Verwendung jüdischer Lehrkräfte in Berlin, mit dem Minister des Innern v. d. Recke u. a. über die Handhabung des Bestätigungsrechts durch die Regierung und das Auftreten der Polizei bei den kurz vorher vorgekommenen Erfurter Krawallen auseinander. Der Abgeordnete Freiherr v. Zedlitz trat im wesentlichen für die Regierung ein.

[2]) Am 6. Februar war Reichskanzler Graf Caprivi zu Skyren bei Krossen gestorben.

[3]) Gemeint ist Kardorffs Reichstagsrede vom 10. Februar 1899 (Sten. Ber. S. 749 ff.), in der er den Reichsbankpräsidenten Koch wegen seiner „verhängnisvollen" Leitung dieses Instituts scharf angriff.

[4]) Am 11. Februar wurde im Reichstage die Interpellation des Grafen Kanitz über die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten verhandelt, wobei nacheinander Staatssekretär v. Bülow, Fürst Herbert Bismarck, Staatssekretär Graf Posadowsky u. a. bedeutungsvolle Reden hielten.

[5]) Der bekannte Führer des Zentrums Dr. Lieber-Montabaur.

Digitized by Google

19. Februar 1899.

Wir hatten hier vormittags die endlose Debatte über Schleswig-Holstein und die Köllerschen Ausweisungen,[1]) in der es Herbert Bismarck glückte, eine großartige, wahrhaft staatsmännische Rede zu halten. Es hat mich sehr gefreut, daß er so glänzend abschnitt.

Sobald die Militärvorlage[2]) durch ist, lege ich den Vorsitz in der Budgetkommission nieder.

In der „Zukunft" steht ein großer Artikel über Caprivi, in der dessen Politik kunstgerecht abgeschlachtet wird, und der mit den Worten schließt: „Auch der wohlwollendste Beurteiler wird auf seinen Gedenkstein nur die Inschrift setzen können: ‚Er war ein treuer Diener Kaiser Wilhelms II.'"[3]) Das ist mit das Boshafteste, was je geschrieben ist.

*

19. März 1899.

Es ist mir sehr gut gegangen. Meine Rede im Reichstage — als der Konflikt drohte — wurde Seiner Majestät vorgelegt, und der alte Hohenlohe verriet mir, daß diese Rede in Verbindung mit dem Wunsche des Königs von Sachsen, der gleichzeitig erging, das meiste dazu beigetragen habe, die törichten Auflösungsgedanken zu beseitigen.[4])

*

16. April 1899.

Ich habe absichtlich über die Kanalfrage nicht gesprochen, weil wir es für besser hielten, daß Stengel als ein Industrieller für uns focht als ein ostelbischer Agrarier.[5]) Ich behalte mir vor, zur dritten Lesung recht sehr deutlich zu

---

[1]) Seit dem 16. Februar wurde im Reichstag die Interpellation des dänischen Abgeordneten Johannsen über die von dem Oberpräsidenten v. Köller verfügten Massenausweisungen dänischer Untertanen aus den nordschleswigschen Kreisen verhandelt. Fürst Herbert Bismarck ergriff das Wort in der Sitzung am 18. Februar; er sah in dem Verhalten der preußischen Staatsregierung „notwendig gewordene Abwehr".

[2]) Am 6. Dezember 1898 war dem Reichstag ein Gesetzentwurf über die Verstärkung der Armee um 26576 Unteroffiziere und Gemeine vorgelegt. Am 16. März wurde die Vorlage im wesentlichen vom Reichstage mit 222 gegen 132 Stimmen angenommen, nicht ohne daß die von der Kommission an der Vorlage vorgenommenen Aenderungen einen Augenblick der Regierung den Gedanken an eine Auflösung des Reichstags nahegelegt hätten.

[3]) Vgl. den Aufsatz „Der zweite Kanzler" in der „Zukunft" vom 11. Februar 1899.

[4]) Siehe Kardorffs hochverdienstliche Reichstagsrede vom 14. März über die Militärvorlage (Sten. Ber., II, 1545 f.). Kardorff, der in erster Linie mit seinen Parteigenossen für die Regierungsvorlage eintrat, betonte doch, daß die Differenzen zwischen den Vorschlägen der Verbündeten Regierungen und denen der Kommission nach seiner Meinung nicht so groß seien, daß sie notwendig zu einem Konflikt führen müßten.

[5]) Mitte März war dem Landtage die bekannte Mittellandkanalvorlage zugegangen, die von den industriellen Interessenten, den Vertretern der westlichen Landesteile und den Liberalen überwiegend sympathisch aufgenommen wurde, während die agrarischen Kreise, vor allem des Ostens, ganz besonders auch in Schlesien gegen die Vorlage

Digitized by Google

sprechen, falls nach dem Willen Seiner Majestät wirklich versucht werden sollte, auf die Landwirte zu drücken. Es würde das ganz unerhört sein. In allen wirtschaftlichen Fragen hat immer der Grundsatz gegolten, daß die Verwaltungsbeamten völlig frei stimmen durften (Schutzzoll, Freihandel, Währung, Zolltarife, Handelsverträge). Wir rechnen auf siebzig bis achtzig Stimmen Majorität gegen den Kanal.

Bei Miquel ist Seine Majestät ganz erregt[1]) gegen die Kanalgegner gewesen.

Kardorff an Dr. Hugo Jacobi, Chefredakteur der „Berliner Neuesten Nachrichten"

Berlin, den 21. April 1899.

Anbei ein Ausschnitt aus der „Post", die Kanalfrage und die Beamten, d. h. die Landräte betreffend. Trotz Miquel (Schweinburg)[2]) glaube ich, müssen die „Berliner Neuesten Nachrichten", da diese Frage, die gleichzeitig eine wichtige konstitutionelle ist, einmal aufgerührt ist, zu derselben Stellung nehmen.

Unter dem Fürsten Bismarck ist niemals in einer wirtschaftlichen Frage (Schutzzoll-, Freihandel-, Währungsfrage) auch nur der leiseste Versuch gemacht worden, die Landräte in ihren Abstimmungen zu beeinflussen, und selbst unter Caprivi haben die Landräte flott dem russischen und österreichischen Handelsvertrage Opposition machen können, ohne daß man auch nur einen Versuch gemacht hätte, sie zu bedrohen.

Bei der Kanalfrage sind aber schon in der Provinz Sachsen Landräte offiziell gerüffelt worden, die auf dem Provinziallandtage gegen die von der Provinz verlangte Garantie gestimmt haben, und wenn die kanalfreundlichen liberalen Blätter jetzt die Regierung drängen, in schärfster Weise gegen die kanalfreundlichen Landräte vorzugehen, so heißt das, die Landräte überhaupt als Abgeordnete unmöglich machen, und da auf dem Einfluß der Landräte in sehr vielen Kreisen die konservativen Wahlen beruhen, wird für künftige Wahlen eine regierungsfreundliche Majorität ernsthaft bedroht.

In der berüchtigten Periode Manteuffel-Westphalen[3]) hatten sich die damaligen

---

waren. Einer der schärfsten Gegner des Kanals war Kardorff, den namentlich die Absicht der Regierung, auf die Abgeordneten, die zugleich Beamte (Landräte) waren, einen Druck in der Richtung der Annahme der Kanalvorlage auszuüben, in Harnisch brachte. Am 14. April sprach der freikonservative Abgeordnete Stengel gegen die Vorlage, die er einer Kommission von 21 Mitgliedern zu überweisen beantragte.

[1]) Im Text ein drastischer Ausdruck.

[2]) Herausgeber der „Berliner Politischen Nachrichten", eines vielfach von Miquel benutzten Organs.

[3]) D. h. unter dem Ministerium Manteuffel-Westphalen, 1850 bis 1858, unter dem die Kammern so reaktionär waren, daß der bekannte General v. Gerlach die Behauptung aufstellen konnte, die Kammern hätten der Regierung mehr aus der Revolution herausgeholfen als die Minister. Vgl. meinen Artikel über den Minister von Westphalen „Allgemeine deutsche Biographie", Bd. 42, S. 221 ff.

Digitized by Google

Landratskammern zu willenlosen Werkzeugen der Regierung gebrauchen lassen, und der Erfolg dieses Systems waren der gewaltige demokratische Umschwung in der Aera Auerswald-Schwerin[1]) und die Konfliktslandtage.

Es ist schon schlimm genug, daß man heute den allgemeinen Verdacht hat, daß nicht mehr das Staatsministerium, sondern das Kabinett die innere Politik bestimmt, und daß die Minister auf Befehl Vorlagen machen, deren Nutzen sie selbst innerlich bezweifeln; wird aber dies persönliche Regiment so weit ausgedehnt, daß Abgeordnete, die Beamte sind, gemaßregelt werden, wenn sie gegen wirtschaftliche Vorlagen der Regierung stimmen, so werden wir einen wunderbaren Umschwung erleben, der um so gefährlicher ist, als wir das Bismarcksche Prestige in der äußern Politik schon heute völlig verloren haben, und als die Sozialdemokratie auch in den gebildeten Kreisen stetig an Boden gewinnt.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 21. April 1899.

Da Seine Majestät Recke[2]) befohlen hat, auf die Landwirte zu drücken, so haben Graf Limburg-Stirum und ich die sämtlichen Landräte der beiden Fraktionen[3]) zusammengerufen und ihnen gesagt: Wir hielten es für unmöglich, daß ein solcher Druck in einer wirtschaftlichen Frage ausgeübt werden könne. Würde er dennoch versucht, so würden wir schon kräftige Gegenmaßregeln ergreifen. Wir bäten nur, daß die Herren unter keinen Umständen sich der Stimme enthielten, sondern entweder mit „Ja" oder „Nein" votierten.

Von einigen dreißig war der größte Teil entschlossen, alles über sich ergehen zu lassen und mit Nein zu stimmen. Einige Ostpreußen machten Vorbehalte wegen des masurischen Seenkanals, und drei Landräte sind in hannoverschen Kreisen unmittelbar für das Zustandekommen des Mittellandkanals interessiert, der ihre Kreise durchschneidet. Ich nehme an: Summa fünf Landräte für, zweiunddreißig gegen den Kanal.

Kardorff an Fürst Herbert Bismarck

Berlin, den 29. April 1899.

Samoa wird vorläufig schlafen und wohl vor vierzehn Tagen kaum besprochen werden.[4]) Lieber, der beiläufig nach einer wiederholten Niederlage sehr schlecht aussieht, erwiderte mir am letzten Mittwoch, als wir uns in der

---

[1]) Das Ministerium v. Auerswald-Graf Schwerin regierte bekanntlich von 1858 bis 1862; unter Bismarck setzte dann die Konfliktszeit ein.

[2]) D. h. der Minister des Innern v. d. Recke.

[3]) D. h. der beiden konservativen Fraktionen.

[4]) Am 14. April hatte eine Interpellation über die Vorgänge in Samoa, Beschießung Apias durch die englisch-amerikanische Flotte, Eingreifen des amerikanischen Oberrichters in die samoanische Königswahl, im Reichstage stattgefunden, bei der auch kurz Fürst Herbert Bismarck, einer der Unterzeichner der Samoaakte, das Wort ergriff. Nach einer Erklärung Bülows verzichtete aber der Reichstag auf eine weitere Besprechung.

Digitized by Google

Reichstagsausschmückungskommission zusammenfanden, auf meinen Rat, er solle doch etwas auf Urlaub gehen, um sich zu erholen: er habe daran gedacht, da er vielleicht jetzt am besten abkommen könne. Darauf warf ich ein, daß wir allerdings Wert darauf legten, ihn bei einer etwaigen erneuten Samoadebatte da zu haben, aber eine solche könne ja in den nächsten Wochen kaum erwartet werden. Diese von mir hingeworfene Meinung bestätigte er vollkommen und fügte hinzu: vor drei Wochen würde kaum die Möglichkeit da sein, Kunde von den Resultaten der Tätigkeit der nach Samoa gesandten Kommission der drei Mächte zu erhalten.

Bezüglich unsrer Handelspolitik Amerika-England gegenüber habe ich morgen eine vertrauliche Besprechung mit Freiherrn v. Heyl[1]) bei Posadowsky. Wir hielten es für geraten, uns erst mit diesem zu benehmen, bevor wir mit Bülow sprechen, weil Posadowsky die ganzen Vorbereitungen für die Handelsverträge leitet. In der Industrie ist durchschnittlich die Stimmung sehr für einen Zollkrieg mit Amerika, dem eigentlich nur die Zuckerinteressen entgegenstehen. Ob diese aber, auch wenn der Zollkrieg vermieden wird, bei der Rücksichtslosigkeit der Yankees besonders gesicherte sind, bezweifle ich.

Eben während ich schreibe, erhalte ich die Bitte von Bülow, ihn in diesen Tagen gelegentlich zu einer Rücksprache aufsuchen zu wollen. Jedenfalls gebe ich Ihnen Nachricht, wenn irgend etwas vor sich gehen sollte, woran Sie interessiert sind, oder wenn wir Wert darauf legen müssen, Sie hier zu haben, und ich schreibe Ihnen kurz das Ergebnis unsrer handelspolitischen Besprechung mit Posadowsky-Bülow.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 29. April 1899.

Am 8. Mai bin ich bei Bülow zum Diner, das ich nicht versäumen möchte, denn er ist im Augenblick der einflußreichste Mann.

Die Kanalvorlage bekommt, wie ich hoffe, nie die Majorität.

*

30. April 1899.

Gestern hatte ich eine Konferenz bei Bülow, die hochinteressant war und beinahe eine Stunde dauerte, während draußen zwei Botschafter antichambrierten. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß Bülow hochbedeutend ist. Er sprach mit mir sehr offen über Seine Majestät und war meinen Anschauungen zugänglicher als ich vorausgesetzt hätte.

Herbert Bismarck ist mit der Fürstin nach Friedrichsruh und wird wahrscheinlich auf ein paar Tage mit ihr nach England zu Rosebery[2]) fahren. Er

---

[1]) Der bekannte hessische Großindustrielle Freiherr Heyl zu Herrnsheim, damals noch Mitglied der nationalliberalen Reichstagsfraktion.

[2]) Lord Rosebery, der bekannte liberale englische Staatsmann, 1894 bis 1895 als Nachfolger Gladstones englischer Premierminister.

Digitized by Google

hatte zur Hochzeitsfeier von dessen Tochter mit Earl of Crewe absagen müssen.

Am Mittwoch werde ich eine größere Rede pro Stumm und kontra Heyl halten.[1]) In der Kanalvorlage bessern sich die Aussichten auf Ablehnung von Tag zu Tag.

Kardorff an Fürst Herbert Bismarck

Wabnitz, den 26. Mai 1899.

Bei dem Wiederbeginn der Sitzungen wird dem Reichstage die Prolongation des Meistbegünstigungsverhältnisses mit England vorgelegt,[2]) und halte ich es für sehr möglich, daß Samoa bei dieser Gelegenheit in die Diskussion gezogen wird. Was übrigens in Berlin vorgeht, ersehen Sie aus den Zeitungen. Die sehr fragwürdige Veränderung des Invaliditätsversicherungsgesetzes,[3]) ein wenig bedeutender Nachtragsetat und eine mit Bülow, Posadowsky usw. verabredete Aktion, durch welche dem Bundesrat den Nationen gegenüber, die uns die Meistbegünstigung verkümmern, dadurch schärfere Waffen in die Hand gegeben werden sollen, daß er das Recht erhält, neben doppelten und dreifachen Kampfzöllen auch Wertzölle mit Ursprungsatteſten für einzelne Warengattungen einzustellen — das ist alles, was vorkommen wird.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 17. Juni 1899.

Die Zurückverweisung der Kanalvorlage an die Kommission[4]) bedeutet das stille Begräbnis derselben. Wir hätten eigentlich der Zurückverweisung zustimmen müssen, wollten aber Stengel, der sich dagegen erklärt hatte, nicht sitzen lassen. Der Artikel der „Berliner Neuesten Nachrichten" darüber ist von mir.

*

17. August 1899.

Die Aussichten für die Ablehnung der Kanalvorlage sind gute, wir rechnen auf vierzig Stimmen Majorität. Ich kam nicht zu Wort, weil die Kommissionsmitglieder immer den Vorrang haben.

Seine Majestät ganz erpicht[5]) auf Kanal; man mutmaßt, daß Miquel gehen wird; aufgelöst wird aber keinesfalls. Gestern sah ich Herbert Bismarck, der zum Jahrestage von Mars-la-Tour hier bei den Gardedragonern war, und mir

---

[1]) Am 3. April nahm Kardorff im Reichstage zu den Anträgen des Abgeordneten Freiherrn v. Heyl betreffend die Errichtung von Arbeiterkammern, die Freiherr v. Stumm bekämpfte, das Wort. Sten. Ber., III, 2023 f.

[2]) Am 17. Juni genehmigte der Reichstag die Verlängerung des Handelsprovisoriums mit England bis zum 30. Juli 1900 einstimmig.

[3]) Am 15. Juni genehmigte der Reichstag nach zehntägiger Beratung die Novelle zum Invalidenversicherungsgesetz gegen wenige konservative Stimmen.

[4]) Sie erfolgte am 15. Juni.

[5]) Im Text ein andrer Ausdruck.

Digitized by Google

um 9 Uhr Rendezvous im Kasino gegeben hatte. Er hat den Kaiser in Travemünde nicht gesprochen,[1]) wohin er nur gefahren war, um sich dort nach einem Quartier für seine Frau und Kinder umzusehen. Die Fürstin ist dann aber nicht hingegangen, weil ihr das Ganze dort nicht zusagte.

Kardorff an Fürst Herbert Bismarck

Wabnitz, den 28. September 1899.

Die Versuche, Jacobi in den „Berliner Neuesten Nachrichten" seine alte, unabhängige Stellung zurückzuerobern, sind gescheitert, und nachdem unser Freund Guido Henckel, bei dem ich gestern war, ganz ausgeschieden ist, muß ich nunmehr auch die nicht allein Ihrerseits, sondern von einer ganzen Reihe von Freunden an mich gerichteten Anfragen beantworten. Ich wäre dankbar, wenn Sie die Aufnahme der beifolgenden Notiz in den „Hamburger Nachrichten" befürworten wollten.

In der Politik wird der dauernde Versuch einer faktischen Wiederherstellung eines Absolutismus mit Kabinettspolitik zu einem Konflikt mit dem preußischen Abgeordnetenhause treiben.[2]) Ich bewundere die Haltung[3]) der Minister, besonders bei Miquel und Hohenlohe, welche ... ihre Herzensmeinung nicht sagen und aus Furcht, ihre Stellung zu verlieren, uns in solche bedenklichen Situationen hineinführen, bei denen nur Freisinn und Sozialdemokraten die tertii gaudentes sind ...

Von den ernannten neuen Oberpräsidenten ist Bethmann Hollweg[4]) ein mir außerordentlich sympathischer Mann, kenntnisreich, bescheiden und — hoffentlich täusche ich mich hierin nicht — charaktervoll. Bitter[5]) ist großer Favorit von Guido Henckel. Ich gestehe, daß ich lieber einen etwas vornehmeren Herrn in Posen gesehen hätte, nota bene mit gleichen politischen Tendenzen. In Posen schädigt es die deutschen Bestrebungen, daß der polnische Adel großenteils einer höheren sozialen Stufe angehört wie der ... deutsche Einwanderer.

Die Resultate der Ansiedlungskommission sind, im einzelnen betrachtet, vielleicht der Ausbreitung deutscher Bauern in bestimmten Distrikten förderlich,

---

[1]) In der Presse waren Gerüchte verbreitet worden, als habe der Kaiser bei seiner Rückkehr von der Nordlandsreise (1. August) in Travemünde eine Zusammenkunft mit Herbert Bismarck gehabt.

[2]) Das Staatsministerium brachte in einem Erlaß vom 31. August unter Bezugnahme auf die Abstimmung verschiedener Beamten in der Kanalfrage den politischen Beamten in eindringlicher Weise in Erinnerung, daß sie „in ihrer amtlichen Stellung berufen und verpflichtet sind, die Regierungspolitik zu unterstützen und zu fördern, keinesfalls sich aber für berechtigt erachten dürfen, derselben Hindernisse in den Weg zu legen".

[3]) Im Text ein drastischerer Ausdruck.

[4]) Der spätere Reichskanzler; er wurde 1899 zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg ernannt.

[5]) Der bisherige Ministerialdirektor v. Bitter, Nachfolger des Freiherrn v. Wilamowitz-Möllendorff als Oberpräsident der Provinz Posen.

Digitized by Google

aber in ihrer Gesamtsumme minimale, wenn nicht negative gegenüber der dauernden Erstarkung des Polentums in Stadt und Land. Wilamowitz war schwach und weich, aber er hat wenigstens verstanden, sich einen guten Abgang zu machen, indem er ihn durch seine Uebereinstimmung mit den gemaßregelten Regierungspräsidenten und Landräten zu motivieren wußte.

Die Deutschkonservativen scheinen nicht Lust zu haben, die Frage der Verfassungsmäßigkeit der Maßregelungen[1]) zur Besprechung zu bringen. Ich erkenne an, daß diese Frage eine sehr heikle ist, daß der Wortlaut der Verfassung (Art. 84) in einem gewissen Widerspruch mit dem für die Staatsregierung unentbehrlichen Rechte steht, gewisse Beamtenkategorien kaltzustellen. Aber eine Massen-zur-Dispositionsstellung, wie sie erfolgt ist, lediglich wegen der Abstimmung der betreffenden Beamten, die nie ein Wort gegen die Regierung gesprochen haben, konstituiert doch einen Mißbrauch der Regierungsgewalt, der meo voto mit der Verfassung nicht in Einklang zu bringen ist. Lassen die Konservativen diese Frage ganz liegen, so wird ihnen der Vorwurf nicht erspart bleiben, lässige Hüter der Verfassung zu sein ...

Im ganzen, denke ich, werde ich meine parlamentarische Tätigkeit zurzeit mehr in den Landtag verlegen müssen.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 15. November 1899.

Die große Rechte ist in der Verfassungsfrage[2]) sehr pflaumenweich; sie hat sich, wie es scheint, von Miquel belämmern lassen durch allerhand windige Versprechungen.

Der Krieg Hohenlohe kontra Miquel dauert ununterbrochen fort. Herbert Bismarck ist noch nicht hier.

*

9. Januar 1900.

Gestern habe ich im Bund der Landwirte einige Worte unter großem Beifall gesprochen.

Ich rede morgen im Reichstage gegen Hohenlohe resp. Posadowsky,[3]) und ich habe die ersten Schritte zu der großen Aktion des Abgeordnetenhauses kontra

---

[1]) Ende August wurde eine Anzahl Verwaltungsbeamter, welche gegen den Kanal gestimmt hatten, „im Interesse des Dienstes" in den einstweiligen Ruhestand versetzt. Bald darauf (4. September) trat der Minister des Innern v. d. Recke zurück. Sein Nachfolger wurde der Regierungspräsident v. Rheinbaben.

[2]) Das heißt in der Frage der Maßregelung der Landräte.

[3]) Kardorff behielt sich in der Sitzung des Reichstags vom 10. Januar 1900 vor, seine Beschwerden bei der Debatte über das Gehalt des Reichskanzlers zur Sprache zu bringen. Das geschah dann in der großen Programmrede Kardorffs vom 19. Januar 1900, in der er u. a. auch die Maßregelung der Beamten wegen der Kanalvorlage tadelte. Sten. Ber. IV, S. 3602 ff.

Digitized by Google

Disziplinierung der Regierungspräsidenten und Landräte erfolgreich durch Gewinnung von Lieber und Bachem eingeleitet.

*

13. Januar 1900.

Die Aktion im Abgeordnetenhause[1]) ist gut verlaufen. Ich sprach sehr kurz, aber sehr scharf wörtlich: Ich verstehe nicht, wo die Herren Minister den Mut hernehmen können, ehrenwerte Gentlemen vor die Alternative zu stellen, entweder gegen ihre Ueberzeugung zu stimmen oder ihr Amt zu verlieren; das ist, auch wenn man es für richtig hält, daß das Disziplinargesetz gegenüber der Verfassung angewendet werden darf, ein flagranter Mißbrauch des durch dasselbe der Regierung eingeräumten Rechtes. Vorher hatte ich schon gesagt, daß meiner Ansicht nach eine Verfassungsverletzung vorliege usw.[2]) Das Resultat ist, daß Seine Majestät faktisch weich geworden ist und sehr versöhnlich: es müsse ein Weg gefunden werden, das Vertrauen der Konservativen wiederherzustellen.

*

27. Januar 1900.

Miquel soll sich langsam erholen; wie man hier spottet, hat der liebe Gott ihn nicht haben wollen und der Teufel auch nicht, weil er seine Intrigen in der Hölle fürchtet. Man rechnet, daß Hohenlohe geht, sobald die Flottenvorlage[3]) durch ist, und glaubt an Hohenlohe-Langenburg[4]) als Nachfolger.

*

10. Februar 1900.

Meine Abstimmung über § 184a der Lex Heinze[5]) geht einfach daraus hervor, daß die Verbündeten Regierungen die Kommissionsfassungen für unan-

---

[1]) Am 11. Januar wurde im Abgeordnetenhause über eine konservative Interpellation über die Beamtenmaßregelungen im letzten Sommer verhandelt. Während mit den konservativen Rednern auch Kardorff die Maßregelungen nicht im Einklang mit den Vorschriften der Art. 83 und 84 der preußischen Verfassung finden wollte, charakterisierte der Ministerpräsident das Vorgehen der Regierung als eine Verfügung im Interesse des Dienstes, zu der sie vollkommen das Recht und selbst die Pflicht habe.

[2]) Vgl. den Bericht über die Sitzung vom 11. Januar 1900. Sten. Ber. S. 82.

[3]) Am 25. Januar 1900 war dem Reichstage die bekannte große Flottenvorlage zugegangen, die den Schiffsbestand um zwei Linienschiffgeschwader, acht große, fünfzehn kleine Kreuzer usw. vermehrte. Für und gegen die Flottenverstärkung setzte alsbald eine lebhafte Agitation ein, bei der aus konservativ-agrarischen Kreisen das Wort von der „gräßlichen Flotte" fiel. Kardorff gehörte natürlich zu den Anhängern einer starken Flottenvermehrung.

[4]) Hermann Fürst von Hohenlohe-Langenburg, seit Ende Oktober 1894 Statthalter von Elsaß-Lothringen.

[5]) Am 25. Januar hatte im Reichstage die zweite Beratung über die sog. Lex Heinze begonnen, welche eine erfolgreiche Bekämpfung der Prostitution und des Zuhälterunwesens erstrebte, die aber daran scheiterte, daß in die Regierungsvorlage Bestimmungen hineingebracht wurden, die auch die klassische Kunst schwer gefährden würden. Auch die Regierung fand die von der Kommission mit der Vorlage verquickten Arbeitgeber- und Kunstparagraphen für unannehmbar. Wenn Kardorff gegen den Kunstparagraphen (§ 184a) stimmte, so war für ihn neben dem Wunsch, den Kern der Regierungsvorlage zu retten, auch sein in künstlerischen Fragen freier Standpunkt maßgebend.

Digitized by Google

nehmbar erklärten. Das Gesetz ist drei Sessionen hintereinander gescheitert wegen falscher Konstruktion der einzelnen Paragraphen, und wir wollten es nicht zum viertenmal scheitern lassen und haben uns deshalb auf die Regierungsvorlage festgelegt, die nach Annahme des Kommissionsbeschlusses nicht mehr zur Abstimmung kam.

*

18. Februar 1900.

Daß Du mir die Verteidigung des Dr. Peters[1]) verübelst, bedaure ich. In der Untersuchung ist er glänzend von allen Punkten freigesprochen und nur gescheitert, weil er einen inkorrekten Bericht an seine vorgesetzte Behörde geschickt hatte (bezüglich ganz andrer Dinge: englische Grenzregulierung). Er ist durch eine wahrhaft teuflische, kunstvoll komponierte Erfindung Bebels moralisch mit Unrecht getötet.

*

15. Februar 1900.

Ob es wegen der Flotte zu einer Reichstagsauflösung kommt, ist wieder zweifelhaft. Liebers Krankheit ist ein großes Hemmnis für das Zentrum. Ich halte die Auflösung mit der Parole „deutsche starke Flotte" für nicht ungünstig, wenn nur die leitenden Männer, Hohenlohe und Miquel, nicht Leute[2]) wären, deren einziges Bestreben ist, sich auf ihren Posten zu erhalten. Ich habe bei keinem Karten abgegeben und auch überall erzählt, daß ich grundsätzlich nicht zu Leuten ginge, welche sich so wenig als Gentlemen benommen hätten wie die Herren Staatsminister den zwanzig Landräten gegenüber.

Der Kanal wird wahrscheinlich nicht kommen, d. h. erst so spät, daß er nicht mehr beraten wird, seine Ablehnung ist ziemlich sicher.

*

17. März 1900.

Wir haben schauderhafte Sitzungen über die Lex Heinze. Das Gesetz wird wegen der Obstruktion der Linken[3]) resp. der Sozialdemokratie nicht zustande kommen. Auf der andern Seite wird, wie es heißt, das Fleischbeschaugesetz vom Bundesrat nicht genehmigt,[4]) weil die Bremer und Hamburger schreien. Dann fällt aber die Flotte sicher.

*

---

[1]) Das Eintreten Kardorffs für Dr. Peters war in der Reichstagssitzung vom 13. Februar erfolgt. Sten. Ber. V, 4096 f.

[2]) Im Text ein schärferer Ausdruck.

[3]) Am 16. März hatte bei der Beratung der Lex Heinze, nachdem Konservative und Zentrum an den die Kunst gefährdenden Beschlüssen der zweiten Lesung festgehalten hatten, eine systematische Obstruktion der Linken durch Geschäftsordnungsdebatten, namentliche Abstimmungen und Stellung neuer Anträge eingesetzt.

[4]) Das von der Regierung vorgelegte Fleischbeschaugesetz hatte schon im Reichstag zu einem Konflikt zwischen der Regierung und den Mehrheitsparteien zu führen gedroht, der aber durch einen Kompromißantrag aus der Welt geschaffen wurde. Am 23. Mai genehmigte der Reichstag das Fleischbeschaugesetz in dritter Beratung.

Digitized by Google

22. März 1900.

Aus der Lex Heinze wird nichts, denn die Obstruktion der Linken läßt es nicht zu, und dieselbe kann auch durch eine eventuelle Verbesserung der Geschäftsordnung nicht verhindert werden. Ebensowenig wird etwas aus dem Fleischbeschaugesetz, dagegen bessern sich die Aussichten für die Flotte.[1])

*

29. April 1900.

Im Abgeordnetenhause verhandelt man morgen über die Kommunalwahlrechtsfrage, die für uns gleichgültig, für den Rhein aber sehr wichtig ist, weil es sich dort um den Kampf zwischen Zentrum und Nationalliberalen in den städtischen Vertretungen handelt.[2])

*

Ohne Datum; April 1900.

Gestern hatte ich eine lange Konferenz bei Bülow, die mich sehr befriedigt hat, wegen des Zolltarifs; die Chancen haben sich sehr gebessert.

*

11. Mai 1900.

Der Grund, weshalb der Kaiser von Oesterreich[3]) nicht bei der Enthüllung des Kaiser-Sigismund-Denkmals war, ist folgender: In Böhmen tobt grimmiger Streit zwischen Tschechen und Deutschen, und nun ist Johann Hus, den Sigismund unter Bruch des zugesagten freien Geleits verbrennen ließ, ein tschechischer Nationalheiliger in so hohem Maße, daß wunderbarerweise sein Bild in der Wohnung keines tschechischen katholischen Priesters fehlt. Deshalb wurde der Ausweg ergriffen, daß der Kardinal Kopp die Messe in der Hedwigskirche zu derselben Zeit ansetzte wie die Enthüllungszeit, und der Kaiser hatte sein Erscheinen zu dieser Messe vorher zugesagt.

*

Ohne Datum; 7. Juni 1900.

Richter kam über den billigen Witz über die Torpedoflottille im Rhein[4]) nicht fort, den er dreimal wiederholte usw. Nur Stolberg und Müller-Fulda

---

[1]) Am 27. März begannen die Beratungen über die Flottenvorlage in der Budgetkommission.

[2]) Am 30. April genehmigte das Abgeordnetenhaus in zweiter Beratung das Gemeindewahlgesetz.

[3]) Vom 4. bis 6. Mai weilte Kaiser Franz Joseph in Berlin zur Feier der Großjährigkeitserklärung des Deutschen Kronprinzen. Die Enthüllung des Kaiser-Sigismund-Denkmals in der Siegesallee fand am 6. Mai statt.

[4]) Am 6. und 7. Juni fand im Reichstage die zweite Beratung der Flottenvorlage statt, die mit der Annahme des Gesetzes nach den Beschlüssen der Kommission endete, nachdem der Staatssekretär Tirpitz die Zustimmung der Regierungen zum Verzicht auf die Auslandschiffe ausgesprochen hatte. Die Majorität für die Vorlage war noch größer, als Kardorff angenommen hatte; bei dem grundlegenden § 1 betrug sie 153 gegen

Digitized by Google

waren einigermaßen auf der Höhe. Arnim sprach zu leise, um das Haus zur Aufmerksamkeit bewegen zu können. Buchka ist fort, die Koblenzer Versammlung (Kolonialmenschen) hat ihm den schon angeknacksten Hals vollends gebrochen.[1]) Majorität für die Flotte ist zwei zu drei; aber alle Parteien zeigten gestern große Lücken. Die unsrigen waren am besten vertreten. Die Leute folgen meinen Zitationen mit einer rührenden Gewissenhaftigkeit.

*

17. November 1900.

Gestern habe ich mit Bülow konferiert und diesem einige ihm nützliche Winke für die Budgetkommission gegeben. Er war außerordentlich aufgeknöpft und hat mir einen sehr günstigen Eindruck gemacht.

Kardorff an Fürst Bismarck

Berlin, den 21. November 1900.

Die Chinadebatte[2]) bot keine Veranlassung, Sie herzutelegraphieren, so interessant sie im übrigen war. Bülow ist sehr gut herausgekommen; seine Erwiderung auf die Rede Richters war glänzend, und ich kann nur wünschen, daß es ihm gelingt, Deutschland aus diesem höchst bedenklichen chinesischen Abenteuer, dem der Reichstag seinerzeit leichtsinnigerweise zugestimmt hat, mit Ehren und ohne starkes Engagement für die Zukunft herauszuziehen. Die Debatte wird morgen, Donnerstag, zu Ende kommen.

Dann folgt die Interpellation über die zwölftausend Mark Posadowsky-Woedtke,[3]) die nach den Absichten der Sozialdemokraten zwei Tage dauern soll.

---

79 Stimmen. Unter den Rednern ragten der konservative Graf v. Stolberg und der Zentrumsabgeordnete Müller-Fulda hervor, während die Rede des Abgeordneten Eugen Richter, der immer wieder auf die kurz vorher stattgefundene Rheinfahrt einer Torpedodivision zurückkam, an Ernst zu wünschen übrig ließ.

[1]) Am 6. Juni trat der Direktor des Kolonialamts v. Buchka zurück; die scharfen Erklärungen, die die Deutsche Kolonialgesellschaft auf ihrer Koblenzer Tagung (1. Juni) gegen die von Buchka protegierte Ueberlassung von Konzessionen in Südwestafrika an ausländische Gesellschaften abgegeben hatte, dürften auf den Rücktritt nicht ohne Einfluß gewesen sein.

[2]) Am 19. November hatte Reichskanzler Graf Bülow die Beratung des Nachtrags, der die Ausgaben für die ostasiatische Expedition enthielt, mit einer außerordentlich geschickten Rede begonnen, in der in aller Form um Indemnität wegen der ohne Zustimmung des Reichstags gemachten Ausgaben nachgesucht wurde. Auf die Rede Richters (vom 20.), der eine Machtentfaltung Deutschlands zur Sühne der Ermordung des deutschen Gesandten v. Ketteler zwar als nötig zugab, aber die Nichteinberufung des Reichstags im Juli bemängelte, replizierte Graf Bülow in der ihm eignen schlagfertigen Art.

[3]) Im Oktober hatte die „Leipziger Volkszeitung" eine Enthüllung gebracht, wonach das Reichsamt des Innern durch Vermittlung des Direktors im Reichsamt des Innern v. Woedtke einerseits, des Generalsekretärs Bueck andrerseits sich vom Zentralverband deutscher Industrieller eine Summe von zwölftausend Mark zum Zweck der Agitation für

Digitized by Google

Da das Zentrum durchaus Woedtke abschlachten will, wird dieser wohl geopfert werden müssen, denn Zentrum bleibt ja Trumpf.

Dann ist die Absicht, die Seemannsordnung auf die Tagesordnung zu setzen. Wenn diese Sie nicht herlockt und die Interpellation Posadowsky-Woedtke, bei der ja allerdings auf das Verhältnis Ihres Herrn Vaters zum Zentralverbande der Industriellen eingegangen werden wird,[1]) Sie nicht herziehen sollte, würden Sie noch ungestört in Friedrichsruh harren können. Ich werde in der Woedtkefrage reden, da Gamp, der es übernommen hatte, nicht herkommen kann. Wenn Sie es aber für mich übernehmen wollten, würde ich mit Freuden zurücktreten. Mir kommt es nur darauf an, Posadowsky zu halten wegen der Handelsverträge.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 9. Januar 1901.

Morgen wird an meiner Stelle Stolberg zum Vorsitzenden der Budgetkommission gewählt; ich habe alle Wünsche abgelehnt. Bülow sprach heute im Abgeordnetenhause sehr gewandt, versprach der Landwirtschaft Zollschutz[2]) usw., aber wir fallen auf Versprechen nicht mehr hinein, sondern wollen erst den Zolltarif eingebracht sehen, bevor wir überhaupt in die Kommissionsberatungen des Kanalprojekts eintreten. Zedlitz ist beauftragt, dies Bülow mitzuteilen, der augenscheinlich die Sache dilatorisch behandeln will.

Miquel sieht erbärmlich aus und spricht so leise, daß man kein Wort versteht.

*

12. Januar 1901.

Ich war gestern mit Stumm, Herbert Bismarck, Carolath[3]) und Sierstorpff[4]) bei Henckel zum Diner. Sie[5]) erzählte mir alles ausführlich von Seiner Majestät.

---

den Entwurf eines Gesetzes zum Schutz der gewerblichen Arbeitsverhältnisse hatte zur Verfügung stellen lassen. Diese Vorgänge führten zu scharfen Angriffen in der Reichstagssitzung vom 24. November, in deren Verlauf Reichskanzler Graf Bülow wenigstens indirekt seine Mißbilligung derselben aussprach. v. Woedtke schied bald darauf aus seiner Stellung im Reichsamt des Innern aus.

[1]) Kardorff selbst brachte in der Reichstagssitzung vom 24. November zur Sprache, daß der von ihm seinerzeit ins Leben gerufene Zentralverband der Industriellen die großartige Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck ermöglicht habe. Sten. Ber. S. 145.

[2]) Am 9. Januar hielt Bülow in dem am 8. zusammengetretenen Landtage seine Einführungsrede als preußischer Ministerpräsident, in der er sein wirtschaftliches Programm entwickelte, die Landwirtschaft einer kräftigen Unterstützung versicherte, gleichzeitig aber auch die Wiedereinbringung der Kanalvorlage ankündigte. Sie ging dem Landtage schon am 12. Januar zu.

[3]) Heinrich Prinz zu Schönaich-Carolath, das bekannte (erbliche) Mitglied des Herrenhauses sowie des Reichstags.

[4]) Welches Mitglied der schlesischen Magnatenfamilie Graf Francken-Sierstorpff gemeint ist, erhellt nicht mit Sicherheit.

[5]) Gräfin Henckel-Donnersmarck.

Digitized by Google

Er muß bestrickend liebenswürdig gewesen sein. Er sagte sofort zu Henckel: „Sie haben sich wohl gewundert, daß ich mich bei Ihnen zur Jagd ansagte, aber ich fühlte, daß ich Ihnen gegenüber etwas gutzumachen hatte aus den Zeiten der Differenzen mit Bismarck her. Ich rechne es Ihnen aber zur Ehre an, daß Sie mit so unwandelbarer Treue an ihm gehangen haben" usw.

*

21. Januar 1901.

Gestern bei Henckel,[1]) um zu gratulieren; er ist sehr erfreut über Seine Majestät, der ihm erstens eine Neujahrsgratulationskarte mit dem großen Kreuzer „Fürst Bismarck" sandte; zweitens in einem langen Telegramm seine Genugtuung aussprach, ihm die Fürstenwürde verleihen zu können, da er durch seine rastlose Arbeit so gewaltige industrielle Anlagen zustande gebracht und stets seinen Patriotismus bewährt habe und dadurch ein Vorbild für seine Standesgenossen geworden sei, das diesen hoffentlich als Ansporn zur Nacheiferung dienen werde; drittens unter die Verleihungsurkunde eigenhändig „Ihr dankbarer König" unterschrieben habe. Er zeigte mir alle drei Dokumente . . .

Henckel amüsierte sich sehr darüber, wie die Leute, welche während seiner Ungnade immer auf die andre Seite der Straße gegangen wären, um ihn nicht grüßen zu müssen, heute die allerbeflissensten wären, sich bei ihm zu schustern. Seine Majestät hat schon mit ihm ordentlich über Politik gesprochen; ich darf den Inhalt aber nicht erzählen.

*

Ohne Datum; zweite Hälfte Januar 1901.

Ich habe gestern hier Hammerstein[2]) sehr verständig gesprochen; auch Wangenheim,[3]) den neuen Vorsitzenden des Bundes der Landwirte, recht gut.

Seine Majestät hat mit Henckel überwiegend über auswärtige Politik eingehend gesprochen, was ich für sehr nützlich halte; denn wir haben wenig Leute, die neben gesundem Menschenverstand und patriotischer Gesinnung eine so genaue Kenntnis z. B. der französischen und russischen Verhältnisse besitzen wie Henckel.

*

23. Januar 1901.

Die alte Queen ist endlich tot.[4]) Sie hat alle Kinder und auch den Kaiser noch gesprochen und erkannt, außer dem Prinzen Wales, den sie energisch zu sehen abgelehnt hat. Dies wird natürlich in den Zeitungen verschwiegen, ist aber wahr nach ganz zuverlässigen Quellen.

---

[1]) Graf Henckel v. Donnersmarck, das bekannte, kürzlich verstorbene Mitglied des Herrenhauses, war am 18. Januar 1901 vom Kaiser in den Fürstenstand erhoben worden.

[2]) Wohl den Landwirtschaftsminister Freiherrn v. Hammerstein-Loxten.

[3]) Abgeordneter Freiherr v. Wangenheim-Klein-Spiegel, seit 1898 Vorsitzender des Bundes der Landwirte.

[4]) Königin Viktoria von England starb am 21. Januar 1901.

Digitized by Google

Ich freue mich sehr, die Budgetkommission nicht mehr zu haben, habe dadurch immer den Morgen frei.

*

27. Januar 1901.

Am gestrigen Tage sehr gute agrarische Debatte im Abgeordnetenhause.[1]) Heydebrand und Zedlitz sprachen vortrefflich, von der Opposition Barth am besten, Richter, der sehr krank aussieht, schwach. Abstimmung glänzend, 238 gegen 43 Stimmen für wesentlich erhöhte Getreidezölle. Miquel versicherte mir nachher, daß das ganze Staatsministerium darauf hindränge, noch im Frühjahr den Zolltarif vorzulegen. Er sah elend aus, kann sich von der Influenza nicht erholen . . .

Meine Rede in der Kohlenfrage[2]) hast Du in der „Post" gelesen. Zedlitz fand sie recht gut . . . Siemens[3]) gestern im Reichstage eine für uns prachtvolle Rede gehalten; ich habe soviel Dummheiten noch nie zusammengehört und werde es zu meiner besonderen Aufgabe machen, ihm gründlich zu antworten. Ich hoffe, durch seine Rede ist er als künftiger Finanzminister unmöglich geworden.

*

10. März 1901.

Die Verletzung des Kaisers[4]) war doch viel größer als man dachte. Merkwürdigerweise hat er selbst kaum etwas davon gemerkt, erst das Bluten hat ihn darauf aufmerksam gemacht, daß er verletzt ist.

Bülow soll dafür gesorgt haben, daß er jetzt alle Zeitungen bekommt und auch liest.

*

2. Mai 1901.

Diese Woche erfolgt die Entscheidung über die Kanalvorlage in der Kommission, er fällt dort mit 21 gegen 7 Stimmen, und so wird das Verhältnis im Plenum auch sein.

---

[1]) Bei der Erörterung des Landwirtschaftsetats am 26. Januar stellte Graf Limburg-Stirum den Antrag, die Regierung aufzufordern, mit größter Entschiedenheit darauf hinzuwirken, daß bei der bevorstehenden Neuordnung der handelspolitischen Verhältnisse der Landwirtschaft ein wesentlich gesteigerter Zollschutz zuteil werde, und in diesem Sinne dafür zu sorgen, daß baldigst die Vorlage des in Vorbereitung befindlichen Zolltarifs an den Reichstag erfolge. Dieser Antrag, auf den Ministerpräsident Graf Bülow eine sehr entgegenkommende Erklärung abgab, entfesselte eine sehr heftige Debatte, in die u. a. die Abgeordneten Barth und Richter von der Linken, v. Heydebrand und v. Zedlitz von der Rechten eingriffen.

[2]) Am 24. Januar verhandelte auch das Abgeordnetenhaus über die Kohlenteuerung, nachdem im Dezember 1900 schon im Reichstag eine Interpellation des Zentrums über den gleichen Gegenstand erörtert war. Kardorffs Rede siehe Sten. Ber.

[3]) Joh. Georg v. Siemens, Direktor der Deutschen Bank in Berlin, Mitglied der Freisinnigen Vereinigung, ein entschiedener Gegner des Bimetallismus.

[4]) Am 6. März hatte während des Aufenthalts des Kaisers in Bremen ein Arbeiter ein Eisenstück nach dem kaiserlichen Wagen geschleudert, das den Kaiser an der rechten Wange verletzte.

Digitized by Google

Das Zentrum hat Bülow den Rat gegeben, die Kanalfrage ruhen zu lassen und den Landtag zu schließen, womit er allerdings definitiv aufgegeben wäre. Ob Seine Majestät dazu zu bringen, ist mir zweifelhaft.[1])

*

4. Mai 1901.

Der Schluß des Abgeordnetenhauses kam gestern wie ein Blitz aus heiterem Himmel; es ist eine äußerst verständige Maßregel, bedeutet das Verschwinden des Kanalgespenstes auf lange Zeit,[2]) und das erste Zurückweichen von Seiner Majestät vor dem Parlamente, wenn es nicht durch Gefahren in der auswärtigen Politik (Rußland) hervorgerufen ist, was man aber nicht annimmt.

Seine Majestät war gestern mehrere Stunden bei Guido Henckel, den ich noch nicht sprechen konnte. Ich kann jetzt aber Berlin nicht verlassen, da ich fast täglich zu Ministern zitiert werde (Posadowsky, Thielemann, Bülow) und in der für Bülow außerordentlich wichtigen Sacharin-Kommission nützlich wirken kann.

*

5. Mai 1901.

Es würde mich sehr freuen, wenn Bethmann Hollweg Minister des Innern würde.[3]) Möller-Duisburg, welcher Handelsminister werden soll, ist ein guter Schutzzöllner.

---

[1]) Am 3. Mai erfolgte in der Tat die Schließung des Landtages. Ministerpräsident Graf Bülow erklärte: nach dem Gange, den die Kommissionsberatungen letzthin genommen hätten, habe die Regierung die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß die erwartete Verständigung über die Kanalvorlage zurzeit ausgeschlossen sei; von einer Fortführung der Beratung könne sich also die Regierung keinen Erfolg versprechen. Im Verfolg dieser Wendung nahmen die Minister v. Miquel, Freiherr v. Hammerstein und Brefeld ihren Abschied.

[2]) Kardorff hat die Bedeutung des Landtagsschlusses, über die damals viel gestritten wurde, vollkommen richtig aufgefaßt; die Kanalvorlage ist bis auf den heutigen Tag nicht wieder aus der Versenkung emporgetaucht.

[3]) Zum Minister des Innern wurde der bisherige Bezirkspräsident in Metz, Freiherr v. Hammerstein, ernannt, dessen Nachfolger später (1905) wirklich Bethmann Hollweg werden sollte.

Digitized by Google

Meisterwerke der Kriegschirurgie[1])

Von

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Hermann Küttner,
Marine-Generalarzt à la suite, beratendem Chirurgen im Felde

Als ich vor einigen Jahren die Ehre hatte, an dieser Stelle über „Meisterwerke der Chirurgie" zu sprechen, da waren es Werke des Friedens, denen meine Worte galten. Noch wußten wir nicht, welch ungeheures Schicksal sich vor uns emportürmte, welch einem Abgrund wir durch gegnerische List und Tücke ahnungslos entgegentrieben. Dreißig Monde lang brandet nun um uns ein Meer von Haß und Lüge, und voll Verwunderung fragen wir, womit wir diesen Haß verdienten. Die Antwort hat uns Goethe schon gegeben:

„Was klagst du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen, wie du bist,
Im stillen ein ewiger Vorwurf ist?"

Welche Jahre liegen hinter uns! Niemals ist über ein Volk eine solche Fülle des Jammers und der Not hereingebrochen, niemals aber ward auch eine höhere Anspannung aller Kräfte gesehen, nie haben die hohen Tugenden des deutschen Volks sich glänzender bewährt. Ströme von Blut und Tränen sind geflossen und fließen weiter, die übergroße Aufgabe aber, diese Flut zu dämmen, diesem Strom zu wehren, fiel vor allem den deutschen Aerzten zu. Was nützte uns das Heldentum unsrer Brüder, was die Feldherrnkunst unsrer großen Führer, wenn die Verwundeten ihren Verletzungen erlägen, wenn Seuchen unsre Heere dahinrafften? Nie war das Menschenleben für die Allgemeinheit so viel wert wie heute, wo es dem einzelnen so wenig gelten darf. Wenn wir bis jetzt durchgehalten haben und siegen werden, so ist das Verdienst der Aerzte daran nicht das kleinste; der Zweck meines Vortrages soll es deshalb sein, zu schildern, in welchem Umfange die deutsche Chirurgie den gewaltigen Aufgaben gerecht geworden ist, die dieser größte aller Kriege ihr gestellt hat.

Die notwendige Grundlage des ärztlichen Erfolges im Kriege ist eine gute Organisation des Sanitätsdienstes. Ihr verdanken wir, daß trotz der ungeheuren Ausdehnung der Fronten, selbst im schwierigsten Gebirgskrieg und beim raschesten Vormarsch, trotz ungünstigster klimatischer Verhältnisse in fernen Ländern die Versorgung und der Abtransport der Verwundeten und Kranken in mustergültiger Weise vonstatten geht. Es genüge der Hinweis, wie auf die Truppen- und Reserveverbandplätze der Hauptverbandplatz der Sanitätskompagnie folgt, wie diese abgelöst wird vom Feldlazarett, dem sich weiter nach

[1]) Nach einem am 10. März 1917 in Stuttgart gehaltenen Lichtbildervortrage. Aus Mangel an Raum kann nur ein kleiner Teil der Lichtbilder wiedergegeben werden.

Digitized by Google

hinten im Etappengebiet das Kriegslazarett und dann in der Heimat das Reserve-, das Festungs- und Vereinslazarett anschließen.

Von einigen Lazaretten, die im Bereiche meiner Tätigkeit in Flandern liegen, sind Bilder aufgenommen worden, sie lassen besser als Beschreibungen erkennen, welch große Leistungen Heer und Marine im Lazarettwesen zu verzeichnen haben. Abb. 1 zeigt das Innere der Kirche eines Dorfs bei Ypern. Beim raschen Vormarsch bietet der große Raum zunächst nur notdürftige Unter-

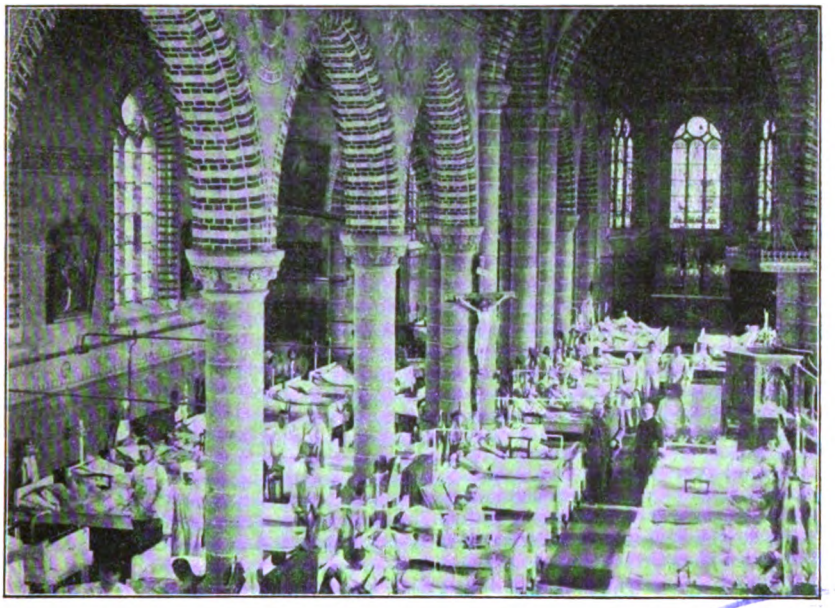


Abb. 1

Städtische

kunft für die zuströmenden Verwundeten, die hier ihre erste Versorgung finden. Aber rasch ist die Kirche in ein Feldlazarett umgewandelt. Blitzblank und sauber leuchtet der weite Raum des Schiffs, das durch Zentralheizung erwärmt, durch elektrisches Licht erhellt ist. Die Verwundeten liegen in bequemen, mit sauberer Wäsche versehenen Betten und werden unmittelbar hinter der Kampffront, von deren Kanonendonner die Scheiben klirren, aller Wohltaten der Krankenpflege und ärztlichen Kunst teilhaftig.

Sind derartige Ausstattungen, wenigstens beim Stellungskrieg, schon in den Feldlazaretten möglich, so sind sie doch nicht zu vergleichen mit den Einrichtungen, welche die weiter rückwärts im Feindesland gelegenen Kriegslazarette aufzuweisen haben. Daß viele dieser Anstalten selbst von den schönsten modernen Krankenhäusern in Deutschland nicht übertroffen werden, beweist z. B. das Marinekriegslazarett I, das nicht einmal, wie sonst die Kriegslazarette, zur Etappe gehört, sondern noch im eigentlichen Operationsgebiet gelegen ist und in einer belgischen Schule errichtet wurde.

Digitized by Google

Der große Krankensaal (Abb. 2) dient der Unterbringung von Leichtkranken, welche meist nicht mehr das Bett zu hüten haben. Der Luftraum ist sehr reichlich zugemessen, durch die großen Fenster strömt eine Fülle von Licht herein, welche den weiten Saal besonders freundlich wirken läßt. Schwerkranke und Schwerverwundete werden in kleineren Räumen untergebracht. Ich mache auf die vorzüglichen Betten aufmerksam, die auch in den großen Krankensälen überall zu finden sind. Der aseptische Operationssaal entspricht allen nur möglichen An-

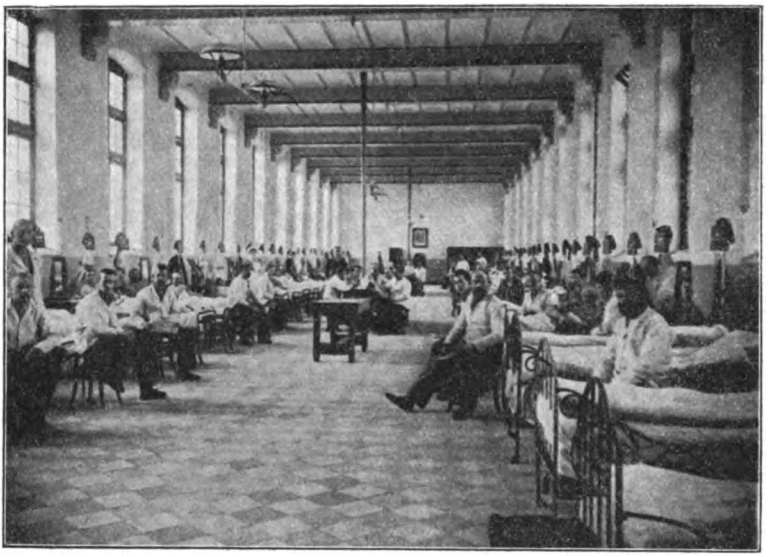


Abb. 2

forderungen der Sauberkeit. Er wurde aus einem Schulraum geschaffen; die hochgelegenen Fenster, welche während des Unterrichts die Ablenkung der Aufmerksamkeit verhüten sollten, sind hier dem Oberlichte dienstbar gemacht; ausgiebige künstliche Beleuchtung, aseptische Waschbecken, Abflußvorrichtungen am Fußboden wurden eingebaut. Noch günstiger sind die Beleuchtungsverhältnisse im aseptischen Operationssaal des am gleichen Ort befindlichen Marinekriegslazaretts II. Wenn der Raum ausdrücklich für Operationszwecke gebaut und nicht eine vorhandene glasgedeckte Halle umgewandelt worden wäre, hätten die Einrichtungen nicht zweckentsprechender ausfallen können. Das Untersuchungszimmer mit Verdunkelungseinrichtung ermöglicht alle notwendig werdenden spezialärztlichen Untersuchungen. Ferner sind in diesen Kriegslazaretten der chirurgischen und inneren Hauptabteilung unter Leitung anerkannter Fachärzte stehende Sonderabteilungen für Augenleidende, Hals-, Nasen-, Ohrenkranke, Nervenleidende und Hautkranke angegliedert, so daß ein solches Kriegslazarett eigentlich einen Komplex von klinischen Anstalten darstellt, die sich unter der einheitlichen militärischen Leitung des Chefarztes gegenseitig in die Hände arbeiten.

Digitized by Google

Nicht minder vollkommen ist das mit den modernsten Einrichtungen versehene Röntgenkabinett und die Apotheke, deren Ausstattung man nicht ansieht, daß sie in einem Schulgebäude improvisiert wurde. Auch die Küche, dieser wichtige Bestandteil eines großen Lazaretts, läßt nichts zu wünschen übrig.

Weit schwieriger als im Stellungskampfe liegen natürlich die Verhältnisse im Bewegungskrieg, doch macht sich der Unterschied weniger in den Kriegslazaretten als in den Feldlazaretten fühlbar, die stets der vorgehenden Truppe möglichst rasch zu folgen haben und bei Rückzügen leicht in äußerst schwere Lage kommen können. Trotzdem wird Hervorragendes geleistet, und mancher tüchtige Kriegschirurg vollbringt in rasch hergerichteter Bauernstube die größten, lebensrettenden Operationen und vermag selbst schwere Bauchschüsse durch frühzeitige Laparotomie zu retten.

Besonders schwierig gestaltet sich die Wundversorgung auf dem Kampfschiff in der Seeschlacht. Aber auch hier wird nach allen Regeln chirurgischer Kunst verfahren. Selbstverständlich werden an Bord des Schlachtschiffes nur die dringendst notwendigen Eingriffe vorgenommen, aber ihre Zahl ist in dem mit den furchtbarsten Zerstörungsmitteln arbeitenden Seekampf gerade groß genug. Alle irgend aufschiebbaren Operationen werden auf dem wohleingerichteten Lazarettschiff oder im Küstenlazarett ausgeführt unter aller der Sicherheit, welche die moderne Wundbehandlung in geordneten Verhältnissen zu bieten vermag.

So ist in Kriegeszeit und Feindesland für unsre Verwundeten und Kranken so gesorgt, wie es in Friedenszeit und Heimatland nicht besser möglich wäre, ein tröstlicher Gedanke für alle, deren Lieben fern im Felde weilen. Aber nicht nur der praktische Dienst am Krankenbette steht dank den glänzenden Einrichtungen und dank der Tüchtigkeit der Aerzte auf hoher Stufe, auch die medizinische Wissenschaft wird wie im Frieden gepflegt, denn überall sind hygienische, bakteriologische, pathologisch-anatomische Laboratorien vorhanden, welche bedeutenden Vertretern dieser Fächer unterstehen und ihre Forschungen der Praxis nutzbar machen. Es ist ja überhaupt bezeichnend für diesen größten aller Kriege, daß jede Wissenschaft, voran die Technik, die Chemie, Physik, und keine mehr wohl als die Medizin voll Hingabe in den Dienst des Vaterlands getreten sind.

Auf solchen Grundlagen erhebt sich der stolze Bau, welchen die Chirurgie in diesem Kriege aufgerichtet hat. Wollte ich alles schildern, was auf kriegschirurgischem Gebiet geleistet worden ist, ich würde einen ganzen Vortragszyklus füllen; so will ich mich bescheiden und nur das Wichtigste im Umriß geben.

Als der Weltkrieg ausbrach, befanden wir Aerzte uns unter dem Eindruck der Erfahrungen, welche die europäischen und außereuropäischen Feldzüge des vergangenen Jahrzehnts gezeitigt hatten. In jenen Kämpfen hatte die Verwundung durch das Mantelgeschoß der Infanterie im Vordergrund gestanden, und der Bewegungskrieg, nur hier und da vom Festungskriege unterbrochen, war die charakteristische Form des Kampfs gewesen. Anders im gegenwärtigen Feldzuge: als neue Momente, die sehr bald entscheidenden Einfluß auch auf die Kriegswunden und ihre Therapie gewannen, traten hervor: einmal die un-

Digitized by Google

geheure Entwicklung des Artilleriekampfes und weiter der Stellungskrieg. Beide brachten es mit sich, daß die Verwundungen durch Infanteriegeschosse in den Hintergrund gerieten, während dagegen die Verletzungen durch Artillerieprojektile ständig an Zahl und Bedeutung zunahmen, um schließlich an manchen Fronten 80, ja 90 Prozent aller Verwundungen auszumachen. Unter den Artillerieverletzungen aber trat auch wieder immer mehr zurück die eine, welche der vom Infanteriegeschoß herrührenden am nächsten steht, die Verwundung durch die runde Füllkugel des Schrapnells, also das Projektil, welches dem Infanteriegeschosse gleich die Luft durchschneidet und den menschlichen Körper trifft, ohne vorher den Erdboden berührt zu haben. Ganz anders die Geschosse, welche heute im Stellungskrieg den Kampf beherrschen und auch im Bewegungskriege meist entscheidende Bedeutung haben, die Splitter der Granaten, Minen, Handgranaten, Bomben.

Gemeinsam ist allen diesen Geschossen, die an Gewalt der Explosion und Größe im Lauf des Kriegs beträchtlich zugenommen haben, daß sie auf der Erde oder bei Verzögerungszündung tief im Boden detonieren. Ihre Sprengstücke beladen sich also mit Erde, Schmutz und Schlamm, ehe sie in den Körper eindringen, und setzen durch die zackige Beschaffenheit des Splitters Wunden, die sich von denen des Infanteriegeschosses und der Schrapnellkugel durch die Zerfetzung und Zertrümmerung der Gewebe unterscheiden. Diese Zerreißungen sind um so schlimmer, als ja das Sprengstück stets nur in der Nähe der Detonation verwundet, also stets mit größter lebendiger Kraft eindringt, im Gegensatz zum Infanteriegeschoß, das nur beim Schuß aus nächster Nähe ähnlich wirkt. Sind demnach die Wunden, die von Sprengstücken herrühren, schon anatomisch sehr viel schwerer als die des glatten Mantelgeschosses und der Füllkugel des Schrapnells, so kommt hinzu, daß die Erde, welche der Splitter in die Wunde einschleppt, ein Impfmaterial von höchster Infektiosität zu sein pflegt. Besonders gilt dies für den hochkultivierten, mit tierischem Dünger stark durchmischten Acker Frankreichs und Flanderns und für die Erde, auf der seit Jahr und Tag der Stellungskrieg sich abspielt, wo der Boden durch das ständige Hinundherwogen des Kampfes mit Resten menschlicher Lebenshaltung und menschlicher Leichen schwer verunreinigt ist. Sind nun gar, wie an der Somme, die Kämpfer genötigt, tagelang ohne jede Möglichkeit der Säuberung in verschlammten Granatlöchern auszuharren, so ist auch die Beschmutzung der Kleider und des Körpers eine solche, daß die Tuchfetzen, welche der zackige Granatsplitter immer mit sich reißt, eine ungeheure Fülle von Bakterien in die Wunde hineintragen, wo sie in den zerrissenen, blutdurchtränkten Geweben durch die Körperwärme die günstigsten Bedingungen zur Auskeimung und raschesten Vermehrung finden.

Alle diese Momente haben bewirkt, daß im Gegensatz zu früheren Feldzügen, in denen die glatte, saubere Gewehrschußwunde überwog, der gegenwärtige Krieg ausgezeichnet ist durch eine erschreckende Infektiosität der Wunden, und daß die Hauptaufgabe des Kriegschirurgen zu suchen ist im

Digitized by Google

Kampfe gegen die Wundinfektion. Damit aber hat die Kriegschirurgie ihren Charakter vollkommen geändert. Das konservative Prinzip v. Bergmanns, welches Operationen an der frischen Kriegsverletzung möglichst ganz vermeiden und der Wunde vor allem die zur Heilung nötige Ruhe schaffen wollte, gilt nur mehr für die durch die Einführung der Mantelgeschosse noch günstiger gewordene Infanteriegeschoßverletzung, für die es auch allein gedacht war; dagegen versagt dieses Prinzip vollkommen bei den zerfetzten, hochgradig infizierten Wunden, welche der zackige, mit größter Gewalt eindringende Splitter des heutigen Artilleriegeschosses setzt. Diese Verletzungen bedürfen des frühzeitigen operativen Eingriffs, wenn nicht die Infektion der Wunde Herr werden und das Leben auf das schwerste gefährden soll. Der gleiche Grundsatz gilt auch für das Infanteriegeschoß, wenn es durch Aufschlagen auf den Boden und Zerschellen dem Artilleriegeschoß in seiner Wirkung ähnlich wird.

Die Erdinfektion, deren Entstehung wir kennen gelernt haben, bedingt vor allem zwei äußerst schwere Wundkrankheiten, den Tetanus oder Wundstarrkrampf und die Gasphlegmone, beide hervorgerufen durch sog. anaërobe, d. h. ohne Sauerstoffzufuhr gedeihende Bakterien, Pilze, deren Gefährlichkeit für den Menschen eigentlich erst dieser Krieg in ihrem vollen Umfang klargestellt hat.

Der Wundstarrkrampf ist charakterisiert durch Krampfzustände in der gesamten Muskulatur des Körpers, die durch ein von den Tetanusbazillen erzeugtes, strychninartig wirkendes Gift hervorgerufen werden. Die Sterblichkeit ist außerordentlich hoch und wird auf 80 bis 90 Prozent berechnet. Der Tod erfolgt durch Uebergreifen des Krampfzustandes auf die Atemmuskeln und durch die Giftwirkung der Bakterien, in schwersten Fällen oft schon vierundzwanzig Stunden nach dem Auftreten der ersten Symptome, die in der Regel acht bis vierzehn Tage nach der Infektion sich einzustellen pflegen. Die furchtbare Krankheit war schon vor dem Weltkrieg gut erforscht, ihr epidemisches Auftreten in Kriegeszeiten längst bekannt, und doch haben wir erst während dieses Kriegs gelernt, sie völlig auszuschalten, nachdem wir in den ersten Monaten noch sehr viel Menschen an Wundstarrkrampf verloren haben. Wiederum ist es die deutsche Forschung gewesen, welche hier bahnbrechend gewirkt hat. v. Behring hat das große Verdienst, die Antitoxinbehandlung des Tetanus mit Heilserum eingeführt zu haben, doch waren die Erfolge beim ausgebrochenen Wundstarrkrampf wenig gut. Worauf es ankommt, ist die Verhütung der Krankheit, und diese haben wir im gegenwärtigen Krieg gelernt. Während selbst die größten Mengen des Antitoxins versagen, wenn die Krankheit schon Symptome macht, genügt eine kleine Dosis, sofort nach der Verletzung eingespritzt, um den Ausbruch zu verhüten. Diese Erkenntnis war eines der wichtigsten Ergebnisse der ersten Kriegschirurgentagung in Brüssel und veranlaßte den hochverdienten Chef des Feldsanitätswesens, Exzellenz v. Schjerning, die sofortige vorbeugende Injektion des Antitoxins bei allen Verwundungen anzuordnen. Seitdem ist der Tetanus zum größten Segen

Digitized by Google

unsrer Verwundeten vollkommen verschwunden, wir haben überhaupt nicht mehr mit ihm zu rechnen.

Weniger erfolgreich waren wir bisher im Kampfe mit der andern wichtigen, durch anaërobe Erdbakterien hervorgerufene Wundkrankheit, der Gasphlegmone oder dem Gasbrand. Er wird hervorgerufen durch verschiedene Bakterien, die in der Erde vorkommen und durch starke Gasbildung in den befallenen Geweben und in künstlichen Nährböden ausgezeichnet sind. Diese Keime, unter denen der Fränkelsche Gasbazillus der wichtigste ist, sind nicht in jedem Boden anzutreffen. In Flandern fehlen sie z. B. im Dünengebiet, während sie aus den schon angegebenen Gründen in dem fetten Marschenland des Polders überall vorhanden sind. Wo sie aber im Boden wachsen, gelangen sie in jede Wunde, die ein mit der Erde in Berührung gekommenes Geschoß veranlaßt, doch sind die einzelnen Bakterienarten in der Virulenz verschieden, und so sehen wir in einer Kampfperiode epidemieartig die schwersten fortschreitenden gashaltigen Zellgewebsentzündungen auftreten, während zu andrer Zeit und an andrer Stelle die Bösartigkeit eine weit geringere ist und örtlich beschränkte Gasabszesse überwiegen. Bedeutungsvoll für den Verlauf der Krankheit sind auch die Bedingungen, welche die Gasbakterien in der Wunde finden. Sie gedeihen, da sie unter Sauerstoffabschluß wachsen, am besten in absterbendem Gewebe, das schlecht mit sauerstoffhaltigem Blut versorgt ist, besonders in der von Granatsplittern zertrümmerten starken Muskulatur des Beins. Sind gar noch große Blutgefäßstämme zerrissen, die unterbunden werden mußten, so sind die Bedingungen durch die Sauerstoffverarmung ganz besonders günstig, und bei solchen Verletzungen sehen wir den Gasbrand oft in wenigen Stunden eine ganze Extremität zerstören und durch Allgemeininfektion rasch zum Tode führen. Je schwerer ausgeblutet der Patient, je mehr er sich im Schok befindet, desto leichter erliegt er den Gasbazillen, deren Entwicklungsbedingungen mit dem Nachlassen der Herzkraft sich immer günstiger gestalten.

Die Schwierigkeiten der Bekämpfung einer solchen Infektion liegen auf der Hand. Da die Gasbazillen in der Wunde meist sehr weit verbreitet und sehr schwer erreichbar sind, wäre es am günstigsten, wenn man ihrer, ähnlich wie der Tetanusbazillen, durch eine Gegengiftbehandlung Herr werden könnte. Leider ist dies bisher noch nicht ganz gelungen, weil die Gasbazillen weniger durch Gifte als durch ihre ungeheure Vermehrung wirken und weil nicht, wie beim Tetanus, ein ganz spezifischer Erreger vorliegt, sondern sehr verschiedene Arten von Bakterien in Frage kommen, deren jede ein besonderes Gegengift erfordert. Aussichtsreicher ist bis jetzt ein andrer Weg: da Sauerstoffverarmung des Gewebes die Entwicklung begünstigt, liegt es nahe, Sauerstoff künstlich zuzuführen. Dies kann man durch Sauerstoffeinblasung ins Gewebe erreichen oder, nach Biers Vorschlag, durch Stauungshyperämie in Form der rhythmischen Stauung nach Thies, durch welche der Blutgehalt einer Extremität außerordentlich vermehrt wird. Auch die Erfolge, welche Coenen in schwersten Fällen durch Bluttransfusion erzielt hat, also durch Ueberleitung von Blut aus der Arterie eines

Digitized by Google

Gesunden in die Vene des Erkrankten, beruhen auf der Sauerstoffanreicherung des Blutes, die man durch Sauerstoffeinatmung unterstützen soll. Mit diesen Maßnahmen geht Hand in Hand die energischste operative Behandlung der Wunde, um mechanisch die Bakterien aus dem Körper zu entfernen und die zurückbleibenden mit starken Antiseptizis, wie Jodtinktur, Natriumhypochlorid, oder mit sauerstoffentwickelndem Wasserstoffsuperoxyd zu töten. Durch diese Verfahren werden weitaus die meisten an Gasphlegmone Leidenden gerettet, ihre Zahl würde noch weit größer sein, wenn die Gefechtslage es stets erlaubte, das ganze Rüstzeug so früh anzuwenden, daß die Vermehrung der Bakterien noch nicht eingesetzt hat. Da dies bei großem Verwundetenandrang oft nicht möglich ist, so kommt die Behandlung leicht zu spät, und selbst die Amputation vermag dann nicht das Leben stets zu retten.

Die Schilderung dieser schweren Wundinfektionen läßt die Bedeutung klar hervortreten, welche der Fremdkörper in der Kriegschirurgie gewonnen hat, denn nicht nur das Geschoß in seinen mannigfachen Formen, auch die Tuchfetzen, die jedes Sprengstück in die Wunde mit sich reißt, sind Träger der Bakterien und können zum Ausgangspunkt von Infektionen werden. Je glatter das Geschoß und die von ihm gesetzte Wunde, je sauberer das Tuch und die durchschlagene Haut, desto geringer ist die Infektionsgefahr.

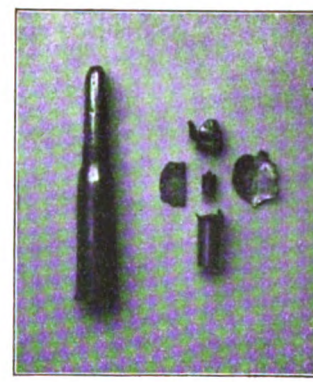


Abb. 3

Das französische Spitzgeschoß aus Kupfer ist durch seine lange, schlanke Form ausgezeichnet, die Spitze biegt sich häufig um, wenn das Geschoß den Knochen trifft; kürzer ist das russische Spitzgeschoß. Die Spitzgeschosse sind die modernste, für diesen Krieg charakteristische Art des Mantelgeschosses der Infanterie- und Maschinengewehre, daneben aber sieht man auch viel die früheren ogivalen Formen, da bei dem enormen Munitionsverbrauch auch die älteren Patronenbestände ausgenützt werden müssen.

Einige Worte über die Dumdumverletzung mögen hier Platz finden, denn diese Frage hat sehr viel Staub aufgewirbelt, und es bestehen auch heute noch manch falsche Begriffe über die wesentlichen Merkmale solcher Verwundung. Unter Dumdumgeschossen wollen wir dabei nicht nur das ursprüngliche Teilmantelgeschoß der Engländer verstehen, sondern die Projektile, bei denen, sei es durch künstliche Freilegung des Bleikerns eines Vollmantelgeschosses, sei es durch eigentliche Explosionsvorrichtungen, eine besonders verderbliche Wirkung des Infanteriegeschosses erzielt wird. Von der letzteren Art, dem Explosivgeschoß im engeren Sinne, zeige ich hier als Beispiel ein aus russischen Patronentaschen stammendes Zerschellerprojektil, das eine Miniaturgranate darstellt (Abb. 3).

Wir müssen uns fragen: Gibt es überhaupt Anhaltspunkte, um zu entscheiden, ob eine Wunde explosiven Charakters, bei der die Entstehung durch

Digitized by Google

ein Artilleriesprengstück sicher ausgeschlossen ist, von einem normalen Infanteriegeschoß herrührt oder von einem Dumdumgeschoß? Berücksichtigt man die ungeheure Anfangsgeschwindigkeit des normalen Mantelgeschosses und die ihr entsprechende gewaltige Explosivwirkung, welche auf nahe Entfernungen die schwersten Knochenzertrümmerungen und die größten oder mehrfache Ausschüsse verursacht, so muß man sagen, daß für die Beantwortung obiger Frage bei der Bewertung rein klinischer Merkmale weitgehende Zurückhaltung geboten ist. Unter hundert Verletzungen, die der Soldat auf Explosivgeschosse der Infanterie zurückführt, ist sicher kaum eine, welche diese Behauptung rechtfertigt. Brauchbarer für die Entscheidung als der äußere Befund ist das Röntgenbild, doch erfordert auch seine Deutung Vorsicht. Ohne das Röntgenbild ist bei Knochenschüssen niemals, bei Weichteilschüssen nur ausnahmsweise die Erkennung möglich.

Am bezeichnendsten für eine Dumdumverletzung ist im Röntgenbild die Aussaat feinster Bleiteilchen in der ganzen Wunde vom Einschusse ab; allerdings kann durch ungünstige Projektion der Nachweis der ganzen Bleisplitterstraße mißlingen. Ein zur Spinnenform deformiertes Geschoß und ein besonders massenhafter dichter Bleischatten ist bei Knochenschüssen höchst verdächtig; aber auch die eine oder andre verbreitete Aussaat von Bleispritzern möchte ich als suspekt bezeichnen. Auf weniger massenhafte Metallverbreitung aber ist gar nichts zu geben, sie findet sich bei sehr vielen Splitterbrüchen, namentlich des harten Schaftteiles langer Röhrenknochen.

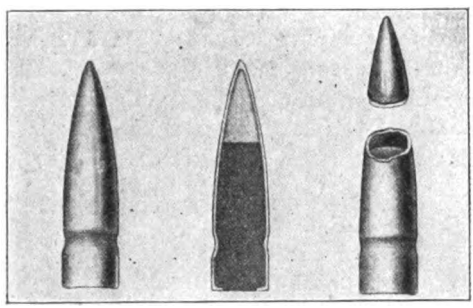


Abb. 4

Eine Sonderstellung nimmt das englische Infanteriegeschoß ein, dessen raffinierte Konstruktion so recht bezeichnend ist für die Denk- und Handlungsweise des Engländers. Aeußerlich ist dem Projektil nichts anzusehen, es unterscheidet sich nicht von einem gewöhnlichen Spitzgeschoß (Abb. 4 links). Im Innern aber enthält es zwei verschiedene, voneinander getrennte Bestandteile, in der Spitze einen Aluminiumkern, im zylindrischen Geschoßteil Blei (Abb. 4 Mitte). Die Dumdumwirkung ist eine typische, wenn vor dem Schuß mittels einer besonderen, am Schaft des Gewehres angebrachten Vorrichtung die Geschoßspitze abgebrochen und der Bleikern freigelegt wird (Abb. 4 rechts). Aber auch ohne diesen Handgriff muß von einer Dumdumwirkung gesprochen werden, da der schwere Bleikern sich beim Auftreffen gegen die leichte Aluminiumfüllung der Spitze preßt und den absichtlich besonders dünnen Mantel einreißt. Während es sonst charakteristisch für die Dumdumverletzung ist, daß gerade die beim Auftreffen sofort zerschellende Spitze des Geschosses in der Wunde fehlt, wird hier umgekehrt in typischer Weise die abgebrochene Geschoßspitze in den Geweben vorgefunden, bei Knochenschüssen neben vielen Bleispritzern. Gewiß

Digitized by Google

kommen Mantelreißer, namentlich durch vorheriges Aufschlagen, bei allen Mantelgeschossen vor und können Dumdumwirkungen entfalten, aber sie sind ungewollte Zufälligkeiten und stehen deshalb auf andrer Stufe als die verderblichen Wirkungen des englischen Infanteriegeschosses.

Auf falscher Rechnung beruhten die im Anfange des Krieges namentlich von belgischer Seite benützten Geschosse, die mit angelötetem Draht versehen waren. Man erwartete von der widerhakenartigen Wirkung des losgerissenen Drahtes große Zerstörungen, ohne zu bedenken, daß solch ein kurzer Draht am ersten Widerstand zurückgehalten wird und außerdem sehr leicht einheilt.

Weit häufiger noch als Infanteriegeschosse werden die Artillerieprojektile im Körper zurückbehalten, sowohl die Schrapnellkugeln als auch die mannigfachen Splitter der Granaten, Minen, Handgranaten, Fliegerbomben, die wir als Vermittler schwerer Wundinfektionen bereits kennen gelernt haben. Es würde zu weit führen, wollte ich alle diese Splitterarten in Bildern bringen, darum beschränke ich mich auf die Extreme und erwähne nur als Extreme den Riesenfremdkörper in Gestalten eines ganzen Schrapnellzünders, der bei einem später geheilten ungarischen Unteroffizier, durch die vordere Bauchwand eindringend, das ganze Becken durchschlug und vor dem gebrochenen Oberschenkelhalse steckenblieb, und anderseits die Aussaat feinster Splitter, wie sie bei Verletzungen durch Handgranaten, Minen, aber auch durch amerikanische Artilleriemunition so häufig vorkommt. Die zahlreichen kleinen Splitter veranlassen nicht selten Gasphlegmonen und schwere Eiterungen; in andern Fällen heilen sie ein, nachdem sie gelegentlich, wie bei diesem Patienten, durch ihre starke, von der Detonation herrührende Erhitzung, die Allgemeinerscheinungen der Verbrennung gemacht haben. Trotz der Einheilung aber veranlassen auch die kleinsten Fremdkörper dieser Art bisweilen lebhafteste Beschwerden, so daß die gar nicht einfache Entfernung einzelner Splitterchen notwendig werden kann. Die größte Gefahr solcher Verletzungen ist die Zerstörung beider Augen in dem von unzähligen kleinsten Fragmenten und Sprengstoffkörnern getroffenen Gesicht.

Ein dankbares Objekt für die Durchleuchtung bietet das Heer der sog. indirekten oder Sekundärprojektile. Darunter verstehen wir Gegenstände, auf welche das Geschoß aufschlägt, denen es seine lebendige Kraft verleiht, um sie infolge ihrer Härte wiederum als Geschosse wirken zu lassen. So zerschellt die vom Projektil getroffene Armbanduhr, und ihre im Röntgenbild sichtbaren Splitter verursachen ausgedehnte Verheerungen. Auch die Taschenuhr kann als Sekundärprojektil wirken. Häufiger sind es andere in den Taschen getragene Gegenstände, welche von dem Projektil erfaßt und in den Körper eingetrieben werden. Sehr ungünstig sind die zertrümmerten Taschenmesser, deren unregelmäßige infektiöse Bruchstücke ich in mehreren Fällen übel zersetzte Wunden und schwere Jauchungen am Oberschenkel verursachen sah. Nur wenig günstiger sind die aus getroffenen Geldtaschen und Brustbeuteln stammenden Geldstücke, die ebenfalls meist unregelmäßige, infizierte Wunden hervorrufen. Aeußerst schwere Verletzungen schließlich können dadurch entstehen, daß Patronenvorräte, welche

Digitized by Google

der Mann mit sich trägt, vom Geschoß getroffen werden und als Sekundärprojektile wirken.

Wie wir sahen, ist bei allen Verletzungen durch größere Sprengstücke von Artilleriegeschossen der Fremdkörper als Vermittler schwerer Wundinfektionen zu betrachten, deshalb stehen wir heute auf dem Standpunkte, ihn schon bei der hier stets notwendigen primären Operation so früh als möglich mit den eingedrungenen Tuchfetzen zu entfernen. Aber auch beim steckengebliebenen Geschoß, welches zunächst einzuheilen scheint und nicht durch seinen Sitz allein gefährlich wird, sind wir heute weniger zurückhaltend mit der Extraktion als vor dem Kriege, weil wir solche Steckschüsse in mehrfacher Hinsicht fürchten gelernt haben. Das Wandern des Geschosses zwar kommt nur bei Eiterung in Frage, dann aber können durch Eitersenkung, welche die Schwere des Fremdkörpers noch begünstigt, geradezu abenteuerliche Ortsveränderungen stattfinden. So erschien bei einem 1866 bei Nachod in der Schlüsselbeingegend verwundeten Manne das unveränderte Bleispitzgeschoß nach zwölfjährigem Leiden in einem Abszeß am Damm. Ferner ist bei jedem Steckschuß mit dem Moment der ruhenden Infektion zu rechnen, jener gefürchteten Erscheinung, daß eitererregende Keime, bisweilen auch die Bazillen des Tetanus und der Gasphlegmone, im Körper zunächst sich völlig still verhalten, um nach Monaten, ja selbst nach Jahren zu neuer, oft sehr schwerer Eiterung zu führen. Auch die Tatsache, daß manch braver Krieger an seinem steckengebliebenen Geschoß zum Neurastheniker wird, spricht für eine erweiterte Anzeige zur Geschoßentfernung, und ebenso die Möglichkeit, daß das im Körper zurückgehaltene Projektil eine chronische Bleivergiftung verursacht. Für reine Bleigeschosse, also auch für die Schrapnellkugeln, ist dies von Lewin, von Dennig und Neu nachgewiesen, sehr merkwürdig ist jedoch, daß das steckengebliebene Mantelgeschoß, selbst bei intaktem Mantel, der das Blei nur am Boden freiläßt, in dieser Richtung noch ungünstiger wirkt als das reine Bleigeschoß. Die Ursache ist nach Medinger darin zu suchen, daß das Mantelgeschoß, wenn sich die verschiedenen Metalle des Mantels und des Kerns unter Vermittlung einer Flüssigkeit, also auch des Gewebssaftes, berühren, zu einem kleinen galvanischen Element wird, in dem das eine Metall die sich lösende Elektrode darstellt. Die Wirkung der galvanischen Kette wird sofort klar, wenn man homogene, nur aus einem Metall bestehende Projektile und Mantelgeschosse nebeneinander in künstliches Blutserum, also physiologische Kochsalzlösung, legt. Das im Kochsalzwasser sich lösende Blei wird in schwer lösliches Bleichlorid verwandelt, welches sich als weiße Trübung in der Flüssigkeit ausscheidet und dadurch sehr gut sichtbar wird.

Wir dürfen heute bei der Fremdkörperextraktion, die beste Technik und Asepsis vorausgesetzt, auch deshalb weniger zurückhaltend sein, weil uns das Röntgenverfahren mit seinen verfeinerten Methoden der Tiefenbestimmung eine früher ungeahnte Sicherheit gegeben hat. Gerade auf diesem Gebiete ist während des Kriegs unendlich viel geleistet worden, sinnreiche Verfahren wurden in großer Zahl erdacht und Einrichtungen geschaffen, die als mustergültig zu

Digitized by Google

bezeichnen sind. Ich zeige hier z. B. den von Professor Holzknecht in der v. Eisenberg schen Klinik zu Wien erbauten eignen Operationssaal für Fremdkörperextraktionen (Abb. 5). Der Röntgenapparat befindet sich im Unterstock und ist mit dem Operationsraum telephonisch verbunden; dadurch bleibt der Operationssaal staubfrei, und der Chirurg wird durch den Lärm des Motors nicht gestört. Die Röntgenröhre ist in einem Kasten unter dem Operationstisch angebracht. Um die Asepsis nicht zu beeinträchtigen, wird die Verschiebung des Röntgenkastens unter dem Tisch mittels eines durch das Knie zu bedienenden Griffs bewirkt, während die zur Herstellung der besten Lichtstärke notwendigen Blenden mit Pedalen einzustellen sind. Früher war man genötigt, wie bei der Durchleuchtung im Dunkeln zu operieren, was für Asepsis, Narkose und Augenanpassung nicht günstig war. Durch sein Monokelkryptoskop hat nun der Münchener Chirurg Grashey dem Operateur das Tageslicht zurückgewonnen; das eine Auge erblickt das Operationsfeld in gewöhnlichem Licht, das andre sieht, so oft man will, am eingebauten Leuchtschirm das Röntgenbild, ein fesselnder Anblick, der die Auffindung des Fremdkörpers sehr erleichtert.

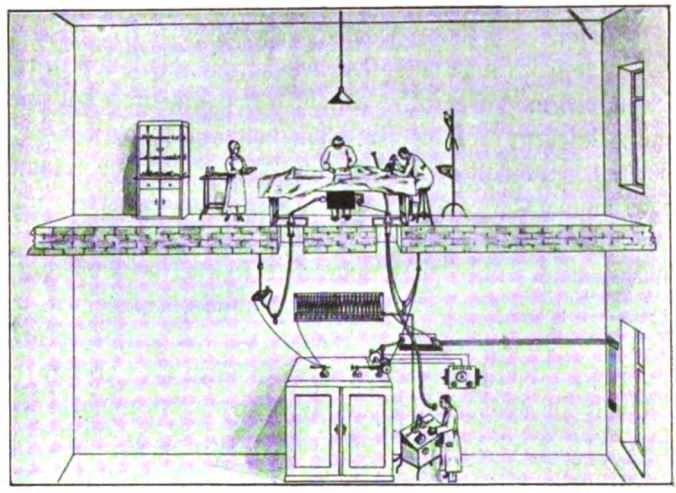


Abb. 5

Es dürfte klar geworden sein, welch ungeheure Bedeutung dem Röntgenschen Verfahren kriegschirurgisch zukommt. Ist wissenschaftliche Chirurgie ohne Röntgenstrahlen heute überhaupt nicht denkbar, so hat den größten Nutzen doch die Kriegschirurgie davongetragen, und dankbaren Herzens dürfen wir es aussprechen: Wir sind voll Stolz, daß Konrad Röntgen ein Deutscher ist!

*

Große Fortschritte hat in diesem Feldzuge auch die Chirurgie der Körperhöhlen aufzuweisen.

Außerordentlich häufig sind die Schußverletzungen der Schädelhöhle und ihres Inhaltes geworden. Es liegt dies an der besonderen Ausbildung des Grabenkrieges, bei dem der Kopf dem feindlichen Geschoß das Hauptziel bietet. Durch Einführung des Stahlschutzhelms sind die in ärztliche Behandlung kommenden Schädelschüsse noch häufiger geworden, weil der Helm die

Digitized by Google

Kraft des Projektiles abschwächt und dadurch die Zahl der sofort tödlichen Verletzungen vermindert. Welch gewaltige Sprengwirkungen jeder Schädelschuß hervorruft, der von einem mit voller Kraft auftreffenden Geschosse herrührt, müssen wir immer wieder feststellen. Die Ursache ist die Uebertragung der außerordentlichen lebendigen Kraft des Projektils auf die festweiche Masse des Gehirns, welche durch hydrodynamische Druckwirkung die knöcherne Schädelkapsel auseinander sprengt. Oft muß man sich wundern, daß überhaupt Verletzte mit solch schweren Schädelschüssen noch ins Lazarett gelangen. Am häufigsten ist dies der Fall bei Rinnen- oder Tangentialschüssen, die jedoch selbst unter einer glatten Knochenrinne stets eine ausgedehnte Hirnzertrümmerung aufweisen. Aber auch tiefere Rinnenschüsse und Segmentschüsse, bei denen ein größeres peripheres Segment durchschlagen ist, erliegen oft nicht unmittelbar und können häufig noch gerettet werden. Das gleiche gilt für manchen Durch- und Steckschuß.

Die frühzeitige operative Behandlung, die Trepanation beim Schädelschuß, ist in diesem Kriege sehr entwickelt worden und hat viel Segen gestiftet. Sie muß einsetzen, ehe die Infektion von außen her die zertrümmerten Hirnmassen erreicht. Deshalb ist schon im Feldlazarett zu trepanieren, und es erhellt, wie wichtig die gute Regelung des Abtransportes und die Versorgung der Feldlazarette mit tüchtigen Chirurgen ist. Man hat in diesem Krieg sogar gewagt, was früher ganz undenkbar schien, den sofortigen operativen Verschluß der frischen Schädel- und Gehirnwunde vorzunehmen. Das Verfahren stammt von dem Nobelpreisträger Baranyi und wurde vervollkommnet durch meinen in Przemysl mit ihm arbeitenden Schüler Jeger und den in Flandern tätigen Marine-Oberstabsarzt Kaerger. Baranyi und Jeger gerieten bei dem Fall von Przemysl in russische Gefangenschaft, in der mein hochbegabter Schüler dem Flecktyphus erlag. Das Verfahren ist ein Triumph der Chirurgie und zeitigt, wie ich mich durch eigne Operationen überzeugte, sehr gute Resultate, vorausgesetzt, daß unter peinlichster Asepsis operiert wird und der Verwundete mehrere Wochen lang im Feldlazarett verbleiben kann. Nach Ausräumung der zertrümmerten Hirnmassen, Entfernung aller Splitter und Glättung der Knochenwunde wird der Defekt der harten Hirnhaut durch freie Transplantation von Faszie oder Fett ersetzt, und die Knochenlücke durch Einpflanzung von Knochen aus der Nachbarschaft oder dem Schienbein, oder auch durch Wiedereinfügung der Knochensplitter geschlossen. Die Erfolge sind bei sorgfältiger Auswahl der geeigneten Fälle und sehr frühzeitiger Operation verblüffend, Spätkomplikationen sind viel seltener geworden, und die Heilungsdauer wird auf wenige Wochen abgekürzt. Abb. 6 zeigt eine Anzahl von Verwundeten, welche auf diese Weise durch Marine-Oberstabsarzt Dr. Kaerger rasch geheilt worden sind.

Daß in den stabilen Feld- und Kriegslazaretten auch sehr viel Friedenschirurgie getrieben wird, kann bei den ausgezeichneten Einrichtungen und der guten chirurgischen Versorgung nicht wundernehmen. Bezeichnend ist, daß ich den größten von mir behandelten Kleinhirnbrückenwinkeltumor, jene sehr unzu-

Digitized by Google

gänglich an der Unterfläche des Kleinhirns gelegenen Gehirngeschwulst, gerade im Felde bei einem Matrosen mit Ausgang in Heilung habe operieren können.

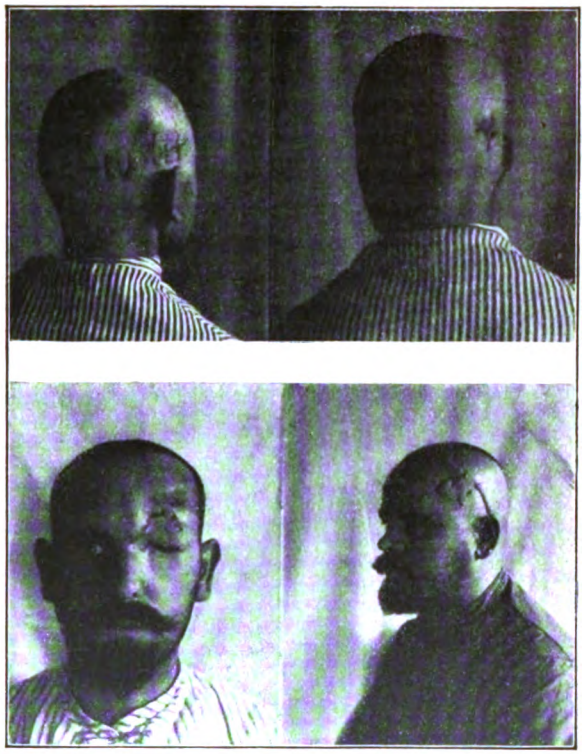


Abb. 6

Der Kriegschirurgie der Brusthöhle hat der Feldzug ebenfalls manch wesentliche Neuerung gebracht. Ich erwähne die erfolgreiche Naht von Herzschüssen, die gelungene Entfernung steckengebliebener Geschosse aus dem Herzmuskel, Eingriffe, welche in früheren Kriegen nicht gewagt werden konnten. Während aber derartige Operationen naturgemäß seltene Ausnahmen bleiben, ist die Tatsache, daß wir heute den schwersten Brust- und Lungenschüssen nicht mehr machtlos gegenüberstehen, von allgemeinerer Bedeutung. Die große Gefahr der mit breiter Eröffnung der Brusthöhle einhergehenden Verwundungen, welche besonders von Granatsplittern herrühren, liegt darin, daß die Lunge, welche durch den negativen Druck im Brustraume ausgespannt gehalten wird, infolge des Eintritts von Luft in die Brusthöhle zusammensinkt und dadurch nicht nur selbst aus der Atemtätigkeit ausscheidet, sondern durch Verschiebung des Mittelfells auch die Atmung der andern Lunge in gefährlichem Maß beeinträchtigt. Das gegebene operative Verfahren in solchem Falle ist die rasche Anfrischung der Wunde und ihre luftdichte Vernähung, welche das weitere Eindringen von Luft in die Brusthöhle verhindert. Dadurch wird das bedrohliche Krankheitsbild mit einem Schlag beseitigt, doch kommt es häufig zur Infektion der Brustfellhöhle, zum sog. Empyem, das dann später operativ beseitigt werden muß. Ist die Bresche, welches das Sprengstück in die Brustwand schlug, für den einfachen Nahtverschluß zu groß, so kann man dadurch helfen, daß man die Lunge luftdicht in die Lücke einnäht und damit sowohl das weitere Einströmen von Luft verhütet als auch die Lunge am Zusammensinken hindert. Löcher und Risse in der Lunge werden durch Naht geschlossen. Sehr häufig sind die gleichzeitigen Verletzungen von Brust- und Bauchhöhle, bei denen das Projektil die Scheidewand des Zwerchfells mit durchschlägt. Auch hier werden gute operative

Digitized by Google

Erfolge erzielt, indem man von der Brusthöhle aus die Zwerchfellwunde erweitert und die verletzten Bauchhöhlenorgane zugänglich macht.

Sehr erleichtert werden alle diese großen Eingriffe durch das Sauerbruch-Druckdifferenzverfahren, welches sich für das Feld besonders in Gestalt der leicht transportablen Ueberdruckapparate eignet. Ich zeige hier den Henle-Tiegelschen Maskenapparat, den ich im Felde mitführe (Abb. 7). In der die Mund- und Nasenöffnung bedeckenden Maske, welche gleichzeitig der Narkose dient, wird von einer Sauerstoffbombe aus ein erhöhter Druck erzeugt, der auf die Innenfläche der Lunge wirkt, diese aufbläht und am Zusammensinken verhindert. Ein ganz einfacher Ueberdruckapparat für Feldzwecke ist von Burckhardt und

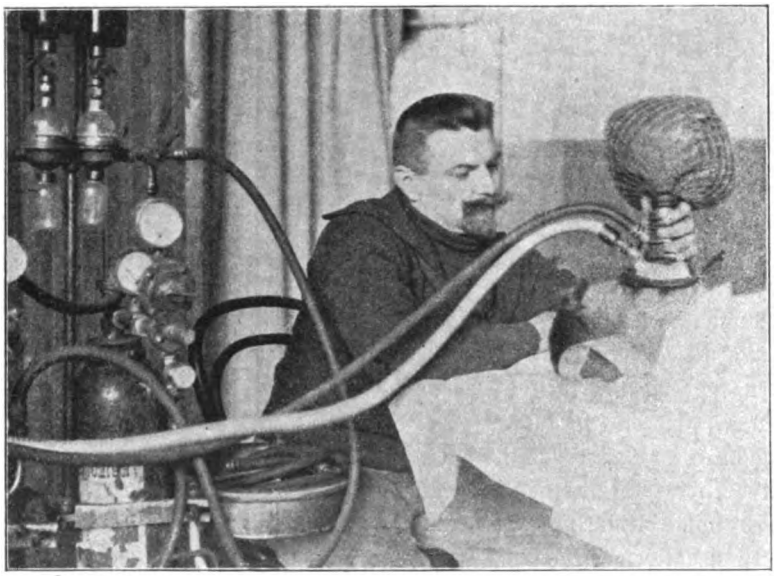


Abb. 7

Landois konstruiert worden, auch das Meltzer-Auersche Verfahren, bei dem der die Lunge blähende Sauerstoffstrom direkt mittels eines dünnen Gummirohrs vom Munde aus in die Luftröhre geleitet wird, ist für Kriegszwecke brauchbar.

Mit diesen Hilfsmitteln gelingt es auch bisweilen, wenn man frühzeitig genug eingreifen kann, die Hauptgefahr der Lungenverletzung zu beseitigen, die schwere Blutung aus durchschossenen Lungengefäßen. In diese günstige Lage kam ich z. B. bei einem großen Bombenangriff englischer Flugzeuggeschwader. Der von zwei Splittern größter Durchschlagskraft verwundete Patient gelangte sehr schnell in das am Orte selbst befindliche, vorzüglich eingerichtete Feldlazarett und kam fast sterbend an, pulslos, mit schwerster Atemnot kämpfend und völlig ausgeblutet. Der Ueberdruckapparat war rasch gebrauchsfertig, und gerade noch zur rechten Zeit wurde der Verwundete auf den Operationstisch

Digitized by Google

gebracht. Die linke Brustseite wurde breit eröffnet, das Blut stürzte im Schwall heraus, der Rest wurde ausgeschöpft. Vier blutende Schußlöcher der Lunge wurden bei mäßigem Ueberdruck mit tiefgehenden Seidennähten geschlossen, worauf der Blut- und Luftaustritt sofort aufhörte. Darauf wurde die Brusthöhle schichtweise luftdicht zugenäht und dem schon wesentlich erholten Patienten mit allen Hilfsmitteln der Technik über den Blutverlust und den Kollaps hinweggeholfen. Der Heilungsverlauf war vollkommen glatt. Am gleichen Vormittag nach dem gleichen Fliegerangriff kamen noch zwei weitere Schwerstverwundete zur sofortigen Operation, der eine mit Splitterverletzungen der Brust- und Bauchhöhle, welche Lunge, Zwerchfell und Leber betrafen, der andre mit Verletzungen von Lunge, Zwerchfell, Leber und Niere durch zwei Bombensplitter größter Durchschlagskraft. Alle drei Verwundete sind gesund geworden, gewiß ein erfreulicher Erfolg moderner Kriegschirurgie.

Eine der größten chirurgischen Errungenschaften dieses Feldzuges ist die grundsätzliche Frühoperation der Bauchschüsse, die bei abwartender Behandlung eine Sterblichkeit von nicht weniger als 80 bis 90 Prozent aufzuweisen haben. Noch im Anfange des Krieges hat man es für unmöglich gehalten, daß sich für die Bauchschüsse der Friedensgrundsatz frühester Laparotomie verwirklichen lassen würde. Die Wandlung hat der Stellungskrieg und die durch ihn bedingte Stabilität der Feldlazarette gebracht, denn nur in diesen können solche Operationen mit Aussicht auf Erfolg durchgeführt werden. Nachdem aber einmal genügende Erfahrungen gesammelt waren, wurde die Laparotomie der Bauchschüsse auch im Bewegungskrieg, wo irgend angängig, geübt. Bei der Operation wird die Blutung gestillt, jedes einzelne der meist vielfachen Schußlöcher im Darm genäht oder bei größerer Zerreißung das betreffende Stück reseziert, der eingedrungene Darminhalt durch gründliche Spülung mit Kochsalzlösung entfernt und sorgfältigst darauf geachtet, daß kein Schußloch übersehen wird. Die Resultate sind sehr erfreulich, denn es gelingt, durchschnittlich die Hälfte und mehr der Bauchverletzten, die in die Lazarette gelangen, am Leben zu erhalten. Die Erfolge sind um so besser, je früher nach der Verwundung die Patienten auf den Operationstisch kommen, wiederum ein Beweis, von welcher Bedeutung die Transportverhältnisse sind. Gute Kriegschirurgie bedeutet eben eine außerordentliche Hebung der Wehrkraft, und unsre Feinde beklagen nicht umsonst die deutsche Ueberlegenheit auf diesem Gebiete.

Einen weiteren, sehr wichtigen Fortschritt bedeutet die Naht der verletzten Blutgefäßstämme. Sie ist in Friedenszeiten vorwiegend im Tierexperiment geübt worden, da Blutgefäßverletzungen im Frieden selten sind; niemand ahnte damals, wie bald die experimentelle Erfahrung und Uebung größte praktische Bedeutung gewinnen sollte. Es liegt darin eine ernste Mahnung, nicht leichtsinnig den Tierversuch zu verurteilen aus unangebrachter Sentimentalität, die wir hoffentlich auch hier verlernt haben.

Die Technik der bei völliger Durchtrennung nötigen ringförmigen Gefäßnaht, einer der zierlichsten Operationen, die wir üben, ergibt sich aus

Digitized by Google

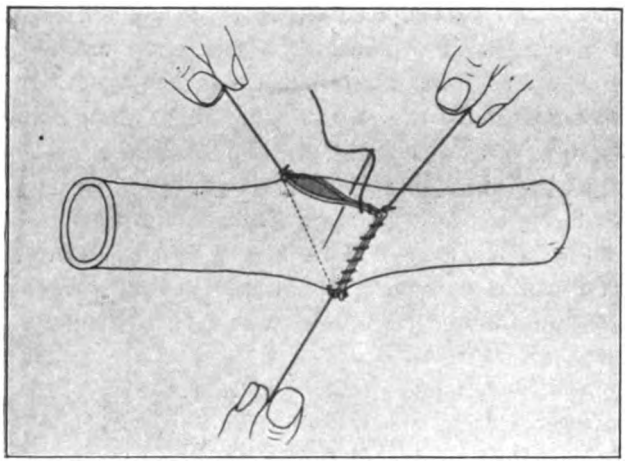


Abb. 8

Abb. 8. Bei seitlichen Löchern in großen Gefäßen, wie sie hauptsächlich von Mantelgeschossen herrühren, sind seitliche Nähte angezeigt, doch darf dadurch die Lichtung nicht zu sehr verengt werden. Häufiger als bei der frischen Verletzung kommt die Gefäßnaht in Frage bei den sog. Aneurysmen, pulsierenden, mit dem Gefäß in Verbindung stehenden Blutgeschwülsten, deren Entwicklung sich aus Abb. 9 ergibt. Bei der Operation der Aneurysmen hat die Gefäßnaht die Unterbindung größtenteils verdrängt, die Resultate dieser technisch schwierigen, wegen der Beteiligung der großen Schlag- und Blutadern früher sehr gefürchteten und lebensgefährlichen Eingriffe sind höchst erfreuliche geworden. So erlebte ich bei 131 Operationen dieser Art nur zwei Todesfälle, von denen der erste einen aus der Oberschenkelschlagader völlig ausgebluteten Verwundeten betraf, während es sich bei dem zweiten um ein Aneurysma im Innern der Brusthöhle dicht am Bogen der Aorta handelte. Eine spätere Amputation wurde nur bei einem Patienten, einem Russen, nötig, dessen Fuß nach der Naht der Kniekehlenschlagader infolge einer Gefäßkrankheit nicht ausreichend mit Blut ernährt war. Aehnliche Resultate haben zahlreiche Chirurgen aufzuweisen.

Auch die Naht der verletzten Nervenstämme ist eine der häufigen Kriegsoperationen geworden; zur Ueberbrückung großer Defekte wurden geistreiche Verfahren erdacht von v. Hofmeister, Edinger, Bethe u. a.

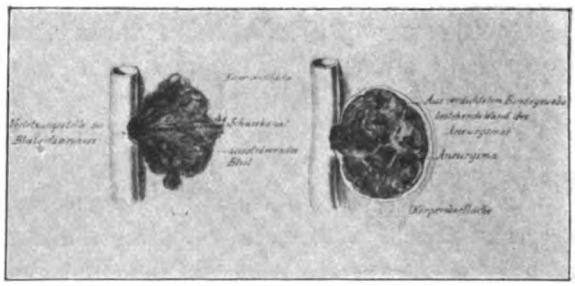


Abb. 9

Wollte ich alles bringen, was auf dem Gebiete der Behandlung von Knochen- und Gelenkschüssen geleistet worden ist, ich würde Ihre Zeit zu sehr in Anspruch nehmen. Bei starker Verschiebung der Bruchenden, welche durch den gewöhnlichen Heftpflasterzugverband nicht überwunden wird, hat sich die Steinmannsche Nagelextension bewährt. Hier greift der schmerzlose Gewichtszug unmittelbar am Knochen an mit Hilfe eines schlanken Nagels, der in kleiner aseptischer Operation quer durch

Digitized by Google

den Knochen durchgeführt wird. Die größten Verkürzungen lassen sich auf diese Weise ausgleichen, und die Behandlung der Wunde wird erleichtert, weil der Zugverband nicht über sie hinausreicht. Besonders geeignet ist das Verfahren für die offene Wundbehandlung ohne bedeckende Verbände, welche nicht nur Verbandstoffe spart, sondern durch den freien Zutritt der Luft und den guten Abfluß des Wundsekrets auch die Heilung beschleunigt.

Den größten Wert legen wir bei allen Verwundungen der Knochen und Gelenke auf die Vermeidung der Gelenkversteifung. Einrichtungen, welche solchem Zwecke dienen, wurden in großer Zahl erdacht, sie ermöglichen, wie z. B. der in Abb. 10 wiedergegebene Ansinnsche Apparat, die frühzeitige

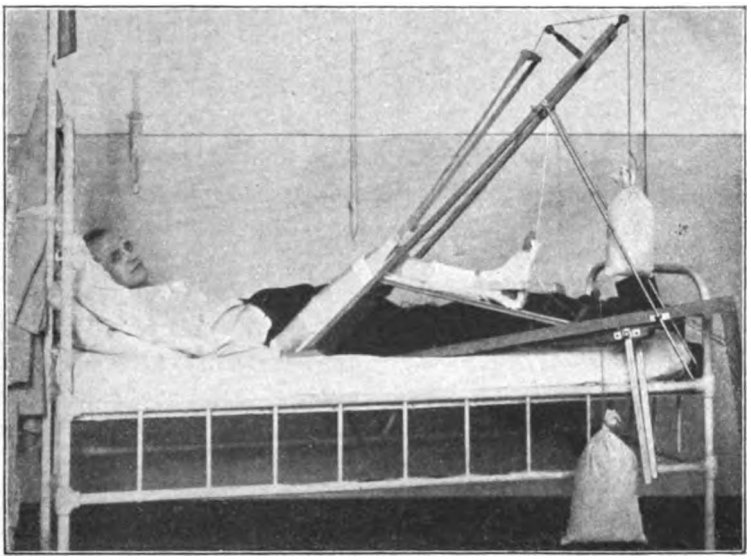


Abb. 10

Bewegung der Gelenke schon während der Heilung der Wunde und des Knochenbruchs; selbst mit elektrischem Antrieb sind Gelenkmotoren angefertigt worden. Es ist dies ein Gebiet, auf dem die Chirurgie mit ihrer Schwesterwissenschaft, der Orthopädie, aufs engste sich verbündet hat, um die Kriegsschäden zu heilen. Die Verdienste der Orthopäden in diesem Kriege können gar nicht hoch genug geschätzt werden.

Gelingt die Mobilisierung eines versteiften Gelenkes nicht mit orthopädischen Maßnahmen und der ganzen Technik der Bewegungs- und Apparatbehandlung, so setzt wieder die operative Chirurgie ein, um durch Entfernung der Verwachsungen zwischen den Gelenkenden und durch Zwischenlagerung von Fettgewebe oder Faszie die Beweglichkeit wieder herzustellen. Lexer, Payr, Röpke und andre Chirurgen haben auf diesem Gebiet besonderes geleistet.

Noch auf einem andern Gebiete berühren sich Chirurgie und Orthopädie sehr nahe, auf dem der Amputationen. Trotz aller Fortschritte der Wund-

Digitized by Google

behandlung sind in diesem Krieg Amputationen sehr häufig, es liegt dies an der außerordentlichen Zunahme der Artillerieverletzungen, bei denen furchtbare Zerschmetterungen, Abschüsse und schwerste Infektionen die Erhaltung des Gliedes oft unmöglich machen. Hier hat nun die Orthopädie durch Ausbau der Prothesen außerordentliches geleistet, sowohl in der Herstellung der einfachen Behelfsprothesen, die in ihrem leichten praktischen Bau nach Abschluß der Wundheilung das Gehen meist sofort erlauben, als auch in der Konstruktion der endgültigen künstlichen Glieder, mit denen nicht wie früher nur ein Ersatz der Form geschaffen, sondern vor allem der Gebrauch der Extremität ermöglicht wird.

Naturgemäß sind die Schwierigkeiten hier besonders groß, wenn es sich

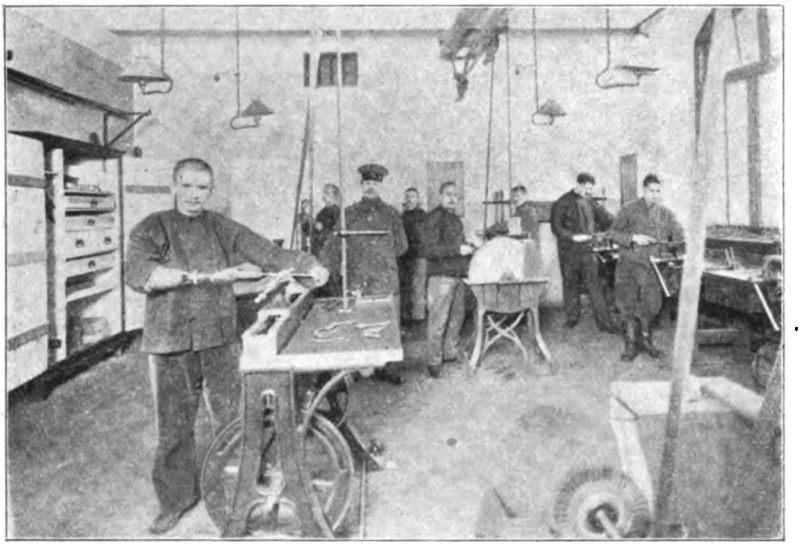


Abb. 11

um den Ersatz des Armes handelt. Der Orthopäde Professor Höftmann hat Mustergültiges geschaffen durch die weitgehende Verbesserung der Arbeitsklaue, deren geschickt gebaute Ansätze für die verschiedensten, auch feinen Arbeiten geeignet sind (vgl. Abb. 12).

Besonders verdienstvoll sind die Bestrebungen Sauerbruchs, den des Arms Beraubten eine willkürliche Beweglichkeit der künstlichen Hand mit der eignen Muskulatur des Stumpfes zu geben. Auf operativem Wege wird die Muskulatur des Stumpfes zu Kraftwülsten vereinigt, durch welche ein mit Haut ausgekleideter Kanal hindurchführt. Ein quer durch diesen Kanal laufender Stab überträgt die sehr erhebliche Muskelkraft auf die Prothese, deren sinnreiche Konstruktion die verschiedenartigsten Handhabungen ermöglicht. Das Verfahren leistet schon jetzt vorzügliches und ist weiterer Entwicklung fähig.

Die Sorge für die Amputierten ist auch ein Hauptgebiet der Kriegsverletztenfürsorge, die in ganz Deutschland größten Segen stiftet.

Digitized by Google

Abb. 11 zeigt einen Unterrichtssaal rechtsseitig Armamputierter und Verkrüppelter aus den großen Anstalten der Organisation in Breslau.

Ebenso wie die Vereinigung mit der Orthopädie, so hat auch die Zusammenarbeit der Chirurgie mit einer andern Schwesterwissenschaft, der Zahnheilkunde, für die Kriegsverletzten große Vorteile ergeben. Die Verwundeten mit den im Grabenkrieg so häufigen schwersten Verletzungen der Kiefer und des Gesichts sind wegen der ungeheuren Entstellung ganz besonders bedauernswert. Was hier geleistet wird, werden einige Bilder lehren. Sie stammen aus dem mustergültigen Düsseldorfer Lazarett für Kieferverletzte, an dem der Zahnarzt Professor Bruhn und der Chirurg Dr. Lindemann zusammenarbeiten. Ich zeige zuerst die Verletzung und dann das durch mehrfache operative Plastiken und zahnärztliche Prothetik erreichte Resultat (Abb. 13 bis 16). Was die Zahnärzte im Bund mit den Chirurgen in diesem Kriege leisten, ist über jedes Lob erhaben. Ich kenne aus meinen früheren drei Feldzügen das traurige Schicksal dieser Verwundeten, die aufs grausamste entstellt, in der Ernährung und der Sprache schwer behindert, den Kampf ums Dasein aufzunehmen hatten. Welch ein Fortschritt ist hier heut erreicht!

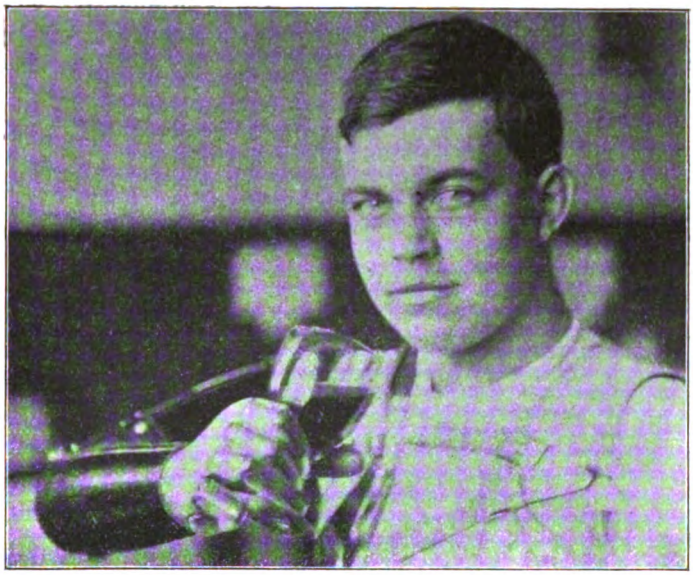


Abb. 12

Aber auch alle Kräfte der Natur werden für unsre Verwundeten ausgenützt, so durch die Sonnenbehandlung der Wunden, eine besondere Art der schon erwähnten offenen Wundbehandlung, wie sie z. B. in der Sonnenklinik des Vereinslazaretts Bad Dürrheim im Schwarzwald in einer Höhe von 720 Meter über dem Meere geübt wird. Auch in der Schweiz, die sich in wahrer Menschlichkeit unsrer verwundeten Gefangenen annimmt, wird z. B. von Bernhard in St. Moritz die Sonnenbehandlung der Wunden erfolgreich durchgeführt.

*

„Der Krieg ist der Vater aller Dinge", lautet des griechischen Philosophen Empedokles Ausspruch, dessen Wahrheit die Welt heut kennen lernt. Im

Digitized by Google

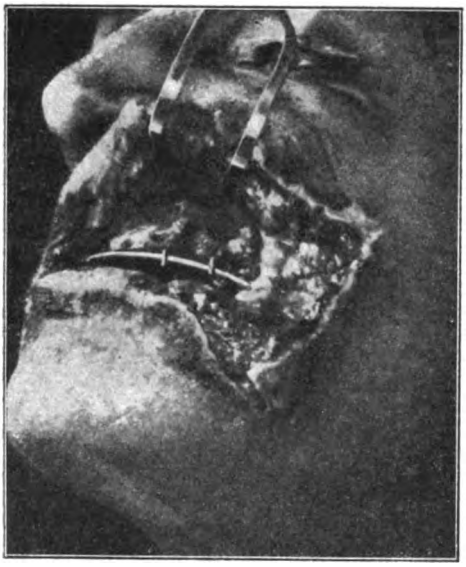


Abb. 13

Abb. 14

Kriege zeigen sich die Kräfte, die einem Staate zur Verfügung stehen; wie der Krieg das ganze Volk auf Herz und Nieren prüft, so erprobt er auch die einzelnen Stände und Berufe, deren jeder zu erweisen hat, was seine Leistung für das Vaterland bedeutet. So ist der gewaltige Kampf unsrer Tage auch die große Prüfung für die Heilkunde geworden, und ohne Unbescheidenheit dürfen wir deutschen Aerzte heute sagen, daß wir voll und ganz bestanden haben. Die kurzen Zahlen, welche der Feldsanitätschef bei der zweiten Kriegschirurgentagung amtlich mitteilte, sind dafür beweisend: In den Feld- und Kriegslazaretten, denen die Schwerverwundeten unmittelbar aus der Kampfeszone zugehen, werden 86,6 Prozent, in den Lazaretten Deutschlands 90,1 Prozent aller endgültig aus der Lazarettbehandlung Ausgeschiedenen wieder dienstfähig, und nur 1,5 Prozent der in die Heimatlazarette aufgenommenen Verwundeten und Kranken sind gestorben. Was diese Tatsachen für die Wehrkraft unseres Volks bedeuten, bedarf nicht vieler Worte.

Mit ihren Taten stehen die Blutopfer im Einklang, welche die deutschen Aerzte dem Vaterland gebracht haben. Für sie gilt Rückerts Wort vor allen andern:

„Stell dich in Reih' und Glied,
Das Ganze zu verstärken,
Mag auch, wers Ganze sieht,
Dich nicht darin bemerken!"

Bis zum Dezember 1916 fielen und starben im Dienst 661 Aerzte, vermißt sind 159, verwundet 964, bei pflichtgetreuem Ausharren gefangen 264, zusammen 2048 deutsche Aerzte, im Verhältnis zur Gesamtzahl ein außer-

Digitized by Google

Abb. 15

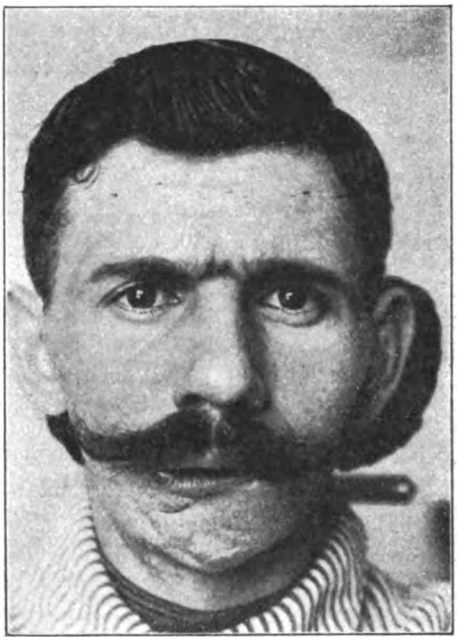


Abb. 16

ordentlicher Prozentsatz, der sich im letzten halben Jahr noch wesentlich erhöht hat. Wer darf es heut noch wagen, ärztliche Wissenschaft und ärztliches Pflichtgefühl herabzusetzen, wie es vor dem Krieg in manchen Kreisen fast zum guten Ton gehörte!

Ob hoch aus luft'gen Regionen
Sauft nieder das Eisen und Blei,
Ob aus dem Schlund der Kanonen,
Der deutsche Arzt ist dabei!

Er entringet dem Tode die Beute,
Und siegreich in Waffen und Wehr
Kämpft wider die feindliche Meute
Der Geheilten erstandenes Heer.

Und wird die Geschichte einst melden
Von den Kämpfen in blutiger Schlacht,
Dann sei auch der helfenden Helden
Voll Dank und Bewundrung gedacht!

Digitized by Google

England und das Kalifat

Von

Prof. Dr. Freiherrn v. Bissing

(Schluß)

Der eigentliche Grund, aus dem damals England einen Konflikt mit der Türkei wohl vermeiden wollte, war die Besetzung von Tunis durch Frankreich: man machte gute Miene zum bösen Spiel, wollte nicht durch Aufwerfen der syrischen Frage, wo Frankreich alte Rechte zu haben glaubte, den Zündstoff vermehren, sah vor allem wohl voraus, daß die Ereignisse in Aegypten einer Entscheidung zudrängten, bei der man dann unter der gleichen Parole „bis zur Herstellung dauernder Ordnung" das Land werde besetzen können. Frankreichs Schritt machte einen tiefen Eindruck in Aegypten.

Hier hatte sich an der El Azhar mehr und mehr eine Reformpartei herausgebildet, die für Aegypten eine Verfassung forderte, eine Erneuerung des Islam aus sich heraus. Durch dies politische Ziel stand sie im natürlichen Gegensatz zum Sultan, der, wie wir sahen, durch die religiösen Lehren Jemal-eddins nur verschärft wurde. Man glaubte nur im Anschluß an die liberalen Westmächte, insbesondere an England, seine Absichten erreichen zu können. In seiner höchsten Not hatte sich Ismael, gegen den die Bewegung sich doch vornehmlich richtete, ihr angeschlossen, und sein Sohn und Nachfolger Taufik stand im Rufe, der Partei Jemal-eddins wohlgeneigt zu sein. Aber der neue Khedive war viel zu schwach, um irgend etwas zu unternehmen und durchzuführen. Die fremden Mächte zeigten sich nicht geneigt, Maßregeln zu unterstützen, die endlich dazu führen mußten, ihren eignen Einfluß zu schwächen. England begünstigte in ihren Anfängen die nationalistische Bewegung insoweit, als sie sich gegen die Aussaugung der Fellachen zugunsten des türkischen Oberherrn richtete. Ihren Führer fanden die Bauern in dem aus ihren eignen Reihen hervorgegangenen ägyptischen Obersten Arabi. Einen Augenblick schien alles gut zu gehen: eine Art Verfassung wurde eingeführt, Taufik im Bunde mit Arabi schien Herr der Lage, der Spezialgesandte der Pforte, Ali-Pascha Nizami, kehrte befriedigt nach Konstantinopel zurück, da die Nationalpartei, erschreckt durch die Ereignisse in Tunis, Wert auf ein gutes Verhältnis zur Türkei zu legen schien. In England bewahrte man der Bewegung ein gewisses Wohlwollen, und es ist wesentlich dem Einfluß Gambettas zuzuschreiben, daß man an den amtlichen Stellen die Gefahr einer panislamitischen Bewegung unter Führung des Sultans mehr und mehr ins Auge faßte. Insbesondere, hieß es, seien die Scheichs der Azhar solchen Ideen gewonnen. Das erwies sich bald als falsch: die bedeutendsten Köpfe der Universität hielten an dem Traum eines arabischen Kalifats fest. Die Studenten des schafeitischen und des malekitischen Ritus, empört über die Bevorzugung der Hanefiten bei der durch den Khediven vollzogenen Wahl des Scheich el Islam

Digitized by Google

oder, genauer gesagt, el Jama (seit Selim I. galt der hanefitische Ritus als der höfische), bestanden auf der Absetzung des amtierenden Scheichs und einer Neuwahl: aus ihr ging der Schafeite Embabe hervor.

Wenn trotz all dieser Tatsachen England unter Gladstone, der einst so eindringlich davor gewarnt hatte, den Weg der militärischen Besetzung Aegyptens ging, so waren dafür vor allem Rücksichten auf private finanzielle Interessen, in erster Linie der Rothschildgruppe, maßgebend. Hinzu kam der Wunsch, Hand in Hand, wenigstens für den Augenblick, mit Frankreich unter Gambetta zu gehen. Gambetta hatte die Führung, nicht viel anders, wie in unsern Tagen Frankreich bei dem Salonikiunternehmen führt; sollte diesem ein Erfolg beschieden sein, so dürfte er wesentlich der gleiche sein wie in Aegypten: England wird sich in das gemeinsam bereitete Bett legen.

Es ist nicht uninteressant, zu hören, was bei dieser Gelegenheit Blunt von der Anteilnahme der englischen Presse an dem Gang der Ereignisse sagt: „Die beiden einzigen Zeitungen, die eigne Korrespondenten in Aegypten hielten, die „Times" und die „Pall Mall Gazette", befanden sich ganz in der Hand Sir Auckland Colvins, des englischen Finanzkontrolleurs. Er war insbesondere der Berichterstatter für die der Regierung nahestehende „Pall Mall Gazette". Die beiden Telegraphenagenturen, Reuter und Havas, erhielten von der englisch-französischen Finanzkontrolle jährlich je 20000 Mark, und zwar aus dem ägyptischen Staatsschatz: „Keins ihrer Telegramme konnte abgesandt werden ohne die Zensur der englischen Gesandtschaft. Und so geschieht's in allen Hauptstädten der Welt, und damit besitzt die britische Regierung ein machtvolles Werkzeug, die öffentliche Meinung in der Heimat ihren Wünschen gemäß irrezuführen." Hatten die Zeitungen anfangs von französischer Besetzung Aegyptens gesprochen, so war bald nur noch von englischer die Rede, „und mit einem Male war in englischen Augen der unmoralische Angriff zu einer harten Pflicht geworden" (S. 206). Wir haben einen ähnlichen Umschwung zu Beginn des Weltkrieges in der Beurteilung des Mordes von Sarajewo durch die englische Presse erlebt. Für die Art, wie die öffentliche Meinung damals wie heute bearbeitet wurde, gibt Blunt ein hübsches Beispiel: Dilke teilte ihm am 10. März 1882 entrüstet mit, Arabi habe seit seinem Amtsantritt, seit sechs Wochen, eine halbe Million Pfund für die Armee ausgegeben, treibe also zum Krieg. Tatsächlich handelte es sich um den Zeitraum eines Jahres. Die Sache wurde auf Grund der ägyptischen amtlichen Akten aufgeklärt, aber die der Regierung nahestehenden Zeitungen brachten diese und andre Lügennachrichten nach wie vor.

Blunt persönlich scheint in seinem Eifer für ein unabhängiges Arabien und ein selbständiges Aegypten ehrlich gewesen zu sein: der Gang der Dinge brachte ihm eine schwere Enttäuschung. Nicht ohne Bitterkeit teilt er den Ausspruch Arabis mit: Ein Engländer, der sich darauf verstehe, könne jeden Orientalen mit den Waffen der Doppelzüngigkeit und des Betrugs schlagen. Im Kampf mit Engländern wären sie die reinen Kinder, wo es sich um Hinterslichtführen handle. Gladstone stand noch immer auf der Seite derer, die Aegypten von der Türkei

Digitized by Google

loslösen wollten. Ihm war es aus der Seele gesprochen, wenn Scheich Mohammed Abdu, der später in Ungnade fiel, dann aber unter englischem Schutz zum Großmufti ernannt wurde, an Blunt schrieb: „Arabi hat den Paschatitel auf Wunsch des Khediven annehmen müssen, der darauf bestand, daß alle seine Minister ihn führten. Schlagt es euch ein für allemal aus dem Sinn, als ob Arabi oder die Militärpartei oder die Nationalisten Werkzeuge der Türken wären. Jeder Aegypter, mag er nun Gelehrter oder Bauer sein, Handwerker oder Kaufmann, Soldat oder Zivilist, Politiker oder nicht, haßt den Türken und verabscheut sein schändliches Andenken. Kein Aegypter kann an eine Landung der Türken im Nilland denken, ohne daß er den Wunsch fühlt, zum Schwert zu greifen und den Eindringling hinauszutreiben. Die Rückkehr der Türken können wir nicht wünschen, noch auch wollen wir irgend etwas mit ihnen zu tun haben. Kraft ihrer Fermane haben die Türken ihren Fuß weit genug in Aegypten drin. Sollte ein Eingreifen der Türkei erfolgen, so könnten wir es nur auszunutzen suchen, um die eigne Unabhängigkeit zu erlangen, was immer die paar Türken und Tscherkessen sagen mögen, die es natürlich als Fürsprecher der Türken in Aegypten gibt“ (S. 251). Im Gegensatz zu den Westmächten stand Bismarck einem Eingreifen der Türkei freundlich gegenüber, der Sultan aber hatte, unter starker Betonung seiner Kalifenrechte, Arabi ermahnen lassen, diese Rechte zu wahren. Arabi aber konnte sich nicht entschließen, mit dem Sultan zu gehen, nicht zuletzt wohl, weil seine Berater an der Azhar dafür nicht zu haben waren; Taufik hingegen schloß sich immer stärker den diplomatischen Vertretern Englands und namentlich Frankreichs an und erleichterte dadurch dem englischen Auswärtigen Amt sein Spiel, das auf die Besetzung Aegyptens hinzielte. Wir brauchen bei Einzelheiten nicht zu verweilen: es steht geschichtlich fest, daß die Schlägereien, die zum Bombardement von Alexandria führten, von dem englischen Konsul und seinen Helfershelfern wohl vorbereitet waren und daß man so den Beweis für den Zustand der Anarchie in Aegypten zu erbringen hoffte. Die Vertreter Deutschlands und Oesterreichs traten auf Arabis Seite und suchten den Khediven für ihn zu gewinnen. Der Gouverneur von Alexandria, Omar Lufti, aber stand in englischem Sold, war ein persönlicher Feind Arabis und tat nichts, um die Ruhe aufrechtzuerhalten, wofür sich Arabi verbürgt hatte. Arabi, auf die Azhar gestützt, war siegesgewiß: „Laß sie europäische, türkische, indische Truppen senden, bis zum letzten Atemzug will ich mein Vaterland verteidigen. Sollten wir unterliegen, so wird ein heiliger Krieg dem politischen folgen, und seine Schrecken werden denen zur Last geschrieben werden, die ihn hervorgerufen haben.“ Nichts von allem geschah. Wie naiv aber die Weisen der Azhar die Dinge noch immer ansahen, beweist ein Brief des diesen Kreisen besonders nahestehenden Mahmud-Pascha Sami, der Lord Granville beschwor, die Aegypter nicht im Stiche zu lassen. Sie empfänden für England nur Gefühle der Freundschaft, sähen in ihm den Vorkämpfer der Freiheit, „eine Nation, die allezeit einem Volke die Hand gereicht hätte, wenn es um seine Freiheit stritt“. Man sieht, jener Glaube, der Venizelos verblendet und bis zum Abgrund des Vaterlandsverrats

Digitized by Google

geführt hat, ist auch damals schon und gerade so grundlos wie heute verbreitet gewesen. Wenige Monate später wanderte Arabi als Verbannter nach Zeilon, Aegypten wurde bis auf weiteres der englischen Herrschaft unterstellt. Daß das Unternehmen planvoll vorbereitet worden war, geht nicht nur aus dem oben mitgeteilten Hinweis Blunts auf einen möglichen Angriff Englands auf den Suezkanal hervor, sondern auch aus Beobachtungen, die der jetzige General v. Huene als junger Generalstabsoffizier machen konnte: aus den Annoncen der englischen Zeitungen, in denen Angebote auf medizinische und andre Ausrüstungsgegenstände gefordert wurden, konnte er mit Hilfe von Sachverständigen schließen, daß England einen Feldzug im subtropischen Gebiet, vermutlich einem Küstenland des Mittelmeers, höchstwahrscheinlich also in Aegypten, vorbereite. Er teilte seine Beobachtungen dem Auswärtigen Amt mit, fand aber damals (Winter 1881/82) nur bei wenigen Glauben. Es verlohnt sich übrigens, auch hier das Urteil des schon genannten Plauchut anzuführen, der (S. 79) schreibt: „Man hat mich tausendmal versichert, und ich kann es nicht genug wiederholen, daß eine Landung einiger Kompagnien beider Flotten Mord und Brand in Alexandrien verhindert hätte. Ja, das hätte genügt, aber dann konnte England sein Ziel nicht erreichen. Ein Eingreifen zu zweien war nicht, was es brauchte. Es durfte seine Matrosen erst landen, nachdem der letzte französische Dampfer die Reede von Alexandrien verlassen hatte. So geschah's. Wie uns, so schlug England später Italienern und Türken vor, einzuschreiten. Was uns betrifft, so wußte es besser als irgend jemand, daß Herr v. Freycinet, um die französischen Kolonialgegner, die Feinde Gambettas, zufriedenzustellen, sein Desinteressement an Aegypten aussprechen würde. Die an Italien gerichtete Einladung war gar nicht ernst gemeint. Der Hohen Pforte legte man so lächerliche Bedingungen für eine Landung auf eignem Grund und Boden auf, daß es mit ihrer Würde als Obermacht Aegyptens unvereinbar war, sie anzunehmen: und darauf hatte England gerechnet." „Gladstone hatte," wie Blunt (S. 336) erzählt, „schließlich dem Drängen einiger nordenglischer Industriestädte nachgegeben, die sich darüber beschwerten, daß die lange ägyptische Krisis ihren Handel schädigte!" Chamberlain, der Dilke auf seine Seite gebracht hatte, machte mit diesem Argument auf den gänzlich unentschlossenen „großen, alten" Mann Eindruck. Die Träume der Nationalisten wurden begraben. Aber es ist nicht uninteressant, zu sehen, wohin sie gegangen waren. Auf einem Diner der Nationalisten äußerte der obengenannte Mahmud Sami, sie hätten gehofft, aus Aegypten eine Republik wie die Schweiz zu machen, Syrien hätte sich dann ihnen angeschlossen, und der Hedjas wäre gefolgt. Und ein andrer meinte, er hoffe, bevor er sterbe, noch den Thron des Sultans umgestürzt zu sehen. In einem Brief Arabis an Gladstone, an dessen Echtheit zu zweifeln kein Grund vorliegt, heißt es: „Greift England Aegypten an, so wird der Heilige Krieg in Syrien, Arabien und Indien gepredigt werden. Aegypten behaupten die Muslim als den Schlüssel zu Mekka und Medina, und alle bindet ein heiliger Eid, diese heiligen Stätten und die Wege, die zu ihnen führen, zu verteidigen. Schon ist die Botschaft durch alle

Digitized by Google

Lande gegangen, in der Moschee von Damaskus ist der Heilige Krieg verkündet worden. England sei gewarnt."

Der Heilige Krieg kam damals so wenig zustande wie im heutigen Weltkrieg. Auch die Aufstände in Indien blieben aus, von denen damals wie diesmal gefaselt wurde, und an die damals, nach einer Fußnote Blunts (S. 375), selbst die englische Regierung glaubte oder wenigstens zu glauben vorgab. In der Tat scheint nach Mitteilungen des Generals v. Huene, der 1882/83 Indien bereiste, der russische Rubel dort stark gerollt zu haben: es waren damals in Rußland geprägte, vollwertige indische Rupien im Verkehr, deren einziger Zweck doch die Vorbereitung eines Aufstandes gewesen sein kann. Die Fingerzeige aber, die für die Bedeutung Aegyptens innerhalb der Welt des Islam die Ziele der Nationalpartei gegeben hatten, haben die englischen Staatsmänner nie vergessen. Zunächst haben sie jeden Konflikt mit den Lehrern der El Azhar peinlichst vermieden. Sie wußten, daß dort eine der festesten Stützen für den englischen Einfluß gefunden werden konnte, wenn man die Eifersucht auf Konstantinopel auszunutzen verstand. Mit keinerlei Reformgedanken sind sie der ältesten Universität der Welt nahegetreten. Die Pilgerzüge nach Mekka haben sie gefördert, soweit sie konnten, der Abgang des heiligen Teppichs ist einer der wenigen feierlichen Staatsakte auch des heutigen Aegyptens. Eifersüchtig haben sie darüber gewacht, daß die Irades, die dem Vizekönig die Zollkontrolle im Roten Meer und die Polizei auf der Sinaihalbinsel zum Schutz der Pilgerkarawanen nach den heiligen Stätten übertrugen, nicht in Vergessenheit gerieten. Zu Anfang des Jahrhunderts wäre es über diese Rechte beinahe durch den sog. Akabastreit zum Krieg mit der Pforte gekommen. England suchte die Zoll- und Polizeirechte auf den Besitz der ganzen Halbinsel auszudehnen. Es machte der Hedschasbahn, die einen Seitenstrang nach El Akaba an dem hier weit ins Land hineinragenden Roten Meer entsenden sollte, alle nur denkbaren Schwierigkeiten und wußte auch den Widerstand des Scherifs von Mekka aufzuregen. Die Türkei blieb um den Preis, den größten Teil der Sinaihalbinsel als ägyptisches Besitztum anzuerkennen, Sieger: die heiligen Stätten wurden durch eine freilich noch heute nicht vollendete eingleisige Bahn mit Konstantinopel verbunden. Die Ansprüche, die England im Namen Aegyptens auf die Sinaihalbinsel erhob, zielten weiter, darüber konnte kein Kenner der Geschichte im Zweifel sein. „Einem Gesetz der Geschichte zufolge, das von Sesostris (und tatsächlich schon Jahrtausende früher) bis zu Mehemed Ali gegolten hat," sagt Aubin, „muß jede starke Macht, die Aegypten beherrscht, nach Syrien, Arabien und Mesopotamien übergreifen, also die Abtrennung der arabischen Provinzen des Ottomanischen Reiches herbeiführen." Wie verhältnismäßig leicht das Unternehmen ist, wenn sich ein Araber und Muslim an die Spitze stellt, zeigen nicht nur die bekannten Erfolge Mehemed Alis, der nur an dem Einspruch Englands, Oesterreichs und Rußlands scheiterte, sondern noch mehr das abenteuerliche Unternehmen Ali-Beis, eines ägyptischen Dorfschulzen, der 1768 bis Damaskus vordrang, in Arabien bis Mekka, und seinen Mißerfolg nur der Feindschaft des ägyptischen Mameluckenpaschas zuzu-

Digitized by Google

schreiben hatte. Es ist nicht anders, der Name des türkischen Sultans regt bei den Arabern einstweilen nur die Erinnerung an die kriegerische Unterjochung durch eine Militärmacht auf, durch ein Volk, das auf eine weniger alte Kultur zurückblickt, das eine andre Sprache spricht, eine andre Gesellschaftsordnung hat. Das einzige lebendige Band ist das religiöse, die Treue dem Kalifen, dem Träger der Traditionen des Islam, die auf die ältesten Zeiten der arabischen Ueberlieferung zurückgehen. Darum setzt England hier ein. Einst hatte Lord Palmerston es für Englands vornehmste Aufgabe erklärt, den Sultan gegen den Pascha Aegyptens zu stützen — am 22. September 1838 schrieb er: „Ich bezweifle übrigens, daß die Türkei auf dem Weg zum Zerfall sei. Die Leute, die behaupten, es ginge dort rasch abwärts, sollten lieber sagen, die europäischen Staaten lernten von Jahr zu Jahr die mannigfachen offenbaren Mängel der türkischen Verwaltung nur besser kennen." Jetzt ging England darauf aus, nicht das Ansehen des Khediven zu heben, sondern der geistlichen Würdenträger, sofern sie sich unabhängig von Konstantinopel machen wollten. Den Mufti und den Großkadi suchten sie, obwohl ihre Ernennung ausschließlich dem Sultan zustand, unter ihren Einfluß zu bringen. Mit großer Klugheit und unter den mildesten äußeren Formen, gestützt auf die Reformer unter den Scheichs der El Azhar, haben sie die Wakufs, d. h. die heiligen Stiftungen, die Universität und sogar die Mechemes, die geistlichen Gerichtshöfe, unter ihre Aufsicht gebracht, nirgends hervortretend, außer in Zeiten der Krisis, stets als Verteidiger freier Ueberzeugung und Gesinnung. Mit Hilfe der europäischen wie der eingeborenen Presse, der sie eine scheinbare Freiheit ließen, belebten sie die alten Gefühle des Hasses gegen die Türken und „setzten das Ansehen des Sultans herab, indem sie seine Politik den ägyptischen Untertanen des Großherrn in einem lächerlichen und verabscheuungswürdigen Lichte zeigten", sagt im Jahre 1899 der Franzose Aubin.

Mehr und mehr verlegten die Engländer den Schwerpunkt ihrer orientalischen Mittelmeerpolitik nach Aegypten und überließen andern, den Griechen, Bulgaren, Oesterreich die Schwächung der türkischen Stellung am Balkan. Es ist nicht uninteressant, bei Aubin zu lesen, daß Englands Bestreben, Frankreich aus Aegypten allmählich herauszudrücken und damit natürlich auch jede andre europäische Macht, bei den Gesandten der übrigen Staaten schweigende Duldung, bei denen Oesterreichs und Belgiens aber lebhafte Unterstützung fand. So fest ging schon in den neunziger Jahren Belgien, nicht zum wenigsten wohl um seiner Kongointeressen willen, im Schlepptau Englands, sogar gegen Frankreich. Und unerbittlich verfolgte die britische Diplomatie ihr Ziel, Aegypten in ihre Hände zu bekommen und damit die geistliche Oberhoheit über die Araber; die Eroberung des Sudan und die Niederwerfung des Kalifen als Nachfolgers des Mahdi machte der fremdenfeindlichen, im Religiösen wurzelnden Bewegung ein für allemal ein Ende: solange die Neger Innerafrikas nicht gelernt haben, Maschinengewehre zu bauen und Bomben zu fabrizieren, ist jeder Aufstand dort von vornherein zum Mißerfolg verurteilt, es sei denn, daß England die Waffen liefert.

Digitized by Google

Mit der Unterwerfung jener alten, einst von Ismael eroberten ägyptischen Provinzen kamen Millionen neuer mohammedanischer Untertanen unter englisches Zepter. Um so eifriger arbeitete man an guten Beziehungen zu Mekka und Medina. Keine Quarantäne durfte die Pilgerzüge stören, mochten sie auch Pest und Cholera heimbringen, von Aden aus betrieb man eine rührige antitürkische Propaganda, in Mesopotamien suchte man durch große Kanalisationsarbeiten und noch größere Projekte Boden zu gewinnen. Hatte man einst dem anglotürkischen Plan einer Euphratbahn sich widersetzt, so tat man es um so mehr, seit der alte Plan in umfassenderem Maße als deutsch-türkische Bagdadbahn wieder aufgenommen wurde.

Da kam der Weltkrieg. Die Erkenntnis, daß England von allen Seiten das Machtgebiet der Türkei einzuengen bestrebt war, daß alle Hebel schon angesetzt waren, um die Araber von der türkischen Herrschaft loszulösen, daß Aegypten im Fall eines Sieges Englands endgültig verloren wäre, hat wohl am meisten dazu beigetragen, die Türkei an unsrer Seite in den Krieg zu treiben. Ehemals hatte England sich die Sache einfacher gedacht: „Ein neuer deutsch-französischer Krieg," schreibt Aubin (S. 279), „sollte England Aegypten als Preis seiner Neutralität bringen, und die Angloägypter rechneten so sicher mit dieser günstigen Gelegenheit, daß sie ihr wachsendes Erstaunen und Bedauern den Franzosen zu erkennen gaben, daß Frankreich so friedliebend sei und die Revancheidee so an Zugkraft verloren habe." Wie die Dinge lagen, war es natürlich, daß England Aegypten sogleich seiner Neutralität entkleidete und nach der türkischen Kriegserklärung zur englischen Kolonie machte. Mit dem regierenden Khediven Abbas Hilmi war nicht viel anzufangen. Aber auch dafür war vorgesorgt: die angloägyptische Verwaltung hat es sich nach dem Zeugnis Aubins jederzeit angelegen sein lassen, die Zwietracht in der Familie des Khediven zu nähren. Ein Onkel fand sich bereit, den Scheinthron zu besteigen und den Titel Sultan anzunehmen, womit er alle Ansprüche Saladins wieder aufnahm. Wir hören nicht, daß die Geistlichkeit oder das ägyptische Volk irgendwelchen ernsthaften Widerstand dem englischen Günstling entgegengesetzt hat. Und in Mekka und Medina brach ein Aufstand aus, von dessen einzelnen Phasen wir wenig wissen, dessen Erfolg aber nicht zweifelhaft sein kann: auf die Absetzung des treulosen alten Scherifen von Mekka antwortete die Entente mit der Ernennung ihres Günstlings Hussein zum Melek (König) der Araber, an uralte Traditionen mit Geschick anknüpfend. Der von der Pforte neu entsandte Scherif kam gar nicht in die Lage, sein Amt anzutreten. Der arabische König aber schloß, gewiß nicht ohne Zutun der Engländer, Bündnisse mit benachbarten Fürsten, mit Ibn Said, dem Herrn des Nejd, mit Hassan Idris von Assir, mit Mbarak von Koweit, dem Fürstentum am Ausfluß der zwei Ströme, das England schon einige Jahre vor dem Krieg unter Mißachtung der türkischen Rechte unter seine Schutzherrschaft gebracht hatte. Die panarabische Idee droht die panislamitische zu überflügeln, die seit einem halben Jahrhundert, namentlich unter dem klugen Sultan Abd ul Hamid, die Hohe Pforte für sich auszubeuten suchte. Die pan-

Digitized by Google

arabische hat auf ihrer Seite nicht nur den Stammesstolz der Araber, sondern auch die gesicherte religiöse Tradition.[1]) Bei uns hat man eine Zeitlang große Hoffnungen auf die Senussi gesetzt und auf die Verkündigung des Heiligen Krieges: schon in meinem Büchlein „Deutschlands Stelle in der Welt" habe ich Anfang 1915 vor solchen Illusionen gewarnt. Die Senussi, die gegen die Herrschaft der Franzosen in Algier gegründet waren, haben sich mehr und mehr in das innere Afrika zurückgezogen, wie etwa das Krokodil vor den Cookdampfern. Die Berührung mit europäischer Kultur vertragen sie nicht, sie bedroht ihr Dasein. Und es fehlt ihnen an materieller Macht, an Waffen und Volkszahl, an Nahrung, um irgendwie entscheidend in den Weltkampf einzugreifen. Wie wirkungslos der Heilige Krieg sein muß, zumal wenn die Pforte im Bund mit Andersgläubigen ficht, hat die Erfahrung gezeigt und lehrt, wie wir hier gesehen, auch die Geschichte. Wohl aber greift die panarabische Idee in seltsamer Weise hinüber bis in die Neue Welt: in Nord- und Südamerika ist eine eifrige Propaganda am Werk, die die dort angesiedelten Araber, auch die zum Christentum bekehrten, zu einigen sucht und dabei anscheinend den Gegensatz zum Neger geschickt ausnutzt.

England hat es vermieden, dem arabischen Fürsten den Titel Sultan oder Kalif zu verleihen. Jenen scheint es dem unter seiner Faust in Aegypten regierenden Herrscher vorzubehalten, diesen nach neuesten Nachrichten einem Verwandten des ägyptischen Sultans, der zum Kalifen von Bagdad bestimmt ist. So sucht es die Würden, die der Padischah seit 400 Jahren in sich vereinigt, an verschiedene Fürsten zu verteilen nach dem alten britischen Grundsatz des Divide et impera. Es hofft sich dadurch den tatsächlichen Besitz des reichen Aegyptens, des noch reicheren Mesopotamiens und des unbekannte Möglichkeiten bietenden Arabiens, das einst das glückliche wegen seiner reichen natürlichen Schätze hieß, zu sichern. Den Persischen Golf als einen der Wege nach Indien will es fest in seiner Hand haben. Daher sein Bestreben seit 1856, Fuß in Maskat zu fassen; 1883 sicherte der englische Kreuzer „Philomele" die von Aufständen bedrohte Herrschaft des Sultans, 1895 griffen die Indoengländer in lokale Streitigkeiten mit dem Erfolg ein, daß die Insel Bahrein unter englischen Schutz gestellt wurde.

Mit dem Antritt Lord Curzons als Vizekönigs von Indien begann die planmäßige Durchdringung Persiens und Mesopotamiens mit Konsulaten, die nach dem Muster jener aus der Kyprioskonvention bekannten mit englischen Militärpersonen besetzt wurden. Mehrere von ihnen haben an den jetzigen Kämpfen teilgenommen. Nach Maskat ist seit einigen Wochen ein Oberstleutnant als Ministerresident gesandt, dessen Rolle nicht zweifelhaft sein kann.

---

[1]) Um so geschickter war es, wenn die Entente verbreiten ließ (vgl. „Echo de Paris", 22. September 1916), sie schütze auch die religiöse Einheit des Islam, die von der neuen deutsch-türkischen Wissenschaft, gewissermaßen einem muslimischen Modernismus, arg bedroht sei. Und dabei hat England es stets mit den arabischen Modernisten gehalten!

Digitized by Google

Zurzeit sind die Aussichten für die Türkei, ihre arabischen Lande, von denen doch so viel abhängt, fest in der Hand zu behalten, nicht günstig. Und für uns ist die Bagdadbahn ohne Koweit und eine Sicherung im Persischen Meer so gut wie wertlos. Darüber wollen wir uns nicht täuschen. Aber die Hoffnung wollen wir nicht aufgeben, daß mit Hilfe der Zentralmächte es dem Osmanischen Reich gelingen möge, von seiner anatolischen Basis aus sich innerlich zu kräftigen, die Reichtümer seiner Bodenschätze zu entwickeln und so allmählich wieder die Vormacht des gesamten Islam, nicht nur dem Namen nach, sondern auch in wirklicher Kraft zu werden. Als Lord Curzon Ende 1914 Bassora besuchte, versprach er nach einer Reuternachricht den Eingeborenen als Ergebnis des Krieges ein wohlwollenderes Regiment als das damalige türkische, natürlich das englische unter dem Schleier arabischer Selbstverwaltung, die wie in Aegypten, so in Mesopotamien den Ruhm des alten Kalifats von Bagdad erneuern werde. Nach der englischen Niederlage von Kut el Amara stieg das Ansehen der Türkei so, daß in Abessinien eine antienglische und antichristliche Bewegung einsetzte, der sich sogar der frühere Kaiser Lidj Jeassu anschloß. Sie ist nach dem Eingeständnis der Engländer auch heute noch nicht erloschen, aber man wird sich vor Augen halten müssen, daß die Siege von Kut el Amara und Bagdad, das Vorrücken der Engländer bis Gaza nicht ohne tiefen Eindruck auf die empfänglichen Gemüter der Orientalen bleiben können. Möchte der Ausgang des Weltkriegs im ganzen ein solcher sein, daß Englands seit einem halben Jahrhundert planmäßig geförderte Absichten doch schließlich am Widerstand unsrer deutschen Truppen zu Wasser und zu Lande scheitern![1])

[1]) Auf die französischen Machenschaften in arabischen Landen, die Propagierung des Sultans Mulay Jussuf von Marokko als echten Koreischiten zum Kalifen, die Herausgabe arabischer und französischer illustrierter Orientblätter bin ich absichtlich nicht eingegangen, weil ihnen, so wichtig sie augenblicklich als Hilfe für England sein mögen, die Folgerichtigkeit fehlt, die die englische Politik in der Kalifenfrage auszeichnet. Daß der Sultan von Marokko jemals Kalif aller Gläubigen werden könnte, ist nach der geschichtlichen Erfahrung ausgeschlossen, und Frankreichs Wünsche in Syrien werden nur insoweit Erfüllung finden (d. h. bei einem siegreichen Ausgang für die Entente), als England es zuläßt. England aber bereitet sich unterdes, in Palästina eine unter seinem Schutze stehende, von Belgien verwaltete Judenrepublik aufzurichten, die die Franzosen in Syrien abhalten soll, sich des Hinterlandes zu bemächtigen.

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm

Herausgegeben von

Georg J. Plotke (Frankfurt a. M.)[1])

Die Beziehung zwischen den beiden Dichtern hat sich in den Jahren 1876 bis 1878, aus denen das folgende Bruchstück stammt, sehr vertieft. Als sie sich 1853 im Kuglerschen Hause in Berlin, nach flüchtigen Begegnungen im Jahre 1852, näher kennen lernten, war Storm, der um dreizehn Jahre Aeltere, schon ein reifer Mann, von Berufs-, Familien- und politischen Sorgen umdrängt, Heyse dagegen ein bildschöner, unbefangener junger Doktor der Romanistik, gerade nach einjährigem Aufenthalt aus Italien zurückgekehrt, mit seinen goldschimmernden, graziösen dichterischen Frühwerken von der an Anmut armen Berliner Dichtergesellschaft als „Morgenstern der Zukunft" begrüßt. Dann kam die Berufung Heyses nach München zur Tafelrunde des Königs Max', diese lebensentscheidende Ueberraschung, die Eheschließung mit Grete Kugler, die Uebersiedlung Storms zu richterlichem Amte nach Heiligenstadt. Schaffensjahre beider folgen, glückliche Jahre, in denen sie seltener zueinander hinüberdenken, jeder seinem Interessenkreis hingegeben. Plötzlich aber überwölkt sie gleiches Schmerzensschicksal: Grete Heyse stirbt, und Storm muß die leidenschaftlich ersehnte Rückkehr in die holsteinische Heimat unter den veränderten politischen Verhältnissen nach dem Feldzug 1864 mit Konstanzes Tod bezahlen. Nach dunklen Jahren der Trauer gehen beide eine neue Ehe ein, Storm, der Alternde, führt eine treue Kameradin heim, der noch in jugendlicher Schönheit prangende Heyse findet die höchste Glückserfüllung in der anmutvollen siebzehnjährigen Anna Schubart, die seinen Lebensweg bis zum Tode mit Rosen bestreute und heute als seine Witwe den literarischen Nachlaß des verehrungswürdigen Toten behütet.

Ein erstesmal sehen sich die Dichter im Sommer 1872 in München und Prien wieder, wo sie gemeinsame literarische und persönliche Interessen besprechen, u. a. Storms „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius" (dessen ebenbürtiger Nachfahre die Lyriksammlung von Ferdinand Avenarius ist) und die von Heyse und Kurz herausgegebene Mustersammlung des „Deutschen Novellenschatzes". Seit dieser Zusammenkunft wird der Ton der Briefe immer wärmer, Familienangelegenheiten treten in den Vordergrund, gleiches Leid verbindet sie immer fester; mit tiefem Verständnis und jener kritischen Unbefangenheit, zu der nur Liebe befähigt, beurteilen sie gegenseitig ihre Werke und ergreifen im Spiegel ihrer stark ausgeprägten Persönlichkeit — wen haben wir heute in der Literatur,

---

[1]) Der erste Band dieses Briefwechsels erscheint zu Storms hundertstem Geburtstag, im September d. J., der zweite im nächsten Jahre im Verlage J. F. Lehmann, München, mit einer Reihe illustrativer Beilagen. Der Briefwechsel umfaßt die Jahre 1854 bis 1888.

Digitized by Google

der ihnen an menschlichem Wert und menschlich-künstlerischer Einheitlichkeit gleichkäme? — ein Bild ihrer literarischen Zeitumgebung. Das ist nun bei der Wesensverschiedenheit des holsteinischen bürgerlichen Heimatdichters und des vom Goetheschen Bildungsideal erfüllten, in deutschem Boden wurzelnden europäischen Dichters, einer Wesensverschiedenheit, die trotz gemeinsamer ethischer Grundlage immer wieder fühlbar ist, mit der eigenartigste Gehalt dieses Briefwechsels. Bis zu Storms Tode wächst diese Verinnerlichung einer vorbildlichen Männerfreundschaft, zu deren Bewahrung die menschlichen Dokumente dieses Briefwechsels bestimmt sind. Und gleichzeitig gestaltet sich das Ganze zu einem vielfarbigen Kulturbild von intimem Reiz. Es ist Wunsch und Hoffnung des Herausgebers, daß dies Buch ein Volksbuch werden und gleichzeitig unsrer literarischen Jugend, die seit dem Kriege in ihrem neuerwachten menschheitlichen Empfinden gar nicht mehr so ferne schweift, etwas geben möge!

Heyse an Storm

München, 3. Juni 1876.

Das ist von Deinem Allerbesten, und ich drücke Dir warm und herzhaft die Hand dafür. Hätte Dir's auch gleich vorgestern abend in der ersten starken Erregung sagen mögen, war aber infolge eigner hitziger Arbeit ein wenig federlahm, und so kann ich Dir heute auch gleich Gruß und Dank meines lieben Weibes bestellen, die mit mir aufs tiefste und nachhaltigste von dieser wundervollen Dichtung ergriffen worden ist. Ich glaube fast, Du hast nichts Besseres gemacht, nichts von so eigen herber Süße und reinster Mannhaftigkeit des Schmerzes. Aber es ist eine üble Manier, das Jüngste auf Kosten seiner älteren Geschwister zu preisen, und ungerecht dazu. Denn natürlich ist bei allem Lebendigen der unmittelbare Eindruck mächtiger als die getreueste ehrenvollste Erinnerung. Das aber wirst Du Dir selbst sagen müssen, daß Du, wie es allein recht und gut ist, noch immer im Aufwärtssteigen begriffen, Deiner Meisterschaft immer sicherer und froher bewußt und in Deinen Aufgaben immer reicher und reifer geworden bist. Ich machte mir gern das Vergnügen, an diesem meinem letzten besonderen Liebling noch vier Seiten lang herumzuloben. Ein so schleckerhaftes Publikum hast Du doch schwerlich zum zweitenmal.

Aber ich bin auch heute noch etwas maulfaul, einmal, weil eben vor einer Stunde anderthalb Dutzend gute Freunde von mir gegangen sind, denen ich ein Fäßchen Bock zum Frühstück anzapfen ließ nebst kleinen Gebirgen von Bockbratwürsten, Rettichen und andern Genießbarkeiten. Dann aber bin ich gestern erst mit der Novelle „Das Ding an sich" fertig geworden, die ich schon im vorigen November anfing, über den Dramen liegen ließ und jetzt für die Küche fertig machen wollte, nicht mehr invitis nervis, aber halb und halb invita Minerva, zumal seit ich Deine schöne, starkgegliederte Aquis-submersus-Geschichte im Blut hatte, während die meine eine Art Geplauder ist und leider nicht einmal zu sein brauchte, wenn ich den „Falken" darin nur auf andre Art seine Flügel hätte lüften lassen. Transeat cum ceteris. Noch eine kleine moralische, „Das

Digitized by Google

Seeweib", schick' ich dieser Tage in die österreichische Gartenlaube; an der wirst Du mehr haben.

Mein Bub war sehr erfreut über das Konterfei des „alten Herrn", das er mir gleich aufzuheben gab. Er dankt Dir schön, wird Dir auch einmal etwas „malen", woran Du Dein blaues Wunder sehen sollst.

Indessen sitzen wir noch hier im Ungewissen, wahrscheinlich geht die Wallfahrt zunächst nach Rippoldsau. Das soll sich gleich nach Pfingsten entscheiden.

Nein — ich bin zu faul. Der Bock ist ein gestrenger Herr und will keine Götter haben neben sich. Leb wohl, Teurer! Ich behalte „Aquis submersus" noch eine Woche, möcht' es ein paar guten Menschen gönnen.

Wo Du nur die prachtvollen Motive hergekriegt hast!

*

Der Brief ist Heyses Antwort nach Empfang der berühmten Stormschen Novelle „Aquis submersus".

Dem Briefe liegt ein Zettelchen mit Zeichnungen des kleinen Wilfried Heyse bei: ein Pferd und ein Mann.

In seiner Novellentheorie, der sog. Falkentheorie, hat Heyse als Fortsetzer Goethes und Tiecks die endgültige — wenn wir gerecht sein wollen — auch für unsre Jüngsten richtunggebende Formulierung der Novellengattung festgesetzt, die höchstens noch durch Paul Ernst in unsern Tagen eine bescheidene Ausgestaltung erlebte. Der Name dieser berühmten Theorie stammt aus seinen Ausführungen im Einleitungsbande des „Deutschen Novellenschatzes": Die Probe auf die Trefflichkeit eines novellistischen Motivs besteht in den meisten Fällen darin, ob es gelingt, den Inhalt in wenigen Zeilen zusammenzufassen. Bei Boccaccio heißt die Ueberschrift der neunten Novelle des fünften Tages: „Federigo degli Alberighi liebt, ohne Gegenliebe zu finden; in ritterlicher Werbung verschwendet er all seine Habe und behält nur noch einen einzigen Falken. Diesen, da die von ihm geliebte Dame zufällig sein Haus besucht und er sonst nichts hat, ihr ein Mahl zu bereiten, setzt er ihr bei Tisch vor. Sie erfährt, was er getan, ändert plötzlich ihren Sinn und belohnt seine Liebe, indem sie ihn zum Herrn ihrer Hand und ihres Vermögens macht." — In diesen wenigen Zeilen sind alle Elemente einer rührenden und erfreulichen Novelle. Eine so einfache Form wird sich nicht für jedes Thema unsers vielbrüchigen modernen Kulturlebens finden lassen; aber dennoch soll sich der Erzähler bei dem innerlichsten oder reichsten Stoff fragen, wo der „Falke" sei, das Spezifische, das diese Geschichte von tausend andern unterscheidet. — Vergleiche des weiteren die Berichte „Aus der Werkstatt" im zweiten Bande von Heyses Jugenderinnerungen und Bekenntnissen, wo in dem Kapitel „Novellen" die ästhetische Seite der Theorie aufs geistreichste erschöpft ist. Unerklärlicherweise scheint Albert Köster nach der Anmerkung zu Brief 44 seines schönen Storm-Keller-Briefwechsels die Falkentheorie Heyses gar nicht zu kennen.

Digitized by Google

Storm hatte seinem letzten Briefe ein Konterfei des Katers beigelegt, der in seinem „Blättchen für die deutsche Jugend" „von Kindern und Katzen und wie sie die Nine begruben", eine Hauptrolle zu spielen hatte.

Storm an Heyse

Husum, 20. Juni 1876.

Wenn Du freilich auch bei Niederschrift Deines letzten Briefes von dem bayerischen Bock und dem Mörikeschen Rettich flankiert gewesen bist, so ist mir dennoch Deine so unverhohlen ausgesprochene Freude über mein „Aquis submersus" eine rechte Herzerquickung gewesen, wenn ich auch aus diesem verhältnismäßigen Gelingen — da ich keinen Bock getrunken — nicht so hoffnungsreiche Konsequenzen wie Du zu ziehen vermag. Mein Referendar, der Hüne mit den Kinderaugen, Ernst, dem sein Vater es nicht leicht so gut macht, wie er es eigentlich doch von ihm erwartet, hat mir diesmal mit den zärtlichsten Blicken fast dasselbe gesagt, was in Deinem Briefe steht. Etwas muß ja denn wohl daran sein, obwohl meine gräflichen Freunde Reventlows hier, Mann und Weib, sehr gescheite, aber schwer zu befriedigende Menschen, es mir völlig totgeschwiegen haben.

Du fragst, woher die Motive?

Vor ein paar Jahren sah ich bei einem Besuche bei meiner Schwester Pastor Feddersen in dem zwei Meilen von hier liegenden nordfriesischen Dorfe Drelsdorf — es wird übrigens in unsern altfriesischen Dörfern jetzt meist Plattdeutsch gesprochen — in der alten Kirche die schlecht gemalten Bilder einer alten dortigen Predigerfamilie. Der eine Knabe war noch einmal als Leiche gemalt, ob mit einer und mit welcher Blume, entsinne ich mich nicht. Unter diesem Totenbilde standen oder stehen noch die merkwürdigen harten Worte: „Incuria servi aquis submersus."

Hinter dem Pastorate war noch eine Koppel mit einer Wassergrube, wahrscheinlich hatte der Knecht den Knaben dort ertrinken lassen.

Dies Bild ist mir immer von neuem nachgegangen. Da, vorigen Herbst, fuhr ich zu einer Erbschaftsinventur ein paar Meilen über Land, und während ich allein im Wagen lag, stieg die Geschichte in ihren wesentlichen Teilen vor mir auf; dann habe ich sie langsam, nur die besten Morgenstunden daranwendend, während fünf Monaten fertig geschrieben.

Alles außer dem obigen, an Vorgängen und Menschen, ist absolut erfunden, d. h. außer einigem unsrer Stadtchronik und Kieler und Hamburger Nachrichten entnommenen kulturhistorischem Drumherum. Die Dorfkirche in der Dichtung ist übrigens die des unweit Husum belegenen Dorfes Hattstedt, wohin ich, wie in der Einladung geschildert, oft mit dem Pastorensohn hinausging. Die Lokalitäten, Haus und Priesterkoppel sind nicht so dort vorhanden.

Da hast Du nun eine richtige Rechenschaft.

Jetzt will mir absolut nichts einfallen; vielleicht fange ich nun an alt zu werden, ein Hexenschuß, an dem ich lange laboriert, macht vielleicht den Ab-

Digitized by Google

schnitt. Und das ist vielleicht ganz gut; denn was soll meine eigentlich noch so unnatürlich junge Seele sonst schließlich auch mit ihrem alten Leibe anfangen!

Nun also — Ihr kommt nicht gen Husum, Du und die Deine? Ich hätte Dich und was Dir am Herzen liegt, doch noch so gern einmal in meiner Heimat. Denk denn für nächstes Jahr einmal daran! Noch lebt auch ja meine alte Mutter in dem elterlichen Hause. Es ist hier nicht übel in unsrer alten Stadt, und gute Gesellen sind auch hier! Nur würdest Du ein nordisch Gebräu trinken müssen, an dem Du indes auch nicht verzagen solltest. Neulich war ich, kurz vor Pfingsten, zur silbernen Hochzeit meines Bruders in dem schönen, grünen Dorfe Hademarschen. Das war ein Fest! Welch eine Sippschaft, welch schöne blühende Jugend mit Frühlingsblumen in den Haaren! Oben im Hause, das ihm ein Enkel des alten Asmus Claudius gebaut hat, waren dreiundzwanzig Betten aufgeschlagen, und dann die Nachbarschaft belegt; und es ist so ein eigen Wesen in unsrer Familie, das immer stimmt. Hätte Dich dort haben mögen! Die Ströme edlen Weins, die sich aus meines Bruders Keller ergossen, setzten mich in Erstaunen. „Wie lange," fragte ein Vetter, „brauchen wir, um Deinen Keller leerzutrinken?" Er bedachte sich einen Augenblick und sagte dann trocken: „Vierzehn Wochen." So lange hatten wir freilich nicht Zeit. „Ja," meinte er dann, „'s ist was Schönes um so ein Familienfest, wenn's man nicht so rührend wär'." Ich möcht' Dich wohl einmal bei der ganzen Sippschaft herumschleppen!

Doch — quo me rapit!

Noch eins! Es scheint heuer in poesi alles zu geraten: Deine „Elfride" — wirst Du sie als Manuskript drucken lassen, daß man sie doch zu Gesicht bekommt? Mein „Aquis". — Und nun: Schindlers (Julius v. d. Trauns) „Toledaner Klingen"; ein wahrhaft funkelnder Pfeil auf die Pfaffen. Du mußt es jedenfalls lesen.

So — genug für heut! Schreib einmal wieder und schick mir die versprochene Malerei von Deinem Bub — wie heißt er doch?

*

„Der Mörikesche Rettich" bezieht sich auf ein Scherzgedicht Mörikes, des gemeinsamen Freundes, der einen Rettich aus dem Boden zieht und verspeist, um das Uebelbefinden wegen eines schlechten Versemachers loszuwerden.

Graf Reventlow, der Freund Storms, war Landrat in Husum.

Asmus Claudius ist Matthias Claudius (1740 bis 1815), der unter dem Namen „Asmus oder der Wandsbecker Bote" seine Schriften sammelte.

Alexander Julius Schindler (1818—1885) ist ein alter Freund Storms, den er auf seinem Schlosse Leopoldskron bei Salzburg im Sommer 1872 besucht hat, nicht ohne vorher in München und nachher in Prien bei Heyse haltzumachen.

Storm an Heyse

Husum, 17. November 1876.

Nachgerade fängt dies gegenseitige Schweigen an, mich etwas zu beunruhigen; daher will ich heute den Perpendikel wieder ein wenig anstoßen. Ich

Digitized by Google

weiß seit Anfang Juli gar nichts von Dir. Dunkel ist mir, als sei einmal von Deinem neuen Drama („Elfride"?) in der Zeitung die Rede gewesen; und hoffentlich bist Du jetzt mit dessen Inszenesetzung irgendwie und wo beschäftigt. Schreib einmal darüber; und ist es als Manuskript gedruckt, so begnade mich mit einem Exemplar.

In den Ferien des letzten Sommers bin ich einigermaßen in Deine Nähe gekommen, war aber, abgesehen von der tödlichen Hitze, zu weiteren Reisen im Herzen nicht mutig genug. Mein Sorgenkind Hans, der sich noch immer nicht in das finden will, was das Leben fo(r)dert, veranlaßte mich zu einer Parforcetour nach Würzburg, wo er, wenn das Glück gut ist, bis Weihnachten endlich den Rest des medizinischen Examens machen wird. Dann, Mitte August, nach drei Tagen Aufenthalt dort, ging ich wieder zurück, fischte unterwegs in der Nähe von Husum meine Frau und mein jüngstes Küken, Dodo, auf und fuhr mit ihnen auf ein Gut in Nordschleswig, jetzt leider Jütland, zu Verwandten, wo wir drei Wochen angenehm und faulenzend verlebten.

Aber nach unsrer Rückkehr ist unter bösem Nervenkampf das Greisenalter bei mir eingetreten; wenn man bedenkt, ganz rechtzeitig, im Verlauf des sechzigsten Jahres. Ich kann es gar nicht begreifen, daß ich jemals mit Euch da oben, oder doch ein Stück Weg hinauf, auf dem Helikon gewesen bin. Hätte ich nur meine bescheidene, aber schöne Wohlbeleibtheit wieder; denn, was ich nie geglaubt, ich fühle es jetzt mit völliger Bestimmtheit, daß bei mir die Poesie im Fette gesteckt hat.

Heute abend gehe ich zunächst einmal in den „Geschundenen Raubritter", der hier aufgeführt wird, und sehe, ob das eine Aenderung bringen mag. Dodo hat es angestiftet; sie hält ihre Mutter und eine Schwester frei von ihren ersparten Groschen. Sie wachte heute morgen auf, indem sie ihren Gesangbuchvers hersagte und dann gleich die Worte „Theater! Theater!" in die Luft warf. Da muß ich doch mit und die andern freihalten!

Was macht Dein Junge? Er sollte mir ja etwas malen! Und der Soldat und die großen Mädel und vor allem Deine Frau? Mit einem Wort, wie geht es Dir? Denn wir stecken ja doch in allen, die wir lieben.

In G. Kellers Novelle in der „Rundschau" finde ich die Einleitung höchst langweilig, in dem übrigen die Erfindung doch zu dürftig; aber „Dietegen" und „Romeo und Julie", das sind zwei Perlen; in fast allen übrigen ist der Mangel eigner innerer Beteiligung; er hat keinen Glauben an das, was er uns vorträgt; er macht es wie eine Chrie, die ihm der Schulrektor aufgegeben hat.

*

Das Drama „Elfride" von Heyse, eines seiner ausgezeichnetsten, wurde nach mancherlei Schwierigkeiten in Straßburg uraufgeführt und gelangte später (1883) in München mit Hermine Bland, Kainz und Possart am Hoftheater zu vorzüglicher Darstellung. Vgl. in Erich Schmidts „Charakteristiken" den Aufsatz über „Elfriededramen".

Digitized by Google

Im November- und Dezember-Heft der „Deutschen Rundschau" erschienen Gottfried Kellers Züricher Novellen „Herr Jacques" und „Hadlaub". „Romeo und Julie auf dem Dorfe" und „Dietegen" sind freilich die Perlen der „Leute von Seldwyla". Damals waren Keller und Storm noch nicht in briefliche Berührung gekommen. Den ersten Brief, den der gemeinsame Freund Wilhelm Petersen veranlaßte, sandte Storm am 27. März 1877 an den Züricher Kanzellaren.

Heyse an Storm

München, 17. Dezember 1876.

Ich hätte Dir längst für viele schöne Dinge zu danken gehabt, für die Fortsetzung der Gesamtausgabe, die auf einmal einen so stattlichen Ruck in die Breite getan hat, für das kleine Ausgäblein des „Stillen Musikanten" und Konsorten, endlich für meinen Liebling in großer Gala, den Du mir direkt zugeschickt. Aber ich hatte alle Hände voll zu tun, um mit so vielem Werg an meiner Kunkel zu räumen, ehe die Feiertage kämen, mit ihnen mein Fähnrich aus Anklam, alle Hausvaterpflichten, Packereien und Plackereien, bis die Heiligabendglocke geläutet werden kann. Ein fünfaktiges Trauerspiel ist glücklich zum dritten- — hoffentlich letztenmal — fertiggeschrieben worden, ferner verschiedenes, wovon Du später mehr erfahren wirst, und ich bin höchst vergnügt, daß mir dies hitzige Scharwerken keinen neuen Schaden an Leib und Seele zugefügt hat. — Auch konnt' ich um so getroster das Schreiben an Dich vertagen, da Du „den letzten hattest" — obwohl ich durchaus nicht peinlich auf Umschichtigkeit halte. Wenn ich heut meiner Sonntagsruhe eine Viertelstunde abbreche, so geschieht's aus einem ganz eigensüchtigen Grunde. Paetels haben mich angegangen, ihnen eine Novelle zu ihrer Miniaturbibliothek zu überlassen. Potrebbe darsi, daß es zustande käme, natürlich nur mit Hertzens Konsens, den er hoffentlich nicht weigert. Möglich aber auch, daß er selbst auf einmal Lust kriegt, während er bisher in der Weise der aristokratischen alten Buchhändlerschule (Reimer, Hirzel usw.) jeden äußeren Apparat (sowohl an Reklame als an Ausstattung) fast zu peinlich verschmäht hat. In jedem Falle, Paetels wie Hertz gegenüber, wüßte ich gern, wie man sich bei Miniaturausgaben zu benehmen hat. Wenn es Dir nicht irgend unbequem ist — was Du natürlich ohne Umschweife sagen wirst — möchte ich Deine Kontraktbedingungen bei „Aquis submersus" erfahren, sub sigillimo!

Im Hause steht es recht erträglich, mein Weib hat einen Waffenstillstand mit ihren Leiden geschlossen, der freilich dem türkisch-serbischen verwünscht ähnlich sieht, aber auf Abschlag immerhin dankenswert ist. Die Kinder sind im Adventsfieber. Meine „Elfride" steht gottlob! erst für 1. Februar auf dem Repertoir, woraus leichtlich der 1. Oktober werden kann. Ich bin ein rechter Narr, mir wieder die Not um einen Erfolg zu machen, der im besten Fall mich nicht freut. Aber gib Du dem Theaterteufel den kleinen Finger!

*

Digitized by Google

Heyses „Liebling in großer Gala" ist die schöne Separatausgabe von „Aquis submersus".

Der Fünfakter ist „Graf Königsmark", der dann mit der Jahreszahl 1876 erschien.

Potrebbe darsi — es könnte sich machen.

Wilhelm Hertz ist Heyses Freund und Verleger.

Der türkisch-serbische Waffenstillstand, den Abd ul Hamid nach Entthronung des Sultans Murad schloß, und die am 13. Dezember in Konstantinopel beginnenden Friedenskonferenzen brachten in der Tat keine Lösung der wieder einmal brennend gewordenen orientalischen Frage. Es folgte der Russisch-Türkische Krieg, den erst der Berliner Kongreß am 13. Juli 1878 endgültig beschloß.

Storm an Heyse

Husum, 20. Dezember 1876.

Ich würde Dir doch zum Fest geschrieben haben; nun sammelst Du feurige Kohlen. Daß es Euch gut geht, hab' ich gern gehört; so kann ich nun, wenn bei uns der Tannenbaum brennt, mit ruhigem Herzen zu Dir hinüberdenken.

(Folgt eine finanzielle Auseinandersetzung, als Antwort auf Heyses Anfrage.)

Unter einigen psychologisch interessanten Zuschriften, die mir in puncto „Aquis submersus" zugingen, ist eine von einem Robert Weiß aus Berlin, der mir in lithographiertem Abdruck eine Umdichtung meiner Novelle in 245 gereimten sechszeiligen Strophen zuschickt und dafür um meinen Beifall bittet. — Manches darin hätte ich freilich wohl noch besser im Vers gesagt; aber dann hätt' ich's wohl freilich selber sagen müssen.

Es ist nach 10 Uhr abends. Draußen heult der Oststurm und stöbert der Schnee; Mama und die Kinder sind zu Bett; in meinem behaglichen Zimmer mit der geschnitzten Decke, das ich vor neun Jahren mir selbst gedichtet, sitzt meine Aelteste, Lisbeth, meine treffliche, geliebte Tochter, ihres Bruders Ernst Liebling, mir gegenüber und legt die letzte Hand an ein Weihnachtsspitzenkunstwerk für unsre Mama; Sonnabend abend, wenn wir beim Vergolden, Netzeschneiden und Baumaufputzen sind, kommt dann der Referendar Ernst aus Kiel, selbst ein leidenschaftlicher Weihnachtsmann. Alle Stuben stecken voll Geheimnis, oben und unten stößt man mit der Nase auf verschlossene Türen. Paßt es nicht zu dieser Weihnachtsstimmung, daß ich dieser Tage aus meinen Büchern zum Nachmittagslesen einen Band Fouqué herausgriff: „Waldemar der Pilger, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen." Eine wunderbar kindliche Welt; aber alles voll anheimelnder Stimmung; eine Luft, ein goldener Abendschein, wie es einst in einer weit hinter uns liegenden Gegend um uns war, wo wir uns einst als Kinder still und glücklich fühlten. Lies nur im zweiten Aufzug von „Eginhard und Emma" die paar Worte, wo der Kaiser nachts am Fenster steht. Das ist es, was ich meine. Doch Du hast in Deiner Bibliothek wohl nicht solche alte Scharteken, wie ich. In Fouqués dramatischen Sachen tritt dies natürliche, warme

Digitized by Google

Element viel mehr hervor als in seiner erzählenden Prosa; auch ist der Vers ihm günstig. Und so sähe es wohl friedlich und weihnachtlich um mich aus; aber ein Gespenst steht dahinter; die Angst um meinen Aeltesten, den kleinen hübschen, guten Jungen, dessen Du Dich vielleicht noch entsinnst; und gerade in den Weihnachtstagen wird es sich wohl entscheiden, ob ich unter meinen Kindern ein gescheitertes Leben ein für allemal zu verzeichnen haben werde. Doch ich will Dir damit heute nicht weiter kommen. Mein „stiller Musikant", der in der Tat sich zu seinem poetischen Abbilde, wie — in aller Bescheidenheit sei es gesagt — Goethe zum Werther verhält, ich meine in betreff der Knochen, freut sich seines unter dem Beifall der Lehrer und Freunde sich entwickelnden Gesangstalentes. Zum Sommer soll er seine Stuttgarter Studien beschließen und dann — so hoffe ich, daß es geschehen könne — noch einige Monate in Berlin unter Stern oder Stockhausen studieren, bevor er sich als Gesanglehrer vollständig entwickelt.

Noch eins muß ich erzählen, obgleich es kaum in diesen Weihnachtsbrief paßt. Vor einiger Zeit gegen Morgen werden wir durch einen prasselnden Donnerschlag geweckt und sehen nachher, daß der Blitz uns den einen Schornstein gespalten hat. Kurz darauf hat der Pastor auf der Insel Amrum, übrigens ein ins Land gekommener Bayer, Schwiegersohn unsers hiesigen Propsten, auf der Kanzel gesagt, da sehe man, wie Gott die Ungläubigen strafe. Anderswo würde er gesagt haben: „Sehet, wie gnädig Gott seine Vaterhand über sie ausgestrecket!" So etwas macht mir immer mehr Freude als meiner guten Frau.

Und nun leb wohl bis zum neuen Jahr! Lebten wir hundert Jahre früher, so würde ich vielleicht sagen: Bete für mich! Jetzt sag' ich nur: Behalt mich lieb! Frau und Kinder grüßen Dein Haus unbekannterweise und wünschen Euch mit mir frohe Weihnachten.

Solltest Du zufällig zwei Exemplare „Stillen Musikanten" erhalten und es nicht anderweit verwandt haben, so schicke mir, bitte, eins zurück. Meine vierzig Neffen und Nichten sind außerordentlich gierig auf die kleinen Bücher. Hast Du sonst darüber verfügt, so ist's auch gut.

Auf Deine „Elfride" werde ich immer gespannter; harre aber in Geduld.

*

Die erwähnte Szene von Fouqués „Eginhard und Emma" ist in der Tat typisch für Storms literarischen Geschmack. Todesahnungen, denen er ja oft Raum gibt, und Erinnerungen an Konstanze leben in ihm angesichts des einsamen, in die winterliche Landschaft hinausblickenden Kaisers Karl auf:

„Da jagt der Schnee. Hu, wieviel bunte Wirbel.
Zu morgen ist die Gegend ringsum weiß,
Weiß auch das Grab, drin Emmas Mutter schläft.
Ich säh's doch gern ein einz'gesmal noch grün,
Wie sich's an der Kapellenwand erhebt."

Digitized by Google

Storms Gegnerschaft gegen jede verstockte Pfäfferei, in der er sich mit Heyse verbunden wußte, ist allgemein bekannt.

„Der stille Musikant" ist Karl Storm, der dritte Sohn des Dichters, der als Musiklehrer in Varel 1899 starb. Nach seinem Bilde, nur ungleich weicher, und nach seiner Erzählung hat Storm seine Novelle „Ein stiller Musikant" (1874) gestaltet.

Storm an Heyse

Husum, zweiten Ostersonntag 1877.

Du schickst mir nur gedruckte Briefe, und auch ich schrieb Dir lange nicht. Es war keine gute Zeit, und auch jetzt ist es noch nicht besser. Du weißt ja, daß ich ein Sorgenkind habe, und eines ist genug, um die im natürlichen Lauf der Dinge schwächer gewordenen Kräfte ganz zu lähmen. Nachdem ich den Kampf um Vollendung des medizinischen Examens lang genug vergebens von hier aus der Ferne ausgehalten, entschloß ich mich, zum zweitenmal nach Würzburg zu reisen. In den fast vier Wochen, die ich vom 6. Februar an dort war, gelang es denn allerdings, die vier Hauptstationen glücklich zu vollenden. Das Schlußexamen, wie mir einer der Examinatoren sagte, sei eine Formalität; ich reiste ab, und nach vierzehn Tagen erhalte ich das Resultat „mittelmäßig", d. h. er kann und muß es nach drei Monaten („schlecht" sechs Monaten) wieder machen. Er ist fast elf Jahre auf Universitäten ... genug. Was soll ich Dir das weiter vorklagen! Das schlimmste ist, daß dabei auch meine literarischen Silberquellen nicht mehr fließen! Außerdem leidet mein Dritter, der sich in Stuttgart wesentlich zum Gesanglehrer ausbildet, seit Neujahr an allerlei Uebeln, die auch ihn nicht zum Ziel kommen lassen.

Ich bin nun zwar eine recht elastische Natur; aber — am 14. September werd' ich sechzig!

Tröstlich ist, daß mein Referendar Ernst jetzt hier bei uns wohnt, da er vorschriftsmäßig hier bei einem Rechtsanwalt arbeitet. Meine Aelteste, Lisbeth (einundzwanzig Jahre), will durchaus Michaelis nach Berlin aufs Konservatorium, wohin ich womöglich auch meinen Gesanglehrer dann auch noch auf einige Monate schicken muß. Nicht wahr, Berge genug zum Uebersteigen!

Glaube übrigens nicht, daß bei mir eine eigentliche pekuniäre Not eintrete; aber es ist unendlich quälend, das ererbte Kapital zu vermindern, das Frau und Töchtern zum notdürftigen Unterhalt dienen sollte, wenn für uns „der Tag des Lebens vorbei ist".

Dein Herz mag es bei Dir entschuldigen, daß ich Dir solche Kehrseite des Lebens zeige. Es muß aber meiner Natur nach sein, wenn ich wieder in anderm Ton Dir schreiben soll.

Dein „Skizzenbuch" habe ich mit Dank erhalten. Für mich sind das Schönste darin die beiden Sonette an Keller und an Kurz. Mein „Profil" hast Du so gewandt, daß es Dir selber einigermaßen ähnlich geworden ist, was ich als einen Beweis Deiner freundschaftlichen Gesinnung bestens akzeptiere.

Digitized by Google

Besonders gern hab' ich die „Landschaften mit Staffage" gelesen; Du weißt, die Landschaft ist nun einmal meine Sache! Deshalb hab' ich zwischen den gaukelnden Libellenliedern, womit Du Dein Weib überschüttest, auch süß und gern S. 118 in der Waldeinsamkeit mit Euch ausgeruht. Ueber das „Trennt Euch zuweilen" S. 126 haben ich und die Meine uns verständnisvoll zugenickt. Es hätte nun aber noch ein Gedicht folgen sollen, worin nach der Trennung das Wiedersehen fern von Hausgezänk und Sorge auf einsamer Insel empfohlen würde. Im Vertrauen, wir pflegen's immer so zu halten. Unter den „Bildern und Geschichten" war mir der „Cicisbeo", worin Du so energisch Dein Evangelium des Blutes predigst, schon bekannt. Besonders angemutet hat mich „Novelle". Sollte aber der häßliche Apostroph, der das Imperfektum zum Präsens macht, in Zeile 12 nicht vermieden werden können? Etwa: „Flieder-duft wehte herein zum Saale" oder dgl. Vielleicht könnte der Apostroph ganz gestrichen werden. Doch . . .

Abends.

Ich nehme noch einmal ein frisches Blatt, da ich Dir ja von einer alten Bekannten, einer Frau voll Sonnenschein, Grüße zu bestellen habe. Die Wochenblattsanzeige von zwei in der Ludwigstraße zu vermietenden Zimmern brachte mich nämlich in Kost (d. h. Mittag) und Pflege zu Frau Lina Strecker, bei der ich es die Zeit durch leiblich und geistig unendlich gut gehabt habe. Die heitere Frau hat einen Kreis junger, hübscher, liebenswürdiger Menschen, die täglich bei ihr aus- und eingehen. Ihre jüngste Tochter Wally (Walburg), neunzehnjährig, ein hübsches, kindliches Geschöpf, ist mit einem jungen Privatdozenten (Germanist), Erich Schmidt, verlobt, einem der anmutigsten jungen Leute, die mir je begegnet, der während meines Dortseins (mit vierundzwanzig Jahren) einen Ruf als außerordentlicher Professor der deutschen Literatur nach Straßburg erhielt, wo sein Vater Professor der Zoologie ist. Auch in Würzburg wollte man ihn, und zwar mit höherem Gehalt, halten, er hat aber den andern Ruf akzeptiert. Die liebenswürdige Anhänglichkeit dieser Menschen, die mir so bei Wege lang in den Schoß gefallen, sind der reine Gewinn meiner Würzburger Reise. Dein Angedenken wird dort freundlich gehegt; Dein treffliches Bild hängt in der besten Stube. Also nochmals — sei herzlich gegrüßt

Dein

Th. St.

*

Die gedruckten Briefe sind Danksagungen für Neujahrs- und Geburtstagswünsche.

Das langsame Verderben und Sterben des ältesten Sohnes Hans hat Storms Altersjahre und Spätdichtung aufs tiefste beeinflußt.

Gottfried Keller wird in den Sonetten von Heyse als „Shakespeare der Novelle" gepriesen.

Das „Profil" Storms, in dem das Entwicklungsmoment erlittenen Leides,

Digitized by Google

das ja wirklich die Stormsche Dichtung erst zu geschlossenen Gestaltungen emporbildet, stark betont ist, lautet:

„So zartgefärbt wie junge Pfirsichblüten,
So duftig wie der Staub auf Falterschwingen,
Sahn wir dich sommerliche Gaben bringen,
Im stillen Herzen Märchenschätze hüten.

Doch als die Tage heiß und heißer glühten,
Du sie verlorst, der galt dein junges Singen,
Begann ein Ton aus deiner Brust zu dringen,
Wohl stark genug, dein Wehe zu vergüten.

Nicht Märchen mehr und Träume wie vor Zeiten,
Wach schilderst du des Lebens bunte Szenen
Im Panzer goldner Rücksichtslosigkeiten.

Und deine Falter zeigen sich von denen,
Die gern in Flammen sich ihr Grab bereiten,
In helle Glut gelockt von dunklem Sehnen."

Das Gedicht S. 118 beginnt: „Den Wald durchläuft verworrner Stimmen Klang."

Die erste Strophe des Gedichtes S. 126 lautet:

„Trennt euch zuweilen,
Ihr glücklich Liebenden!
Ach, nur die Ferne
Glüht Seel' und Seele
Magisch zusammen;
Ach, nur die Sehnsucht
Vermählt euch ganz!

Die unverändert gebliebene Zeile der „Novelle" heißt:

„Der Flieder duftet' herein zum Saale."

Die Nachschrift des Briefes betrifft Storms Aufenthalt in Würzburg, wo ihm der berühmte Germanist Erich Schmidt während der Examensnöte nahekommt.

Heyse an Storm

16. April 1877.

Ich habe Dir schreiben wollen am ersten Tag, wo ich den Baum meines Lebens wieder von frischem Saft quellen fühlte. Die letzten Wochen waren zu dürr und träge, um davon zu reden. Nun geh' ich morgen von hier — Schachen bei Lindau, wo ich schon vor zwei Jahren mich von Italien erholte —, diesmal ganz so, wie ich gekommen. Es gilt also, noch eine ganze Weile stillhalten, schweigen, schlafen, der Zeit Zeit lassen. Meine selbstdiktierte Einzelhaft hätte mich vielleicht doch schon gebessert — zehn Tage sind immerhin lang genug für ein Experiment —, wenn nicht der Föhn und tagelanger Regen und fröstelnde

Digitized by Google

Zimmer mein Hiersein unerquicklich gemacht hätten. Basta! Es wird auch wieder sich wenden.

Ich mag aber nicht mein Pult wiedersehen, in welchem Dein letzter, leider so klagsamer Brief noch auf mich wartet, ohne Dir gedankt zu haben, daß es Dir eine Herzerleichterung war, mir von allem, was an Dir nagt, zu sagen. Ich will kein Wort darüber hinzufügen, das doch nur nach einem Gemeinplatz klingen würde, wie jedes Wort, das in solchem Falle keine Tat ist. Wenn zu einer solchen jemals die Stunde käme, weißt Du, wo Deine Freunde zu finden sind.

Petersen hab' ich leider versäumt. Ich hätt' auch wenig von ihm haben können. Ein Gespräch von einer halben Stunde, ein Brief von vier Seiten rühren mir die Nervenschmerzen in den Schenkeln wieder auf.

Inzwischen werden zwei jener Sünden, für die ich jetzt diese Buße zahlen muß, zu Dir gelangt sein. Da Du dem Theater ganz fern stehst, wär' mir's um so interessanter, mit Dir von diesen Stücken zu plaudern. Aber ich kann Dir so ein einseitiges Gespräch nicht zumuten, da ich noch lange auf den Postkartenstil angewiesen bin. So darf ich auch auf manches, was ich in betreff des Skizzenbuches mit Dir besprechen möchte, nicht eingehen.

*

„Elfride" und „Graf Königsmark" sind diese „beiden Sünden". Sie gehören zu Heyses besten Dramen, deren Wiederbelebung auf der Bühne wahrlich der Mühe wert wäre.

Heyse hat jahrelang unter schweren Nervenschmerzen gelitten, die erst 1881 verschwanden.

Storm an Heyse

Husum, 16. April 1877.

Durch Petersen weiß ich, daß Du wieder Deinen Nervenleiden verfallen bist; da hätte ich Dir denn wohl einen besseren Brief schreiben sollen als die neuliche Klageepistel. Nun mußt Du heute noch hören, daß Du uns hier im Hause eine große, mir besonders die allerherzlichste Freude bereitet hast. Wir haben Deine „Elfride" gelesen. Das ist schön, hinreißend, erschütternd schön; ich habe von Dir nichts Schöneres und überhaupt lange nicht etwas von so reiner Schönheit gelesen. Mein Sohn Ernst, ein vorzüglicher Vorleser mit zum Herzen dringendem Organ, und ich lasen es den Frauen vor; und wir waren alle tief erschüttert, noch am andern Tage hatten wir's in Blut und Nerven. Mit nie nachlassender Frische, alle Motive ausnutzend, je weiter dem Ende zu, desto stärker und zugleich immer mehr Klarheit nach rückwärts hin verbreitend, geht diese Dichtung durch alle Abgründe des Herzens; freilich, vor zwanzig Jahren hättest Du sie nicht schreiben können. Ich bin begierig, wie sie auf der Bühne gelten wird; denn sie wirkt eigentlich wie ein mächtiger Gesang; auch hat sie keine Ruhepunkte.

Digitized by Google

Aber das weiß ich, daß alle deutschen Theater, die Dich nicht kniefällig um diese Dichtung bitten, die nicht alles tun, um sie ganz, wie Du sie geschrieben, zur lebendigen Darstellung zu bringen — des Sängers Fluch treffen muß, daß auch nicht eine Säule von ihnen stehen bleibt.

Für die beiden Hauptpersonen wird es freilich nicht leicht sein, die Darsteller zu finden; denn namentlich in den beiden ersten Akten wird es sehr auf die feine Linie ankommen.

Was Wichert Dir dagegen geschrieben haben mag und ob er in einzelnen Punkten recht haben mag — denn gegen welches Menschenwerk ließe sich nicht hie und da mit Fug etwas vorbringen — das Ganze ist aus dem tiefsten Born geschöpft, und Du sollst dafür einen Kranz tragen, solang die deutsche Sprache dauert.

Mein Junge, der sonst mit aller Ungenügsamkeit der Jugend ausgestattet ist, bittet ausdrücklich, Du mögest auch Gruß und Dank von ihm annehmen.

Nun aber ruhe und werde wieder gesund zur Freude aller, die Dich lieben.

Deine Frau oder eins Deiner Kinder möchte ich um die Güte bitten, mir ein paar kurze Worte über Dein Ergehen und über die Aufführung Deines Dramas zu schreiben. Ich bitte recht sehr darum.

Nächstens lesen wir, wenn die „Elfride" mir erst etwas Ruhe läßt, den „Grafen Königsmark".

Ich treibe noch tief in allen möglichen Sorgen des Lebens.

*

Es folgt die Todesnachricht Wilfried Heyses, der im siebenten Lebensjahre am 20. Juni 1877 in Tübingen nach einer Mandeloperation an Diphtheritis und hinzugetretenem Scharlachfieber starb. Dies Unglück haben Paul und noch unverkennbarer Anna Heyse nie verwunden. Wilfried, nach Mariannes Tod das einzige Kind dieser Ehe, war — nachdem Ernst, der Sohn aus erster Ehe, dreizehnjährig gestorben war — an Charakteranlagen und geistiger Begabung das am reichsten bedachte Kind Heyses, nach dessen Ableben die letzte starke Hoffnung auf einen blutsverwandten männlichen Erben Heyseschen Wesens endgültig geschwunden ist.

Storm an Heyse

Husum, 24. Juni 1877.

Mein armer lieber Freund!

Gestern mittag erhielt ich Euern schwarzen Brief; gestern abend kam Petersen und ist eben wieder fortgereist; aber wir haben immerfort zu Euch hinüberdenken müssen. Der kleine liebe Kerl; nun werd' ich vergebens auf das längst versprochene Gemälde warten müssen, das ich zum Entgelt für meinen Kater von ihm haben sollte.

Andre verlieren ihre Kinder durch das Leben, Du verlierst sie durch den Tod; Leid ist überall. Ich habe das Letzte noch nicht empfunden; aber ich weiß

Digitized by Google

wohl, wenn unsre kleine Dodo stürbe, so bräche mein Haus zusammen. Ihr seid noch jünger; Deine Frau wird es hoffentlich tragen können. Meine Frau, die ein Herz voll leidenschaftlichen Mitleids hat, drängt sich zu der Deinen; sie bittet mit Tränen in den Augen, ihr das zu sagen. Was ist auch sonst zu sagen? Könnte ich bei Euch sein, ich glaube, das wäre gut; aber wir sind so weit getrennt, daß auch wir uns vielleicht niemals wieder sehen.

Aber das wollte ich nicht sagen. Nimm die Versicherung meiner herzlichen treuen Freundschaft, das ist alles, was ich zu geben habe; und sage das auch Deiner Frau. Und haltet fest zusammen.

Auf ein schriftliches Wort von Dir will ich geduldig warten.

*

Dodo Storm ist 1868 geboren und heiratete später den Chemiker Bachs.

Es folgt nun eine lange Pause in den Briefen Heyses, der mit seiner Gattin durch Italien reist, ruhelos, immer verfolgt von dem Schatten dieses geliebten Kindes. Angesichts dieses ganzen Briefwechsels bleibt es ja ein Rätsel, wie man von Heyse sagen konnte, er habe nicht der Schmerzen unendliche gelitten. Und um so stärker erwacht die Bewunderung, wie er sich immer wieder zur künstlerisch-menschlichen Synthese durchrang!

Storm an Heyse

Husum, 14. September 1877.

Mein teurer Freund!

Es ist der Morgen meines sechzigsten Geburtstages; ein großer Korb mit Blumen, den junge Hände mir hingestellt, durchduftet mein Zimmer; aber es ist Herbstduft; und ich leugne nicht, daß mein Gemüt bewegt ist. Der alte Volksreim hat recht: „Sechzig Jahr' fängts Alter an." Du wirst das in betreff meiner nächstens auch in „Westermanns Monatsheften" dokumentiert finden; die Lust, der Reiz des „Fabulierens" verläßt mich.

Und es wird mir recht schwer werden, mich auch ohne das einzurichten. In jeder Beziehung.

Jetzt in der noch unberührten Morgenfrühe gedenke ich derer, die ich liebe, die mir fern sind, durch den Tod oder durch das Leben. Daß ich Dir heute schreibe, das soll heißen, vergiß mich nicht, erhalte mir Deine freundschaftliche Teilnahme auch für den Rest meines Lebens. Wir haben in gewissem Grade ein ähnliches Geschick; nur daß Du mir in einem, ich Dir in einem andern Schmerz voraus bin.

Deinen Brief schickte Freund Petersen mir; er, ich meine Petersen, ist sinnig; er weiß mit linder Hand seine Teilnahme zu erweisen; ich bin begierig, ob er heute kommen wird. Deine Frau häuft Kränze auf das Grab des Kindes; laß sie nur damit fortfahren; wenn sie es jahrelang getan, so wird es weniger sichtbar sein, und zuletzt wird wieder das freundliche frische Kindergesicht aus den Blumen hervorblicken, das ja nicht vergessen werden kann noch soll.

Digitized by Google

Was soll ich heute Dir noch sagen; es ist dies ja nur ein Gruß, den ich nicht zurückhalten konnte.

*

Storms Novelle „Carsten Curator" erscheint bald darauf in „Westermanns Monatsheften".

Heyses Antwort, eine Karte, fehlt. Aber Storm berichtet am 27. Februar 1878 an Gottfried Keller, Heyse habe ihm aus Neapel geschrieben, „daß sie den Erdgeschmack nicht von der Zunge bringen könnten".

Storm an Heyse

Husum, 24. November 1877.

Gestern erhielt ich Deine Karte; das schön gebundene Dedikationsexemplar der „Moralischen" habe ich mit ein paar freundlichen Worten von Hertz schon vor vierzehn Tagen erhalten. Ich habe alles gern gelesen und wieder gelesen; denn wenn ich Deine Sachen lese, so bin ich bei Dir, und wie lieb mir diese Gesellschaft ist, das weißt Du. — Wie Du in dem „Getreu bis in den Tod" die Leiden einer Mutter zu glücklichem Schluß geführt hast, so habe ich in meinem „Carsten Curator" (Korrektur für „Westermanns Monatshefte" ist schon längst dagewesen, kommt aber noch immer nicht) des Vaters Anteil behandelt. Leider war ich sehr gedrückt während der Arbeit, und so — wider bessere Erkenntnis, aber wie unter einem Bann fortarbeitend — ist die Sache trotz aller aufgewandten Kunst im übrigen Arrangement wohl eher peinlich als tragisch geworden. Und wäre von vornherein so leicht anders zu machen gewesen! Nun — wie Du sagst: „Transeat cum ceteris."

Ich kann es um so leichter sagen, da das, was mich — und so viele Jahre — drückte, jetzt plötzlich zu weichen scheint. Mein Aeltester, Hans, ist seit etwa vier Wochen Arzt in einer kleinen, wohlhabenden Stadt Holsteins (Heiligenhafen), hat ein kleines Gehalt vom Magistrat für Vertretung des Physikus am städtischen Krankenhaus, schon einen hübschen Kreis von Patienten und doktert lustig drauflos. Mein Referendar Ernst arbeitet hier beim Rechtsanwalt, mein „stiller Musikant" macht seine letzten Gesangstudien in Berlin bei Stockhausen (teurer Spaß!), meine treffliche Tochter Lisbeth schreibt heitere Briefe aus Stuttgart, wo sie auf dem Konservatorium ist, kurz, alles scheint in richtigem Schwung, und so erwarte ich auch dies Jahr gute Weihnachten. Hab' auch ein seltsam Stück aufs neue auf der Staffelei; so aus 1700—50. Von Deinen „Moralischen" hat dennoch, wohl wegen des Deutsch-Romantischen darin, die Jorinde den größten Reiz für mich; das Seeweib scheint mir ein wenig gewaltsam komponiert, auch das Ende etwas zu äußerlich angesetzt. Eine hübsche alte, traurige Geschichte, und, wie ich denke, gerade im rechten Ton erzählt ist „Die Kaiserin von Spinetta", das muß sich gut vorlesen lassen, glaub' ich, und ich will's nächstens mal versuchen.

Aber nun Du und Dein Weib! Hätte ich zu regieren gehabt, ich hätte Euch nicht aus Euren vier Wänden losgelassen; so etwas heilt am sichersten

Digitized by Google

da, wo die Wunde geschlagen ist, und ich wünschte herzlich, daß Ihr nach Hause, statt nach Rom reistet. Da ich nichts zu sagen habe, so können nur meine innigsten Wünsche Euch begleiten.

An Petersen habe ich Deinen Gruß schon bestellt; vielleicht schreibt er Dir auch, da ich ihm Deine Adresse angegeben. Er war vorigen Sonnabend auf Sonntag bei uns.

Sagen muß ich Dir auch noch, wie liebenswürdig unser alter „Chevalier", wie er mir schreibt: „mit Erlaubnis zu sagen: jetzt Geheimer Regierungsrat", sich gegen meinen Musikanten benimmt. Erst hat er ihn mit großer Energie bei Stockhausen untergebracht, und wenn Karl sich eine Zeitlang nicht bei ihm sehen läßt, so läuft der Geheimrat selbst zu dem Jungen und sieht nach, ob ihm etwas fehle. — Wollen wir nicht beide zum Frühjahr einmal auf drei Tage nach Berlin und die Reste der alten Kumpane aufsuchen. Ich bin sehr geneigt dazu. Bitte, überleg Dir's mal!

So, und nun schreib mir auch aus Rom ein paar Zeilen.

*

Das neue Stück Storms aus 1700—50 ist „Renate".

Chevalier ist der Beiname Karl Zöllners, des späteren Sekretärs der Akademie der Künste, in der Berliner Dichtergesellschaft „Der Tunnel über der Spree", wo er mit Kugler, Heyse, Storm, Fontane u. a. zusammen war.

Heyse an Storm

Rom, Via del Corso 18, 1878.

Ich habe gestern Deine „Renate" gelesen, mit großer Bewunderung Deiner Kunst und der wundersamen Welt, die sie von den Toten auferweckt. Der Held bleibt freilich an einer Grenze stehen, über die man ihm gern hinaushelfen möchte; daß Du es gleichwohl nicht getan, ist ein Zeugnis Deiner feinen, weisen Selbstbeschränkung, in der sich „erst der Meister zeigt". Denn die Zeit der Selbsthilfe und Selbstbefreiung war damals noch nicht angebrochen. Wie die Geschichte von originellen kleinen Zügen wimmelt, die sich der Phantasie unvergeßlich eingraben, brauche ich Dir nicht zu sagen. Du hast ja Deine Freude beim Erfinden und Hinzeichnen gehabt. Aber schön ist es, daß Du bei alledem — zumal die Tonart ja Deine Lieblingsakzente gestattet — durchaus nicht der Manier verfällst, sondern immer wieder mit frischem Respekt vor der Natur und ganz eigner Liebe ans Werk gehst. Dies ist eine Charaktertugend, die mehr Ehre macht als aller Glanz des Talentes.

Und nun laß Dir nach so langem Schweigen die Hand drücken, mein Teurer, und sagen, daß Du nichts an meinen ungeschriebenen Briefen verloren hast. Von den Dingen hier herum kann man nur zu denen reden, die sie kennen, und von uns zwei armen Menschen war immer nur das alte Lied zu singen: daß wir noch krank sind und das alte Universalmittel Zeit, obwohl die Dosis ganzer neun Monate nicht klein ist, nicht das geringste zu unsrer Besse-

Digitized by Google

rung geholfen hat. Wenn wir Ende Mai in unser spukhaftes Haus und die unheimliche Heimat zurückkehren, haben wir ein gut Stück Welt durchwandert und finden uns auf dem alten Fleck. Die Gabe nicht nur, auch die Hoffnung und der Wunsch, uns freuen zu können, sind ganz entschwunden. Nur die Aussicht, im Mai eine Woche mit unsern großen Mädeln und ihrer Großmama und Tante in Verona, Padua und Venedig herumzuwandeln, lächelt uns frühlingshaft entgegen. Im übrigen erschweren freilich die wachsenden leiblichen Nöte und Beschwerden meiner armen Liebsten jeden Aufschwung des Lebensmutes. Die letzte ganze Woche, während Scirocco den Himmel zu seinem grauesten Stirnrunzeln brachte, lag sie zu Bette, im düsteren Zimmer, in der Fremde — mit Schmerzen — ohne Hoffnung — Du begreifst, daß der Mund einem versiegelt wird, von so finsteren Tagen und haarsträubenden Traumnächten zu reden. Manchmal war die Uebermacht des Spuks so stark, daß ich tagelang die römischen Ruinen mit seiner Staffage bevölkert sah. Zu einer resoluten gesunden Arbeit konnt' es dabei nicht kommen, solch ein Stoß gutes weißes Papier die Spuren meiner schwarzen Stunden auch trägt. Du wirst das alles einmal verstehen, wenn wir mündlich davon reden. Ich bin eben müde und mürbe, lieber Freund, und nicht mehr jung. Ich hatte früher eine gute Heilhaut; aber zu achtundvierzig Jahren will sie nicht mehr so flink ihre Schuldigkeit tun wie zu achtunddreißig. Ich schrieb neulich meiner guten alten Tante Luise Kugler, bei der meine Kläre jetzt römische Anemonen malt, ich sei moralisch durchgelegen. Ich weiß keinen bezeichnenderen Ausdruck. Aber wir kommen wohl noch einmal in die Höhe.

Petersens Romfahrt ist uns sehr erfreulich; ich bin aus seinem letzten Brief nicht klug geworden, ob er schon vor Mitte April abreist und wann. Uns trifft er noch am 15. hier, dann in Neapel. Bitte, schreibe ihm auf einer Postkarte, daß unser ursprünglicher Termin hinausgerückt sei; ich hatte ihm den 10. angegeben.

*

Das spätere Gedicht aus den Kindertotenliedern: „Der Mond stand überm Palatin" gestaltet diese spukhaften Erscheinungen des toten Wilfried in den römischen Ruinen.

Luise Kugler, die Schwester Franz Kuglers, eine ursprüngliche, derbe und gütige „Natur", wird im ersten Bande von „Heyses Jugenderinnerungen und Bekenntnissen" geschildert. Besonders ihre lustigen Kämpfe mit Geibel leben da wieder auf.

Der hier so oft erwähnte Wilhelm Petersen aus Schleswig, der gemeinsame Freund beider Dichter, kommt nicht nach Rom zu Heyse.

Es folgt die Verlobungsanzeige Julie Heyses, der älteren Tochter, mit Dr. Hermann Baumgarten.

Storm an Heyse

Husum, 16. Juni 1878.

Endlich, da ich Dich wieder heim weiß, komme auch ich zum Schreiben; ich könnte wohl sonst noch vor dem schwarzen Strich ganz aus Deinem Gesichts-

Digitized by Google

kreise entschwinden. Zunächst also meinen Glückwunsch zu Eurem Familienereignis; es muß ein wunderlich Gefühl sein, so eine Tochter einem Fremden anzuvertrauen; bei mir ist dergleichen noch nicht vorgekommen, aber ich hatte doch einen Vorspuk davon, als bei der Aeltesten mal ein Unrechter anklopfte. Möge es Deinem Kinde und somit Dir und den Deinigen denn zum Glücke werden! D. h. möge dieses flüchtige Wesen sich die Schwelle des jungen Paares so weit merken, um immer wieder einmal bei ihnen in die Tür zu gucken. Dann wird die unentbehrlichere Schwester des Glückes, die Hoffnung, unter ihrem Dache bleiben. Der alte dumme Vers: „Wenn die Hoffnung nicht wär', so lebt' ich nicht mehr" ist unglaublich richtig. Mir, der ich so alt bin, will sie jetzt zeitweise fast entschwinden, wenn ich die Abnahme meiner Kräfte fühle. Aber Du, der Du fast um eine volle Jugend jünger bist, brauchst nicht auf sie zu verzichten, wenn es auch, wie Petersen mir schreibt und wie ich es herzlich bedaure, Dir zurzeit noch keineswegs erwünscht geht. Schicke mir aber doch aus Deinem Sommeraufenthalt wenigstens per Karte Deine Adresse und ein Wort über Dein Ergehen, damit ich doch einen Gruß hinüberfliegen lassen kann.

Daß Du in Rom meine „Renate", und zwar gern, gelesen hast, ist mir eine ganz besondere Freude gewesen; ich werde in den letzten Jahren immer mißtrauischer gegen mein eignes Können. Einen Teil Deines Lobes muß ich wohl bescheiden ablehnen; die Komposition lag zum Teil im Stoff, der der Esmarchschen Familienchronik entnommen ist. Es wird erzählt, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Sohn eines Pastors Esmarch — die Esmarchs waren derzeit durch viele Geschlechter Pastoren — seinem Vater auf dessen Verlangen auf dem Todbette versprochen, die von ihm geliebte Tochter eines wohlhabenden Bauern nicht zu heiraten, weil dieser in dem Rufe stand, es mit der schwarzen Kunst zu tun zu haben. Der Sohn hielt das Versprechen, aber die Liebe dauerte fort, und als der Sohn, der unverehelicht blieb, kränkelte und seinem Predigtamt entsagte, lebte er bei seinem Bruder (bei mir Vetter), der ähnlich, wie ich den Vater skizziert habe, gezeichnet wird; die getreue Geliebte aber kam über die Heide zu ihm geritten; doch niemand im Dorf verriet das dem heftigen Bruder. Der Poesie und der Historie zu Willen habe ich den inneren Konflikt auch in die Brust der Liebenden selbst und die Vorgänge dann um ein halb Jahrhundert zurückgelegt. Selbst der blinde Predigergreis und — nach den neuesten Forschungen meines theologischen Neffen — die Supplik wegen des sauren Bieres und des schlechten Kellers gehören andern Partien derselben Familiengeschichte an.

Von Petersen habe ich nur noch Postkarten gesehen; wir können beide nicht vom Fleck; aber nächstens wird er doch wohl einmal kommen und sein Füllhorn ausschütten.

In meiner Familie geht jetzt alles einen leidlichen Gang; Hans, mein Sorgenkind, ist Arzt in einer holsteinischen Stadt, und wenn er auch von guter Wirtschaft noch — oder streichen wir das „noch" vielleicht richtiger — keinen Begriff hat, so zeigt er sich doch als leistungsfähiger Arzt. Mein Jüngster

Digitized by Google

scheint fast zuerst sich existenzfähig gemacht zu haben; ich hielt ihn diesen Winter in Berlin, wo er sich bei Stockhausen für sein Gesanglehrertum etwas weiter ausbildete, wo er aber wegen Rachenkatarrhs das Pech hatte, meist nur audiendo zu lernen; jetzt ist er Musiklehrer in Varel (Großherzogtum Oldenburg) und hat schon seine Woche voll besetzt. Meine Mutter habe ich auch noch, körperlich schwach zwar, aber geistig noch ziemlich dieselbe in dem alten Familienhause; als ihr ältestes Kind bin ich auch nur zwanzig Jahre jünger als sie.

*

Der Stoff der „Renate" entstammt den „Bildern aus dem Predigerleben der Vorzeit" 1—3 von dem zur Familie Esmarch gehörenden H. N. A. Jensen († 1850), Pfarrer in Boren, in Biernatzkis Volksbüchern 1850/51.

Die Supplik wegen des sauren Bieres sagt folgendes: „Von Mitten in Majo bis an Anfang Octobris habe kein frisch und kühl, sondern nur saur Bier. Was mir das vor eine Plage gewesen, ist Gott am besten bekannt; wieviel auch in der Zeit von solchen Gaben Gottes salvo honore zum Schweinentrank hingießen lassen, will mit Stillschweigen seufzend vorbeygehen."

Heyse an Storm

München, 31. Oktober 1878.

Lieber Storm, uns ist eine unsanfte Kunde durch Freund Petersen gekommen: Du hast schwere Sorge um Deine liebe Frau gehabt. Laß mich bald durch eine Zeile erfahren, daß dies praeteritum nunmehr plus quam perfectum sei. Was gäb' ich drum, wenn ich mit unsern Hauskreuzen auch erst so weit wäre. Aber in der Hauptsache ist's durch die Fürbitte des Engadiner Heiligen um kein Haar besser geworden, und manche Nebensächlein haben sich verbösert. Nur meinen Dämon hat das eifrige Exorcieren und Besprengen mit Parazelsuswasser dermaßen eingeschüchtert, daß er jetzt ein wenig Frieden gibt. Ich habe wieder zu leichterer Arbeit Stimmung und Vermögen und denke es jetzt fein mit Maßen zu treiben, um die Wiederkehr dieser ganz niederträchtigen Zustände zu verhüten. Du hast keinen Begriff, wie das tut, in den sog. besten Jahren greisenmäßig herumzuschlottern und den bitteren Kampf zwischen Wollen und nicht Können beständig in sich toben zu fühlen. Ich wurde darüber stumm und störrig, verstopfte mir die Ohren gegen jeden Mahnruf meiner Freundesseele und bin auch Dir ganz abhanden gekommen. Du weißt aber, daß Treue meine unausrottbarste Passion ist.

So las ich auch mit großer Freundesfreude Deinen „Carsten Curator" in dem neuen Buch; eine sehr trefflich geformte und nachdrücklichst hingestellte Geschichte, von Deinem besten Kaliber. Schönsten Dank dafür. Ueber die andre habe ich Dir schon geschrieben. Ich lese sie nun wieder an einem guten Tage. Dir schicke ich nächstens meine Nr. 12 und bitte Dich nur, die dritte Geschichte dieses Bandes, die Dir vielleicht schon bekannt ist, gleichwohl wieder anzusehen, da ich gegen das Ende eine wesentliche Nacharbeit darangewendet habe. Für

Digitized by Google

diesen Winter will ich mich ganz ins Drama vertiefen, so hoffnungslos diese freie Kunst für einen Menschen meines Schlages ist, der froh ist, wenn seine Sachen hinterher nur ja nicht aufgeführt werden, und der am allerwenigsten, selbst wo er vor dem Verunstalten leidlich sicher wäre, die nötigen Supplikantenschritte zu diesem Zweck zu tun sich entschließen kann. Ich freue mich mit einer förmlichen Schadenfreude auf das posthume Glück, das ich mit diesem oder jenem der jetzt totgeschwiegenen Stücke dereinst noch machen werde.

*

Storms Gattin lag an einer Gehirnentzündung danieder, von der sie sich nur langsam erholte.

Heyses zwölfte Novellensammlung ist „Das Ding an sich und andere Novellen".

Storm an Heyse

Husum, 3. November 1878.

Ich dachte: zürnt er dir? aber weshalb? dann wieder: sie sind ja auch alle tot, die wir gemeinsam kannten. Nun aber freue ich mich, daß Du noch da bist; ich möchte mit dem Altwerden auch nicht gern vereinsamen; brauche es freilich auch nicht zu fürchten, da ich sehe, daß mich die Jugend liebt. Nur mußt Du mir nicht abhanden kommen; wir haben auch eine gewisse Gemeinsamkeit des Schicksals. Angeknüpft zu meiner großen Genugtuung habe ich mir noch den braven Keller, und wir kommen herzlich und trefflich miteinander aus, was denn auch nicht schwer ist bei dieser innerlichst bescheidenen Natur. Daß Du unserseits nicht vergessen warst, magst Du daraus schließen: unsre zehnjährige Dodo stöhnte und schrie gestern morgen im Schlaf kurz vor dem Erwachen. Später befragt, was ihr geträumt, sagte sie: ja, Paul Heyse hätte ihre Mama erwürgen wollen. Drei Stunden nach diesem liebevollen Gedenken kam Deine freundliche Nachfrage nach Mamas Befinden. Es war ein wunderlicher Zufall; wir kamen in der Nacht von Friedrichstadt (zwei Stunden von hier), wo mein trefflicher fünfundsechzigjähriger Vetter Stuhr, ein tüchtiger Fabrikant und Kaufmann und zugleich mein Jugendgenosse, seine erste Tochter taufte. Verwandtschaft von weit und breit, Champagner in Strömen. Als wir zu Haus waren und Arm in Arm in unsre Schlafstube hinaufstiegen, griff meine Frau Do sich plötzlich nach dem Hinterkopf: „Oh, mir wird so wunderlich zumute!" Da war es. Druck am Gehirn und Schwindel; sie wollte als rüstige schleswigholsteinische Hausfrau meinem Bruder, unserm trefflichen Arzte, nicht parieren, der ihr sagte: „Du legst dich ins Bett;" schleppte sich hin, bis sie denn mußte — dann stramme Kur; aber seit einigen Tagen wirtschaftet sie wieder tüchtig umher. Ich dachte schon, es ist ganz fort, da kam sie gestern abend wieder zu mir herauf und setzte sich still in den Lehnstuhl; es war wieder so ein Anflug da. Heut (Sonntag) morgen ist es wieder gut. Aber — ich habe das Gefühl, es ist etwas da, das streng bewacht werden muß. Lieber Freund, ich erzähle Dir das so umständlich, und Du kennst ja nicht einmal diese Do, die in ihrem

Digitized by Google

nun bald fünfzigsten Jahre noch so mädchenhaft aussieht. — Was ist es denn eigentlich, das bei solcher Jugend Deiner Frau ein stetes Lebenshindernis ist? Das teilnehmende Herz der Meinen will es doch gern näher wissen. Ich glaube, Ihr solltet nur hier bei uns an der Nordsee leben; wir haben doch viele Plagen weniger als Ihr im breiten Lande. Daß es Dir besser geht, ersehe ich aus den schönen Versen, die Du mir geschickt hast. Mein Ernst, der Jurist (mein alter ego), und ich haben beim Nachmittagstee (immer nur eins zurzeit) das an Scheffel und das an Laistner gelesen und beidemal zusammen ausgerufen: „Das ist schön, das ist wahrhaft schön!", wenn auch in der ersten Hälfte des letzteren für nicht Italiens Kundige etwas zuviel Reisebrief dabei ist. Heut beim Sonntagstee folgen die andern.

Deine „Frau v. F." erinnert mich an ein Bild von Delaroche: „Die Hinrichtung der Johanna Grey", worauf man kein einziges Auge der dargestellten Personen sieht und das dennoch seine Wirkung tut. So ist in Deiner Novelle kein (oder doch fast kein) Gespräch, und ich muß es Dir zugeben, daß man es nicht vermißt, die Lebendigkeit der Darstellung ist vollständig bis zu Ende durchaus vorhanden. Das sind wohl altitalienische Novelleneinflüsse. Nur eines widersteht mir bei dieser trefflichen Geschichte, was aber für diese selbst nebensächlich ist: daß nämlich die Erzählerin die ganze Begebenheit unter den Gesichtspunkt einer getrennten Betrachtung von Körper und Seele stellt. Daß eine Frau, besonders eine Frau, ihren Körper aus objektiver Ferne als den „andern", den Sinnenträger an sich, betrachtet, ist nach meinem Gefühl häßlich, denn nur durch die innigste, unauflöslichste Verbindung des Seelischen mit dem Sinnlichen wird das letztere schön und in der Kunst berechtigt. Ich meine, Du solltest das herausoperieren und dafür was andres, Schöneres an die Stelle setzen. Worüber Du klagst, daß es Dir geschehen, das Wollen und Wissen und doch nicht Können, damit habe ich mich in diesem letzten Sommer aufs Bitterste herumgeschlagen; nur kommt bei mir noch die Furcht vor der instans und irreparabilis senectus hinzu. Die Novelle „Zur Wald- und Wasserfreude", die ich zweimal ins reine arbeitete und die endlich was andres wurde, als ich anfangs wollte, wird Deinen scharfblickenden Augen den Beleg geben. Ich denke nämlich, daß die „Rundschau", die so viel schlechte Novellen druckt, sie nicht verschmähen wird. Vielleicht schicke ich Dir die Korrekturbogen. Etwas liegt an der Kleinheit des Stoffes, es mußte alles aus der Luft herabgesponnen werden. Was ich möchte, wäre, daß ich wieder einmal etwas so Gutes und Heiteres schreiben könnte wie meinen „Vetter Christian". Deinen Dramenzorn und „Schmerz" begreife ich und sympathisiere überall mit Dir. Aber laß mich doch endlich einmal hören, weshalb die „Elfride" nicht aufgeführt ist; ich meine, sie war doch angenommen.

Eines aus der Familie muß ich Dir noch erzählen: Mit meinem Karl, dem „stillen Musikanten", hattest Du recht, er ist vielbeschäftigter und beliebter Klavier- und Gesanglehrer in der sehr anmutigen oldenburgischen Stadt Varel, obgleich der Jüngste von den Söhnen, vollständig auf eignen Füßen. Ich besuchte ihn im Sommer auf drei Tage, was eine rechte Erquickung war. Am letzten Abend

Digitized by Google

stand, als ich in mein Hotelzimmer zurückkam, von seiner Lieblingsschülerin, die ihn selbst trefflich zum Gesang begleitet, ein Rosenstrauß auf meinem Tisch, und ich schrieb ihr auf einer Karte zurück:

„Die Tage sind gezählt, vorüber bald
Ist alles, was das Leben einst versüßt;
Was will ich mehr, als daß vorm Schlafengehn
Die Jugend mich mit frischen Rosen grüßt!"

Bei meinem Sorgensohne Hans, praktischer Arzt in Heiligenhafen, beliebt und ganz tüchtig, wenn nur . . ., ist jetzt seine älteste Schwester, meine treffliche und tüchtige Lisbeth, die ihr Musikstudium in Stuttgart aufgeben mußte, weil sie sich die Hand — nichts Seltenes dort — überspielt hat. Was sie mit ihrer tapferen Seele ausrichtet, steht denn zu erwarten.

Du siehst, ich habe Freud und Leid wie Du und wie es Menschenlos ist.

NB. Meinen verstümmelt angekommenen Toast zu Deiner Hochzeit lies, bitte, in meiner „Halligfahrt" nach. Deine Nr. 3 von Nr. 12 soll treulich nachgelesen werden. Das Lob für meinen „Carsten Curator" darf ich wohl annehmen; nur tut es mir leid, daß ich dem Leichtsinn des Sohnes nicht mehr poetischen Gehalt gegeben habe; das „Peinliche" wäre dadurch vermindert, das — trotzdem ich diese Gestalt möglichst in den Hintergrund zu drücken suchte, jetzt doch vorhanden ist, so daß, wie ich glaube, der eigentliche Wert der Dichtung erst bei zweiter Lesung zur Geltung kommt.

*

Im nächsten Brief weist Heyse den Vorwurf wegen des Dualismus der „Frau v. F." höchst geistreich zurück.

Der verstümmelte Toast zu Julie Heyses Hochzeit lautet: „Dat et uns wull ga up unse ole Dage." Ihn ruft Martje Flor, die zehnjährige Haustochter, in Storms Erzählung „Eine Halligfahrt" den feindlichen schwedischen Offizieren zu, die in ihrem Elternhause schlimme Wirtschaft trieben, als sie zum Trinken aufgefordert wurde. Detlev v. Liliencron hat dies Vorkommnis in zwei Gedichten verwertet.

Im Sommer 1881 besucht Heyse den Freund in seiner Altersvilla in Hademarschen. Der Briefwechsel wird bis zu Storms Tode immer lückenloser. Mit Storms Ableben verliert Heyse einen brüderlichen Freund, dem er die Treue dadurch beweist, daß er sich der in Sorgen mit unmündigen Kindern zurückgebliebenen Witwe annimmt.

Digitized by Google

Griechenland

Von

Philipp Hiltebrandt

Die Entwicklung der Dinge, die in Griechenland zur Absetzung des Königs Konstantin und zum erzwungenen Anschluß des Landes an die Entente geführt hat, muß ebensosehr unter dem Gesichtspunkt des Konflikts zwischen den Westmächten und Italien, wie unter dem des Kampfes zwischen den Mittelmächten und der Entente betrachtet werden. Im letzteren Punkte sind die Absichten der Westmächte klar erkennbar. Sie suchen nach dem Versagen Rußlands und dem Zusammenbruch der geplanten Niederschmetterungsoffensive im Westen möglichst viele Gebiete teils als dauernden Besitz, teils als Faustpfänder für den auf die Dauer unvermeidlichen Verständigungsfrieden in ihre Hände zu bekommen. Sie sollen dazu dienen, um aus ihrer Masse die Räumung Nordfrankreichs und Belgiens, die man mit den Waffen nicht erzwingen kann, zu bestreiten. Deshalb hat England die deutschen Kolonien in seine Gewalt gebracht, Mesopotamien besetzt und den Plan gefaßt, durch Eroberung von Palästina und Syrien die Verbindung zwischen seinem afrikanischen und asiatischen Kolonialreich herzustellen. Deshalb hat es die auf der kürzesten Verbindungslinie von Mitteleuropa nach dem nahen und dem fernen Orient gelegenen Häfen von Saloniki und Athen durch seinen französischen Vasallen in Beschlag genommen. Ebenso deutlich sind die militärischen Gründe, die zur Vergewaltigung von Griechenland führten. Man erreichte damit für die Sarrail-Armee die Verbreiterung der für größere Operationen viel zu engen Basis von Saloniki und stellte die durch den U-Bootskrieg gefährdete Verpflegung des englisch-französischen Heeres durch Okkupation des fruchtbaren Thessaliens und der zahlreichen griechischen Häfen sicher. Dadurch, daß man Griechenland in den Kampf gegen Bulgarien stieß, erlangte man zugleich die Möglichkeit, einen Teil des Expeditionskorps für das geplante Unternehmen in Palästina und Syrien freimachen zu können.

Alle diese Motive erklären aber noch nicht, weshalb man sich trotz der großen Vorteile, die die Vergewaltigung des neutralen Griechenlands bot, erst nach langem Zögern zu dem entscheidenden Schritt entschloß. Der Grund liegt darin, daß in der griechischen Frage ein tiefgehender Gegensatz zwischen den Westmächten und Italien-Rußland bestand, und daß man von seiten der Westmächte auf die russischen und italienischen Interessen Rücksicht nehmen zu müssen glaubte. Nach dem Zusammenbruch des Zarentums fiel diese in der Hauptsache weg, denn dem schwachen und abhängigen Italien gegenüber glaubte man zu einer Politik übergehen zu können, die zwar in diametralem Gegensatz zu den imperialistischen Plänen des italienischen Verbündeten in der Levante stand, aber gerade deshalb auch den Interessen der Westmächte in jeder Hinsicht auf das beste entsprach.

Digitized by Google

Niemals darf man bei der Beurteilung der Ereignisse im Mittelmeer vergessen, daß der Weltkrieg hauptsächlich infolge der orientalischen Frage entbrannt ist und daß diese im wesentlichen die Frage des Mittelmeeres und seiner Beherrschung bedeutet. Stets muß man sich dabei gegenwärtig halten, daß die großen Gegensätze, die in dieser Frage zwischen den Westmächten und Italien bestehen und letzteres über dreißig Jahre lang im Dreibunde erhalten haben, nicht beseitigt, sondern nur notdürftig überdeckt sind und bei jeder Gelegenheit immer wieder hervorbrechen.

Denn für Italien ist und bleibt die Lage Frankreich und England gegenüber immer nur diese: es hat die Wahl, entweder Gefangener oder Beherrscher des Mittelmeeres zu sein. Solange Korsika und Bizerta sich in französischen Händen befinden, ist es auf seiner tyrrhenischen Seite gelähmt. Solange Gibraltar und Suez in englischem Besitz sind, ist es im Mittelmeer eingeschlossen. Angesichts der Uebermacht, die Frankreich-England ihm entgegenstellen konnten, verzichtete Italien in den Mittelmeerverträgen von 1904 zeitweilig auf seine Aspirationen in der westlichen Hälfte des Mittelmeeres, nahm statt der altrömischen Tradition die venezianische auf und suchte, wie die Markusrepublik im Mittelalter, seine Herrschaft im Adriatischen, Jonischen und Aegäischen Meere, im östlichen Mittelmeerbecken zu begründen. Auf diese Weise wollte es das fehlende Gleichgewicht zu der französischen und englischen Macht im Mittelmeere herstellen. Die Eroberung Libyens, das Griechenland gegenüber liegt, und die Besetzung von Rhodos und der zwölf Inseln, die die Eingänge des Aegäischen Meeres beherrschen, war der erste Schritt auf diesem Wege.

Damit stieß Italien mit den Griechen zusammen. Sie bevölkern die Inseln im östlichen Mittelmeer und ihre Angliederung an den griechischen Staat erschien ihnen notwendig, wenn Griechenland nicht Gefahr laufen sollte, durch den italienischen Verschluß der Aegäis in hohem Maße von Italien abhängig zu werden.

Anderseits war eine italienische Oberherrschaft im östlichen Mittelmeer nur möglich unter Niederhaltung des Hellenentums. Denn Saloniki und Athen sind die gefährlichsten Rivalen von Brindisi und Neapel. Sind die griechischen Bahnen erst einmal vollkommen an das europäische System angeschlossen, dann führt der nächste Weg von Europa nach dem nahen und dem fernen Orient über die griechischen Häfen, und die italienischen sind damit zum großen Teil aus dem Orientverkehr ausgeschaltet. An Stelle Italiens bildet Griechenland dann die Mole Europas für den Verkehr nach der Levante und dem Suezkanal. Schon jetzt haben die Griechen den größten Teil des Levantehandels in ihren Händen. Sie sitzen nach Platons Ausdruck um das östliche Mittelmeer wie die Frösche um einen Teich. Nur ein Teil der Hellenen ist in dem griechischen Staate vereint, beinahe die Hälfte wohnt an der kleinasiatischen Küste und in den Kaufmannskolonien von Alexandrien, Beirut, Smyrna, Konstantinopel, Trapezunt, Odessa u. a. Sie sind den Italienern an Sprachbeherrschung, kommerzieller Geschicklichkeit und Unternehmungslust bei weitem überlegen. Sie übertreffen sie an

Digitized by Google

maritimer Befähigung. Die griechische Kriegs- und Handelsmarine ist der Stolz des gesamten Hellenentums: ein alexandrinischer Grieche machte dem griechischen Staate aus eignen Mitteln das größte Kriegsschiff, den „Averoff", zum Geschenk, mit dessen Hilfe die griechische Marine im Balkankriege die Oberhand über die türkische gewann. Die griechische Handelsmarine aber kommt, obwohl Griechenland an Bevölkerung fünfmal kleiner als Italien ist, der italienischen an Tonnenzahl gleich. Während die italienische Handelsflotte trotz den vielen Hunderttausenden von italienischen Emigranten, die sie jährlich zu befördern hat, sich nur mit Hilfe von staatlichen Subventionen halten kann, besteht die griechische aus eigner Kraft. Und ebenso wie kommerziell-maritim bildet das Griechentum politisch und kolonial das schwerste Hindernis für die Pläne des italienischen Imperialismus. Gelänge es dem griechischen Staate, die beanspruchten nordepirotischen und südalbanischen Gebiete anzugliedern, er besäße dann mit dem an seinen beiden Eingängen befestigten Kanal von Korfu und mit Vallona im Jonischen Meere zwei unvergleichliche maritime Stützpunkte in der Flanke Italiens am Ausgange der Adria. Käme Griechenland in den Besitz der von den Griechen bewohnten anatolischen Küsten, so würde es damit zum Beherrscher Kleinasiens, das von Italien als Ansiedlungsland für das an Frankreich verlorene Tunis und Algerien beansprucht wird.

Der Panhellenismus wurde nun für die italienischen Mittelmeerträume ein um so gefährlicherer Gegner, als er einen festen Rückhalt an England und vor allem an Frankreich fand.

Beide Mächte dachten gar nicht daran, der ehrgeizigen italienischen Mittelmeermacht für ihren Verzicht im westlichen Teile freie Hand für eine Expansion im östlichen zu lassen. Für England lag hier der Angelpunkt seiner asiatischen und afrikanischen Stellung, Aegypten. Frankreich aber wollte nicht auf seine vorherrschende Stellung verzichten, die es sich seit Jahrhunderten als Protektor der Katholiken in der Levante und vor allem in Syrien erworben hatte. Vor allem aber sagte man sich, daß Italien, sobald es Herr des Adriatischen, Jonischen und Aegäischen Meeres geworden sei, nach Erreichung seines Zieles im östlichen Becken mit Notwendigkeit in das westliche zurückkehren müsse, um sich durch Erringung der Vorherrschaft über das gesamte Mittelmeer aus seinem Gefängnis zu befreien.

Das beste Gegengewicht gegen die italienischen (wie auch gegen die russischen) Pläne im Mittelmeer erblickten sie in der Schaffung eines großgriechischen Staates, der Italien im östlichen Teile des Mittelmeeres beschäftigte und im Falle eines Krieges den Westmächten seine Inseln und Häfen zur Verfügung stellte. Ihr politisches Werkzeug wurde der Kreter Venizelos.

Nachdem die Westmächte trotz den Verträgen von 1904 sich alle erdenkliche Mühe gegeben hatten, um Italien nicht in den Besitz von Libyen kommen zu lassen, widersetzte sich Frankreich auf der Londoner Konferenz von 1913 hartnäckig der italienischen Forderung auf Räumung Südalbaniens durch die Griechen. Es hätte Vallona und den Kanal von Korfu am liebsten in griechischem Besitz

Digitized by Google

gesehen, um dort eine Basis für seine Flottenoperationen in der Adria und gegen Tarent zu haben. Offen erklärte der „Temps" den Italienern am 3. August 1913: „Man tadelt uns, daß wir die Sache Griechenlands und der Inseln vertreten: aber dies ist eine Sache der Nationalität. Nichts ist griechischer als die Gegenden des Kap Stylos, Coritza, Argirocastros und die Inseln der Aegäis. Es sind gerade die besonderen Traditionen Italiens, die die griechischen Traditionen der Billigung und der Gunst der unparteiischen Beobachter empfehlen ... Man braucht sich nicht zu wundern, daß Frankreich, das im westlichen Mittelmeer seine ganze Flotte konzentriert hat, mit Freuden das Wachstum einer Seemacht im östlichen Mittelmeer sieht, die ihre Kräfte mit denen Frankreichs vereinigen kann. Denn auch wir, wie übrigens auch ganz Europa, müssen die Möglichkeit eines Krieges in Betracht ziehen, den wir weit entfernt sind, uns zu wünschen. Und aus diesem Grunde wünschen wir ein starkes und mächtiges Griechenland." Damals schrieb die „Tribuna" gegen Frankreich in einem offiziösen Artikel die bitteren Worte: „Wir dürfen nicht vergessen, daß eine Macht allein es für nützlich gehalten hat, gegen uns in der Frage der Inseln mit offenem Visier ohne Umstände und ohne Verschwiegenheit ins Feld zu steigen, und diese Macht war Frankreich. Wir dürfen hier nicht vergessen, nicht um Mißstimmung zwischen zwei Nationen zu schüren, sondern um unsre Verteidigung und nur um unsre Verteidigung gegen neue Ueberfälle und Angriffe zu sichern. Die Consulta wird gebeten, nicht einzuschlafen." Als Italien sich im Lausanner Vertrage die vorläufige Weiterbesetzung von Rhodos und den zwölf Inseln sicherte, stieß es auf den Widerstand Englands. In einer Rede, die Sir Edward Grey im August 1913 im englischen Parlamente hielt, betonte er ausdrücklich die griechische Nationalität der ägäischen Inseln. Die Frage dieser Inseln sei bei ihrer strategischen Bedeutung eine Sache, die nicht nur die Türkei und Italien, sondern alle europäischen Mächte angehe. England könne nicht dulden, daß eine von ihnen von einer europäischen Großmacht beansprucht oder besetzt werde. Das für den Eintritt Englands in den Weltkrieg so verhängnisvoll gewordene englisch-französische Marineabkommen, nach dem die englische Mittelmeerflotte in die Nordsee und das atlantische Geschwader Frankreichs in das Mittelmeer verlegt wurde, war nicht weniger durch den englisch-deutschen Gegensatz als durch den der Westmächte gegen Italien hervorgerufen worden. Auf den Alarmruf des damaligen Befehlshabers in Aegypten, Lord Kitchener, der die englische Stellung auf dem High Way nach Ostindien gefährdet hielt, reisten damals Asquith und Churchill zu einer Inspektionsreise nach dem Mittelmeer: das Ergebnis der Zusammenkunft von Malta war die erwähnte Flottenverteilung, die England die Bekämpfung des nördlichen und Frankreich die Bekämpfung des südlichen Gegners zuwies. Diese Situation war den Italienern vollkommen klar. In seinem kurz vor dem Kriege publizierten Buche „Il Mediteraneo ed il suo equilibrio" schrieb Mantegazza: „Die Flottenverteilung ... hat eine neue Mittelmeerpolitik inauguriert, die Poincaré und Delcassé begonnen haben. In der Aktion gegen

Digitized by Google

Italien erkennt man die Hand Delcassés, des Spezialisten der Einkreisungspolitik, die nach den mandschurischen Niederlagen Rußlands scheiterte. Das Spiel, das Deutschland gegenüber nicht zum Ziele führte, scheint man jetzt im Mittelmeer gegen Italien wieder aufnehmen zu wollen. Die spanisch-französischen Verträge und der Beistand, der Griechenland gewährt wird, sollen zwei andre befreundete Flotten schaffen, die Frankreich, das von England unterstützt wird, eine starke Ueberlegenheit über die beiden andern verbündeten Großmächte des Mittelmeeres, über Italien und Oesterreich-Ungarn, gewähren sollen. Daß dieses das Programm der französischen Politik ist, ist offen eingestanden worden. Es ist eine Politik, die einen Annäherungsversuch an Oesterreich-Ungarn nicht ausgeschlossen, sondern sogar bestimmt hat und zu Manövern führte, die Mißtrauen zwischen beiden Adriamächten säen sollten." Aber sie hätten das Gegenteil davon erreicht, seit dem Manoubazwischenfall brauchten die österreichisch-ungarischen Botschaften in Rom im Falle von Demonstrationen nicht mehr bewacht zu werden. „Politiker, Schriftsteller, Journalisten, die seit Jahren dreibundfeindlich waren, bekehrten sich und erkannten, daß die Dreibundspolitik die einzig mögliche für uns sei."

So lagen die Dinge im Mittelmeer, als im Sommer 1914 der Weltkrieg ausbrach.

Auf Drängen der Westmächte wollte der griechische Ministerpräsident Venizelos nach dem Anschluß der Türkei an die Mittelmächte in den Kampf eingreifen, um in dem großgriechischen Staate sein panhellenisches Ideal zu verwirklichen. Er hielt den Sieg der Entente für absolut sicher. Er glaubte Bulgarien durch das Angebot von Cavalla neutral halten und es dann früher oder später zusammen mit Rumänien für den Krieg an der Seite der Entente gewinnen zu können.

Gleichzeitig aber erschien ihm der sofortige Anschluß an die Westmächte als das beste Mittel, um die ägäischen Inseln und die kleinasiatischen Küsten vor den Ansprüchen des italienischen Imperialismus zu bewahren. Denn er befürchtete, daß, wenn Griechenland sich nicht an dem Kampfe beteiligte, diese Gebiete Italien als Preis für seinen Eintritt in den Krieg von der Entente angeboten werden würden.

Seine Ansichten stießen aber auf den Widerstand des griechischen Königs, des Generalstabschefs Dusmanis und beinahe aller altgriechischen Staatsmänner. Diese hatten eine bessere Einsicht von der militärischen Stärke der Zentralmächte und hielten den Sieg der Entente für durchaus nicht sicher. Sie erkannten, daß Bulgarien weit mehr nach der Vereinigung mit seinen mazedonischen Volksgenossen als nach dem Erwerb des griechischen Kavalla strebte, und sahen voraus, daß einem mit der Entente verbündeten Griechenland dann im Falle eines bulgarisch-serbischen Konfliktes ein schwerer Kampf mit Bulgarien bevorstand. Denn Griechenland war damals im wesentlichen auf seine eignen Kräfte angewiesen: die serbischen Streitkräfte waren gegen Oesterreich-Ungarn festgelegt, Rumänien blieb vorläufig neutral und unsicher, und die Entente hatte sich an

Digitized by Google

den Dardanellen festgebissen. Höchstens 16 000 Mann glaubte Dusmanis gegen die Türken freibekommen zu können.

Aber selbst wenn Venizelos mit seinen Berechnungen und Plänen einen vollen Erfolg hatte, war damit für Griechenland nicht viel gewonnen. Denn dann war zwar das Griechentum in einem Staate vereint, dieser Staat wurde aber von dem durch den Besitz von Konstantinopel und der Meerengen übermächtig gewordenen Rußland abhängig. Im besten Falle befand er sich in der gefährlichen Lage eines Pufferstaates zwischen Rußland und den Westmächten.

Aus diesen Gründen entschloß sich der König Konstantin im Februar 1915, Venizelos zu entlassen und der Entente gegenüber die Politik der wohlwollenden Neutralität zu proklamieren. Er hielt Griechenland, das infolge der Balkankriege eine Verdoppelung seines Gebietes erfahren hatte, für vorläufig saturiert, und er wollte die Finanzen des Staates lieber auf den Ausbau der neuerworbenen Gebiete, denn auf einen in seinem Ausgange zweifelhaften Krieg verwenden.

Er sah in dem türkischen Staate für das Griechentum eine geringere Gefahr als in der russischen Macht. Er hielt die Zukunft Griechenlands auch ohne territoriale Erweiterung für gesichert: denn es besaß mit Athen, ferner mit Saloniki und Kavalla (deren Besitz ihm von den Zentralmächten garantiert wurde) drei der infolge ihrer Lage zu Zentraleuropa und Bulgarien zukunftsreichsten Häfen des Kontinents.

Sein schwerer Fehler war, daß er sich in dem Charakter der englisch-französischen Politik, die für die Selbständigkeit der kleinen Nationen und die Neutralität Belgiens zu kämpfen behauptete, vollständig täuschte. Obwohl der König ihnen gegenüber seine wohlwollende Neutralität durch Zulassung der Okkupation von Saloniki bewies, waren sie mit diesem Entgegenkommen nicht zufrieden: sie verlangten, daß das Blut der griechischen Nation ihren Interessen geopfert wurde. Durch eine in ihrer feigen Niedertracht und heuchlerischen Brutalität in der Geschichte einzig dastehenden Drangsalierung des griechischen Volkes und durch die mit Hilfe des zum Revolutionär gewordenen Venizelos unternommene Unterwühlung des griechischen Staates suchten sie den König ihrem Willen gefügig zu machen, um dann, als diese Mittel an der Standhaftigkeit des Königs und der Treue des griechischen Volkes scheiterten, zur offenen Gewalt zu schreiten.

Trotz dem äußeren Zusammenbruch der Politik des Königs Konstantin kann man schon heute sagen, daß sie für Griechenland, wie sich die Verhältnisse auch weiter entwickeln mögen, die relativ beste gewesen ist. Wie es Griechenland ergangen wäre, wenn es den Verlockungen der Entente gefolgt wäre, das zeigt aufs deutlichste das Schicksal, von dem das soviel stärkere Italien betroffen worden ist.

Beinahe dieselben Gründe, die Venizelos für den Anschluß an die Entente für Griechenland anführte, haben in der Hauptsache den Eintritt Italiens in den Krieg gegen die Zentralmächte veranlaßt.

Digitized by Google

Auch in Rom rechnete man mit dem sicheren Zusammenbruch der Zentralmächte. Ebenso fürchtete man, bei einem Weiterverharren in der Neutralität sich Repressalien von seiten der übermächtigen Westmächte auszusetzen. Hatte doch bereits ein belgischer Agitationsredner die Kühnheit, auf italienischem Boden, in Turin, offen den Italienern zu erklären, daß man, wenn Italien weiterhin untätig bleibe, die Straße von Gibraltar für den italienisch-atlantischen Verkehr durch ein Torpedoboot schließen lassen werde. Vor allem aber war man in Sorge, bei der Verteilung der Beute zu spät zu kommen. Gerade daß Griechenland sich den Westmächten versagte, erschien dem italienischen Imperialismus als die beste Gelegenheit, um sich mit Zustimmung der Entente auf Kosten der griechischen Ansprüche in den Besitz Smyrnas und der wertvollsten Teile von Kleinasien zu setzen.

Es braucht nicht im einzelnen von neuem darauf verwiesen zu werden, wie verfehlt die italienische Rechnung in allen Punkten gewesen ist. Während Italien an den Alpen eine Million seiner kräftigsten Söhne opferte, ging der beherrschende Punkt der Adria, der Lovcen, an Oesterreich-Ungarn verloren. Während es von der Herrschaft über die Levante träumte, sank es politisch und finanziell zu einer Dominion von England herab. Selbst wenn es heute Frieden schließen wollte, es wäre angesichts des Widerstandes Englands hierzu nicht in der Lage. Denn auch in Italien wacht England über der „Heiligkeit der Verträge" und hält in dem gärenden Lande seine Venizelos und Kerenskis bereit, um sie gegen das Königtum zu verwenden, falls dieses in einer erneuten Anwandlung von Sacro Egoismo Neigung zum „Vertragsbruch" zeigen sollte. Unter dem englischen Druck werden die Angriffe Cadornas immer mehr zu Zwangs- und Verzweiflungsoffensiven, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, daß italienische Truppen an der Seite der ägyptischen für die Eroberung Palästinas und Syriens kämpfen müssen, um die Verbindung zwischen dem afrikanischen und asiatischen Kolonialreich Englands herzustellen. Finanziell aber ist das italienische Volk vollkommen in die Schuldknechtschaft des englisch-amerikanischen Kapitalismus geraten. Die an die angelsächsische Plutokratie für geliehene Kapitalien zu zahlenden Zinsen betragen ungefähr so viel, als die italienischen Arbeiter aus dem Auslande an Ersparnissen nach Italien entsandten. Diese Tatsache besagt nicht mehr und nicht weniger, als daß die gesamten Italiener, die in der Fremde sauer ihr Brot verdienen, künftig die Früchte ihrer Arbeit dem englisch-amerikanischen Kapitalismus überlassen müssen.

Angesichts dieser wirklichen Lage Italiens und seiner vollkommenen Abhängigkeit von England hat der italienische Imperialismus in der Levante etwas geradezu Tragikomisches. Mit Neid sahen die italienischen Imperialisten, wie England zum Teil dank dem italienischen Eingreifen in den Weltkrieg die größten Eroberungen gemacht, die deutschen Kolonien erobert, Mesopotamien besetzt, Aegypten annektiert und das italienische Benghasi in Libyen unter seinen „Schutz" genommen hat. Immer wieder fragte man sich, was denn Italien gewonnen habe, und man erklärte den Verbündeten, daß Italien nicht, um das elende Parecchio

Digitized by Google

Giolittis mit Gewalt zu gewinnen, den Krieg unternommen habe, und daß es sich in dem so opferreichen Kampfe für Italien um etwas weit Größeres, um die Sicherung seiner Mittelmeerstellung, handle. Mit Sorge blickte man nach dem nahen Orient und sah mit schmerzlichen Gefühlen, wie die Westmächte sich hier für Venizelos und dessen panhellenisches Großgriechenland einsetzten und damit Italien um die erhofften Früchte des Krieges zu bringen drohten.

Denn solange Griechenland außerhalb der Entente blieb, glaubte man Smyrna und die griechischen Küsten Kleinasiens beanspruchen zu können. Deshalb hatte Venizelos keinen erbitterteren Feind als Italien. In heftigen Polemiken mit der französischen und englischen Presse bekämpfte man die Versuche der Westmächte, Venizelos wieder zur Macht zu verhelfen und Griechenland zum Anschluß an die Entente zu drängen. Denn im selben Augenblick, da Griechenland sich in der Entente befand, war für Italien jeder Grund und jede Möglichkeit, seine imperialistische Expansion in der Levante zu erweitern, dahin. Als der „Temps" Venizelos die eigentliche Regierung Griechenlands nannte, erwiderte die „Tribuna" gereizt, dieser sei nichts andres als ein einfacher Privatmann und könne sich ebensogut „König der Könige oder Gott der Götter des Olymps" nennen. Eine andre Zeitung erklärte: „Lieber die Einheitsfront mit den Niam-Niam-Völkern als mit den Griechen." In der Drohung mit dem venizelistischen Griechenland besaßen die Westmächte ein weiteres Mittel, um Gut und Blut des unglücklichen italienischen Volkes ihren imperialistischen Zielen dienstbar zu machen. Denn aus Furcht, Venizelos könne Italien aus der Gunst der Westmächte verdrängen und den Platz einnehmen, den Italien in der Levante beanspruchte, forderten die Interventionisten den vollkommenen Anschluß Italiens an die Westmächte, in dem törichten Gedanken, die Verwirklichung ihrer Ziele durch neue, auf den französischen und mazedonischen Schlachtfeldern der Entente gebrachte Blutopfer erkaufen zu können. Als die Engländer durch die Franzosen Saloniki besetzen ließen, sahen die Italiener, um die Verbündeten an jenem wichtigen Platze nicht allein zu lassen, sich schließlich genötigt, an der Salonikiexpedition teilzunehmen und Deutschland den Krieg zu erklären: nur so glaubten sie neben den Westmächten ihren Einfluß und ihre Ansprüche in der griechischen Frage sichern zu können.

Zwei Jahre lang vermochten die Italiener mit Hilfe Rußlands die Absetzung des Königs Konstantin und die Rückkehr des Venizelos zu verhindern. Als die Westmächte sich nach dem Sturze des Zarentums zum Vorgehen gegen den König entschlossen, kam die italienische Politik in eine Krisis. Man fragte sich einen Augenblick, ob es nach dem Verlust der orientalischen Aspirationen überhaupt noch einen Wert habe, den Krieg fortzusetzen. Hierin lag der tiefste Grund des im Frühjahr ausgebrochenen und dann äußerlich wieder beigelegten Konfliktes zwischen Sonnino und Cadorna. Dadurch, daß die Westmächte Italien auf der Zusammenkunft von St. Jean de Maurienne gewisse unverbindliche Versprechungen auf kleinasiatische Gebiete machten, gelang es ihnen, der Kriegspartei von neuem Oberwasser zu verschaffen. Aber der Zwiespalt blieb bestehen.

Digitized by Google

Während Cadorna in seinen mörderischen Offensiven von neuem verzweifelt mit dem Kopf an die Wand der Alpen rannte, begann der mißtrauische Sonnino seine albanische Politik. Wie wenig aber er den Westmächten traute, bewies die noch vor der Absetzung des Königs Konstantin von ihm eigenmächtig und unvermutet vorgenommene Proklamation der Unabhängigkeit Albaniens und die Besetzung von Jannina. Er wollte durch diesen von gereizten Polemiken zwischen der italienischen und französisch-englischen Presse begleiteten Schritt zum wenigsten im voraus verhindern, daß das in der Hand der Westmächte befindliche venizelistische Griechenland sich zum Schaden Italiens im Hinterland von Valona und am Kanal von Korfu festsetzte. Gleichzeitig hoffte er ein Faustpfand in die Hand zu bekommen, mit dessen Hilfe er die französisch-englische Okkupation von Griechenland rückgängig machen zu können glaubte.

So suchte Italien aus dem Zusammenbruch seiner imperialistisch-levantinischen Politik noch zu retten, was sich retten ließ. Es war zugleich das letzte verzweifelte Aufbäumen gegen den in Rom allmächtig gewordenen Einfluß Englands. Schon jetzt läßt sich voraussehen, daß es seine unter Verstoß gegen das Nationalitätenprinzip gemachten griechischen Eroberungen gegenüber der überlegenen, von den Westmächten unterstützten Diplomatie des Venizelos nicht wird behaupten können. Alles in allem erlebt es mit seiner Kriegspolitik somit nach den furchtbaren Opfern einen schwereren Mißerfolg, als Griechenland mit seiner Neutralitätspolitik, wenn auch die verhängnisvollen Folgen erst nach dem Friedensschluß vollkommen sichtbar sein werden.

Der Fehler König Konstantins war, daß er seine Neutralitätspolitik nicht von Anfang an konsequent und entschlossen nach holländischem Vorbild durchführte, sondern die Besetzung von Saloniki durch die Westmächte ohne Widerstand geschehen ließ. Der Fehler Italiens aber bestand darin, daß es, anstatt den englisch-französischen Imperialismus zu bekämpfen, in den Wahn verfiel, mit Hilfe seiner natürlichen Rivalen im Mittelmeer einen neuen Imperialismus auf Kosten Griechenlands, Serbiens und der Türkei begründen und auf diese Weise das fehlende Gleichgewicht zu Frankreich-England herstellen zu können glaubte. Die Politik, die Italiens wirklichen Interessen entsprochen hätte, läßt sich nach den Erfahrungen des Krieges leicht bestimmen: sie war durch die innere und äußere Lage und durch die Tradition des auf Grund des Nationalitätenprinzips entstandenen italienischen Staates gegeben. Sie hieß: Verzicht auf alle imperialistischen Bestrebungen und Vereinigung der Mittelmeernationen unter seiner Führung und unter der Formel: Die freien Mittelmeervölker im freien Mittelmeer.

Berlin, den 8. Juli 1917.

Digitized by Google

Die Presse und der Weltkrieg[1])

Den Verrat Italiens an den Mittelmächten hat vornehmlich die Presse mitverschuldet. Die Rolle der italienischen Presse ist ein schwarzes Kapitel. Man wird niemals erfahren, wie groß die Summen waren, welche die Entente für die Bestechung der Zeitungen in Italien ausgeworfen hat und, um den Krieg zu verlängern, auszuwerfen fortfährt. Sie hat nicht schlecht berechnet. Länder, die mit ungeheuren Kosten Dreadnoughts bauen, die sie im Notfalle kaum in Bewegung zu setzen vermögen, können sich wohl den Luxus erlauben, zu weniger erheblichem Preise sich einige wenige Zeitungsdreadnoughts und viele kleine Kreuzer und Torpedos aus Papier untertan zu machen, die ein Land wie Italien besitzt. Hat man einmal einen papiernen Dreadnought, der sich von ungefähr „Il Corriere" oder „Secolo" oder „Giornale" oder „Messaggero" betitelt und den Vorzug hat, jeden Tag flott gemacht werden zu können, mit sich fortgerissen, so tun dann auch die Dreadnoughts, wie „Duilio", „Dandolo", „Sardegna", „Sicilia", „Saint Bon", „Regina Margherita", „Benedetto Brin" mit, denn die gepanzerten Dreadnoughts aus Eisen ziehen in demokratischen Ländern und zogen vielleicht sogar in einem absolutistischen Lande, wie Rußland es war, im Schlepptau der papiernen Kolosse, deren Steuermänner nicht aus Eisen sind und deren Eigner keine gepanzerte Brust haben. Diese vielmehr tanzen gern den alten Tanz um das goldene Kalb, auch wenn sie nicht von Ahnen abstammen, die am Fuße das Sinai diesen in allen Zeiten volkstümlichsten und internationalsten aller Tänze tanzten.

Immer und immer während dieses Weltkrieges kehrte in mir der Gedanke wieder: Dieses überragendste aller Verbrechen in allen Zeiten, die da waren, ist nicht so sehr von Diplomaten wie von Zeitungen begangen worden, und die einzige gerechte Sühne dafür wäre ein Galgen im Mittelpunkt Europas, auf dem zum mindesten die Hauptschuldigen unter den Zeitungsschreibern aus allen kriegführenden Ländern würden aufgeknüpft werden. Dieses Opfer sollte am Vorabend des Tages dargebracht werden, an dem die Sonne des Friedens der Welt wieder aufgehen würde.

Jene voran, die mit Silberlingen oder besser Goldstücken für ihren Verrat gelohnt worden, aber unaufgehenkt sollten auch diejenigen nicht bleiben, die aus

---

[1]) Anmerkung der Leitung der „Deutschen Revue". Der vorstehende Artikel ging uns von einem bekannten Mitgliede der Presse zu.

Wir sind der Ansicht, daß die deutsche Presse im großen und ganzen ihre Pflicht getan hat, daß aber die feindliche Presse, indem sie in verwerflichster Weise jede Wahrheit und Freiheit der Meinungsäußerung absichtlich unterdrückt und sich der Lüge im Dienst der feindlichen Machthaber rückhaltlos verschrieben hat, dadurch mit die Schuld an dem Unheil und dem fortgesetzten Blutvergießen trägt, welches die leitenden Kriegshetzer unter ihren eignen Völkern und in der Welt angestiftet haben.

Digitized by Google

Ehrgeiz, Leichtsinn, Leidenschaft mit vergiftendem Atem von fremden Völkern gesprochen.

Ein Altar, auf dem Panslawisten, Imperialisten, Alldeutsche, Allateiner, Revanchemänner, Panrumänen, Irredentisten zum Zeichen der Versöhnung von den Völkern würden geopfert werden, könnte mit seinen Brandopfern bis in die fernsten Schlupfwinkel und in die fernsten Jahrhunderte hineinleuchten und es unmöglich machen, daß jemals ein Weltgemetzel, wie das unsre Zeit schändende, den Anspruch erhöbe, Völker zu befreien.

Ja, ich habe die Ueberzeugung, daß die Presse ungleich schuldbeladener ist als die Diplomatie. Ich glaube die eine Küche wie die andre einigermaßen zu kennen. Wenn Diplomatie manchem gleichwertig scheint mit Ränkespiel, so belehren mich meine Erfahrungen, daß sie sich mehr mit Harmlosigkeit deckt als mit der Klugheit der Schlangen. Ich will ja damit nicht sagen, daß die Diplomaten im allgemeinen so fromm seien wie die Tauben. Vielleicht kann man ihnen eher die Abwesenheit des Guten als die Anwesenheit des Schlechten zumessen. Die Politik wird in den Schmelzhütten der Regierungssitze ausgekocht, und die Diplomaten sind im allgemeinen amtliche Werkzeuge ihrer Auftraggeber. Diese aber, die oft Einbläser oder Schieber der Zeitungen scheinen, sind nicht selten Phonographen, aus denen es von ungefähr herausspricht, wie es in sie von der sog. öffentlichen Meinung hineingeblasen oder hineingehaucht ward.

Die Zeitungen sind häufig die wahren Schuldigen, zumal sie gern den Charakter des Ordens, des Priestertums, der Kaste annehmen. Wie oft scheindonnert mit dem nationalen Pathos des Prophetentums derjenige, in dem mehr Leidenschaft für das Einkommen, für die Menge der Annoncen als für die Sache, den Fortschritt, das Glück des eignen Volkes und der Menschheit glüht. Wie gern putzt sich der Inhaber einer Oeffentliche-Meinungs-Fabrik, einer Ueberzeugungs-Industrie, eines Gesinnungs-Warenhauses mit dem Mantel des Pontifikats heraus. Wie gern sprechen diese Leute Recht, wie gern enthüllen sie große Wahrheiten, wie gern strömen sie ein Meer von Licht aus. Wie gern sitzen sie auf dem Dreifuß der Pythia, wie gern sprechen sie frei und verurteilen sie. Sie binden und lösen, sie rufen „Hosianna!“ und „Kreuziget ihn!“ ... sie sprechen fortwährend Todesurteile aus und verteilen den Orden Pour le mérite.

Ich sage offen: Ich kenne die Küche dieser Zöllner und Pharisäer und habe, was das Suchen der Wahrheit anbelangt, noch immer mehr Vertrauen zu den Universitäten als zu den Zeitungen, und was das Suchen des Rechts anbelangt, noch immer mehr Vertrauen zu den Gerichten als zu den Zeitungen.

Wenn man die Prämissen noch nicht kennt und schon die Schlüsse zieht, wenn man seine eignen Blähungen für den Geist Gottes hält, wenn man als findiger Unternehmer in der Lage ist, sich seine Schreibebuden zu bauen, seine Schreibebeamten und Schreibesklaven anzustellen, welche die Gabe haben müssen, sich den Schein zu geben, als ob sie alles wüßten, alles könnten, wenn der Schreibevirtuose und -routinier zum Schaden der Kunst und zum Schaden der

Digitized by Google

Sache unabläſſig eifert und geifert, wenn er dem Leſer kaum gönnt, ſich ſelbſt ein Urteil über ein ihm unterbreitetes Material zu bilden, wenn er wie ein Gaſſenbube einem jeden Sprecher durch Zwiſchenrufe in die Rede fällt, wenn er die Fanfare des Mitarbeiters aus Feigheit zur Schamade abdämpft und die Schamade aus Senſationsſucht zur Fanfare verſtärkt — dann vielleicht ſind die Vorausſetzungen für einen gewiſſen betriebſamen, modernen Journalismus erfüllt. Dieſer wird zum Hohn auf ein ſonſt naturwiſſenſchaftliches Zeitalter, wird zur Fratze der echten Literatur. Er wird es kommenden Geſchlechtern, die ihn etwa als Quelle für die Geſchichte werden benützen wollen, ſchwerer machen, die Urſachen des Weltkrieges, deſſen Zeugen wir ſind, zu ermitteln, als etwa die Urſachen jener Kriege, für die als Quellen die Hieroglyphen auf den Pyramiden und Stelen Aegyptens und auf den Keilſchriften von Babylon und Aſſyrien fließen. Er wird es den Nachfahren ſchwerer machen, den Charakter eines Königs Eduard oder eines Kaiſers Wilhelm, eines Grey, Lloyd George oder eines Bethmann Hollweg, eines Viktor Emanuel oder Sonnino zu beſtimmen als etwa den eines Ptolemäus, eines Nebukadnezar oder Darius.

Auch Italien iſt dieſen Rattenfängern in den Redaktionen aufgeſeſſen, die ſich ihren Zauber aus Wermut di Torino, Asti spumante, Tabak und Kaffee holten, in tiefer Nacht keifend und keuchend ihre Artikel diktierten, ein jeder im Glauben, ein Tyrtäus zu ſein und ſein Volk zum Kampfe aufzuwecken, in Wirklichkeit aber ein Therſites, der das Zerrbild des Gegners mit leichten Strichen hinwirft.

Dieſe Peſt, die unſer Zeitalter vergiftet, iſt älteren Datums, wie es auch jederzeit und auch in der unſern rühmliche Ausnahmen von der Regel gegeben hat. Der warnenden, dem Volke nichts weniger als ſchmeichelnden Publiziſtik, wie ſie in den Propheten Iſraels ſich darſtellt, ſteht jene vielgeſchwätzige Sophiſterei gegenüber, wie ſie ein Plato in ſeinen Dialogen geißelt. Dieſe attiſchen Sophiſten waren die Vorgänger gewiſſer Journaliſten unſrer Tage. Ich will nicht etwa dieſe in Pauſch und Bogen verurteilt haben. Es gibt ausgezeichnete Männer unter ihnen, aber wie leicht werden ſie zu Opfern betriebſamer Unternehmer, die den Profit ihrer Geſinnungsloſigkeit einſtecken, für ſich einſtecken und denen die Reinheit mancher ihrer Mitarbeiter das Feigenblatt iſt, mit dem ſie ihre eigne Schande bedecken. Sie ſind am gefährlichſten, wenn ſie laut ihre Tugend anpreiſen, wenn ſie nach Dirnenart mit der Liebe liebäugeln, wenn ſie, auf Jahrzehnte der Befleckung zurückſchauend, die Poſe der Unſchuld annehmen, Herzenstöne vorgeben, die in Wirklichkeit nur aus der Kehle kommen, „Jeſuiten“ ſind und die andern als „Jeſuiten“ beſchimpfen. Dieſer Krieg ſollte unter andern Geſundungsprozeſſen auch den herbeiführen, daß ein jüngeres Geſchlecht von Publiziſten erſtehe, die nicht von der Feder leben müſſen, die nicht das billige Ausbeutungsobjekt von blutgierigen, habſüchtigen Inhabern des Schreibebordells werden. Die Feder, als ernſter, geſinnungsheiliger Beruf erfaßt, ſetzt die möglichſt materielle Unabhängigkeit voraus, und iſt dieſe nicht vorhanden, ſo ſoll der Schriftſteller lieber von einem Handwerk, einem Amt oder

Digitized by Google

einem Geschäft leben, als etwa von der gewerbsmäßigen, ihn, wenn er noch so unbescholten und unberührt ist, innerlich verderbenden Halbliteratur der Zeitungen. Wenn Rabbi Gamaliel, zu dessen Füßen der Apostel Paulus saß, ein Tischler, wenn der Apostel selbst ein Teppichweber war, wenn Hans Sachs und Jakob Böhme Schuster waren, wenn Heinrich Schliemann Kaufmann war, warum soll die Literatur nicht auch in unsrer Zeit ein Gewerbe oder ein Geschäft zur Erwerbsquelle haben dürfen?

Ich kann mir auch denken, daß die Zeitungen so gut wie die Wissenschaft und vielfach auch die Kunst zu einer staatlichen Einrichtung würden. Ist die Wissenschaft abhängig geworden, weil der Staat über den Universitäten wacht? Lehrt in dem einen Hörsaal nicht der eine die unbefleckte Empfängnis Marias und in dem zweiten der andre die Theorie der Deszendenz, schützt der Staat nicht in der Universität den Glauben und die Aufklärung zugleich, die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes und den Atheismus, die christliche Forschung und die voraussetzungslose Wissenschaft zugleich? Der Staat kann in normalen Tagen nie zu jenem grausamen Ausbeuter, zu jenem Räuber der Gesinnung, zum saugenden Vampyr, zum gewissenlosen Herabdrücker des Talents werden wie der einzelne. Könnte man sich nicht auch Schulen, Akademien, Universitäten als gewinnreiche Privateinrichtungen, als Ausbeutungsobjekte der privaten Habgier denken? Warum muß gerade die Zeitung, die so viel zu schaden und so viel zu nützen vermag, so leicht Händen ausgeliefert werden, die im Schmutz und Blute wühlen? Wie viele begabte Publizisten wollten lieber im Dienste des Staates stehende, unabsetzbaren Professoren oder unab- und unversetzbaren Richtern gleichende Organe der Oeffentlichkeit sein, statt die Livree gewissenloser Ausbeuter zu tragen, die sie keineswegs vor Absetzbarkeit schützt und ihnen die Sorglosigkeit im Alter nicht sichert.

In diesem Weltkriege und in den Tagen, die ihm vorausgingen, haben manche, die gern anders gewollt hätten, in Italien und anderwärts auf Befehl und unter Gefahr der Entlassung ihre Stimmen für Konflikte anstrengen und dafür sogar Herzenstöne finden müssen, die ihnen innerlich fremd waren. Auch wir sagen mit Friedrich dem Großen: „Gazetten müssen nicht geniert werden." Aber wer geniert sie mehr als gewisse Zeitungsunternehmer, in deren Geist sich alles Wirkliche verwandelt, wie etwa die Basen in der alkalischen Reaktion Farben verwandeln können, und denen gegenüber der Stab von Mitarbeitern ungleich weniger unabhängig ist als der Beamte vom Minister, als der Professor von der Regierung, der Richter vom Staate? Und nirgends mehr als in Italien.

Vertraut mit der Seele des italienischen Volkes — cupidus rerum novarum —, verstanden es die Zeitungen, das Volk in die Kriegsekstase hineinzutreiben. Der Italiener liebt die Ekstase über alles. Das Leben eines Volkes aber verträgt ebensowenig wie das des einzelnen die Ekstase als dauernden Zustand. Ekstase und Erschlaffen ergänzen einander, und Erschlaffen währt naturgemäß länger als Verzückung. Der heilige Wahn mag als Höhepunkt aus organischen Volksentwicklung herausragen, aber verlängert ins Ungewisse und Unendliche wird er

Digitized by Google

zum Wahnsinn. Diesen hervorzurufen und zu steigern hat die Presse nicht wenig beigetragen, und jetzt rollt durch die Ententepresse auch noch der Dollar. Dies ist der U-Bootkrieg, wie ihn Amerika führt.

Aus meiner Berliner Opernzeit

Von

Kammersängerin Minnie Hauk

(Fortsetzung)

Den dreimonatigen Urlaub, den ich vertragsmäßig an der Berliner Königlichen Oper genoß, benützte ich 1876 zu einem Besuch meiner amerikanischen Heimat. Ich fühlte mich glücklich, nach so langer Zeit wieder den Ozean zu kreuzen. Als kindlicher Backfisch hatte ich 1869 Neuyork verlassen, als anerkannte Künstlerin kehrte ich dorthin zurück, und erwartungsvoll stand ich an einem heißen Maitage auf dem Verdeck des Dampfers, um das großartige Hafenbild meiner Vaterstadt zu genießen.

Indessen, von dem Augenblick, als ich meinen Fuß auf amerikanischen Boden setzte, empfand ich doch eine gewisse Enttäuschung. War es die außergewöhnliche Hitze dieses Jahres, die sich im Lenz schon empfindlich bemerkbar machte? War es der überwältigende Verkehr und der betäubende Lärm der Weltstadt, der sich in den Jahren meiner Abwesenheit bis zur Unerträglichkeit gesteigert hatte? Alles, was mich umgab, schien nur einen Beruf zu haben: die Jagd nach dem Dollar.

Solange ich selbst in diesem ungeheuren, alles andre ertötenden Geschäftsleben aufgewachsen und daran gewöhnt war, empfand ich dessen abstoßende Aeußerlichkeiten nicht. Aber seither war ich in eine ganz andre, künstlerische Atmosphäre gekommen, wo sich alles verhältnismäßig ruhiger und mit gesellschaftlichem Anstand abspielte, wo andre Interessen den Kampf um den Mammon in den Hintergrund drängten. Die Enttäuschung und Unzufriedenheit, die ich Ruhe und Erholung Suchende ebenso empfand wie meine Mutter, legte sich erst, als ich die Freunde aus meinen Kinderjahren wiedersah und in ihrer Häuslichkeit mit der alten Wärme und noch größerer Herzlichkeit empfangen wurde. Ich war eine Persönlichkeit geworden, auf die sie stolz zu sein schienen, und besonders war dies natürlich bei meinem alten Lehrer, Maestro Errani, der Fall. Es freute ihn, daß die Reporter aller Zeitungen mich besuchten und spaltenlange Interviews über meine europäischen Künstlerjahre veröffentlichten, daß die Photographen Aufnahmen von mir machen wollten, daß ich aus den Gesellschaftskreisen mit Einladungen, aus theatralischen Kreisen mit Engagementsanträgen überhäuft wurde.

Eine Woche lang hielt ich dieses unruhige Leben aus, dann fuhren wir nach Philadelphia, wo eben die erste Jahrhundertwende der Unabhängigkeits-

Digitized by Google

erklärung Amerikas durch die große Weltausstellung im Fairmount Park sowie durch eine Menge von Festlichkeiten und Paraden gefeiert wurde. Aber die Hitze war noch unerträglicher als in Neuyork und fesselte uns tagsüber an die verhältnismäßig kühlen Räume des Hotels.

Beim Eingang in die Weltausstellung fand ich den ersten Mann in Amerika, der einen Dollar zurückwies! Der Eintritt kostete einen halben Dollar die Person, und als ich ihm für mich und meine Mutter einen ganzen Dollar reichte, bestand er darauf, daß es zwei halbe sein müßten! War dies das Land der Freiheit? Schon bei der Ankunft in Neuyork war ich aufgebracht über die Umständlichkeit und Kleinlichkeit, mit welcher wir Passagiere im Zollamt behandelt wurden, und ähnlichen, eines großen Landes unwürdigen Scherereien war ich bei meinen wiederholten späteren Künstlerfahrten unzählige Male ausgesetzt.

In der Ausstellung war alles noch in einem greulichen Zustand der Unfertigkeit. Um der übergroßen, geradezu erdrückenden Sommerhitze auszuweichen, waren wir im Mai gekommen, aber wir gerieten dadurch in das Chaos eines im Werden begriffenen Jahrmarkts, mit Kisten und Kasten, Balken und Schaukästen auf allen Wegen, so daß wir uns bald wieder im wahren Sinne des Wortes „aus dem Staube" machten.

Als wir so unter Gefahr, Arme und Beine zu brechen, über all diese Hindernisse hinwegkletterten, schweiften meine Gedanken unwillkürlich zurück an die erste Weltausstellung in Wien drei Jahre vorher, mit ihren herrlichen Palästen und ihren wunderbaren Schaustellungen aus aller Welt, wie sie sich im Prater den entzückten Besuchern darboten. Alle gekrönten Häupter der Welt hatten sich damals in Wien ein Stelldichein gegeben; ich hatte wiederholt vor einem Parterre von Königen gesungen, die angenehmsten Zeiten im Prater verlebt, den Walzerkonzerten von Eduard Strauß gelauscht, im Teehaus der putzigen japanischen Ansiedlung den Darbietungen der Musmis zugesehen, und hier? — Nein! Keinen Tag länger! Vor der langweiligen Ziegelwüste Philadelphia mit ihrem meilenlangen, schnurgeraden, einförmigen Straßennetz und ihrem unaufhörlichen Tramwaygeklingel retteten wir uns nach dem großartigen Naturpark des Niagara, eine Nachtreise weiter westlich, und genossen dort einige Ruhe. Wenn immer in Europa die Rede auf Amerika kam, wurde ich nach den Niagarafällen gefragt, und zu meiner Beschämung mußte ich gestehen, daß ich, Amerikanerin, dieses Naturwunder selbst noch nicht gesehen hatte. Da war denn dieser Besuch mit ein Hauptzweck meiner Amerikareise gewesen, und meine großen Erwartungen wurden dort noch übertroffen, nicht nur durch die Fälle selbst, sondern durch die wildromantische Umgebung, durch die vom Menschen noch unberührten Waldinseln in dem breiten, von Katarakten zerschäumten Strom, von den ausgedehnten Wäldern, in denen noch die Wigwams der Indianer zu sehen waren, von der ganzen Natur, die sich in so entzückender Großartigkeit zeigt. Stundenlang spazierte ich durch die einsamen Wälder, sang mit den Vögeln um die Wette und fand während einiger Tage die Ruhe, nach der ich mich so sehr sehnte.

Digitized by Google

Schon einen Monat nach unsrer Ankunft in Amerika waren wir wieder auf der Rückfahrt nach Europa. Nach kurzem Aufenthalt in Paris und Baden-Baden suchten wir die lauschige Waldruhe von Gernsbach auf, denn ich hatte für den Herbst die „Bezähmung der Widerspenstigen" zu studieren. In Baden-Baden hatten wir zu viele Freunde getroffen. Da waren Prinz und Prinzessin von Sachsen-Weimar, Graf und Gräfin Karl Linden und andre aus Stuttgart, die uns mit Einladungen bedachten; ich konnte in der Lichtenthaler Allee nicht ein Viertelstündchen spazieren, ohne daß sich Fürst Gortschakow, der alte allmächtige russische Kanzler, mir anschloß, oder Baron Korff, der Schwiegersohn Meyerbeers, mir neue Bekannte zuführte. Das war alles sehr schmeichelhaft für mich, nahm aber meine Zeit in Anspruch. In Gernsbach brauchten wir keine große Toilette zu machen, und ich konnte studieren. Unter einer großen Tanne im Garten von Pfeiffers Hotel war mein Lieblingsplätzchen. Der einzige, der sich uns dort anschloß, war Berthold Auerbach. Er hatte das beste Zimmer im Hause, und als er Gernsbach verließ, bekam ich es. Sein Bild, ebenso wie das meine, hängen nun dort an der Wand, und als ich nach einigen Jahren wieder nach Gernsbach kam, war ich nicht wenig überrascht, an meiner Lieblingstanne eine Tafel zu finden mit der Inschrift: „Käthchentanne, wo Minnie Hauk die „Widerspenstige" studierte."

Ich traf Berthold Auerbach wieder bei einem Kuraufenthalt in Tarasp im schönen Engadin. Wir verkehrten viel zusammen, ebenso wie mit General v. Goßler, jahrelang preußischer Kriegsminister, und andern Badegästen. Zwei Jahrzehnte später, lange nachdem ich mich von der Bühne zurückgezogen, besuchte ich Tarasp wieder, und mein Lieblingsplätzchen aufsuchend, fand ich an den Ufern des rauschenden Inn, oberhalb des Kurhauses, eine Eisentafel mit meinem Namen und folgenden Zeilen:

„Du hast nur Bewunderer, kennst keine Hasser,
Bist darin ganz wie das Taraspер Wasser,
Wie Tarasp verjüngt, was alt ist und krank,
Verjüngst du die Menschen mit deinem Gesang."

Berthold Auerbach.

Von Tarasp führte mich mein Weg wieder nach Deutschland, denn es war ja das große Jahr der ersten Wagnerfestspiele in Bayreuth. Das durch die Munifizenz des Königs Ludwig von Bayern erbaute Theater war fertig, und im August sollte die Nibelungentetralogie aufgeführt werden. Ich hätte um keinen Preis die Gelegenheit versäumt, dieses größte und umfangreichste Musikwerk aller Zeiten in seiner ganzen Vollkommenheit zu genießen. Obschon ich mich ursprünglich fast ganz der italienischen und französischen Opernschule gewidmet hatte, bekam ich in Wien, Budapest und Berlin doch immer mehr Gelegenheit, Wagnerrollen zu singen, und je mehr ich mich in diese Musik vertiefte, eine desto begeistertere Anhängerin davon wurde ich. Es gereichte mir zur größten Genugtuung, daß ich nicht nur vornehmlich als Mozartsängerin so bedeutende Erfolge errungen hatte, sondern daß mich Richard Wagner persönlich zu meiner

Digitized by Google

Darstellung von Senta und Elsa beglückwünscht hatte. Ja er selbst ehrte mich durch seine Einladung, den Bayreuther Festspielen beizuwohnen. Es hatte nur an mir gelegen, in diesen Festspielen in einer der bedeutendsten Rollen der ganzen Tetralogie, als „Sieglinde" in der „Walküre", selbst mitzuwirken, und ich bedaure heute noch, es nicht getan zu haben. Als Hans Richter mit mir die erwähnten Partien durchnahm und ich sie unter seinem Kommandostab sang, stellte er mir den ehrenvollen Antrag, die Sieglinde für Bayreuth zu übernehmen. Ich sprach mit meiner Mutter darüber, doch sie, als geborene Amerikanerin in streng puritanischen Anschauungen aufgewachsen, war durchaus nicht zu bewegen, mich junges Mädchen in so sittlich heiklen Situationen wie jene, in denen Sieglinde erscheint, auftreten zu lassen. So fielen die Unterhandlungen ins Wasser, und ich mußte mich begnügen, in Bayreuth statt als Mitwirkende als Zuhörerin zu erscheinen.

Meine mütterliche Freundin Mrs. Schirmer, die Gattin des amerikanischen Musikverlegers, hatte für mich Plätze besorgt und erwartete mich in Eisenach, wo sie mit ihren Kindern den Sommer zubrachte. Die wenigen uns vor der Fahrt nach Bayreuth zur Verfügung stehenden Tage benutzten wir zu Ausflügen im schönen Thüringer Wald, vornehmlich aber zum Besuch der Wartburg, als deren Schloßhauptmann ich in späteren Jahren Major v. Cranach, einen Neffen unseres alten Freundes General v. Cranach, wiederfand.

Eine achtstündige heiße, ermüdende Fahrt brachte uns spät abends nach Bayreuth, wo zu unserm Schrecken die von Mrs. Schirmer bestellte Wohnung aus Versehen an jemand andern vergeben war. Die Stadt war mit Gästen aus aller Welt bereits überfüllt, jedes Kämmerchen war besetzt, und erst nach stundenlangem Umhersuchen gelang es durch gute Worte und viel Geld, eine biedere bayrische Hausfrau zu bewegen, mir ihr eignes Zimmer abzutreten. Sie selbst schlief auf dem Dachboden.

Am folgenden Morgen besuchten wir zunächst das hochgelegene neue Theater, wo die Zimmerleute und Tischler noch eifrig an der Arbeit waren. Soweit ich in dem finsteren Zuschauerraum ausnehmen konnte, waren indessen die sechzehnhundert Sitze des Amphitheaters und die dreihundert in den Logenreihen und der langen Galerie darüber bereits aufgestellt und alles für den Empfang der Gäste bereit. Trotz dem unaufhörlichen Hämmern und Klopfen war das unsichtbare Orchester eifrig am Probieren. Erst als wir auf die Bühne traten, sahen wir die Musiker, hundertdreizehn an Zahl, bei der empfindlichen Hitze in Hemdärmeln sitzend, an der Arbeit, und am Dirigentenpult saß Hans Richter, der uns freundlich zunickte.

Der zweite Bekannte, dem wir auf dem Rückweg nach der Stadt begegneten, war Stockhausen, der Liedersänger, der dritte Paul Lindau, und im Hotel Reichsadler, wo wir mit Mühe ein Plätzchen auftrieben, um unser Mittagsmahl einzunehmen, fanden wir die ganze musikalische Welt, Sänger, Komponisten, Instrumentalisten, Kritiker zu dem gleichen Zweck versammelt. Da gab es ein fortwährendes Grüßen und Vorstellen, ein fröhliches Durch-

Digitized by Google

einander, ein gegenseitiges Zutrinken. Am gleichen Tisch mit uns nahmen Theodor Steinway aus Braunschweig und Stockhausen Platz, am Nebentisch saßen der Pianist und Liszтschüler Max Pinner aus Neuyork, der Kritiker der Neuyorker „Tribune", Hassard, und mein Wiener Freund, der Dichter Mosenthal. Ringsum nichts als bekannte Gesichter, die ich hier und dort schon gesehen hatte, und vor lauter Begrüßungen und Händeschütteln kam ich kaum zum Essen.

Am nächsten Morgen machten wir unsern Besuch in Villa Wahnfried. Wagner und seine Frau waren bei der Probe, dafür kam mir mit offenen Armen Franz Liszt entgegen, den ich seit unserm täglichen Beisammensein in Budapest nicht mehr gesehen hatte, und der uns durch Haus und Garten bis zu der letzten Ruhestätte führte, die Wagner sich dort geschaffen hat. Mit Liszt fuhren wir dann zu Frau v. Meyendorff und Frau v. Schleinitz und speisten zusammen im Hotel Sonne. Ein großer Tisch war für uns bereit, zu meinen Seiten nahmen Graf Albert Apponyi und der Komponist Korbay Platz, weiter unten saßen Professor Eduard Hanslick und Ludwig Speidel, die beiden größten Antagonisten Wagners, dazu die Vorerwähnten und verschiedene andre, eine interessante Gesellschaft, die mit Witz und Schärfe das kommende musikalische Ereignis besprach. Sollte doch am nächsten Tag, Sonntag den 13. August, die erste Vorstellung, „Rheingold", gegeben werden.

An dem historischen Abend gingen wir schon früh durch die mit Menschen gedrängt vollen Straßen zum Theater, denn ein Wagen war ja unmöglich aufzutreiben. Die Vorstellung begann um 7 Uhr, und als ich kurz vorher meinen Sitz erreichte, war das Theater bereits vollständig mit der glänzendsten Versammlung gefüllt, die ich jemals in einem Raume beisammen sah. Da gab es Kaiser, Könige und Königinnen, Großherzöge, Herzöge und Fürsten mit ihren Gemahlinnen, alle in Gala, die Damen in wunderbaren Toiletten. Ich selbst trug ein hellblaues Seidenkleid mit Crêpe de Chine-Ueberwurf und Rosengirlanden.

Plötzlich bliesen Trompeten das Schwertmotiv aus der „Walküre". Sie verkündeten die Ankunft des alten Kaisers, der, mit minutenlangem donnerndem Applaus und Hochrufen empfangen, in der königlichen Loge erschien und sich nach allen Seiten verneigte. Die ergreifende Huldigung verstummte erst, als die Lichter erloschen und leise, himmlische Musik durch den vollständig finsteren Raum schwebte. Sie war so zauberhaft, daß ich beinahe meinen Atem anhielt, und denselben Eindruck mußte sie auch auf die andern machen, denn es war, als wären sie alle plötzlich versteinert worden. Keine Bewegung, nicht der leiseste Laut war wahrnehmbar, alles lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit.

Der Vorhang enthüllte nun die Tiefen des Rheins, in dem die drei Rheintöchter, vom Nibelungen Alberich verfolgt, singend erscheinen. Es folgte die Szene mit Loge, dem Gott des Feuers, von Vogl aus München dargestellt. Er sang und spielte so wunderbar, daß die Stille des Auditoriums durch enthusiastischen Applaus unterbrochen wurde.

Digitized by Google

Die weihevolle Stimmung des Hauses, die wohl jeder wahre Musikfreund empfand, wurde dadurch so gestört, daß am nächsten Abend Zettel im Zuschauerraum verbreitet wurden, in welchen Wagner alle Beifallsäußerungen während der Akte verbot.

Die weiteren Einzelheiten der Vorstellung, wie ich sie in meinem Tagebuch verzeichnet finde, kann ich hier wohl übergehen. Obschon mit Wagners früheren Opern durch meine eigne Teilnahme an vielen Vorstellungen wohl vertraut, enthüllte sich mir in „Rheingold" so viel Neues, so viel Tiefes, daß ich mit gespanntester Aufmerksamkeit folgen mußte. In den Zwischenakten suchten wir uns im Foyer etwas zu erfrischen. Der erste, den ich beim Heraustreten traf, war Eduard Hanslick. „Nun," fragte er, „wie hat es Ihnen gefallen?"

Ich fürchte, meine Antwort war damals nicht sehr enthusiastisch, denn das erstmalige Anhören hatte mich nur verwirrt und durch das Anspannen aller Sinne ermüdet. Ich steckte überdies mitten im Studieren und Probieren von Mozart, Rossini, Verdi und Auber mit ihren leichten, prickelnden Melodien, und erst mit der Zeit, nachdem ich Wagners Tonschöpfungen wiederholt gehört, wurde ich zu ihrem eifrigsten Bewunderer. Auch Exzellenz v. Hülsen, mein verehrter Chef an der Berliner Hofoper, schien damals nicht gerade entzückt. Er begrüßte mich herzlich, als er mich nach meiner Rückkehr von Amerika hier zum erstenmal wiedersah, und als ich von den Wagner-Vorstellungen zu sprechen begann, schüttelte er bedächtig den Kopf und meinte: „Na, vorläufig wollen wir wohl bei unserm alten Repertoire bleiben. Das gefällt Ihnen doch auch besser, wie?" — Hülsen mußte den Kaiser auf meine Anwesenheit aufmerksam gemacht haben, denn Majestät kam direkt auf mich zu und erwies mir die Ehre, seiner Freude Ausdruck zu geben, mich hier zu sehen. Während des kurzen Gesprächs erwähnte er mit keinem Wort die Vorstellung, der wir beiwohnten, und fragte mich, was ich in der bevorstehenden Berliner Opernsaison Neues singen würde. Als ich die „Bezähmung der Widerspenstigen" nannte, scherzte er: „Ob es gelingen wird, die zu bezähmen?" — Auch der Großherzog von Sachsen-Weimar begrüßte mich und fragte mich über meine Amerikafahrt.

Da waren ferner der Kaiser von Brasilien, die Großherzöge von Mecklenburg und Baden, die Komponisten Liszt, Grieg und Saint Saëns, alle möglichen Theaterintendanten, Kapellmeister, Künstler, das lebendige Kastans Panoptikum.

Nach der unter begeistertem Jubel beendigten Vorstellung fanden wir die ganze Stadt festlich beleuchtet und die Bevölkerung in den Straßen, um den Kaiser zu begrüßen. Die herbeigereisten Gäste trafen sich fast vollzählig im Hotel Reichsadler zum Abendbrot, doch ich zog es vor, nach magerem Imbiß zur Ruhe zu gehen, denn für Montag den 14. August stand ja die „Walküre" bevor.

Der Eindruck, den ich von dieser Oper erhielt, war weit größer als jener vom „Rheingold", nur ließ die Aufführung viel zu wünschen übrig, und ich habe sie seither weit besser gesehen. Albert Niemann und Frau Schäffsky waren als Siegmund und Sieglinde ungenügend, und Frau Materna enttäuschte mich.

Digitized by Google

Niemals seither habe ich sie das „Hojotoho" so schlecht singen gehört. Wotan war langweilig, und die erlösende Nummer war der wunderbare Walkürenritt. Ebenso machte Brunhildes Abschiedsszene einen tiefen Eindruck. Wir waren einfach wild vor Begeisterung, und ich sah Leute mit Tränen in den Augen einander in die Arme fallen! Diese Begeisterung hielt auch lange nach der Vorstellung an, als die Zuhörer hungernd nach dem Theaterrestaurant stürzten, um etwas zu sich zu nehmen. Ich fühlte mich so erschöpft, daß ich nach Hause ging und den folgenden Tag über das Zimmer hütete. Im Begriffe, mich für die dritte Vorstellung, „Siegfried", anzukleiden, kam Mosenthal, um mir zu sagen, daß wegen der Erkrankung von Betz, der den Wotan sang, die Vorstellung auf den 16. August verschoben werden mußte.

Statt also nach dem Theater zu gehen, unternahmen wir eine erfrischende Spazierfahrt in die Umgebung. Bei einem Biergarten hörte ich meinen Namen rufen und fand hier hauptsächlich Wiener Künstler, darunter Hellmesberger und Gustav Walter. In ihrer Gesellschaft nahmen wir das Souper ein und verbrachten einen vergnügten Abend, verschönt durch den Gesang der Choristen der Wiener Oper, die u. a. Tiroler Lieder zum besten gaben.

„Siegfried" genoß ich nicht im gleichen Maße wie „Walküre", doch das Liebesduett zwischen Siegfried und Brunhilde berührte mich im Innersten. Ich freute mich, in der „Götterdämmerung" am folgenden und letzten Abend die Motive der früheren Opern wiederzuhören, und überdies zwei neue, jenes der Nornen am Beginn und Siegfrieds Tod, eine der schönsten und wirkungsvollsten Todesszenen, die jemals geschrieben worden sind. Die rührenden, hochdramatischen Rezitative Brunhildes am Ende wurden von Frau Materna bewundernswert gesungen. Unglücklicherweise verfehlten sie wegen des Mangels an Ausdruck in ihrem nüchternen Gesicht und großen plastischen Bewegungen ihrer Person die individuelle Wirkung. Diese trat erst ein, als Brunhilde auf ihrem Pferde sich in das Feuer stürzt. Beim Fallen des Vorhangs war der Enthusiasmus unter dem tiefbewegten, zu Paroxysmus aufgeregten Publikum einfach unbeschreiblich. Er wurde nur einen Augenblick unterbrochen, um neugierig einem Manne zu lauschen, der auf seinen Sitz gestiegen war, um eine Lobrede auf Wagner zu halten. Darauf wurde der Tumult unter den Zuhörern womöglich noch lauter und unbändiger als vorher. Plötzlich sah ich ein kleines Männchen in einem schäbigen grauen Anzug die Bühne betreten und mit einer Bewegung mit der Hand Schweigen gebieten. Es war Richard Wagner. Mit schneidender, schnarrender Stimme hielt er eine kurze Ansprache, von der ich nur die ungefähren Worte verstand: „Jetzt haben wir eine deutsche Kunst, und ihr Erfolg hängt vom Publikum ab."

Die ganze Episode kam so plötzlich und unerwartet, daß die ganze Zuhörerschaft betroffen einige Sekunden schwieg. Dann aber machte sie ihren Gefühlen durch die lärmendsten Demonstrationen Luft. Viele benahmen sich wie verrückt, schrien, sprangen umher, fuchtelten mit den Armen und wetterten gegen die unerhörte Selbstverherrlichung und Eitelkeit Wagners. Die Namen Bach,

Digitized by Google

Mozart, Beethoven, Gluck, Weber durchtönten das Haus, während zwischendurch ein großer Teil der Zuhörerschaft nach Wagner rief und wahnsinnig Beifall klatschte. Nun wurde es mir so unbehaglich, daß ich das Theater verließ und mit meinen Freunden nach Hause fuhr.

Während der schlaflosen Nacht überdachte ich alles das, was ich in Bayreuth gesehen und gehört, und dankte meinen Sternen, daß ich hierhergekommen war. Mit jeder Vorstellung der Tetralogie war ich doch höher und höher in bisher unbekannte Sphären himmlischer Musik eingedrungen, die wie aus einem poetischen Traumland zu den andächtig Lauschenden erscholl, und der Zauberer, der dies bewirkt hatte, war Richard Wagner.

Am folgenden Morgen verließ ich Bayreuth, um mit meiner Mutter auf dem Rigi zusammenzutreffen. Während meiner einsamen Spaziergänge durch das bewaldete Felsenlabyrinth des Känzeli, angesichts der großartigen Hochgebirgsnatur, hatte ich so recht Gelegenheit, in den Bayreuther Eindrücken zu schwelgen. Tief unter mir, jenseits des wunderherrlichen Sees, konnte ich mit freiem Auge die lauschige Tribschenhalbinsel erkennen, wo der größte Teil der „Nibelungen" entstanden ist, sowie das von hohen Pappeln umstandene Haus am Seeufer, das der Schöpfer der gewaltigen Tondichtung jahrelang bewohnt hat. Wo hätte ich damals gedacht, daß in meinen späteren Jahren Tribschen mir selbst als Wohnsitz bis in die Gegenwart dienen sollte! Unter den im Rigi-Kaltbad weilenden Gästen befanden sich neben vielen Bekannten auch Graf Harry Arnim, der Antagonist Bismarcks, und sein Bruder Hermann. Wir freundeten uns an und wollten gemeinschaftlich nach Berlin zurückfahren. In Zürich nahmen wir das Mittagmahl im Hotel Baur au Lac ein und promenierten darauf im Garten längs des sonnedurchleuchteten Sees, wo sich heute eine breite Fahrstraße befindet. Unter dem Geländer tummelten sich unzählige Fische, denen wir Brotkrumen zuwarfen. Dabei fiel der goldene Zwicker von Graf Harry Arnims ziemlich langer Nase ins Wasser und verschwand in der Tiefe. Der Zug sollte uns eine halbe Stunde später nach Berlin entführen, aber ohne Gläser konnte Arnim nicht fort, und rechtzeitig neue zu kaufen, war keine Zeit mehr. So blieb er zurück. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Robert Liefmanns „Grundsätze der Volkswirtschaftslehre“

1. Band: Grundlagen der Wirtschaft[1])

Von

Norbert Einstein (Konstanz)

Wie man sich auch zu einzelnen Theorien dieses Buches stellen mag, selbst wenn man die auf einer psychischen Auffassung der Wirtschaft orientierte Grundeinstellung Robert Liefmanns ablehnt, — dieses Buch ist bedeutungsvoll. Es trifft mitten in eine Krise der volkswirtschaftlichen Wissenschaft. Man hat der Nationalökonomie im Verlaufe dieses Krieges alle überhaupt denkbaren Vorwürfe gemacht, von dem primitiven Einwand, auch die Nationalökonomie sei auf dem Standpunkt gestanden, ein Krieg könne nur von kurzer Dauer sein, bis zu schwerwiegenden und in ihrer aggravierenden Form verhängnisvollen prinzipiellen Bekämpfungen der Wissenschaft von der menschlichen Wirtschaft. Wenn viele dieser Einwände auch auf falschen und unsinnigen Voraussetzungen fußen, so viel ist richtig, daß es augenblicklich keine Wissenschaft gibt, deren Grundvoraussetzungen so ungeklärt sind, in der so wenig eine Gemeinsamkeit in der Fragestellung erreicht ist. Es fehlt der Grundkern und das Grundproblem, von dem aus sich organisch und wie selbstverständlich die Formen des wirtschaftlichen Lebens kristallisieren, und es mangelt ein Zentralpunkt, der seine Ströme aussendet bis in den letzten Winkel einer ökonomischen Spezialfrage. Liefmann hat immer sehr darunter gelitten, wie wenig die Nationalökonomie von dem festen Piedestal einer sicheren und weitausholenden Theorie aus gesehen wurde, und er suchte nach den knappen Theoremen, die die weiten Tatsachen und Einzelgebilde der ökonomischen Disziplin wie in einem Brennpunkte sammeln.

Der Jünger der ökonomischen Wissenschaft und der Laie, der von vornherein der Nationalökonomie in so großem Maße Interesse entgegenbringt, stand bisher vor einer traurigen Frage, wenn er die ersten Schritte unternahm, die ihn der ökonomischen Wissenschaft näherbringen sollten. Die landläufigen Einführungen in die Nationalökonomie haben hier versagt. Bei Conrad lernt man nicht die Nationalökonomie in ihren Grundfragen kennen, und bei Schmoller blickt einen diese Wissenschaft zu sehr als eine historisch und sozialpolitisch orientierte Disziplin an, als daß man von vornherein in klaren und unverlierbaren Begriffen die wirtschaftliche Kernfrage erfassen könnte. Oppenheimer sieht in jeder Phase seines wissenschaftlichen Gebäudes die Dinge zu sehr immer nur als Oppenheimer, als daß bei einer noch unkritischen Betrachtungsweise dieses Buch nicht eine ungeheuerliche Gefahr bedeutete. Am ehesten war wohl Philippovich als eine bedeutsame Einführung anzusehen, aber auch hier wird die Welt so sehr mit den Augen des Grenznutzentheoretikers gesehen, daß viele bedeutsame Erscheinungen des Wirtschaftslebens gar nicht betrachtet werden.

Es kann nun auch nicht gesagt werden, daß es Robert Liefmann gelungen wäre, in einer gleichsam beschaulichen Ruhe alle Probleme mit den kühlen Augen des Relativisten anzusehen und in einer geruhsamen Weise alle Fragestellungen aufzutun, um sich vielleicht zu guter Letzt ohne viel Erregung und Leidenschaft für eine dieser Fragestellungen zu entscheiden. Im Gegenteil. Liefmann ist von vornherein so stark in seinem eigenen Bann,

---

[1]) Robert Liefmann, „Grundsätze der Volkswirtschaftslehre“. 1. Band: „Grundlagen der Wirtschaft“. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin, 1917.

Digitized by Google

er vergißt so sehr in keinem Augenblick seine Anschauungsweise, daß er in den historischen Partien oder in den dogmenkritischen ungeduldig wird, bis er seine eigenen Anschauungen vortragen darf. Aber hierin liegt vielleicht einer der größten Werte dieses Buches: daß es ursprünglich ist und daß man es neben allen sachlich sehr angespannten Erregungen auch persönlich wie eine sehr subjektive Gabe entgegennimmt. Diese unbedingt persönliche Note, die in dem Buche steckt, enthält freilich oft auch die notwendig damit verbundene Gegenseite: Liefmann ist oft so sehr er selbst, daß er Ungerechtigkeiten begeht, wie beispielsweise die gegen den Marxismus. Aber auch dann ist der tragende Faktor die große Ambition Robert Liefmanns, mit diesem Buche nicht noch ein willkürliches Lehrbuch der Nationalökonomie geschrieben zu haben, sondern in dem flachen und ungeistigen Tohuwabohu der Wirtschaftswissenschaft mit einem nicht mehr verlierbaren Klang hervorzutreten. Ich bin fest davon überzeugt, daß sich die Wirtschaftswissenschaft sehr gründlich mit diesem Buche auseinandersetzen wird, weil hier mit tiefer Gründlichkeit und mit weitausholenden Linien eine wirklich neue Wirtschaftstheorie vorgetragen wird. Denn bei der großen Ausspannung des Liefmannschen Systems ist es belanglos, daß schon Gossen in seinem Buche „Entwickelung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für das menschliche Handeln" auf einige auch von Liefmann erkannte und anerkannte wirtschaftliche Gesetze hinweist. Neu ist es durchaus bei Liefmann, wie er in seiner Betrachtung von einer „neuen, von der bisherigen völlig abweichenden Grundauffassung unseres Objekts, der wirtschaftlichen Vorgänge, selbst ausgeht".

Diese Entgegengesetztheit der bisherigen ökonomischen Wissenschaft zu der Liefmannschen Grundanschauung kann nun bedauerlicherweise in diesen Ausführungen nicht in der Weitläufigkeit behandelt werden, die gerade bei einer so originellen Arbeit wie dem Liefmannschen Buche dringend erforderlich wäre. Denn es genügt nicht, wenn man dies, wie es Liefmann selbst tut, durch die Schlagworte materialistisch-quantitativ und psychisch-realistisch charakterisieren will. Denn bei einem so grundlegenden Buche ist mit einer solchen Unterscheidung wenig gesagt. Abgesehen davon, daß die bisherige Wirtschaftswissenschaft nicht lediglich materialistisch-quantitativ orientiert war, ganz abgesehen davon, daß beispielsweise in der Theorie Oppenheimers seine Grundauffassung weder durch eine quantitative, noch durch eine materialistische Auffassung getragen ist — ist auch bei Liefmann mit seiner Grundlegung einer psychischen Wissenschaft nicht alles gesagt. Wenn er schon in seinen früheren Schriften immer auf die Notwendigkeit hingewiesen hat, die technisch-materialistische von der wirtschaftlichen Problemstellung zu trennen, so geschah dies immer noch relativ aphoristisch — nach seiner jetzigen systematischen Klarlegung erscheint mir eine Zusammenwerfung dieser grundlegenden Blickpunkte und dieser verschiedenartigen Betrachtungsweisen in den Topf einer Wissenschaft nicht mehr als möglich.

Eine kurze Betrachtung kann über den ganzen Reichtum des Buches nicht orientieren. Jede Zusammenfassung muß darunter leiden, daß mit den Resultaten allein noch nichts gesagt ist, sondern daß es bei der Liefmannschen Betrachtungsweise hauptsächlich darauf ankommt, nicht allein der Wirtschaftswissenschaft neue Gesetze vorzuschreiben, das Preisproblem in einem ganz anderen Zusammenhang zu sehen und die Preistheorie in ihrer bisherigen Form zu leugnen, sondern es handelt sich hier doch darum, ein ganz neues Wesen des Wirtschaftlichen zu enthüllen. Hier liegt vielleicht der Schwerpunkt dieses ersten Bandes: daß Liefmann aus den bisherigen Ausgangspunkten und Grundbegriffen der ökonomischen Theorie und deren äußerst geschickten Bekämpfung, aus der Widerlegung der individualistischen und sozialen Theorie, der Wirtschaft und der wirtschaftlichen Handlung als Grundbegriffe mit unbedingter Notwendigkeit seine Auffassung vom Wirtschaftlichen entwickelt und so tief und bedeutungsvoll darzutun weiß, daß es uns scheinen will, als stehe die Nationalökonomie wirklich wie im Angelpunkt eines neuen Geschehens.

Digitized by Google

Denn die bisherigen Triebkräfte, die zum Wirtschaften führen, sind hier nicht ausreichend. Wenn auch Wirtschaften etwas Physisches ist, was auch bisher erkannt wurde, so ist die Einschränkung erforderlich, daß das Wesen des Wirtschaftlichen darin bestehe, „daß dabei verschiedene erstrebte Lustempfindungen den für sie aufzuwendenden Unlustempfindungen mit dem Ziel entgegengestellt werden, ein Maximum von jenen, von Gesamtnutzen, mit möglichst geringen Aufwendungen, Kosten, zu erlangen“.

Es handelt sich, indem wir das Wesen des Wirtschaftlichen zu verstehen suchen, nicht um das Verständnis einer einzigen wirtschaftlichen Handlung, eines einzigen ökonomischen Prozesses. Sondern die einzelne Handlung wird nur in ihrer Erkenntnisform dadurch wirtschaftlich (in der Erkenntnis des Wirtschaftlichen) bedeutungsvoll, daß sie in Beziehung gebracht wird zu anderen wirtschaftlichen Komplexen. Die wirtschaftliche Aufgabe besteht in einem Proportionalsystem. Nicht in einer einzigen Richtung, etwa der von Angebot und Nachfrage, wie man einmal primitiv geglaubt hat, verläuft der wirtschaftliche Dolus, sondern in dem Verhältnis von Nutzen und Kosten bei jeder Kosten- oder Nutzeneinheit, die durch das wirtschaftliche Handeln aufgewendet oder erlangt wurde, und wie sich die beiden Faktoren zueinander verhalten, wie sie sich in einer geringeren oder weniger „rationellen“ (wie man bisher sagte) Weise verhalten, wird sich der Ertrag bestimmen. Hieraus ergibt sich schon, daß der Begriff der wirtschaftlichen und unwirtschaftlichen Form nicht so leicht zu bestimmen sei, wie man bisher glaubte und, um ein Liefmannsches Beispiel anzuführen, daß man nicht allgemein behaupten kann, ein Verschwender wirtschafte nicht und ein Trinker handle nicht wirtschaftlich.

Neben der tiefgründigen Untersuchung über das Wesen des Wirtschaftlichen nimmt den Hauptraum des Buches die Theorie des Konsumertrags und die Kostentheorie ein. Sie sind so tief in die wirtschaftliche Auffassung Liefmanns verwurzelt und hängen so bedeutsam mit einzelnen Theorien zusammen, daß von ihnen mit ein paar Worten unmöglich ein Bild gemacht werden kann. Aus der ganz einfach scheinenden Divergenz des Liefmannschen Wirtschaftsbegriffs von dem bisherigen erwächst in der Folge eine Konsequenz gar nicht absehbarer Art. Denn bisher gültige Gesetze schmelzen zusammen. Wie sehr Liefmann notwendig die ökonomischen Dinge mit seinen Augen sieht, ergibt der „Ertrag“ seines Buches, der in logischer Entwicklung seiner Prämissen zu tiefen und bedeutsamen Folgerungen führen muß. Von der Sicherheit aus, mit der er fest in seinem eigenen Sattel sitzt, gelang ihm eine Kritik der Grenznutzentheorie, die so vielfach bisher versucht wurde und so selten gelang.

Denn Liefmann klammert sich nicht mehr an den Gegensatz des objektiven und subjektiven Wertes und die Verfolgung dieses Gegensatzes, sondern er muß die Grenznutzentheorie aus der Richtung seiner Erörterungen über die Kosten widerlegen und überwinden. Wenn er der Grenznutzentheorie vorwirft, daß sie von einer gegebenen Menge von Gütern ausgehe, daß der Satz, je größer der Vorrat, desto geringer der Nutzen, falsch sei, und weiter, Genußgüter nicht nach dem Gesetz des abnehmenden Nutzens geschätzt werden — dann wirft er in die Diskussion mit den Grenznutzentheoretikern viel bedeutsamere Punkte, als dies bisher geschehen konnte. Denn Liefmann besitzt eine ungeheure Ueberlegenheit durch den Rückhalt, den ihm seine tiefverwurzelte Kostentheorie verleiht. Das Buch klingt in dem Gedanken aus, daß die bisherige Wirtschaftstheorie nicht subjektiv sein konnte, weil die technisch-materialistische Auffassung sie daran gehindert habe.

Die „Grundlagen der Wirtschaft“ haben schon in die Probleme des hoffentlich bald erscheinenden zweiten Bandes geführt. In diesem zweiten Bande darf man vor allem Liefmanns Theorien über die Gelderscheinungen erwarten. Erst dann kann man ein Urteil darüber fällen, ob die Liefmannschen Voraussetzungen sich denn am ganzen Umkreis der ökonomischen Probleme erfüllen, und ob seine psychische Grundauffassung für

Digitized by Google

den ganzen Bezirk des ökonomischen Bereichs ausreicht. Aber schon heute kann gesagt werden, daß die Liefmannschen Theorien, auch wenn sie ihre zeitlose Gültigkeit nicht erweisen sollten, in einem kritischen Augenblick der ökonomischen Wissenschaft dieser wie zu einem neuen Leben verhelfen. Von einer Idee aus kann der Hebel an die Welt angelegt werden, vor allem dann, wenn dieser Hebel die Geschwindigkeit aller für die Errichtung eines Systems erforderlichen Elemente hat. Die wissenschaftlichen Systeme haben darunter gelitten, daß sie von Eklektikern herrührten, die nahmen, wo sie fanden. Hier ist ein Theoretiker, der in zwar unschwer erkennbarer Abhängigkeit dennoch die originelle Art seiner Fragestellung nie verläßt. Sein Buch hinterläßt, auch wenn es manchmal durch seinen etwas selbstsicheren Ton etwas verstimmt, den Eindruck einer ungemein lebhaften, schwungvollen und leidenschaftlichen Vitalität; das ist besonders dann eine seltene wissenschaftliche Leistung, wenn diese Schwungkraft nicht nur Ausgangspunkt der Deduktionen ist, sondern in ihrer Wärme bis in die letzten Ausläufer und Zweige anhält.

Die farbigen Truppen Frankreichs, Englands und Belgiens

Von

Matthias Salm

Zwei Mächte, von denen jede lange Jahrhunderte hindurch die Vorherrschaft in Europa und in der ganzen Welt zu Lande und zu Wasser erstrebte, haben schon früh in ausgedehntem Maße fremdländische Truppen für ihre Eroberungszüge benutzt: England und Frankreich. England hat es von jeher verstanden, in seinen Landkriegen Soldaten vom Festlande, besonders Deutsche, für seinen Ruhm und Gewinn kämpfen zu lassen, auch seine Seesoldaten stammten zu einem nicht geringen Teile aus fremden Nationen. Frankreich verdankt seine größten kriegerischen Erfolge von der Zeit der Kapetinger bis zum ersten Napoleon im wesentlichen fremden Kriegerscharen in seinen Diensten. Als im neunzehnten Jahrhundert das nationale Selbstbewußtsein bei allen europäischen Völkern erwachte, als die Angehörigen der Volksstämme sich zu nationalen oder politisch geschlossenen Staaten zusammentaten und zu ihrem Schutze Volksheere bildeten, die alle wehrfähigen Männer umfaßten, mußten Frankreich und England auf diese europäischen Nationen als ergiebigste Soldatenquellen verzichten. Sie suchten und fanden wenigstens teilweise Ersatz in ihren Kolonialreichen, die sie in den letzten Jahrhunderten zu einer gewaltigen Ausdehnung gebracht hatten.

Frankreich war die erste europäische Macht, die farbige Truppen im Kampf gegen zivilisierte Nationen verwandte. Im Orient und während des Krimfeldzuges mußten in den Jahren 1854 bis 1856 das algerische Jägerbataillon (die späteren Turkos) und ein Detachement Spahis unter den Fahnen des dritten Napoleon fechten. Im italienischen Feldzuge gegen Oesterreich (1859) waren bei der französischen Armee 3 Bataillone geworbener Turkos. Bazaine nahm

Digitized by Google

im Jahre 1862 Algerier mit nach Mexiko. Größere Truppenmengen ebenfalls geworbener Farbiger gehörten zum französischen Heere im Deutsch-Französischen Kriege, nämlich 3 Regimenter sog. Turkos (Kabylen, Araber und Neger). Neben diesen fremden Fußtruppen gab es 3 Regimenter Spahis als Kavallerieregimenter, die ebenfalls aus den genannten Volksstämmen gebildet waren, ferner befanden sich Farbige bei den afrikanischen Jägern zu Pferde (Chasseurs d'Afrique). In der Zeit nach dem Kriege von 1870/71 gelang es Frankreich, sich das zweitgrößte Kolonialreich der Welt zu schaffen. Die Bedeutung der Farbigen in den oft langwierigen und opferreichen kolonialen Eroberungskämpfen war eine so große, daß die französische Regierung sich entschloß, aus ihnen und europäisch-französischen Offizieren, zum Teil auch aus europäisch-französischen Unteroffizieren und Mannschaften, eine starke Kolonialarmee aufzustellen. Die Aufgabe dieser Armee bestand aber nicht allein in der Sicherung und Erweiterung der Kolonien, sie sollte vielmehr im Kriegsfall auch an der Seite der heimischen Korps in Europa kämpfen, also eine unmittelbare Verstärkung der französischen Armee im Mutterlande bedeuten.

Frankreichs Geburtenziffer war in den letzten Jahrzehnten ganz bedenklich zurückgegangen, so daß das eigne Volk nicht mehr den gewünschten Heeresersatz bieten konnte, der jenem des östlichen Nachbarn, Deutschland, an dem man für die Niederlagen von 1870 und 1871 unbedingt einmal Rache nehmen wollte, ebenbürtig war. Da mußte für andern Ersatz gesorgt werden. Man verfiel auf die Völker der afrikanischen Besitzungen.[1]) Im „Gaulois" (8. Dezember 1909) schrieb der Revanchegeneral Bonnal: „Nous estimons qu'avec les puissants moyens de transport sur mer que nous avons et que l'Angleterre, notre alliée, peut mettre à notre disposition, le passage d'Algérie-Tunisie en France de 120000 hommes de troupes algériennes et sénégalaises, presque indispensables au gain de la première bataille, ne saurait rencontrer de difficultés insurmontables." Im Februar 1910 wurde auf Anregung des Generalgouverneurs für Westafrika, Merlaud-Ponty, und des Obersten Mangin die Aufstellung einer Reihe neuer Kolonialbataillone aus Senegalnegern, sog. Schützenbataillone in Stärke von je 800 Negern, beschlossen, und im Jahre 1911 schuf man, als die Resultate der Ausbildung befriedigt hatten, ein Senegalesenregiment für Algerien und eins für Marokko. Die Schaffung einer schwarzen Armee stellte sich Kriegsminister Millerand als eine Hauptaufgabe. Er setzte die Einstellung von je 5000 Senegalnegern für die Jahre 1912, 1913 und 1914 durch. Im Laufe des Jahres 1912 wurde eine Reihe von Dekreten erlassen, die eine Verstärkung der schwarzen Truppenmacht, eine längere Dienstzeit (4 bis 6 Jahre), die Ausbildung, die umfangreiche und strenge

[1]) Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die Angaben von Capitaine Le Français („Une réponse française au programme militaire allemand", Paris 1912), Alexandre Millerand („Pour la défense nationale," Paris 1913), „La vie militaire", Paris 1913, und die Zeitschrift „L'Afrique française" 1915, Nr. 10—12 und 1916, Nr. 6 und 7.

Digitized by Google

Aushebung sowie die Besoldung und Versorgung regelten. Mitbestimmend für diese Neuregelungen waren die Berichte des Generals Moinier, der die Senegaltruppen in Marokko unter seinem Befehl hatte. Er meldete, diese Schwarzen besäßen einen Wert (valeur) „qui peut être considérée comme égale et même supérieure à celle des Algéro-Tunisiens: c'est une troupe aussi solide, plus saine et moins chère; c'est également une troupe fidèle par excellence, rebelle à toute influence anti-française". Auch General Langlois rühmte den Wert der schwarzen Truppen. Ein im Jahre 1913 ergangenes Gesetz ermächtigte den Präsidenten der Republik, durch ein einfaches Dekret die Zahl der eingeborenen Schützenregimenter aus Senegambien nach Bedarf zu erhöhen, ein weiteres setzte die Zahl der Kompagnien eines jeden Bataillons von 4 auf 6 fest. Oberstleutnant Mangin, der sich in der folgenden Zeit an erster Stelle für die Heranziehung der Neger zum Heeresdienst und für die Schaffung einer möglichst großen schwarzen Armee einsetzte, hatte schon vor 1912 die Ansicht vertreten, daß Frankreich bei Ausnützung aller verfügbaren Mittel innerhalb von vier Jahren in der Lage sei, eine aus Negern und sonstigen Völkern Afrikas bestehende schwarze Armee von 160000 Mann aufzustellen, deren Stärke sich bei eifrigster Rekrutierung nach zwölf Jahren auf 300000 Mann belaufen könne. Mit der Zeit werde Frankreich imstande sein, ein stehendes schwarzes Heer von mindestens 400000 Mann heranzubilden, das dann, so meinte auch der Kriegsminister Messimy, es Frankreich ermöglichen sollte, dieselben Stärken aufzubieten wie das Deutsche Reich, ja diese noch zu übertreffen. Als Rekrutierungsgebiete sollten hauptsächlich in Betracht kommen das Generalgouvernement Westafrika nebst dem Saharagebiet mit rund 14 und Französisch-Kongo mit rund $8^1/_2$ Millionen Einwohnern.

Die Hoffnungen, welche die vermehrte Heranziehung der Farbigen in Frankreich weckten, waren groß, auch in militärischen Kreisen. „La vie militaire" schrieb 1913: „Ainsi par l'utilisation des ressources en hommes que peut nous offrir notre magnifique empire africain, tant celles de l'Afrique du Nord que celles de l'Afrique occidentale française, nous pouvons entrevoir un remède capable tout au moins d'atténuer les dangers du manque d'hommes qui se fera de plus en plus sentir dans notre armée." — Wie stark Frankreichs schwarze Armee beim Ausbruch des Weltkrieges war, steht nicht genau fest. Der Berichterstatter Ceccaldi erklärte im vorigen Jahr in der französischen Kammer, daß Frankreich anfangs August 1914 an schwarzen Truppen, die vollständig ausgebildet waren, 36 Bataillone mit einem Istbestand von 31481 Mann besaß, daneben waren 7671 Reservisten vorhanden, von denen 4082 sofort in die Bataillone eingereiht worden sind.

Am 10. Oktober 1914 erließ die französische Regierung ein Dekret, das die Aushebung eines Ersatzes von 35000 Mann befahl und den Rekruten eine sechsmonatige Prämie von 40 Franken gab. Im Oktober 1915 forderten zwei weitere Dekrete eine neue Vermehrung und Verbesserung des farbigen afrikanischen Truppenbestandes und gaben eine neue Regelung der Rekrutierung.

Digitized by Google

Die Aufstellung einer schwarzen Armee hat die Schaffung einer großen farbigen Armee aus allen französischen Kolonien angeregt. Man hoffte, auch aus den vielen Millionen farbiger Untertanen, die Frankreich neben denjenigen in Mittel-, Nord- und Westafrika besitzt, in kurzer Zeit mehrere Hunderttausende brauchbarer Soldaten rekrutieren zu können. Ende 1915 wurden demnach in der Kammer Indochina (Tongking, Anam, Laos, Kambodscha, Kochinchina), Madagaskar, Aequatorialafrika, das Somaliküstenland, Neukaledonien und Ozeanien als Rekrutierungsgebiete vorgeschlagen, die eine Armee von 500000 Mann liefern könnten. Zwei Dekrete vom 12. Dezember bestimmten darauf die Aushebung von Mannschaften aus den genannten Gebieten. Die Rekruten sollten baldigst in die französische Armee eingereiht werden, soweit sie nicht oder noch nicht zum Frontdienst geeignet seien, sollten sie im Etappendienst, in den Munitionsfabriken oder zu sonstigen militärischen Diensten und Arbeiten verwandt werden.

Die genaue Zahl der bisher in die Front gebrachten farbigen Franzosen ist nicht bekannt geworden. Am 24. Juni 1916 hat der ehemalige Kolonialminister Lebrun in Toulouse ausführliche Mitteilungen gemacht, nach denen die gesamte, auf europäischem Boden stehende Farbigenarmee zu Beginn des Sommers 270000 Mann betrug. In Algerien wurden während des Krieges 33000 Eingeborene angeworben, in Marokko 10000 (Spahis und Schützen), in Westafrika 120000 bis 130000, in Madagaskar, Französisch-Somaliland usw. 250000. Im Januar 1917 kamen Mitteilungen aus Paris, nach denen die in Nordfrankreich stehenden farbigen Truppen die Zahl von rund 700000 Mann erreicht hätten. Diese Zahl enthält wahrscheinlich auch die hinter der Front beschäftigten Farbigen.

Zu den farbigen französischen Soldaten gehören Eingeborene aus Algier, Tunis, Marokko, dem Senegal, Dahomey und den übrigen innerafrikanischen Kolonien, von Madagaskar und den umliegenden Inseln, von der Somaliküste, aus den amerikanischen Kolonien, besonders aus Martinique, Gouadeloupe und Guyana, aus Indochina. Die weitaus meisten farbigen Truppen kämpfen in Frankreich, doch hat auch die Armee Sarrails an der mazedonischen Front verhältnismäßig viel farbige Franzosen in ihren Reihen, da ihnen das dortige Klima mehr zusagt als das nordfranzösische. Sarrail besitzt in seinem Heere in der Front und in der Etappe Araber, Algerier, Tunesier, Marokkaner, Senegalesen, Sudanesen, Madagassen, Somalis, Tonkinesen, Anamiten, Chinesen, Kreolen von den Antillen, Martinique, Gouadeloupe und der Reunion, Kanaken von den Hawaiinseln und Gesindel von Tahiti.[1])

Laut französischen Berichten sollen die farbigen Franzosen alle gern und freudig sich unter die Fahnen gestellt haben, um für ihr geliebtes Mutterland Frankreich zu kämpfen. Diese Behauptungen dürften der Wahrheit kaum ent-

[1]) Vgl. La Guerre. Documents de la section photographique de l'armée. Fascicule VIII, L'armée coloniale. Paris (ohne Druckjahr).

Digitized by Google

sprechen. Denn schon vor dem Kriege zeigten die Farbigen wenig Lust zum französischen Kriegsdienst. Besonders sind es die Marokkaner, die keine französischen Soldaten werden wollen. Erinnert sei an die Revolten in Fez im Frühjahr 1911, an die Unruhen im Jahre 1912. In Marokko wurde bereits im Jahre 1915 die Zwangsrekrutierung mit allen Härten durchgeführt. In den Kämpfen an der Somme meuterten mehrere Abteilungen marokkanischer Schützen. Erinnert sei auch an die Unruhen, die in Tunis bei Aushebungen häufig ausbrachen. In der ersten Zeit des Krieges täuschte man die Farbigen durch eigenartige Versprechen und Unwahrheiten. So berichteten in der Sommeschlacht gefangene Neger, die französischen Rekrutierungsoffiziere hätten jedem als Siegespreis eine weiße deutsche Frau versprochen und behauptet, Deutschland liege dicht hinter den Schützengräben. Doch diese Versprechen und Unwahrheiten halfen wenig. Frankreich ist längst trotz seinem wiederholt und feierlich gegebenen Versprechen, die Freiheit der Farbigen nicht anzutasten, in allen seinen Kolonien zur Zwangsrekrutierung übergegangen, da sich Freiwillige schon im Jahre 1915 fast nirgends mehr meldeten. Aber auch die Zwangsrekrutierung stößt auf größte Schwierigkeiten. Im Februar 1916 berichtete die „Humanité", von 19000 Negern, die von einer fliegenden Aushebungskommission zu Rekruten bestimmt worden waren, seien am Tage des Einrückens 12000 nicht auffindbar gewesen. Die Zwangsrekrutierung habe die Auswanderung ganzer Gemeinden zur Folge gehabt. Die Zeitung „L'Œuvre" brachte wiederholt Nachrichten vom Widerstande der Neger gegen die Zwangsaushebung und von Ueberfällen auf die Regierungstruppen.

Die beim Kriegsausbruch vorhandenen Truppenteile waren durchweg gut ausgebildet und bewährten sich auch in den ersten Kämpfen. Ihre Verluste waren aber schon bald derartig groß, daß bereits im Jahre 1915 wenige mehr von den gedienten Farbigen vorhanden waren. Die während des Krieges ausgehobenen Rekruten werden in Truppenlagern in Toulon und in der Provence zwischen Fréjus und Saint-Raphaël, wo das für sie beste Uebergangsklima herrscht, so gut es geht, mit der Waffe ausgebildet. Diese Ersatzarmee ist also weniger wert als die ersten farbigen Hilfstruppen. Diesen Mangel hatte Maurice Rondet-Saint, ein hervorragender Kenner der französischen Kolonien, vorausgesehen. In seinem Buche „En France Africaine",[1]) für das General Liautey ein empfehlendes Vorwort geschrieben hat, sagt er: „L'armée indigène dont on envisage l'emploi au cas de guerre européenne, du jour où elle recevra des réservistes, perdra ses principales qualités. Elle ne pourra surtout pas intervenir au début de la campagne."

Für den Kriegsdienst sind natürlich die zahlreichen zum Heeresdienst herangezogenen Volksstämme verschieden geeignet. Die kriegerischen Eigenschaften der algerischen und marokkanischen Schützen, die mit der sog. Fremdenlegion den

[1]) Paris 1914, S. 210. Große Zweifel spricht auch André Duffauge aus in der „Revue des deux mondes", 1912, Tome 10, S. 849 f.

Digitized by Google

Kern der französischen Kolonialarmee bildeten, sind bekannt; der Araber war von jeher ein geborener Soldat, mutig und intelligent. Sehr brauchbare Soldaten werden bei genügender Ausbildung die Senegalesen, die auch einen vorzüglichen Körperbau haben.

Die Disziplin läßt viel zu wünschen übrig. Nur dann, wenn z. B. der Senegalneger seinen Leutnant seit langem kennt, hat er volles Vertrauen zu ihm und folgt ihm blindlings. Dieses Vertrauen kann sich aber ein weißer Offizier in der kurzen Zeit der jetzigen Ausbildung oder gar in wenigen Tagen in der Front nicht erwerben. Farbige Offiziere gibt es nur wenige, da man ihnen schon vor dem jetzigen Kriege nie recht getraut hat. Dem Unteroffizier gehorcht der farbige Franzose dann, wenn er vom selben Stamm wie er ist; dem fremden folgt er nur widerwillig oder gar nicht. Auch diese Gewohnheit verursacht heute, nachdem die Zahl der alten Unteroffiziere aus der Friedenszeit sehr gering geworden ist und da neue farbige nicht leicht heranzubilden sind, manche Schwierigkeiten und beeinträchtigt sehr die Disziplin.

Bilden die kriegerischen Stämme Nord- und Westafrikas die eigentlichen schwarzen Soldaten Frankreichs, den besten Teil ihrer farbigen Truppenmacht, so sind die Asiaten, also die Hilfsvölker aus Kambodscha, Kochinchina, Tonking, Anam, Saigon wegen ihres schwächlichen Körperbaus und ihres unkriegerischen Stammescharakters wenig brauchbare Soldaten. Die besten von ihnen werden sofort nach ihrer Ankunft in Frankreich den Rekrutendepots überwiesen, während die übrigen im Etappendienst oder als Munitions-, Straßen- und Eisenbahnarbeiter beschäftigt werden. Die Etappensoldaten und Arbeiter werden allmählich durch Uebungen und andre Maßnahmen an den Heeresdienst gewöhnt, und von Zeit zu Zeit wird eine gewisse Anzahl anscheinend brauchbarer Leute aus ihnen herausgezogen und unmittelbar für den Frontdienst vorbereitet.[1]) Wie sich die Madagassen und die übrigen farbigen Franzosen, die hauptsächlich in Mazedonien unter Sarrail stehen, als Soldaten bewähren, ist nicht bekannt; von einer hervorragenden Kriegstüchtigkeit haben bisher weder ihre Befehlshaber noch die Gegner der Salonikiarmee berichtet.

Der Gesamtwert der farbigen Franzosen als Kampftruppe wird zeitlich wesentlich dadurch herabgesetzt, daß ein großer Teil in der kalten Jahreszeit gar nicht in der Front zu verwenden ist und in Winterquartiere gebracht werden muß, auch im Frühjahr und im Herbst beeinträchtigen kalte Tage die volle Kampftätigkeit.

Wenn der Kampfwert der heutigen farbigen Franzosen nicht an denjenigen der afrikanischen Truppen zu Beginn des Krieges heranreicht, so ist daran neben dem schlechten Material und der mangelhaften Ausbildung die schlechte Behandlung durch die weißen Franzosen, die sich besonders in der mangelhaften

---

[1]) Die Schaffung einer gelben Armee (Armée jaune), die bereits im Jahre 1912 der damalige Gouverneur von Indochina, General Pennequin, angeregt hat, befürwortet Fernand Farjenel in der „Revue de Paris“ (1916, Tome 1, S. 112 f.).

Digitized by Google

Nahrung, in brutaler Auspeitschung und Erschießung schon bei geringem Vergehen zeigt, schuld. Die Zwangsrekrutierung kann bei den wilden Völkern natürlich nur unter Härten durchgeführt werden.

Wie stark die Abneigung der Marokkaner gegen alles Französische ist, geht aus der Bemerkung eines eingeborenen Leutnants zur Genüge hervor, der bei seiner Vernehmung sagte: „Ich habe geschworen, Frankreich zu schaden, wo, wann und wie ich kann!" Auf die Frage, warum er und seine Glaubensgenossen denn nicht übergelaufen seien, gab er folgende Begründung: „Wir sind ja in der Hand der Franzosen. Uns wurde gesagt, wenn wir überlaufen, würden wir von den Deutschen nicht nur erschossen, sondern auch unsre Verwandten in Marokko würden rechtlos werden, alle Solddelegationen für nichtig erklärt und der Besitz verstaatlicht werden. Wer zu fliehen sucht oder auch nur wenig zurückweicht, wird von den weißen Franzosen erschossen."

Mit Vorliebe benutzen die weißen Franzosen ihre farbigen Kameraden zum Erstürmen starker feindlicher Stellungen, wenn sie durch Massenangriffe einen Erfolg erzielen wollen. Immer wieder werden sie dort angesetzt, wo der Tod am sichersten ist. In der Sommeschlacht wurden Anfang Juli Senegaltruppen dazu ausersehen, im Verbande mit Kolonialdivisionen den ersten Stoß südlich der Somme auszuführen. Eine weitere Verwendung dieser Wilden hinderte lediglich der Umstand, daß sie versagten. Nach Meldungen aus St. Petersburg haben damals Abteilungen marokkanischer Schützen gemeutert, da sie schonungslos zu wiederholten Malen ohne Unterbrechung in die ersten Sturmgliederungen gesteckt wurden und so sehr starke Verluste erlitten. Sie weigerten sich, den weißen französischen Offizieren zu gehorchen, und machten schließlich von ihrer Schußwaffe gegen die zur Unterdrückung der Meuterei herbeigeeilten französischen weißen Truppen Gebrauch. Auch bei Verdun wurde bei den letzten Kämpfen einer der schwersten Angriffe auf Fort Douaumont einer vorwiegend braun-schwarzen afrikanischen Division übertragen, während noch mindestens eine farbige Division bereitstand, um nötigenfalls für die französische Ehre geopfert zu werden. Neuerdings hat man die farbigen Truppen zu besonderen Kompagnien ohne Gewehr zusammengestellt, die mit Handgranaten bewaffnet an die Spitze der weißen Sturmtruppen gestellt werden sollen.

Die Briten haben gleich den Franzosen schon früh farbige Engländer als Kampftruppen gegen zivilisierte Völker benutzt. Sie verwandten 1880 indische Regimenter im Transvaal und 1882 in Aegypten. Zulus, Swahis, Basutos und andre wilde afrikanische Volksstämme kämpften unter den britischen Fahnen 1899 und 1900 gegen die Buren und halfen auf ihre Art, die Selbständigkeit des tapfern niederländischen Bauernvolks in Südafrika zu vernichten. Als der Weltkrieg ausbrach, holte England so schnell wie möglich indische Hilfstruppen herbei, die dann in Nordfrankreich kämpfen mußten. Da die kriegerischen Erfolge der Mittelmächte immer mehr wuchsen und die Briten sich wider ihr Erwarten zu größter militärischer Anstrengung gezwungen sahen, wenn sie den erhofften Endsieg erringen wollten, erweiterten sie die Rekrutierung in Indien und dehnten

Digitized by Google

sie auch auf die übrigen Kolonien aus, so daß in Nordfrankreich, Aegypten und Mesopotamien ihre Streitkräfte ein ähnliches Völkergemisch aufweisen wie die französischen Armeen.

Die meisten Soldaten verschafft dem britischen Inselreich die Eingeborenenarmee Indiens. Nach englischen Nachrichten wurden bis zum 30. März 1915 zu den bereits beim Kriegsausbruch in Indien vorhandenen 151 861 farbigen Soldaten 89 000 Inder angeworben. Auf überseeischen Kriegsschauplätzen verwandte England damals insgesamt 200 000 Inder. Diese Zahl ist bis jetzt ganz wesentlich gestiegen.

Auch über die Zahl der nichtindischen farbigen Engländer, die bisher auf den Kriegsschauplätzen kämpften, wissen wir nichts Genaues. Neben den Neuseeländern wurden auch Indianer aus Kanada, Fidschiinsulaner und Neukaledonier angeworben und als rote Engländer dem Heere eingereiht. Neuerdings mehren sich, da die Rekrutierung im Orient immer schwieriger wird, die Stimmen in der englischen Presse, die unter Hinweis auf die schwarzen Franzosen in Frankreich eine Verwendung schwarzer Engländer als Streiter für Ehre und Ruhm des Britenreiches fordern. Aus Südafrika sind bereits 10 000 Schwarze von den Engländern nach Frankreich geschleppt worden, wo sie allerdings vorläufig nur als Arbeiter beschäftigt werden. Sie sind aber militärisch organisiert, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie gleich den französischen Asiaten nach und nach zur Rekrutierung herangezogen werden. Auch Neger von Jamaika sind schon vor längerer Zeit in die englische Armee eingestellt worden, desgleichen gelbe Engländer aus Hongkong. Der Oberst Wedgwood führte im „Sunday Pictorial“ eine Reihe afrikanischer Völkerschaften auf, die nach seiner Ansicht am besten für den Militärdienst geeignet sind, u. a. die Zulu, Basuto, Gringua, Malabe, Yao, Angoni, Wanyamwesi, Nandi, Lumbwoa, Baganda, Sudaner, Yoruba, Benin, Haussa, Aschanti, Maori, Malaien und Kapjungen. Die englischen Kolonien in Afrika zählten über 18 Millionen Einwohner, würden also, so meint Wedgwood, eine stattliche schwarze Armee für England liefern. In Britisch-Ostafrika könne man allein Millionen Einwohner einstellen. Auch die in den deutschen Schutzgebieten wohnenden Wangoni, Wayao und Wanjannoesi sollten ins englische Heer gesteckt werden. Generalmajor Turner forderte laut „Daily Telegraph“ die Ausnutzung der brutalen Wildheit der Schwarzen im Kampfe gegen die Deutschen. Major Darnley Stuart-Stephens erhob in der „English Review“ den Ruf nach einer schwarzen Truppe für die englische Front. Die Franzosen hätten einige 30 000 schwarze Soldaten aus ihren afrikanischen Kolonien an die Front gebracht, warum zögere England, dasselbe zu tun? In Nordnigeria allein gebe es mehr als 700 000 Krieger, die gerne wieder ihr friedliches Handwerk mit dem Bajonett vertauschen würden. Nach sechsmonatiger Ausbildung könnten sicher 200 000 davon auf die deutschen Schützengräben losgelassen werden. Diese Schwarzen, von weißen Offizieren geleitet, gingen jederzeit los. Jetzt, wo Englands neuerliche Sorgen um Darfur und Khordofan beigelegt seien, wäre es doch möglich, die sudanesischen Bataillone

Digitized by Google

der ägyptischen Armee an die deutsche Front zu schicken und sie durch neurekrutierte Neger am Nil zu ersetzen. Dadurch kämen auf einmal etwa 7000 große, wilde, kohlenschwarze Teufel, die ihr Leben lang das Bajonett gehandhabt haben, in die Schützengräben — gewiß nicht zur Freude der Boches. Lord Churchill ist ebenfalls eifrig für die Schaffung einer schwarzen Armee eingetreten und meinte, im Zululand und Basutoland finde man ausgezeichneten Rohstoff. Zunächst sollen die schwarzen Engländer dazu benutzt werden, weiße Besatzungen in Aegypten und in Indien zu ersetzen, ihre spätere Verwendung auf europäischen Kriegsschauplätzen steht jedoch außer Frage. Die Rekrutierung afrikanischer Negerkämpfer hat bereits begonnen und soll in großem Umfange betrieben werden. England hat die letzten Spuren seines einst so stolz zur Schau getragenen Rassenbewußtseins verloren.

Gleich den Franzosen behaupten auch die Engländer, daß ihre farbigen Kameraden mit Freuden in ihre Dienste als Kämpfer für die Zivilisation, für Britannien, eintreten. Die Tatsachen strafen diese Behauptungen Lüge. Im Februar 1916 wurde von umfangreichen Meutereien berichtet, die unter den am Suezkanal stehenden indischen Truppen ausbrachen. Zu Beginn des Sommers 1916 wurden Einzelheiten über Meutereien und Unruhen bekannt, die in Indien ausgebrochen waren. Der früher von den Engländern so viel gerühmte Eifer der kriegerischen Stämme Nordwestindiens ist merklich abgekühlt. Die Erfahrungen, die indische Truppen auf den Schlachtfeldern in Frankreich, an den Dardanellen und in Mesopotamien gemacht haben und die durch zurückgekehrte Regimenter in ganz Indien bekannt geworden sind, haben die Kriegslust dieser Stämme erstickt. Deshalb versucht England jetzt Anglo-inder zu werben, die Abkömmlinge von englischen Vätern und indischen Müttern, die der niedrigsten Klasse angehören und zum Soldatendienst wenig tauglich sind.

Natürlich benutzen auch die Engländer nach französischem Beispiel ihre farbigen Kameraden zu den schwersten und opferreichsten Kampfhandlungen, so daß nach den Schilderungen eines holländischen Missionars in Indien von ungefähr 400 000 Mann, die aus dieser Kolonie seit August 1914 nach den Kriegsschauplätzen der englischen Heere eingeschifft worden sind, ungefähr die Hälfte bereits zugrunde gegangen ist. Nur etwa 30 000 Mann haben ihre Heimat wiedergesehen.

Was die Kriegsbrauchbarkeit der farbigen Engländer angeht, so gilt davon dasselbe, was über diejenige der farbigen Franzosen berichtet worden ist. Die ersten in langer Friedensarbeit ausgebildeten Truppen haben das Waffenhandwerk einigermaßen verstanden, wenn sie den europäischen Truppen an Tüchtigkeit auch weit nachstanden. Ihre Stärke zeigten die Inder ähnlich wie die Senegalneger hauptsächlich im Nahkampf; wo es nicht dazu kam, wankten oft ihre Angriffs- oder Sturmlinien sehr bald, lösten sich auf, und die einzelnen Mannschaften suchten kopflos ihre Rettung in der Flucht oder ließen sich gefangennehmen. So hat die indische Armee, auf die England so sehr große Hoffnungen setzte, ihm schon gar bald eine Enttäuschung gebracht.

Digitized by Google

Vor einiger Zeit ist berichtet worden, daß die belgische Regierung in Le Havre beschlossen hat, mehrere Regimenter schwarzer Kongotruppen nach der Westfront zu schleppen, um dort die belgische Front zu verstärken. Nachdem Frankreich und England Farbige zur Ausfüllung der Lücken ihrer Heere benutzt haben, war dieser Schritt der belgischen Machthaber zu erwarten, zumal die belgische Armee kein europäisches Rekrutierungsgebiet mehr hat. Falls kein Ersatz beschafft wurde, schmolz sie immer mehr zusammen, und schließlich mußte sie zu einer Bedeutungslosigkeit herabsinken, welche die Stellung der belgischen Regierung noch einflußloser gemacht hätte, wie sie das ohnehin bereits ist. Zur Verstärkung des Heeres und des sinkenden Ansehens im Rate der Entente sollen also jetzt die Kongoneger beitragen und in diesem Jahr als schwarze Kameraden an der Befreiung Belgiens mithelfen. Nach den bekannten belgischen Behandlungsmethoden gegenüber den Eingeborenen im Kongo wird die Kampfesfreudigkeit dieser Schwarzen nicht groß sein. Die belgische Regierung wird keine wirklich kriegstüchtigen Truppen aus ihnen machen, ebensowenig wie die Franzosen und Engländer bisher während des Krieges aus ihren Farbigen richtige Soldaten machen konnten.

Die großen Hoffnungen der feindlichen Westmächte auf die Hilfe der Farbigen werden sich nach den seitherigen Beobachtungen und Erfahrungen in diesem Kriege nicht erfüllen. General Cherfils urteilte im Jahre 1913 über die Pläne der Verwendung der schwarzen Truppen: „On peut utiliser en Afrique les soldats merveilleux du Soudan . . ., mais on ne peut pas en faire état pour une guerre européenne“ . . . „La chose n'est point pour étonner. Ce qui est le plus choquant, c'est la manière de la faire, ou mieux de la dire; c'est l'air d'épouvante avec lequel, honteusement, nous proclamons la faillite de notre race; c'est la confiance enfantine avec laquelle nous espérons sauver une patrie que nous ferons défendre par les mercennaires.“[1]) Auch M. C. Judet hatte recht, als er vor dem Kriege im „Eclair“ den Ersatz weißer Truppen durch Farbige eine „Idée chimérique“ nannte und warnte: „Nul ne défend sa patrie avec de troupes de sang étranger: nous ne nous sauverons pas si nous ne savons pas nous battre nous-mêmes.“[2]) Trotzdem ist die Bedeutung der farbigen Truppen in diesem Kriege und für die spätere Zukunft nicht zu unterschätzen. Die bei Kriegsausbruch vorhandenen Soldaten aus den Fremdstämmen waren, wie mehrfach hervorgehoben, eine ziemlich gute Truppe. Auch von den später ausgehobenen Farbigen hat sich eine immerhin bemerkenswerte Anzahl derartig bewährt, daß eine stattliche Reihe von Bataillonen sogar den vergangenen Winter hindurch in den Schützengräben bleiben und ihre Aufgabe vollgültig erfüllen konnte. Eine weitere nicht zu unterschätzende Bedeutung der Farbigen liegt darin, daß durch ihre Verwendung im Etappendienst und in den Munitions- und sonstigen Fabriken sehr viele Männer für die Front frei werden und überdies die Arbeitskräfte

[1]) In „Vers l'espérance“, Paris 1913, S. 232 u. f.
[2]) Angeführt in dem bereits genannten Werke von Rondet-Saint, S. 208.

Digitized by Google

wesentlich vermehrt werden. England wie Frankreich werden nach Friedensschluß noch weit mehr wie in der vergangenen Friedenszeit Farbige in ihren Heeresdienst ziehen und sorgfältig auszubilden suchen. Würden beide Länder alle ihre Kolonien behalten und die deutschen noch hinzugewinnen, dann hätten wir zu erwarten, daß sowohl die englische wie die französische Regierung mit größtem Eifer und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln eine möglichst große und schlagfertige farbige Truppenmacht zu schaffen suchten, die dann der militärischen Stärke unsrer jetzigen und sicher auch zukünftigen Hauptfeinde in einer für uns sehr gefährlichen Weise zugute kommen würde.

M. C. Judet nannte ferner die Rekrutierung Farbiger für europäische Heere eine „Idée immorale". Vom allgemeinen menschlichen und sittlichen Standpunkte sind die Verschleppung der farbigen Truppen und ihre Verwendung in Kriegen zivilisierter Nationen zu verurteilen. Ohne Zweifel können sie zum Waffen- und Kriegsdienst in ihrer eignen Heimat herangezogen werden, denn dort schützen sie ihr Stammesgebiet, schützen auch die Ordnung und Zivilisation, die ihnen gebracht werden. Dagegen können diese halb und ganz wilden Menschen, die man, wie Gefangene aussagen, wie wilde Tiere nach Europa geschleppt hat, nicht einsehen, trotz eifrigster Propaganda, wofür sie in der Fremde kämpfen. Der Kriegsdienst ist nur Sklavenkriegsdienst für sie; das aber widerstreitet den heutigen Humanitätsbegriffen. Verschlimmert wird diese Sklaverei im Kriege noch durch die furchtbaren Verluste, die heute alle farbigen Truppen wegen ihrer mangelhaften Ausbildung erleiden. Das Unsittliche der Verwendung solcher fast hilfloser Truppen erreicht den höchsten Grad, wenn der Farbige nur als Masse dienen muß, die des Gegners Geschosse auffangen soll, also als Kanonenfutter. Diese unmenschliche Aufgabe haben die Franzosen und Engländer bisher ihren Hilfstruppen fast immer und überall zugewiesen. Unmenschlich ist auch die Verschleppung der Farbigen, besonders der Schwarzen, in ein Klima, unter dem sie furchtbar leiden und oft mehr als dezimiert werden.

Auch aus Rücksicht auf die Kampfesart der farbigen Truppen ist ihre Benutzung im Kriege gegen moderne Heere zu verurteilen. Der Wilde nimmt nur sehr langsam Kultur und Gesittung an, und selbst dann, wenn er sie angenommen hat, ist das meist nur oberflächlich geschehen. Bei tausend Anlässen tritt die alte Wildennatur wieder hervor. Oft in der schlimmen Form, wie wir das früher so häufig bei Kolonialaufständen gesehen haben. In den Kämpfen und Schlachten des Weltkrieges haben die farbigen Truppen ihre wilden Sitten nicht verleugnet, die Stammesgewohnheit der hinterhältigen Ermordung und Verstümmelung auch verwundeter Gegner, die Art, sich tot oder verwundet zu stellen und dann dem ahnungslosen und vielleicht hilfsbereiten Gegner den Dolch in den Rücken oder das Messer in die Kehle zu rennen, haben sich bei fast allen farbigen Truppen erhalten. Die unnatürliche Blutgier der Senegambier, der schwarzen Franzosen aus Dahomey, die Menschenfresserei der Franzosen, Engländer und Belgier aus dem Basutolande und von den Fidschiinseln, aus Neukaledonien und Neuseeland, alle die entsetzlichen Gewohnheiten dieser Stämme,

Digitized by Google

aus denen die feindlichen Westmächte heute zum größten Teil ihre farbigen Hilfstruppen holen und in Zukunft noch in erhöhtem Maße holen wollen, zeigen sich auch auf den Kriegsschauplätzen in Europa in der scheußlichen Kampfart dieser Bluthunde und Kannibalen.

Zahlreiche Autoritäten des internationalen Rechts aus den meisten zivilisierten Ländern haben die Verwendung Farbiger im Kriege zwischen gesitteten Nationen auf das entschiedenste verurteilt. Eine treffliche Zusammenstellung dieser Verurteilungen bringt Hans Belius in seiner Schrift: „Die farbigen Hilfsvölker der Engländer und Franzosen".[1]) So schreibt der belgische Gelehrte M. Rolin-Jacquenyms (in der in Brüssel erschienenen „Revue de droit international et de législation comparée", Bd. II, S. 659) über die Einreihung der Turkos in die französischen Kampftruppen 1870, daß die französische Regierung, indem sie diese Leute verwandte, die keine Bedenken trugen, die Verwundeten auf dem Schlachtfelde zu verstümmeln und zu morden, in doppelter Weise gegen ihre internationalen Pflichten gefehlt habe, indem sie bei der Barbarei eine Anleihe gemacht und die europäischen Nationen mit illegalen Waffen bedroht habe. Die französischen Völkerrechtler Meringhac und Despagnet verurteilen in derselben Revue (Bd. VIII und Bd. IX) scharf die Verwendung von Zulus, Swahis, Basutos usw. von seiten der Engländer im Vernichtungskrieg gegen die Buren. In seinem großen Werke über das Völkerrecht hebt der Engländer Oppenheim ausdrücklich hervor, daß alle völkerrechtlichen Schriftsteller darin übereinstimmen, daß die zivisierten Staaten in ihren Kriegen untereinander keine barbarischen Streitkräfte gebrauchen sollen, nämlich keine Truppen, die aus Individuen wilder Stämme und barbarischer Rassen bestehen („International Law", London 1906, Bd. II, S. 91). Ueber die Einreihung der Tunguſen in die japanischen Truppen während des Russisch-Japanischen Krieges urteilt der japanische Gelehrte Ninakawa, es sei eine Schande für die japanische Armee, sich solcher Hilfsvölker bedient zu haben.

Der greise Pitt erklärte in einer Rede im englischen Unterhaus (1778), daß die Verwendung der wilden Truppen verabscheuenswert sei und im gleichen Maße der Religion wie der Menschlichkeit widerspreche.[2]) Die Kodifikation des Kriegsrechts der Haager Friedenskonferenz von 1899 und 1907 hat leider die Verwendung barbarischer Truppen im Kriege gegen zivilisierte Nationen nicht berücksichtigt, trotzdem genügen die Verurteilungen der Verwendung farbiger Truppen in Kriegen zwischen zivilisierten Völkern durch maßgebende Vertreter des Völkerrechts aus den Ententeländern zur Brandmarkung der schimpflichen Mißbrauchung der farbigen Franzosen, Engländer und Belgier im gegenwärtigen Kriege.

[1]) Berlin 1915.

[2]) Vgl. auch Ernst Müller-Meiningen, „Der Weltkrieg 1914/15 und der Zusammenbruch des Völkerrechts". 3. Aufl., Berlin 1915, S. 78 ff.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften

Volkswirtschaft

Vorratswirtschaft

Aus einem andern Gesichtswinkel betrachtet

Die Reichsregierung hat während des Krieges wiederholt darauf hingewiesen, daß in Deutschland nach dem Kriege, sobald die Preise auf eine annähernd normale Höhe zurückgegangen sein werden, Vorratswirtschaft getrieben werden müsse, und zwar hauptsächlich in Kraftfuttermitteln und in Getreide, soweit letzteres zur Fütterung des Viehs dient, in zweiter Linie auch für Brotgetreide. Man hat gegen diesen Wunsch geltend gemacht, daß ein Krieg vielleicht erst in fünfzig Jahren oder noch längerer Zeit wieder eintreten werde. Mit Sicherheit kann man aber eine solche Behauptung nicht aufstellen. Man wird deshalb mit der Vorratswirtschaft so früh wie möglich beginnen müssen, und es braucht nicht betont zu werden, daß diese Wirtschaft unter dauernder Aufsicht des Staates gehalten werden muß, damit auch wirklich die Lager dauernd vorhanden sein werden, auf die der Staat im Kriegsfalle rechnet.

Eine solche Vorratswirtschaft ist, wenn sie der Staat unternehmen soll, überaus kostspielig. Ein Beispiel genüge:

Dem Staate entstehen, wenn er Weizen für ein Jahr einlagert, folgende Kosten:

Der Preis des Weizens, angenommen mit 250 Mark per Tonne, ergibt für

zwölf Monate zu 5 Prozent Zinsen	Mark	12.50
Lagerkosten einschließlich Versicherung 75 Pfg. per Monat	„	9.—
Untergewicht 2 Prozent	„	5.—
Verschlechterung der Ware	„	5.—
das sind	Mark	31.50

per 1000 Kilogramm. Nicht berechnet sind hier die Kosten der Einlagerung, der Wiederauslagerung, der Bearbeitung, so daß man ohne weiteres mit 40 Mark Unkosten per Jahr rechnen muß.

Der Handel ist natürlich in der Lage, diese Kosten herabzumindern, schon deshalb, weil er dadurch, daß er ein erhebliches Lager besitzt, in der Lage ist, seine Geschäfte günstiger zu betreiben, als dies ohne Lager der Fall sein würde. Dem Handel liegt, soweit Getreide in Frage kommt, daran, einen möglichst häufigen Umschlag zu erzielen, da der prozentuale Gewinn ein außerordentlich geringer ist und nur, indem das Kapitel häufig umgesetzt wird, ein nutzbringendes Ergebnis herbeigeführt werden kann. Ein solch häufiger Umschlag hat einen weiteren Vorteil, nämlich daß fortwährend frische Ware an die Stelle der abgelagerten tritt und dadurch eine Bearbeitung des Getreides von vornherein erspart wird.

Zu solch häufigem Umschlag ist der Staat nicht in der Lage, dazu gehört eine außerordentlich schnelle Entschließungsfähigkeit. Es gehören ferner dazu, namentlich wenn es sich um eingeführtes Getreide handelt, die denkbar besten Verbindungen im Auslande, um eine Rückversendung des in Deutschland weniger günstig verwendbaren Getreides nach dem Auslande zu ermöglichen.

Selbstverständlich würde eine Vorratswirtschaft für den Handel, wenn dieser sie betreiben soll, eine große Last sein. Da der Handel aber besorgt ist, daß sein Betrieb ein für allemal durch ein Monopol brachgelegt werden könnte, wird er zweifelsohne zu Opfern bereit sein. Ein solches Opfer wäre, daß er trotz der sehr großen Kosten, die aber immerhin für den Handel wesentlich geringer als wie oben ausgeführt sind, die Aufstapelung auf sich

Digitized by Google

nehme. Es sei hier wiederholt, daß der Handel einen Teil der sämtlichen Kosten dadurch wieder hereinbringt, weil ein Lager seinen Geschäften förderlich ist.

So kann, wenn z. B. für Brotgetreide eine Vorratswirtschaft eingerichtet werden soll, der Handel die kleineren Mühlen leichter versorgen, wenn er über ein erhebliches Lager verfügt. Er kann eingeführte Ware wieder ausführen, wenn man bei der Zollgesetzgebung (Zollstundung) hierauf Rücksicht nimmt. Er wird den großen Mühlen, wenn ihre Zufuhren einmal ausbleiben, von seinem Lager mit besserem als dem normalen Nutzen abgeben können, es sei denn, und das wäre sehr empfehlenswert, daß man die größeren Mühlen selbst zur Vorratswirtschaft heranzieht, was diese um so leichter auf sich nehmen können, weil ohne ein erhebliches Lager ihr Betrieb nicht ungestört aufrecht zu erhalten ist. Die größeren Mühlen im Inlande müssen auch schon deshalb zeitweise ein größeres Lager halten, weil sie im Winter nicht mit einem regelmäßigen Bezuge auf dem Flußwege rechnen können.

Um ein Beispiel anzuführen: Der Getreidehändler hat 100000 Tonnen im Jahre durchschnittlich umgesetzt. Unter Umsatz ist nur die effektiv gelieferte Ware zu verstehen. Nicht kann man als Umsatz rechnen, wenn ein Getreidehändler Ware einführt und die Konnossemente dieser Ware an einen andern Händler oder an eine Mühle weiter verkauft, ohne daß die effektive Ware wirklich durch die Hand des Einführenden geht. Es fällt also bei Berechnung des Umsatzes der sog. cif-Handel fort.

Geht man also von einem wirklichen Umsatz von 100000 Tonnen aus, dann wird man dem Händler sehr wohl die Verpflichtung auferlegen können, 3 Prozent dieses Umsatzes, also 3000 Tonnen, dauernd auf Lager zu halten. Die Unkosten der Hälfte — diese Schätzung ist eine willkürliche, denn sie ist je nach der verschiedenen Geschäftslage verschieden einzuschätzen — wird der Händler durch die Geschäftsvorteile, die ihm dieser Vorrat gewährt, von sich abwälzen können. Dann bleiben zu seinen Lasten die Unkosten auf die Hälfte, das sind 1500 Tonnen. Diese 1500 Tonnen ein Jahr lang aufzuheben, ein- und auszulagern, einschließlich Zins- und Gewichtsverlust, muß man selbst bei dem erfahrensten Händler auf 15 Mark per Tonne, das ist 22500 Mark, veranschlagen. Das bedeutet also eine Last von ungefähr 25 Pfennig auf jede Tonne seines Umsatzes. Das ist sehr erheblich, denn Getreide wird vielfach mit 25 bis 50 Pfennig Nutzen gehandelt.

Es sollte unter Berücksichtigung dieses winzigen Gewinnes der Staat eine Beisteuer zu den Kosten von 5 Mark per Lagertonne und Jahr leisten, wofür der Getreidehändler, damit nicht ein fortwährender Wechsel in der regierungsseitigen Berechnung stattzufinden hat, die Verpflichtung auf sich nehmen muß, sich drei Jahre lang an einen solchen Vertrag zu binden. Sollten einzelne Händler bereit sein, über die hier erörterte Verpflichtung, 3 Prozent ihres Umsatzes dauernd auf Vorrat zu halten, hinauszugehen, so würde man ihnen für die Menge, soweit sie 3 Prozent übersteigt, gegebenenfalls eine höhere Prämie, sagen wir bis 10 Mark, bewilligen können, um dadurch einen Anreiz für ein vergrößertes Lager zu schaffen.

Es sei hier ganz kurz gestreift, daß das vor dem Kriege bestehende Einfuhrscheinsystem in Zukunft, will man auf Getreidevorräte halten, nicht mehr angängig ist. Es müssen dann zwei Grundsätze befolgt werden: 1. die Identität ist festzuhalten, 2. es muß *erst* eingeführt, *dann* ausgeführt werden.

Dieses Thema gehört nicht unmittelbar hierher, es sei aber immerhin darauf hingewiesen. Eine ausführlichere Darlegung behält sich der Verfasser für die Zukunft vor.

Friedeberg (Hamburg).

Digitized by Google

Literarische Berichte

Geschichte Alexanders des Großen. Von Joh. Gustav Droysen. Neue, billige Ausgabe. Mit einem Vorwort von Sven Hedin und einer Einleitung von Dr. Artur Rosenberg. Berlin, R. v. Decker. In Pappband. M. 4.—.

Droysens „Alexander" gehört zu den klassischen Werken der deutschen Geschichtschreibung. Zum erstenmal erschien das Buch im Jahre 1837; daß es heute noch frisch und unveraltet wirkt, ist sowohl auf die im wesentlichen durch keine späteren Forschungsergebnisse überholte treffende Gesamtauffassung wie auf die ebenso vornehme wie lebensvolle Darstellung zurückzuführen. Kein beredteres Zeugnis aber für seine ungeminderte Lebenskraft und Bedeutung läßt sich denken als das Vorwort, das Sven Hedin, der große Forscher, der treue Freund der deutschen Sache, der neuesten Auflage mitgegeben hat und das als persönliches Bekenntnis des Verfassers nicht minder wichtig ist wie durch die Bestimmtheit, mit der hier das nun acht Jahrzehnte alte Buch mitten in die Zusammenhänge und Interessen der Gegenwart, des ungeheuern Weltkriegs hineingestellt wird. Für eine sachlich gewinnbringende Lektüre des „Alexander" ist sodann die Einleitung Rosenbergs sehr wertvoll, in der die wichtigsten Probleme, die sich an das Lebenswerk Alexanders knüpfen (wie das Verhältnis Mazedoniens zum eigentlichen Hellas, die Bedeutung des von ihm geschaffenen Weltreiches für den Hellenismus und die gesamte Weltkultur), Droysens Darstellung teils ergänzend, teils berichtigend, in großen Zügen behandelt werden. Der Verlag, dem wir schon die schöne Neuausgabe von Carlyles „Friedrich dem Großen" verdanken, hat sich mit dieser billigen und zugleich überaus würdig ausgestatteten Ausgabe des Droysenschen „Alexander" ein wirkliches Verdienst erworben. K.

Luther-Anekdoten. Lebensbilder, Anekdoten, Kernsprüche. Von Dr. Adolf Saager. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Das Buch ist eine Art anekdotische Lutherbiographie. Es macht uns mit dem Werde- und Lebensgang des Menschen und Reformator Luther, seinem Wollen, Hoffen, Kämpfen und Ringen bekannt. Charakteristische Episoden aus seiner Jugend- und Mönchszeit, seinem Leben als Geistlicher und Reformator, als Gatte und Vater, Anekdoten, Kernsprüche und Lebensworte wechseln in bunter Reihenfolge ab. Der Herausgeber hat besonderen Wert auf das Verständnis der seelischen Zusammenhänge gelegt, die den Betrachtern immer neue Rätsel schufen. Nicht eine geglättete Idealgestalt, sondern den knorrigen Charakter zeigt uns das Buch, der Leser lernt aus ihm den Menschen und Kämpfer Luther kennen. Das Buch ist für die weitesten Kreise bestimmt, für jung und alt, zur Unterhaltung, Belehrung und Erbauung.

Angewandte Psychologie. Von Th. Erismann. (Sammlung Goeschen.) Leipzig, G. J. Goeschensche Verlagsbuchhandlung.

Das Büchlein stellt Ergebnisse neuerer psychologischer Forschung zusammen (ein paar vom Verfasser stammende Versuche sind eingestreut), und zwar über Berufswahl und Schule, Rechts- und Sprachwissenschaften, Suggestion und Hypnose. Die Einteilung des Stoffs wirkt nicht überzeugend. Es ist nicht einzusehen, weshalb Schuldstufen, dolus eventualis, Hypnose verhältnismäßig ausführlich behandelt werden, während Psychoanalyse und Psychotherapie überhaupt fehlen. Auch die Anordnung läßt Wünsche übrig, z. B. erscheint der Begriff der Suggestibilität früher als er erklärt wird. Immerhin gewinnt der Leser eine Vorstellung von einigen auf dem Gebiet der angewandten Psychologie sich abspielenden Untersuchungen.

D.

Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Uebers. von Hanns Floercke. 2 Bände. München, Georg Müller.

Ranke schreibt über dieses bedeutendste und glänzendste Memoirenwerk der französischen Literatur: „Persönliche Sympathie und Antipathie beherrschen meistens seine Urteile und seine ganze Anschauung. Jene Tendenz der Uebertreibung und steigenden Medisance, das um die nackte Wahrheit wenig bekümmerte Talent der Erzählung, verbunden mit persönlicher Abneigung und Vorliebe, die aus der Parteistellung entspringen, und falsche Information über das Faktische, bringen bei ihm große Verunstaltungen der Historie hervor. Als eine Quelle vieler historischer Belehrung kann das Buch trotz des blendenden Talents, mit dem es geschrieben ist, auf keine Weise angesehen werden. Aber was sonst flüchtig von Mund zu Mund geht und wieder vergessen wird, zeichnet Saint-Simon auf, nicht etwa unparteiisch, sondern als ein volles und echtes Mitglied dieser Gesellschaft, bald als eifriger Anhänger, bald als heftiger Feind." Diese zweibändige, reich mit Bildnissen ausgestattete Ausgabe bringt aus der ungeheuren Fülle des Gesamtwerkes das, was für uns heute noch besonderes Interesse besitzt und

Digitized by Google

als Charakteristikum der Zeit gelten kann. Der Essay Saint-Beuves über die Memoiren des Herzogs ist als Einleitung beigegeben und ist vortrefflich geeignet, ein größeres Publikum zu orientieren. Jeder Band enthält ein biographisches Register der darin erwähnten Persönlichkeiten, und sachliche Anmerkungen der einzelnen behandelten Ereignisse erläutern die historischen Grundlagen. Allen Freunden historischer Memoiren sind diese schön ausgestatteten Bände zu empfehlen, die in guter Uebersetzung eine charakteristische Auswahl der wohl berühmten, aber ihres Umfangs wegen wenig gekannten und schwer zugänglichen Erinnerungen Saint-Simons bringen. S.

Antonius Kardinal Fischer. Von J. Schmitz. Köln, Bachem. (XII, 246.) M. 4.—.

Daß dem 1912 verstorbenen Erzbischof von Köln eine Biographie gewidmet werde, war zu erwarten, und sie ist in dem obengenannten Buche mit offenbar pietätvoller Hand dargeboten worden. Ein vollseitiges Titelbild, das den Kardinal in seiner Amtskleidung zeigt, und 53 Bilder im Text machen das Buch für die beteiligten Kreise noch wertvoller. Ed. König.

Carmen. Charakterentwicklung für die Bühne. Von Dora Imsan. Darmstadt, Falkenverlag. M. 1.50.

Von dem durchaus richtigen Standpunkt ausgehend, daß „Carmen mit Don Juan und dem Holländer zu den wenigen Opern gehört, in denen dichterischer Stoff und Musik zusammenklingend eine typische Gestalt von monumentaler Größe erzeugt haben", bezeichnet die Verfasserin es als wünschenswert, daß für die Darstellung der Carmen durch Tradition allmählich feste Normen entstehen sollten, die auch der ernsten Künstlerin von Durchschnittsbegabung ermöglichen, der gewaltigen Aufgabe, die der Komponist mit seiner Schöpfung gestellt hat, in einheitlicher, von Irrtümern freier Auffassung gerecht zu werden. Einen Beitrag zum Zustandekommen solcher Tradition will nun diese „Charakterentwicklung" geben, die zunächst die Figur der Zigeunerin aus der Novelle Mérimées und aus dem Textbuch der Oper als Ganzes herauswachsen läßt, dann die Darstellung im einzelnen durch den Verlauf der vier Akte verfolgt und hier nicht nur die Auffassung der Heldin als einer „Natur schlechtweg", als einer „tragischen Persönlichkeit" konsequent darlegt, sondern auch viele, von feinem musikalischem und dramatischem Verständnis zeugende Einzelheiten herausarbeitet, die für die Darstellerin und Sängerin wertvoll im Sinne der erstrebten Traditionsbildung werden können. Die liebevolle und anregende kleine Studie weckt im übrigen aufs neue den Wunsch nach einer besseren, würdigeren Uebersetzung des französischen Textes, die jeder wirkliche Freund des Bizetschen Meisterwerkes als ein dringendes Bedürfnis empfinden wird. r.

J. Ph. Fallmerayer. Schriften und Tagebücher. Neu herausgegeben von Feigl und Molden. Zwei Bände. München, Georg Müller.

Obwohl kaum mehr als fünfzig Jahre seit dem Tode des einstmals so gefeierten Fragmentisten verstrichen sind, so ist doch Fallmerayer für die heutige Zeit ein fast Vergessener, Verschollener. Und doch bieten die Schriften und Tagebücher des Mannes, der seinerzeit als Historiker und Politiker, als Stilist und Essayist geglänzt hatte, gar manches Interessante von bleibendem Wert, und zwar nicht nur als Dokumente von kulturhistorischer Bedeutung, sondern auch durch die Aufrollung politischer Probleme, die gerade für die Gegenwart wieder besondere Aktualität besitzen. Seine aus langjährigen Reisen im Morgenland geschöpften Anschauungen und Urteile über Land und Leute des griechisch-türkisch-arabischen Orients verraten eine natürliche Einfühlung in das fremde Milieu, bei dessen Darstellung er ebenso geschickt die malerische Schönheit der Landschaft und ihre historische Färbung wie die Eigenart ihres Volkslebens zum Ausdruck zu bringen versteht. Besonders lesenswert sind die Schilderungen von Konstantinopel und Kairo, von der Mönchsrepublik auf dem Athos und den Streifzügen durch Anatolien und Thessalien. — Von seinen kulturhistorisch-politischen Aufsätzen ist zweifellos das bedeutsamste Kapitel das über „Zar, Byzanz und Okzident", wo das Problem der alten und doch ewig neuen Orientfrage in extenso besprochen wird. — Die Fülle des Inhalts dürfte nicht verfehlen, dem alten Fallmerayer im neuen Gewand, das an geschmackvoller Ausstattung nichts zu wünschen übrigläßt, auch neue Leser zuzuführen.

O. R.

Die Reichsbahn. Ein offenes Wort über die Eisenbahn-, Staats- und Reichsfinanzen von Dr. jur. Hermann Kirchhoff, Wirkl. Geh. Rat. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Der Grundgedanke dieser wertvollen Schrift ist, daß unser Eisenbahnwesen den großen Aufgaben nach dem Krieg nur gewachsen sein wird, wenn bei uns erstens der ganze Verkehr (Eisenbahnen und Wasserstraßen) straff zusammengefaßt und wenn zweitens ein nüchterner, praktischer, allem Luxus abholder Betrieb eingerichtet wird. Zu diesem Zweck müssen die Einzelstaaten ihren Besitz an Bahnen auf föderativer Grundlage zu einer „Reichsbahn" vereinigen. Viel bekämpft,

Digitized by Google

wird dieser Gedanke sicherlich sich durchsetzen, und Kirchhoff verdient den Dank der Nation.
E.

Max Eyth. Ein kurzgefaßtes Lebensbild mit Auszügen aus seinen Schriften von Karl Weihe. Nebst einem Neudruck von „Wort und Werkzeug von Max Eyth". Berlin, Selbstverlag des Vereins deutscher Ingenieure. Geb. M. 2.40.

Den vielen Verehrern des berühmten Dichter-Ingenieurs wird das kleine Buch, das aus Anlaß des achtzigsten Geburtstages Max Eyths herausgegeben wurde, sehr willkommen sein. Der warmherzig geschriebene Lebensabriß hebt die Bedeutung Eyths als Dichter und Techniker besonders hervor. Eyth war als Ingenieur ein Bahnbrecher, er hat durch seine Pionierarbeit der Landwirtschaft und der Industrie Millionenwerte erschlossen, und die deutschen Landwirte verdanken ihm die so überaus ersprießliche Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft, deren Bedeutung erst jetzt voll gewürdigt wird. Der poetisch so Hochbegabte hat es aber auch verstanden, Poesie und Technik in wunderbarer Weise zu verknüpfen. Er hat hiermit ein ganz neues Gebiet betreten und den weitesten Kreisen zum Verständnis gebracht, daß auch in der Technik, im technischen Schaffen Schönheiten liegen, die der Behandlung durch einen Dichter wert sind. — Sehr sympathisch berührt haben uns die dem Buche unter dem Titel „Lebenserfahrungen und Lebensweisheiten" beigegebenen, aus den Werken Eyths zusammengestellten Aussprüche. Sie können ja noch sehr vermehrt werden, denn Eyth hat viele kluge Worte geschrieben, aber sie geben demjenigen, der Eyth noch fern steht, ein kleines Bild von dem Gedankenreichtum des Dichters und wecken in ihm das Verlangen, sich eingehend mit dem hervorragenden Dichter von „Pflug und Schraubstock" zu befassen.

Immanuel Kant. Von Bruno Bauch. Zweite, verbesserte Auflage. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung.

Die äußerst schwierige Aufgabe, Kants Philosophie in der Kürze und allgemeinverständlich darzustellen, ist vom Verfasser nicht übel gelöst worden. Jeder Fachmann wird sich natürlich dies oder jenes anders denken: der eine wird mit der Deutung des Ding-an-sich-Begriffs nicht einverstanden sein, der andre das Verhältnis der Kritik der Urteilskraft zur Kantschen Weltanschauung mehr betont wünschen — indessen, billigen Ansprüchen genügt das Büchlein durchaus. Nur ein Wunsch muß im Hinblick auf den Zweck und im Sinn der Leser ausgesprochen werden: der Wunsch nach Entfernung unnötiger Fremdwörter. Gleich der zweite Satz der Einleitung lautet so: „Das geschieht in ihrem kontinuierlich fortschreitenden Prozesse derart, daß die allgemeinen kulturellen Tendenzen teils sukzessiv, teils zeitlich parallel ihre bestimmende Bedeutung für das philosophische Denken gewinnen." Wie hat doch Kant geurteilt? „Fremde Wörter verraten entweder Armut, welche doch verborgen werden muß, oder Nachlässigkeit." Wobei allerdings nicht verschwiegen werden darf, daß er selbst oft genug gegen diesen Grundsatz gehandelt hat.
D.

Martin Luther und die deutsche Reformation. Von Prof. Dr. W. Köhler. („Aus Natur und Geisteswelt", 515. Bändchen.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Geb. M. 1.50.

Ein treffliches Büchlein! Ganz geeignet zur Einführung in das Leben und Wirken des Reformators. „Die Reformation als Kulturproblem" ist das Thema des Büchleins, das mit strenger Wissenschaftlichkeit durchgeführt ist. Mit Befriedigung fühlt man überall heraus, welche Wahrheitsliebe und welcher Gerechtigkeitssinn den Verfasser bei seiner Darstellung leitete. Er verteidigt einerseits Luther gegen ungerechtfertigte Angriffe, verschweigt aber auch anderseits dessen Fehler und Irrtümer nicht. Nicht minder wird er auch Luthers Gegnern, wie z. B. einem Tetzel, gerecht. So wahrt er bei aller subjektiven Liebe zu seinem Helden doch eine ganz objektive Betrachtung, soweit dies überhaupt möglich ist.
Dr. E. M.

Der Mann Gottes in der bildenden Kunst. Von Joh. Manskopf. Tübingen, J. C. B. Mohr. 23 Abbildungen. Kart. M. 2.—.

Aus Erlebnissen innerhalb eines modernchristlichen Horizontes erwuchs diese Studienfolge, die von den großen Trägern der prophetischen Lebensglut in ihrer klassischen künstlerischen Gestaltung eine kräftige, rhetorisch bewegte Darstellung gibt. Michelangelos Moses und Jeremia, der Paulus von Dürer und Rembrandt; — alle andern Versuche vor- und nebenher sind nur Folie für die große Gebärde, mit der die Kunst zu diesen Gipfelpunkten steigt. Wertvolle psychologische Beziehungen zwischen Künstler und Werk werden feinsinnig erhellt, anregend, erwärmend ist alles in dem Schriftchen, dem man wohl nur eine straffere Gliederung hätte wünschen können.
O. B.

Ernst v. Wildenbruch. Von Berthold Litzmann. Zweiter Band. 1885—1909. Mit zehn Bildnissen und einer Handschriftprobe. Berlin, G. Grote. Geb. M. 10.—.

Litzmann hat sich durch sein Werk das Verdienst erworben, zuerst auf die Bedeutung E. v. Wildenbruchs klar hingewiesen und

Digitized by Google

dessen Leben und Wirken in ihrem Zusammenhang ausführlich dargestellt zu haben. Dabei ist freilich zu beachten, daß seine Freundschaft mit dem Dichter nicht ohne Einfluß auf sein Urteil geblieben ist. In diesem Band kommt neben dem Erzähler vor allem der Dramatiker zur Behandlung. Litzmann gibt sorgfältige Charakteristiken der Werke, ohne sich, außer bei einzelnen, wie z. B. den Quitzows, auf umfassende Untersuchungen einzulassen. Er schätzt den Dramatiker Wildenbruch sehr hoch, und in der Tat hat dieser in seinen vaterländischen Dramen vieles Schöne geschaffen; aber merkwürdigerweise sind heutzutage seine Dramen auf dem Theater seltener zu sehen als früher. Woran der Fehler liegt, ist nicht bei allen sicher zu erkennen, aber den bedeutenderen gegenüber wäre es wünschenswert, wenn sich die Theater wieder mehr darum kümmern würden. Litzmanns Werk bietet dazu trotz allem eine sichere Grundlage. In ihm lernen wir auch neben dem großen Patrioten den liebenswürdigen Menschen achten und schätzen, zumal in der fesselnden Darstellung, die Litzmann eigen ist. Sein Buch wird für alle weiteren Untersuchungen den Ausgang bilden müssen. E. M.

Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. Herausgegeben von G. Lambeck, F. Kurze und P. Rühlmann. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Jedes Heft 40 Pf.

Ueber die hervorragende Bedeutung dieser vorzüglich geleiteten Quellensammlung für den Geschichtsunterricht, aber zugleich auch für jeden historisch interessierten Gebildeten, der in seine Beschäftigung mit der Geschichte Leben und Farbe bringen will, ist an dieser Stelle bereits berichtet worden. Jetzt wird in den lehrreichen Heftchen mit kühnem Zufassen auch die Zeit, in der wir mitteninne stehen, behandelt, und daß damit nichts Ueberflüssiges versucht ist, daß uns vielmehr auch hier viel Unbekanntes, nicht am Wege Liegendes, sonst wenig Beachtetes geboten wird, daß die Sammlung also auch aus dieser Prüfung mit Auszeichnung hervorgeht, verdient lebhafte Anerkennung. Allgemeineren, gleichsam einleitenden Charakter tragen die Heftchen „Krieg“ und „Vaterland“, beide bearbeitet von E. Neustadt und H. Küchling. Jenes betrachtet den Krieg als solchen historisch, wirtschaftlich und ethisch in allen seinen Erscheinungs- und Wirkungsformen, dieses die Vaterlandsliebe in der reichen Mannigfaltigkeit ihrer Aeußerungen vom Altertum bis zur jüngsten deutschen Gegenwart. In die Vorgeschichte des Weltkrieges gewährt das Heft „Der Ausbruch des Weltkrieges“ von H. Bergsträßer in seiner dramatischen Spannung und Steigerung einen vorzüglichen Einblick, ebenso das Heftchen „Britischer Imperialismus von 1871 bis zur Gegenwart“, zusammengestellt von F. Salomon, einem der besten Kenner der englischen Geschichte. „Der deutsche Geist im Weltkrieg“ endlich, von G. Lambeck selbst bearbeitet, zeigt an planvoll ausgewählten Beispielen aus der Prosa- und Versliteratur den trotzigen Hochflug, den der deutsche Geist in den beiden Weltkriegsjahren genommen hat.

Hans Zimmer.

Bilder von Hans Thoma. Liebesgaben deutscher Hochschüler. Fünfte Kunstgabe. Erschienen im Furcheverlag, Berlin. 39 S. In Pappband gebunden M. 1.—.

Vierzehn Radierungen, von Thoma selbst aus seinen Schöpfungen ausgewählt, von F. Bruckmann in München sauber ausgeführt, grüßen den Beschauer. Sie zeigen neben der liebevollen Versenkung in die deutsche Landschaft besonders zwei Wesenszüge des Meisters, schlichte Kernhaftigkeit und traumhafte Phantasie. Zwei Heidelberger Universitätsprofessoren haben Begleitworte beigesteuert, der Prorektor Bezold und der Kunsthistoriker Neumann, der mit knappen, gehaltvollen Worten in die Eigenart Thomas einführt. Heinrich Brömse.

Neue kaukasische Reisen und Studien. Von C. v. Hahn, Kaiserl. russ. wirkl. Staatsrat und Gymnasialdirektor a. D. Verlag von Duncker & Humblot, Leipzig. 287 S.

Anschaulich und fesselnd gibt uns der als guter Kenner des Kaukasus bekannte Verfasser die Eindrücke wieder, die er auf seinen Reisen in den wilden Bergschluchten des Hochgebirges von Land und Volk gewonnen hat, und berührt dabei mehrfach die Geschichte des Gebietes, vor allem die blutigen Kämpfe der Eingeborenen gegen die Russen. Kleinere wissenschaftliche Abhandlungen über die Namenskunde und die Fauna sowie einige Berichte über russische Forschungen runden das Bild ab. Die gegenwärtigen Kämpfe sichern dem Büchlein die wohlverdiente Beachtung eines größeren Leserkreises.

Dr. Joh. Riedel.

Geschichte der Befreiungskriege 1813 und 1814. Von Heinrich Ulmann. Zwei Bände. Mit einer Uebersichtskarte. München, Oldenbourg.

Der jetzt zu Darmstadt im Ruhestand lebende frühere Greifswalder Professor Heinrich Ulmann hat die Studien, welche er den Befreiungskriegen gewidmet hat, nunmehr durch den Versuch einer Gesamtdarstellung gekrönt, welche aber 1815 nicht einschließen soll: das erscheint immerhin auffällig und bedauerlich. Der Versuch selbst aber ist angesichts der großen, seit Häusser und auch

Digitized by Google

seit v. Treitschke erfolgten Bereicherung unseres Wissens in hohem Grade willkommen, und er ist auch als wohlgelungen zu bezeichnen. Ullmann beherrscht den ungeheuren Stoff und weiß ihn allseitig und unter Hereinnahme vieler weniger bekannter Einzelheiten zur Anschauung zu bringen. In der Auffassung Napoleons unterscheidet er sich von denjenigen, welche den großen Gewaltigen wesentlich als Ergebnis der Verhältnisse ansehen; er schreibt ihm eigne Impulse zu, für die nur er, und er vollständig, verantwortlich ist; er ist nicht nur „die höchste Woge in dem Aufeinanderprallen Englands und Frankreichs". E.

Der französische Roman und die Novelle. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Otto Flake. („Aus Natur und Geisteswelt", Band 377). Leipzig, B. G. Teubner. 130 S. M. 1.— (1.25).

Der Abriß umfaßt mit durchaus zureichender Vollständigkeit die Geschichte der erzählenden Dichtung in Frankreich von den Versromanen des Mittelalters bis zu den realistischen Werken unsrer Tage. Der Verfasser beherrscht seinen Stoff vollkommen; auch die gefällten Werturteile sind durchweg wohlbegründet. Er schreibt gründlich wie ein deutscher Gelehrter und geistreich wie ein französischer Plauderer; zuweilen überwiegt wohl die letztere Eigenschaft. Für das neunzehnte Jahrhundert, das mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit behandelt ist, will er einen neuen Standpunkt der Betrachtung gewinnen, indem er zu zeigen sucht, daß sich der französische Roman in dieser Zeit als besondere Aufgabe die Beantwortung der Frage gestellt habe, wie „über das Leben, die Menschen, die Dinge Klarheit möglich" sei. Br.

Napoleon, England und die Presse (1800—1803). Von Therese Ebbinghaus. München, R. Oldenbourg. (XV, 241.) M. 5.—.

Jetzt, wo Frankreich und England als Verbündete dastehen, interessieren selbstverständlich alle die Perioden der Geschichte aufs höchste, in denen sie sich bekämpften. Zu ihnen gehört bekanntlich auch besonders die Zeit Napoleons. Damals hat auch die Presse des Inselreichs ihre Wut an dem Emporkömmling ausgelassen, denn in England war schon 1689 durch die Bill of rights auch die Preßfreiheit anerkannt worden. Wenn nun den Klagen Napoleons über die Verunglimpfungen, die er und seine Politik in den Zeitungen Englands erfuhren, von diesem Lande her geantwortet wurde, daß er durch die französische Presse Wiedervergeltung üben lassen solle, so geriet der Korse in eine nicht geringe Verlegenheit, weil er durch eine Proklamation vom 25. Dezember 1799 nach dem Grundsatze „Ohne Ordnung ist die Verwaltung nur ein Chaos" die Freiheit der Presse gewaltig eingeschränkt hatte. Napoleon entschied sich für das Verfahren, daß die Presse heimlich beeinflußt werden solle. So ließ er denn durch seine Vertrauensmänner der Presse auch seine Pläne gegenüber England inspirieren. Auf welche Weise dies im einzelnen vor und nach dem Frieden von Amiens geschah, hat die Verfasserin mit höchst anerkennenswertem Fleiße unter Ausschöpfung der ersten Quellen vorgeführt, und es kann nicht fehlen, daß ihr Buch gerade auch in unsern Tagen eine weitgehende Aufmerksamkeit erregt.

Ed. König.

Brentanos Werke. Herausgegeben von Max Preitz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. In Leinen gebunden M. 7.50.

Dankbar müssen wir diese neue Ausgabe begrüßen, die lyrische und epische Dichtungen Brentanos — die Märchen sind darin vollständig aufgenommen — enthält, während die Dramatik des verfügbaren Raumes wegen zurückstehen mußte. Die Auswahl ist mit großem Verständnis erfolgt und die Erläuterungen dazu mit Fleiß und Sorgfalt durchgeführt. Ebenso ist auf den Text viel Mühe und Zeit verwendet. Dazu kommt eine ausführliche Einleitung über Leben und Wirken des Dichters mit vielen neuen Ergebnissen; dazu ferner kritische Anmerkungen und besondere Einleitungen zu einzelnen Dichtungen. Die Ausgabe umfaßt das Beste und Schönste, das Brentanos Dichtergeist geschaffen hat; sie bietet also ein vollständiges Bild seiner poetischen Tätigkeit und kann darum allen Freunden der Romantik aufs beste empfohlen werden.

Dr. Ernst Müller.

Malwida v. Meysenbug. Ein Lebensbild zum hundertsten Geburtstag der Idealistin. Von Berta Schleicher. Mit 32 Abbildungen. Berlin, Schuster & Loeffler. 283 S. M. 5.— (6.50).

Die „Memoiren einer Idealistin" machen es jedem schwer, das Leben ihrer Verfasserin noch einmal zu erzählen. Das vorliegende Werk besteht diesen Versuch in Ehren. Es gibt nicht nur mit liebevoller Wärme eine fesselnde Darstellung schon bekannter Züge, sondern bietet auch viel Neues in der abrundenden Geschlossenheit des Ganzen und in zahlreichen lebensgeschichtlichen Einzelheiten, die aus dem Nachlaß Malwidas, aus Briefen und Aufzeichnungen mannigfacher Art geschöpft sind. So ist das Buch wohl geeignet, neue Liebe zu werben für diese Frau von zugleich so tiefer und vielseitig tätiger Natur, neue Teilnahme für dies

Digitized by Google

Leben, das innerlich so reich war und sich zugleich mit dem Leben und Wirken so vieler andrer bedeutender Menschen berührte — von den Achtundvierzigern bis zu Wagner, Nietzsche, Heinrich v. Stein, dem Fürsten Bülow. Eine Gesamtausgabe der Werke Malwidas ist von der Verfasserin dieser Lebensbeschreibung besorgt und liegt druckfertig vor, wird aber erst nach dem Kriege erscheinen können, weil das erforderliche Uebereinkommen mit den in Frankreich lebenden Rechtsnachfolgern nicht mehr getroffen werden konnte. H. Brömse.

Von Nathan zu Faust. Zur Geschichte des deutschen Ideendramas. Antrittsvorlesung, gehalten in der Aula der Universität Basel am 2. Mai 1916 von Dr. R. Unger, Professor der deutschen Philologie. Basel, Helbing & Lichtenhahn. M. 1.80.

Unger erörtert die Entstehung und Entfaltung des Ideendramas vom Ursprung bis zu seiner Höhe (Nathan, Don Carlos, Faust). Er stellt in einer ausgezeichneten Untersuchung fest, daß das Gedankendrama in seiner eigentümlichen Verschmelzung spekulativer und dichterischer, subjektiv-bekenntnishafter und objektiv-dramatischer Momente und Tendenzen als charakteristische Schöpfung des deutschen Geistes zwar mannigfache Analogien in andern Literaturen, aber doch schwerlich seinesgleichen hat. Dr. E. M.

Der Eine und die Welt. Legenden von Weisheit, Wanderung, Nacht und Glück. Von Karl Röttger. München, Georg Müller Verlag. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.

In diesem Legendenbuche steht Christus als gewaltiges mystisches Bild auf, als ein Bild des „Einen in der Welt", in einer weiteren, räumlich und seelisch weiteren Welt, als ihn die Evangelien zeigen. Dabei schließen die Dichtungen eng an die Evangelien und an das Urchristentum an, nur ist hier der Mythus von Christus weiter gedichtet worden, und zwar weiter gedichtet worden in Stimmung, Geist und Größe der Evangelien. Christus, der gewaltige, weise und doch zugleich glanzlose, stille Weltwanderer ist der, der keinem Schicksal der Welt auf seiner schweren Bahn vorbeigehen mag. — Des Verfassers früher erschienenen „Christuslegenden" erregten seinerzeit allgemein großes Aufsehen, und ebenso machten die in dem vorliegenden Buche vereinigten Legenden bei ihrer Veröffentlichung in verschiedenen Zeitschriften auf das literarisch gebildete Publikum einen tiefen Eindruck. Es ist ein schönes, eigenartiges Buch, in das man sich versenken soll, ein Kunstwerk, an dem jeder nach Größe und Schönheit Hungernde Erbauung findet.

Luthers Charakter. Gezeichnet von Prof. D. Wilhelm Walther. Eine Jubiläumsgabe der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz. Mit Titelbild. Leipzig, A. Deichert. (VI, 214 S.) M. 3.80, geb. M. 5.—

Dem verdienten Lutherforscher ist es gelungen, in knappem Rahmen ein ungemein lebensvolles Bildnis des Reformators zu entwerfen. Es gibt wenig große Männer, die mit mehr Recht als eben Luther das bekannte Wort C. F. Meyers auf sich hätten anwenden dürfen: „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch." Walther hat den „Widerspruch" in Luthers Persönlichkeit nicht etwa verschwiegen, sondern gerade auf die scheinbare Gegensätzlichkeit seiner wesentlichsten Eigenschaften seine Darstellung aufgebaut und aufs trefflichste diese Gegensätze auf die höhere Einheit eines Charakters von ungeheurer Lebensfülle und weitumfassender Größe zurückgeführt — nicht in abstrakt-psychologischen Betrachtungen, sondern indem er immer wieder den Mann selbst, daneben aber auch die, die ihm am nächsten standen, zu Wort kommen läßt. — Die schöne Schrift wird jeden, der schon bisher als Protestant oder als Deutscher seinen Luther liebgehabt hat, in seiner Verehrung und Bewunderung bestärken; sie erscheint aber auch durchaus geeignet, die Gestalt des vielumstrittenen Mannes auch solchen näherzubringen, die ihm bisher mit Zweifeln und Abneigung gegenübergestanden haben. ss.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Albrecht, Emilie, Aus meinem Kriegstagebuch. (Badischer mobiler Lazarett-Trupp, XIV. A.-K., 2. Zug.) Heidelberg, Kommissionsverlag von Alfred Wolff. M. 3.—.

Badische Leib-Grenadiere bei Loretto. Von dem inzwischen auf dem Feld der Ehre gefallenen Leutnant d. R. und Kompagnieführer Hans Schmidt. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. 50 Pf.

Bezzel, Oberkons.-Präsident D. Dr. v., Luther-Bismarck. München, Verlag Müller & Fröhlich. 40 Pf.

Digitized by Google

Bülow, H. v., Deutschlands Aushungerung? Dresden und Leipzig, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.50.

Das dritte lustige Büchel der Liller Kriegszeitung. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.75.

Der Jude. Eine Monatsschrift. II. Jahrgang. Heft 4, Juli 1917. Berlin-Wien, Verlag R. Löwit. M. 1.20.

Dick, C., Admiral z. D., Das Kreuzergeschwader. Sein Werden, Sieg und Untergang. Mit zahlreichen Abbildungen und Gefechtsplänen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Gebunden M. 6.—.

Döring, Dr. Woldemar Oskar, Das Lebenswerk Immanuel Kants. Lübeck, Verlag von Charles Coleman. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Ebert, Paul, Macht oder Kultur? Hamburg, Evangelische Buchhandlung von Fr. Trümpler. 50 Pf.

Emerson, Ralph Waldo, English Traits. (Tauchnitz-Edition Vol. 4519.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Geh. M. 1.60.

Feldpredigten im Weltkrieg in Verbindung mit Bischof von Keppler und Domprediger Donders. Herausgegeben von Dr. Michael von Faulhaber, Erzbischof von München und Freising, Feldprobst der bayer. Armee. Das Schwert des Geistes. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 5.50, in Pappband M. 6.60.

Franz, Erich, Politik und Moral. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 1.50.

Herbert, M., Lebensbeichte. Erzählung. Köln, J. P. Bachem. Geh. M. 1.80.

Horneffer, August, Die Freimaurerei. (Reclams Un.-Bibliothek Nr. 5930.) Leipzig, Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun. Geh. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Jahrbuch der Deutsch-österr. Schriftstellergenossenschaft 1917. Wien, Oesterreichische Druck- und Verlagsgesellschaft m. b. H.

Jahrbuch der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Bd. 32. 1. Lieferung. Mai 1917. Berlin SW, Paul Parey. M. 2.—. Für Mitglieder kostenlos.

Kleine Bilder aus großer Zeit. 106 Zeichnungen von Th. Th. Heine. München, Simplizissimus-Verlag. M. 1.—, Vorzugsausgabe der 100 Ex. M. 10.—.

Kovács, Alexander, Professor der Theologie, Die geschichtliche Stellung des Ungartums zum Weltkriege. Pozsony, Carl Angermayer. M. 1.50.

Mill, John Stuart, On Liberty and the Subjection of Women. (Tauchnitz-Edition Vol. 4518.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Geh. M. 1.60.

Reeß, Dr. Fritz, Gesetz und Geschichte. Mit einem Geleitwort von Geh. Rat Prof. Dr. Rudolf Eucken. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr. Geh. M. 1.—.

Osse, Dr. Hans, Politische Weltkunde. Mit Vorwort von Paul Rohrbach. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz. M. 2.50.

Reventlow, Graf Ernst zu, Indien. Seine Bedeutung für Großbritannien, Deutschland und die Zukunft der Welt. Mit einer Karte. Berlin, Verlag E. S. Mittler & Sohn. M. 2.—.

Schmid-München, E., Die deutschen Bauern in Südrußland. Mit einer Karte. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. M. 1.—.

Schroeter, Prof. Ernst, Louise von François. Zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr ihres Geburtstages am 27. Juni 1917. Weißenfels, Max Lehmstedts Buchhandlung. M. 1.80.

Schubart, Arthur, Schattenschnitte. Skizzen und Studien. Buchschmuck von Ludwig Hohlwein. Stuttgart, Ad. Bonz & Cie. M. 3.80.

Seeck, Otto, Katechismus des Weltkrieges. 39 zeitgemäße Fragen. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—.

Seitzinger, Adelbert, Michel Thoring. Eine deutsche Mär. Leipzig, Theodor Weicher. M. 3.—, geb. M. 4.50.

Siemens, Dr. h. c. W. v., Die Freiheit der Meere. Berlin, Verlag E. S. Mittler & Sohn. M. 1.25.

Stegerwald, Generalsekretär, Arbeiterinteresse und Friedensziele. Köln, Christlicher Gewerkschafts-Verlag.

Stier-Somlo, Prof. Dr. jur. Fritz, Die Freiheit der Meere und das Völkerrecht. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Stocklein, Hans, Oberleutnant und Adjutant, Saint-Amand. Ein kunstgeschichtlicher Führer. Mit Bildern und Plänen. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. M. 1.50.

Waffenbruder Humor. Fidele Schützengrabenbücherei. Heft 1 und 2. Braunschweig, Verlag von E. Appelhans & Comp. Je 25 Pf.

Wald und Forstwirtschaft im Weltkriege. Drei Vorträge von Oberforstmeister Riebel, Regierungsdirektor Dr. Wappes und Prof. Dr. v. Mammen. Dresden, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.80.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

B 5 R

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Zweiundvierzigster Jahrgang. Vierter Band
Oktober bis Dezember 1917

Stuttgart und Leipzig 1917 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLII

(Oktober bis Dezember 1917)

Seite

Dr. Freiherr v. Macchio, k. u. k. Geh. Rat und Botschafter a. D.: Hirten und Herden 1

Generalleutnant Freiherr v. Freytag-Loringhoven, Dr. h. c. der Universität Berlin: Generalfeldmarschall Graf Schlieffens geistiger Anteil an den deutschen Erfolgen im Weltkriege 7

John L. Stoddard: Gärung in Amerika 13

Professor Laband: Englands Kriegsziel und die deutsche Verfassung . 23

Sigmund Münz: San Giuliano, Tittoni, Sonnino und Boselli. Aphorismen über Italiens Eintritt in den Weltkrieg 28

Dr. G. Baron Manteuffel: Die Selbsttäuschungen Kerenskis 37

Prof. Dr. Adolf Strümpell (Leipzig): Ueber Schutzimpfungen und ihre Anwendung im jetzigen Kriege 41

Friedrichs des Großen Finanzpolitik im Siebenjährigen Kriege . . . 53

Josef Kohler: Das Völkerrecht 58

Berthold Molden: Aus Graf Aehrenthals letzten Tagen 63

Freiherr v. Bissing, der zweite Generalgouverneur in Belgien . . . 72

Dr. Raimund Friedr. Kaindl (Graz): Polnische Kulturverhältnisse . . 76

Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns. 83. 202. 296

Das Deutschtum in der Dobrudscha 91

Archivrat Dr. J. Lulvès (Berlin): Englands und Italiens Gewalttätigkeiten gegen Griechenland vor Ausbruch des Weltkrieges . . 95

Kammersängerin Minnie Hauk: Aus meiner Berliner Opernzeit (Schluß) 105

Die Kriegs- und Friedensapostel Wilson, Lloyd George, Poincaré und Genossen und deren Kriegs- und Friedensgeschäft. Ein offenes Wort über praktische Weltpolitik und Diplomatie 125

Generalleutnant Freiherr v. Freytag-Loringhoven, Dr. h. c. der Universität Berlin: Bleibende Werte der Geschichte 130

Friedrich Thimme: Aus dem letzten Jahrzehnt Wilhelm v. Kardorffs. Neue Briefe aus dem Nachlaß eines Parlamentariers. II. III. 138. 256

General der Infanterie a. D. Freiherr v. Woinovich: Die feindlichen Waffen nieder! 155

Digitized by Google

Seite

Aus den Jugenderinnerungen A. v. Werners. Wanderjahre. Karlsruhe 1862 bis 1867 . . . . . 160. 277

Archivrat Dr. J. Lulvès (Berlin): Washington und Wilson 167

Matthias Salm: Vom französischen Militarismus 176

Oberhofprediger D. **Ernst Dryander**: Luther und das deutsche Haus . 190

Friedrich Fürst Wrede: Die Straße nach Holland 208

Harold Schubert: Die französische Presse im Weltkriege 215

General der Infanterie a. D. Freiherr **v. Woinovich**: War die Offensive gegen Italien notwendig? 221

Archivrat Dr. J. Lulvès (Berlin): Die geschichtliche Wahrheit über den französischen Raub Elsaß-Lothringens und über die Unterdrückung dieses Landes unter französischer Gewaltherrschaft 224

Professor **A. Leitzmann** (Jena): Tagebuchnotizen von Wilhelm v. Humboldt aus Paris (1799) 239

Das Eintreten Wilsons in den Weltkrieg und die hieraus sich ergebende Gefährdung Amerikas durch Japan. Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D. 252

Freiherr **v. Macchio**, k. u. k. Geh. Rat und Botschafter a. D.: Ein Staatsstreich in Serbien im Jahre 1893 271

C. A. Bratter: Der Dokumentendiebstahl von 1777 283

Dr. **Stephan Kekule v. Stradonitz** (Berlin-Lichterfelde): Die außerrussischen Verschwägerungen des Hauses Romanow und ihre geschichtlichen Wirkungen 287

Dr. **Friedrich Dukmeyer**, Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek zu Berlin: Mit Kerenski in Turkestan 294

Berichte aus allen Wissenschaften

Volkswirtschaft: Valutafragen 116

Geschichte. Oberst Freiherr **v. Dalwigk** (Weimar): Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges 302

Kleine Revuen

Literarische Berichte 122. 216. 306

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 124. 220. 311

Digitized by Google

Hirten und Herden

Betrachtungen zum Weltkrieg

Von

Dr. Freiherrn v. Macchio, k. u. k. Geh. Rat und Botschafter a. D.

Längst ist die biblische Parabel vom guten Hirten Gemeingut aller Gebildeten geworden. Drängte sich doch ein solcher Vergleich schon in jener patriarchalischen Zeit auf, als die Völker dem Wandertrieb ihrer Herden folgten und ihre primitive Stammesorganisation in engem Kontakt stand mit der Viehzucht, die ihnen den Lebensunterhalt lieferte.

So übertrug man denn auch die Namen der Hirten auf die Führer jener Stämme, welche, durchdrungen vom Gefühle der Zusammengehörigkeit, gleichsam durch deren Willenskundgebung an die Spitze einer großen Familie gestellt, mit Verständnis und Liebe ihre Geschicke lenkten.

Es war ein Vertrauensverhältnis idealer Natur, wie es den damaligen einfachen Lebensbedingungen der Menschheit entsprach und sich auf jeden einzelnen erstreckte. Auch die griechische Heldensage, die im homerischen Epos verkörpert ist, dessen Entstehung wohl großenteils aus ähnlichen Verhältnissen herauswuchs, hat bereits ihre Könige, die ja nichts andres als Stammeshäuptlinge waren, als die Hirten ihrer Völker bezeichnet. Ihre Führerschaft trat insbesondere in Kriegszeiten als diejenige des Heeres hervor, sie war aus der Wahl der Mehrheit des Volkes entsprungen und beinhaltete damit zu einer Zeit, in der die persönliche Tapferkeit und Tüchtigkeit alle anderen Konsiderationen überragte, auch die Vereinigung dieser Eigenschaften in der höchsten Potenz.

Im Laufe der Zeiten entwickelte sich mit zunehmender Kultur auch die Maschinerie des sich ausbildenden staatlichen Organismus nach vielseitigeren Richtungen. Das Tempo dieses Fortschreitens war anfangs ein sehr langsames, ein nach Jahrhunderten sich bemessendes; der patriarchalische Grundcharakter blieb noch lange erhalten und läßt sich wohl noch weit ins europäische Mittelalter hinein verfolgen. Die Formen, in welchen die einzelnen Völker ihre Einrichtungen sich herausbildeten, wechselten wohl und waren von mannigfachen Umständen bedingt: von Einwirkungen praktischer und seelischer Kräfte, vom Ueberwiegen der einen über die andern, von den Wechselbeziehungen mit Nachbarvölkern, wie sie im friedlichen und kriegerischen Nebeneinander und im Spiel der Kräfte sich ergaben. Vielfach wurden sie da und dort auch von gewalt-

Copyright 1917 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

samen Einflüssen und deren Ergebnissen aus dem Geleise geworfen und erst im Laufe längerer Epochen wieder durch Gegenwirkungen in die ursprünglichen Bahnen zurück oder in neue gelenkt. Indes, der Ausgangspunkt blieb derselbe und das Vertrauen die Basis, auf die sich das Verhältnis von Führer und Geführten stützte.

Ich will mich nicht in geschichtsphilosophische Spekulationen über den Fortschritt der Menschheit verlieren, welche über den Rahmen dieses Aufsatzes weit hinausgehen würden.

Ich möchte nur daran erinnern, wie das Tempo dieser Entwicklung ein immer rascheres werden mußte, als sich die Errungenschaften des menschlichen Geistes vervielfältigten, als der Erfindungsgeist immer neue Komplexe der Tätigkeit schuf, deren zweckmäßige Ausnützung Organisierung heischte und dadurch auch die staatlichen Institutionen in zunehmendem Maße zur Zergliederung in der einen Richtung, zur Zusammenfassung in der andern zwang.

Speziell seit einem Jahrhundert haben sich die Aufgaben des Staates ins Unendliche gesteigert und auf alle Richtungen menschlicher Betätigung übergegriffen; die Verwertung der sich häufenden epochalen technischen Erfindungen für das Beste der Gesamtheit wie des Einzelnen, die Ausgestaltung des als mächtige Stütze modernen Wirtschaftslebens erkannten Assoziationswesens, die Regelung aller sozialpolitischen Fürsorge im großen sind — um nur einige der wichtigsten Gebiete zu nennen — Aufgaben, welchen allein die materiellen, personellen, organisatorischen und administrativen Hilfsmittel des Staates gerecht zu werden vermögen.

Zu früher ungeahnten Dimensionen hat sich also heutzutage die Sphäre staatlicher Betätigung auf allen Gebieten entfaltet, und doch, wie kompliziert dieser ganze Mechanismus auch geworden sein mag, wie in alter Zeit liegt ihm das Prinzip der Führung der Massen zugrunde, wenn sich auch, entsprechend dem wachsenden Umfange dieser Aufgaben, die verschiedensten Kontrollmaßregeln herausgebildet haben, um den geführten, im Kampfe ums tägliche Brot ringenden Schichten einen mehr oder weniger zureichenden Anteil an den ihre Existenz regelnden Bedingungen zu sichern.

Das Verhältnis von Hirt und Herde ist also auch heute noch, wenn auch mit bedeutenden, durch die veränderten Größenverhältnisse bedingten Modifikationen, lebendig geblieben. Allerdings hat dieses Verhältnis wohl aufgehört, ein persönliches und ideales zu sein; es ist ein durch die beiderseitigen Interessen, das praktische Bedürfnis gegebenes, das sich eben am besten geeignet erwiesen hat, den Anforderungen der menschlichen Gesellschaft zu dienen.

Man ging wohl von ähnlichen Gedanken aus, als man begann, in die Idee des Zusammenlebens auch ein auskömmliches Nebeneinander der verschiedenen, in staatliche Einheit organisierten Völker einbeziehen zu wollen.

Daraus erwuchsen die vielfachen, vorerst meist privaten Bestrebungen zu internationaler gemeinsamer Arbeit, welche, den vielfachen Gegensätzen nur unvollkommen Rechnung tragend, die menschliche Natur übersehend, der Entwick-

Digitized by Google

lung der Dinge vorauseilten und dadurch zunächst zur Unfruchtbarkeit verurteilt waren.

Der Weltkrieg machte einen Strich durch diese Rechnung und zeigte die noch mangelnde Reife für solche Gedanken in einer Kulturwelt, der nicht nur der Kampf im Blute sitzt, sondern in der auch die durch die oben geschilderten Verhältnisse geförderte Omnipotenz des Staates anders geartete Bestrebungen nicht aufkommen läßt. Mehr denn je hat der Herdeninstinkt des Menschen seine blinde Unterordnung unter die Gewalt der Hirten dokumentiert und sich willenlos dem Worte der Führer gebeugt, auch wenn diese Führer zu Verführern wurden.

Wie erhebend drang in der Gruppe der Mittelmächte das Verständnis für die Natur dieses aufgedrungenen Kampfes in alle Kreise, wie fest trat deren Gefüge und das Gefühl der Zusammengehörigkeit in die Erscheinung, das auch vor der sich entwickelnden Weltkatastrophe nicht zurückschreckte, wo es galt, Haus und Hof, die geliebte Heimat vor Eroberungs- und Vernichtungsabsichten zu sichern. Blicken wir nun in das Lager der Gegner.

Wie haben deren Führer, deren Staatsmänner ihre Hirtenpflichten aufgefaßt?

Es ist beschämend für das wahre Kulturniveau ihrer Gruppe, die Antwort hierauf zu geben, wie sie unzweideutig aus den Geschehnissen erhellt.

Jetzt, wo deren auf Jahre zurückreichende Machenschaften aufgedeckt, jetzt, wo wir aus den Spalten ihrer Blätter und aus tausend andern Quellen täglich über die verwerflichen Mittel im laufenden sind, welche dort aufgewendet werden, um immer neu die niedrigsten in der menschlichen Seele schlummernden Instinkte gegen die Feinde zu entflammen, können wir erst voll ermessen, bis zu welchem Grade des Mißbrauchs die Autorität des Staates getrieben werden kann, um die eignen Völker zu betören, um mit einer Erfindungsgabe, die wahrlich einer besseren Sache würdig wäre, Haßgefühle zu entfachen, die oft gar nicht vorhanden waren, um den vermeintlichen staatlichen Interessen, in Wirklichkeit aber doch großenteils dem Machthunger und ungesunden Trieben derjenigen zu dienen, denen eine unerforschliche Vorsehung die Zügel in die Hand gegeben hatte. Schlagender als alles andre, was bisher darüber in die Oeffentlichkeit gedrungen war, hat wohl der Prozeß Suchomlinow und die Aussage des russischen Generalstabschefs die Leichtfertigkeit gekennzeichnet, mit der man sich im Ententelager über Ehrenwort und Thron hinwegzusetzen wußte, um nur ja die ersehnte Gelegenheit für den geplanten Vernichtungskrieg nicht zu versäumen.

Man kann diesen Hirten ihrer Völker das Zeugnis nicht versagen, daß sie mit völliger Gewissenlosigkeit alle Gaben ihres Geistes in den Dienst der Sache stellten, die ihr persönliches Prestige in die Wolken zu erheben bestimmt war, daß sie mit System und Konsequenz diesen Teil der sich selbst gestellten Aufgabe behandelten. Während die Heere der Zentralgruppe mit ehrlichen Waffen diesen überwältigenden Krieg auszufechten gedachten, sahen sie sich von Anfang an und fortgesetzt einem Netz der Verhetzung, Verleumdung, Verunglimpfung

Digitized by Google

gegenüber, das zu zerreißen kein Gegenzug, kein Dementi, keine Aufklärung sich stark genug erwies. Die Erfindungen krankhafter, widernatürlich veranlagter Gehirne, die abstoßende Lüge in aller Form wuchs ins Ungemessene, um diesen Krieg außerhalb der Heere nicht verstummen zu lassen und seinen Gifthauch ins Hinterland und von da wieder an die Fronten zu tragen; wo ebenbürtige Gegner im Kampfe sich messen und, wenn auch als Feinde, in gegenseitiger Achtung, durchdrungen von den Regeln einer humanen Kriegführung, sich begegneten, mußte der verpestende Odem der Verleumdung eindringen, um Zweifel und Mißtrauen, Verachtung und Entsetzen zu erwecken, wach zu erhalten und auf lange hinaus auswirken zu lassen.

Es genügt wohl ein Hinweis auf die Aussagen feindlicher Gefangener, um in dieser Richtung ein reiches Tatsachenmaterial anzuführen.

Wenn solche Wege nötig waren und es jetzt erst recht sind, um die eignen Völker, die eignen Heere von der Unvermeidlichkeit des Krieges, von dessen höheren Zwecken zu überzeugen, sie mit dem Willen des Widerstandes und der nötigen Angriffslust zu durchdringen, so muß man zu der Erkenntnis kommen, wie wenig einleuchtend die feindlichen Ziele erschienen sein mögen und wie sehr die Leiter unsrer Feinde sich dessen von Anfang an bewußt gewesen sein müssen, so daß nur außergewöhnliche, verwerfliche Mittel imstande waren, jene Qualitäten aufzubringen, deren sie für ihre Absichten bedurften. Welch klägliches Armutszeugnis für die wirklichen Zwecke, für welche diese Völker sich verbluten müssen!

Wo bleiben da die hehren Grundsätze jener Völkerhirten, die über Wohl und Wehe ihrer Herde wachen, die deren Gedeihen mit Liebe und Sorgfalt im Auge haben, deren Entwicklung im Geiste einer aufgeblühten Kultur sich zur Aufgabe stellen, wo bleiben aber auch all die schönen, tönenden Worte, die gerade jene Völkerverderber stets im Munde führen? Wo bleibt die Religion der Liebe, zu der sich ja ganz Europa bekennt? Man wäre eher versucht, mit Schaudern das Erstehen einer neuen Religion des Hasses zu erkennen, deren Miasmen die Welt erfüllen; wie ist es denkbar, sein eigenes Volk solch eigensüchtigen Plänen, solch unsinnigen Inspirationen des Bösen zu opfern, die nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft eines ganzen Erdteils vernichten!

Doch nicht genug damit; aus fremden Weltteilen werden halbwilde Rassen auf die Schlachtbank geführt und damit die grausame Kriegführung der Naturvölker auf den Boden Europas verpflanzt und tiefstehende Horden zu Zeugen gemacht, welcher Geist die angeblichen Kulturträger beherrscht. Ohne Rücksicht auf die Folgen wird für eine ferne Zukunft hinaus die Achtung jener Rassen vor der überragenden Begabung, vor dem ethischen Hochstande der weißen Rasse untergraben und damit die Grundlage entwurzelt, auf der allein, trotz mancher trauriger Entgleisungen, eine moralische Beherrschung und allmähliche Zivilisierung jener andersfarbigen Stämme aufgebaut werden kann. Und dies alles geschieht von seiten der Führer jener Staaten, die sich stets zu den fortgeschrittensten

Digitized by Google

der Menschheit zählten, die nicht mit Unrecht auf ungezählte Werke des Lichtes und des Segens zurückblicken und in denen die Menschheit in der Vergangenheit Apostel des Fortschrittes, der Humanität, der Gesittung zu begrüßen gewohnt war!

Doch solche Erinnerungen fechten sie nicht an. Mit den verzweifeltsten Hilfsmitteln der List und Gewalt werden kleine Völker in den Taumel des Hasses verstrickt und folgen den gleißenden Verheißungen, dem rücksichtslosesten Drucke, um schließlich die Opfer ihrer Verblendung zu werden. Es ist ein Schauspiel ohnegleichen, einen Staat nach dem andern, ungeachtet der wiederkehrenden abschreckenden Erfahrungen, diesem suggestiven Spiele erliegen zu sehen — einem Spiele, das sich Länder erlauben, welche den Schutz der kleinen Staaten mit trauriger Ironie auf ihre Fahnen geschrieben haben.

Auf einem andern Terrain — im Osten — werden die zahllosen Scharen des russischen Zarismus, Generationen alte Opfer der Unkultur und des Despotismus, als Vorkämpfer der Freiheit, als Bringer des Fortschrittes von den Westmächten in den Kampf getrieben — als der unwiderstehlichste Trumpf im Plane ihrer Staatsmänner; was kümmert es deren Egoismus, diese Millionen für Zwecke, die sie gar nicht kennen, in den Tod zu führen?

Was kümmert es den professionellen Ränkeschmied der Geschichte, den Drahtzieher aller dieser Marionetten, das in Selbstsucht sich spiegelnde England, grausam, aber folgerichtig dies sein schärfstes Instrument, als es stumpf zu werden beginnt, einem Erneuerungsverfahren zu unterziehen?

Es entspricht ja nur der dort gepflegten neuen Völkermoral, bei dem eignen Bundesgenossen mit dem verzweifelten Mittel der Revolution, bei kaltblütiger Opferung des morschen Zarentums, neue Kräfte zu entfachen und sich dienstbar zu machen. Wie kann dies das abgestumpfte Gewissen einer Staatskunst berühren, die indische, südafrikanische und ägyptische Greuel am Kerbholz hat und mit unvergleichlichem Zynismus dem Schicksal fremder Nationen nachtrauert während das Krebsgeschwür der irischen Frage ihm täglich ein furchtbares Memento entgegenruft!

„Geld regiert die Welt" und „Macht geht vor Recht" — mit diesen Maximen glaubt Albion der Welt immer noch sicher zu sein. Und fast könnte man glauben, daß die Tatsachen ihm recht geben; ist es ihm doch gelungen, aus Männern, die zur Zeit Nikolaus' II. in Rußland für den Frieden eintraten, die Apostel der neuesten Offensive zu machen! Ist es ihm doch noch einmal gelungen, aus den chaotischen Zuständen, in denen der russische Koloß dank der Wunderkur seines englischen Freundes und Henkers sich windet, aus dem zum Himmel schreienden Friedenswillen des irregeleiteten russischen Muschiks nochmals jene Elemente zusammenzuführen, die zu fremden Zwecken Einzelner, im Dienste des englischen Weltherrschaftsphantoms es zustande bringen, Ströme russischen Blutes nutzlos fließen zu lassen.

Bis zu welchem Grade müssen die Wahnvorstellungen, welche die Ententevölker dank allen jenen Vorspiegelungen beherrschen, gediehen sein, um sie der

Digitized by Google

so oft wiederholten, von den verschiedensten Stellen ausgegangenen Kundgebungen der Mittelmächte, welche der Friedenssehnsucht aller Völker Rechnung trugen, immer wieder vergessen zu machen oder vielmehr, wie tiefgehend muß die Wirkung jahrelanger Irreleitung sein, damit der liebliche, feierliche Klang solcher Kundgebungen im Mißton des Kampfgetöses in neuen Orgien der Vernichtung untergehe.

Wenn ich noch den teuflischen Aushungerungsplan ganzer Völker erwähne, obzwar er ja nicht im eignen Fleisch wütet, so geschieht es nur, weil er nicht unberührt bleiben kann in einer noch so lückenhaften Aufzählung der Verbrechen an der Menschheit, die, in den Köpfen Weniger entsprungen, den Begleiterscheinungen des Weltkrieges ihre widerlichste Signatur geben.

Es ist ein schwer bedrückender Gedanke, fast möchte man am Lose der Menschheit verzweifeln, wenn man beobachtet, wie auch in einer in vielen Richtungen so weit vorgeschrittenen Welt der Egoismus, der schrankenlose Eigenwille, der Mangel jeder Ethik und Moral in einigen wenigen Menschen genügt, namenlose Katastrophen über Millionen heraufzubeschwören und wie noch immer, in hohnvoller Mißachtung und Verschleierung der immer erdrückender ans Licht tretenden gegenteiligen Tatsachen, der Versuch unternommen werden kann, die Schuld auf jene abzuwälzen, die man mit dem Schlagworte der „Barbaren" zu stigmatisieren für gut fand.

Es mag getrost dem Urteil einer späteren Geschichte überlassen bleiben, wem dieser Beiname gebührt.

Wenn die Völker in späteren Generationen, aus einem eingebildeten Rachetraum erwacht, die Saat der Versöhnung und gerechten Urteils aufsprießen lassen und erkennen, wie sie im Kataklysma der Jetztzeit das Opfer von Verführern gewesen, dann wird die momentan so mißachtete Legende vom guten Hirten ihre Auferstehung feiern, und dann wird, so hoffen wir, die Zeit heranreifen, wo die Völker sich auf realerer, soliderer Basis zusammenfinden werden, um neben ihrem innern auch ihr äußeres, ihr Nebeneinanderleben auszubauen und vor einer Wiederholung von Erschütterungen, wie wir sie eben erlebt, in wirksamerer Weise zu schützen.

Digitized by Google

Generalfeldmarschall Graf Schlieffens geistiger Anteil an den deutschen Erfolgen im Weltkriege

Von

Generalleutnant Freiherrn v. Freytag-Loringhoven,
Dr. h. c. der Universität Berlin

Das deutsche Heer hat nach den gewaltigen Erfolgen des Krieges 1870/71 nicht auf seinen Lorbeeren ausgeruht. Alle seine Glieder lebten in dem Gedanken Moltkes, dem er in der Reichstagssitzung vom 16. Februar 1874 Ausdruck gab: „Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird." Die Armee beherzigte auch über die Jahrhundertwende hinaus die ernste Mahnung des großen Generalstabschefs, die er, den Weltkrieg gleichsam vorahnend, ein Jahr vor seinem Tode in der Sitzung vom 14. Mai 1890 an die Vertreter des deutschen Volkes richtete: „Wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unsern Häuptern schwebt, wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche, gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf treten; keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden. — und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte ins Pulverfaß schleudert!"

Die Geschichte lehrt, daß Armeen trotz fleißiger Friedensarbeit verdorren können. Die Katastrophe von Jena brach keineswegs über ein verlottertes Heerwesen, sondern über eine fleißige, in Zucht und Gehorsam gehaltene Armee herein. Auch fehlte es dieser nicht an Kriegserfahrung. Nach dem Tode Friedrichs des Großen waren mehr oder weniger starke Teile von ihr durch Jahre an dem Kriege gegen die französische Revolution beteiligt oder hatten in Polen gefochten. Die Armee hatte jedoch in geistiger Beziehung an Schwung eingebüßt und war bei den Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges stehen geblieben. Die Mahnung ihres großen Königs war von ihr nicht beherzigt worden, die auch heute noch volle Gültigkeit beanspruchen kann: „Die Kriegskunst erfordert ein fortwährendes Studium, wenn man sie sich gründlich zu eigen machen will. Ich bin weit entfernt, mir zu schmeicheln, sie erschöpft zu haben; ich bin sogar der Ansicht, daß eines Menschen Leben nicht hinreicht, um das Ende derselben abzusehen, weil ich von Kampagne zu Kampagne neue Grundsätze durch neue Er-

Digitized by Google

fahrungen gewonnen habe, und weil noch eine Menge von Gegenständen besteht, über welche das Schicksal mich keine Erfahrungen sammeln ließ." [1])

Aehnlich hätte es dem deutschen Heere nach 1871 gehen können, gerade weil Moltkes Größe als Feldherr, wie seinerzeit die Friedrichs des Großen, vor aller Welt unumstritten dastand. Wenn wir fortgeschritten sind, nicht nur, wie alle Armeen, auf dem Gebiete der Bewaffnung und der gesamten Technik, sondern vor allem auf dem geistiger Weiterbildung des von Moltke Ueberkommenen, so gebührt dem Grafen Schlieffen daran ein Hauptverdienst. Er hat überdies auf die Weiterentwicklung unsrer Wehrmacht und ihre Ausgestaltung, vor allem auf die Schöpfung der schweren Artillerie des Feldheeres anregend und fördernd gewirkt und bestimmenden Einfluß geübt. Seine Bedeutung aber liegt vor allem in der Weiterentwicklung Moltkescher operativer Gedanken. Graf Schlieffen hat sein hohes Amt angetreten mit dem festen Entschluß, es im Sinne Moltkes zu verwalten. Die Pietät für den Generalstabschef Kaiser Wilhelms I. aus großer Zeit war bei ihm im höchsten Maße ausgeprägt, aber er hatte erkannt, daß der Unterschied zwischen den heute im Kriege zur Verwendung gelangenden Heeresmassen und den von Moltke bewegten größer ist als der Unterschied zwischen diesen und den Heeresstärken, mit denen Napoleon zu rechnen hatte. Er folgerte hieraus die Notwendigkeit, nicht nur sich mit den heutigen Massen abzufinden, sondern die Heer- und Truppenführung mit der Kunst der Versammlung, Führung, Versorgung und Verwendung dieser Massen völlig vertraut zu machen.

Der Generalstabschef lenkte mit Uebernahme seines Amts im Jahre 1891 sofort bewußt in diese Bahnen ein und behielt die Schulung unsrer höheren Führung und des Generalstabes in solchem Sinne dauernd im Auge. Zäh und beharrlich überwand er alle Gegenströmungen, und sie waren stark und zahlreich. In seiner Studie über die Operationen von 1806 [2]) sagt er: „Ebenso wie es heute viele verständige Leute gibt, welche in den Millionenheeren eine Verirrung der Kriegskunst erblicken, gab es vor hundert Jahren nicht weniger verständige Leute, welche die Hunderttausendheere mit äußerstem Mißtrauen betrachteten." An andrer Stelle schreibt er: [3]) „Die Führung eines Millionenheeres ist freilich, so wird behauptet, ein kaum zu lösendes Problem. Daran ist so viel richtig, daß die Führung eines Heeres, eines großen wie eines kleinen, von jeher ein Kunststück gewesen ist. Daß aber die Schwierigkeit, dieses Kunststück auszuführen, in gleichem Maße wächst, wie die Stärke des Heeres zunimmt, wird schwer nachzuweisen sein. Es hat Generäle gegeben, die mit 300 000 Mann völlig gescheitert sind. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie 100 000 oder 50 000 Mann zum Siege geführt hätten. So viel ist gewiß, daß unter allen Feldherren noch keiner über die allzugroße Menge der ihm übergebenen Truppen Beschwerde geführt hat, daß aber alle ohne Ausnahme über das Zuwenig geklagt haben."

[1]) Mil. Testament von 1768.

[2]) Gesammelte Schriften, Bd. II.

[3]) Aufsatz über die Millionenheere. „Deutsche Revue", Juni 1911. Gesammelte Schriften, Bd. I.

Digitized by Google

Mit Millionenheeren galt es zu siegen, schnell und vernichtend, vor allem bei Deutschlands Lage, das erkannte Graf Schlieffen. Sein Nachfolger, Generaloberst v. Moltke, gab dem vollendeten Ausdruck, wenn er in seiner Rede beim Ausscheiden des Feldmarschalls aus dem Dienst sagte: „Den einen einheitlichen Willen zur Tat werden zu lassen durch das Werkzeug von Millionen von Menschen, das, Eure Exzellenz, haben wir von Ihnen gelernt. Wir haben gelernt, was Eure Exzellenz erstrebten: nicht Teilerfolge zu erzielen, sondern große, vernichtende Schläge. Eure Exzellenz wollten keinen Krieg, der sich endlos hinziehen mußte, bis die eine Volkskraft an der andern erlahmte. Sie wollten große, entscheidende Schläge und Ihr Ziel war die Vernichtung des Gegners. Auf dieses höchste Ziel sollten alle Kräfte gerichtet sein, und der Wille, der sie lenkte, war der Wille zum Siege. Dieser unbeugsame, leidenschaftliche Wille zum Siege ist das Vermächtnis, das Eure Exzellenz dem Generalstabe hinterlassen; es wird an uns sein, es heilig zu halten."

Die breite Oeffentlichkeit erfuhr zu Lebzeiten des Grafen Schlieffen über seine Gedankenarbeit vornehmlich durch einen „Der Krieg in der Gegenwart" benannten Artikel, den er im Januar-Heft 1909 dieser Zeitschrift veröffentlichte. Lange sich hinschleppende Kriege, so wird dort ausgeführt, sind jetzt unmöglich. Industrie und Handel können nicht lange in ihrer Tätigkeit unterbrochen sein. Eine Ermattungsstrategie ist ausgeschlossen, daher ein Angriff von zwei oder drei Seiten anzustreben. Bei einer Ueberzahl ist das leicht, auf eine solche aber kann jetzt nicht mehr gerechnet werden. Somit muß man zu der Auskunft greifen, nur schwache Kräfte gegen die feindliche Front zu verwenden, wenn der Angriff gegen die Flanke wirksam werden soll. Bedingung ist dabei freilich, daß eine wirkliche Fesselung des Feindes in der Front möglich bleibt. Die Feuerwirkung unsrer Zeit ist derartig gesteigert, daß die Infanterie nur noch in lockeren Linien, etwa ein Mann auf den Meter, zu kämpfen vermag. Eine unmittelbare Folge der verbesserten Schußwaffe ist sonach eine größere Ausdehnung der Gefechtsfront. Die Gewalt der Verhältnisse, das natürliche Streben, sich zu decken und doch die vorzüglichen Waffen zur Wirksamkeit zu bringen, hat die langen Gefechtsfronten hervorgebracht. Ein Armeekorps kann bei der jetzigen Bewaffnung das Zehnfache leisten als zur Zeit der Vorderlader, und es ist keine Zersplitterung, wenn es die dreifache Breite von vor vierzig Jahren einnimmt. Die Schlachtfelder der Zukunft werden und müssen daher eine ganz andre Ausdehnung annehmen, als wir sie aus der Vergangenheit kennen. Armeen in der Stärke derjenigen von Königgrätz und Gravelotte-St. Privat werden mehr als den vierfachen Raum von damals umspannen. Sie sind gering gegen die Massen, die in einem zukünftigen Kriege auftreten werden."

Der Feldherr hat im heutigen Kriege Zurückhaltung zu üben. Er befindet sich weit hinter der Front in einem Hause mit geräumigen Schreibstuben. Von dort telephoniert er zündende Worte und dort empfängt er die Meldungen der Armee- und Korpsführer. Die Einwirkung eines höheren Führers ist heute vorwaltend geistiger Natur. Die Form, in der sich jetzt die Führereigenschaften

Digitized by Google

betätigen, hat sich geändert, das Wesen ist das gleiche geblieben. Niemand hat die Grundbedingung aller Führereigenschaften schärfer erkannt als Graf Schlieffen, keiner sie seinen Untergebenen besser vorgelebt. Sprach er doch bei der Jahrhundertfeier der Kriegsakademie am 15. Oktober 1910 von dem „Etwas", das „in dem Feldherrn sein muß, ein göttlicher Funke, ein heiliges Feuer, das ihn in der Bedrängnis nach einem Leuthen zu führen vermag und unter einem Kunersdorf nicht zusammenbrechen läßt".

Wie hoch der Feldmarschall die Bedeutung des moralischen Elements im Kriege bewertet hat und welche verhaltene Kampfesglut in ihm lebte, zu welchem hohen Schwunge er befähigt war, künden die schönen Worte, die er bei der Taufe S. M. S. „Gneisenau" fand: „Einmal wird doch die Morgenröte anbrechen über dem Wasser, einmal wird doch der Tag erscheinen, der Tag des Zornes, und für diesen Tag wünsche ich dir, edles Schiff, daß du, würdig deines Namens, das erste sein wirst im Angriff auf den Gewaltigen, und daß du, erst nachdem die Nacht sich herabgesenkt auf die schwarze Flut, wenn auch zerschossen, wenn auch aus vielen Wunden blutend, das letzte bist, welches wutschnaubend von der Verfolgung abläßt." Diese bereits 1906 gesprochenen Worte muten uns heute an wie ein Segenswunsch für unsre Flotte zum Kampf gegen den „Gewaltigen" der Meere.

Den Gedanken des Angriffs von zwei oder drei Seiten, den der Feldmarschall in dem Aufsatz „Der Krieg in der Gegenwart" als das höchste zu erstrebende Ziel des Heerführers hinstellt, führt er in seinem „Cannae"[1]) näher aus. Hier heißt es: „Massenbildungen führen lediglich zu Angriffen gegen die Front mit unzureichenden Kräften, zu aufeinanderfolgenden, immer schwächer werdenden Stößen, die nahezu wirkungslos bleiben ... Dadurch wird die moderne Schlacht noch mehr als die frühere zum Ringen um die Flanken ... In diesem siegt derjenige, dessen letzte Reserve sich nicht hinter der Mitte der Front, sondern auf dem äußersten Flügel befindet. Dorthin kann sie nicht erst gebracht werden, wenn der Adlerblick des Feldherrn im Toben der viele Quadratmeilen umspannenden Schlacht den Punkt der Entscheidung erkannt hat, sondern dorthin muß sie bereits durch den Anmarsch zur Schlacht, durch den Vormarsch von den Ausladestationen, ja durch den Eisenbahntransport geführt werden." Dieses bis zum Eisenbahntransport unsrer Zeit durchgeführte Streben nach der Vernichtung des Feindes ist der leitende Gedanke, der das ganze „Cannae" durchzieht. Der Möglichkeit, ihn zu verwirklichen, gelten die Untersuchungen des Feldmarschalls von der Schlacht am Aufidus bis zu der von Sedan.

Diese flüchtige Skizze des geistigen Schaffens des Feldmarschalls läßt jeden, der sie am Verlauf des Weltkrieges mißt, erkennen, wie einerseits vieles, das uns dieser brachte, weiteres, das hätte eintreten können, vom Grafen Schlieffen vorausgesehen und erstrebt worden ist, wie aber anderseits so manches anders gekommen ist, anders kommen mußte, als er es annahm. Schon zu seinen Leb-

[1]) Gesammelte Schriften, Bd. I.

Digitized by Google

zeiten hatten sich gelegentlich Widersprüche gegen sein „Cannae" erhoben, wie es denn nicht ausbleiben konnte, daß solcher unter einheitlichem Gesichtspunkte zusammengefaßten Schilderung bei aller packenden Wahrheit zugleich eine gewisse Einseitigkeit innewohnen mußte. Als dem Feldmarschall einst diese fortgesetzte Betonung des Umfassungs- und Vernichtungsgedankens als einseitig vorgehalten wurde, erwiderte er: „Ja, es mag ja langweilig sein; es kommt eben immer auf das dumme Gesiege heraus." Er selber war sich jedoch wohl bewußt, daß er uns bei seiner Darstellungsweise nicht den ganzen Krieg gegeben hat. Dieser ist ein lebendiges Ding, sein Bild wechselt jeden Augenblick, und demgemäß wechseln die Eindrücke, die auf den Führer wirken. Mannigfache Faktoren sprechen bei der Durchführung des Entschlusses mit: Bewaffnung, Wert der Truppe, ihre Versorgung; vor allem auch die Geländeverhältnisse erzwingen sich Beachtung. Treitschke hat einst die Einseitigkeit als den Fluch aller menschlichen Größe bezeichnet. Der Feldmarschall wollte uns Großes, ja das Größte, Entscheidende lehren, darum hat er seine Studien alles sonstigen Beiwerks entkleidet. Graf Schlieffen glich seinem Vorbilde Moltke, von dem er bei der Denkmalsenthüllung auf dem Königsplatz in Berlin am 26. Oktober 1905 sagte,[1]) er habe „den ewig ruhigen Blick nach vorne gerichtet und die Zukunft gekannt, nicht als Prophet und Seher, sondern als einer, der aus dem Buche der Vergangenheit herauszulesen gelernt habe, was da kommen würde und was da kommen müsse".

Der Nachfolger des Feldmarschalls, Generaloberst v. Moltke, hielt an dessen grundlegenden Gedanken fest. So ist denn die Einleitung des Feldzuges im Westen im August 1914 der Hauptsache nach in Schlieffens Sinne erfolgt. Wenn uns kein durchschlagender Erfolg beschieden war und unsre Kräfte nicht ausreichten, Frankreich niederzuwerfen, so ist doch sehr Bedeutendes erreicht worden, vor allem das eine, daß eine weit in Feindesland vorgeschobene Verteidigung die deutsche Nordwestgrenze schützte. Immerhin zeigte sich an der Marne wie mehrfach im Osten, daß die Zeit der Millionenheere mit ihrer vervollkommneten Bewaffnung und den großen Frontbreiten, die sie beanspruchen, ihre eigenen Bedingungen hat. Die Kräfte, auch wo sie den Sieg verbürgen, reichen häufig nicht für den Erfolg im großen aus. Die einzelne Armee des Feindes kann umfaßt werden — wie denn solches mehrfach gelungen ist —, ein ganzes Heer nur sehr schwer. Die Bedeutung der Umfassung, der operativen wie der taktischen, bleibt darum an sich vollauf bestehen, und wenn Schlieffens Lehren, auf ganz große Verhältnisse angewandt, wie der Weltkrieg gezeigt hat, öfter der Einschränkung bedürfen, so ergaben sich doch gerade in ihm wiederum mehrfach Lagen, wo die Umfassung eines ganzen Heeres zur Wirklichkeit und von größter Tragweite hätte werden können. Unsern übermächtigen Gegnern bot sich solche Gelegenheit, unter anderm nach der Marneschlacht. Sie haben es nicht verstanden, die Gunst der Lage zu nützen, da

[1]) Gesammelte Schriften, Bd. II.

Digitized by Google

ihnen die Schulung in der Führung des Massenheeres, die wir Schlieffen verdanken, fehlte.

Die Schwierigkeit, ein überlegenes feindliches Heer zu umfassen, hat dann die Durchbruchsschlacht unter Zusammenfassung einer mächtigen, schweren Artillerie wieder zur Geltung kommen lassen. Wenn die Dinge diesen Lauf nahmen, so lag es an Verhältnissen, die Graf Schlieffen unmöglich voraussehen konnte. Eine Theorie des Krieges hat er ohnehin niemals entwickeln wollen, sagt er doch selbst von Moltke:[1]) „Nicht eine Methode, ein Mittel, eine Aushilfe habe er uns hinterlassen, sondern viele. „Nicht in stattlichen Bänden, vielen Kapiteln und zahlreichen Paragraphen hat Moltke die großen strategischen Probleme zu lösen gesucht, er hat vielmehr seine Offenbarung über das Wesen des Krieges auf die wenigen Worte beschränkt: „Die Strategie ist ein System der Aushilfen." Das scheint ein Stein zu sein, der dem Hungernden statt des Brotes geboten wird, oder ein Orakelspruch, welcher mehr verwirrt als aufklärt. Das scheint nichts zu sein, und es ist alles. Es ist ein Protest gegen diejenigen, welche in einer Theorie, einer Methode, in inneren oder äußeren Linien, in Umfassung oder Durchbruch das alleinige Heil suchen. Es ist die Behauptung, daß für jeden Fall das Zweckmäßigste gesucht werden muß, und es ist die Herstellung voller Freiheit für den Führer, das zu tun, wodurch er den Sieg gewinnen zu können glaubt."

Diesem System der Aushilfen sind wir im Weltkriege treu geblieben, es hat uns nicht zum Schaden gereicht.

Wenn Graf Schlieffen einen sich lange hinschleppenden Krieg als in heutigen Verhältnissen unmöglich bezeichnet, so war diese Ansicht bei uns vor dem Weltkriege wohl allgemein. Der Einfluß, den die weltpolitische und weltwirtschaftliche Lage, die ausnahmslos zugunsten unserer Feinde war, auf den Krieg gewann und ihn in die Länge gezogen hat, konnte zu Anfang nicht sogleich erkannt werden. Die aufreibenden Elemente, wie sie uns in Gestalt des heutigen Volks- und Massenkrieges entgegentreten, bildeten ferner ein unwägbares, in seiner Wirkung nicht vorher zu ergründendes Problem des Weltkrieges.

Der weltwirtschaftliche und weltpolitische Hintergrund, die Psyche des Volks- und Massenkrieges, die ungekannte Entwicklung der Technik sind es recht eigentlich, die dem Weltkriege sein Gepräge aufgedrückt haben. Wohl hat Graf Schlieffen einen Teil dieser Erscheinungen ahnend geschaut, in ihrer vollen Auswirkung sie zu erkennen mußte auch ihm als sterblichem Menschen versagt bleiben.

Sein Wirken aber hat reiche Früchte getragen. Als er sieben Jahre vor seinem Tode vom Generalstabe Abschied nahm, sprach er die Worte: „Im Auslande wagt sich keiner an den Generalstab heran, alle unsere Feinde sind überzeugt, daß der deutsche Generalstab das Vermächtnis des Mannes von Sedan geborgen hat und sich im sicheren Besitze des Geheimnisses des Sieges

[1]) Rede zum hundertjährigen Geburtstage Moltkes. Gesammelte Schriften, Bd. II.

Digitized by Google

befindet." Wenn der Generalstab im Weltkriege dieses Wort hat wahrmachen können, so weiß er, daß er solches in erster Linie dem Grafen Schlieffen zu verdanken hat, denn er hat „das Vermächtnis des Mannes von Sedan" nicht nur treu behütet, sondern in größtem Maßstabe ausgestaltet.

Gärung in Amerika

Von

John L. Stoddard

Vor mir hängt ein schöner Kupferstich. In der Mitte desselben sieht man die Wiedergabe der Unabhängigkeitserklärung Amerikas mit den Unterschriften ihrer heldenmütigen Unterzeichner.

Darüber sind die Bildnisse von Thomas Jefferson, dem Verfasser des unsterblichen Dokuments, George Washington, der als Oberbefehlshaber der Kolonialtruppen dessen Worte in die Tat umsetzte, und John Hancock, dem Statthalter von Massachusetts. Um den Text herum schlingt sich eine Girlande von Medaillons mit den Wappen der dreizehn Urstaaten, deren Vertreter am 4. Juli 1776 diese von Großbritannien unabhängig erklärten.

Wenn ich meinen Blick von diesem Stiche auf die Zeitung in meiner Hand lenke, die mir eine hier in Oesterreich wohnende entrüstete Enkelin eines der Unterschriebenen jener Erklärung brachte, lese ich folgenden Bericht aus Amerika: „Henry Aurin ist in Neuyork wegen Verteilung von Auszügen aus der Unabhängigkeitserklärung, in denen ungehöriger Nachdruck auf einzelne Stellen gelegt wurde, verhaftet und zu neunzig Tagen Gefängnis verurteilt worden." Angesichts einer solchen Handlung seitens der Regierung der sog. „freien Republik" scheint mir der obige Stich wie die Urkunde einer unbarmherzig geplünderten und teilweise zerstörten Heimstätte. Allerdings hat sich mein Geburtsland, auf das ich einst mit Stolz blickte, tatsächlich wieder in eine britische Kolonie verwandelt. Weitgreifend zerstört ist das Werk der Unterzeichner der Unabhängigkeitsakte. George Washingtons Mahnungen hat man in den Wind geschlagen. Die vernichtenden Anklagen, die Thomas Jefferson gegen England erhob, haben sich zu Lobeshymnen und Treuversicherungen für die beiden „George" der Neuzeit — Georg V. und Lloyd George — verwandelt. Die Männer, die mein Land regieren, sind Verräter an seinen alten Ueberlieferungen. Seine tollen Englandschwärmer sind noch anglophiler als die Tories vor hundert Jahren. Der Freistaat wird von einer gewissenlosen Finanzwelt beherrscht. Seine Demokratie ist zu Despotismus ausgeartet. Rußland hat einen Zaren verloren, Amerika einen gewonnen. Wilson ist sein Diktator — nicht von Gottes Gnaden, sondern von Gnaden des Geldes.

Digitized by Google

Obgleich er auf der Weltbühne anscheinend als frei handelnder Mime auftritt, fesselt ihn in Wirklichkeit eine goldene Kette an Wallstreet, und wie der Affe eines Leierkastenmannes kann er jeden Augenblick von seinen Herren zum Gehorsam zurückgezerrt werden. Schon der Gedanke, daß Amerika einen solchen Autokraten duldet, scheint ebenso unglaublich wie lächerlich. Noch vor wenigen Jahren war dieser Mann, dessen Name jetzt wie ein schlechter Geruch die Welt durchzieht, ein gewöhnlicher Bürger. Heute verfügt er über das Geld der Leute wie ein Wahnsinniger. Wie Wasser durch ein Sieb, so gleiten riesenhafte Summen durch seine Finger. Die Vereinigten Staaten sind bisher kaum noch in den Halbschatten der Kriegsfinsternis getreten, und schon haben sie 12 Milliarden Mark verausgabt.

Die erste amerikanische Kriegsanleihe lautete auf 16 Milliarden Mark; jedoch verkündete der Sekretär des Staatsschatzes, Herr Mc Adoo (Herrn Wilsons Schwiegersohn), noch ehe sie gezeichnet war, daß die verlangte Summe schon ausgegeben sei!

Günstlingsherrschaft, „Graft" und Bestechung werden bald in Amerika Orgien feiern, und Wilson ist es, der die großen Geschenke austeilt. Rechts und links streut er Millionen verschwenderisch, wie ein neuer Graf Monte Christo. Für Serbien, Italien, Rußland, Frankreich, China, England und sogar Mexiko ist er der internationale heilige Niklaus. Seinen Sinnspruch: „Geld regiert" hat er von England gelernt. Eins seiner jüngsten „persönlichen" Geschenke (natürlich von dem Geld des amerikanischen Volkes) waren 20 000 000 Mark für die russischen Invaliden!

Dies und die kostspielige Reise des Mr. Root und seines Gefolges in das Land des entthronten Zaren hatten keinen andern Zweck als den Versuch, mehr oder weniger die russischen leitenden Männer zu bestechen, damit sie zugunsten der Ententemächte das nutzlose Morden ihrer Landsleute fortsetzen. Vor einem Jahre nannte ich Wilson einen machttrunkenen Schulmeister. Jetzt ist er **machttoll**. Nachdem er unter dem Deckmantel der Friedensliebe und dem Vorgeben, „das Land vom Kriege ferngehalten zu haben", seine Wiedererwählung erreicht hat, lacht er sich ins Fäustchen, verhöhnt seine getäuschten Opfer und erweist sich heute als der fanatischste Kriegführende! Niemals hat ein Präsident so viel Macht besessen wie er, und keiner der herrschenden Monarchen kommt ihm darin gleich. Immer eingebildeter, anmaßender und diktatorischer werdend, ist er jetzt, wo er seinen Zielen kein Heucheleimäntelchen mehr umzuhängen braucht, eine große Gefahr sowohl für das Land, das er verrät, als für die Welt im allgemeinen. Als ein schlechter Pädagoge, immer den Prügel bei der Hand, besitzt er die Grausamkeit eines Feiglings, der seine Opfer von sicherer Stelle aus geißeln kann. Schon hat er in dem Land, das sich stets des freien Wortes rühmte, die strengste Zensur eingeführt. Auf geheime Anklage hin wird gehandelt. Die Spionage steht in Blüte. Die Bürger werden willkürlich unter dem nichtigsten Vorwande festgenommen und eingesperrt. In einem Lande, dessen gekaufte Presse bis heute die Wahrheit unterdrückt und den Haß in nie dagewesener Weise ge-

Digitized by Google

schürt hat, warnt der frühere Gesandte Gerard, der sich als ein unglaublich rücksichtsloser Verächter aller diplomatischen Gebräuche aufgeführt hat, die deutschen Zeitungen, den Präsidenten anzugreifen, da man ihnen sonst die Häuser über dem Kopfe anzünden würde! Und der Senator Root erklärt, daß die Verleger der wenigen Zeitungen in der englischen Sprache, welche sich der verbrecherischen Politik Wilsons entgegenzustellen wagen, gehängt oder erschossen werden müßten!

Vielleicht kommt noch die Zeit, wo man sich an diese Worte erinnern wird und ein verzweifeltes Volk mit der Tatsache rechnen wird, daß „Roots" unter die Erde gehören. Der große Freistaat des Westens, dessen zwei volkstümlichsten Leitsprüche waren: „Kein großes stehendes Heer" und „Keine Einmischung in ausländische Angelegenheiten", ist mit Hand und Fuß der militärischen Aushebung ausgeliefert worden, und Wilson erklärt, daß Amerikas Ziel in diesem Kriege die Vernichtung der deutschen Regierung und die Demokratisierung Europas ist! — Es erübrigt wohl, hinzuzufügen, daß er in allem als der Lakai Großbritanniens handelt, wie er es unter verschiedenen Bemäntelungen immer seit Anfang des Krieges schon getan hat. Was für Schimpf England den neutralen Rechten Amerikas, seiner Post und seinen Schiffsladungen auch angetan hat, er hat es übersehen, aber jede willkürliche Handlung, zu der Deutschland aus Selbstverteidigung oder Vergeltungsmaßregel gezwungen worden ist, hat er sofort und grob verurteilt. — Wohin Lloyd George führt, dahin folgt Wilson. Wie London vorschreibt, so gehorcht Washington. Das Kriegsbündnis zwischen England und Amerika ist folglich das einer Bulldogge mit ihrem Schwanze. Selbstverständlich ist England die Bulldogge, wobei zu beobachten, daß nicht der Schwanz die Bulldogge in Bewegung setzt, sondern die Bulldogge den Schwanz. Wenn die Bulldogge geschlagen ist, wird der Schwanz aufhören, sich zu bewegen. Dann werden auch die Parasiten des Hundes, wie Liberia, Portugal und Siam, nicht mehr belästigend sein. Die Bulldogge ist es also, die geduckt werden muß. Kaiser Wilhelm hat recht. „England ist der Hauptfeind. England ist der Gegner, der vor allen andern geschlagen werden muß, wie schwer es auch sei." — Was den militärischen Standpunkt betrifft, kann Amerika noch auf Monate hinaus für seine Verbündeten wenig tun und auch dann nicht viel.

Eine halbe Million Soldaten ausheben, ausrüsten und ausbilden (und ein so großes Heer wird nie nach Frankreich geschickt werden), wird sehr viel Zeit erfordern; erstens wegen Mangel an Offizieren zur Ausbildung der Mannschaft; zweitens, weil die fortwährenden Versenkungen der Schiffe dem Transport der Truppen über den Ozean und die Versorgung mit Munition und Lebensmitteln für diejenigen, die den Kontinent erreichen, große Schwierigkeiten machen werden; drittens wegen des Widerstrebens der amerikanischen Rekruten gegen die nötige Manneszucht und die Mühsale des Lagerlebens, da ihnen jeder höhere Beweggrund zur Begeisterung und zum Aushalten fehlt.

Unter ihnen gibt es keine Begeisterung für den Krieg, obwohl der Fall anders wäre, wenn ihr eignes Land vom Feinde überfallen oder angegriffen wäre. Die Umänderung der deutschen Regierung, die Verbreitung der „Demo-

Digitized by Google

kratie" in Europa, die Rettung der Milliarden, die Morgan und Genossen geliehen und verschwendet haben, sind nicht wert, dafür zu leiden und zu sterben.

Wenn Wilson, Morgan, Root und andre Kriegshetzer selbst an der Front wären, dann würden vielleicht die amerikanischen jungen Leute, die gezwungen sind, ihren heimatlichen Herd zu verlassen, um einem schrecklichen Tode ins Gesicht zu sehen, williger sein, „Deutsche zu töten". — So wie es steht, haben sie keine Lust dazu, und ihre Eltern noch weniger.

Die schon große Unzufriedenheit wird in dem Maße zunehmen, als die Leute anfangen, mehr und mehr die ungewöhnlichen Entbehrungen zu tragen, welche Herrn Wilsons Verwaltung über sie bringt, und wird eine noch schlimmere Form annehmen, wenn die Berichte von den Todesfällen in den ungesunden Rekrutenlagern hereingelangen, wenn die Steuern drückender, wenn die Nahrungsmittel noch knapper werden, und wenn die Listen der zur See Untergegangenen oder in Flandern Geopferten über den Ozean dringen und der Zensur des von Schreck ergriffenen Präsidenten entgehen. Diese Erwartung einer Volkserhebung seitens der Amerikaner gründet sich auf frühere Fälle, wo das Volk entweder zum Eingreifen bei den Wahlen oder bei weniger friedlicher Gelegenheit gereizt wurde. Außerdem wird sie bestätigt durch eine sehr tüchtige, vorigen April vom Senator La Follette vor dem Kongreß gehaltene Rede, die am 28. April in der Neuyorker Wochenschrift „Issues and Events" wiedergegeben wurde. Ich habe den Senator zwanzig Jahre hindurch als einen Mann von tadellosem Charakter und absoluter Furchtlosigkeit gekannt. Es ist ein Mann, den sogar Wilson nicht zu verfolgen wagt. Ich führe hier einige übersetzte Auszüge aus seiner vornehmen Rede an, damit die Deutschen inne werden, wie klar und überzeugend der Wahrheit in Washington Ausdruck gegeben und wie sie über das ganze Land verbreitet worden ist.

Es kann ihr ein mächtiger Einfluß nicht versagt bleiben, denn sie hat den Samen für eine zukünftige Ernte der Gerechtigkeit, Wahrheit und ehrenhaften Handelns ausgestreut, wenn die gegenwärtige nationale Verblendung vorüber ist.

„Herr Präsident, ich hatte bisher angenommen, daß es Pflicht der Senatoren und der Vertreter im Kongreß sei, in allen öffentlichen Angelegenheiten, die ihnen zur Begutachtung und Entscheidung vorgelegt werden, nach Ueberzeugung zu stimmen und zu handeln. Seit einiger Zeit haben gewisse Zeitungen einen ganz andern Lehrsatz verbreitet, welcher, wie es leider scheint, beträchtlichen Anklang anderswo gefunden hat, und dieser Lehrsatz ist: „den Rücken des Präsidenten zu decken", ohne zu fragen, ob der Präsident recht oder unrecht hat. Ich für meine Person habe diesen Lehrsatz nie unterschrieben und werde ihn nie unterschreiben. Ich werde den Präsidenten in den Maßnahmen unterstützen, die ich für richtig halte. Ich werde mich den vom Präsidenten vorgeschlagenen Maßnahmen widersetzen, die ich für unrecht halte. Wenn es für uns schon wichtig ist, unsrer Ueberzeugung in Sachen der innern Politik Ausdruck zu geben und dieser gemäß zu stimmen, obgleich wir vielleicht leider in

Digitized by Google

Widerspruch zu dem Präsidenten stehen, ist es bei weitem wichtiger, unsre Ueberzeugung auszusprechen und nach ihr zu stimmen, wenn es die Frage um Krieg oder Frieden gilt, was unabwendbar das Leben und Wohlergehen vieler unsrer Leute hineinverwickelt oder auch ihrer aller Schicksal sein kann und ebensowohl das der ganzen Kulturwelt."

„Ich habe ungefähr 15000 Briefe und Drahtnachrichten aus vierundvierzig Staaten der Union erhalten, welche gesondert worden sind, je nachdem sie meine Stellung gegen den Krieg verurteilen oder anerkennen. Von dieser Auswahl der Zuschriften der Staaten sind unter je zehn neun eine unbedingte Annahme meines Kurses gegen den Krieg mit Deutschland. Ich will nur einige, eilig ausgewählte davon vorlegen: Herr Präsident, lassen Sie mich sagen, daß die Stadt Munroe eine gute Stadt ist, vorbildlich für irgendeine Stadt gleicher Größe in irgendeinem Staate in der Union. Am 2. April hielt man hier eine Wahl ab und die folgende Stimmabgabe galt der Frage der Kriegserklärung gegen Deutschland. Das Telegramm, das die Abstimmung berichtet, lautet: Munroe Wahlstimmen über Kriegsfrage — für Frieden 954; für Krieg 95.

„Folgendes Telegramm habe ich aus Sheboygan in Wisconsin: „Bei amtlicher Stimmenabgabe, die in den letzten Tagen durch die berechtigten Wähler der Stadt Sheboygan über die Frage: Soll unser Land in den europäischen Krieg eintreten? stattfand, stimmten 4082 Nein und 77 Ja!" Das nächste Telegramm ist aus Melrose, Massachusetts, und lautet: „Senator La Follette, Washington: Stehen Sie fest gegen den Krieg, und die Zukunft wird Sie in Ehren halten. Massenmenschenmorde können nicht Menschenrechte einsetzen! Träte unser Land in den Krieg ein, würde es Verrat an der Menschheit bedeuten." Folgendes kam aus Dorchester, einer Vorstadt von Boston: „Glückwünsche unserm vornehmst denkenden Amerikaner. Unsre Entschuldigung für den Krieg ist, daß die Morganschen Millionen in Gefahr sind. Eines Tages wird unser Volk Ihre Stellung anerkennen." Aus Racine (Wisconsin) wurde telegraphiert: „Viertausend Mann versammelten sich gestern abend im Hörsale. Viel Begeisterung für Amerika, keine für den Krieg. Rekruten sollten sich melden, und nur sieben Mann ließen sich einschreiben. Das beweist, daß in Racine keine Stimmung für den Krieg ist." Ebenso nachdrucksvoll ist folgendes: „Seattle (Washington): Senator La Follette: Gutes Werk. Das Volk steht auf Ihrer Seite. Wenn morgen die Präsidentenwahl wäre, hätten Sie die beste Aussicht." In Neu-Ulm (Minnesota): 485 Stimmen fielen gegen den Krieg, 19 für denselben. Ein Telegramm aus Philadelphia drückt kurz und bündig die Stimmung des Volkes aus und lautet: Präsident Wilson erklärte, daß Deutsche wegen Eintritts in den Krieg nicht befragt würden. Wurden wir befragt?"

An einer andern Stelle seiner Rede sagte Senator La Follette: „Die Armen, d. h. diejenigen, die in den Schützengräben umkommen sollen, haben keine organisierte Macht, keine Presse, ihrem Willen über die Friedens- oder Kriegsfrage

Digitized by Google

Ausdruck zu geben; aber, o Herr Präsident, es kommt die Zeit, wo man sie hören wird. Ich hoffe, daß man sie auf dem Wege der Ordnung und des Friedens hören wird. Ich glaube, es wird nicht mehr lange dauern, daß man sie hören wird. Ich glaube, mein Herr, wenn wir diesen Schritt tun, wenn die Leute, welche unter der Last, Familien bei den jetzigen Preisen der Lebensbedürfnisse zu erhalten, zusammenbrechen, wenn diese Preise vervielfacht, um 100 und 200 Prozent erhöht werden, was schnell geschehen wird, ja, mein Herr, wenn überdies die Steuerträger doppelte und vierfache Steuern zahlen müssen, um die Zinsen der nicht steuerpflichtigen Aktien, von Morgan und Genossen, die für diesen Krieg ausgegeben worden sind, zu bezahlen — dann wird ein Erwachen kommen, sie werden auch ihren Tag haben und man wird sie hören müssen. Das ist so gewiß und so unvermeidlich wie die Abwechslung von Flut und Ebbe, und ebenso unwiderstehlich."

Bei der Erwähnung des von Deutschland am 4. Mai 1916 betreffs der Tauchboote gegebenen Versprechens, das, wie Wilson behauptet, von Deutschland gebrochen worden ist, führt Senator La Follette den genauen Wortlaut des deutschen Versprechens an und sagt: „Es muß daher jedem vollkommen klar sein, daß das genannte Versprechen der deutschen Regierung bedingt war dadurch, daß England in seiner Seekriegführung zur Innehaltung des internationalen Gesetzes gezwungen wurde. Da niemand behauptet, daß England dazu gebracht wurde, seine Kriegführung zur See mit dem internationalen Gesetz in Einklang zu bringen, und da sogar die armseligen Einsprüche, die unsre Regierung gegen England erhob, zeigen, daß es nicht dergleichen getan hat, war es da gerecht, dem Lande ein Dokument vorzulegen, welches bedeutet, daß Deutschland ein unbedingtes Versprechen gegeben und dasselbe ehrlos gebrochen habe? Die heutige Zeit verlangt, daß die öffentliche Stimmung ruhig und nicht erhitzt sei, daß die Genauigkeit der Angaben wesentlich ist, um die Fragen dem Kongreß und dem Volke vorzulegen.

„Aber wäre es in diesem Zusammenhange nicht gut, auch zu erwähnen, daß es England und nicht Deutschland war, das sich weigerte, sich an die Londoner Abmachung zu binden, welche menschenfreundliche Gedanken enthielt und die beste Festsetzung der Regeln der internationalen Gesetze für die Seekriegführung war? Das halten Sie wohl fest. Wäre es nicht recht und billig gewesen, zu sagen und zu beherzigen, daß Deutschland sich erbot, an diesen Grundsätzen festzuhalten, und England es ablehnte; daß in Erwiderung Deutschland anbot, gänzlich vom Tauchbootkrieg abzustehen in den von uns als ungesetzlich bezeichneten Punkten, unter der Bedingung, daß England von gleich handgreiflich grausamen Verletzungen des Völkerrechts in seiner Seekriegführung abginge?"

„In seiner Botschaft vom 2. April sagte der Präsident: „Wir haben keine Streitigkeiten mit dem deutschen Volke; es geschah nicht auf seinen Druck, daß seine Regierung in den Krieg eintrat; auch nicht mit seiner vorherigen Kenntnis oder Billigung." Dann sagt er: „Lassen Sie es mich wiederholen — wir sind

Digitized by Google

aufrichtige Freunde des deutschen Volkes und werden nichts mehr wünschen, als die baldige Wiederherstellung der innigen Beziehungen gegenseitigen Vorteils zwischen uns." Wenigstens sind dann die Deutschen keine Geächteten. Was verlangt nun der Präsident, daß wir diesem Volke tun sollen, von dem er so anerkennend spricht und für dessen aufrichtige Freunde er uns erklärt? Lesen Sie, was er von uns in diesem Kriege verlangt: „Wir werden," sagt er, „die höchste Hilfe durch Rat und Tat allen Regierungen gewähren, die jetzt mit Deutschland im Kriege stehen, und als Beweis dafür die großzügigsten Geldmittel jenen Regierungen zur Verfügung stellen, so daß so weit wie möglich unsre Finanzen die ihrigen ergänzen." Höchste Hilfe! Höchste Mitarbeit mit England und seinen Verbündeten, um Greise, Frauen, Kinder, Kranke und Krüppel Deutschlands in den Hungertod zu jagen! Das ist, was man von uns verlangt. Es ist eine müßige Redensart, von einem Kriege nur gegen eine Regierung zu sprechen. In diesem Kriege sind wir verbündet mit den Erbfeinden Deutschlands oder wenigstens ist es der Vorschlag des Präsidenten, daß wir uns ihnen verbünden sollen. Jeder Krieg zu solchem Zwecke gegen Deutschland oder irgendein andres Land würde schlecht genug sein, aber keine Worte sind stark genug, um meinen Einspruch gegen das vorgeschlagene Bündnis mit der Entente zu verkünden. Wenn wir mit jenen Regierungen gemeinsam vorgehen, billigen wir ihre Methode, die Verletzungen des Völkerrechts durch Großbritannien, wir billigen die weitere Kriegführung, gegen die wir in diesem Kriege immer die Stimme erhoben haben; wir billigen seine Absicht, am deutschen Volke all die Feindseligkeiten auszulassen, welche Englands Volk seit Jahren gelehrt worden ist, gegen Deutschland zu hegen; und schließlich am Ende, was für eins es auch sei, finden wir uns im Zusammenwirken mit unserm Verbündeten Großbritannien, und wenn wir jetzt seinem Versuch, uns in den Krieg zu zerren, nicht widerstehen können, wie können wir hoffen, dann seinem zehntausendmal stärkeren Versuche zu widerstehen, uns ihren Zielen anzupassen und ihre Forderungen zu erfüllen? Meine Herren, wenn wir in diesen Krieg in der Weise eingreifen sollen, die der Präsident verlangt, lassen Sie uns die Maske abwerfen, lassen Sie uns ehrlich sein und zugeben, daß dies ein mutwilliger Krieg nicht nur gegen Heer und Flotte Deutschlands, sondern ebenso gegen seine bürgerliche Bevölkerung ist, und frei bekennen, daß das Ziel der europäischen Erbfeinde Deutschlands auch das unsre ist.

„Der Präsident sagt, daß wir uns überzeugt haben, daß die deutsche Regierung, wie sie jetzt beschaffen ist — eine preußische Autokratie nennt er sie —, niemals freundschaftliche Beziehungen mit uns aufrecht erhalten könne. Sein Ausdruck war, daß preußische Autokratie nicht unser Freund sei, noch sein könne, und wiederholt wird durch die ganze Ansprache hindurch die Annahme aufgestellt, daß wenn das deutsche Volk seine Regierung stürze, dies wahrscheinlich der Weg zum Frieden sein dürfte. So wahr ist dies, daß alle Drahtnachrichten aus London die Botschaft des Präsidenten als die Toten-

Digitized by Google

glocke der deutschen Regierung jubelnd begrüßten! Ist es nicht eine merkwürdige Demokratie, die sich an Verbündete anschließt, die an Stärke dem deutschen Volk weit überlegen sind, und einem so bedrängten Volk die Hoffnung auf Frieden nur um den Preis des Sturzes der eignen Regierung gibt? Ich spreche jetzt nicht von den Verdiensten und Mängeln irgendeiner Regierung, sondern ich spreche von einer Ausübung der Demokratie, die mit der weitaus brutalsten Anwendung autokratischer Macht verbunden ist. Ist die Bevölkerung unseres Landes in dieser Kriegsbewegung so vollzählig vertreten, daß wir ins Ausland gehen dürfen, um andern Völkern die Herrschaft über ihre Regierungen zu geben? Werden der Präsident und die Befürworter der Kriegsbill sie dem Volk zur Abstimmung vorlegen, ehe die Kriegserklärung in Kraft tritt? Solange wir das nicht tun wollen, steht es uns übel an, als Entschuldigung für unsre Beteiligung am Kriege die unbegründete Behauptung zu erheben, daß dieser Krieg dem deutschen Volk von seiner Regierung ohne dessen Vorwissen und Genehmigung aufgezwungen wurde. Wer hat die Kenntnis oder die Genehmigung des amerikanischen Volkes verzeichnet, über den Gang, den der Kongreß einzuschlagen hat, wenn er Deutschland den Krieg erklärt? Legt ihr, die ihr ihn unterstützt, dem Volk die Frage vor? Ihr, die ihr ihn wollt, wagt das nicht zu tun, denn ihr wißt, daß zehn gegen eins das amerikanische Volk wie ein Mann seine Erklärung dagegen abgeben würde."

„Gleich in den ersten Tagen des Krieges mit Deutschland schob Großbritannien die gut ausgearbeitete, von Lord Salisbury angekündigte Verordnung über Nahrungsmittel beiseite und stürzte sie um. Hätte es diese gesetzliche Verordnung befolgt, hätte Deutschland für seine Zivilbevölkerung durch neutrale Handelsschiffe Lebensmittel erhalten, dann würde unser neutraler Handel nicht von den deutschen Tauchbooten angegriffen worden sein. So muß die Geschichte dargelegt werden, meine Herren Senatoren. Dies ist die unbestreitbare Tatsache, und weiter ist nichts darüber zu sagen. Jenen, die diesen Feldzug durch die Presse geführt haben, hat es gefallen, einen Wirrwarr aus den Ereignissen zu machen, so daß das Publikum nichts sieht und an nichts denkt als das Unrecht, das die deutschen Unterseeboote anrichten, und nichts hört noch weiß von dem Unrecht, das England beging, indem es die Deutschen zwang, den eingeschlagenen Weg zu verfolgen oder sich der ungesetzlichen Aushungerung seiner Zivilbevölkerung zu unterwerfen. Nun will ich wiederholen. Es war unser unbestrittenes Recht als eines neutralen Volkes, Nahrungsmittel an die Deutschen zu verschiffen. Das ist eine Stellung, für die wir durch unsre ganze Geschichte hindurch gekämpft haben. Die Briefe jedes Staatssekretärs im Laufe unsrer Geschichte, an den die Notwendigkeit herangetreten ist, sich mit den Rechten unsers neutralen Lebensmittelhandels zu befassen, stimmen mit dem ebenerwähnten Standpunkt von Lord Salisbury überein.

„An dieser Stelle tun wir gut, uns unsrer Rechte zu erinnern, wie sie im Londoner Vertrage und, abgesehen vom Londoner Vertrag, nach feststehenden, ab-

Digitized by Google

gemachten Grundsätzen des Völkerrechts anerkannt sind; denn in dem jetzigen Kriege haben wir uns daran gewöhnt, daß England unsre Rechte auf hoher See nicht achtet, so daß wir ganz vergessen, daß wir welche besitzen, soweit es Großbritannien und seine Verbündeten angeht.

„Der einzige Grund, warum wir nicht ebensoviele Schiffe und ebensoviele Leben bei der Verletzung unsrer Rechte durch die Kriegszone und die Unterseeboote Großbritanniens geopfert haben, wie wir durch die ungesetzlichen Maßnahmen Deutschlands verloren, indem dieses mit seiner Kriegszone unsre neutralen Rechte verletzte, ist einfach der, daß wir uns dem Kommando Großbritanniens gefügt haben. Wenn unsre Schiffe in die englische Kriegszone auf hoher See geschickt worden wären, wie in den verbotenen Kreis, den Deutschland auf hoher See als Kriegszone zog, so hätten wir denselben Verlust an Leben und Eigentum im einen wie im andern Falle gehabt; aber da wir es bei England zu tun vermieden und seiner Völkerrechtsverletzung stillschweigend zusahen, haben wir nicht nur eine gesetzliche, sondern eine moralische Verantwortung für die Lage, in die Deutschland durch unser heimliches Einverständnis und unsre Mitarbeit mit Großbritannien gekommen ist. Mit der Aufhebung des Gesetzes betreffs der neutralen Rechte Großbritannien gegenüber haben wir durch die Tat geholfen, die Zivilbevölkerung Deutschlands auszuhungern. Wir haben geholfen, Deutschland in eine Ecke zu drücken, mit dem Rücken gegen die Wand, mit jeder Waffe kämpfend, deren es habhaft werden kann, um die Aushungerung seiner Frauen und Kinder, Greise und Säuglinge zu verhindern. Die nichtige Behauptung, die manchmal aufgestellt worden ist, daß möglicherweise die Versenkungen in der Nordsee von deutschen Minen verursacht worden seien, ist zu abgeschmackt, um darauf einzugehen.

„Tage, Wochen, Monate vergingen und immer noch kam von der amerikanischen Regierung gegen diese ungesetzliche Handlung Englands kein Einspruch. Am 5. November beging es dies Unrecht. Deutschland wartete und wartete Woche für Woche, daß unsre Regierung ihre neutralen Rechte geltend machen und die Oeffnung der Nordsee für den neutralen Handel verlangen sollte. Drei ganze Monate wartete es vergeblich, daß unsre Regierung sich zur Tat aufraffen sollte — und erst am 4. Februar stellte es unserer Regierung als Erwiderung eine Note über die Errichtung ihrer Kriegszone zu. Da tat Deutschland als Vergeltungsmaßregel und zu seiner Verteidigung, was Großbritannien Monate vorher rein als Angriffsmaßregel getan hatte — es errichtete seinerseits eine Kriegszone. In diese bezog es Teile des die britischen Inseln umspülenden Meeres ein und erließ die Warnung, daß die Schiffe, die hineinfahren, von Minen oder Unterseebooten zerstört werden würden, geradeso wie die englischen Minen in der Nordsee die dort einfahrenden Schiffe zerstörten.

„Ich finde alle Berichte über die deutschen Tauchboote; ich finde sie geordnet; ich finde die Note, welche Deutschland mitteilt, daß es zu strenger Rechenschaft gezogen werden soll, wenn es unsre neutralen Rechte verletzt; aber Sie

Digitized by Google

werden vergeblich diese Bände nach einer Abschrift des britischen Befehls über die Minen in der Nordsee durchsuchen.

„Jetzt komme ich auf Grundsätzliches zu sprechen. Sie können keinen Unterschied machen zwischen den Grundsätzen, die es England gestatteten, eine große Fläche des Atlantischen Ozeans und der Nordsee zu minieren, um Deutschland einzuschließen, und dem Grundsatz, nach welchem Deutschland durch seine Tauchboote alle Schiffe zu zerstören sucht, die in der Kriegszone einlaufen, welche es um die britischen Inseln gezogen hat. Die Minen Englands sollen ohne Warnung jedes Schiff zerstören, das die verbotene Zone befährt, indem man jeden Reisenden töten oder ertrinken läßt, der sich nicht selbst retten kann. Das ist weder weniger noch mehr als das, was Deutschland mit seinen Tauchbooten in seiner Kriegszone zu tun versucht. Wir willigten ohne Widerrede in Englands Vorgehen ein. Jetzt wird vorgeschlagen, gegen Deutschland wegen eines gleichartigen Vorgehens in den Krieg zu ziehen.

„Wie wird die Geschichte diese unsere Handlungsweise beurteilen? Wie wird unser eigenes Volk sie ansehen, wenn es sie erst verstehen wird? Nie können wir sie rechtfertigen!"

Das sind einige der wahrhaftigen Worte, die der furchtlose amerikanische Senator La Follette gesprochen hat. Seitdem ist der erschreckende Bericht der amerikanischen militärischen Kommission unter General Pershing über die wahre Lage in Frankreich und in Flandern der Regierung der Vereinigten Staaten erstattet worden. Das Ergebnis soll niederschmetternd gewesen sein.

Alle die Hearstschen Zeitungen haben den Bericht veröffentlicht und überall unter Millionen von Lesern verbreitet, samt schärfsten Anmerkungen über Wilsons verbrecherische Torheit, mit der er sein Land in den Krieg gestürzt hat, während er über die wirkliche Lage der Entente nur aus britischen Lügen zu berichten wußte und bevor er den Bericht der amerikanischen Offiziere erhalten hatte.

All dieses muß eine große Wirkung drüben hervorbringen. Zwar hat Wilson inzwischen, seinem britischen Gebieter gehorsam, seine grobe Note an den Papst geschrieben, in welcher seine unglaubliche Unwissenheit nur seiner Unverschämtheit gleicht, aber er schrieb sie vor allem, weil er die Unmöglichkeit sah, Deutschland durch Waffen zu besiegen, und weil er jetzt seine einzige Hoffnung darin findet, eine Revolution (wie lächerlich!) in Deutschland zustande zu bringen. Die Mühlen Gottes mahlen langsam, aber sogar in Amerika sind sie schon an der Arbeit. Möge der Tag nicht fern sein, wo ein aufgeklärtes, erbittertes Volk die Wilsonsche Verwaltung umstürzen wird — wenn möglich, auf friedliche Weise, durch eine öffentliche Anklage und die Kongreßwahlen, oder, wenn nötig, mit Gewalt! Jedenfalls möge das Ergebnis sein, daß Wilson, Morgan und alle die mitschuldigen plutokratischen Schurken ihrer unheilvollen Macht beraubt werden, und daß das ganze amerikanische Volk die ekelhaften Sykophanten endlich verachten wird, die, als Redakteure,

Digitized by Google

ihre Zeitungen in Riesenlügenfabriken verwandelten, die, als Geschäftsleute, ihr Geburtsrecht für blutbefleckte Kriegsaktien verkauften, und die, als Amerikaner, ihre Mannheit vor den Füßen Englands geopfert haben.

Englands Kriegsziel und die deutsche Verfassung

Von

Professor Laband

Als im August 1914 England, Frankreich und Rußland über Deutschland wie eine Räuberbande herfielen, gab namentlich England als Zweck des Krieges vor, den deutschen Militarismus zu brechen. Derselbe wurde als eine Gefahr für den Weltfrieden und als eine Bedrohung der kleineren Staaten erklärt. Der Militarismus von Rußland und Frankreich und die überragende Kriegsmacht Englands zur See sollten dagegen eine solche Gefahr nicht enthalten. Obgleich Deutschland sich seit dem Kriege mit Frankreich nicht nur jedes Begriffs sorgsam enthalten hatte, sondern auch mit großer Geduld Provokationen und Bedrohungen ertragen hatte, wurde es der Eroberungssucht bezichtigt. Die ausgedehnten Eroberungen Englands, Frankreichs und Rußlands in Asien und Afrika und die Vernichtung der dort bestehenden anerkannten Staaten dagegen wurden nicht als im Widerspruch stehend mit der Friedensliebe dieser Staaten erachtet. Selbst die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens wurde entstellt. In den Frieden von Nikolsburg hatte sich Napoleon eingemischt und das Resultat des kurzen Oesterreichisch-Preußischen Krieges verkümmert. In den Straßen von Paris hallte der neidische Kriegsruf: Revanche pour Sadova! und die Bedrohung: à Berlin! wider, und als infolge der französischen Kriegsbedrohung der Krieg wirklich ausbrach und Deutschland siegte, wurde die Wiedergewinnung der altdeutschen Gebiete als eine Beraubung und Zerstückelung Frankreichs ausgegeben. Wäre der Sieg Frankreich zugefallen, so hätte es nicht gezögert, das ganze linke Rheinufer und vielleicht noch mehr an sich zu reißen; und wahrscheinlich Deutschland Demütigungen aller Art zugefügt. Nach französischer Anschauung scheint es Frankreich gestattet zu sein, zu siegen und den Siegespreis zu bestimmen, aber nicht seinem Gegner, dem es den Krieg aufgezwungen hat. Immerhin ist es zu verstehen, daß Frankreich unter günstigen politischen Verhältnissen das verlorene Gebiet wiederzugewinnen und andres dazu zu erobern suchte und daß das Gefühl des französischen Volks die Wiedergewinnung des französischen Ruhmes anstrebte und deshalb mit Begeisterung die Einkreisung Deutschlands, die politische Vernichtung, Zerstückelung und Ausraubung desselben im Verein mit England und Rußland anstrebte und zu diesem Zweck sich mit diesen Mächten verband, um eine Wiederholung der Ereig-

Digitized by Google

nisse von 1870 für alle Zeit unmöglich zu machen und die militärische Kraft Deutschlands zu zerstören.

Aber England! Es hatte niemals Konflikte mit Deutschland. Es kämpfte während der Freiheitskriege an seiner Seite. Mit Frankreich hatte es in Afrika und Asien wegen des Suezkanals und Aegyptens, wegen Ostindiens, Anams, Siams, Kleinasiens usw. schwere Konflikte. Die Militärmacht Deutschlands diente ihm als Stützpunkt gegen Frankreich und Rußland. Die Behauptung, daß England in den Krieg eintrete, um die Militärmacht Deutschlands zu brechen, von der England nichts zu fürchten hatte, war eine der frechsten Lügen, die je in der Politik aufgestellt worden sind. Der Zweck war vielmehr offenbar, das Aufblühen des überseeischen Handels, der überseeischen Schiffahrt, der Konkurrenz Deutschlands zu stören und die überseeischen Länder der Ausraubung Englands preiszugeben. Um England zu bereichern, nicht wegen eines idealen Zwecks irgendwelcher Art, sollten Millionen von Menschen Leben und Gesundheit einbüßen und Englands Mordgier und Eigennutz zum Opfer fallen. Nicht der Militarismus Deutschlands als solcher konnte der Grund sein, der England zum Kriege trieb, da England selbst die allgemeine Militärpflicht einführte, sein Heer und seine Marine auf das äußerste vergrößerte, alle Mittel der Technik, der Physik und Chemie der Vernichtungskunst anwendete und seine Verbündeten damit unterstützte. Man konnte daher nicht mehr etwa die Stärke der deutschen Heere an sich als den Grund der Kriegführung und als den Zweck derselben hinstellen, sondern man mußte der Lüge eine andre Wendung geben.

Als die eigentliche Gefahr für die Staaten der Welt wurde vielmehr die Militärverfassung Deutschlands, das Kaisertum, die Zusammenfassung der militärischen Kraft Deutschlands in einer Hand hingestellt; sie könne sich gegen den eignen Willen des deutschen Volkes kehren. In Rußland war eine Militärmacht, welche die deutsche an Größe weit überragt, der willkürlichen Herrschaft des Zaren unterworfen, und diese Herrschaft war viel schrankenloser als die durch Gesetze und Etatfestsetzungen eng beschränkte Militärgewalt des deutschen Kaisers. Aber sie erschien den Engländern nicht gefahrdrohend, denn sie hatten von der russischen Industrie, von dem russischen Handel, bei dem niederen Kulturzustand der russischen Völker und der Bestechlichkeit der russischen Beamten und Parteiführer nichts zu fürchten. In Frankreich war die militärische Macht bis zum äußersten Grade vergrößert und in der Hand kommandierender Generale nicht weniger konzentriert als in Deutschland in der Hand des Kaisers. Dessenungeachtet hat dies England nicht gehindert, sondern vielmehr ihm zur Nachahmung gedient. Ein Heer hat ja auch keine Kraft und Brauchbarkeit ohne feste Organisation und Konzentration des Oberbefehls in einer Spitze, sonst ist es ohne Stoßkraft. Was soll also bei dem deutschen Heer ein völkerbedrohender Fehler sein, was bei allen Armeen aller Staaten eine unentbehrliche und notwendige Einrichtung ist?

Daß die Verwendung der Armee nicht gegen den Willen des deutschen Volkes erfolgt ist und erfolgt, beweisen der Heldenmut des Heeres, die

Digitized by Google

Leistungen der Zivilbevölkerung, die Begeisterung und die Ausdauer, welche das Volk im Widerstand gegen England und die mit ihm Verbündeten, d. h. zur Teilnahme an seinem Raub- und Mordunternehmen gezwungenen Staaten, bewiesen hat und noch erweist. Wie es mit dem Schutz der kleinen Staaten steht, zeigt die Behandlung, welche das unglückliche Griechenland und sein König, ferner Montenegro und Rumänien und alle neutralen Staaten erdulden, besonders Holland, die Schweiz, Dänemark und Schweden. Die Uneigennützigkeit Englands hinsichtlich territorialen Erwerbs zeigt das Los Aegyptens, das alsbald nach Ausbruch des Krieges von den Engländern annektiert wurde, nachdem seine unglücklichen Bewohner wehrlos gemacht, entwaffnet und allen Leiden der englischen Gewalt- und Schreckensherrschaft unterworfen worden waren. Auch ob die Besetzung von Calais und der Küste Flanderns nicht als eine dauernde geplant ist als Pfand für die Frankreich gegebenen Vorschüsse oder unter einem andern Vorwand, in Wahrheit um die Unterwerfung Frankreichs unter die Oberherrschaft Englands als eine neue Form des in dieser Beziehung erfindungsreichen Englands dauernd zu sichern, wird sich erst in Zukunft zeigen. Während Deutschland die neutralen Staaten, soweit die Kriegsverhältnisse es gestatten, mit größter Rücksicht auf ihre Bedürfnisse und Schonung behandelt, sind England und seine Verbündeten gegen sie in einem herrischen Ton, als wäre England schon der anerkannte Herr der Welt, aufgetreten.

An die Stelle der Militärmacht hat man seitens der Alliierten die monarchische Verfassung als das gefährliche Kriterium des Militarismus gesetzt, und von englischen Staatsmännern und Zeitungsschreibern wurde erklärt, daß mit einer demokratischen Regierung in Deutschland leichter über einen Frieden verhandelt werden könnte als mit einer autokratischen und kaiserlichen. Während die englischen Staatsmänner der Welt vorlügen, daß nach ihrer Tendenz jedes Volk in der Lage sein soll, frei nach seinem Willen seine Verfassung zu bestimmen, soll nur dem deutschen Volk diese Freiheit genommen und ihm eine Verfassung aufgedrungen werden, wie sie englisch-französischen Wünschen entspricht, den Verhältnissen Deutschlands aber, seinen Bedürfnissen, seiner Geschichte und seinem Willen widerstreitet. Deutschland will weder wie die Franzosen von einer Gruppe geschwätziger Advokaten, noch wie die Engländer von beutemachenden und verlogenen Industriellen regiert werden. Dem deutschen Volk ist die deutsche Verfassung recht, und was verbesserungsbedürftig erscheint, ist durch die deutsche Gesetzgebung abzuändern, ohne Rücksicht darauf, was den deutschfeindlichen Engländern und Franzosen wünschenswert erscheint, denen nichts an dem Glück und der Zufriedenheit des deutschen Volkes, sondern nur an seiner Machtlosigkeit und Wehrlosigkeit gelegen ist, um es auszubeuten, seine Existenz zu erschweren, seine Konkurrenz unmöglich zu machen. Deutschland auf den Stand von Portugal militärisch und politisch herabzudrücken, ist der Zweck, den England bei dem gegenwärtigen Kriege verfolgt, und dazu erscheint die Zerstörung seiner Militärverfassung als eines Teils seiner Reichsverfassung als ein geeignetes Mittel.

Digitized by Google

Aber auch dieser Vorwand wurde den Engländern und ihrer Meute genommen, indem der Einfluß des Reichstags in Deutschland gesteigert, ein engerer Zusammenschluß zwischen dem Reichstag und der Reichsregierung herbeigeführt, die wichtigsten Reichsämter, namentlich das des Reichskanzlers, neu besetzt wurden. Dadurch wurde mit der bisherigen Verwaltungstradition gebrochen und der Einfluß der Parteiführer auf die Verwaltung verstärkt, eine Beherrschung der Zivilverwaltung durch das Militär abgewendet und auch hinsichtlich der Kriegsziele unberechtigte Annexionslust und Beutegier einzelner Politiker oder Parteiführer ausgeschlossen. Jetzt hätte also England mit den von ihm in Abhängigkeit gebrachten Staaten, die bereits in einer ähnlichen Stellung sich befinden wie ehemals die römischen Socii, in Friedensverhandlungen mit den Mittelmächten eintreten können; jetzt aber wurde erklärt, daß die von Deutschland ausgehenden Erklärungen der Bereitwilligkeit zu Friedensverhandlungen nicht ernst gemeint seien, sondern verräterische Verlockungen. Als unerläßliche Vorbedingung wurde erfordert, daß die von den Heeren der Mittelmächte eroberten und besetzten Gebiete der alliierten Staaten frei gegeben werden, obgleich die Okkupation dieser Gebiete die einzige Garantie für ein einigermaßen anständiges Friedensangebot seitens Englands und Frankreichs den überall siegreichen Mittelmächten gegenüber ist, und die Räumung Belgiens, Nordfrankreichs, Westrußlands und Rumäniens, Serbiens und Montenegros eine maßlose Frechheit und unerhörte Forderung Englands zur unzweifelhaften Folge haben würde. Eine Probe davon haben die englischen und französischen Staatsmänner bereits gegeben. Nachdem sie durch die Unterstützung des Hoch- und Landesverräters Venizelos und die militärische Besetzung Griechenlands und Bedrohung mit Aushungerung dieses Reich, das sich völlig neutral hielt, zum Kriege zwangen; nachdem sie ferner durch Bestechung und Verrat Montenegro und Rumänien in den Krieg und in das Unglück getrieben haben, verlangen sie, daß Deutschland und seine Verbündeten nicht nur diese Staaten wiederherstellen, sondern sogar sie für die Verluste entschädigen sollen. Wenn ein solches Verlangen nach so vielen Siegen der Mittelmächte und so vielen vergeblichen Offensiven der Entente gestellt wird, so kann man sich vorstellen, mit welcher grenzenlosen und frechen Unverschämtheit die Engländer ihre Friedensbedingungen stellen würden, wenn Deutschland diese Siegespfänder aus der Hand geben würde. Dem Friedensvorschlage des Papstes kann man nicht wie den Erklärungen der Herrscher der Mittelmächte, zu Verhandlungen über den Frieden bereit zu sein, den schnöden, für ehrliche Leute lächerlichen Einwand entgegensetzen, daß er ein hinterlistiger Fallstrick sei. Aber dessenungeachtet war nicht daran zu denken, daß die blutdürstige Kriegsgesellschaft unter englischer Führung darauf eingehen würde, die ganz andre Ziele verfolgt, als dem Morden ein Ende zu bereiten.

Man kann von der sog. Demokratisierung Deutschlands aber auch keine Folgen erwarten, welche die Vernichtung der deutschen Macht und die Zerrüttung der deutschen Verfassung bedeuten würden. Wenn die auswärtige Politik Deutschlands und die Verfügung über seine bewaffnete Macht, die untrennbar mitein-

Digitized by Google

ander verbunden sein müssen, unter die Fraktionskommandeure gestellt würden, so würde jede Konsequenz und Einheit genommen werden. Je nach der wechselnden Stärke und dem Verhältnis der Fraktionen zueinander würde die Politik wechseln. Es gäbe keine Politik des Reichs, sondern nur Fraktionspolitik. Tatsachen und Verhältnisse, welche im Interesse des Reichs geheim bleiben müssen, würden der öffentlichen Kenntnis durch die Fraktionspresse preisgegeben werden. Sowenig in England und Frankreich oder gar in Rußland die auswärtige Politik nach dem sog. Willen des Volkes geführt wird, sondern lediglich nach dem Willen einer regierenden Clique, ebensowenig würde in Deutschland eine Führung der auswärtigen Angelegenheiten durch den Reichstag eine Regierung nach dem wirklichen Volkswillen sein, wenngleich die Reichstagsredner und Fraktionsführer des Glaubens wären, daß sie den Volkswillen zum Ausdruck bringen. Es ist daher ein unberechtigtes Verlangen, daß die Kriegsziele von einer so vielköpfigen Versammlung, wie der Reichstag ist, bestimmt werden. Dies geschieht auch weder durch das englische Unterhaus noch durch das französische Parlament; höchstens zum Schein. In Wahrheit hat das Parlament weder in England noch in Frankreich eine wirkliche Entscheidung zu treffen. Würde die Regierung nach den wechselnden Interessen und den schwankenden Machtverhältnissen der Fraktionen des Reichstags bestimmt werden, so würden in Deutschland bald ähnliche politische Zustände entstehen, wie sie einst in Polen bestanden haben, d. h. der innere Zerfall durch Parteiherrschaft würde den äußern Untergang herbeiführen. Das ist wohl gerade das, was die englische Regierung wünscht und was in Deutschland vermieden werden muß. Wenn in Deutschland eine Koalition von Reichstagsfraktionen sich zu einem Beschluß vereinigt, durch welchen eine Machtvergrößerung des Reichstags als erforderlich erklärt wird, so hat jede einzelne Fraktion dabei die Hoffnung im Auge, daß dies gerade ihr zugute kommen wird. Das Volk weiß davon nichts, sondern wird durch einen Beschluß überrascht und erfährt erst aus der Parteipresse, was zu seinem angeblichen Nutzen geschehen ist. Die überraschende Uebereinstimmung der sich sonst bekämpfenden Parteien wird sich auch bald wieder in Unfrieden auflösen. Würde aber auch in der Tat der Reichstag nicht nur eine formelle juristische, sondern eine wirkliche Einheit sein, und würde die Uebereinstimmung der Fraktionen unter sich und mit der Reichsregierung tatsächlich durchgeführt werden können, so würde dies England und seine Vasallen nicht geneigter machen, in Friedensverhandlungen einzutreten, da sein Kriegsziel die Vernichtung des deutschen Wettbewerbs ist. Die ausschließliche Beherrschung des Meeres, die Unterjochung aller handeltreibenden Völker, die von England als Militarismus bezeichnete Widerstandsfähigkeit und Unabhängigkeit sind das Kriegsziel, welches England im Auge hat, und zu dessen Erreichung es Gut und Blut nicht nur seiner eignen Angehörigen und seiner Kolonialländer aufopfert, sondern auch die andern durch seine Flotte erreichbaren Staaten zwingt. Ruunt in servitium.

Digitized by Google

San Giuliano, Tittoni, Sonnino und Boselli

Aphorismen über Italiens Eintritt in den Weltkrieg

Von

Sigmund Münz

Während des Italienisch-Türkischen Krieges drohte die Gefahr eines Bruches zwischen Italien und der französischen Republik. Zwei französische Schiffe, die „Cartage" und die „Manouba", hatten sich im Januar 1912 nach italienischer Anschauung verdächtig gemacht. Die Italiener glaubten sich zugunsten ihres Feindes, des Türken, durch Frankreich benachteiligt. Sie hielten die Schiffe an und führten sie nach dem Hafen von Cagliari, um sie zu durchsuchen. Ein Schrei der Entrüstung bei den Quiriten gegen Frankreich — Entrüstung anderseits in Paris. Bald aber schlichtete das Haager Schiedsgericht die Angelegenheit. Versöhnung — und das Versprechen „aufrichtiger und beständiger Freundschaft".

Der Zwischenfall der „Cartage" und der „Manouba" hatte den Minister des Aeußern San Giuliano angesichts der in Italien hervorgerufenen Verstimmung gegen Frankreich zu folgendem Ausspruche dem früheren österreichischen Botschafter Grafen Lützow gegenüber veranlaßt, der sich damals als Privatmann in Rom aufhielt: „Was uns beiden vor nicht langer Zeit wie ein Traum vorgekommen wäre, daß nämlich österreichisch-ungarische und italienische Bataillone Schulter an Schulter eng nebeneinander als Verbündete kämpfen, könnte sich in diesem Augenblicke leicht verwirklichen." [1])

An diesem Ausspruche ist vielleicht am bemerkenswertesten, daß der Dreibundminister sich verplauschte, indem er trotz dem Bündnisse mit Oesterreich-Ungarn es als so gut wie unmöglich hinstellte, daß Oesterreicher und Italiener hätten zusammen kämpfen können, und fast tritt an zweite Stelle das Geständnis, daß nunmehr wieder der Haß gegen Frankreich den Zusammenschluß mit Oesterreich ermöglichen könnte.

Man muß dem Dasein San Giulianos als Minister während des Weltkriegs mit Urteil und Unterscheidung zusehen.

Er hatte bei Kriegsbeginn seinen König die berühmte Treuedepesche an den Kaiser Franz Joseph richten lassen. Aber man vergißt: Damals hatte England noch nicht den Krieg an Deutschland erklärt. Damals stand nur der Krieg der Zentralmächte mit Rußland fest und kaum noch mit Frankreich. Zu einem Kriege Oesterreich-Ungarns mit Serbien und der beiden Alliierten Italiens mit Rußland konnte Italien vielleicht nach Auffassung des Sizilianers, der in der Consulta saß, eine andre Stellung einnehmen als zu einem Kriege, an dem auch die Westmächte, zumal England, teilnehmen würden. Man wird gut tun,

---

[1]) Sieh „Neue Freie Presse" vom 18. Juni 1915.

Digitized by Google

die Aera San Giuliano und die Salandra-Sonnino doch auseinanderzuhalten. San Giuliano hatte, da er (von 1910 an) unter den Ministerpräsidenten Luzzatti, Giolitti und Salandra ununterbrochen Herr der Consulta war, stete Fühlung mit den Verbündeten und ihren Vertretern unterhalten. Er konnte nicht gut alle Scham beiseite legen. Saulus konnte nicht über Nacht Paulus werden, auch wenn er gewollt hätte. Seine frühere mehrjährige Botschafterzeit von London und vorübergehende von Paris war nun übertüncht und übertönt von der Amtszeit des Dreibundministers, der ununterbrochen mit den Herren v. Merey (österreichischer Botschafter), Jagow und Flotow (deutschen Botschaftern), auch mit dem „distinguished foreigner" Fürst Bülow verkehrt hatte. Er hatte auch wiederholte Begegnungen mit Berchtold und Bethmann Hollweg gehabt. Anders Sonnino: Er hatte in Abgeschlossenheit gelebt, nicht mitgespielt wie San Giuliano, sondern in den letzten Jahren die Dinge mehr von der Loge aus beobachtet. Mit außerordentlicher Vorsicht veröffentlichte Sonnino in dem bei Eintritt Italiens in den Weltkrieg erschienenen Grünbuch kein einziges auf die Zeit San Giulianos bezügliches Schriftstück. Er wird gewußt haben, warum. Das Grünbuch hebt erst mit dem 9. Dezember 1914 an. Damals war Sonnino bereits seit Wochen Nachfolger des im Herbst verstorbenen San Giuliano.

Der Ton, den dieser angeschlagen hatte, war denn doch ein andrer als der Sonninos. Wohl bestand auch San Giuliano auf seinem in dem § 7 des Bündnisvertrags niedergelegten Schein — auf dem Recht der Entschädigung Italiens für die etwaige Besetzung eines Balkangebiets durch Oesterreich-Ungarn. Allein durch alle seine Erwägungen schimmert doch einige Beklemmung durch, die Verbündeten etwa zu betrügen. Man merkt seinem Vorgehen wohl die bösen Einflüsterer an, lernt aber den Minister des Aeußern selbst etwas höher einschätzen als den Ministerpräsidenten Salandra, den ehemaligen Rechtslehrer der Universität, der dem Unrecht das Mäntelchen des Rechts umhängt, und Tittoni, nunmehr Botschafter in Paris, der offenbar die lange Vergangenheit des Dreibundministers so gut wie vergessen und dafür dicke Freundschaft mit Iswolsky und über den Kanal hinweg Liebesbezeugungen mit England eingetauscht und sich so zu seinen einstmaligen Oxforder Studentenjahren zurückverjüngt hat.

Gewöhnt, als Präfekt von Neapel, der er vor seiner Ministerzeit gewesen, in ein Nest von Intrigen einzublicken und Ränke zu entwaffnen, da er selbst Ränke zu schmieden das Zeug hatte, als Minister des Aeußern dadurch in seinen Entschlüssen etwas beengt gewesen, daß Giolitti ihn ein wenig meisterte und Bülow als Kanzler und Aehrenthal als Minister des Aeußern ihm durch ihre ihm einigermaßen gewachsene Begabung unbequem waren, spielte er in Paris endlich als Botschafter die heißersehnte erste Rolle. Denn unleugbar war er hier den meisten Kollegen der Diplomatie überlegen, und es kitzelte ihn der Ehrgeiz, sich nicht in schaler Schaustellung zu verbrauchen, sondern zu leiten und im Chor der Verschwörer jene Heldenrolle zu spielen, die man ihm gern einräumte, da die Verschworenen hofften, ihn so ihren zukünftigen Zwecken dienstbar zu machen. Einen unangenehmen Zwischenfall wie jenen der „Manouba" verstand er mit

Digitized by Google

der ihm eigentümlichen kalten Ueberlegtheit zu überwinden. Er spielte sachte Barrère, dem französischen Botschafter am Quirinal, in die Hände, wie dieser nunmehr ihm, nur daß der Franzose in Rom ewig der Geduldete, der Lauernde, der eindringlich Zuredende, der Bestechende — durch Geld, nicht durch Erscheinung — blieb, während Tittoni in Paris der Gesuchte, der Begehrte, der Konsiliarius des Quai d'Orsay und der russischen Botschaft war und in seiner eisigen Steifheit, in seiner der heißen italischen Erdbebenzone hohnsprechenden kalten Grandezza das Zünglein an der Wage Europas versinnbildlichen wollte. Und während Iswolsky aus unerschöpflichem Säckel einen Goldregen über Paris ausschüttete und den Rubel zu einer Beliebtheit und Auflage emporhob, wie er ihn kaum je unter dem berüchtigtsten seiner Vorgänger, Mohrenheim, dem diplomatischen Stifter der Alliance franco-russe, und schon gar nicht unter Nelidow und Urussow erlebt hatte, brauchte Tittoni sich nicht anzustrengen, sich und Italien eine „gute Presse" zu machen. Und hätte Italia eine schlechte Presse gehabt, so lebte sie ja immerhin in gesicherter, legitimer Ehe innerhalb des Dreibundes. Sie ließ sich suchen, ließ sich zahlen wie eine schöne Frau, mit höchster Begabung für Abfall und Treulosigkeit ausgestattet, wenn sich etwa die Gelegenheit ergab.

Wie hatten sich die Zeiten verändert. Von Nigra bis Tittoni! Jener war der letzte Gesandte Italiens bei den Tuilerien, der erste beim Elysee. Zwischen beiden Cialdini, Menabrea, Tornielli — der Episodenbotschafter Reßmann, Gallina, San Giuliano gar nicht zu gedenken. Nigra hatte am Hofe Napoleons III. arbeiten müssen, um seinem kleinen, eben erst emporgekommenen Vaterlande eine Stellung in der Welt zu machen. Er wirkte durch seine anziehende Persönlichkeit, wirkte auch dadurch, daß hinter ihm hohe Begabungen und ideale Ziele zu Hause arbeiteten. Und da Paris damals alle Zauber auch Italiens anzog, so ragten von der Stadt an der Seine aus auch die Gipfel der italienischen Kunst sichtbarer in die Welt als selbst von den großen Städten Italiens. Hier erst holten sich die Geister ihre Weihe, hier erst Namen und Klang. Und so vereinigte sich die Gesellschaft von Paris, das die Welt war, um ungesucht und willig allen Lorbeer und alle Liebe einem Lande zuzuführen, das außer durch seinen amtlich beglaubigten Gesandten noch durch Legaten wie Rossini, Verdi, die Ristori, Rossi und Salvini, Tamagno, die Marchesi, Bixio vertreten war. Versammelten sich doch sogar die hohen Geister Frankreichs in einer Tafelrunde, die bis auf den heutigen Tag sich fortsetzt unter dem Namen „Diner Bixio".

Italien mußte Trumpf sein in einem Lande, das in die korsische Spitze Bonaparte auslief. Die große Revolution hatte das korsische Geschlecht, dem Italien wohl ein zu geringfügiger Schauplatz schien, zum herrschenden in Frankreich gemacht. Es war logisch, daß, wenn der erste Napoleon erobernd über die Alpen gesetzt und mit seiner Ferse den Nacken Italiens getreten hatte, das sozusagen seine Wiege war, der dritte den Größenwahn seines Ahnen sühnte, indem er die Wiege seines Geschlechts zu befreien suchte dadurch, daß er den Karbonari seine Hand reichte.

Digitized by Google

Und nun knüpfte man am Beginne des Weltkriegs wieder an jene von Napoleon III. gezüchtete Politik an. Er hatte den Italienern unmittelbar Mailand und mittelbar Venedig verschafft, und die Republik wollte ihnen nunmehr Trient und Triest verschaffen. Sonnino fand sich zum offenen Treubruche bereiter als San Giuliano, und erst war Salandra und dann Boselli sein Helfer.

Einen achtundsiebzigjährigen Greis hatte sich der König von Italien zum Ministerpräsidenten erkoren. Die ganze Vergangenheit Bosellis spricht eigentlich gegen die Mission, die ihm nun bevorstand, die Kräfte Italiens zum Kriege gegen Oesterreich-Ungarn zusammenzuhalten. Boselli war wiederholt Minister, Unterrichtsminister unter Crispi, Finanzminister an der Seite des Schatzministers Sonnino, und jedesmal war seiner Regierungsaufgabe der innige Zusammenhang der Politik Italiens mit den Zentralmächten übergeordnet. Sein österreichfeindliches Herz entdeckte er erst während des Weltkriegs, als, nachdem Salandra im Mai 1915 seine Entlassung angeboten hatte, Viktor Emanuel unter andern auch diesen alten Berater seines dreibundtreuen Vaters Humbert über die Lage befragte. Damals erfuhr man zum ersten Male, daß Boselli über Nacht zum grimmigen Feind der Zentralmächte sich gewandelt hatte.

Boselli ist heute der Doyen des italienischen Parlaments, dem er seit vierzig Jahren als Vertreter ligurischer Wahlbezirke angehört.

Er hatte seit Jahren das Amt eines Großmeisters des Mauritiusordens bekleidet, und dies bedeutet einen einflußreichen Gnadenspender, denn er hatte dem König die Namen der zu dekorierenden Kandidaten zu unterbreiten. Von jeher stand auch der Großmeister des Mauritiusordens in inniger Berührung mit dem König.

Boselli hat nie im Rufe gestanden, ein starkes Temperament zu sein. Dagegen erfreute er sich immer der Reputation, ein Mann grauer Theorie und einer doktrinären Weisheit zu sein, die sich ungefähr mit dem decken soll, was man so gemeiniglich juste milieu nennt.

Er galt als ein besonderer Freund Sonninos. Vielleicht empfahl ihn auch dies der Oeffentlichkeit in den eigentümlichen Zeitläuften, die Italien jetzt durchgemacht.

Boselli hat in seiner Jugend eifrig an der „Italia letteraria“ mitgearbeitet, die in Turin erschien. Ein starkes literarisches Cachet haben seine Schriften nie aufgewiesen. Aber er war von Jugend auf schon ein nützliches Instrument und zu den verschiedensten Missionen zu gebrauchen. Er war Mädchen für alles. Im Jahre 1867 Generalsekretär der italienischen Kommission bei der Pariser Weltausstellung, hierauf Konservator des Industriemuseums in Turin, später Professor der Finanzwissenschaft an der Universität Rom. Savona entsandte ihn zuerst ins Parlament. 1888 saß er unter Crispi zuerst im Rate der Krone; 1893 und 1900 sehen wir ihn als Finanzminister. Die Handelsmarine fand ihn unter ihren Hauptförderern. Er hat einige Schriften über Seerecht und Handelsmarine veröffentlicht.

Digitized by Google

Niemand in Italien hat ihm die Fleißnote versagt, die er sich in so viel Aemtern, Würden und Aufgaben verdiente. Ob in der gegenwärtigen Zeit ein Mann genügt, der stets das war, was man gemeiniglich einen fleißigen Mann nennt, ist mehr als zweifelhaft.

Die Anerkennung der Irredenta war ihm von vornherein gewiß, denn er, der Sohn eines Verschwörers, war Präsident der Gesellschaft „Dante Alighieri", die im Sinne der Irredenta tätig ist.

Das höchste, was ihm zuteil ward, war, daß durch Italien das Lied vom braven Manne Boselli erklang. Daß er ehemals Dreibündler war und jetzt Todfeind Oesterreichs, dies bewundern die sog. Interventionisten als Unabhängigkeit des Geistes eines freien Mannes.

In Wirklichkeit ist er eine der jämmerlichsten Figuren, die in diesem Kriege in Italien auftraten.

Als Greis, näher den achtzig als den siebzig, gab er sich in seiner politischen Impotenz dazu her, von Zeit zu Zeit den Siegescancan in der Oeffentlichkeit zu tanzen. Mit nackten dürren Beinen tanzte er ihn angesichts der Bundeslade der italienischen Verfassung. Das Parlament schämte sich nicht, seiner windigen, schwulstigen Rhetorik Beifall zu klatschen. Zur Ehre Sonninos soll es gesagt sein, daß er, was Worte anbelangt, immer damit kalt zurückgehalten und es wenigstens in der Rede verschmäht hat, in der unzüchtigen Quadrille parisienne zu glänzen, gleichwie die Herren Briand, Sasonow und Asquith. Bosellis zahnloser Greisenmund dagegen konnte sich nie mit Ruhmesverheißungen genug tun!

Was ward überhaupt im italienischen Parlament seit Kriegsausbruch aufgeführt! Alle Verschämtheit wurde beiseite gelegt. Zur Ehre des guten Geschmacks der Engländer und der Amerikaner sei es gesagt, daß sich dort Männer niemals küssen. In Montecitorio dagegen beleckten in Entzücken öffentlich der fünfundsiebzigjährige Kammerpräsident Marcora und der siebenundsiebzigjährige Boselli sich gegenseitig ihre welken Wangen und ihre vertrockneten Lippen. Im italienischen Parlament spielten sich wahrhafte Orgien am hellichten Tage ab. Greise mit pergamentener Haut jauchzten den Kosaken zu im Namen der Freiheit und der Zivilisation, für die Rußlands Horden gegen die „deutsche Barbarei" kämpften und „siegten". Taten sie es vielleicht auch im Namen Mazzinis, der da sagte: „Soll Europas Elend ein Ende haben, so muß der Russe in sein Eis zurückgeschleudert werden, und zwischen ihm und Oesterreich und Preußen erstehe ein demokratisches Polen."

Deutschland ist es, an das der große Revolutionär die Mission, dieses Polen wiederzuerwecken, überträgt. „Deutschland allein kann dieses Polen wieder erheben und ist verpflichtet, es zu tun, denn auf dieses fällt die Schmach und der Schaden seines Falles zurück."

Und der alte, der steinalte Boselli war es, der am 5. Dezember 1916 im Namen wahrscheinlich der polnischen Märtyrer, die bei Ostrolenka ihr Leben verhaucht hatten, dem hochedlen zarischen Rußland als dem Beschützer des Polentums mit den Worten zutrank:

Digitized by Google

„Der italienische Geist ist mit dem polnischen durch sympathische Ueberlieferungen verbunden, und so hat Italien übereinstimmend mit den Verbündeten dem russischen Zaren Beifall gespendet, als er kürzlich allen Bevölkerungen Polens die Garantien der Einheit und Selbständigkeit bestätigte. Dagegen haben die Mittelmächte Polens Zerstückelung bestätigt und in völkerrechtswidriger Weise eine Souveränitätsübertragung vollzogen, wodurch sie in unglaublicher Anmaßung polnische Völker zum Kampfe gegen den Staat zwingen, dem sie von Rechts wegen angehören. Gegen dieses Vorgehen hat die italienische Regierung bei den Regierungen der neutralen Staaten formellen Protest eingelegt."

Der alte Boselli also ward zum Ankläger des nach der Voraussagung Mazzinis Polen befreienden Deutschland. Was Boselli, das Mädchen für alles, je für die Polen getan, ist uns unbekannt geblieben. Einer seiner Vorgänger jedoch als Großmeister des Mauritiusordens, Cesare Correnti, der Freund Crispis, hatte für Polen gearbeitet. Bis auf den heutigen Tag weiß ich nicht, was aus seinen Studien über die Geschichte Polens geworden, mit der er sich ein langes Leben eifrig beschäftigt und über die er manches Rußland Bloßstellende zu Papier gebracht hatte.

Vielleicht wären die ältesten unter den Kardinälen Roms in der Lage gewesen, den edlen Boselli zu belehren, was Katholiken und katholische Bischöfe noch in der Aera Alexanders III. und wohl auch Nikolaus' II. unter der Fuchtel des Zarismus gelitten. Vielleicht hätte der Staatsminister Luigi Luzzatti, der venetianische Jude, der als Gönner der Westmächte auch der Gönner des zaristischen Rußland geworden, seinen Kollegen Boselli belehren können, wie sehr sich der Zarismus der Juden Polens angenommen, indem er dort nach Möglichkeit in den großen Städten alle Juden — zumeist Proletarier — zusammenpferchte, denen er die großen Städte Rußlands versperrte.

Vielleicht hätte auch mancher polnische Aristokrat und manche polnische Aristokratin, die sich in Florenz und Rom festgesetzt hatten, dem ligurischen Quacksalber Boselli von den Anstrengungen erzählen können, die sie im Interesse ihres durch den Zarismus schwerverkürzten Volkstums und ihrer gemarterten Landsleute bei den Mächtigen Italiens und der Kurie zu machen pflegten. Vielleicht weiß auch Königin Margherita ein Lied zu singen davon, wie ihr Einfluß manchmal zugunsten der geplagten Polen Rußlands angesprochen ward und wie sie — nicht ganz vergeblich — des alten Kaisers Wilhelm Gnade für den wegen Hochverrats in einem deutschen Gefängnisse schmachtenden polnischen Dichter Kraszewski angerufen hatte.

Wenige Wochen, bevor Paolo Boselli die Stirne hatte, die Milde des Zarentums für Polen gegen die Zwei-Kaiser-Wüteriche in Mitteleuropa auszuspielen, war Henryk Sienkiewitsch gestorben. Aus seinem Grabe in Vevey schien er mir dem neuen Paulus, der den dunkeln Weg ging, die beiden Kaiserknechter gegen den Zarenbefreier anzuklagen, zuzurufen: „Quo vadis?"

Boselli, der Herold des angestammten Gesetzes, hatte sich auch im Namen des Legitimismus dagegen verwahrt, daß die Mittelmächte „in unglaublicher

Digitized by Google

Anmaßung polnische Völker zum Kampfe gegen den Staat zwingen, dem sie von Rechts wegen angehören".

Derselbe Boselli, der es natürlich fand, daß österreichische Südtiroler und Küstenlandbewohner von Italien bewaffnet worden waren, um gegen Oesterreich zu kämpfen, dem sie doch von des gleichen Rechts wegen angehören wie die Polen Rußland ... derselbe, der es als barbarisch verschrie, daß der österreichische Untertan Battisti, auf italienischer Seite kämpfend und als Gefangener eingebracht, von den Oesterreichern hingerichtet ward, wofür die Italiener — Boselli an der Spitze — seinen Namen sofort in den Katalog der nationalen Blutzeugen und Glaubenshelden einzeichneten ...

Und das schwache Gedächtnis Bosellis hatte auch vergessen, daß der von ihm als höchster Hort des Legitimismus vielbewunderte Zar selbst lange vor Eintritt Italiens in den Krieg an dieses das Angebot gemacht hatte, unter den in Rußland eingebrachten Gefangenen alle diejenigen auszulesen, die aus den sog. unerlösten Provinzen des Südens von Oesterreich stammten und auszuliefern, damit sie auf italienischer Seite gegen den Staat kämpften, dem sie „von Rechts wegen" angehörten.

In der Duma hatte am 3. Dezember 1916 der neue Ministerpräsident Trepow, ein großsprechender Dilettant wie seine Vorgänger Stürmer und Sasonow, der Welt verkündet, daß 1915 eine endgültige Vereinbarung mit den Westmächten getroffen worden sei, der sich auch Italien angeschlossen habe, wodurch Rußlands Recht auf die Meerengen und Konstantinopel besiegelt ward. Er erklärte in Uebereinstimmung mit den Alliierten, daß nach dem sichern Siege über Deutschland und die Türkei Rußland die freie Zufahrt in das Mittelmeer souverän in Besitz nehmen werde. Der vielseitige Boselli zögerte nicht, schon zwei Tage darauf, es seinem Kollegen und Verbündeten Trepow zu bestätigen, daß Italien den Russen tatsächlich den Schlüssel zum Bosporus und den Dardanellen auszuliefern im Begriffe stünde. Er sagte: „Im Frühling 1915, vor unserm Eingreifen, gaben Frankreich und England in Petersburg ihre volle Zustimmung bekannt, daß im künftigen Friedensvertrage Konstantinopel unter gebührenden Garantien der Freiheit der Meerengen Rußland zugeteilt würde. Wir haben in Anerkennung der Jahrhunderte langen Aspirationen unseres tapferen Verbündeten uns dieser Zustimmung angeschlossen."

Vielleicht hat der große italienische Staatsmann mit diesen Worten nicht nur im Geiste der Jahrhunderte alten Ansprüche des glorreichen russischen Verbündeten, sondern auch eines nicht ganz unberühmten Vorgängers gehandelt, dessen Charakterbild in der Geschichte wohl noch fester umschrieben dasteht als das seines Nachfolgers Boselli? Dieser Vorgänger hieß Camillo Cavour. Zur Begründung der am 26. Januar 1855 mit den Westmächten abgeschlossenen Militärkonvention, zufolge deren das Königreich Sardinien in den Krieg gegen Rußland, den sog. Krimkrieg, eintrat, führte er am 6. Februar in der Kammer aus: „Wir haben uns ohne Schwierigkeit überzeugen können, daß dieser Krieg für Sardinien von größter Wichtigkeit sei, denn sollte der Ausgang

Digitized by Google

desselben für Rußland glücklich sein und infolgedessen der Siegesadler des Zaren seinen Flug nach Konstantinopel nehmen, dann würde Rußland eine absolute Oberherrschaft auf dem Mittelmeere und eine unüberwindliche Ueberlegenheit in den Kabinetten Europas erringen. Die Folgen davon müßten aber für Piemont wie für ganz Italien höchst unheilvoll sein ... Wenn Rußland Herr über Konstantinopel wird, so wird es auch Herr über das Mittelmeer, denn es würde dadurch zum unumschränkten Gebieter über das größte wirkliche Binnenmeer werden, das auf der Erde existiert — über das Schwarze Meer. Dieses würde so zu einem wahren russischen See werden, und wenn sich dieser in Händen einer Nation von 70 Millionen Seelen[1]) befände, so würde er in kurzem zum größten Flottenarsenal der Welt werden, dem vielleicht alle übrigen Seemächte zusammen nicht Widerstand leisten könnten. (Sensation.) Das Schwarze Meer, mittels einer Absperrung des Bosporus, dessen Schlüssel in Händen des Autokraten bliebe, zu einem russischen Meer geworden, bekäme gleichsam den Charakter einer riesenhaft ausgedehnten Reede von Sebastopol. Hier könnte man mir den Einwand machen: Und was schadet eine Oberherrschaft im Mittelmeer? Weder Italien noch Sardinien besitzt sie jetzt; sie ist das Eigentum Frankreichs und Englands, und statt zweier würde das Mittelmeer drei Herren haben. Ich denke nicht, daß derartige Gesinnungen in dieser Kammer ein Echo finden. Sie wären gleichbedeutend mit Verzicht auf jedes weitere Vorwärtsstreben; sie wären ein Beweis von Unempfindlichkeit für die Leiden, von denen Italien durch die kontinentalen Kriege getroffen worden ist — Leiden, die unser großer moderner Lyriker (Manzoni) so beredt schildert, wenn er von den Folgen des Kriegs spricht, die fremde Heerscharen in Italien ausgekämpft angesichts einer gleichgültigen Bevölkerung und zum Ruhme neuer Eroberer:

Ein neuer Herrscher reiht sich an den alten,
Ein Volk dem andern auf den Nacken tritt.

Wenn Rußland ein Uebergewicht auf dem Schwarzen Meer erlangt, so wird man diese Verse recht gut auf uns anwenden können."

Jenen das Andenken Cavours verleugnenden Schritt zugunsten des russischen Anspruchs auf Konstantinopel hatte Sonnino an der Seite Salandras getan. Zwischen den Anschauungen Cavours und denen Sonninos klafft ein Abgrund, so gewaltig wie zwischen Empire und Republik, Napoleon III. und Poincaré, zwischen Walewski und Briand, zwischen Viktoria und Georg, zwischen Palmerston und Grey. Freilich auch wie zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm II., Manteuffel und Bethmann Hollweg. Treu blieben sich nur die Türkei und Rußland. Mohammed Reschad V. wollte genau so wie Abd ul Medschid, Enver-Pascha genau so wie Reschid-Pascha Konstantinopel vor den Fangarmen Rußlands retten. Nikolaus II. griff genau so wie sein Urgroßvater Nikolaus I., Sasonow und Trepow genau so wie Nesselrode, Menschikow und Gortschakow

[1]) Jetzt schon mehr als das Zweifache.

Digitized by Google

nach dem Besitze Konstantinopels aus. Oesterreich-Ungarn freilich zeigte sich heute Rußland gegenüber entschlossener, als es im Krimkriege gewesen, der Franz Joseph von 1914 bis 1916 war ein andrer als der von 1854, der 1849 und Vilagos noch zeitlich zu nahe stand, als daß er damals die Faust gegen Rußland voll geballt hätte. Und das Deutschland von jetzt nimmt der Türkei gegenüber eine wesentlich andre Stellung ein als Preußen während des Krimkriegs, weil Deutschland eben das Freundschaftsverhältnis zu Rußland aufgegeben hat und im nahen türkischen Orient das sucht und zu finden hofft, was Preußen noch gleichgültig gewesen und was Rußland dort bis jetzt versagt war. So haben alle Mächte bis auf Rußland selbst heute eine im Vergleiche zu vor sechzig Jahren durchaus veränderte Stellung zur Türkei. Daß aber diese veränderte Stellung Italiens und auch der Westmächte sich nicht ganz von gestern auf heute ergeben hat, beweisen übrigens Aufzeichnungen von mir über mit dem nun verstorbenen italienischen Botschafter in Wien, Grafen Nigra, der ein Schüler, Sekretär, Vertrauter Cavours und Gesandter bei Napoleon III. gewesen, gepflogene Gespräche, die ich im März 1897 mit ihm führte in Anknüpfung an die von Griechenland gehegten Ansprüche auf türkischen Besitz, die bald darauf zum Griechisch-Türkischen Kriege führen sollten und in deren Geiste Venizelos noch heute arbeitet. Diese Aufzeichnungen hat die „Deutsche Revue" vor einigen Jahren veröffentlicht.

Boselli aber ist nunmehr von der russischen Revolution verleugnet, die offiziell jeden Anspruch auf Konstantinopel preisgegeben hat. Von einem Boselli allerdings können wir nicht erwarten, daß er von einem Kerenski und Konsorten lerne, ebenso auf Trient und Triest verzichten, vielmehr hat er, wenn auch vergeblich, letzthin die russischen Horden zwar nicht für die Eroberung Konstantinopels, so doch für die Trients und Triests sich niedermetzeln lassen. Rußland aber bleibt vorläufig weiter ein Bindeglied zwischen Italien und Frankreich. In diesem Sinne wirkte Tittoni, nachdem Viktor Emanuel III. dem Zaren Nikolaus II. in Racconigi seine brüderlichen Arme geöffnet hatte, an der Seite Iswolskys in Paris.

Heute ist Nikolaus ein abgetaner Mann, im besten Falle nur noch ein Oberst namens Romanow. Der Anspruch Rußlands auf Konstantinopel ist, wie gesagt, durch die russische Revolution abgetan, denn wenn auch noch nicht Kerenski, so zählen doch Iswolsky und Miljukow zu den Toten. Tittoni aber ist nur scheintot und Boselli nur scheinlebend.

Digitized by Google

Die Selbsttäuschungen Kerenskis

Von

Dr. G. Baron Manteuffel[1])

Merkwürdig arm ist dieser Krieg an überragenden Persönlichkeiten. Diese Tatsache gibt zu denken und kann vielleicht den Satz, daß große Zeiten große Männer hervorbringen, erschüttern; denn für alles, was werden soll, müssen die Voraussetzungen zuerst geschaffen werden, und hier haben sie vielleicht gefehlt. — Während dieses nun mehr als drei Jahre dauernden Krieges haben vorzüglich zwei Männer in Rußland die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken verstanden. Man kann sich schwerlich zwei größere Gegensätze denken, wie den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, weiland Oberkommandierender der russischen Armee, und Alexander Fedorowitsch Kerenski, zurzeit Diktator von Rußland. Den verschiedensten sozialen Schichten angehörend, Anhänger diametral entgegengesetzter Anschauungen, wäre ein Vergleich zwischen dem sich den Siebzigern nähernden riesigen Vertreter der älteren Generation Romanow mit dem auffallend germanischen Gesichtsschnitt und dem jugendlichen schmächtigen, den südrussischen Typus darstellenden gegenwärtigen Machthaber Kerenski ein scheinbar paradoxes Unterfangen, und doch ist das nicht der Fall. Wer in Rußland den Ausbruch des Krieges erlebt hat, der wird sich dessen erinnern, wie die Person des Kaisers Nikolaus II. immer mehr hinter der seines Oheims zurücktrat; wie man sich verstohlen zuraunte, daß der Kaiser den Krieg nicht gewollt, der Oberbefehlshaber ihm aber gedroht habe, er werde dann mit der Armee statt auf Berlin nach Petersburg marschieren. Der Prozeß Suchomlinow beweist, wie richtig diese Vermutungen waren. Nikolai Nikolajewitsch war beim gemeinen Mann beliebt, bei den Offizieren verhaßt. Hätte er aus seinen Anfangserfolgen in Ostpreußen und Galizien dauernde zu machen verstanden, er wäre von den Soldaten vergöttert worden. Es läßt sich nicht leugnen, daß er für sie nach Möglichkeit, wenn auch oft in unpraktischer Weise, sorgte, ihre Wesensart verstand und achtete. Dagegen wurde die Generalität ganz niederträchtig behandelt. In der Armee kursierten Erzählungen über ihn, die an die Willkür eines asiatischen Despoten schlimmster Art erinnern. Auch Kerenski ist ein von den Massen getragener Mann gewesen. Wie einst Nikolai Nikolajewitsch mit dem trefflichen Rußki, so hat jetzt Kerenski nicht mit Brussilow auskommen können. Freuen wir uns, daß diese beiden tüchtigen Militärs von zwei Männern, die sich dafür hielten, zurückgedrängt worden sind. Gemeinsam ist beiden die blutige erfolglose

---

[1]) Daß diese Ende August niedergeschriebenen Betrachtungen heute in einigen Nebenpunkten überholt sind, erscheint bei dem raschen, sprunghaft wechselnden Verlauf der russischen Ereignisse fast selbstverständlich und konnte uns darum nicht abhalten, den Aufsatz, so wie er uns zuging, auch jetzt noch zu veröffentlichen.

Die Leitung der „Deutschen Revue".

Digitized by Google

Massentaktik. Sie sind darin typische Russen oder richtiger Krepräsentanten des asiatischen Elementes im russischen Volkscharakter. Wiederum ist ihnen aber etwas durchaus Unrussisches eigen, nämlich die ungeheure Willenskraft, die in Rußland so seltene Fähigkeit, Gedanken in die Tat umsetzen zu können. Wenn die russische Armee 1914 auf einem unendlich höheren Niveau stand als 1904 (vor Ausbruch des Japanischen Krieges), so ist es Nikolai Nikolajewitsch zu verdanken. Wenn der russische Staatsorganismus noch mühselig zusammengehalten wird, ist dies ein unstreitiges Verdienst Kerenskis. Nachdenklich aber muß es uns stimmen, wenn Deutschland von zwei so verschiedenen Kreisen entstammenden, dem alten und dem neuen Rußland angehörenden Männern in einer Weise gehaßt wird, die an Dummheit grenzt und dem eignen Vaterlande, das von beiden zweifellos heiß geliebt wird, so unendliches Unglück gebracht hat. Es zeigt sich schon hierin, wie tief die Feindseligkeit allem deutschen Wesen gegenüber den Russen im Blute steckt; möge sie uns noch so unverständlich erscheinen (weil wir die Russen mit deutschen, nicht mit russischen Augen ansehen), der Tatsache dürfen wir uns nicht verschließen.

Die russische Revolution hat wieder einmal gezeigt, wie unproduktiv, wie wenig schöpferisch der wahre Russe ist. Als die Franzosen, unzufrieden mit ihrem Königtum, die Revolution erfanden, denn sie war die erste in ihrer Art, da war sie von einer Generation genialer Schriftsteller und Philosophen vorbereitet worden. Den Einfluß dieser Männer und die Folgen ihrer Lehren empfand das gesamte Europa. Die russische ist für den aufmerksamen Beobachter ein oft bis in die kleinsten Details gehender plumper Abklatsch der französischen, nur daß dieser ein Napoleon folgte, was jetzt nicht der Fall sein wird. Mag Kerenski sich für einen solchen halten, ich weiß nicht, ob er es tut, sollte es der Fall sein, so wird die Enttäuschung nicht ausbleiben. Glänzendes Rednertalent und die Fähigkeit, seine Machtmittel brutal auszunutzen, sind in Rußland Dinge, die nicht zu unterschätzen sind, und über beide verfügt er. Aber das ist zu wenig, um ein Reich, zumal im Kriege, zu lenken. Alle Organe des monarchischen Staats sind abgeschafft; in kurzem sie durch neue zu ersetzen, wäre auch in Westeuropa sehr schwierig. Für Rußland, das an gebildeten Elementen so arm ist, von denen noch dazu ein großer Teil im Felde steht, ist es einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Gesetzt den Fall, Kerenski machte auch das Unmögliche möglich, wodurch würde sich die neue Beamtenschaft von der alten unterscheiden? Die frühere war in ihrer Organisation und Zusammensetzung in einem Maße demokratisch, daß die jetzige Regierung sie schwerlich wird übertreffen können, und gerade jenes Beamtentum ist es, welches durch seine Mißwirtschaft die Revolution hervorgerufen hat. Die Behörden werden andre Namen bekommen und der höhere Adel wird bei den Beförderungen übergangen werden, das ist das einzige, das Kerenski vielleicht erreichen wird. Die Mißwirtschaft wird aber noch viel größer und der Staatsapparat noch viel kostspieliger als früher. Die Anzeichen dafür machen sich schon jetzt deutlich bemerkbar. Je klüger Kerenski ist, desto klarer muß er sich darüber sein, daß auch der stärkste Wille eines Einzelnen nicht

Digitized by Google

den Volkscharakter ändern kann. Dazu sind, wenn es überhaupt möglich ist, Jahrzehnte ruhiger Entwicklung nötig, das haben die früheren Machthaber nicht erkannt, und auch Kerenski und Genossen geben sich hierin einem Wahne hin. Sie sehen nicht oder wollen es nicht sehen, daß die Revolution Rußland dem Abgrund noch näher gebracht hat; sie glaubten Großes vollbracht zu haben, als sie den Kaiser absetzten, und merkten es nicht, daß sie es mit der Erlaubnis der Entente tun durften, die ihrerseits gute Miene zum bösen Spiel machen mußte, als sie sah, daß Nikolaus II. und die Seinen trotz aller Mahnungen unbelehrbar blieben. Kerenski will dem Volke einreden, daß nur er es retten könne. Aber wie bei Nikolai Nikolajewitsch schwand die Gunst der Masse, als das Kriegsglück ausblieb. Von allen Seiten mehren sich die Gegner. Kornilow seinerseits glaubt durch drakonische Maßnahmen in der Armee die Disziplin wiederherstellen zu können und scheint dafür den Dank der gemäßigteren Elemente zu ernten. Die Nachrichten über eine Gegenrevolution mehren sich, und die Namen, welche dabei genannt werden, sind nicht die schlechtesten. Sicher ist, daß jetzt jede Regierungsform begrüßt werden wird, die Ruhe und Sicherheit des Lebens und Eigentums verbürgt. Aber jede behauptet das von sich, und die in Rußland entfesselten Elemente sind so vielseitiger Art, daß man sich des Glaubens nicht erwehren kann, daß nur ein Druck von außen das Volk zur Besinnung bringen könnte. Gewiß, Rußland muß Kerenski dankbar sein, denn er ist es, der es in dem Augenblick, wo es auseinander zu fallen drohte, zusammengehalten hat, d. h. er hat diesen Augenblick vielleicht nur hinausgeschoben. Wir kennen Kerenskis Auffassungen über die Zukunft seines Landes nicht, und es ist kaum anzunehmen, daß eine Persönlichkeit wie die seinige sich zu weitgehenden Utopien hingeben könnte. Aber er gehört zu denen, die die Lawine ins Rollen gebracht und sie nicht mehr aufhalten werden. Er ist, wie man sagt, ein todkranker Mann, und seine Tragik ähnelt der seines Antipoden und Vorgängers, des Verbannten in der Krim. Er glaubte zu schieben und ward geschoben, denn in Petersburg sitzt ein Mann, von dem die einen die Rettung ihres Vaterlandes erhoffen und in dem die andern einen bösen Teufel sehen, der Rußlands Ende heraufbeschwört.

Mehr als einmal tot gesagt, oder aus Rußland vertrieben, ist es der nun schon legendenumwobene Sir George Buchanan, der Kerenski zwingt, seine Marionette zu sein, der das Seil in der Hand hält, an dem auch schon Nikolai Nikolajewitsch, vielleicht unbewußt, tanzen mußte. Wahrlich, keinen besseren hätte Grey nach Petersburg schicken können. Die zarische Regierung mußte sich ihm fügen, und die jetzige tut es in einem wohl noch höheren Maße. Solange das russische Heer sich selbst versorgen konnte, standen sich Rußland und England ebenbürtig gegenüber. Je weniger die realen Hilfsmittel dem russischen Kriegswillen entsprachen, desto mehr war es auf England angewiesen. Wie ein Wucherer hat sich die Entente an Rußland festgesogen, zuerst ging das Gold nach Großbritannien, dann übernahmen französische, englische und japanische Offiziere die Ausbildung der technischen Truppen. Was das Heer und die

Digitized by Google

Flotte außer den Lebensmitteln brauchten, kam über das Meer und wurde zu Kriegspreisen von Rußland bezahlt. Aber das genügte nicht. Wie bei China, wie in der früheren Türkei nicht mehr wie bei einem Gleichgestellten, war seit der Revolution von der Entente nur etwas gegen Konzessionen zu haben. Länderstrecken, Bergwerke, Wälder, Eisenbahnen, eins nach dem andern wurde verpfändet. Damit alles in der Ordnung vor sich gehe, die merkantilem Sinne wohlgefällt, sitzen an den wenigen Rußland gebliebenen Zufahrtswegen die Beamten der Verbündeten und führen Buch über das steigende Schuldkonto Rußlands; und alles geht durch Sir George Buchanans Hände, er bestimmt alles, er leitet alles. Wohl sind die sozialistischen Führer sicherlich fast ausnahmslos über Geld und Geldeswert erhaben, und einen reinen Idealismus wird man vielen nicht absprechen können. Aber der rollende Rubel wird doch von manchen in diesen teuren Zeiten gierig aufgefangen werden und seine ententefreundlichen Wirkungen nicht verfehlen. Eine Revolution kann wohl eine Verfassung ändern, aber nicht den Volkscharakter. Es ist paradox, wenn Kerenski als Sozialist die auseinanderstrebenden fremden Völker zusammenhalten muß; und tut er es nicht, so hört er auf, seinen Aufgaben getreu zu bleiben. In jedem Falle ist er dabei von England abhängig. Solange England Rußland braucht und auf seine Armee Wert legt, so lange steht es ihm bei; wenn man aber englischerseits zu dem Schlusse kommt, daß Rußland doch nicht mehr zu helfen sei, wird es Zeit sein, sich den auseinanderstrebenden Strömungen zuzuwenden und sich das Wohlwollen und die Dankbarkeit der einzelnen Staaten, in die Rußland zerfallen könnte, zu sichern. Schon heißt es, Buchanan sei in Reval gewesen, um mit den Esten zu verhandeln; die ukrainische Frage wird von den Engländern sehr aufmerksam verfolgt, und sie konnten sich unbeobachtet ihrer annehmen. Kerenski und Genossen haben Rußland seiner Vormachtstellung als Trägerin des slawischen Gedankens endgültig beraubt, und das wird ihnen in Zukunft nicht verziehen werden. Denn gerade weite demokratische Kreise sind panslawistisch orientiert. Vernichtet hat Kerenski den Panslawismus nicht, aber sein Schwergewicht hat sich verschoben, und wir Deutschen werden das bald genug empfindlich zu spüren bekommen. Wie Kerinski innerlich dem Panslawismus gegenübersteht, ist schwer zu sagen. Als Sozialist muß er ihn befehden, und kann es doch nur vorsichtig tun, um nicht bei zu vielen damit anzustoßen. Seine Stellung ist eben durch und durch unnatürlich und wird es mit jedem Tage mehr. Je nachdrücklicher England den U-Bootkrieg empfindet, je geringer die Aussichten werden, im Westen durchzubrechen oder Deutschland auszuhungern, desto klarer wird, daß England eine Kriegsentschädigung bei den — Bundesgenossen suchen wird. Die Russen merken dies sehr wohl, aber sie meinen, daß das einzige Mittel, ihm zu entrinnen, ein Niederwerfen Deutschlands ist. Doch je erfolgloser ihr Streiten, desto hoffnungsloser wird ihre Lage. Die von Deutschland okkupierten Gebiete legen nicht den geringsten Wert darauf, wieder an Rußland angegliedert zu werden, und was nicht von uns besetzt ist, das gerät immer mehr in Abhängigkeit von England und Japan. Freund und Feind stürzen sich auf

Digitized by Google

den durch eigene Schuld am Boden Liegenden, schneiden sich blutige Fetzen aus seinem Leibe, um vielleicht über seiner Leiche sich die Hand zur Versöhnung zu reichen ... Kerenski aber verwendet seinen Mut und seine sterbende Kraft, um die sinkende Energie seiner Landsleute immer mehr aufzupeitschen. Man hat das Gefühl, als ob das Jahrhundert Rußland nicht wohl will, denn alle seine Söhne, die ihm helfen konnten, sind durch eigne Schuld oder Ungunst des Schicksals mattgesetzt worden: Admiral Makaroff, von dem man sagte, daß er Togo ebenbürtig war, erlitt den Seemannstod, noch ehe er sein Können erwiesen hatte. Stolypin, der Vater der Agrarreform, ward ermordet, Kriwoschein, sein Nachfolger und Kriegsgegner, ist beiseite geschoben, Rußki das Opfer der Gegnerschaft Nikolai Nikolajewitschs, Brussilow das Kerenskis geworden. Dieser selbst aber sieht nicht oder will nicht sehen, daß er trotz aller großen Gaben sein Vaterland zugrunde richtet. Es scheint ein tragisches Geschick zu sein, das den Russen verwehrt, als einzelne Individuen Großes zu wirken. Nur als Masse suchen sie ihr Ziel zu erreichen, und daß die Masse allein trotz allem nicht ausschlaggebend ist, das beweist dieser Krieg.

Ueber Schutzimpfungen und ihre Anwendung im jetzigen Kriege

Von

Prof. Dr. Adolf Strümpell (Leipzig)

Keine Wissenschaft steht zu den Ereignissen des Krieges in so enger Beziehung wie die Medizin. Sie allein darf sich auch rühmen, nicht an dem furchtbaren Zerstörungswerk des Krieges mitzuarbeiten, sondern einzig bestrebt zu sein, die Wunden und Leiden, die der Krieg mit sich bringt, gleichmäßig bei Freund und Feind zu lindern und zu heilen. Solange es Kriege gibt, gibt es auch eine Kriegsmedizin, zogen zugleich mit den Kriegern Aerzte hinaus, um den Verwundeten zu helfen und ihre Schmerzen zu verringern. Die Kriegsmedizin war zunächst nur Kriegschirurgie. Mit dem zunehmenden Umfange der kämpfenden Heere traten aber neue Umstände in Wirksamkeit, die auch das Entstehen gewisser innerer, d. h. von gröberen, äußeren Verwundungen unabhängiger Erkrankungen während des Krieges in besonderem Maße begünstigten. Vor allem gewannen die Infektionskrankheiten, teils infolge der allgemeinen Verschlechterung aller hygienischen Verhältnisse, teils infolge des engen Zusammenlebens großer Menschenmassen, eine immer größer werdende Bedeutung. Seit dem Beginn genauerer Aufzeichnungen über den Verlauf größerer Kriegszüge erfahren wir auch von dem Auftreten der Kriegsseuchen, die oft genug auf den Verlauf der Kriege von größerem Einfluß waren als der Ausgang der Schlachten und der Belagerungen. Schon Herodot erzählt uns, daß der Sieg

Digitized by Google

der Griechen über das Massenheer der Perser wesentlich erleichtert wurde durch die schweren Verluste, welche die Perser durch die eingetretenen Krankheiten erlitten. Und ähnliche Erfahrungen machte man in fast allen größeren Kriegen durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit und Gegenwart hinein. Allgemein bekannt ist es, wie ungünstig der ägyptische Feldzug Napoleons I. durch das Auftreten der Pest beeinflußt wurde, und wie im Jahre 1812 der Untergang der Napoleonischen Macht in Rußland durch die furchtbaren Verluste des französischen Heeres infolge des epidemisch in schwerster Form aufgetretenen Flecktyphus wesentlich mit bedingt und beschleunigt wurde. Und denselben Einfluß der Kriegsseuchen auf die gesamte Kriegslage und den Kriegsausgang finden wir im Krimkriege, im Kriege von 1866, wo das Auftreten der Cholera erheblich zum raschen Abschluß des Nikolsburger Friedens beitrug, im Russisch-Türkischen Kriege von 1877 usw.

Während aber in den früheren Kriegen ärztliche Kunst und Wissenschaft den verheerenden Kriegsseuchen fast machtlos gegenüberstanden, so daß die Verluste an Menschenleben durch Krankheiten sehr oft die blutigen Verluste übertrafen, so hat die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis über die Natur und das Wesen der Infektionskrankheiten in den letzten Jahrzehnten dazu geführt, auch diese unheimlichen, verderblichen Feinde in der wirksamsten Weise zu bekämpfen. In allen Kulturstaaten besteht die Vorbereitung zum Kriege jetzt nicht nur in der militärischen Ausbildung des Heeres und in seiner ausreichenden Versorgung mit Waffen und Munition, sondern ebenso in der bis ins kleinste genau ausgearbeiteten Sanitätsordnung des Heeres, die nicht nur auf die zu erwartenden Verwundungen, sondern ebenso auf das fast mit Sicherheit zu erwartende epidemische Auftreten zahlreicher Infektionskrankheiten die eingehendste Rücksicht nimmt. Gerade der jetzt wütende Weltkrieg mit seinen noch nie dagewesenen Anhäufungen der Millionenheere hat das Sanitätswesen vor Aufgaben gestellt, deren Schwierigkeit fast unüberwindlich erscheinen konnte, deren trotzdem erfolgte glückliche Bewältigung uns zu dankbarster Anerkennung zwingt. Mit Stolz und Bewunderung muß es uns erfüllen, wenn wir sehen, wie unsre Aerzte draußen im Felde nicht nur den Kranken die sorgsamste Hilfe angedeihen lassen, sondern wie allenthalben bis unmittelbar hinter der Kampffront Laboratorien mit voller wissenschaftlicher Ausrüstung entstanden sind, in denen wie in Friedenszeiten gearbeitet und geforscht wird. Schon ist eine Reihe bedeutungsvoller wissenschaftlicher Entdeckungen draußen in den Kriegslazaretten und Kriegslaboratorien gemacht worden. Neue oder wenigstens fast unbekannte Krankheiten sind eingehend erforscht, die Erreger der infektiösen Gelbsucht, der sog. Weilschen Krankheit, sind entdeckt, die Art der Uebertragung des Fleckfiebers ist endgültig festgestellt worden u. a.

Aber die segensreichste ärztliche Tätigkeit unsers Sanitätswesens auf dem Gebiete der Infektionskrankheiten liegt doch in der vorbereitenden Arbeit, in den Bestrebungen, unsre Soldaten von vornherein vor den gefährlichen Kriegsseuchen nach Möglichkeit zu schützen. Die harten Gebote des Krieges bringen

Digitized by Google

es mit sich, daß die allgemeinen Schutzmaßregeln, die zweckentsprechende Ernährung, der Schutz vor Kälte und Nässe, die Reinlichkeit des Körpers, die frühzeitige Isolierung der Kranken usw. nur in beschränktem Maße durchgeführt werden können. Die Wissenschaft hat uns jedoch noch einen andern Weg zum Schutze vor Erkrankungen gezeigt, und da dieser Weg mit den merkwürdigsten und wunderbarsten biologischen Erscheinungen zusammenhängt, die wir bisher überhaupt kennen gelernt haben, so darf ich wohl einiges Interesse voraussetzen, wenn ich versuche, die hier in Betracht kommenden Tatsachen wenigstens etwas näher zu erörtern.

Bekanntlich wird jetzt jeder Soldat, der ins Heer eintritt, in mehrfacher Weise „geimpft". Diese Impfung soll ihm einen sicheren Schutz gewähren vor gewissen, sonst leicht zu befürchtenden Erkrankungen. Auf welch wissenschaftlichen Tatsachen beruhen diese Impfungen? Ist ihr erwünschter Erfolg wirklich festgestellt und wie kann er erklärt werden?

Der Ausgangspunkt für alle Erfahrungen und Untersuchungen über die sog. Schutzimpfung liegt in der vor jetzt 121 Jahren von dem englischen Landarzt Edward Jenner gemachten Entdeckung einer wirksamen Schutzimpfung gegen die damals noch allgemein verbreitete und sehr häufig tödliche Pockenkrankheit. Am 14. Mai 1796 impfte Jenner zum erstenmal einen gesunden achtjährigen Knaben mit Kuhpockenlymphe, um ihn vor einer späteren Erkrankung an echten Pocken zu schützen. Eine Kuhmagd hatte Jenner gelegentlich gesagt, daß sie sich vor den Menschenpocken nicht mehr zu fürchten brauche, da sie ja die Kuhpocken schon einmal gehabt habe. Was gewiß zahlreiche Aerzte auch schon vorher gehört, aber als „Bauernweisheit" verlacht hatten, erregte das Nachdenken und das weitere Nachforschen Jenners, und so gelangte er schließlich zu der jetzt in der ganzen zivilisierten Welt eingeführten, ungemein segensreich wirkenden Schutzpockenimpfung.

Die allgemeinwissenschaftliche Einwirkung der Jennerschen Entdeckung war anfangs merkwürdig gering. Wir müssen uns jetzt darüber wundern, daß die Tatsache des Impfschutzes bei den Pocken nicht alsbald dazu führte, diesem scheinbar so rätselhaften Vorgange näher nachzuspüren und ihn als besonderen Einzelfall eines weit allgemeineren biologischen Gesetzes zu betrachten. Aber die ärztliche Denkweise war zunächst für die Inangriffnahme dieser Probleme noch nicht reif. Erst fast ein Jahrhundert später drängten sich diese Fragen in ihrer ganzen Bedeutung der wissenschaftlichen Medizin auf, als sich die Natur der Infektionskrankheiten unsrer Erkenntnis näher erschlossen hatte. Wiederum war es ein einfacher Landarzt, der in eigenster genialer Weise die methodischen Grundlagen zur Erforschung der Infektionskrankheiten und aller mit ihnen zusammenhängenden Probleme geschaffen hat: Robert Koch, Kreisphysikus zu Wollstein in Posen. Koch fand die Methoden der künstlichen Züchtung der Bakterien, durch die es möglich wurde, die einzelnen Arten der nur mikroskopisch sichtbaren Erreger der Infektionskrankheiten genau festzustellen und voneinander sicher zu unterscheiden. Auf der Anwendung dieser Methoden beruhten alle sich rasch

Digitized by Google

folgenden Entdeckungen der einzelnen Krankheitserreger, der Tuberkelbazillen, der Typhusbazillen, der Cholerabazillen, der Erreger der Lungenentzündung usw. Erst die Reinzüchtung dieser und zahlreicher andrer Krankheitserreger ermöglichte auch das eingehende experimentelle Studium der Infektionskrankheiten und aller Probleme, die mit ihrer Verhütung und ihrer Heilung zusammenhängen.

Ungefähr gleichzeitig mit dem deutschen Forscher Robert Koch trat in Frankreich ein andrer genialer Forscher, Louis Pasteur, mit seinen Untersuchungen über die Infektionskrankheiten hervor. Es gewährt ein eignes, fast könnte man sagen völkerpsychologisches Interesse, die Forschungsweise dieser beiden großen Männer, des Deutschen und des Franzosen, miteinander zu vergleichen. Bei Koch herrscht die exakte, Schritt für Schritt langsam, aber sicher fortschreitende Methodik vor mit genau bestimmten Forschungsobjekten. Die lebhafte romanische Phantasie Pasteurs dagegen hat sich nicht viel mit der langwierigen Züchtung und Färbung der Mikroorganismen abgegeben. Mit genialer Intuition wandte er sich gleich den praktischen Fragen der künstlichen Abschwächung der Krankheitsgifte zu, suchte die verderbliche Hundswut zu bekämpfen, ohne deren Krankheitserreger zu kennen, und versuchte ohne jede Erörterung der theoretischen Grundlagen die künstliche Abschwächung des Milzbrandgiftes durch die verschiedenartigsten äußeren Einflüsse. Hierbei fand Pasteur die praktisch außerordentlich wichtige Tatsache, daß die mit den abgeschwächten sog. „Vakzins" infizierten Tiere nur in leichter, nicht tödlicher Weise an Milzbrand erkranken, nach dem Ueberstehen dieser leichten Milzbrandinfektion aber eine ungemein vermehrte Widerstandskraft gegen jede spätere, auch noch so schwere Milzbrandinfektion besitzen. Man kann es wohl verstehen, daß der stets die exakteste methodische Beweisführung verlangende Robert Koch anfangs den Pasteurschen Angaben zweifelnd, ja sogar ablehnend gegenüberstand. Pasteur hatte aber doch den richtigen Weg gefunden, und unzweifelhaft bilden seine Arbeiten den grundlegenden Ausgangspunkt für die später so ausgedehnt gewordene Immunitäts- und Serumforschung. Aber wiederum ist es wohl kein Zufall, daß der methodologische und theoretische Ausbau dieses so ungemein wichtigen und interessanten Gebietes, wenn auch natürlich nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise ein Werk deutschen Geistes ist. Ich brauche hier nur an die Namen Buchner, Behring, Ehrlich, Pfeiffer u. a. zu erinnern.

Schon lange waren den Menschen die merkwürdigen Tatsachen bekannt, die auf die Möglichkeit einer Schutzimpfung und einer künstlichen Heilung der Infektionskrankheiten hinwiesen. Aber wir alle wissen ja, daß uns die größten wahren Wunder so ganz alltäglich scheinen, und so mußten Jahrhunderte vergehen, ehe diese alltäglichen Beobachtungen zu weiterem Nachdenken und Nachforschen anregten. Die beiden in Betracht kommenden, längst bekannten Grundtatsachen sind folgende: erstens, daß eine akute Infektionskrankheit überhaupt in den meisten Fällen ohne jede weitere äußere Einwirkung zur Heilung gelangt, und zweitens, daß der Mensch, der eine solche Infektionskrankheit, z. B. Masern, Scharlach, Pocken, Typhus u. a., einmal glücklich überstanden hat, dadurch zwar

Digitized by Google

nicht stets, aber doch in den meisten Fällen vor einer späteren erneuten Erkrankung an derselben Infektion geschützt ist. Die erste der beiden erwähnten Tatsachen, die häufige spontane Heilung einer Infektionskrankheit, ist durchaus nicht so selbstverständlich, wie sie dem gewöhnlichen Bewußtsein erscheinen mag. Die Frage mußte aufgeworfen werden, warum sich denn z. B. die Typhusbazillen, deren Zahl im Darm und im Blut eines typhuskranken Menschen anfangs in unermeßlicher Weise zunimmt, nicht immer weiter unbegrenzt so lange vermehren, bis sie den Tod des Kranken durch ihre erdrückende Ueberzahl herbeiführen. Offenbar müssen doch während der Typhuserkrankung im Körper des Kranken irgendwelche Vorgänge stattfinden, die wenigstens in der Regel das weitere unbegrenzte Wachsen und Wirken der Typhusbazillen verhindern und schließlich zu einer völligen Vernichtung der schädlichen Eindringlinge führen. Und nun weiter. Wenn ein Mensch, der einmal einen Typhus glücklich überstanden hat, fast niemals später noch einmal am Typhus erkranken kann, so müssen doch nach der einmaligen Erkrankung in seinem Körper bestimmte dauernde Veränderungen eingetreten sein, die ein nochmaliges erfolgreiches Eindringen der Typhusbazillen unmöglich machen. Diese Aenderungen müssen ganz spezifischer Art sein. Denn wir wissen, daß ein Mensch, der einen Typhus überstanden hat, dadurch nur gegen eine erneute Typhuserkrankung, nicht aber gegen irgendwelche andersartige Infektion geschützt ist. Wir wissen auch, daß dieser Schutz gegen eine erneute gleichartige Erkrankung nur bei gewissen Infektionen eintritt, nicht aber bei allen, daß z. B. ein Mensch sehr oft mehrmals an Lungenentzündung, Gesichtsrose, Gelenkrheumatismus u. a. erkranken kann. Welche geheimnisvollen Kräfte sind es also, die die Krankheit zuerst überwinden und den Körper dann vor erneuter Erkrankung schützen?

Die erste genauere Antwort auf diese Fragen verdanken wir vor allem den Arbeiten des erst vor wenigen Monaten in Marburg gestorbenen großen Forschers Emil v. Behring. Behring zeigte zuerst im Jahre 1890 durch sorgfältige Tierversuche, daß sich in der Blutflüssigkeit von Tieren, die eine Infektionskrankheit überstanden hatten, neue eigenartige Stoffe vorfinden, die eine spezifische zerstörende oder wenigstens abschwächende Wirkung gegenüber den Erregern der betreffenden Infektionskrankheit und deren krankmachenden Einflüssen ausüben. Behring nannte diese Stoffe ganz allgemein Antikörper. Die Antikörper sind bisher als solche nicht darstellbar. Ein Blutserum, das reichlich Antikörper enthält, unterscheidet sich in chemischer und physikalischer Beziehung nicht nachweisbar von einem gewöhnlichen normalen Blutserum. Aber die Wirkungen der Antikörper treten in der denkbar schärfsten Weise hervor. Spritzen wir das Serum eines Tieres, das eine bestimmte Infektionskrankheit überstanden hat, einem andern, gesunden Tier in die Blutbahn ein und infizieren wir danach dieses zweite Tier mit dem betreffenden Krankheitserreger, so bleibt diese Infektion, die sonst unfehlbar zur Erkrankung geführt hätte, wirkungslos. Das so vorbehandelte Tier bleibt gesund, es ist also gegen diese besondere Infektionskrankheit künstlich immun, d. h. unempfänglich gemacht worden. Daß diese

Digitized by Google

merkwürdige Wirkung des sog. Immunserums von einem unmittelbaren Einfluß auf die Infektionserreger selbst abhängt, geht aus einer zweiten, von Behring gefundenen Tatsache hervor. Mischt man den Infektionsstoff im Reagenzglase mit dem Blutserum eines durch die überstandene Krankheit immun gewordenen Tieres und spritzt man diese Mischung einem empfänglichen Tier ein, so bleibt dieses ebenfalls vollständig gesund, während die Mischung des Infektionsstoffes mit einem gewöhnlichen Normalserum genau ebenso wirksam ist wie der Infektionsstoff selbst. Und nun endlich die dritte praktisch wichtigste Entdeckung Behrings: Infiziert man ein Tier durch eine reichliche Menge wirksamen Infektionsstoffes und spritzt man ihm erst nach dem Auftreten der ersten Krankheitserscheinungen das Immunserum eines andern Tieres ein, das dieselbe Infektionskrankheit in leichterer Form bereits überstanden hat, so wird das auf diese Weise behandelte Tier in vielen Fällen wieder gesund, während die nicht so behandelten Tiere der schweren Infektion ausnahmslos unterliegen.

Aus diesen drei experimentell unzweifelhaft festgestellten Grundtatsachen hat sich in dem kurzen Zeitraum der letzten zwei bis drei Jahrzehnte durch die unermüdliche Arbeit zahlreicher Forscher in allen Kulturländern die jetzige ausgedehnte, aber freilich auch immer komplizierter werdende Lehre von der Immunität und der spezifischen Behandlung der Infektionskrankheiten ausgebildet. Von grundlegender Bedeutung war zunächst ein weiterer Fortschritt unsrer Kenntnis von der nicht immer gleichartigen schädlichen Wirkungsweise der in den Körper eingedrungenen Bakterien. Wir kennen eine ganze Gruppe von infektiösen Krankheitserregern, die im wesentlichen an der Stelle, wo sie in den Körper eingedrungen sind, haften bleiben oder sich wenigstens nur in beschränktem Maße auf die unmittelbare Nachbarschaft des zuerst befallenen Organs ausbreiten. Zu diesen Krankheiten gehören z. B. die allgemein bekannte und an vielen Orten Deutschlands so sehr verbreitete Diphtherie, und ferner der sog. Wundstarrkrampf oder Tetanus, eine sehr gefährliche Infektionskrankheit, die in dem ersten Kriegsjahre leider zahlreiche Opfer unter unsern verwundeten Soldaten gefordert hat. Bei diesen beiden Infektionskrankheiten findet durchaus keine allgemeine Durchdringung des Körpers mit den Diphtheriebazillen oder den Tetanusbazillen statt. Vielmehr werden die schweren und gefährlichen Krankheitserscheinungen ganz oder wenigstens zu einem großen Teil durch bestimmte Giftstoffe hervorgerufen, die von den Bakterien an ihrer Ansiedlungsstelle gebildet und gewissermaßen abgesondert werden, sich im ganzen Körper verteilen und dabei gewisse Organe in bestimmter unheilvoller Weise schädigen. Die Natur dieser vielleicht den Eiweißstoffen nahestehenden Bakteriengifte ist noch in vieler Hinsicht rätselhaft. Wir können sie aber durch Filtration einer Nährflüssigkeit, in der die betreffenden Bakterien in reichlicher Menge künstlich gezüchtet sind, von den Bakterien selbst abtrennen. Ein derartiges giftiges, aber vollkommen steriles, d. h. von allen lebenden Bakterien freies Filtrat ruft bei Versuchstieren zum Teil genau dieselben Krankheitserscheinungen hervor, die wir sonst nur bei der Infektion mit den lebenden Krankheitserregern selbst beobachten. Gerade auf die beiden genannten

Digitized by Google

Infektionskrankheiten, Diphtherie und Tetanus, bezogen sich die ersten grundlegenden Arbeiten Behrings. Er und seine Mitarbeiter zeigten, daß man Tiere durch Einspritzungen kleiner, aber immer steigender Mengen reinen Diphtheriegiftes oder reinen Tetanusgiftes schließlich gegen diese Gifte so unempfänglich machen kann, daß sie nun ohne jede Schädigung das Vielfache von Giftmengen vertragen, die sonst bei nicht vorbehandelten Tieren ausnahmslos den Tod zur Folge haben. Behring zog hieraus die Folgerung, daß sich im Blutserum der mit Tetanus- oder Diphtheriegift vergifteten Tiere ebenso wie bei den durch die betreffenden Bazillen selbst infizierten Tieren besondere Gegengifte bilden müßten, die er mit dem Namen Antitoxine belegte. Das jetzt in der ganzen Welt gebrauchte Diphtherieheilserum ist ein solches nach den Behringschen Grundsätzen durch Einspritzung von Diphtherietoxin bei Pferden gewonnenes antitoxisches Serum, ebenso das Tetanusserum, das unzweifelhaft Tausenden von verwundeten Soldaten das Leben gerettet hat. Da es von der größten praktischen Wichtigkeit ist, das antitoxische Heilserum möglichst frühzeitig zur Anwendung zu bringen, so wurde es in der deutschen Armee zum Grundsatz erhoben, bei jeder Verwundung, bei der die Möglichkeit einer Tetanusinfektion durch Verunreinigung der Wunde mit Tetanusbazillen vorlag, von vornherein eine prophylaktische Einspritzung von antitoxischem, durch Einspritzung von Tetanustoxin bei Pferden gewonnenen Tetanus-Immunserum zu machen. Man kann sich denken, welche enorme Mengen von Tetanusserum hierzu nötig waren. Aber sie wurden beschafft, und der Erfolg war der denkbar beste. Der Wundstarrkrampf ist aus unsern Kriegslazaretten so gut wie fast ganz verschwunden. Er spielt als Kriegsseuche kaum mehr eine besondere Rolle, ähnlich wie die Pocken, die jetzt ebenfalls ihre unheilvolle Bedeutung fast vollständig verloren haben.

Aber die Verhältnisse liegen nicht bei allen Infektionskrankheiten so einfach wie beim Tetanus und bei der Diphtherie. Zahlreiche andre Infektionserreger verhalten sich wesentlich anders. Sie geben gar keine oder nur in geringem Maße Giftstoffe nach außen in die sie umgebende Gewebsflüssigkeit ab. Dagegen produzieren sie in ihrem eignen Körper Giftstoffe, die aber erst bei dem Zerfall der Bakterien frei werden und ihre verderbliche Wirkung ausüben. Viele Bakterien verbreiten sich außerdem im ganzen Tierkörper, in den sie eingedrungen sind, dringen in fast alle Organe desselben ein und schädigen ihn gleichzeitig an den verschiedensten Stellen. Wollen wir also gegen diese Bakterien Schutz- oder Heilstoffe gewinnen, so müssen dies Stoffe sein, die auf die Bakterien selbst, nicht nur auf die von ihnen gebildeten und nach außen abgegebenen Gifte einwirken. Auch hier hat uns, wie schon erwähnt, die Natur selbst den richtigen Weg gewiesen. Schon im Blute des gesunden Körpers sind stets gewisse Stoffe vorhanden, die sich den eingedrungenen Bakterien hemmend und abwehrend gegenüberstellen. Man nennt diese zuerst von dem leider jung gestorbenen Münchner Forscher Hans Buchner nachgewiesenen Stoffe die Alexine. Unser Körper steht also von vornherein einer eingetretenen Infektion nicht vollkommen wehrlos

Digitized by Google

gegenüber. Gewisse Wachtposten sind stets vorhanden, die den ersten Ansturm feindlicher Eindringlinge nach Möglichkeit zu schwächen bestimmt sind. Aber die wesentlichen Kampfmittel gegen die eingedrungenen Feinde bilden sich doch erst während des Verlaufs der Krankheit aus. Unser Körper hat die merkwürdige Fähigkeit, nach dem Eindringen von Infektionserregern eine Menge von bakterienfeindlichen Stoffen neu zu produzieren und mit deren Hilfe die eingedrungenen Bakterien zu zerstören und ihre Giftwirkung unschädlich zu machen. Die moderne Forschung hat eine ganze Reihe solcher, in ihrer Wirkungsweise zum Teil ganz verschiedenartiger, im Verlaufe einer jeden Infektionskrankheit neu gebildeter Schutz- und Kampfstoffe entdeckt und mit Hilfe des Experiments genau untersucht. Wir kennen Schutzstoffe, welche die Bakterienleiber vollständig auflösen, die sog. Bakteriolysine, ferner Schutzstoffe, welche die Bakterien zwar nicht auflösen, aber sie unbeweglich machen und aneinanderballen, die sog. Agglutinine, endlich Schutzstoffe, welche helfend in den Kampf zwischen Bakterien und Körperzellen eingreifen. Denn ebenso wie im Kriege der Menschen gegeneinander der Kampf sowohl aus der Ferne mit Giftbomben und giftigen Gasen, als auch aus nächster Nähe Mann gegen Mann geführt wird, genau ebenso entwickelt sich der Krieg zwischen Bakterien und Körperzellen nicht nur durch Gift und Gegengift, sondern auch durch den Kampf Zelle gegen Zelle. Der kürzlich in Paris verstorbene russische Forscher Elias Metschnikoff hat zuerst nachgewiesen, daß gewisse Zellen des Körpers, vor allem die sog. Leukozyten, die weißen Blutkörperchen, den eingedrungenen Bakterien direkt zu Leibe gehen, sie umklammern, abtöten und schließlich auffressen. Metschnikoff war geneigt, diesem Vorgange, den er als Phagozytose bezeichnete, sogar die ausschließliche oder wenigstens die wesentlichste Bedeutung bei der Bekämpfung und Ueberwindung der Infektionskrankheiten von seiten des befallenen Körpers zuzuschreiben. Wir wissen aber jetzt, daß die Phagozytose nur eines der verschiedenen Abwehrmittel im Kampfe des Körpers gegen die Infektionserreger ist. Dabei wird auch dieser Kampf als solcher noch von chemischen, im Körper neugebildeten Stoffen unterstützt, von Stoffen, denen die Aufgabe zufällt, die Kampflust der Leukozyten und ihre Wirkungsfähigkeit zu erhöhen. Man nennt diese wohl charakterisierten und erkennbaren, die Phagozytose erleichternden Stoffe Aggressine, Opsonine u. a.

Alle diese bakterienfeindlichen Stoffe lassen sich im Tierkörper durch künstliche Infektionen jederzeit hervorrufen. Der Gedanke lag also nahe, auch sie zur Heilung oder, richtiger gesagt, zur Unterstützung und Verstärkung der natürlichen Heilungsvorgänge zu benützen. Zahllose Versuche sind in dieser Hinsicht auch schon in der verschiedenartigsten Weise angestellt worden. Doch sind freilich ihre praktischen Ergebnisse bei der großen Kompliziertheit der tatsächlichen Verhältnisse noch nicht sehr erheblich, wenn wir auch sicher annehmen dürfen, auf dem richtigen Wege zu einer aussichtsvollen Behandlung der Infektionskrankheiten zu sein.

Viel günstigere Erfolge als bei der Behandlung haben dagegen die Versuche erzielt, die obenerwähnten Tatsachen zur Verhütung der bakteriellen

Digitized by Google

Erkrankungen zu verwerten. Zu diesem Zwecke mußte versucht werden, nicht wie wir es oben bei der Bekämpfung der Diphtherie und des Wundstarrkrampfes gesehen haben, ein Antitoxin einzuspritzen, sondern durch die Einimpfung der Krankheitserreger selbst die Bildung der betreffenden bakterienfeindlichen Stoffe im Körper anzuregen. Daß dieser Gedanke zu einer wirklich wirksamen und praktisch anwendbaren Methode der Schutzimpfung führen konnte, verdanken wir folgenden beiden wichtigen Tatsachen. Einmal zeigte sich, daß die Schutzimpfung nicht nur mit lebenden, sondern auch mit kleinen Mengen abgetöteter Bazillen in wirksamer Weise vorgenommen werden kann. Das ist natürlich von der größten praktischen Bedeutung, da hierbei eine weitere Vermehrung und damit eine nicht abzusehende Wirkung der in den Körper eingespritzten Bazillen von vornherein ausgeschlossen ist. Und die zweite bedeutungsvolle Tatsache besteht darin, daß der Körper auf die Einverleibung kleinerer Mengen abgetöteter Bazillen, nicht etwa nur mit der Bildung einer solchen Menge von Antikörpern reagiert, daß dadurch die schädigenden Wirkungen der Impfung aufgehoben werden, sondern daß diese Antikörper in weit größerer Menge hergestellt werden, als für den Körper unmittelbar erforderlich ist. Die bei der Impfung entstandenen Antikörper bleiben somit zu einem großen Teile nach Ablauf der unmittelbaren Impfwirkungen im Körper zurück. Sie sind nun die Schutzkörper geworden, die sich einer etwaigen späteren Infektion sofort hemmend entgegenstellen. Gewissermaßen in ihrem Sperrfeuer kommt der neue Angriff überhaupt gar nicht zur Entwicklung oder wird verhältnismäßig leicht und rasch durch die Vernichtung des eingedrungenen Feindes siegreich abgeschlagen. Auf diesen Tatsachen fußend, haben in den letzten Jahren und namentlich auch während des jetzigen Krieges die Schutzimpfungen gegen Typhus und gegen Cholera eine ungemein ausgedehnte segensreiche Bedeutung gewonnen.

Der Impfstoff zur Schutzimpfung gegen den Abdominaltyphus wird in der Weise gewonnen, daß rein gezüchtete, in Kochsalzlösung aufgeschwemmte Typhusbazillen durch Erhitzen auf 53 bis 55 Grad Celsius abgetötet und mit 0,5 Prozent Karbolsäure versetzt werden. Von dem so gewonnenen Impfstoff wird zum Zwecke der Schutzimpfung eine kleine Menge unter die Brusthaut des zu Impfenden gespritzt. Gewöhnlich wird diese Impfung nach einer Zwischenzeit von je acht Tagen noch zweimal wiederholt, jedesmal mit einer etwas größeren Menge Impfstoff. Jede Einspritzung ruft eine bald geringere, bald stärkere Reaktion hervor, die als eine künstlich hervorgerufene leichte Typhuserkrankung aufzufassen ist. Während dieser Reaktion bildet der Körper die entsprechenden Schutzstoffe in so reichlicher Menge, daß sie nicht nur zur Ueberwindung der Impfreaktion, sondern auch zum Schutze für eine etwaige spätere nochmals eintretende Typhusinfektion ausreichen. Die Typhusschutzimpfungen wurden in ausgedehnterem Maße zuerst in den Jahren 1899 und 1900 bei den englischen Truppen in Indien und Aegypten vorgenommen. Im Jahre 1905 wurden zahlreiche Typhusimpfungen bei unsern nach Südwestafrika

Digitized by Google

entsandten Truppen ausgeführt. Die Erfolge waren so ermutigend, daß jetzt beim Ausbruch des Weltkrieges sofort mit den Impfungen begonnen wurde. Etwa seit dem Anfange des Jahres 1915 ist die Typhusimpfung in der ganzen deutschen Armee obligatorisch eingeführt, und wir können jetzt, nachdem viele Millionen Einzelimpfungen ausgeführt sind, auf Grund eingehender statistischer Untersuchungen mit voller Bestimmtheit die segensvollen Wirkungen dieser Maßregel behaupten. Die Zahl der Typhuserkrankungen im Heere hat ungemein abgenommen. Wiederholt hat sich gezeigt, daß beim Ausbruch einer Typhusepidemie in einem von unsern Truppen besetzten Ort die einheimische, nicht geimpfte Bevölkerung in großer Zahl erkrankte, während bei den geimpften Soldaten nur wenige und leichte Erkrankungen vorkamen. Denn ähnlich wie bei der Pockenimpfung zeigte sich auch bei der Typhusimpfung, daß die Erkrankung, wenn sie doch bei den Geimpften auftritt, fast immer einen leichten Verlauf nimmt. Die Mortalität an Typhus ist daher bei den vorher Geimpften eine sehr geringe.

Fast noch überzeugender als bei der Typhusschutzimpfung traten die günstigen Erfolge bei der Choleraschutzimpfung hervor. Schon im Jahre 1884 hatte ein spanischer Arzt, Ferran, Schutzimpfungen gegen die Cholera vorgenommen. Seine Methode war aber noch sehr unvollkommen, und seine Behauptungen wurden meist verlacht. Dagegen fanden die Impfversuche des englischen Arztes Haffkine in Indien im Jahre 1895 schon mehr Beachtung, und jetzt ist die Choleraschutzimpfung in durchaus ähnlicher Weise, wie ich es vorhin für die Typhusimpfung geschildert habe, allgemein eingeführt worden. Die Gefahr der Einschleppung der Cholera von Osten her nicht nur ins Heer, sondern auch in die bürgerliche Bevölkerung war beim Beginne des Weltkrieges sehr groß. Wir wissen jetzt, daß schon im August 1914 die Cholera in Warschau ausgebrochen war. Ende September 1914 zählte man im serbischen Heer bereits 12000 Cholerakranke. Die Zahl der damaligen täglichen Cholerafälle wird auf 200 bis 300 geschätzt. Durch russische Truppen wurde die Krankheit nach Galizien eingeschleppt, und bald hatte die österreichische Armee und die dortige Zivilbevölkerung stark unter der Krankheit zu leiden. Wie sehr bei der engen Verbindung der österreichisch-ungarischen mit der deutschen Armee auch diese von der gefährlichen Seuche bedroht war, liegt auf der Hand. Alsbald nach Ausbruch des Krieges wurde daher bei unsern Truppen die Choleraschutzimpfung allgemein eingeführt. Sie hat sich glänzend bewährt. Unter den geimpften Truppen sind irgendwelche nennenswerte Choleraepidemien überhaupt nicht aufgetreten, und unser deutsches Volk ist von den Schrecknissen der Seuche so gut wie ganz verschont geblieben. Bis zum Januar 1916 sind seit Kriegsbeginn in der ganzen deutschen bürgerlichen Bevölkerung nur 78 Cholerafälle vorgekommen, eine Zahl, die sich seitdem bis jetzt nicht wesentlich erhöht hat. Was dies zu bedeuten hat, erkennen wir erst, wenn wir an die Erfahrungen aus den früheren Kriegen — man erinnere sich nur an 1866 — denken.

Freilich muß zugestanden werden, daß der Impfschutz bei der jetzt üblichen

Digitized by Google

Methode der Schutzimpfung mit abgetöteten Bazillen meist nicht sehr lange andauert (etwa 1/2 bis 1 Jahr), und daß wir vielleicht allmählich noch wirksamere Methoden der Schutzimpfung mit abgeschwächten lebenden Bazillen (ähnlich wie bei der Schutzpockenimpfung) finden werden. Allein auch in ihrer jetzigen, sicher noch zu verbessernden Form haben die Schutzimpfungen schon sehr segensreich gewirkt.

So sehen wir also, daß sich seit der fast zufälligen Entdeckung Jenners ein ganz neues Gebiet der wissenschaftlichen Heilkunde von größter praktischer und wissenschaftlicher Bedeutung entwickelt hat. Noch stehen wir mitten in der Arbeit drin. Die Methoden der prophylaktischen Impfung werden, wie erwähnt, noch immer verbessert, ihr Anwendungsgebiet immer mehr erweitert. Aber ganz abgesehen von diesen praktischen Erfolgen, hat uns die Immunitätsforschung eine Anzahl von Tatsachen kennen gelehrt, die zu den merkwürdigsten in der am Wunderbaren doch so reichen organischen Natur gehören. Man vergegenwärtige sich doch noch einmal die Tatsache, daß unser Körper einer jeden Infektion mit einem der zahlreichen verschiedenartigen Infektionserreger stets ohne all unser Zutun mit der Bildung der entsprechenden, durchaus spezifischen Schutzstoffe antwortet, bei einer Typhusinfektion nur spezifische Typhusantikörper bildet, bei einer Diphtherieinfektion nur spezifische Diphtherieantikörper usw. Hier liegt doch eine unbewußte Zweckmäßigkeit des organischen Geschehens vor, die unser höchstes Erstaunen hervorrufen muß. Wie sollen wir uns das Entstehen dieser komplizierten, völlig gesetzmäßigen Vorgänge im Laufe der allgemeinen organischen phylogenetischen Entwicklung erklären? Es handelt sich hierbei doch nicht um Beziehungen des Organismus zur Außenwelt, die zu seinen regelmäßigen und stetigen Lebensbedingungen gehören. Wir kennen zahlreiche Schutzvorrichtungen der Organismen gegen mechanische und thermische Schädigungen, gegen zu große Feuchtigkeit und zu große Trockenheit, auch gegen die Angriffe äußerer Feinde, mit denen die Organismen beständig zusammenleben. Alle diese in der Organisation fertig gegebenen Einrichtungen lassen sich durch die bekannten Anschauungen über den Kampf ums Dasein, über die äußere Anpassung u. dgl. wenigstens bis zu einem gewissen Grade unserm Verständnis näherbringen. Aber bei den Immunitätsvorgängen treten spezifische Abwehrmaßregeln auf bestimmte Reize ein, die bisher im Leben der Organismen und ihrer Voreltern vielleicht gar keine Rolle gespielt haben. Denn man kann doch unmöglich annehmen, daß die Vorfahren der jetzigen Organismen schon alle möglichen Infektionskrankheiten durchgemacht und sich im Kampfe mit ihnen durch natürliche Zuchtwahl die Mittel zu ihrer Bekämpfung erworben haben. Betrachtet man also die Tatsachen der Immunitätslehre vom Standpunkte der teleologischen Naturauffassung, so tritt uns eine Reihe von Problemen entgegen, die, wie mir scheint, die lebhafteste Beachtung von seiten aller Biologen verdienen. Auf den ersten Blick noch rätselhafter erscheinen diese Vorgänge, wenn wir erfahren, daß die Schutzmaßregeln gegen die Infektionskrankheiten eigentlich nur den besonderen Fall einer viel allgemeineren biologischen Ge-

Digitized by Google

setzmäßigkeit darstellen. Denn durchaus entsprechende Vorgänge der Antikörperbildung, wie bei den Infektionskrankheiten, treten in jedem Organismus auch nach dem Einspritzen andrer fremdartiger Substanzen auf, nach dem Einspritzen fremdartigen Blutes, fremdartiger Eiweißkörper u. a. Diese Vorgänge sind stets dazu bestimmt, die eingedrungenen, dem Körper fremdartigen Bestandteile zu zerstören. Vielleicht liegt aber gerade in dieser ganz allgemeinen Gültigkeit des Gesetzes der organischen Abwehrbestrebungen gegenüber allen fremden Eindringlingen in das festgefügte geordnete Getriebe des Körpers eine Erleichterung für das Verständnis dieser scheinbar so unerklärlichen Vorgänge.

An Versuchen, in das Wesen der Immunitätsvorgänge näher einzudringen, hat es natürlich nicht gefehlt. Auf diese Erklärungsversuche näher einzugehen, würde mich aber hier viel zu weit führen. Nur auf einen Gesichtspunkt will ich zum Schluß noch kurz hindeuten. Jede in den Körper eingedrungene fremdartige Substanz kann eine Schädigung des Körpers nur dadurch bewirken, daß sie in unmittelbare Verbindung mit den Körperzellen tritt. Nur diejenigen Körperzellen, in die ein Gift eindringen kann, etwa wie ein Schlüssel in ein passendes Schloß, können von dem Gifte beeinflußt und geschädigt werden. In den geschädigten Zellen des Körpers entstehen teils unmittelbar, teils nachgewiesenermaßen unter Zuhilfenahme gewisser, schon im normalen Blutserum vorgebildeter Stoffe die Antikörper, und zwar in spezifischer Weise für jeden Eindringling. Hierbei macht sich wiederum ein allgemeines Gesetz geltend, das zuerst von dem früheren Leipziger Pathologen Karl Weigert klar ausgesprochen ist. Ueberall im Organismus, wo wir Vorgänge beobachten, die zum Ausgleich und zur Heilung eingetretener Schädigungen bestimmt sind, sehen wir diese ausgleichenden Vorgänge in einer überreichlichen, das unmittelbar notwendige Maß weit überschreitenden Weise auftreten. Die Natur arbeitet stets verschwenderisch. Bei der Heilung eines gebrochenen Knochens z. B. wird viel mehr neue Knochensubstanz gebildet, als zur Wiedervereinigung der Bruchstücke erforderlich ist. Und dieselbe Erscheinung beobachten wir auch, wie wir gesehen haben, bei der Antikörperbildung. Sie entstehen in viel reicherem Maße, als zur Abwehr der eingedrungenen Schädlichkeit nötig ist. Darum bleiben auch nach dem Ueberstehen einer leichten natürlichen oder künstlichen, d. h. durch Impfung entstandenen Infektionskrankheit zahlreiche überschüssig gebildete Antikörper im Organismus zurück. Diese sind es, die den Schutz gegen den Eintritt einer neuen Erkrankung gewähren. Auf ihrer überreichlichen Bildung durch die angegriffenen Zellen beruht die Möglichkeit einer erfolgreichen Schutzimpfung. —

Wiederholt haben wir in den vorhergehenden Ausführungen die Infektionskrankheit als einen Kampf von Zellen gegen Zellen aufgefaßt. Und jetzt, wo wir täglich von dem fürchterlichen Kämpfen und Ringen der Menschen gegeneinander hören, drängt sich dem Naturforscher immer wieder die Berechtigung dieses Vergleichs auf, die Aehnlichkeit des Geschehens, einerlei, ob Zellen gegen Zellen oder Massen hochorganisierter Zellkomplexe gegen andre Zellkomplexe kämpfen. Wir können den Vergleich zwischen Infektionskrankheit und Krieg

Digitized by Google

aber auch umgekehrt ausdrücken, und den Krieg als eine große epidemische Krankheit der Völker bezeichnen. Gehen wir diesem Vergleiche näher nach, so läßt sich aus ihm aber auch ein trostreicher Gedanke ableiten.

Wir haben das allgemeine Naturgesetz kennen gelernt, daß überall auf die krankhafte Zerstörung der Ausgleich und die Wiederherstellung folgt. Und wir haben ferner gelernt, daß die Vorgänge des Ausgleichs über das Maß des Zerstörten hinausgehen und den Organismus kräftiger und widerstandsfähiger machen, als er vorher war. Auch der Krieg, der Kampf der Völker gegeneinander, schafft eine fürchterliche Summe von Zerstörung und Vernichtung. Aber gerade der Krieg zeigt uns, daß auch hier die allgemeinen Gesetze, welche das organische Leben im Kleinsten beherrschen, ihre Gültigkeit nicht verlieren. Wo immer die Zerstörung am Werke war, regen sich neue ausgleichende Strebungen, um das Zerstörte zu ersetzen. Nur was im Kampfe nicht bestehen kann, geht dauernd unter. Was den Kampf siegreich überwindet, entwickelt neue schaffende und wirkende Kräfte, die nicht nur das Alte wiederherstellen, sondern zu neuen überschüssigen, fortschreitenden Bildungen führen. So versteht der Naturforscher den tiefen Sinn des alten Heraklitschen Ausspruches, daß der Krieg der Vater aller Dinge ist. Trauer und Schmerz erfüllen uns, wenn wir an alles das denken, was der Krieg zerstört hat. Aber darüber dürfen wir die zuversichtliche Hoffnung nicht aufgeben, daß sich aus all den furchtbaren Zerstörungen der Gegenwart neue Schutzstoffe und neue Triebe entwickeln, die zu einem Fortschritt in der allgemeinen Entwicklung der Völker führen.

Möge sich diese Hoffnung namentlich auch an unserm geliebten deutschen Vaterlande erfüllen!

Friedrichs des Großen Finanzpolitik im Siebenjährigen Kriege

Aus dem Kampfe gegen die furchtbarste Koalition, die Europa bis dahin geschaut hatte, aus dem ersten allgemeinen europäischen Ringen, dem Siebenjährigen Kriege, war König Friedrich II. von Preußen als der Hauptkämpe, als der starke Gewaltige, der Held des blutigen Stückes, als der Mann des Jahrhunderts hervorgegangen!

Nach dieser Kraftprobe wurde Preußen unter den Militärmächten Europas unbedingt als die erste Macht anerkannt. Trotz seiner knappen Hilfsmittel befand es sich jetzt, auch finanziell, zwischen den Großstaaten in nicht ungünstiger Lage. Das ist das Ergebnis der Schlußbetrachtungen R. Kosers, des Biographen Friedrichs des Großen, über den Siebenjährigen Krieg (1756/63)![1])

[1]) Vgl. R. Koser, Friedrich der Große, Bd. III[3] (1913); ferner auch R. Koser, „Die preußischen Finanzen im Siebenjährigen Kriege" in „Forschungen zur branden-

Digitized by Google

So überraschend es klingen mag, Friedrich war der Meinung, daß sein Staat, der sofort nach Abschluß des blutigen Ringens die Kriegsschulden hatte abtragen und sofort den Staatsschatz hatte auffüllen können, finanziell leistungsfähiger aus dem Kriege hervorgegangen sei als England, Frankreich oder Oesterreich. Er glaubte das eigentümliche Verhältnis feststellen zu können, daß dort die Regierungen mit Schulden überlastet und fast ohne Kredit seien; in Preußen hingegen wäre wohl das Land durch die feindlichen Einfälle ausgesogen, die Regierung aber im Besitz hinlänglicher Geldmittel geblieben. „Solange die Geldbeutel der Großstaaten leer sind," folgerte der große König, „so lange werden wir in Ruhe und Sicherheit leben;" und er gestand, daß diese Ebbe in den Kassen ihm als ein zureichenderer Grund für die Friedensliebe seiner bisherigen Feinde erscheinen wolle als ihre Humanität.

Ja, mehr noch! Schon nach wenigen Jahren durfte sich der König wenigstens mit den Gedanken beschäftigen, Neuvorpommern und Stralsund, die damals dem Königreiche Schweden angehörten, bei den Geldverlegenheiten jener Krone durch Kauf in preußischen Besitz zu bringen.

Und als Rußland wenig später seinen Krieg gegen die Türken führte, war Preußen ohne weiteres imstande, die Unterstützungsgelder zu zahlen, die es in seinem Bündnisvertrag mit dem nordischen Staate für den Kriegsfall verheißen hatte: 400000 Rubel jährlich (1764).

Wahrhaftig, ein aus verschiedenen Gründen anziehendes Problem, die Frage der finanziellen Leistungsfähigkeit Preußens im Siebenjährigen Kriege: sie war den Zeitgenossen fast mehr noch ein Rätsel als die militärische Widerstandskraft des Hohenzollernstaates!

Die einen wurden durch den Verlauf des Krieges bestärkt in ganz übertriebenen Vorstellungen von der Höhe des preußischen Staatsschatzes; solche sind z. B. zum Ausdruck gekommen in dem bekannten Kriegsliede aus jener Zeit, das unser vaterländischer Dichter Willibald Alexis in seinem unser Empfinden so anmutenden Romane „Cabanis" verewigt hat:

Friedericus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr,
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegt sechzig Patronen.

„Ihr verfluchten Kerls," sprach Seine Majestät,
„Daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht.
Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz
Und die hundert Millionen in meinem Schatz ..."

Andere Zeitgenossen, wie der sonst so gut unterrichtete Westphalen, der Sekretär und Vertraute des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, meinten,

burgischen und preußischen Geschichte", Bd. XIII (1900), sowie „Geschichte Friedrichs des Großen", Bd. III und IV (4. u. 5. Auflage, 1913) und F. v. Schrötter, „Die preußische Münzpolitik im 18. Jahrhundert" in den genannten Forschungen, Bd. 22 (1909), „Das preußische Münzwesen im 18. Jahrhundert" usw.

Digitized by Google

daß der Monarch seine „volle Schatzkammer" habe schonen können, da er sonstige Quellen sich zu öffnen gewußt hätte.

Und in Wahrheit: König Friedrich hatte trotz einer im Laufe des Krieges stark zurückgehenden reinen Staatseinnahme von etatmäßig zirka 11 Millionen Talern beim Ausgange des Kampfes größere Summen als im Beginn zur Verfügung, war auch sein ersparter Schatz von noch nicht ganz 13½ Millionen bereits vor Ablauf des zweiten Kriegsjahres vollständig erschöpft worden.

Allerdings hat der König einmal Hilfsgelder aus dem Auslande, nämlich von England, Subsidien angenommen, widerwillig in einem Augenblicke der höchsten Not und nur weil England zu der von ihm gewünschten Hilfsleistung an Truppen und Kriegsschiffen nicht zu bewegen gewesen! Am 11. April 1758 war der Vertrag abgeschlossen worden, der dem König einen jährlichen Zuschuß von 670 000 Pfund Sterling sicherte; sie ergaben, nach Abzug der Sporteln von 3683½ Pfund für die englische Schatzkammer, ausgemünzt rund 27 650 624 Reichstaler.

Friedrich empfand die drückende Fessel einer gewissen, zum mindesten indirekten Abhängigkeit. Vorerst nahm er Anstand, das britische Geld zu erheben. Als er das dann drei Monate später tat, wußte er sich doch von etwaigen Vorschriften der Engländer unabhängig zu halten, weil er jedesmal die Kosten des bevorstehenden Feldzuges zu Beginn des Jahres zu decken und damit seine finanzielle Selbständigkeit zu wahren verstanden hatte.

Wenn die englischen Minister Bute und Newcastle Anfang 1762 versuchten, den alljährlich erneuten Vertrag, der die Garantie des beiderseitigen Besitzstandes und das Verbot eines getrennten Friedensschlusses in sich schloß, nicht zu verlängern, so gaben sie sich der Hoffnung hin, für den Preis weiterer Subsidiengewährung den Bundesgenossen zu Landabtretungen nach dem Gefallen und den Bedürfnissen der britischen Politik zwingen zu können. Erörtert wurde damals die Frage einer etwaigen Rückgabe Schlesiens an Oesterreich.

Empört über diese demütigende Zumutung, über Englands bald sich klar herausstellende Treulosigkeit überhaupt, verzichtete Friedrich im Frühjahr 1762 darauf, die Subsidienzahlung weiter zu beantragen, trotz seiner bei so vielen Feinden fast hoffnungslosen Lage, für welche eine erlösende Wendung erst noch eintreten sollte, — in der Hauptsache durch den Thronwechsel und Regierungsumschwung in Rußland mit dem Hinscheiden seiner Erzfeindin, der Zarin Elisabeth (5. Januar 1762).

Ein neues Subsidienangebot der Briten wies Friedrich nach dem Kriege (1768) stolz und schroff zurück: „England scheint sich einzubilden," schrieb er seinem Gesandten, „daß es sich mit seinem Gelde beliebig viel Bundesgenossen verschaffen kann. England täuscht sich indessen furchtbar, wenn es sich schmeichelt, mich durch diesen Köder in seine Allianz hineinzuzerren. Nach den Verrätereien, die ich von seiner Seite zu Ausgang des letzten Krieges erfahren habe, werde ich sicher weder sein Gold noch seine Freundschaft suchen ... Und wenn sie mir

Digitized by Google

Tausende an Subsidien anböten, ich werde nicht wieder ihr Verbündeter werden, es sei denn unter dem Zwange des äußersten Unglücks."

Daß während der sieben Kampfjahre infolge der Kriegsläufe und des Verlustes ganzer Provinzen die ordentlichen Einnahmen immer mehr zurückgingen, ist natürlich. Die Generaldomänenkasse hatte ihren festgesetzten Jahresbeitrag für den Staatsschatz schon im ersten Kriegsjahre teilweise und sehr bald vollständig schuldig bleiben müssen. Nicht viel besser stand es mit ihrem Zuschuß an die Generalkriegskasse für den Friedensetat der Heeresverwaltung. Die Generalkriegskasse selbst hatte an ihren eigenen Einnahmen aus Kontributionen und Akzisen beträchtliche Ausfälle zu verzeichnen. Nur die Provinz Schlesien konnte auf unveränderte Einnahmen, im letzten Kriegsjahr sogar auf einen Ueberschuß von beinahe 300000 Talern hinweisen.

Mit neuen Steuern oder einem Zuschlage zu den bestehenden blieben die von feindlichen Einfällen und Einlagerungen ausnahmslos schwer heimgesuchten Provinzen verschont.

In welcher Weise hat nun Friedrich, abgesehen von der Unterstützung durch die englischen Subsidien während der vier Jahre (1758–1762), die Durchhaltung seiner finanziellen Leistungsfähigkeit in den Stürmen des Siebenjährigen Krieges zu ermöglichen gewußt, dessen Unkosten für Preußens Armee und sonstige militärische Ausgaben er selbst auf 125 Millionen Taler berechnete?

Es ist bekannt, daß der König, wie bereits im zweiten Schlesischen Kriege, so auch in der Bedrängnis nach der Niederlage von Kolin, entsagungsvoll die vielbewunderten, ihm selbst so werten Prunkstücke seines eigenen Silberschatzes im Berliner Schlosse nicht geschont hat. Die „als Möbel jetzt unnütze" Argenterie ergab in der Münze bedeutend weniger, als ihr Besitzer angenommen hatte, nämlich nur 514080 Reichstaler nach dem kleviſchen 18-Taler-Fuß.

Vor allem aber zog Friedrich das für seine Kriegszwecke notwendige Geld aus den besetzten feindlichen Gebieten heraus. Von deutschen Nachbarländern wurden dabei vor allem Sachsen und Mecklenburg stark in Mitleidenschaft gezogen. Sodann standen ihm — abgesehen von zeitweiligen, von den Beteiligten oft schmerzlich empfundenen Beschränkungen des Einkommens von Offizieren, Soldaten und Beamten — noch zwei Mittel zu Gebote: Anleihen und Münzverschlechterung!

Zu dem Mittel der Münzverschlechterung griff der König, verleitet durch damals noch verbreitete, allerdings falsche Vorstellungen wirtschaftlicher Natur! Sie entsprachen der Kulturstufe eines noch über keinen Kredit verfügenden, mit äußerster Anspannung aller Kräfte um sein Dasein kämpfenden Staatswesens.

Friedrich glaubte ohne einige Millionen jährlicher Einnahme am Schlagschatz, an der Prägegebühr (dem Unterschied zwischen dem Ankaufspreis des Metalls und dem Nennwert der Währungsmünzen), den Krieg nicht führen zu können. Ohne Verschlechterung des Münzfußes hätten sich seine Münzpächter, Daniel Itzig, Veitel Ephraim Söhne, Moses Isaac, keinesfalls auf die Zahlung eines so hohen Schlagschatzes eingelassen, wie ihn der Monarch zu benötigen

Digitized by Google

meinte. In der Tat hat er an jenem, während der sieben Jahre, im ganzen $33^1/_2$ Millionen Taler eingenommen und hierdurch den vierten bis fünften Teil der Kriegskosten decken können.

Wenn er nun Geldstücke fremden Gepräges, unter gleichzeitiger Verschlechterung des Münzfußes, nach dem Vorbilde anderer Fürsten und Staatsgewalten — allerdings unter Verwaltung und Kontrolle königlicher Beamten — herstellen ließ, so waren ihm die drohenden, unheilvollen Nachwirkungen des schlechten Geldes nicht unbekannt. Aber diese Nachwirkungen wollte er, soweit es ging, von Preußen fernhalten und auf fremde Staatsgebiete, vor allem auf die feindlichen, ableiten. In sie lenkte er die von ihm mit fremden Stempeln geschlagenen leichteren Münzen nach Möglichkeit hinein. Da er hierdurch jenen Ländern eine entsprechende Kriegssteuer aufbürdete, so erreichte er damit einen wohlberechneten doppelten Zweck!

Die dieser Maßregel teils gleichzeitige, teils vorangegangene Verschlechterung der Münzen eigenen preußischen Gepräges stellte in jener kreditlosen Zeit die einzige Art dar, die Mittel für den Krieg und damit für den Sieg, der errungen werden mußte, sicherzustellen. Denn vom Siege hing ja besonders damals die Existenz des ganzen Staates ab, dessen Wohl König Friedrich auch hier in erster Linie im Auge hatte.

Wie er sein eigener Feldmarschall war, so war er auch stets sein eigener Finanzminister gewesen. In dem Labyrinth seiner Finanzoperationen, für welche jene Münzverschlechterung schließlich doch nur eine kurze Episode bedeutete, verlor er allein, zu Kriegs- und zu Friedenszeiten, nie den Faden. Ueber dem Ganzen hielt er, alles überschauend, seine feste und sichere Hand. Mit großer Energie gelang es ihm — nach der Ordnung und Vereinheitlichung des Münzwesens im Jahre 1764 —, noch innerhalb der sieben ersten Friedensjahre (bis 1770) das schlechte Kriegsgeld aus dem Verkehr seines Staates vollständig zu beseitigen, die angerichteten wirtschaftlichen Schäden und Unordnungen verhältnismäßig rasch zu heilen.

Neben diesem Hauptexperiment mit den verschlechterten Münzsorten, mit den sog. „Ephraimiten", von denen der Volksmund kündete:

Von Außen schön, von Innen schlimm,
Von Außen Friederich, von Innen Ephraim,

hat der große König, wie gesagt, zu dem Mittel der Anleihe gegriffen.

Aus den Säckeln der Stände der einzelnen Provinzen floß auf die Weise dem Staatsschatz bis Ende 1757 nach und nach ein Beitrag von etwas über $3^1/_2$ Millionen zu. Mehr noch als diese hatten die in jene Zeit fallenden Anleihen und Kontributionen bei den Städten des eroberten Sachsens, vornehmlich Leipzig und Dresden, den Charakter von Zwangsanleihen. Nach 1758 hat Friedrich keine eigentliche Anleihe wieder aufgenommen, weder im Inlande noch überhaupt jemals im Auslande.

Das System der Anleihen war bei der damals, wie schon hervorgehoben, niedrigen Stufe der Kreditentwicklung noch nicht ausgebildet. Auch war noch

Digitized by Google

nicht das Bürgertum zu freiwilliger Mitwirkung am Staatsleben und an dessen Aufgaben herangereift, überhaupt zugelassen worden. Das sollte erst jene die Freiheitskriege vorbereitende Stein-Hardenbergsche Periode mit sich bringen. Da erst sollte, den Gedanken des Freiherrn vom Stein gemäß, das ganze Kapital von sittlicher Tüchtigkeit, das im deutschen Volke steckte, sich auswirken im öffentlichen Leben, da endlich sollte sich die Privattugend zu werktätigem und opferwilligem nationalem Gemeinsinn erheben. Von einem nationalen Gemeinsinn der Untertanen wußte der despotische Staatsorganismus des achtzehnten Jahrhunderts noch recht wenig. Mit einem solchen konnte er noch nicht rechnen. In seiner Finanzwirtschaft kannte er deshalb von Anleihen nur das System der Zwangsanleihen.

Doch gleichviel! Entscheidend und ausschlaggebend für die Existenz des Staates, für das Wohl des Vaterlandes war nun einmal das folgende Moment: Während König Friedrichs große Gegnerin Maria Theresia nicht zum mindesten durch die Erschöpfung ihrer Finanzen genötigt wurde, Frieden zu suchen, während Frankreich und Rußland sich dicht vor den völligen Zusammenbruch gestellt sahen, hatte es hingegen Friedrich der Große verstanden, in der Tat diejenige Partei zu bleiben, die den letzten Taler in der Tasche behielt und deshalb nach seinem bekannten Ausspruch siegen mußte!

Das Völkerrecht

Von

Josef Kohler

Der Gedanke des friedlichen Völkerverkehrs lag den Menschenstämmen ursprünglich fern. Der Fremde war rechtlos, denn da man nur seinen eignen Rechtskreis anerkannte, so konnte der aus fremdem Kreise Stammende nicht als Rechtspersönlichkeit erscheinen. Betrat er also das fremde Gebiet, so konnte er getötet werden, und er und seine Habe mußte jeden Angriffs gewärtig sein. Das Strandrecht, das noch lange in das Mittelalter hinein dauerte, war nichts andres als eine Folge dieses Standpunktes.

Allmählich wurde dies überwunden durch das Institut der Gastfreundschaft, das sich bei den afrikanischen Stämmen findet, wie bei den Arabern, den Griechen, den Römern und den Germanen: wer als Gastfreund aufgenommen wird, der genießt den Schutz seines gastlichen Hauses, und wer ihn verletzt, verletzt dieses. Der Gedanke war ein religiöser: der Gastfreund war in das Heiligtum der Familie aufgenommen.

Auf solche Weise hat sich ein Handelsverkehr entwickelt: jeder, der mit seinen Waren kam, suchte ein gastliches Haus auf, dem er dafür gewisse Vorteile gewährte; so konnte der Gedanke nicht fern bleiben, daß auch der Fremde eine

Digitized by Google

berechtigte Persönlichkeit sei. Bei den Griechen gab es eigne staatliche Gastfreunde, an die sich jeder Angehörige des betreffenden Volkes wendete, und so entstanden die kaufmännischen Konsulate.

Eine andre Rechtsform kam zur Geltung, als die Fremden in Scharen und Gruppen aufgenommen wurden, weil sie durch ihren Handelsbetrieb Güter brachten, deren man sonst entbehren mußte: hier entwickelte sich eine gewisse Autonomie der Fremden; sie gaben sich ihre eigne Verwaltung und ihre eignen Gerichte, und die Organe dieser Gruppengestaltung waren die Herrschaftskonsuln, wie sie noch in den Kapitulationen des Orients hervortraten; die Türkei hat diese Verhältnisse erst vor kurzem beseitigt.

Das Völkerrecht des Friedens hat auf solche Weise zu Niederlassungen und Ansiedlungsrechten geführt, zu Befugnissen, Handel zu treiben, und vielfach wurde der Handel noch unterstützt. Man gewährte den Karawanen ein besonderes Geleite, sorgte für Wagen und Pferde und schützte sie gegen Raub und Ueberfall.

Aber die völkerrechtlichen Beziehungen erstreckten sich auch auf Verwaltungs- und Justizverhältnisse; während man früher den Fremden, gegen den man eine Forderung hatte, einfach pfändete und dabei sogar den Landsmann für den Landsmann haften ließ, so sind die Völker später darüber hinausgegangen und haben dem Fremden den gerichtlichen Schutz gewährt. Man soll den Fremden verklagen, wenn man etwas von ihm haben will, und umgekehrt soll der Fremde die Möglichkeit erlangen, im Gebiete des Staates selber klagend aufzutreten. Unzählig sind solche Bestimmungen, sie finden sich schon im griechischen Rechte, sie durchziehen das ganze Mittelalter.

Aber die völkerrechtlichen Beziehungen reichen weiter; nicht nur wirtschaftliche Verhältnisse der einzelnen kommen in Betracht, sondern Leben und Tod ganzer Staaten. Der Krieg, der ursprünglich als rechtloser Kampf geführt wurde, wird zur religiösen Einrichtung. Die Götter sind es, welche dem kriegführenden Staate zu Hilfe kommen, und zwar einem jeden Staat seine eignen Götter: denn jeder Staat hat sein Pantheon und sein Nationalheiligtum. Hier werden besondere Formen entwickelt, um den Krieg zu eröffnen, denn der Krieg soll nicht etwa eine einfache Gewaltbetätigung sein, sondern eine sakrale Sache; so gab es in Rom eigne Priester, Fetialen, mit eignen Weiheformen, durch welche der Krieg eröffnet wurde.

Noch tiefer greifen die religiösen Verhältnisse in die Friedensschlüsse; der Friede wird eidlich bekräftigt: jede Nation schwört bei ihren Göttern, jede vollzieht Gebräuche, welche nicht etwa bloß als Symbole gelten, sondern nach Ansicht der Völker eine tiefmagische Wirkung haben. Es werden Opfertiere geschlachtet und es wird feierlich erklärt: wer den Frieden bricht, soll wie dieses Opfer fallen. Aber auch in die Art der Kriegführung greift die Religion ein; so erklärt schon das indische Gesetz des Manu, es sei ein Unrecht, den wehrlosen Feind zu töten oder sich vergifteter Waffen zu bedienen, und in Griechenland verbot der Bund der Amphiktyonen, daß die dazugehörigen Staaten sich

Digitized by Google

gegenseitig im Kampfe ihre Städte verwüsteten oder ihnen den Wasserlauf abschnitten.

Namentlich aber wurde das Los der Gefangenen gemildert. Ursprünglich waren sie jeder Gewalt preisgegeben; dann bestimmte man, daß sie nur in Ausnahmsfällen getötet werden sollten: man machte sie zu Sklaven und verkaufte sie als Sklaven, man unterwarf sie dem Loskauf und machte durch die Loskaufsumme eine außerordentliche Beute. Auch sonst war der Krieg ein Mittel der Erbeutung, und es bestanden eigne Bestimmungen über die Verteilung der Beute; so hat z. B. schon Mohammed in seinen Kriegen das Beuterecht geordnet.

Mit dem Kriege hingen natürlich auch die politischen Verträge zusammen, schon die Allianzrechtsverträge: die Staaten bestimmten, daß sie dieselben Freunde und Feinde haben sollten, bei Angriff wie bei Verteidigung; minder weit gingen die Defensivbündnisse, welche nur die Unterstützung im Verteidigungskriege vorsahen. Derartige Bündnisse finden wir schon im Altertum; schon Ramses II. schloß einen Defensivvertrag mit dem Hetiterkönig ab; bei den Griechen und Römern waren sie häufig, die Römer allerdings haben, als sie auf der Höhe ihrer Macht standen, diese Bündnisse vielfach einseitig geschaffen: der fremde Staat war verpflichtet, die Römer allein berechtigt; es galt schon als sehr große Gunst, wenn der römische Staat Freundschaft und Neutralität zusicherte.

Eine sehr heilsame Einrichtung waren die Schiedsverhältnisse; so bei Grenzstreitigkeiten, so auch bei sonstigen völkerrechtlichen Zwisten. Sie wurden vielfach abgeschlossen, wenn der Streitfall bereits eingetreten war; aber man machte auch Kompromisse für die Zukunft, indem die Staaten erklärten, daß alle völkerrechtlichen Fragen, die zwischen ihnen künftig eintreten sollten, einer schiedsgerichtlichen Entscheidung unterworfen würden. Bei den alten Griechen hat man bald Einzelpersonen, bald neutrale Staaten zu Schiedsrichtern gemacht; noch sind Marmortafeln mit solchen Schiedssprüchen erhalten, die uns in wundersamer Weise zeigen, wie vorsichtig die Schiedsrichter alle Umstände berücksichtigten und wie sorgfältig sie die einschlägigen Tatsachen in Betracht zogen.

Das Christentum hat in vielen Beziehungen eingegriffen. Sehr schön sagt der heilige Augustinus, daß der Krieger, wenn er verwundet und hilflos ist, aufhört, Feind zu sein, und es war allgemeiner Brauch der christlichen Staaten, daß die gefangenen Christen nicht versklavt werden sollen. Gegenüber den Ungläubigen allerdings behielt man sich die Befugnisse früherer Zeiten vor.

Besonders erwog man im christlichen Rechte die Frage des gerechten und ungerechten Krieges. Der bloße Eroberungskrieg und der Beutekrieg galten als ungerecht, gerecht nur der Krieg, der zur Erhaltung der Lebensbedingungen des Volkes oder zur Wahrung seiner Ehre geführt wurde; keinenfalls aber beschränkte man sich auf den Verteidigungskrieg: namentlich die Genugtuung für Kränkungen sollte mit zu den Zwecken des gerechten Krieges gehören. So hat Thomas von Aquin über den gerechten und ungerechten Krieg geschrieben und so die spanischen Naturrechtslehrer des sechzehnten Jahrhunderts; und man hat sogar die Frage erwogen, ob der Krieg nicht von beiden Seiten gerecht sein könne,

Digitized by Google

was aber dahin entschieden wurde: objektiv gerecht könne er nur von der einen Seite sein, subjektiv gerecht auch von der andern, nämlich wenn dieser Staat gutgläubig annimmt, daß er im Rechte sei.

Schon die Päpste des zwölften, schon die spanischen Rechtslehrer des sechzehnten Jahrhunderts haben im Kriege die Wehrleute und die friedliche Bevölkerung streng unterschieden; sie haben eindringlich verlangt, daß diese letzteren möglichst geschont werden müßten: nur wenn kriegerische Operationen nicht anders durchgeführt werden könnten, sollten auch die unschuldigen Bewohner in Mitleidenschaft gezogen werden. Trotzdem hielten die Völker vielfach an dem Gedanken fest, daß der Krieg nicht nur gegen die Staaten, sondern auch gegen die Bevölkerung geführt wurde; dies namentlich im Seewesen. Hier blieb man bei dem alten Seeraubsystem, das man nur staatlich beschönigte. Der Seeraub wurde zu einem privilegierten, die Piraten zur See bekamen eigne Kaperbriefe (gegenüber den Schiffen feindlicher Untertanen) und wurden dadurch staatlich anerkannt. So wurde im Seekrieg das Privateigentum weggenommen und zur Beute gemacht. Heutzutage gewährt man keine Kaperbriefe mehr, aber man gestattet es, daß die Kriegsschiffe der kriegführenden Staaten die den Privaten gehörigen Handelsschiffe und ihre Ladung aufbringen und sich aneignen.

Rousseau hat das große Verdienst, den Gedanken klar ausgesprochen zu haben, daß der Krieg nicht vom Staat gegen die Bevölkerung, sondern vom Staat gegen den Staat geführt werden soll, und daß daher nur militärische Maßnahmen gegen den Staat zulässig sind, nicht auch Maßregeln gegen die Bevölkerung, welche sich am Kriege nicht beteiligt. Allerdings muß hierbei jener Vorbehalt gemacht werden, den schon die Spanier aussprachen, daß, wenn Operationen gegen den Staat indirekt auch die Bevölkerung berühren, sie deswegen doch erlaubt bleiben. Zerstörungen und Verwüstungen auch privaten Eigentums sind dann statthaft, wenn sie zum Zwecke erfolgen, um Operationen des Gegners zu verhindern; ebenso ist es statthaft, befestigte Plätze, Stützpunkte und Operationszentren zu bombardieren, auch wenn dabei die friedliche Bevölkerung notleidet; es ist auch gestattet, Teile des feindlichen Staates zu besetzen und sie vom Verkehr abzuschneiden, namentlich also auch durch Blockade und durch Seesperre, auch wenn dadurch die Bevölkerung in schwere Bedrängnis kommt.

Dagegen ist es allerdings nicht gestattet, an der Bevölkerung Haß und Rache zu üben, es ist nicht gestattet, durch unkriegerische Maßnahmen, z. B. durch Bedrängnis der Neutralen, ein Volk um die Nahrungsmittel zu bringen, und der oben bezeichnete privilegierte Seeraub besteht zwar noch weiter, widerspricht aber den Grundsätzen des modernen Krieges; wir können ihn aber so lange nicht unterlassen, als ihn England von seiner Seite übt. Dabei muß jedoch bemerkt werden, daß die Wegnahme und Zerstörung von Konterbande oder Bannware kein Seeraub ist: sie ist als kriegerische Maßnahme vollkommen gerechtfertigt, denn der Staat, der Krieg führt, darf auch verhindern, daß seinem Feinde Hilfe zu seiner kriegerischen Unterstützung geleistet wird, nur muß man sich auf die echte Bann-

Digitized by Google

ware beschränken und darf nicht Sachen als Bannware erklären, welche für die friedliche Bevölkerung bestimmt sind.

Was die Humanisierung des Krieges betrifft, so hat schon Rousseau den richtigen Grundsatz aufgestellt, daß Gewalttätigkeiten nur so weit vorgenommen werden sollen, als sie für die kriegerischen Zwecke notwendig sind; daher soll man zwar feindliche Heere mit allen Mitteln kampfunfähig machen können, dagegen ist es unstatthaft, sich solcher Kampfmittel zu bedienen, welche unnötige persönliche Schädigung bringen, insbesondere Qualen und Martern bereiten. Der Zweck soll nur der sein, Personen kampfunfähig zu machen, nicht auch noch weitere Leiden zu schaffen. Diesem Gedankenkreise entspringt auch die Schonung der Gefangenen, die Pflege der Verwundeten und alle Maßnahmen, wodurch die Leiden des Kriegs vermindert werden. Sie sind überall da durchzuführen, wo es ohne Einbuße der kriegerischen Operationen geschehen kann.

So der heutige Krieg; er ruht vielfach auf andern Grundlagen als zu den Zeiten des Hugo Grotius, den man den Vater des Völkerrechts genannt hat, und es ist heilige Pflicht der Völker, diese modernen Ideen Rousseaus durchzuführen. Hier aber stößt man überall auf den Widerstand Englands: dieses hat alle veralteten Bestimmungen hervorgeholt und alle völkerrechtlichen Errungenschaften der neuen Zeit mit Füßen getreten. Von dem Satze ausgehend, daß im Kriege alles gestattet sei, d. h. daß es ein Völkerrecht nicht gebe oder doch nur, soweit es England nützlich ist, hat es sich gegen die Gegner wie gegen die Neutralen alles erlaubt. Daraus hat sich der Zweifel entwickelt, ob es überhaupt noch ein Völkerrecht gebe; diese Zweifel wurden auch durch die viel verbreitete Vorstellung genährt, als ob das Völkerrecht auf zufälligen Vereinbarungen und willkürlichen Bräuchen der Völker beruhe. Wäre dies, dann ließe sich allerdings nicht absehen, wieso dieses Völkerrecht noch weiter bestünde, wenn die Völker in Kampf und Streit liegen. Das ist aber nicht der Fall. Die Bestimmungen des Völkerrechts beruhen auf den klaren Grundsätzen des modernen Naturrechts, sie beruhen auf Gedanken, die in unserm Herzen tief eingegraben sind, und auf der Ueberzeugung, daß ihre Verletzung nicht nur ein schweres moralisches Unrecht, sondern auch einen tiefen Eingriff in das Rechtsgefühl bildet, welches unsre Kulturwelt durchdringt. Das Völkerrecht ist, wie das Recht überhaupt, nicht willkürlich geschaffen; es wurzelt in den Geboten unsrer ethischen Kultur. Daher muß auch hier ein Recht bestehen, solange es Menschen gibt.

Digitized by Google

Aus Graf Aehrenthals letzten Tagen

Von

Berthold Molden[1])

In dem ganzen ereignisreichen Jahr 1911 war Aehrenthal schon ein kranker Mann. Man wußte, daß seine Gesundheit angegriffen sei; wie tief aber das Uebel saß, war nur den ihm Nächststehenden bekannt, denn seine Willenskraft war stark genug, die zunehmende Körperschwäche zu überwinden. Daß der Minister, der alle Vorgänge mit äußerster Aufmerksamkeit verfolgte, nie den Augenblick versäumte, in dem der Schachzug, den er für nötig hielt, zu tun war, und der mit hartnäckiger Energie über die ihm anvertrauten Interessen wachte, daß dieser Staatsmann, dem von seinen ausländischen Feinden immer zugemutet wurde, daß er unabläßig an gefährlichen Plänen spinne, nur noch mit äußerster Selbstüberwindung und oft der Erschöpfung nahe seine Arbeit bewältigte, wußte weder das Publikum noch die diplomatische Welt. Eine Erholungspause hatte Aehrenthal seit seinem Amtsantritt nicht genossen. In der Zeit der Annexionskrise waren sogar die abendlichen Tischgespräche, an denen seine vertrauten Mitarbeiter und der frühere Botschafter in Konstantinopel, Graf Calice, teilzunehmen pflegten, der Politik und ihren Anforderungen gewidmet. In den späteren Jahren brachte der Minister die meisten Abende damit zu, sich von seiner Frau den diplomatischen Einlauf vorlesen zu lassen, zu dessen Durchsicht der Tag — den Konferenzen, Empfänge und Unterredungen ausfüllten — ihm nicht die Zeit gelassen hatte. Es verlangte ihn danach, nicht sprechen zu müssen, und die Gäste wurden immer seltener. Nur noch die beiden intimsten Freunde, ein Neffe Aehrenthals, Graf Rudolf Colloredo, und der Generaladjutant des Kaisers, Graf Paar, waren regelmäßige Besucher. Sie sahen mit wachsender Befürchtung, wie müde und abgespannt der blasse Hausherr aus seinem Arbeitszimmer kam, mit ihnen sprach sich die bekümmerte Gräfin aus, und sie teilten mit ihr ihre Sorge um den Gemahl, der nicht daran denken wollte, sich Ruhe zu gönnen. Schließlich erklärten die Aerzte, es müsse unbedingt geschehen. Sie hatten seit längerer Zeit festgestellt, daß Aehrenthal an Leukämie litt, der seltsamen Krankheit, die in einer massenhaften Vermehrung der weißen Blutkörperchen besteht, an der Lebenskraft des Menschen zehrt und die größte Schonung und sorgfältigste Pflege nötig

[1]) Wir entnehmen diese Darstellung mit Zustimmung des Verfassers dem in kurzem bei der Deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart) erscheinenden Werke: Alois Graf Aehrenthal. Sechs Jahre äußere Politik Oesterreich-Ungarns. Von Berthold Molden. Das Buch bedeutet einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen wie der gesamteuropäischen Politik in den entscheidenden Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges. Das hier mitgeteilte Schlußkapitel zeigt, wie über der politischen Darstellung auch das Menschlich-Biographische in der Schilderung des verdienten Staatsmannes nicht zu kurz kommt. Die Redaktion der „Deutschen Revue".

Digitized by Google

macht. Eine Behandlung mit Röntgenstrahlen bewährte sich, reichte aber nicht aus, um den weißen Feind, der in den Adern sein unheimliches Wesen trieb, zu bekämpfen. Im Winter 1911 traten die Wirkungen einer bösen Influenza hinzu, die auch die Gehörnerven ungünstig beeinflußte, und mahnten dringend, eine Unterbrechung der Tätigkeit eintreten zu lassen. Es wurde beschlossen, daß der Minister einen längeren Urlaub antreten solle, und im Februar wurde dies dem Publikum in den Zeitungen mitgeteilt. Ein Politiker kann sich aber nicht als erholungsbedürftig erklären, ohne daß dafür politische Beweggründe gesucht werden, und so wurde in den ausländischen Blättern, die Aehrenthal feindlich gesinnt waren, insbesondere in den russischen, zunächst die Vermutung und dann die Behauptung aufgestellt, daß seine Entlassung bevorstehe; ungenannte „diplomatische Gewährsmänner" wurden aufgeboten, und einer von ihnen versicherte sogar, daß das Schicksal Aehrenthals bei der Potsdamer Zusammenkunft entschieden worden sei. Man glaubte in Rußland, die Revanche für den Sturz Iswolskis vor sich zu haben.

Zur Vertretung des Ministers wurde der Botschafter in Konstantinopel, Markgraf Pallavicini, ein kluger und sehr geschäftserfahrener Diplomat, nach dem Ballplatz berufen. Er sollte vollkommen selbständig handeln, und Aehrenthal sollte sich um die Geschäfte überhaupt nicht kümmern. Am 11. März reiste er mit seiner Familie nach Abbazia ab, und dort verbrachte er zehn Frühlingswochen in ungewohnter Loslösung von der Tagesarbeit. Die Freiheit, die Seeluft und die Sonne taten ihm wohl; er fühlte sich wieder einmal bei besserer Gesundheit. Aber die Empfindung, so wertvoll sie subjektiv war, war trügerisch. Die Krankheit nahm ihren Fortgang, und bald nach der Rückkehr ins Amt kamen die Ermüdungszustände wieder. Die Arbeit, die der albanische Aufstand, die gefährliche marokkanische Streitfrage und der Italienisch-Türkische Krieg auflud, verrichtete Aehrenthal als ein zum Tode verurteilter Patient. Er selbst ahnte freilich nicht, daß ihm nur noch eine kurze Lebensdauer beschieden sei; Menschen von starker Aktivität und starkem Zusammenhang mit dem Weltgetriebe können sich das Aufhören schwer vorstellen. Daß Aehrenthal aber seinem Körper mehr zumutete, als er vertrug, mußte er täglich und fast stündlich merken.

Es war begreiflich, daß der überangestrengte Mann mit dem Weiterschreiten seines Leidens allmählich reizbarer und heftiger wurde und hartnäckiger auf seinem Willen bestand als zuvor. Aber es ist bezeichnend, daß er dadurch die Anhänglichkeit und Verehrung seiner Mitarbeiter nicht einbüßte. Man kannte im ganzen Hause seine unbegrenzte Aufopferung für den Dienst, seine strenge Sachlichkeit, sein Interesse für die Entwicklung jedes einzelnen nach seiner besonderen Eignung und Fähigkeit, seine Unzugänglichkeit für persönliche Beeinflussung. Freundschaftliche Rücksichten gab es für ihn im Amte nicht, und noch viel weniger wäre er etwa durch Schmeicheleien zu gewinnen gewesen. Er war gegen sie geschützt durch seinen Mangel an Eitelkeit. Ehrgeiz besaß er — großen Ehrgeiz, und sein Selbstvertrauen stieg mit den Erfolgen. Aber Eitelkeit, dieses Suchen nach Leckerbissen für das Selbstgefühl, war ihm fremd. Hätte ihm die

Digitized by Google

Natur den Hang danach verliehen, so hätte er gewiß sein möglichstes getan, ihn nicht aufkommen zu lassen, denn er arbeitete an sich immer und bis zuletzt. Er verlangte viel von sich und faßte den Pflichtbegriff immer ernster und tiefer.

Man mag die Frage aufwerfen, warum Aehrenthal in jener Zeit nicht seinen Posten verließ. Er hatte tatsächlich mehrmals, so schwer es ihm geworden wäre, von der Politik Abschied zu nehmen, beschlossen, seine Enthebung zu erbitten, und seine Gemahlin hatte ihn in dem Gedanken bestärkt. Wenn er aber vor dem Herrscher erschien und nach Erledigung des geschäftlichen Teils sein Ansuchen vortragen wollte, entfiel ihm, wie er bei der Heimkehr gestand, der Mut. Er konnte es nicht über sich bringen, dem Kaiser, dem er in Verehrung und Liebe ergeben war und der trotz seines hohen Alters nicht aufhörte, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit seine Pflichten zu erfüllen, aus einem rein persönlichen Grunde Kummer und Unannehmlichkeiten zu bereiten. Kaiser Franz Joseph trennte sich ungern von Personen, die ihn lange umgeben hatten, und am allerwenigsten von solchen, die er so hoch schätzte wie seinen bewährten Minister des Aeußern. Es wäre ein Schmerz für ihn gewesen, auf den Rat dieses Mannes zu verzichten, der so sorgsam überlegte, immer wußte, was er wollte, die Kraft der habsburgischen Monarchie nicht unterschätzte und sich dabei doch stets in den Grenzen des Möglichen und vernünftigerweise Anzustrebenden hielt. Kaiser Franz Joseph war eine zugleich ritterliche und praktisch angelegte Natur, und Aehrenthal, der das Ansehen und die Sicherheit des Reiches durch seine kluge und aufrechte Politik erhöhte und mehrte, genoß sein entschiedenes Vertrauen. Hätte Aehrenthal den Eindruck gehabt, daß das Vertrauen zu wanken beginne oder daß seine Politik, die auch Gegner, und zwar sehr hochstehende, hatte, vom Kaiser als änderungsbedürftig betrachtet werde, so würde er mit seiner Demission nicht gezögert haben. Der September 1911 brachte, wie wir gesehen haben, schwierige Situationen, über deren Behandlung man verschiedener Meinung sein konnte; es kam der tripolitanische Krieg, in den Balkanstaaten zeigten sich verdächtige Symptome, im Westen zog es sich drohend zusammen. Wie sollte man sich zu Italien, wie zu Rußland verhalten? Aehrenthals Auffassung kennen wir, und es war für ihn, als einen Staatsmann, der nicht das Amt um des Amtes und Glanzes willen behalten wollte, selbstverständlich, daß er nur bleiben könne, wenn es ihm erlaubt war, seiner Auffassung zu folgen. Er blieb und arbeitete weiter.

Als Aehrenthal im Dezember 1911 noch einmal vor die Delegationen trat, mußte er seine ganze Willenskraft aufbieten, um öffentlich sprechen zu können; aber er hatte die Genugtuung, zu sehen, daß das Vertrauensvotum, das ihm von der Mehrheit der österreichischen wie der ungarischen Delegation erteilt wurde, nicht nur ein formales war, sondern wirklicher Ueberzeugung entsprach. Diejenigen, welche seine Politik nicht billigten und ihm — merkwürdig genug — Tatenlosigkeit und bequeme Nachgiebigkeit vorwarfen, entschuldigten ihn damit, daß er infolge seines körperlichen Leidens nicht mehr der Aehrenthal der Annexionszeit sei. Sie täuschten sich! Er blieb, was er war, bis zum Schlusse.

Digitized by Google

Im Januar 1912 begab sich Graf Aehrenthal zur Erholung für einige Tage auf den Semmering; aber statt dort Besserung zu finden, fühlte er sich plötzlich so krank, daß er nach der Rückkunft — es war um die Mitte des Monats — um seinen Abschied ansuchte. Der Kaiser ließ ihm mündlich sagen, daß er ihn bitte, sein Amt noch zu behalten, und so verzichtete Aehrenthal darauf, das formelle Gesuch, das er schon vorbereitet hatte, abzuschicken. Gegen Ende des Monats verschlimmerte sich der Zustand immer mehr. Der Patient mußte im Bett bleiben, doch war er sich nicht bewußt, dem Ende nahe zu sein. „Ich glaube nicht," sagte er, „daß ich schon zur großen Armee abberufen werde; aber viel Geduld wird nötig sein, um mich wieder auf die Beine zu bringen." Er arbeitete weiter und nahm weiter Vorträge entgegen.

Aber rasch rückte die Zerstörung vorwärts, und nun konnte auch er selbst sich nicht mehr darüber täuschen, daß es ihm beschieden sei, zu sterben. Er sagte nichts und klagte nicht; doch seine Umgebung erkannte wohl, daß er sich dem Tode nahe fühle und daß es ihm bitter war, sich von dem Kreis der Seinen, die er so liebte, und von seinem Werkplatz mitten im Schaffen, von halbfertiger Arbeit umgeben, trennen zu müssen. Die Aerzte hielten es jedoch für möglich, daß sich das Siechtum noch hinziehe, und daher mußte — so viel Ueberwindung es den alten Kaiser auch kostete, die Enthebung auszusprechen — für eine Besetzung des Ministerpostens gesorgt werden. Am 15. Februar, spät nachmittags, wurde ihm mitgeteilt, daß in Anbetracht seiner schweren Erkrankung der Kaiser seinen Wunsch, das Amt niederzulegen, erfüllt und den Grafen Berchtold zu seinem Nachfolger ausersehen habe.

Am Vormittag des 17. Februar ließ Aehrenthal die ihm nächststehenden Mitarbeiter einzeln zu sich bitten, um von ihnen Abschied zu nehmen. Lange hielt er die Hand seines vertrautesten Freundes, Grafen Esterházy, umschlossen, der schweigend sein „Ich danke dir" entgegennahm und ihm wortlos ins Auge blickte. Baron Müller, der während dieser letzten Tage die Geschäfte zu führen hatte, der Sektionschef Freiherr v. Macchio, der Gesandte Pogatscher, der Kabinettschef Graf Friedrich Szápáry, der Leiter des Preßdepartements, Koloman v. Kánya, und noch andre erschienen am Krankenlager und nahmen seinen Händedruck und seinen Dank entgegen. Dann nahm er Abschied von seiner geliebten Frau und seinen nächsten Angehörigen und ließ noch einmal den Grafen Szápáry rufen, um ihm die Schlüssel zu übergeben und ihm einige letzte Aufträge zu erteilen. Er empfing die Sterbesakramente gefaßten Mutes, und auch auf die Aerzte, die schon dem Ende manchen Menschenlebens beigewohnt hatten, machte die Unerschrockenheit, mit der er dem Tode entgegensah, tiefen Eindruck. Der Kaiser hatte seinem sterbenden Minister persönlich einen Besuch abstatten wollen, man hielt es jedoch nicht für ratsam, den zweiundachtzigjährigen Monarchen der seelischen Erschütterung auszusetzen. Am Nachmittag traf jedoch ein hohes Ehrenzeichen ein, das man dem Kranken auf die Decke legte — die Brillanten zum Großkreuz des Stephansordens. Das begleitende Handschreiben konnte ihm, da er schon in Agonie war, nicht mehr vorgelesen werden. Es lautete:

Digitized by Google

Lieber Graf Aehrenthal!

In Würdigung des Umstandes, daß Rücksichten auf Ihren Gesundheitszustand Sie zu Meinem lebhaften Bedauern veranlassen, die Enthebung vom Amte des Ministers Meines Hauses und des Aeußern zu erbitten, genehmige Ich in Gnaden die von Ihnen erbetene Enthebung.

Bei diesem Anlasse finde Ich Mich bestimmt, Sie Meines ungeschmälerten Vertrauens nicht nur in Ihre Person, sondern auch in die Politik zu versichern, die Sie unter schwierigen Verhältnissen mit umsichtiger Initiative verfolgt haben und die Ihnen eine bleibende ehrende Erinnerung sichert.

Zugleich spreche ich Ihnen für die treuen, ausgezeichneten Dienste, die Sie Mir, Meinem Hause und der Monarchie in aufopfernder Weise geleistet haben Meine volle Anerkennung und Meinen wärmsten Dank aus.

Als Zeichen Meiner fortdauernden Gewogenheit verleihe Ich Ihnen die Brillanten zum Großkreuze meines Sankt Stephans-Ordens.

Wien, am 17. Februar 1912.

Franz Joseph.

Wien sah in Ergriffenheit den Staatsmann, dem diese rühmenden Worte gewidmet waren, aus dem Leben scheiden. Viele zog es zum umdüsterten Palais auf dem Ballhausplatze, in dem er so stark und weitausschauend gewirkt hatte und wo nun die Krankheit ihre Vernichtungsarbeit an ihm vollendete. Um dreiviertel zehn Uhr abends starb er.

Der Kaiser bekundete seine Teilnahme durch einen tiefgefühlten Beileidsbrief, den er an die Gräfin richtete, und durch die Anordnung, daß der Dahingeschiedene mit den höchsten Ehren bestattet werde. Am 22. nachmittags wurde, nachdem die kirchlichen Trauerfeierlichkeiten beendet waren, der Sarg nach dem Bahnhof gebracht, um nach Doxan bei Leitmeritz geführt zu werden, wo wenige Monate vorher die Mutter des Grafen, an der er mit rührender Liebe gehangen hatte, in der Familiengruft beigesetzt worden war.

Von den vielen Nachrufen, die hervorragende und hochstehende Politiker dem Dahingeschiedenen widmeten, sei nur der des damaligen französischen Ministers des Aeußern, Pichon, angeführt, der fast während der ganzen Amtsdauer Aehrenthals die auswärtige Politik Frankreichs geleitet hatte. Pichon diktierte dem Pariser Korrespondenten des „Wiener Neuen Tagblatt" folgendes in die Feder: „Aehrenthal war nach meiner Ansicht der größte Minister, den Oesterreich-Ungarn seit Metternich hatte. Von allen, die in den letzten Jahren eine markante Rolle in den Angelegenheiten der Welt gespielt haben, ist Graf Aehrenthal der Mann, der an Tatkraft und Ideen die weiteste Flügelspannung besaß. Seine Geisteskraft war seiner Energie gleichwertig. Der Höhepunkt seiner diplomatischen Laufbahn war sicherlich die Annexion Bosniens und der Herzegowina. Man befand sich bei dieser Sache einem Meister gegenüber, vor dem sich die Feinsinnigsten und Schlauesten verneigen mußten. Wenn die Annexion von Bosnien und der Herzegowina der Ruhmestitel des Grafen Aehrenthal vor

Digitized by Google

seit v. Treitschke erfolgten Bereicherung unseres Wissens in hohem Grade willkommen, und er ist auch als wohlgelungen zu bezeichnen. Ulmann beherrscht den ungeheuren Stoff und weiß ihn allseitig und unter Hereinnahme vieler weniger bekannter Einzelheiten zur Anschauung zu bringen. In der Auffassung Napoleons unterscheidet er sich von denjenigen, welche den großen Gewaltigen wesentlich als Ergebnis der Verhältnisse ansehen; er schreibt ihm eigne Impulse zu, für die nur er, und er vollständig, verantwortlich ist; er ist nicht nur „die höchste Woge in dem Aufeinanderprallen Englands und Frankreichs". E.

Der französische Roman und die Novelle. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Otto Flake. („Aus Natur und Geisteswelt", Band 377). Leipzig, B. G. Teubner. 130 S. M. 1.— (1.25).

Der Abriß umfaßt mit durchaus zureichender Vollständigkeit die Geschichte der erzählenden Dichtung in Frankreich von den Versromanen des Mittelalters bis zu den realistischen Werken unsrer Tage. Der Verfasser beherrscht seinen Stoff vollkommen; auch die gefällten Werturteile sind durchweg wohlbegründet. Er schreibt gründlich wie ein deutscher Gelehrter und geistreich wie ein französischer Plauderer; zuweilen überwiegt wohl die letztere Eigenschaft. Für das neunzehnte Jahrhundert, das mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit behandelt ist, will er einen neuen Standpunkt der Betrachtung gewinnen, indem er zu zeigen sucht, daß sich der französische Roman in dieser Zeit als besondere Aufgabe die Beantwortung der Frage gestellt habe, wie „über das Leben, die Menschen, die Dinge Klarheit möglich" sei. Br.

Napoleon, England und die Presse (1800—1803). Von Therese Ebbinghaus. München, R. Oldenbourg. (XV, 241.) M. 5.—.

Jetzt, wo Frankreich und England als Verbündete dastehen, interessieren selbstverständlich alle die Perioden der Geschichte aufs höchste, in denen sie sich bekämpften. Zu ihnen gehört bekanntlich auch besonders die Zeit Napoleons. Damals hat auch die Presse des Inselreichs ihre Wut an dem Emporkömmling ausgelassen, denn in England war schon 1689 durch die Bill of rights auch die Preßfreiheit anerkannt worden. Wenn nun den Klagen Napoleons über die Verunglimpfungen, die er und seine Politik in den Zeitungen Englands erfuhren, von diesem Lande her geantwortet wurde, daß er durch die französische Presse Wiedervergeltung üben lassen solle, so geriet der Korse in eine nicht geringe Verlegenheit, weil er durch eine Proklamation vom 25. Dezember 1799 nach dem Grundsatze „Ohne Ordnung ist die Verwaltung nur ein Chaos" die Freiheit der Presse gewaltig eingeschränkt hatte. Napoleon entschied sich für das Verfahren, daß die Presse heimlich beeinflußt werden solle. So ließ er denn durch seine Vertrauensmänner der Presse auch seine Pläne gegenüber England inspirieren. Auf welche Weise dies im einzelnen vor und nach dem Frieden von Amiens geschah, hat die Verfasserin mit höchst anerkennenswertem Fleiße unter Ausschöpfung der ersten Quellen vorgeführt, und es kann nicht fehlen, daß ihr Buch gerade auch in unsern Tagen eine weitgehende Aufmerksamkeit erregt.

Ed. König.

Brentanos Werke. Herausgegeben von Max Preitz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. In Leinen gebunden M. 7.50.

Dankbar müssen wir diese neue Ausgabe begrüßen, die lyrische und epische Dichtungen Brentanos — die Märchen sind darin vollständig aufgenommen — enthält, während die Dramatik des verfügbaren Raumes wegen zurückstehen mußte. Die Auswahl ist mit großem Verständnis erfolgt und die Erläuterungen dazu mit Fleiß und Sorgfalt durchgeführt. Ebenso ist auf den Text viel Mühe und Zeit verwendet. Dazu kommt eine ausführliche Einleitung über Leben und Wirken des Dichters mit vielen neuen Ergebnissen; dazu ferner kritische Anmerkungen und besondere Einleitungen zu einzelnen Dichtungen. Die Ausgabe umfaßt das Beste und Schönste, das Brentanos Dichtergeist geschaffen hat; sie bietet also ein vollständiges Bild seiner poetischen Tätigkeit und kann darum allen Freunden der Romantik aufs beste empfohlen werden.

Dr. Ernst Müller.

Malwida v. Meysenbug. Ein Lebensbild zum hundertsten Geburtstag der Idealistin. Von Berta Schleicher. Mit 32 Abbildungen. Berlin, Schuster & Loeffler. 283 S. M. 5.— (6.50).

Die „Memoiren einer Idealistin" machen es jedem schwer, das Leben ihrer Verfasserin noch einmal zu erzählen. Das vorliegende Werk besteht diesen Versuch in Ehren. Es gibt nicht nur mit liebevoller Wärme eine fesselnde Darstellung schon bekannter Züge, sondern bietet auch viel Neues in der abrundenden Geschlossenheit des Ganzen und in zahlreichen lebensgeschichtlichen Einzelheiten, die aus dem Nachlaß Malwidas, aus Briefen und Aufzeichnungen mannigfacher Art geschöpft sind. So ist das Buch wohl geeignet, neue Liebe zu werben für diese Frau von zugleich so tiefer und vielseitig tätiger Natur, neue Teilnahme für dies

Digitized by Google

Leben, das innerlich so reich war und sich zugleich mit dem Leben und Wirken so vieler andrer bedeutender Menschen berührte — von den Achtundvierzigern bis zu Wagner, Nietzsche, Heinrich v. Stein, dem Fürsten Bülow. Eine Gesamtausgabe der Werke Malwidas ist von der Verfasserin dieser Lebensbeschreibung besorgt und liegt druckfertig vor, wird aber erst nach dem Kriege erscheinen können, weil das erforderliche Uebereinkommen mit den in Frankreich lebenden Rechtsnachfolgern nicht mehr getroffen werden konnte. H. Brömse.

Von Nathan zu Faust. Zur Geschichte des deutschen Ideendramas. Antrittsvorlesung, gehalten in der Aula der Universität Basel am 2. Mai 1916 von Dr. R. Unger, Professor der deutschen Philologie. Basel, Helbing & Lichtenhahn. M. 1.80.

Unger erörtert die Entstehung und Entfaltung des Ideendramas vom Ursprung bis zu seiner Höhe (Nathan, Don Carlos, Faust). Er stellt in einer ausgezeichneten Untersuchung fest, daß das Gedankendrama in seiner eigentümlichen Verschmelzung spekulativer und dichterischer, subjektiv-bekenntnishafter und objektiv-dramatischer Momente und Tendenzen als charakteristische Schöpfung des deutschen Geistes zwar mannigfache Analogien in andern Literaturen, aber doch schwerlich seinesgleichen hat. Dr. E. M.

Der Eine und die Welt. Legenden von Weisheit, Wanderung, Nacht und Glück. Von Karl Röttger. München, Georg Müller Verlag. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.

In diesem Legendenbuche steht Christus als gewaltiges mystisches Bild auf, als ein Bild des „Einen in der Welt", in einer weiteren, räumlich und seelisch weiteren Welt, als ihn die Evangelien zeigen. Dabei schließen die Dichtungen eng an die Evangelien und an das Urchristentum an, nur ist hier der Mythus von Christus weiter gedichtet worden, und zwar weiter gedichtet worden in Stimmung, Geist und Größe der Evangelien. Christus, der gewaltige, weise und doch zugleich glanzlose, stille Weltwanderer ist der, der keinem Schicksal der Welt auf seiner schweren Bahn vorbeigehen mag. — Des Verfassers früher erschienenen „Christuslegenden" erregten seinerzeit allgemein großes Aufsehen, und ebenso machten die in dem vorliegenden Buche vereinigten Legenden bei ihrer Veröffentlichung in verschiedenen Zeitschriften auf das literarisch gebildete Publikum einen tiefen Eindruck. Es ist ein schönes, eigenartiges Buch, in das man sich versenken soll, ein Kunstwerk, an dem jeder nach Größe und Schönheit Hungernde Erbauung findet.

Luthers Charakter. Gezeichnet von Prof. D. Wilhelm Walther. Eine Jubiläumsgabe der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz. Mit Titelbild. Leipzig, A. Deichert. (VI, 214 S.) M. 3.80, geb. M. 5.—

Dem verdienten Lutherforscher ist es gelungen, in knappem Rahmen ein ungemein lebensvolles Bildnis des Reformators zu entwerfen. Es gibt wenig große Männer, die mit mehr Recht als eben Luther das bekannte Wort C. F. Meyers auf sich hätten anwenden dürfen: „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch." Walther hat den „Widerspruch" in Luthers Persönlichkeit nicht etwa verschwiegen, sondern gerade auf die scheinbare Gegensätzlichkeit seiner wesentlichsten Eigenschaften seine Darstellung aufgebaut und aufs trefflichste diese Gegensätze auf die höhere Einheit eines Charakters von ungeheurer Lebensfülle und weitumfassender Größe zurückgeführt — nicht in abstrakt-psychologischen Betrachtungen, sondern indem er immer wieder den Mann selbst, daneben aber auch die, die ihm am nächsten standen, zu Wort kommen läßt. — Die schöne Schrift wird jeden, der schon bisher als Protestant oder als Deutscher seinen Luther liebgehabt hat, in seiner Verehrung und Bewunderung bestärken; sie erscheint aber auch durchaus geeignet, die Gestalt des vielumstrittenen Mannes auch solchen näherzubringen, die ihm bisher mit Zweifeln und Abneigung gegenübergestanden haben. ss.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Albrecht, Emilie, Aus meinem Kriegstagebuch. (Badischer mobiler Lazarett-Trupp, XIV. A.-K., 2. Zug.) Heidelberg, Kommissionsverlag von Alfred Wolff. M. 3.—.

Badische Leib-Grenadiere bei Loretto. Von dem inzwischen auf dem Feld der Ehre gefallenen Leutnant d. R. und Kompagnieführer Hans Schmidt. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. 50 Pf.

Bezzel, Oberkonsistorial-Präsident D. Dr. v., Luther-Bismarck. München, Verlag Müller & Fröhlich. 40 Pf.

Digitized by Google

Bülow, H. v., Deutschlands Aushungerung? Dresden und Leipzig, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.50.

Das dritte lustige Büchel der Liller Kriegszeitung. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.75.

Der Jude. Eine Monatsschrift. II. Jahrgang. Heft 4, Juli 1917. Berlin-Wien, Verlag R. Löwit. M. 1.20.

Dick, C., Admiral z. D., Das Kreuzergeschwader. Sein Werden, Sieg und Untergang. Mit zahlreichen Abbildungen und Gefechtsplänen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Gebunden M. 6.—.

Döring, Dr. Woldemar Oskar, Das Lebenswerk Immanuel Kants. Lübeck, Verlag von Charles Coleman. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Ebert, Paul, Macht oder Kultur? Hamburg, Evangelische Buchhandlung von Fr. Trümpler. 50 Pf.

Emerson, Ralph Waldo, English Traits. (Tauchnitz-Edition Vol. 4519.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Geh. M. 1.60.

Feldpredigten im Weltkrieg in Verbindung mit Bischof von Keppler und Domprediger Donders. Herausgegeben von Dr. Michael von Faulhaber, Erzbischof von München und Freising, Feldprobst der bayer. Armee. Das Schwert des Geistes. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 5.50, in Pappband M. 6.60.

Franz, Erich, Politik und Moral. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 1.50.

Herbert, M., Lebensbeichte. Erzählung. Köln, J. P. Bachem. Geb. M. 1.80.

Horneffer, August, Die Freimaurerei. (Reclams Un.-Bibliothek Nr. 5980.) Leipzig, Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun. Geh. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Jahrbuch der Deutsch-österr. Schriftstellergenossenschaft 1917. Wien, Oesterreichische Druck- und Verlagsgesellschaft m. b. H.

Jahrbuch der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Bd. 32. 1. Lieferung. Mai 1917. Berlin SW, Paul Parey. M. 2.—. Für Mitglieder kostenlos.

Kleine Bilder aus großer Zeit. 106 Zeichnungen von Th. Th. Heine. München, Simplizissimus-Verlag. M. 1.—, Vorzugsausgabe der 100 Ex. M. 10.—.

Kovács, Alexander, Professor der Theologie, Die geschichtliche Stellung des Ungartums zum Weltkriege. Pozsony, Carl Angermayer. M. 1.50.

Mill, John Stuart. On Liberty and the Subjection of Women. (Tauchnitz-Edition Vol. 4518.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Geh. M. 1.60.

Neeff, Dr. Fritz, Gesetz und Geschichte. Mit einem Geleitwort von Geh. Rat Prof. Dr. Rudolf Eucken. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr. Geh. M. 1.—.

Offe, Dr. Hans, Politische Weltkunde. Mit Vorwort von Paul Rohrbach. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz. M. 2.50.

Reventlow, Graf Ernst zu, Indien. Seine Bedeutung für Großbritannien, Deutschland und die Zukunft der Welt. Mit einer Karte. Berlin, Verlag E. S. Mittler & Sohn. M. 2.—.

Schmid-München, E., Die deutschen Bauern in Südrußland. Mit einer Karte. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. M. 1.—.

Schroeter, Prof. Ernst, Louise von François. Zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr ihres Geburtstages am 27. Juni 1917. Weißenfels, Max Lehmstedts Buchhandlung. M. 1.80.

Schubart, Arthur, Schattenschnitte. Skizzen und Studien. Buchschmuck von Ludwig Hohlwein. Stuttgart, Ad. Bonz & Cie. M. 3.80.

Seeck, Otto, Katechismus des Weltkrieges. 39 zeitgemäße Fragen. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—.

Seitzinger, Adelbert, Michel Thoring. Eine deutsche Mär. Leipzig, Theodor Weicher. M. 3.—, geb. M. 4.50.

Siemens, Dr. h. c. W. v., Die Freiheit der Meere. Berlin, Verlag E. S. Mittler & Sohn. M. 1.25.

Stegerwald, Generalsekretär, Arbeiterinteresse und Friedensziele. Köln, Christlicher Gewerkschafts-Verlag.

Stier-Somlo, Prof. Dr. jur. Fritz, Die Freiheit der Meere und das Völkerrecht. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Stoecklein, Hans, Oberleutnant und Adjutant, Saint-Amand. Ein kunstgeschichtlicher Führer. Mit Bildern und Plänen. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. M. 1.50.

Waffenbruder Humor. Fidele Schützengrabenbücherei. Heft 1 und 2. Braunschweig, Verlag von E. Appelhans & Comp. Je 25 Pf.

Wald und Forstwirtschaft im Weltkriege. Drei Vorträge von Oberforstmeister Riebel, Regierungsdirektor Dr. Wappes und Prof. Dr. v. Mammen. Dresden, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.80.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Zweiundvierzigster Jahrgang. Vierter Band

Oktober bis Dezember 1917

Stuttgart und Leipzig 1917 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLII

(Oktober bis Dezember 1917)

Seite

Dr. Freiherr v. Macchio, k. u. k. Geh. Rat und Botschafter a. D.: Hirten und Herden 1

Generalleutnant Freiherr v. Freytag-Loringhoven, Dr. h. c. der Universität Berlin: Generalfeldmarschall Graf Schlieffens geistiger Anteil an den deutschen Erfolgen im Weltkriege 7

John L. Stoddard: Gärung in Amerika 13

Professor Laband: Englands Kriegsziel und die deutsche Verfassung . 23

Sigmund Münz: San Giuliano, Tittoni, Sonnino und Boselli. Aphorismen über Italiens Eintritt in den Weltkrieg 28

Dr. G. Baron Manteuffel: Die Selbsttäuschungen Kerenskis 37

Prof. Dr. Adolf Strümpell (Leipzig): Ueber Schutzimpfungen und ihre Anwendung im jetzigen Kriege 41

Friedrichs des Großen Finanzpolitik im Siebenjährigen Kriege . . . 53

Josef Kohler: Das Völkerrecht 58

Berthold Molden: Aus Graf Aehrenthals letzten Tagen 63

Freiherr v. Bissing, der zweite Generalgouverneur in Belgien . . . 72

Dr. Raimund Friedr. Kaindl (Graz): Polnische Kulturverhältnisse . . 76

Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns. 83. 202. 296

Das Deutschtum in der Dobrudscha 91

Archivrat Dr. J. Lulvès (Berlin): Englands und Italiens Gewalttätigkeiten gegen Griechenland vor Ausbruch des Weltkrieges . . 95

Kammersängerin Minnie Hauk: Aus meiner Berliner Opernzeit (Schluß) 105

Die Kriegs- und Friedensapostel Wilson, Lloyd George, Poincaré und Genossen und deren Kriegs- und Friedensgeschäft. Ein offenes Wort über praktische Weltpolitik und Diplomatie 125

Generalleutnant Freiherr v. Freytag-Loringhoven, Dr. h. c. der Universität Berlin: Bleibende Werte der Geschichte 130

Friedrich Thimme: Aus dem letzten Jahrzehnt Wilhelm v. Kardorffs. Neue Briefe aus dem Nachlaß eines Parlamentariers. II. III. 138. 256

General der Infanterie a. D. Freiherr v. Woinovich: Die feindlichen Waffen nieder! 155

Digitized by Google

Seite

Aus den Jugenderinnerungen A. v. Werners. Wanderjahre. Karlsruhe 1862 bis 1867 . . . . . 160. 277

Archivrat Dr. J. Lulvès (Berlin): Washington und Wilson 167

Matthias Salm: Vom französischen Militarismus 176

Oberhofprediger D. **Ernst Dryander:** Luther und das deutsche Haus . 190

Friedrich Fürst Wrede: Die Straße nach Holland 208

Harold Schubert: Die französische Presse im Weltkriege 215

General der Infanterie a. D. Freiherr v. **Woinovich:** War die Offensive gegen Italien notwendig? 221

Archivrat Dr. J. Lulvès (Berlin): Die geschichtliche Wahrheit über den französischen Raub Elsaß-Lothringens und über die Unterdrückung dieses Landes unter französischer Gewaltherrschaft 224

Professor **A. Leitzmann** (Jena): Tagebuchnotizen von Wilhelm v. Humboldt aus Paris (1799) 239

Das Eintreten Wilsons in den Weltkrieg und die hieraus sich ergebende Gefährdung Amerikas durch Japan. Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D. 252

Freiherr v. **Macchio,** k. u. k. Geh. Rat und Botschafter a. D.: Ein Staatsstreich in Serbien im Jahre 1893 271

C. A. Bratter: Der Dokumentendiebstahl von 1777 283

Dr. **Stephan Kekule v. Stradonitz** (Berlin-Lichterfelde): Die außerrussischen Verschwägerungen des Hauses Romanow und ihre geschichtlichen Wirkungen 287

Dr. **Friedrich Dukmeyer,** Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek zu Berlin: Mit Kerenski in Turkestan 294

Berichte aus allen Wissenschaften

Volkswirtschaft: Valutafragen 116

Geschichte. Oberst Freiherr v. **Dalwigk** (Weimar): Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges 302

Kleine Revuen

Literarische Berichte 122. 216. 306

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 124. 220. 311

Digitized by Google

Hirten und Herden

Betrachtungen zum Weltkrieg

Von

Dr. Freiherrn v. Macchio, k. u. k. Geh. Rat und Botschafter a. D.

Längst ist die biblische Parabel vom guten Hirten Gemeingut aller Gebildeten geworden. Drängte sich doch ein solcher Vergleich schon in jener patriarchalischen Zeit auf, als die Völker dem Wandertrieb ihrer Herden folgten und ihre primitive Stammesorganisation in engem Kontakt stand mit der Viehzucht, die ihnen den Lebensunterhalt lieferte.

So übertrug man denn auch die Namen der Hirten auf die Führer jener Stämme, welche, durchdrungen vom Gefühle der Zusammengehörigkeit, gleichsam durch deren Willenskundgebung an die Spitze einer großen Familie gestellt, mit Verständnis und Liebe ihre Geschicke lenkten.

Es war ein Vertrauensverhältnis idealer Natur, wie es den damaligen einfachen Lebensbedingungen der Menschheit entsprach und sich auf jeden einzelnen erstreckte. Auch die griechische Heldensage, die im homerischen Epos verkörpert ist, dessen Entstehung wohl großenteils aus ähnlichen Verhältnissen herauswuchs, hat bereits ihre Könige, die ja nichts andres als Stammeshäuptlinge waren, als die Hirten ihrer Völker bezeichnet. Ihre Führerschaft trat insbesondere in Kriegszeiten als diejenige des Heeres hervor, sie war aus der Wahl der Mehrheit des Volkes entsprungen und beinhaltete damit zu einer Zeit, in der die persönliche Tapferkeit und Tüchtigkeit alle anderen Konsiderationen überragte, auch die Vereinigung dieser Eigenschaften in der höchsten Potenz.

Im Laufe der Zeiten entwickelte sich mit zunehmender Kultur auch die Maschinerie des sich ausbildenden staatlichen Organismus nach vielseitigeren Richtungen. Das Tempo dieses Fortschreitens war anfangs ein sehr langsames, ein nach Jahrhunderten sich bemessendes; der patriarchalische Grundcharakter blieb noch lange erhalten und läßt sich wohl noch weit ins europäische Mittelalter hinein verfolgen. Die Formen, in welchen die einzelnen Völker ihre Einrichtungen sich herausbildeten, wechselten wohl und waren von mannigfachen Umständen bedingt: von Einwirkungen praktischer und seelischer Kräfte, vom Ueberwiegen der einen über die andern, von den Wechselbeziehungen mit Nachbarvölkern, wie sie im friedlichen und kriegerischen Nebeneinander und im Spiel der Kräfte sich ergaben. Vielfach wurden sie da und dort auch von gewalt-

Copyright 1917 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

samen Einflüssen und deren Ergebnissen aus dem Geleise geworfen und erst im Laufe längerer Epochen wieder durch Gegenwirkungen in die ursprünglichen Bahnen zurück oder in neue gelenkt. Indes, der Ausgangspunkt blieb derselbe und das Vertrauen die Basis, auf die sich das Verhältnis von Führer und Geführten stützte.

Ich will mich nicht in geschichtsphilosophische Spekulationen über den Fortschritt der Menschheit verlieren, welche über den Rahmen dieses Aufsatzes weit hinausgehen würden.

Ich möchte nur daran erinnern, wie das Tempo dieser Entwicklung ein immer rascheres werden mußte, als sich die Errungenschaften des menschlichen Geistes vervielfältigten, als der Erfindungsgeist immer neue Komplexe der Tätigkeit schuf, deren zweckmäßige Ausnützung Organisierung heischte und dadurch auch die staatlichen Institutionen in zunehmendem Maße zur Zergliederung in der einen Richtung, zur Zusammenfassung in der andern zwang.

Speziell seit einem Jahrhundert haben sich die Aufgaben des Staates ins Unendliche gesteigert und auf alle Richtungen menschlicher Betätigung übergegriffen; die Verwertung der sich häufenden epochalen technischen Erfindungen für das Beste der Gesamtheit wie des Einzelnen, die Ausgestaltung des als mächtige Stütze modernen Wirtschaftslebens erkannten Assoziationswesens, die Regelung aller sozialpolitischen Fürsorge im großen sind — um nur einige der wichtigsten Gebiete zu nennen — Aufgaben, welchen allein die materiellen, personellen, organisatorischen und administrativen Hilfsmittel des Staates gerecht zu werden vermögen.

Zu früher ungeahnten Dimensionen hat sich also heutzutage die Sphäre staatlicher Betätigung auf allen Gebieten entfaltet, und doch, wie kompliziert dieser ganze Mechanismus auch geworden sein mag, wie in alter Zeit liegt ihm das Prinzip der Führung der Massen zugrunde, wenn sich auch, entsprechend dem wachsenden Umfange dieser Aufgaben, die verschiedensten Kontrollmaßregeln herausgebildet haben, um den geführten, im Kampfe ums tägliche Brot ringenden Schichten einen mehr oder weniger zureichenden Anteil an den ihre Existenz regelnden Bedingungen zu sichern.

Das Verhältnis von Hirt und Herde ist also auch heute noch, wenn auch mit bedeutenden, durch die veränderten Größenverhältnisse bedingten Modifikationen, lebendig geblieben. Allerdings hat dieses Verhältnis wohl aufgehört, ein persönliches und ideales zu sein; es ist ein durch die beiderseitigen Interessen, das praktische Bedürfnis gegebenes, das sich eben am besten geeignet erwiesen hat, den Anforderungen der menschlichen Gesellschaft zu dienen.

Man ging wohl von ähnlichen Gedanken aus, als man begann, in die Idee des Zusammenlebens auch ein auskömmliches Nebeneinander der verschiedenen, in staatliche Einheit organisierten Völker einbeziehen zu wollen.

Daraus erwuchsen die vielfachen, vorerst meist privaten Bestrebungen zu internationaler gemeinsamer Arbeit, welche, den vielfachen Gegensätzen nur unvollkommen Rechnung tragend, die menschliche Natur übersehend, der Entwick-

Digitized by Google

lung der Dinge vorauseilten und dadurch zunächst zur Unfruchtbarkeit verurteilt waren.

Der Weltkrieg machte einen Strich durch diese Rechnung und zeigte die noch mangelnde Reife für solche Gedanken in einer Kulturwelt, der nicht nur der Kampf im Blute sitzt, sondern in der auch die durch die oben geschilderten Verhältnisse geförderte Omnipotenz des Staates anders geartete Bestrebungen nicht aufkommen läßt. Mehr denn je hat der Herdeninstinkt des Menschen seine blinde Unterordnung unter die Gewalt der Hirten dokumentiert und sich willenlos dem Worte der Führer gebeugt, auch wenn diese Führer zu Verführern wurden.

Wie erhebend drang in der Gruppe der Mittelmächte das Verständnis für die Natur dieses aufgedrungenen Kampfes in alle Kreise, wie fest trat deren Gefüge und das Gefühl der Zusammengehörigkeit in die Erscheinung, das auch vor der sich entwickelnden Weltkatastrophe nicht zurückschreckte, wo es galt, Haus und Hof, die geliebte Heimat vor Eroberungs- und Vernichtungsabsichten zu sichern. Blicken wir nun in das Lager der Gegner.

Wie haben deren Führer, deren Staatsmänner ihre Hirtenpflichten aufgefaßt?

Es ist beschämend für das wahre Kulturniveau ihrer Gruppe, die Antwort hierauf zu geben, wie sie unzweideutig aus den Geschehnissen erhellt.

Jetzt, wo deren auf Jahre zurückreichende Machenschaften aufgedeckt, jetzt, wo wir aus den Spalten ihrer Blätter und aus tausend andern Quellen täglich über die verwerflichen Mittel im laufenden sind, welche dort aufgewendet werden, um immer neu die niedrigsten in der menschlichen Seele schlummernden Instinkte gegen die Feinde zu entflammen, können wir erst voll ermessen, bis zu welchem Grade des Mißbrauchs die Autorität des Staates getrieben werden kann, um die eignen Völker zu betören, um mit einer Erfindungsgabe, die wahrlich einer besseren Sache würdig wäre, Haßgefühle zu entfachen, die oft gar nicht vorhanden waren, um den vermeintlichen staatlichen Interessen, in Wirklichkeit aber doch großenteils dem Machthunger und ungesunden Trieben derjenigen zu dienen, denen eine unerforschliche Vorsehung die Zügel in die Hand gegeben hatte. Schlagender als alles andre, was bisher darüber in die Oeffentlichkeit gedrungen war, hat wohl der Prozeß Suchomlinow und die Aussage des russischen Generalstabschefs die Leichtfertigkeit gekennzeichnet, mit der man sich im Ententelager über Ehrenwort und Thron hinwegzusetzen wußte, um nur ja die ersehnte Gelegenheit für den geplanten Vernichtungskrieg nicht zu versäumen.

Man kann diesen Hirten ihrer Völker das Zeugnis nicht versagen, daß sie mit völliger Gewissenlosigkeit alle Gaben ihres Geistes in den Dienst der Sache stellten, die ihr persönliches Prestige in die Wolken zu erheben bestimmt war, daß sie mit System und Konsequenz diesen Teil der sich selbst gestellten Aufgabe behandelten. Während die Heere der Zentralgruppe mit ehrlichen Waffen diesen überwältigenden Krieg auszufechten gedachten, sahen sie sich von Anfang an und fortgesetzt einem Netz der Verhetzung, Verleumdung, Verunglimpfung

Digitized by Google

gegenüber, das zu zerreißen kein Gegenzug, kein Dementi, keine Aufklärung sich stark genug erwies. Die Erfindungen krankhafter, widernatürlich veranlagter Gehirne, die abstoßende Lüge in aller Form wuchs ins Ungemessene, um diesen Krieg außerhalb der Heere nicht verstummen zu lassen und seinen Gifthauch ins Hinterland und von da wieder an die Fronten zu tragen; wo ebenbürtige Gegner im Kampfe sich messen und, wenn auch als Feinde, in gegenseitiger Achtung, durchdrungen von den Regeln einer humanen Kriegführung, sich begegneten, mußte der verpestende Odem der Verleumdung eindringen, um Zweifel und Mißtrauen, Verachtung und Entsetzen zu erwecken, wach zu erhalten und auf lange hinaus auswirken zu lassen.

Es genügt wohl ein Hinweis auf die Aussagen feindlicher Gefangener, um in dieser Richtung ein reiches Tatsachenmaterial anzuführen.

Wenn solche Wege nötig waren und es jetzt erst recht sind, um die eignen Völker, die eignen Heere von der Unvermeidlichkeit des Krieges, von dessen höheren Zwecken zu überzeugen, sie mit dem Willen des Widerstandes und der nötigen Angriffslust zu durchdringen, so muß man zu der Erkenntnis kommen, wie wenig einleuchtend die feindlichen Ziele erschienen sein mögen und wie sehr die Leiter unsrer Feinde sich dessen von Anfang an bewußt gewesen sein müssen, so daß nur außergewöhnliche, verwerfliche Mittel imstande waren, jene Qualitäten aufzubringen, deren sie für ihre Absichten bedurften. Welch klägliches Armutszeugnis für die wirklichen Zwecke, für welche diese Völker sich verbluten müssen!

Wo bleiben da die hehren Grundsätze jener Völkerhirten, die über Wohl und Wehe ihrer Herde wachen, die deren Gedeihen mit Liebe und Sorgfalt im Auge haben, deren Entwicklung im Geiste einer aufgeblühten Kultur sich zur Aufgabe stellen, wo bleiben aber auch all die schönen, tönenden Worte, die gerade jene Völkerverderber stets im Munde führen? Wo bleibt die Religion der Liebe, zu der sich ja ganz Europa bekennt? Man wäre eher versucht, mit Schaudern das Erstehen einer neuen Religion des Hasses zu erkennen, deren Miasmen die Welt erfüllen; wie ist es denkbar, sein eigenes Volk solch eigensüchtigen Plänen, solch unsinnigen Inspirationen des Bösen zu opfern, die nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft eines ganzen Erdteils vernichten!

Doch nicht genug damit; aus fremden Weltteilen werden halbwilde Rassen auf die Schlachtbank geführt und damit die grausame Kriegführung der Naturvölker auf den Boden Europas verpflanzt und tiefstehende Horden zu Zeugen gemacht, welcher Geist die angeblichen Kulturträger beherrscht. Ohne Rücksicht auf die Folgen wird für eine ferne Zukunft hinaus die Achtung jener Rassen vor der überragenden Begabung, vor dem ethischen Hochstande der weißen Rasse untergraben und damit die Grundlage entwurzelt, auf der allein, trotz mancher trauriger Entgleisungen, eine moralische Beherrschung und allmähliche Zivilisierung jener andersfarbigen Stämme aufgebaut werden kann. Und dies alles geschieht von seiten der Führer jener Staaten, die sich stets zu den fortgeschrittensten

Digitized by Google

der Menschheit zählten, die nicht mit Unrecht auf ungezählte Werke des Lichtes und des Segens zurückblicken und in denen die Menschheit in der Vergangenheit Apostel des Fortschrittes, der Humanität, der Gesittung zu begrüßen gewohnt war!

Doch solche Erinnerungen fechten sie nicht an. Mit den verzweifeltsten Hilfsmitteln der List und Gewalt werden kleine Völker in den Taumel des Hasses verstrickt und folgen den gleißenden Verheißungen, dem rücksichtslosesten Drucke, um schließlich die Opfer ihrer Verblendung zu werden. Es ist ein Schauspiel ohnegleichen, einen Staat nach dem andern, ungeachtet der wiederkehrenden abschreckenden Erfahrungen, diesem suggestiven Spiele erliegen zu sehen — einem Spiele, das sich Länder erlauben, welche den Schutz der kleinen Staaten mit trauriger Ironie auf ihre Fahnen geschrieben haben.

Auf einem andern Terrain — im Osten — werden die zahllosen Scharen des russischen Zarismus, Generationen alte Opfer der Unkultur und des Despotismus, als Vorkämpfer der Freiheit, als Bringer des Fortschrittes von den Westmächten in den Kampf getrieben — als der unwiderstehlichste Trumpf im Plane ihrer Staatsmänner; was kümmert es deren Egoismus, diese Millionen für Zwecke, die sie gar nicht kennen, in den Tod zu führen?

Was kümmert es den professionellen Ränkeschmied der Geschichte, den Drahtzieher aller dieser Marionetten, das in Selbstsucht sich spiegelnde England, grausam, aber folgerichtig dies sein schärfstes Instrument, als es stumpf zu werden beginnt, einem Erneuerungsverfahren zu unterziehen?

Es entspricht ja nur der dort gepflegten neuen Völkermoral, bei dem eignen Bundesgenossen mit dem verzweifelten Mittel der Revolution, bei kaltblütiger Opferung des morschen Zarentums, neue Kräfte zu entfachen und sich dienstbar zu machen. Wie kann dies das abgestumpfte Gewissen einer Staatskunst berühren, die indische, südafrikanische und ägyptische Greuel am Kerbholz hat und mit unvergleichlichem Zynismus dem Schicksal fremder Nationen nachtrauert während das Krebsgeschwür der irischen Frage ihm täglich ein furchtbares Memento entgegenruft!

„Geld regiert die Welt" und „Macht geht vor Recht" — mit diesen Maximen glaubt Albion der Welt immer noch sicher zu sein. Und fast könnte man glauben, daß die Tatsachen ihm recht geben; ist es ihm doch gelungen, aus Männern, die zur Zeit Nikolaus' II. in Rußland für den Frieden eintraten, die Apostel der neuesten Offensive zu machen! Ist es ihm doch noch einmal gelungen, aus den chaotischen Zuständen, in denen der russische Koloß dank der Wunderkur seines englischen Freundes und Henkers sich windet, aus dem zum Himmel schreienden Friedenswillen des irregeleiteten russischen Muschiks nochmals jene Elemente zusammenzuführen, die zu fremden Zwecken Einzelner, im Dienste des englischen Weltherrschaftsphantoms es zustande bringen, Ströme russischen Blutes nutzlos fließen zu lassen.

Bis zu welchem Grade müssen die Wahnvorstellungen, welche die Ententevölker dank allen jenen Vorspiegelungen beherrschen, gediehen sein, um sie der

Digitized by Google

so oft wiederholten, von den verschiedensten Stellen ausgegangenen Kundgebungen der Mittelmächte, welche der Friedenssehnsucht aller Völker Rechnung trugen, immer wieder vergessen zu machen oder vielmehr, wie tiefgehend muß die Wirkung jahrelanger Irreleitung sein, damit der liebliche, feierliche Klang solcher Kundgebungen im Mißton des Kampfgetöses in neuen Orgien der Vernichtung untergehe.

Wenn ich noch den teuflischen Aushungerungsplan ganzer Völker erwähne, obzwar er ja nicht im eignen Fleisch wütet, so geschieht es nur, weil er nicht unberührt bleiben kann in einer noch so lückenhaften Aufzählung der Verbrechen an der Menschheit, die, in den Köpfen Weniger entsprungen, den Begleiterscheinungen des Weltkrieges ihre widerlichste Signatur geben.

Es ist ein schwer bedrückender Gedanke, fast möchte man am Lose der Menschheit verzweifeln, wenn man beobachtet, wie auch in einer in vielen Richtungen so weit vorgeschrittenen Welt der Egoismus, der schrankenlose Eigenwille, der Mangel jeder Ethik und Moral in einigen wenigen Menschen genügt, namenlose Katastrophen über Millionen heraufzubeschwören und wie noch immer, in hohnvoller Mißachtung und Verschleierung der immer erdrückender ans Licht tretenden gegenteiligen Tatsachen, der Versuch unternommen werden kann, die Schuld auf jene abzuwälzen, die man mit dem Schlagworte der „Barbaren" zu stigmatisieren für gut fand.

Es mag getrost dem Urteil einer späteren Geschichte überlassen bleiben, wem dieser Beiname gebührt.

Wenn die Völker in späteren Generationen, aus einem eingebildeten Rachetraum erwacht, die Saat der Versöhnung und gerechten Urteils aufsprießen lassen und erkennen, wie sie im Kataklysma der Jetztzeit das Opfer von Verführern gewesen, dann wird die momentan so mißachtete Legende vom guten Hirten ihre Auferstehung feiern, und dann wird, so hoffen wir, die Zeit heranreifen, wo die Völker sich auf realerer, soliderer Basis zusammenfinden werden, um neben ihrem innern auch ihr äußeres, ihr Nebeneinanderleben auszubauen und vor einer Wiederholung von Erschütterungen, wie wir sie eben erlebt, in wirksamerer Weise zu schützen.

Digitized by Google

Generalfeldmarschall Graf Schlieffens geistiger Anteil an den deutschen Erfolgen im Weltkriege

Von

Generalleutnant Freiherrn v. Freytag-Loringhoven,
Dr. h. c. der Universität Berlin

Das deutsche Heer hat nach den gewaltigen Erfolgen des Krieges 1870/71 nicht auf seinen Lorbeeren ausgeruht. Alle seine Glieder lebten in dem Gedanken Moltkes, dem er in der Reichstagssitzung vom 16. Februar 1874 Ausdruck gab: „Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird." Die Armee beherzigte auch über die Jahrhundertwende hinaus die ernste Mahnung des großen Generalstabschefs, die er, den Weltkrieg gleichsam vorahnend, ein Jahr vor seinem Tode in der Sitzung vom 14. Mai 1890 an die Vertreter des deutschen Volkes richtete: „Wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unsern Häuptern schwebt, wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche, gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf treten; keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden. — und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte ins Pulverfaß schleudert!"

Die Geschichte lehrt, daß Armeen trotz fleißiger Friedensarbeit verdorren können. Die Katastrophe von Jena brach keineswegs über ein verlottertes Heerwesen, sondern über eine fleißige, in Zucht und Gehorsam gehaltene Armee herein. Auch fehlte es dieser nicht an Kriegserfahrung. Nach dem Tode Friedrichs des Großen waren mehr oder weniger starke Teile von ihr durch Jahre an dem Kriege gegen die französische Revolution beteiligt oder hatten in Polen gefochten. Die Armee hatte jedoch in geistiger Beziehung an Schwung eingebüßt und war bei den Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges stehen geblieben. Die Mahnung ihres großen Königs war von ihr nicht beherzigt worden, die auch heute noch volle Gültigkeit beanspruchen kann: „Die Kriegskunst erfordert ein fortwährendes Studium, wenn man sie sich gründlich zu eigen machen will. Ich bin weit entfernt, mir zu schmeicheln, sie erschöpft zu haben; ich bin sogar der Ansicht, daß eines Menschen Leben nicht hinreicht, um das Ende derselben abzusehen, weil ich von Kampagne zu Kampagne neue Grundsätze durch neue Er-

Digitized by Google

fahrungen gewonnen habe, und weil noch eine Menge von Gegenständen besteht, über welche das Schicksal mich keine Erfahrungen sammeln ließ." [1])

Aehnlich hätte es dem deutschen Heere nach 1871 gehen können, gerade weil Moltkes Größe als Feldherr, wie seinerzeit die Friedrichs des Großen, vor aller Welt unumstritten dastand. Wenn wir fortgeschritten sind, nicht nur, wie alle Armeen, auf dem Gebiete der Bewaffnung und der gesamten Technik, sondern vor allem auf dem geistiger Weiterbildung des von Moltke Ueberkommenen, so gebührt dem Grafen Schlieffen daran ein Hauptverdienst. Er hat überdies auf die Weiterentwicklung unsrer Wehrmacht und ihre Ausgestaltung, vor allem auf die Schöpfung der schweren Artillerie des Feldheeres anregend und fördernd gewirkt und bestimmenden Einfluß geübt. Seine Bedeutung aber liegt vor allem in der Weiterentwicklung Moltkescher operativer Gedanken. Graf Schlieffen hat sein hohes Amt angetreten mit dem festen Entschluß, es im Sinne Moltkes zu verwalten. Die Pietät für den Generalstabschef Kaiser Wilhelms I. aus großer Zeit war bei ihm im höchsten Maße ausgeprägt, aber er hatte erkannt, daß der Unterschied zwischen den heute im Kriege zur Verwendung gelangenden Heeresmassen und den von Moltke bewegten größer ist als der Unterschied zwischen diesen und den Heeresstärken, mit denen Napoleon zu rechnen hatte. Er folgerte hieraus die Notwendigkeit, nicht nur sich mit den heutigen Massen abzufinden, sondern die Heer- und Truppenführung mit der Kunst der Versammlung, Führung, Versorgung und Verwendung dieser Massen völlig vertraut zu machen.

Der Generalstabschef lenkte mit Uebernahme seines Amts im Jahre 1891 sofort bewußt in diese Bahnen ein und behielt die Schulung unsrer höheren Führung und des Generalstabes in solchem Sinne dauernd im Auge. Zäh und beharrlich überwand er alle Gegenströmungen, und sie waren stark und zahlreich. In seiner Studie über die Operationen von 1806 [2]) sagt er: „Ebenso wie es heute viele verständige Leute gibt, welche in den Millionenheeren eine Verirrung der Kriegskunst erblicken, gab es vor hundert Jahren nicht weniger verständige Leute, welche die Hunderttausendheere mit äußerstem Mißtrauen betrachteten." An andrer Stelle schreibt er: [3]) „Die Führung eines Millionenheeres ist freilich, so wird behauptet, ein kaum zu lösendes Problem. Daran ist so viel richtig, daß die Führung eines Heeres, eines großen wie eines kleinen, von jeher ein Kunststück gewesen ist. Daß aber die Schwierigkeit, dieses Kunststück auszuführen, in gleichem Maße wächst, wie die Stärke des Heeres zunimmt, wird schwer nachzuweisen sein. Es hat Generäle gegeben, die mit 300 000 Mann völlig gescheitert sind. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie 100 000 oder 50 000 Mann zum Siege geführt hätten. So viel ist gewiß, daß unter allen Feldherren noch keiner über die allzugroße Menge der ihm übergebenen Truppen Beschwerde geführt hat, daß aber alle ohne Ausnahme über das Zuwenig geklagt haben."

[1]) Mil. Testament von 1768.

[2]) Gesammelte Schriften, Bd. II.

[3]) Aufsatz über die Millionenheere. „Deutsche Revue", Juni 1911. Gesammelte Schriften, Bd. I.

Digitized by Google

Mit Millionenheeren galt es zu siegen, schnell und vernichtend, vor allem bei Deutschlands Lage, das erkannte Graf Schlieffen. Sein Nachfolger, Generaloberst v. Moltke, gab dem vollendeten Ausdruck, wenn er in seiner Rede beim Ausscheiden des Feldmarschalls aus dem Dienst sagte: „Den einen einheitlichen Willen zur Tat werden zu lassen durch das Werkzeug von Millionen von Menschen, das, Eure Exzellenz, haben wir von Ihnen gelernt. Wir haben gelernt, was Eure Exzellenz erstrebten: nicht Teilerfolge zu erzielen, sondern große, vernichtende Schläge. Eure Exzellenz wollten keinen Krieg, der sich endlos hinziehen mußte, bis die eine Volkskraft an der andern erlahmte. Sie wollten große, entscheidende Schläge und Ihr Ziel war die Vernichtung des Gegners. Auf dieses höchste Ziel sollten alle Kräfte gerichtet sein, und der Wille, der sie lenkte, war der Wille zum Siege. Dieser unbeugsame, leidenschaftliche Wille zum Siege ist das Vermächtnis, das Eure Exzellenz dem Generalstabe hinterlassen; es wird an uns sein, es heilig zu halten."

Die breite Oeffentlichkeit erfuhr zu Lebzeiten des Grafen Schlieffen über seine Gedankenarbeit vornehmlich durch einen „Der Krieg in der Gegenwart" benannten Artikel, den er im Januar-Heft 1909 dieser Zeitschrift veröffentlichte. Lange sich hinschleppende Kriege, so wird dort ausgeführt, sind jetzt unmöglich. Industrie und Handel können nicht lange in ihrer Tätigkeit unterbrochen sein. Eine Ermattungsstrategie ist ausgeschlossen, daher ein Angriff von zwei oder drei Seiten anzustreben. Bei einer Ueberzahl ist das leicht, auf eine solche aber kann jetzt nicht mehr gerechnet werden. Somit muß man zu der Auskunft greifen, nur schwache Kräfte gegen die feindliche Front zu verwenden, wenn der Angriff gegen die Flanke wirksam werden soll. Bedingung ist dabei freilich, daß eine wirkliche Fesselung des Feindes in der Front möglich bleibt. Die Feuerwirkung unsrer Zeit ist derartig gesteigert, daß die Infanterie nur noch in lockeren Linien, etwa ein Mann auf den Meter, zu kämpfen vermag. Eine unmittelbare Folge der verbesserten Schußwaffe ist sonach eine größere Ausdehnung der Gefechtsfront. Die Gewalt der Verhältnisse, das natürliche Streben, sich zu decken und doch die vorzüglichen Waffen zur Wirksamkeit zu bringen, hat die langen Gefechtsfronten hervorgebracht. Ein Armeekorps kann bei der jetzigen Bewaffnung das Zehnfache leisten als zur Zeit der Vorderlader, und es ist keine Zersplitterung, wenn es die dreifache Breite von vor vierzig Jahren einnimmt. Die Schlachtfelder der Zukunft werden und müssen daher eine ganz andre Ausdehnung annehmen, als wir sie aus der Vergangenheit kennen. Armeen in der Stärke derjenigen von Königgrätz und Gravelotte-St. Privat werden mehr als den vierfachen Raum von damals umspannen. Sie sind gering gegen die Massen, die in einem zukünftigen Kriege auftreten werden."

Der Feldherr hat im heutigen Kriege Zurückhaltung zu üben. Er befindet sich weit hinter der Front in einem Hause mit geräumigen Schreibstuben. Von dort telephoniert er zündende Worte und dort empfängt er die Meldungen der Armee- und Korpsführer. Die Einwirkung eines höheren Führers ist heute vorwaltend geistiger Natur. Die Form, in der sich jetzt die Führereigenschaften

Digitized by Google

betätigen, hat sich geändert, das Wesen ist das gleiche geblieben. Niemand hat die Grundbedingung aller Führereigenschaften schärfer erkannt als Graf Schlieffen, keiner sie seinen Untergebenen besser vorgelebt. Sprach er doch bei der Jahrhundertfeier der Kriegsakademie am 15. Oktober 1910 von dem „Etwas", das „in dem Feldherrn sein muß, ein göttlicher Funke, ein heiliges Feuer, das ihn in der Bedrängnis nach einem Leuthen zu führen vermag und unter einem Kunersdorf nicht zusammenbrechen läßt".

Wie hoch der Feldmarschall die Bedeutung des moralischen Elements im Kriege bewertet hat und welche verhaltene Kampfesglut in ihm lebte, zu welchem hohen Schwunge er befähigt war, künden die schönen Worte, die er bei der Taufe S. M. S. „Gneisenau" fand: „Einmal wird doch die Morgenröte anbrechen über dem Wasser, einmal wird doch der Tag erscheinen, der Tag des Zornes, und für diesen Tag wünsche ich dir, edles Schiff, daß du, würdig deines Namens, das erste sein wirst im Angriff auf den Gewaltigen, und daß du, erst nachdem die Nacht sich herabgesenkt auf die schwarze Flut, wenn auch zerschossen, wenn auch aus vielen Wunden blutend, das letzte bist, welches wutschnaubend von der Verfolgung abläßt." Diese bereits 1906 gesprochenen Worte muten uns heute an wie ein Segenswunsch für unsre Flotte zum Kampf gegen den „Gewaltigen" der Meere.

Den Gedanken des Angriffs von zwei oder drei Seiten, den der Feldmarschall in dem Aufsatz „Der Krieg in der Gegenwart" als das höchste zu erstrebende Ziel des Heerführers hinstellt, führt er in seinem „Cannae" [1]) näher aus. Hier heißt es: „Massenbildungen führen lediglich zu Angriffen gegen die Front mit unzureichenden Kräften, zu aufeinanderfolgenden, immer schwächer werdenden Stößen, die nahezu wirkungslos bleiben ... Dadurch wird die moderne Schlacht noch mehr als die frühere zum Ringen um die Flanken ... In diesem siegt derjenige, dessen letzte Reserve sich nicht hinter der Mitte der Front, sondern auf dem äußersten Flügel befindet. Dorthin kann sie nicht erst gebracht werden, wenn der Adlerblick des Feldherrn im Toben der viele Quadratmeilen umspannenden Schlacht den Punkt der Entscheidung erkannt hat, sondern dorthin muß sie bereits durch den Anmarsch zur Schlacht, durch den Vormarsch von den Ausladestationen, ja durch den Eisenbahntransport geführt werden." Dieses bis zum Eisenbahntransport unsrer Zeit durchgeführte Streben nach der Vernichtung des Feindes ist der leitende Gedanke, der das ganze „Cannae" durchzieht. Der Möglichkeit, ihn zu verwirklichen, gelten die Untersuchungen des Feldmarschalls von der Schlacht am Aufidus bis zu der von Sedan.

Diese flüchtige Skizze des geistigen Schaffens des Feldmarschalls läßt jeden, der sie am Verlauf des Weltkrieges mißt, erkennen, wie einerseits vieles, das uns dieser brachte, weiteres, das hätte eintreten können, vom Grafen Schlieffen vorausgesehen und erstrebt worden ist, wie aber anderseits so manches anders gekommen ist, anders kommen mußte, als er es annahm. Schon zu seinen Leb-

[1]) Gesammelte Schriften, Bd. I.

Digitized by Google

zeiten hatten sich gelegentlich Widersprüche gegen sein „Cannae" erhoben, wie es denn nicht ausbleiben konnte, daß solcher unter einheitlichem Gesichtspunkte zusammengefaßten Schilderung bei aller packenden Wahrheit zugleich eine gewisse Einseitigkeit innewohnen mußte. Als dem Feldmarschall einst diese fortgesetzte Betonung des Umfassungs- und Vernichtungsgedankens als einseitig vorgehalten wurde, erwiderte er: „Ja, es mag ja langweilig sein; es kommt eben immer auf das dumme Gesiege heraus." Er selber war sich jedoch wohl bewußt, daß er uns bei seiner Darstellungsweise nicht den ganzen Krieg gegeben hat. Dieser ist ein lebendiges Ding, sein Bild wechselt jeden Augenblick, und demgemäß wechseln die Eindrücke, die auf den Führer wirken. Mannigfache Faktoren sprechen bei der Durchführung des Entschlusses mit: Bewaffnung, Wert der Truppe, ihre Versorgung; vor allem auch die Geländeverhältnisse erzwingen sich Beachtung. Treitschke hat einst die Einseitigkeit als den Fluch aller menschlichen Größe bezeichnet. Der Feldmarschall wollte uns Großes, ja das Größte, Entscheidende lehren, darum hat er seine Studien alles sonstigen Beiwerks entkleidet. Graf Schlieffen glich seinem Vorbilde Moltke, von dem er bei der Denkmalsenthüllung auf dem Königsplatz in Berlin am 26. Oktober 1905 sagte,[1]) er habe „den ewig ruhigen Blick nach vorne gerichtet und die Zukunft gekannt, nicht als Prophet und Seher, sondern als einer, der aus dem Buche der Vergangenheit herauszulesen gelernt habe, was da kommen würde und was da kommen müsse".

Der Nachfolger des Feldmarschalls, Generaloberst v. Moltke, hielt an dessen grundlegenden Gedanken fest. So ist denn die Einleitung des Feldzuges im Westen im August 1914 der Hauptsache nach in Schlieffens Sinne erfolgt. Wenn uns kein durchschlagender Erfolg beschieden war und unsre Kräfte nicht ausreichten, Frankreich niederzuwerfen, so ist doch sehr Bedeutendes erreicht worden, vor allem das eine, daß eine weit in Feindesland vorgeschobene Verteidigung die deutsche Nordwestgrenze schützte. Immerhin zeigte sich an der Marne wie mehrfach im Osten, daß die Zeit der Millionenheere mit ihrer vervollkommneten Bewaffnung und den großen Frontbreiten, die sie beanspruchen, ihre eigenen Bedingungen hat. Die Kräfte, auch wo sie den Sieg verbürgen, reichen häufig nicht für den Erfolg im großen aus. Die einzelne Armee des Feindes kann umfaßt werden — wie denn solches mehrfach gelungen ist —, ein ganzes Heer nur sehr schwer. Die Bedeutung der Umfassung, der operativen wie der taktischen, bleibt darum an sich vollauf bestehen, und wenn Schlieffens Lehren, auf ganz große Verhältnisse angewandt, wie der Weltkrieg gezeigt hat, öfter der Einschränkung bedürfen, so ergaben sich doch gerade in ihm wiederum mehrfach Lagen, wo die Umfassung eines ganzen Heeres zur Wirklichkeit und von größter Tragweite hätte werden können. Unsern übermächtigen Gegnern bot sich solche Gelegenheit, unter anderm nach der Marneschlacht. Sie haben es nicht verstanden, die Gunst der Lage zu nützen, da

[1]) Gesammelte Schriften, Bd. II.

Digitized by Google

ihnen die Schulung in der Führung des Massenheeres, die wir Schlieffen verdanken, fehlte.

Die Schwierigkeit, ein überlegenes feindliches Heer zu umfassen, hat dann die Durchbruchsschlacht unter Zusammenfassung einer mächtigen, schweren Artillerie wieder zur Geltung kommen lassen. Wenn die Dinge diesen Lauf nahmen, so lag es an Verhältnissen, die Graf Schlieffen unmöglich voraussehen konnte. Eine Theorie des Krieges hat er ohnehin niemals entwickeln wollen, sagt er doch selbst von Moltke:[1]) „Nicht eine Methode, ein Mittel, eine Aushilfe habe er uns hinterlassen, sondern viele. „Nicht in stattlichen Bänden, vielen Kapiteln und zahlreichen Paragraphen hat Moltke die großen strategischen Probleme zu lösen gesucht, er hat vielmehr seine Offenbarung über das Wesen des Krieges auf die wenigen Worte beschränkt: „Die Strategie ist ein System der Aushilfen." Das scheint ein Stein zu sein, der dem Hungernden statt des Brotes geboten wird, oder ein Orakelspruch, welcher mehr verwirrt als aufklärt. Das scheint nichts zu sein, und es ist alles. Es ist ein Protest gegen diejenigen, welche in einer Theorie, einer Methode, in inneren oder äußeren Linien, in Umfassung oder Durchbruch das alleinige Heil suchen. Es ist die Behauptung, daß für jeden Fall das Zweckmäßigste gesucht werden muß, und es ist die Herstellung voller Freiheit für den Führer, das zu tun, wodurch er den Sieg gewinnen zu können glaubt."

Diesem System der Aushilfen sind wir im Weltkriege treu geblieben, es hat uns nicht zum Schaden gereicht.

Wenn Graf Schlieffen einen sich lange hinschleppenden Krieg als in heutigen Verhältnissen unmöglich bezeichnet, so war diese Ansicht bei uns vor dem Weltkriege wohl allgemein. Der Einfluß, den die weltpolitische und weltwirtschaftliche Lage, die ausnahmslos zugunsten unserer Feinde war, auf den Krieg gewann und ihn in die Länge gezogen hat, konnte zu Anfang nicht sogleich erkannt werden. Die aufreibenden Elemente, wie sie uns in Gestalt des heutigen Volks- und Massenkrieges entgegentreten, bildeten ferner ein unwägbares, in seiner Wirkung nicht vorher zu ergründendes Problem des Weltkrieges.

Der weltwirtschaftliche und weltpolitische Hintergrund, die Psyche des Volks- und Massenkrieges, die ungekannte Entwicklung der Technik sind es recht eigentlich, die dem Weltkriege sein Gepräge aufgedrückt haben. Wohl hat Graf Schlieffen einen Teil dieser Erscheinungen ahnend geschaut, in ihrer vollen Auswirkung sie zu erkennen mußte auch ihm als sterblichem Menschen versagt bleiben.

Sein Wirken aber hat reiche Früchte getragen. Als er sieben Jahre vor seinem Tode vom Generalstabe Abschied nahm, sprach er die Worte: „Im Auslande wagt sich keiner an den Generalstab heran, alle unsere Feinde sind überzeugt, daß der deutsche Generalstab das Vermächtnis des Mannes von Sedan geborgen hat und sich im sicheren Besitze des Geheimnisses des Sieges

[1]) Rede zum hundertjährigen Geburtstage Moltkes. Gesammelte Schriften, Bd. II.

Digitized by Google

befindet." Wenn der Generalstab im Weltkriege dieses Wort hat wahrmachen können, so weiß er, daß er solches in erster Linie dem Grafen Schlieffen zu verdanken hat, denn er hat „das Vermächtnis des Mannes von Sedan" nicht nur treu behütet, sondern in größtem Maßstabe ausgestaltet.

Gärung in Amerika

Von

John L. Stoddard

Vor mir hängt ein schöner Kupferstich. In der Mitte desselben sieht man die Wiedergabe der Unabhängigkeitserklärung Amerikas mit den Unterschriften ihrer heldenmütigen Unterzeichner.

Darüber sind die Bildnisse von Thomas Jefferson, dem Verfasser des unsterblichen Dokuments, George Washington, der als Oberbefehlshaber der Kolonialtruppen dessen Worte in die Tat umsetzte, und John Hancock, dem Statthalter von Massachusetts. Um den Text herum schlingt sich eine Girlande von Medaillons mit den Wappen der dreizehn Urstaaten, deren Vertreter am 4. Juli 1776 diese von Großbritannien unabhängig erklärten.

Wenn ich meinen Blick von diesem Stiche auf die Zeitung in meiner Hand lenke, die mir eine hier in Oesterreich wohnende entrüstete Enkelin eines der Unterschriebenen jener Erklärung brachte, lese ich folgenden Bericht aus Amerika: „Henry Aurin ist in Neuyork wegen Verteilung von Auszügen aus der Unabhängigkeitserklärung, in denen ungehöriger Nachdruck auf einzelne Stellen gelegt wurde, verhaftet und zu neunzig Tagen Gefängnis verurteilt worden." Angesichts einer solchen Handlung seitens der Regierung der sog. „freien Republik" scheint mir der obige Stich wie die Urkunde einer unbarmherzig geplünderten und teilweise zerstörten Heimstätte. Allerdings hat sich mein Geburtsland, auf das ich einst mit Stolz blickte, tatsächlich wieder in eine britische Kolonie verwandelt. Weitgreifend zerstört ist das Werk der Unterzeichner der Unabhängigkeitsakte. George Washingtons Mahnungen hat man in den Wind geschlagen. Die vernichtenden Anklagen, die Thomas Jefferson gegen England erhob, haben sich zu Lobeshymnen und Treuversicherungen für die beiden „George" der Neuzeit — Georg V. und Lloyd George — verwandelt. Die Männer, die mein Land regieren, sind Verräter an seinen alten Ueberlieferungen. Seine tollen Englandschwärmer sind noch anglophiler als die Tories vor hundert Jahren. Der Freistaat wird von einer gewissenlosen Finanzwelt beherrscht. Seine Demokratie ist zu Despotismus ausgeartet. Rußland hat einen Zaren verloren, Amerika einen gewonnen. Wilson ist sein Diktator — nicht von Gottes Gnaden, sondern von Gnaden des Geldes.

Digitized by Google

Obgleich er auf der Weltbühne anscheinend als frei handelnder Mime auftritt, fesselt ihn in Wirklichkeit eine goldene Kette an Wallstreet, und wie der Affe eines Leierkastenmannes kann er jeden Augenblick von seinen Herren zum Gehorsam zurückgezerrt werden. Schon der Gedanke, daß Amerika einen solchen Autokraten duldet, scheint ebenso unglaublich wie lächerlich. Noch vor wenigen Jahren war dieser Mann, dessen Name jetzt wie ein schlechter Geruch die Welt durchzieht, ein gewöhnlicher Bürger. Heute verfügt er über das Geld der Leute wie ein Wahnsinniger. Wie Wasser durch ein Sieb, so gleiten riesenhafte Summen durch seine Finger. Die Vereinigten Staaten sind bisher kaum noch in den Halbschatten der Kriegsfinsternis getreten, und schon haben sie 12 Milliarden Mark verausgabt.

Die erste amerikanische Kriegsanleihe lautete auf 16 Milliarden Mark; jedoch verkündete der Sekretär des Staatsschatzes, Herr Mc Adoo (Herrn Wilsons Schwiegersohn), noch ehe sie gezeichnet war, daß die verlangte Summe schon ausgegeben sei!

Günstlingsherrschaft, „Graft" und Bestechung werden bald in Amerika Orgien feiern, und Wilson ist es, der die großen Geschenke austeilt. Rechts und links streut er Millionen verschwenderisch, wie ein neuer Graf Monte Christo. Für Serbien, Italien, Rußland, Frankreich, China, England und sogar Mexiko ist er der internationale heilige Niklaus. Seinen Sinnspruch: „Geld regiert" hat er von England gelernt. Eins seiner jüngsten „persönlichen" Geschenke (natürlich von dem Geld des amerikanischen Volkes) waren 20000000 Mark für die russischen Invaliden!

Dies und die kostspielige Reise des Mr. Root und seines Gefolges in das Land des entthronten Zaren hatten keinen andern Zweck als den Versuch, mehr oder weniger die russischen leitenden Männer zu bestechen, damit sie zugunsten der Ententemächte das nutzlose Morden ihrer Landsleute fortsetzen. Vor einem Jahre nannte ich Wilson einen machttrunkenen Schulmeister. Jetzt ist er **machttoll**. Nachdem er unter dem Deckmantel der Friedensliebe und dem Vorgeben, „das Land vom Kriege ferngehalten zu haben", seine Wiedererwählung erreicht hat, lacht er sich ins Fäustchen, verhöhnt seine getäuschten Opfer und erweist sich heute als der fanatischste Kriegführende! Niemals hat ein Präsident so viel Macht besessen wie er, und keiner der herrschenden Monarchen kommt ihm darin gleich. Immer eingebildeter, anmaßender und diktatorischer werdend, ist er jetzt, wo er seinen Zielen kein Heucheleimäntelchen mehr umzuhängen braucht, eine große Gefahr sowohl für das Land, das er verrät, als für die Welt im allgemeinen. Als ein schlechter Pädagoge, immer den Prügel bei der Hand, besitzt er die Grausamkeit eines Feiglings, der seine Opfer von sicherer Stelle aus geißeln kann. Schon hat er in dem Land, das sich stets des freien Wortes rühmte, die strengste Zensur eingeführt. Auf geheime Anklage hin wird gehandelt. Die Spionage steht in Blüte. Die Bürger werden willkürlich unter dem nichtigsten Vorwande festgenommen und eingesperrt. In einem Lande, dessen gekaufte Presse bis heute die Wahrheit unterdrückt und den Haß in nie dagewesener Weise ge-

Digitized by Google

schürt hat, warnt der frühere Gesandte Gerard, der sich als ein unglaublich rücksichtsloser Verächter aller diplomatischen Gebräuche aufgeführt hat, die deutschen Zeitungen, den Präsidenten anzugreifen, da man ihnen sonst die Häuser über dem Kopfe anzünden würde! Und der Senator Root erklärt, daß die Verleger der wenigen Zeitungen in der englischen Sprache, welche sich der verbrecherischen Politik Wilsons entgegenzustellen wagen, gehängt oder erschossen werden müßten!

Vielleicht kommt noch die Zeit, wo man sich an diese Worte erinnern wird und ein verzweifeltes Volk mit der Tatsache rechnen wird, daß „Roots" unter die Erde gehören. Der große Freistaat des Westens, dessen zwei volkstümlichsten Leitsprüche waren: „Kein großes stehendes Heer" und „Keine Einmischung in ausländische Angelegenheiten", ist mit Hand und Fuß der militärischen Aushebung ausgeliefert worden, und Wilson erklärt, daß Amerikas Ziel in diesem Kriege die Vernichtung der deutschen Regierung und die Demokratisierung Europas ist! — Es erübrigt wohl, hinzuzufügen, daß er in allem als der Lakai Großbritanniens handelt, wie er es unter verschiedenen Bemäntelungen immer seit Anfang des Krieges schon getan hat. Was für Schimpf England den neutralen Rechten Amerikas, seiner Post und seinen Schiffsladungen auch angetan hat, er hat es übersehen, aber jede willkürliche Handlung, zu der Deutschland aus Selbstverteidigung oder Vergeltungsmaßregel gezwungen worden ist, hat er sofort und grob verurteilt. — Wohin Lloyd George führt, dahin folgt Wilson. Wie London vorschreibt, so gehorcht Washington. Das Kriegsbündnis zwischen England und Amerika ist folglich das einer Bulldogge mit ihrem Schwanze. Selbstverständlich ist England die Bulldogge, wobei zu beobachten, daß nicht der Schwanz die Bulldogge in Bewegung setzt, sondern die Bulldogge den Schwanz. Wenn die Bulldogge geschlagen ist, wird der Schwanz aufhören, sich zu bewegen. Dann werden auch die Parasiten des Hundes, wie Liberia, Portugal und Siam, nicht mehr belästigend sein. Die Bulldogge ist es also, die geduckt werden muß. Kaiser Wilhelm hat recht. „England ist der Hauptfeind. England ist der Gegner, der vor allen andern geschlagen werden muß, wie schwer es auch sei." — Was den militärischen Standpunkt betrifft, kann Amerika noch auf Monate hinaus für seine Verbündeten wenig tun und auch dann nicht viel.

Eine halbe Million Soldaten ausheben, ausrüsten und ausbilden (und ein so großes Heer wird nie nach Frankreich geschickt werden), wird sehr viel Zeit erfordern; erstens wegen Mangel an Offizieren zur Ausbildung der Mannschaft; zweitens, weil die fortwährenden Versenkungen der Schiffe dem Transport der Truppen über den Ozean und die Versorgung mit Munition und Lebensmitteln für diejenigen, die den Kontinent erreichen, große Schwierigkeiten machen werden; drittens wegen des Widerstrebens der amerikanischen Rekruten gegen die nötige Manneszucht und die Mühsale des Lagerlebens, da ihnen jeder höhere Beweggrund zur Begeisterung und zum Aushalten fehlt.

Unter ihnen gibt es keine Begeisterung für den Krieg, obwohl der Fall anders wäre, wenn ihr eignes Land vom Feinde überfallen oder angegriffen wäre. Die Umänderung der deutschen Regierung, die Verbreitung der „Demo-

Digitized by Google

kratie" in Europa, die Rettung der Milliarden, die Morgan und Genossen geliehen und verschwendet haben, sind nicht wert, dafür zu leiden und zu sterben.

Wenn Wilson, Morgan, Root und andre Kriegshetzer selbst an der Front wären, dann würden vielleicht die amerikanischen jungen Leute, die gezwungen sind, ihren heimatlichen Herd zu verlassen, um einem schrecklichen Tode ins Gesicht zu sehen, williger sein, „Deutsche zu töten". — So wie es steht, haben sie keine Lust dazu, und ihre Eltern noch weniger.

Die schon große Unzufriedenheit wird in dem Maße zunehmen, als die Leute anfangen, mehr und mehr die ungewöhnlichen Entbehrungen zu tragen, welche Herrn Wilsons Verwaltung über sie bringt, und wird eine noch schlimmere Form annehmen, wenn die Berichte von den Todesfällen in den ungesunden Rekrutenlagern hereingelangen, wenn die Steuern drückender, wenn die Nahrungsmittel noch knapper werden, und wenn die Listen der zur See Untergegangenen oder in Flandern Geopferten über den Ozean dringen und der Zensur des von Schreck ergriffenen Präsidenten entgehen. Diese Erwartung einer Volkserhebung seitens der Amerikaner gründet sich auf frühere Fälle, wo das Volk entweder zum Eingreifen bei den Wahlen oder bei weniger friedlicher Gelegenheit gereizt wurde. Außerdem wird sie bestätigt durch eine sehr tüchtige, vorigen April vom Senator La Follette vor dem Kongreß gehaltene Rede, die am 28. April in der Neuyorker Wochenschrift „Issues and Events" wiedergegeben wurde. Ich habe den Senator zwanzig Jahre hindurch als einen Mann von tadellosem Charakter und absoluter Furchtlosigkeit gekannt. Es ist ein Mann, den sogar Wilson nicht zu verfolgen wagt. Ich führe hier einige übersetzte Auszüge aus seiner vornehmen Rede an, damit die Deutschen inne werden, wie klar und überzeugend der Wahrheit in Washington Ausdruck gegeben und wie sie über das ganze Land verbreitet worden ist.

Es kann ihr ein mächtiger Einfluß nicht versagt bleiben, denn sie hat den Samen für eine zukünftige Ernte der Gerechtigkeit, Wahrheit und ehrenhaften Handelns ausgestreut, wenn die gegenwärtige nationale Verblendung vorüber ist.

„Herr Präsident, ich hatte bisher angenommen, daß es Pflicht der Senatoren und der Vertreter im Kongreß sei, in allen öffentlichen Angelegenheiten, die ihnen zur Begutachtung und Entscheidung vorgelegt werden, nach Ueberzeugung zu stimmen und zu handeln. Seit einiger Zeit haben gewisse Zeitungen einen ganz andern Lehrsatz verbreitet, welcher, wie es leider scheint, beträchtlichen Anklang anderswo gefunden hat, und dieser Lehrsatz ist: „den Rücken des Präsidenten zu decken", ohne zu fragen, ob der Präsident recht oder unrecht hat. Ich für meine Person habe diesen Lehrsatz nie unterschrieben und werde ihn nie unterschreiben. Ich werde den Präsidenten in den Maßnahmen unterstützen, die ich für richtig halte. Ich werde mich den vom Präsidenten vorgeschlagenen Maßnahmen widersetzen, die ich für unrecht halte. Wenn es für uns schon wichtig ist, unsrer Ueberzeugung in Sachen der innern Politik Ausdruck zu geben und dieser gemäß zu stimmen, obgleich wir vielleicht leider in

Digitized by Google

Widerspruch zu dem Präsidenten stehen, ist es bei weitem wichtiger, unsre Ueberzeugung auszusprechen und nach ihr zu stimmen, wenn es die Frage um Krieg oder Frieden gilt, was unabwendbar das Leben und Wohlergehen vieler unsrer Leute hineinverwickelt oder auch ihrer aller Schicksal sein kann und ebensowohl das der ganzen Kulturwelt."

„Ich habe ungefähr 15000 Briefe und Drahtnachrichten aus vierundvierzig Staaten der Union erhalten, welche gesondert worden sind, je nachdem sie meine Stellung gegen den Krieg verurteilen oder anerkennen. Von dieser Auswahl der Zuschriften der Staaten sind unter je zehn neun eine unbedingte Annahme meines Kurses gegen den Krieg mit Deutschland. Ich will nur einige, eilig ausgewählte davon vorlegen: Herr Präsident, lassen Sie mich sagen, daß die Stadt Munroe eine gute Stadt ist, vorbildlich für irgendeine Stadt gleicher Größe in irgendeinem Staate in der Union. Am 2. April hielt man hier eine Wahl ab und die folgende Stimmabgabe galt der Frage der Kriegserklärung gegen Deutschland. Das Telegramm, das die Abstimmung berichtet, lautet: Munroe Wahlstimmen über Kriegsfrage — für Frieden 954; für Krieg 95.

„Folgendes Telegramm habe ich aus Sheboygan in Wisconsin: „Bei amtlicher Stimmenabgabe, die in den letzten Tagen durch die berechtigten Wähler der Stadt Sheboygan über die Frage: Soll unser Land in den europäischen Krieg eintreten? stattfand, stimmten 4082 Nein und 77 Ja!" Das nächste Telegramm ist aus Melrose, Massachusetts, und lautet: „Senator La Follette, Washington: Stehen Sie fest gegen den Krieg, und die Zukunft wird Sie in Ehren halten. Massenmenschenmorde können nicht Menschenrechte einsetzen! Träte unser Land in den Krieg ein, würde es Verrat an der Menschheit bedeuten." Folgendes kam aus Dorchester, einer Vorstadt von Boston: „Glückwünsche unserm vornehmst denkenden Amerikaner. Unsre Entschuldigung für den Krieg ist, daß die Morganschen Millionen in Gefahr sind. Eines Tages wird unser Volk Ihre Stellung anerkennen." Aus Racine (Wisconsin) wurde telegraphiert: „Viertausend Mann versammelten sich gestern abend im Hörsale. Viel Begeisterung für Amerika, keine für den Krieg. Rekruten sollten sich melden, und nur sieben Mann ließen sich einschreiben. Das beweist, daß in Racine keine Stimmung für den Krieg ist." Ebenso nachdrucksvoll ist folgendes: „Seattle (Washington): Senator La Follette: Gutes Werk. Das Volk steht auf Ihrer Seite. Wenn morgen die Präsidentenwahl wäre, hätten Sie die beste Aussicht." In Neu-Ulm (Minnesota): 485 Stimmen fielen gegen den Krieg, 19 für denselben. Ein Telegramm aus Philadelphia drückt kurz und bündig die Stimmung des Volkes aus und lautet: Präsident Wilson erklärte, daß Deutsche wegen Eintritts in den Krieg nicht befragt würden. Wurden wir befragt?"

An einer andern Stelle seiner Rede sagte Senator La Follette: „Die Armen, d. h. diejenigen, die in den Schützengräben umkommen sollen, haben keine organisierte Macht, keine Presse, ihrem Willen über die Friedens- oder Kriegsfrage

Digitized by Google

Ausdruck zu geben; aber, o Herr Präsident, es kommt die Zeit, wo man sie hören wird. Ich hoffe, daß man sie auf dem Wege der Ordnung und des Friedens hören wird. Ich glaube, es wird nicht mehr lange dauern, daß man sie hören wird. Ich glaube, mein Herr, wenn wir diesen Schritt tun, wenn die Leute, welche unter der Last, Familien bei den jetzigen Preisen der Lebensbedürfnisse zu erhalten, zusammenbrechen, wenn diese Preise vervielfacht, um 100 und 200 Prozent erhöht werden, was schnell geschehen wird, ja, mein Herr, wenn überdies die Steuerträger doppelte und vierfache Steuern zahlen müssen, um die Zinsen der nicht steuerpflichtigen Aktien, von Morgan und Genossen, die für diesen Krieg ausgegeben worden sind, zu bezahlen — dann wird ein Erwachen kommen, sie werden auch ihren Tag haben und man wird sie hören müssen. Das ist so gewiß und so unvermeidlich wie die Abwechslung von Flut und Ebbe, und ebenso unwiderstehlich."

Bei der Erwähnung des von Deutschland am 4. Mai 1916 betreffs der Tauchboote gegebenen Versprechens, das, wie Wilson behauptet, von Deutschland gebrochen worden ist, führt Senator La Follette den genauen Wortlaut des deutschen Versprechens an und sagt: „Es muß daher jedem vollkommen klar sein, daß das genannte Versprechen der deutschen Regierung bedingt war dadurch, daß England in seiner Seekriegführung zur Innehaltung des internationalen Gesetzes gezwungen wurde. Da niemand behauptet, daß England dazu gebracht wurde, seine Kriegführung zur See mit dem internationalen Gesetz in Einklang zu bringen, und da sogar die armseligen Einsprüche, die unsre Regierung gegen England erhob, zeigen, daß es nicht dergleichen getan hat, war es da gerecht, dem Lande ein Dokument vorzulegen, welches bedeutet, daß Deutschland ein unbedingtes Versprechen gegeben und dasselbe ehrlos gebrochen habe? Die heutige Zeit verlangt, daß die öffentliche Stimmung ruhig und nicht erhitzt sei, daß die Genauigkeit der Angaben wesentlich ist, um die Fragen dem Kongreß und dem Volke vorzulegen.

„Aber wäre es in diesem Zusammenhange nicht gut, auch zu erwähnen, daß es England und nicht Deutschland war, das sich weigerte, sich an die Londoner Abmachung zu binden, welche menschenfreundliche Gedanken enthielt und die beste Festsetzung der Regeln der internationalen Gesetze für die Seekriegführung war? Das halten Sie wohl fest. Wäre es nicht recht und billig gewesen, zu sagen und zu beherzigen, daß Deutschland sich erbot, an diesen Grundsätzen festzuhalten, und England es ablehnte; daß in Erwiderung Deutschland anbot, gänzlich vom Tauchbootkrieg abzustehen in den von uns als ungesetzlich bezeichneten Punkten, unter der Bedingung, daß England von gleich handgreiflich grausamen Verletzungen des Völkerrechts in seiner Seekriegführung abginge?"

„In seiner Botschaft vom 2. April sagte der Präsident: „Wir haben keine Streitigkeiten mit dem deutschen Volke; es geschah nicht auf seinen Druck, daß seine Regierung in den Krieg eintrat; auch nicht mit seiner vorherigen Kenntnis oder Billigung." Dann sagt er: „Lassen Sie es mich wiederholen — wir sind

Digitized by Google

aufrichtige Freunde des deutschen Volkes und werden nichts mehr wünschen, als die baldige Wiederherstellung der innigen Beziehungen gegenseitigen Vorteils zwischen uns." Wenigstens sind dann die Deutschen keine Geächteten. Was verlangt nun der Präsident, daß wir diesem Volke tun sollen, von dem er so anerkennend spricht und für dessen aufrichtige Freunde er uns erklärt? Lesen Sie, was er von uns in diesem Kriege verlangt: „Wir werden," sagt er, „die höchste Hilfe durch Rat und Tat allen Regierungen gewähren, die jetzt mit Deutschland im Kriege stehen, und als Beweis dafür die großzügigsten Geldmittel jenen Regierungen zur Verfügung stellen, so daß so weit wie möglich unsre Finanzen die ihrigen ergänzen." Höchste Hilfe! Höchste Mitarbeit mit England und seinen Verbündeten, um Greise, Frauen, Kinder, Kranke und Krüppel Deutschlands in den Hungertod zu jagen! Das ist, was man von uns verlangt. Es ist eine müßige Redensart, von einem Kriege nur gegen eine Regierung zu sprechen. In diesem Kriege sind wir verbündet mit den Erbfeinden Deutschlands oder wenigstens ist es der Vorschlag des Präsidenten, daß wir uns ihnen verbünden sollen. Jeder Krieg zu solchem Zwecke gegen Deutschland oder irgendein andres Land würde schlecht genug sein, aber keine Worte sind stark genug, um meinen Einspruch gegen das vorgeschlagene Bündnis mit der Entente zu verkünden. Wenn wir mit jenen Regierungen gemeinsam vorgehen, billigen wir ihre Methode, die Verletzungen des Völkerrechts durch Großbritannien, wir billigen die weitere Kriegführung, gegen die wir in diesem Kriege immer die Stimme erhoben haben; wir billigen seine Absicht, am deutschen Volke all die Feindseligkeiten auszulassen, welche Englands Volk seit Jahren gelehrt worden ist, gegen Deutschland zu hegen; und schließlich am Ende, was für eins es auch sei, finden wir uns im Zusammenwirken mit unserm Verbündeten Großbritannien, und wenn wir jetzt seinem Versuch, uns in den Krieg zu zerren, nicht widerstehen können, wie können wir hoffen, dann seinem zehntausendmal stärkeren Versuche zu widerstehen, uns ihren Zielen anzupassen und ihre Forderungen zu erfüllen? Meine Herren, wenn wir in diesen Krieg in der Weise eingreifen sollen, die der Präsident verlangt, lassen Sie uns die Maske abwerfen, lassen Sie uns ehrlich sein und zugeben, daß dies ein mutwilliger Krieg nicht nur gegen Heer und Flotte Deutschlands, sondern ebenso gegen seine bürgerliche Bevölkerung ist, und frei bekennen, daß das Ziel der europäischen Erbfeinde Deutschlands auch das unsre ist.

„Der Präsident sagt, daß wir uns überzeugt haben, daß die deutsche Regierung, wie sie jetzt beschaffen ist — eine preußische Autokratie nennt er sie —, niemals freundschaftliche Beziehungen mit uns aufrecht erhalten könne. Sein Ausdruck war, daß preußische Autokratie nicht unser Freund sei, noch sein könne, und wiederholt wird durch die ganze Ansprache hindurch die Annahme aufgestellt, daß wenn das deutsche Volk seine Regierung stürze, dies wahrscheinlich der Weg zum Frieden sein dürfte. So wahr ist dies, daß alle Drahtnachrichten aus London die Botschaft des Präsidenten als die Toten-

Digitized by Google

glocke der deutschen Regierung jubelnd begrüßten! Ist es nicht eine merkwürdige Demokratie, die sich an Verbündete anschließt, die an Stärke dem deutschen Volk weit überlegen sind, und einem so bedrängten Volk die Hoffnung auf Frieden nur um den Preis des Sturzes der eignen Regierung gibt? Ich spreche jetzt nicht von den Verdiensten und Mängeln irgendeiner Regierung, sondern ich spreche von einer Ausübung der Demokratie, die mit der weitaus brutalsten Anwendung autokratischer Macht verbunden ist. Ist die Bevölkerung unseres Landes in dieser Kriegsbewegung so vollzählig vertreten, daß wir ins Ausland gehen dürfen, um andern Völkern die Herrschaft über ihre Regierungen zu geben? Werden der Präsident und die Befürworter der Kriegsbill sie dem Volk zur Abstimmung vorlegen, ehe die Kriegserklärung in Kraft tritt? Solange wir das nicht tun wollen, steht es uns übel an, als Entschuldigung für unsre Beteiligung am Kriege die unbegründete Behauptung zu erheben, daß dieser Krieg dem deutschen Volk von seiner Regierung ohne dessen Vorwissen und Genehmigung aufgezwungen wurde. Wer hat die Kenntnis oder die Genehmigung des amerikanischen Volkes verzeichnet, über den Gang, den der Kongreß einzuschlagen hat, wenn er Deutschland den Krieg erklärt? Legt ihr, die ihr ihn unterstützt, dem Volk die Frage vor? Ihr, die ihr ihn wollt, wagt das nicht zu tun, denn ihr wißt, daß zehn gegen eins das amerikanische Volk wie ein Mann seine Erklärung dagegen abgeben würde."

„Gleich in den ersten Tagen des Krieges mit Deutschland schob Großbritannien die gut ausgearbeitete, von Lord Salisbury angekündigte Verordnung über Nahrungsmittel beiseite und stürzte sie um. Hätte es diese gesetzliche Verordnung befolgt, hätte Deutschland für seine Zivilbevölkerung durch neutrale Handelsschiffe Lebensmittel erhalten, dann würde unser neutraler Handel nicht von den deutschen Tauchbooten angegriffen worden sein. So muß die Geschichte dargelegt werden, meine Herren Senatoren. Dies ist die unbestreitbare Tatsache, und weiter ist nichts darüber zu sagen. Jenen, die diesen Feldzug durch die Presse geführt haben, hat es gefallen, einen Wirrwarr aus den Ereignissen zu machen, so daß das Publikum nichts sieht und an nichts denkt als das Unrecht, das die deutschen Unterseeboote anrichten, und nichts hört noch weiß von dem Unrecht, das England beging, indem es die Deutschen zwang, den eingeschlagenen Weg zu verfolgen oder sich der ungesetzlichen Aushungerung seiner Zivilbevölkerung zu unterwerfen. Nun will ich wiederholen. Es war unser unbestrittenes Recht als eines neutralen Volkes, Nahrungsmittel an die Deutschen zu verschiffen. Das ist eine Stellung, für die wir durch unsre ganze Geschichte hindurch gekämpft haben. Die Briefe jedes Staatssekretärs im Laufe unsrer Geschichte, an den die Notwendigkeit herangetreten ist, sich mit den Rechten unsers neutralen Lebensmittelhandels zu befassen, stimmen mit dem ebenerwähnten Standpunkt von Lord Salisbury überein.

„An dieser Stelle tun wir gut, uns unsrer Rechte zu erinnern, wie sie im Londoner Vertrage und, abgesehen vom Londoner Vertrag, nach feststehenden, ab-

Digitized by Google

gemachten Grundsätzen des Völkerrechts anerkannt sind; denn in dem jetzigen Kriege haben wir uns daran gewöhnt, daß England unsre Rechte auf hoher See nicht achtet, so daß wir ganz vergessen, daß wir welche besitzen, soweit es Großbritannien und seine Verbündeten angeht.

„Der einzige Grund, warum wir nicht ebensoviele Schiffe und ebensoviele Leben bei der Verletzung unsrer Rechte durch die Kriegszone und die Unterseeboote Großbritanniens geopfert haben, wie wir durch die ungesetzlichen Maßnahmen Deutschlands verloren, indem dieses mit seiner Kriegszone unsre neutralen Rechte verletzte, ist einfach der, daß wir uns dem Kommando Großbritanniens gefügt haben. Wenn unsre Schiffe in die englische Kriegszone auf hoher See geschickt worden wären, wie in den verbotenen Kreis, den Deutschland auf hoher See als Kriegszone zog, so hätten wir denselben Verlust an Leben und Eigentum im einen wie im andern Falle gehabt; aber da wir es bei England zu tun vermieden und seiner Völkerrechtsverletzung stillschweigend zusahen, haben wir nicht nur eine gesetzliche, sondern eine moralische Verantwortung für die Lage, in die Deutschland durch unser heimliches Einverständnis und unsre Mitarbeit mit Großbritannien gekommen ist. Mit der Aufhebung des Gesetzes betreffs der neutralen Rechte Großbritannien gegenüber haben wir durch die Tat geholfen, die Zivilbevölkerung Deutschlands auszuhungern. Wir haben geholfen, Deutschland in eine Ecke zu drücken, mit dem Rücken gegen die Wand, mit jeder Waffe kämpfend, deren es habhaft werden kann, um die Aushungerung seiner Frauen und Kinder, Greise und Säuglinge zu verhindern. Die nichtige Behauptung, die manchmal aufgestellt worden ist, daß möglicherweise die Versenkungen in der Nordsee von deutschen Minen verursacht worden seien, ist zu abgeschmackt, um darauf einzugehen.

„Tage, Wochen, Monate vergingen und immer noch kam von der amerikanischen Regierung gegen diese ungesetzliche Handlung Englands kein Einspruch. Am 5. November beging es dies Unrecht. Deutschland wartete und wartete Woche für Woche, daß unsre Regierung ihre neutralen Rechte geltend machen und die Oeffnung der Nordsee für den neutralen Handel verlangen sollte. Drei ganze Monate wartete es vergeblich, daß unsre Regierung sich zur Tat aufraffen sollte — und erst am 4. Februar stellte es unserer Regierung als Erwiderung eine Note über die Errichtung ihrer Kriegszone zu. Da tat Deutschland als Vergeltungsmaßregel und zu seiner Verteidigung, was Großbritannien Monate vorher rein als Angriffsmaßregel getan hatte — es errichtete seinerseits eine Kriegszone. In diese bezog es Teile des die britischen Inseln umspülenden Meeres ein und erließ die Warnung, daß die Schiffe, die hineinfahren, von Minen oder Unterseebooten zerstört werden würden, geradeso wie die englischen Minen in der Nordsee die dort einfahrenden Schiffe zerstörten.

„Ich finde alle Berichte über die deutschen Tauchboote; ich finde sie geordnet; ich finde die Note, welche Deutschland mitteilt, daß es zu strenger Rechenschaft gezogen werden soll, wenn es unsre neutralen Rechte verletzt; aber Sie

Digitized by Google

werden vergeblich diese Bände nach einer Abschrift des britischen Befehls über die Minen in der Nordsee durchsuchen.

„Jetzt komme ich auf Grundsätzliches zu sprechen. Sie können keinen Unterschied machen zwischen den Grundsätzen, die es England gestatteten, eine große Fläche des Atlantischen Ozeans und der Nordsee zu minieren, um Deutschland einzuschließen, und dem Grundsatz, nach welchem Deutschland durch seine Tauchboote alle Schiffe zu zerstören sucht, die in der Kriegszone einlaufen, welche es um die britischen Inseln gezogen hat. Die Minen Englands sollen ohne Warnung jedes Schiff zerstören, das die verbotene Zone befährt, indem man jeden Reisenden töten oder ertrinken läßt, der sich nicht selbst retten kann. Das ist weder weniger noch mehr als das, was Deutschland mit seinen Tauchbooten in seiner Kriegszone zu tun versucht. Wir willigten ohne Widerrede in Englands Vorgehen ein. Jetzt wird vorgeschlagen, gegen Deutschland wegen eines gleichartigen Vorgehens in den Krieg zu ziehen.

„Wie wird die Geschichte diese unsere Handlungsweise beurteilen? Wie wird unser eigenes Volk sie ansehen, wenn es sie erst verstehen wird? Nie können wir sie rechtfertigen!"

Das sind einige der wahrhaftigen Worte, die der furchtlose amerikanische Senator La Follette gesprochen hat. Seitdem ist der erschreckende Bericht der amerikanischen militärischen Kommission unter General Pershing über die wahre Lage in Frankreich und in Flandern der Regierung der Vereinigten Staaten erstattet worden. Das Ergebnis soll niederschmetternd gewesen sein.

Alle die Hearstschen Zeitungen haben den Bericht veröffentlicht und überall unter Millionen von Lesern verbreitet, samt schärfsten Anmerkungen über Wilsons verbrecherische Torheit, mit der er sein Land in den Krieg gestürzt hat, während er über die wirkliche Lage der Entente nur aus britischen Lügen zu berichten wußte und bevor er den Bericht der amerikanischen Offiziere erhalten hatte.

All dieses muß eine große Wirkung drüben hervorbringen. Zwar hat Wilson inzwischen, seinem britischen Gebieter gehorsam, seine grobe Note an den Papst geschrieben, in welcher seine unglaubliche Unwissenheit nur seiner Unverschämtheit gleicht, aber er schrieb sie vor allem, weil er die Unmöglichkeit sah, Deutschland durch Waffen zu besiegen, und weil er jetzt seine einzige Hoffnung darin findet, eine Revolution (wie lächerlich!) in Deutschland zustande zu bringen. Die Mühlen Gottes mahlen langsam, aber sogar in Amerika sind sie schon an der Arbeit. Möge der Tag nicht fern sein, wo ein aufgeklärtes, erbittertes Volk die Wilsonsche Verwaltung umstürzen wird — wenn möglich, auf friedliche Weise, durch eine öffentliche Anklage und die Kongreßwahlen, oder, wenn nötig, mit Gewalt! Jedenfalls möge das Ergebnis sein, daß Wilson, Morgan und alle die mitschuldigen plutokratischen Schurken ihrer unheilvollen Macht beraubt werden, und daß das ganze amerikanische Volk die ekelhaften Sykophanten endlich verachten wird, die, als Redakteure,

Digitized by Google

ihre Zeitungen in Riesenlügenfabriken verwandelten, die, als Geschäftsleute, ihr Geburtsrecht für blutbefleckte Kriegsaktien verkauften, und die, als Amerikaner, ihre Mannheit vor den Füßen Englands geopfert haben.

Englands Kriegsziel und die deutsche Verfassung

Von

Professor Laband

Als im August 1914 England, Frankreich und Rußland über Deutschland wie eine Räuberbande herfielen, gab namentlich England als Zweck des Krieges vor, den deutschen Militarismus zu brechen. Derselbe wurde als eine Gefahr für den Weltfrieden und als eine Bedrohung der kleineren Staaten erklärt. Der Militarismus von Rußland und Frankreich und die überragende Kriegsmacht Englands zur See sollten dagegen eine solche Gefahr nicht enthalten. Obgleich Deutschland sich seit dem Kriege mit Frankreich nicht nur jedes Begriffs sorgsam enthalten hatte, sondern auch mit großer Geduld Provokationen und Bedrohungen ertragen hatte, wurde es der Eroberungssucht bezichtigt. Die ausgedehnten Eroberungen Englands, Frankreichs und Rußlands in Asien und Afrika und die Vernichtung der dort bestehenden anerkannten Staaten dagegen wurden nicht als im Widerspruch stehend mit der Friedensliebe dieser Staaten erachtet. Selbst die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens wurde entstellt. In den Frieden von Nikolsburg hatte sich Napoleon eingemischt und das Resultat des kurzen Oesterreichisch-Preußischen Krieges verkümmert. In den Straßen von Paris hallte der neidische Kriegsruf: Revanche pour Sadova! und die Bedrohung: à Berlin! wider, und als infolge der französischen Kriegsbedrohung der Krieg wirklich ausbrach und Deutschland siegte, wurde die Wiedergewinnung der altdeutschen Gebiete als eine Beraubung und Zerstückelung Frankreichs ausgegeben. Wäre der Sieg Frankreich zugefallen, so hätte es nicht gezögert, das ganze linke Rheinufer und vielleicht noch mehr an sich zu reißen; und wahrscheinlich Deutschland Demütigungen aller Art zugefügt. Nach französischer Anschauung scheint es Frankreich gestattet zu sein, zu siegen und den Siegespreis zu bestimmen, aber nicht seinem Gegner, dem es den Krieg aufgezwungen hat. Immerhin ist es zu verstehen, daß Frankreich unter günstigen politischen Verhältnissen das verlorene Gebiet wiederzugewinnen und andres dazu zu erobern suchte und daß das Gefühl des französischen Volks die Wiedergewinnung des französischen Ruhmes anstrebte und deshalb mit Begeisterung die Einkreisung Deutschlands, die politische Vernichtung, Zerstückelung und Ausraubung desselben im Verein mit England und Rußland anstrebte und zu diesem Zweck sich mit diesen Mächten verband, um eine Wiederholung der Ereig-

Digitized by Google

nisse von 1870 für alle Zeit unmöglich zu machen und die militärische Kraft Deutschlands zu zerstören.

Aber England! Es hatte niemals Konflikte mit Deutschland. Es kämpfte während der Freiheitskriege an seiner Seite. Mit Frankreich hatte es in Afrika und Asien wegen des Suezkanals und Aegyptens, wegen Ostindiens, Anams, Siams, Kleinasiens usw. schwere Konflikte. Die Militärmacht Deutschlands diente ihm als Stützpunkt gegen Frankreich und Rußland. Die Behauptung, daß England in den Krieg eintrete, um die Militärmacht Deutschlands zu brechen, von der England nichts zu fürchten hatte, war eine der frechsten Lügen, die je in der Politik aufgestellt worden sind. Der Zweck war vielmehr offenbar, das Aufblühen des überseeischen Handels, der überseeischen Schiffahrt, der Konkurrenz Deutschlands zu stören und die überseeischen Länder der Ausraubung Englands preiszugeben. Um England zu bereichern, nicht wegen eines idealen Zwecks irgendwelcher Art, sollten Millionen von Menschen Leben und Gesundheit einbüßen und Englands Mordgier und Eigennutz zum Opfer fallen. Nicht der Militarismus Deutschlands als solcher konnte der Grund sein, der England zum Kriege trieb, da England selbst die allgemeine Militärpflicht einführte, sein Heer und seine Marine auf das äußerste vergrößerte, alle Mittel der Technik, der Physik und Chemie der Vernichtungskunst anwendete und seine Verbündeten damit unterstützte. Man konnte daher nicht mehr etwa die Stärke der deutschen Heere an sich als den Grund der Kriegführung und als den Zweck derselben hinstellen, sondern man mußte der Lüge eine andre Wendung geben.

Als die eigentliche Gefahr für die Staaten der Welt wurde vielmehr die Militärverfassung Deutschlands, das Kaisertum, die Zusammenfassung der militärischen Kraft Deutschlands in einer Hand hingestellt; sie könne sich gegen den eignen Willen des deutschen Volkes kehren. In Rußland war eine Militärmacht, welche die deutsche an Größe weit überragt, der willkürlichen Herrschaft des Zaren unterworfen, und diese Herrschaft war viel schrankenloser als die durch Gesetze und Etatfestsetzungen eng beschränkte Militärgewalt des deutschen Kaisers. Aber sie erschien den Engländern nicht gefahrdrohend, denn sie hatten von der russischen Industrie, von dem russischen Handel, bei dem niederen Kulturzustand der russischen Völker und der Bestechlichkeit der russischen Beamten und Parteiführer nichts zu fürchten. In Frankreich war die militärische Macht bis zum äußersten Grade vergrößert und in der Hand kommandierender Generale nicht weniger konzentriert als in Deutschland in der Hand des Kaisers. Dessenungeachtet hat dies England nicht gehindert, sondern vielmehr ihm zur Nachahmung gedient. Ein Heer hat ja auch keine Kraft und Brauchbarkeit ohne feste Organisation und Konzentration des Oberbefehls in einer Spitze, sonst ist es ohne Stoßkraft. Was soll also bei dem deutschen Heer ein völkerbedrohender Fehler sein, was bei allen Armeen aller Staaten eine unentbehrliche und notwendige Einrichtung ist?

Daß die Verwendung der Armee nicht gegen den Willen des deutschen Volkes erfolgt ist und erfolgt, beweisen der Heldenmut des Heeres, die

Digitized by Google

Leistungen der Zivilbevölkerung, die Begeisterung und die Ausdauer, welche das Volk im Widerstand gegen England und die mit ihm Verbündeten, d. h. zur Teilnahme an seinem Raub- und Mordunternehmen gezwungenen Staaten, bewiesen hat und noch erweist. Wie es mit dem Schutz der kleinen Staaten steht, zeigt die Behandlung, welche das unglückliche Griechenland und sein König, ferner Montenegro und Rumänien und alle neutralen Staaten erdulden, besonders Holland, die Schweiz, Dänemark und Schweden. Die Uneigennützigkeit Englands hinsichtlich territorialen Erwerbs zeigt das Los Aegyptens, das alsbald nach Ausbruch des Krieges von den Engländern annektiert wurde, nachdem seine unglücklichen Bewohner wehrlos gemacht, entwaffnet und allen Leiden der englischen Gewalt- und Schreckensherrschaft unterworfen worden waren. Auch ob die Besetzung von Calais und der Küste Flanderns nicht als eine dauernde geplant ist als Pfand für die Frankreich gegebenen Vorschüsse oder unter einem andern Vorwand, in Wahrheit um die Unterwerfung Frankreichs unter die Oberherrschaft Englands als eine neue Form des in dieser Beziehung erfindungsreichen Englands dauernd zu sichern, wird sich erst in Zukunft zeigen. Während Deutschland die neutralen Staaten, soweit die Kriegsverhältnisse es gestatten, mit größter Rücksicht auf ihre Bedürfnisse und Schonung behandelt, sind England und seine Verbündeten gegen sie in einem herrischen Ton, als wäre England schon der anerkannte Herr der Welt, aufgetreten.

An die Stelle der Militärmacht hat man seitens der Alliierten die monarchische Verfassung als das gefährliche Kriterium des Militarismus gesetzt, und von englischen Staatsmännern und Zeitungsschreibern wurde erklärt, daß mit einer demokratischen Regierung in Deutschland leichter über einen Frieden verhandelt werden könnte als mit einer autokratischen und kaiserlichen. Während die englischen Staatsmänner der Welt vorlügen, daß nach ihrer Tendenz jedes Volk in der Lage sein soll, frei nach seinem Willen seine Verfassung zu bestimmen, soll nur dem deutschen Volk diese Freiheit genommen und ihm eine Verfassung aufgedrungen werden, wie sie englisch-französischen Wünschen entspricht, den Verhältnissen Deutschlands aber, seinen Bedürfnissen, seiner Geschichte und seinem Willen widerstreitet. Deutschland will weder wie die Franzosen von einer Gruppe geschwätziger Advokaten, noch wie die Engländer von beutemachenden und verlogenen Industriellen regiert werden. Dem deutschen Volk ist die deutsche Verfassung recht, und was verbesserungsbedürftig erscheint, ist durch die deutsche Gesetzgebung abzuändern, ohne Rücksicht darauf, was den deutschfeindlichen Engländern und Franzosen wünschenswert erscheint, denen nichts an dem Glück und der Zufriedenheit des deutschen Volkes, sondern nur an seiner Machtlosigkeit und Wehrlosigkeit gelegen ist, um es auszubeuten, seine Existenz zu erschweren, seine Konkurrenz unmöglich zu machen. Deutschland auf den Stand von Portugal militärisch und politisch herabzudrücken, ist der Zweck, den England bei dem gegenwärtigen Kriege verfolgt, und dazu erscheint die Zerstörung seiner Militärverfassung als eines Teils seiner Reichsverfassung als ein geeignetes Mittel.

Digitized by Google

Aber auch dieser Vorwand wurde den Engländern und ihrer Meute genommen, indem der Einfluß des Reichstags in Deutschland gesteigert, ein engerer Zusammenschluß zwischen dem Reichstag und der Reichsregierung herbeigeführt, die wichtigsten Reichsämter, namentlich das des Reichskanzlers, neu besetzt wurden. Dadurch wurde mit der bisherigen Verwaltungstradition gebrochen und der Einfluß der Parteiführer auf die Verwaltung verstärkt, eine Beherrschung der Zivilverwaltung durch das Militär abgewendet und auch hinsichtlich der Kriegsziele unberechtigte Annexionslust und Beutegier einzelner Politiker oder Parteiführer ausgeschlossen. Jetzt hätte also England mit den von ihm in Abhängigkeit gebrachten Staaten, die bereits in einer ähnlichen Stellung sich befinden wie ehemals die römischen Socii, in Friedensverhandlungen mit den Mittelmächten eintreten können; jetzt aber wurde erklärt, daß die von Deutschland ausgehenden Erklärungen der Bereitwilligkeit zu Friedensverhandlungen nicht ernst gemeint seien, sondern verräterische Verlockungen. Als unerläßliche Vorbedingung wurde erfordert, daß die von den Heeren der Mittelmächte eroberten und besetzten Gebiete der alliierten Staaten frei gegeben werden, obgleich die Okkupation dieser Gebiete die einzige Garantie für ein einigermaßen anständiges Friedensangebot seitens Englands und Frankreichs den überall siegreichen Mittelmächten gegenüber ist, und die Räumung Belgiens, Nordfrankreichs, Westrußlands und Rumäniens, Serbiens und Montenegros eine maßlose Frechheit und unerhörte Forderung Englands zur unzweifelhaften Folge haben würde. Eine Probe davon haben die englischen und französischen Staatsmänner bereits gegeben. Nachdem sie durch die Unterstützung des Hoch- und Landesverräters Venizelos und die militärische Besetzung Griechenlands und Bedrohung mit Aushungerung dieses Reich, das sich völlig neutral hielt, zum Kriege zwangen; nachdem sie ferner durch Bestechung und Verrat Montenegro und Rumänien in den Krieg und in das Unglück getrieben haben, verlangen sie, daß Deutschland und seine Verbündeten nicht nur diese Staaten wiederherstellen, sondern sogar sie für die Verluste entschädigen sollen. Wenn ein solches Verlangen nach so vielen Siegen der Mittelmächte und so vielen vergeblichen Offensiven der Entente gestellt wird, so kann man sich vorstellen, mit welcher grenzenlosen und frechen Unverschämtheit die Engländer ihre Friedensbedingungen stellen würden, wenn Deutschland diese Siegespfänder aus der Hand geben würde. Dem Friedensvorschlage des Papstes kann man nicht wie den Erklärungen der Herrscher der Mittelmächte, zu Verhandlungen über den Frieden bereit zu sein, den schnöden, für ehrliche Leute lächerlichen Einwand entgegensetzen, daß er ein hinterlistiger Fallstrick sei. Aber dessenungeachtet war nicht daran zu denken, daß die blutdürstige Kriegsgesellschaft unter englischer Führung darauf eingehen würde, die ganz andre Ziele verfolgt, als dem Morden ein Ende zu bereiten.

Man kann von der sog. Demokratisierung Deutschlands aber auch keine Folgen erwarten, welche die Vernichtung der deutschen Macht und die Zerrüttung der deutschen Verfassung bedeuten würden. Wenn die auswärtige Politik Deutschlands und die Verfügung über seine bewaffnete Macht, die untrennbar mitein-

Digitized by Google

ander verbunden sein müssen, unter die Fraktionskommandeure gestellt würden, so würde jede Konsequenz und Einheit genommen werden. Je nach der wechselnden Stärke und dem Verhältnis der Fraktionen zueinander würde die Politik wechseln. Es gäbe keine Politik des Reichs, sondern nur Fraktionspolitik. Tatsachen und Verhältnisse, welche im Interesse des Reichs geheim bleiben müssen, würden der öffentlichen Kenntnis durch die Fraktionspresse preisgegeben werden. Sowenig in England und Frankreich oder gar in Rußland die auswärtige Politik nach dem sog. Willen des Volkes geführt wird, sondern lediglich nach dem Willen einer regierenden Clique, ebensowenig würde in Deutschland eine Führung der auswärtigen Angelegenheiten durch den Reichstag eine Regierung nach dem wirklichen Volkswillen sein, wenngleich die Reichstagsredner und Fraktionsführer des Glaubens wären, daß sie den Volkswillen zum Ausdruck bringen. Es ist daher ein unberechtigtes Verlangen, daß die Kriegsziele von einer so vielköpfigen Versammlung, wie der Reichstag ist, bestimmt werden. Dies geschieht auch weder durch das englische Unterhaus noch durch das französische Parlament; höchstens zum Schein. In Wahrheit hat das Parlament weder in England noch in Frankreich eine wirkliche Entscheidung zu treffen. Würde die Regierung nach den wechselnden Interessen und den schwankenden Machtverhältnissen der Fraktionen des Reichstags bestimmt werden, so würden in Deutschland bald ähnliche politische Zustände entstehen, wie sie einst in Polen bestanden haben, d. h. der innere Zerfall durch Parteiherrschaft würde den äußern Untergang herbeiführen. Das ist wohl gerade das, was die englische Regierung wünscht und was in Deutschland vermieden werden muß. Wenn in Deutschland eine Koalition von Reichstagsfraktionen sich zu einem Beschluß vereinigt, durch welchen eine Machtvergrößerung des Reichstags als erforderlich erklärt wird, so hat jede einzelne Fraktion dabei die Hoffnung im Auge, daß dies gerade ihr zugute kommen wird. Das Volk weiß davon nichts, sondern wird durch einen Beschluß überrascht und erfährt erst aus der Parteipresse, was zu seinem angeblichen Nutzen geschehen ist. Die überraschende Uebereinstimmung der sich sonst bekämpfenden Parteien wird sich auch bald wieder in Unfrieden auflösen. Würde aber auch in der Tat der Reichstag nicht nur eine formelle juristische, sondern eine wirkliche Einheit sein, und würde die Uebereinstimmung der Fraktionen unter sich und mit der Reichsregierung tatsächlich durchgeführt werden können, so würde dies England und seine Vasallen nicht geneigter machen, in Friedensverhandlungen einzutreten, da sein Kriegsziel die Vernichtung des deutschen Wettbewerbs ist. Die ausschließliche Beherrschung des Meeres, die Unterjochung aller handeltreibenden Völker, die von England als Militarismus bezeichnete Widerstandsfähigkeit und Unabhängigkeit sind das Kriegsziel, welches England im Auge hat, und zu dessen Erreichung es Gut und Blut nicht nur seiner eignen Angehörigen und seiner Kolonialländer aufopfert, sondern auch die andern durch seine Flotte erreichbaren Staaten zwingt. Ruunt in servitium.

Digitized by Google

San Giuliano, Tittoni, Sonnino und Boselli

Aphorismen über Italiens Eintritt in den Weltkrieg

Von

Sigmund Münz

Während des Italienisch-Türkischen Krieges drohte die Gefahr eines Bruches zwischen Italien und der französischen Republik. Zwei französische Schiffe, die „Cartage" und die „Manouba", hatten sich im Januar 1912 nach italienischer Anschauung verdächtig gemacht. Die Italiener glaubten sich zugunsten ihres Feindes, des Türken, durch Frankreich benachteiligt. Sie hielten die Schiffe an und führten sie nach dem Hafen von Cagliari, um sie zu durchsuchen. Ein Schrei der Entrüstung bei den Quiriten gegen Frankreich — Entrüstung anderseits in Paris. Bald aber schlichtete das Haager Schiedsgericht die Angelegenheit. Versöhnung — und das Versprechen „aufrichtiger und beständiger Freundschaft".

Der Zwischenfall der „Cartage" und der „Manouba" hatte den Minister des Aeußern San Giuliano angesichts der in Italien hervorgerufenen Verstimmung gegen Frankreich zu folgendem Ausspruche dem früheren österreichischen Botschafter Grafen Lützow gegenüber veranlaßt, der sich damals als Privatmann in Rom aufhielt: „Was uns beiden vor nicht langer Zeit wie ein Traum vorgekommen wäre, daß nämlich österreichisch-ungarische und italienische Bataillone Schulter an Schulter eng nebeneinander als Verbündete kämpfen, könnte sich in diesem Augenblicke leicht verwirklichen." [1])

An diesem Ausspruche ist vielleicht am bemerkenswertesten, daß der Dreibundminister sich verplauschte, indem er trotz dem Bündnisse mit Oesterreich-Ungarn es als so gut wie unmöglich hinstellte, daß Oesterreicher und Italiener hätten zusammen kämpfen können, und fast tritt an zweite Stelle das Geständnis, daß nunmehr wieder der Haß gegen Frankreich den Zusammenschluß mit Oesterreich ermöglichen könnte.

Man muß dem Dasein San Giulianos als Minister während des Weltkriegs mit Urteil und Unterscheidung zusehen.

Er hatte bei Kriegsbeginn seinen König die berühmte Treuedepesche an den Kaiser Franz Joseph richten lassen. Aber man vergißt: Damals hatte England noch nicht den Krieg an Deutschland erklärt. Damals stand nur der Krieg der Zentralmächte mit Rußland fest und kaum noch mit Frankreich. Zu einem Kriege Oesterreich-Ungarns mit Serbien und der beiden Alliierten Italiens mit Rußland konnte Italien vielleicht nach Auffassung des Sizilianers, der in der Consulta saß, eine andre Stellung einnehmen als zu einem Kriege, an dem auch die Westmächte, zumal England, teilnehmen würden. Man wird gut tun,

---

[1]) Sieh „Neue Freie Presse" vom 18. Juni 1915.

Digitized by Google

die Aera San Giuliano und die Salandra-Sonnino doch auseinanderzuhalten. San Giuliano hatte, da er (von 1910 an) unter den Ministerpräsidenten Luzzatti, Giolitti und Salandra ununterbrochen Herr der Consulta war, stete Fühlung mit den Verbündeten und ihren Vertretern unterhalten. Er konnte nicht gut alle Scham beiseite legen. Saulus konnte nicht über Nacht Paulus werden, auch wenn er gewollt hätte. Seine frühere mehrjährige Botschafterzeit von London und vorübergehende von Paris war nun übertüncht und übertönt von der Amtszeit des Dreibundministers, der ununterbrochen mit den Herren v. Merey (österreichischer Botschafter), Jagow und Flotow (deutschen Botschaftern), auch mit dem „distinguished foreigner" Fürst Bülow verkehrt hatte. Er hatte auch wiederholte Begegnungen mit Berchtold und Bethmann Hollweg gehabt. Anders Sonnino: Er hatte in Abgeschlossenheit gelebt, nicht mitgespielt wie San Giuliano, sondern in den letzten Jahren die Dinge mehr von der Loge aus beobachtet. Mit außerordentlicher Vorsicht veröffentlichte Sonnino in dem bei Eintritt Italiens in den Weltkrieg erschienenen Grünbuch kein einziges auf die Zeit San Giulianos bezügliches Schriftstück. Er wird gewußt haben, warum. Das Grünbuch hebt erst mit dem 9. Dezember 1914 an. Damals war Sonnino bereits seit Wochen Nachfolger des im Herbst verstorbenen San Giuliano.

Der Ton, den dieser angeschlagen hatte, war denn doch ein andrer als der Sonninos. Wohl bestand auch San Giuliano auf seinem in dem § 7 des Bündnisvertrags niedergelegten Schein — auf dem Recht der Entschädigung Italiens für die etwaige Besetzung eines Balkangebiets durch Oesterreich-Ungarn. Allein durch alle seine Erwägungen schimmert doch einige Beklemmung durch, die Verbündeten etwa zu betrügen. Man merkt seinem Vorgehen wohl die bösen Einflüsterer an, lernt aber den Minister des Aeußern selbst etwas höher einschätzen als den Ministerpräsidenten Salandra, den ehemaligen Rechtslehrer der Universität, der dem Unrecht das Mäntelchen des Rechts umhängt, und Tittoni, nunmehr Botschafter in Paris, der offenbar die lange Vergangenheit des Dreibundministers so gut wie vergessen und dafür dicke Freundschaft mit Iswolsky und über den Kanal hinweg Liebesbezeugungen mit England eingetauscht und sich so zu seinen einstmaligen Oxforder Studentenjahren zurückverjüngt hat.

Gewöhnt, als Präfekt von Neapel, der er vor seiner Ministerzeit gewesen, in ein Nest von Intrigen einzublicken und Ränke zu entwaffnen, da er selbst Ränke zu schmieden das Zeug hatte, als Minister des Aeußern dadurch in seinen Entschlüssen etwas beengt gewesen, daß Giolitti ihn ein wenig meisterte und Bülow als Kanzler und Aehrenthal als Minister des Aeußern ihm durch ihre ihm einigermaßen gewachsene Begabung unbequem waren, spielte er in Paris endlich als Botschafter die heißersehnte erste Rolle. Denn unleugbar war er hier den meisten Kollegen der Diplomatie überlegen, und es kitzelte ihn der Ehrgeiz, sich nicht in schaler Schaustellung zu verbrauchen, sondern zu leiten und im Chor der Verschwörer jene Heldenrolle zu spielen, die man ihm gern einräumte, da die Verschworenen hofften, ihn so ihren zukünftigen Zwecken dienstbar zu machen. Einen unangenehmen Zwischenfall wie jenen der „Manouba" verstand er mit

Digitized by Google

der ihm eigentümlichen kalten Ueberlegtheit zu überwinden. Er spielte sachte Barrère, dem französischen Botschafter am Quirinal, in die Hände, wie dieser nunmehr ihm, nur daß der Franzose in Rom ewig der Geduldete, der Lauernde, der eindringlich Zuredende, der Bestechende — durch Geld, nicht durch Erscheinung — blieb, während Tittoni in Paris der Gesuchte, der Begehrte, der Konsiliarius des Quai d'Orsay und der russischen Botschaft war und in seiner eisigen Steifheit, in seiner der heißen italischen Erdbebenzone hohnsprechenden kalten Grandezza das Zünglein an der Wage Europas versinnbildlichen wollte. Und während Iswolsky aus unerschöpflichem Säckel einen Goldregen über Paris ausschüttete und den Rubel zu einer Beliebtheit und Auflage emporhob, wie er ihn kaum je unter dem berüchtigtsten seiner Vorgänger, Mohrenheim, dem diplomatischen Stifter der Alliance franco-russe, und schon gar nicht unter Nelidow und Urussow erlebt hatte, brauchte Tittoni sich nicht anzustrengen, sich und Italien eine „gute Presse" zu machen. Und hätte Italia eine schlechte Presse gehabt, so lebte sie ja immerhin in gesicherter, legitimer Ehe innerhalb des Dreibundes. Sie ließ sich suchen, ließ sich zahlen wie eine schöne Frau, mit höchster Begabung für Abfall und Treulosigkeit ausgestattet, wenn sich etwa die Gelegenheit ergab.

Wie hatten sich die Zeiten verändert. Von Nigra bis Tittoni! Jener war der letzte Gesandte Italiens bei den Tuilerien, der erste beim Elysee. Zwischen beiden Cialdini, Menabrea, Tornielli — der Episodenbotschafter Reßmann, Gallina, San Giuliano gar nicht zu gedenken. Nigra hatte am Hofe Napoleons III. arbeiten müssen, um seinem kleinen, eben erst emporgekommenen Vaterlande eine Stellung in der Welt zu machen. Er wirkte durch seine anziehende Persönlichkeit, wirkte auch dadurch, daß hinter ihm hohe Begabungen und ideale Ziele zu Hause arbeiteten. Und da Paris damals alle Zauber auch Italiens anzog, so ragten von der Stadt an der Seine aus auch die Gipfel der italienischen Kunst sichtbarer in die Welt als selbst von den großen Städten Italiens. Hier erst holten sich die Geister ihre Weihe, hier erst Namen und Klang. Und so vereinigte sich die Gesellschaft von Paris, das die Welt war, um ungesucht und willig allen Lorbeer und alle Liebe einem Lande zuzuführen, das außer durch seinen amtlich beglaubigten Gesandten noch durch Legaten wie Rossini, Verdi, die Ristori, Rossi und Salvini, Tamagno, die Marchesi, Bizio vertreten war. Versammelten sich doch sogar die hohen Geister Frankreichs in einer Tafelrunde, die bis auf den heutigen Tag sich fortsetzt unter dem Namen „Diner Bizio".

Italien mußte Trumpf sein in einem Lande, das in die korsische Spitze Bonaparte auslief. Die große Revolution hatte das korsische Geschlecht, dem Italien wohl ein zu geringfügiger Schauplatz schien, zum herrschenden in Frankreich gemacht. Es war logisch, daß, wenn der erste Napoleon erobernd über die Alpen gesetzt und mit seiner Ferse den Nacken Italiens getreten hatte, das sozusagen seine Wiege war, der dritte den Größenwahn seines Ahnen sühnte, indem er die Wiege seines Geschlechts zu befreien suchte dadurch, daß er den Karbonari seine Hand reichte.

Digitized by Google

Und nun knüpfte man am Beginne des Weltkriegs wieder an jene von Napoleon III. gezüchtete Politik an. Er hatte den Italienern unmittelbar Mailand und mittelbar Venedig verschafft, und die Republik wollte ihnen nunmehr Trient und Triest verschaffen. Sonnino fand sich zum offenen Treubruche bereiter als San Giuliano, und erst war Salandra und dann Boselli sein Helfer.

Einen achtundsiebzigjährigen Greis hatte sich der König von Italien zum Ministerpräsidenten erkoren. Die ganze Vergangenheit Bosellis spricht eigentlich gegen die Mission, die ihm nun bevorstand, die Kräfte Italiens zum Kriege gegen Oesterreich-Ungarn zusammenzuhalten. Boselli war wiederholt Minister, Unterrichtsminister unter Crispi, Finanzminister an der Seite des Schatzministers Sonnino, und jedesmal war seiner Regierungsaufgabe der innige Zusammenhang der Politik Italiens mit den Zentralmächten übergeordnet. Sein österreichfeindliches Herz entdeckte er erst während des Weltkriegs, als, nachdem Salandra im Mai 1915 seine Entlassung angeboten hatte, Viktor Emanuel unter andern auch diesen alten Berater seines dreibundtreuen Vaters Humbert über die Lage befragte. Damals erfuhr man zum ersten Male, daß Boselli über Nacht zum grimmigen Feind der Zentralmächte sich gewandelt hatte.

Boselli ist heute der Doyen des italienischen Parlaments, dem er seit vierzig Jahren als Vertreter ligurischer Wahlbezirke angehört.

Er hatte seit Jahren das Amt eines Großmeisters des Mauritiusordens bekleidet, und dies bedeutet einen einflußreichen Gnadenspender, denn er hatte dem König die Namen der zu dekorierenden Kandidaten zu unterbreiten. Von jeher stand auch der Großmeister des Mauritiusordens in inniger Berührung mit dem König.

Boselli hat nie im Rufe gestanden, ein starkes Temperament zu sein. Dagegen erfreute er sich immer der Reputation, ein Mann grauer Theorie und einer doktrinären Weisheit zu sein, die sich ungefähr mit dem decken soll, was man so gemeiniglich juste milieu nennt.

Er galt als ein besonderer Freund Sonninos. Vielleicht empfahl ihn auch dies der Oeffentlichkeit in den eigentümlichen Zeitläuften, die Italien jetzt durchgemacht.

Boselli hat in seiner Jugend eifrig an der „Italia letteraria“ mitgearbeitet, die in Turin erschien. Ein starkes literarisches Cachet haben seine Schriften nie aufgewiesen. Aber er war von Jugend auf schon ein nützliches Instrument und zu den verschiedensten Missionen zu gebrauchen. Er war Mädchen für alles. Im Jahre 1867 Generalsekretär der italienischen Kommission bei der Pariser Weltausstellung, hierauf Konservator des Industriemuseums in Turin, später Professor der Finanzwissenschaft an der Universität Rom. Savona entsandte ihn zuerst ins Parlament. 1888 saß er unter Crispi zuerst im Rate der Krone; 1893 und 1900 sehen wir ihn als Finanzminister. Die Handelsmarine fand ihn unter ihren Hauptförderern. Er hat einige Schriften über Seerecht und Handelsmarine veröffentlicht.

Digitized by Google

Niemand in Italien hat ihm die Fleißnote versagt, die er sich in so viel Aemtern, Würden und Aufgaben verdiente. Ob in der gegenwärtigen Zeit ein Mann genügt, der stets das war, was man gemeiniglich einen fleißigen Mann nennt, ist mehr als zweifelhaft.

Die Anerkennung der Irredenta war ihm von vornherein gewiß, denn er, der Sohn eines Verschwörers, war Präsident der Gesellschaft „Dante Alighieri", die im Sinne der Irredenta tätig ist.

Das höchste, was ihm zuteil ward, war, daß durch Italien das Lied vom braven Manne Boselli erklang. Daß er ehemals Dreibündler war und jetzt Todfeind Oesterreichs, dies bewundern die sog. Interventionisten als Unabhängigkeit des Geistes eines freien Mannes.

In Wirklichkeit ist er eine der jämmerlichsten Figuren, die in diesem Kriege in Italien auftraten.

Als Greis, näher den achtzig als den siebzig, gab er sich in seiner politischen Impotenz dazu her, von Zeit zu Zeit den Siegescancan in der Oeffentlichkeit zu tanzen. Mit nackten dürren Beinen tanzte er ihn angesichts der Bundeslade der italienischen Verfassung. Das Parlament schämte sich nicht, seiner windigen, schwulstigen Rhetorik Beifall zu klatschen. Zur Ehre Sonninos soll es gesagt sein, daß er, was Worte anbelangt, immer damit kalt zurückgehalten und es wenigstens in der Rede verschmäht hat, in der unzüchtigen Quadrille parisienne zu glänzen, gleichwie die Herren Briand, Sasonow und Asquith. Bosellis zahnloser Greisenmund dagegen konnte sich nie mit Ruhmesverheißungen genug tun!

Was ward überhaupt im italienischen Parlament seit Kriegsausbruch aufgeführt! Alle Verschämtheit wurde beiseite gelegt. Zur Ehre des guten Geschmacks der Engländer und der Amerikaner sei es gesagt, daß sich dort Männer niemals küssen. In Montecitorio dagegen beleckten in Entzücken öffentlich der fünfundsiebzigjährige Kammerpräsident Marcora und der siebenundsiebzigjährige Boselli sich gegenseitig ihre welken Wangen und ihre vertrockneten Lippen. Im italienischen Parlament spielten sich wahrhafte Orgien am hellichten Tage ab. Greise mit pergamentener Haut jauchzten den Kosaken zu im Namen der Freiheit und der Zivilisation, für die Rußlands Horden gegen die „deutsche Barbarei" kämpften und „siegten". Taten sie es vielleicht auch im Namen Mazzinis, der da sagte: „Soll Europas Elend ein Ende haben, so muß der Russe in sein Eis zurückgeschleudert werden, und zwischen ihm und Oesterreich und Preußen erstehe ein demokratisches Polen."

Deutschland ist es, an das der große Revolutionär die Mission, dieses Polen wiederzuerwecken, überträgt. „Deutschland allein kann dieses Polen wieder erheben und ist verpflichtet, es zu tun, denn auf dieses fällt die Schmach und der Schaden seines Falles zurück."

Und der alte, der steinalte Boselli war es, der am 5. Dezember 1916 im Namen wahrscheinlich der polnischen Märtyrer, die bei Ostrolenka ihr Leben verhaucht hatten, dem hochedlen zarischen Rußland als dem Beschützer des Polentums mit den Worten zutrank:

Digitized by Google

„Der italienische Geist ist mit dem polnischen durch sympathische Ueberlieferungen verbunden, und so hat Italien übereinstimmend mit den Verbündeten dem russischen Zaren Beifall gespendet, als er kürzlich allen Bevölkerungen Polens die Garantien der Einheit und Selbständigkeit bestätigte. Dagegen haben die Mittelmächte Polens Zerstückelung bestätigt und in völkerrechtswidriger Weise eine Souveränitätsübertragung vollzogen, wodurch sie in unglaublicher Anmaßung polnische Völker zum Kampfe gegen den Staat zwingen, dem sie von Rechts wegen angehören. Gegen dieses Vorgehen hat die italienische Regierung bei den Regierungen der neutralen Staaten formellen Protest eingelegt."

Der alte Boselli also ward zum Ankläger des nach der Voraussagung Mazzinis Polen befreienden Deutschland. Was Boselli, das Mädchen für alles, je für die Polen getan, ist uns unbekannt geblieben. Einer seiner Vorgänger jedoch als Großmeister des Mauritiusordens, Cesare Correnti, der Freund Crispis, hatte für Polen gearbeitet. Bis auf den heutigen Tag weiß ich nicht, was aus seinen Studien über die Geschichte Polens geworden, mit der er sich ein langes Leben eifrig beschäftigt und über die er manches Rußland Bloßstellende zu Papier gebracht hatte.

Vielleicht wären die ältesten unter den Kardinälen Roms in der Lage gewesen, den edlen Boselli zu belehren, was Katholiken und katholische Bischöfe noch in der Aera Alexanders III. und wohl auch Nikolaus' II. unter der Fuchtel des Zarismus gelitten. Vielleicht hätte der Staatsminister Luigi Luzzatti, der venetianische Jude, der als Gönner der Westmächte auch der Gönner des zaristischen Rußland geworden, seinen Kollegen Boselli belehren können, wie sehr sich der Zarismus der Juden Polens angenommen, indem er dort nach Möglichkeit in den großen Städten alle Juden — zumeist Proletarier — zusammenpferchte, denen er die großen Städte Rußlands versperrte.

Vielleicht hätte auch mancher polnische Aristokrat und manche polnische Aristokratin, die sich in Florenz und Rom festgesetzt hatten, dem ligurischen Quacksalber Boselli von den Anstrengungen erzählen können, die sie im Interesse ihres durch den Zarismus schwerverkürzten Volkstums und ihrer gemarterten Landsleute bei den Mächtigen Italiens und der Kurie zu machen pflegten. Vielleicht weiß auch Königin Margherita ein Lied zu singen davon, wie ihr Einfluß manchmal zugunsten der geplagten Polen Rußlands angesprochen ward und wie sie — nicht ganz vergeblich — des alten Kaisers Wilhelm Gnade für den wegen Hochverrats in einem deutschen Gefängnisse schmachtenden polnischen Dichter Kraszewski angerufen hatte.

Wenige Wochen, bevor Paolo Boselli die Stirne hatte, die Milde des Zarentums für Polen gegen die Zwei-Kaiser-Wüteriche in Mitteleuropa auszuspielen, war Henryk Sienkiewitsch gestorben. Aus seinem Grabe in Vevey schien er mir dem neuen Paulus, der den dunkeln Weg ging, die beiden Kaiserknechter gegen den Zarenbefreier anzuklagen, zuzurufen: „Quo vadis?"

Boselli, der Herold des angestammten Gesetzes, hatte sich auch im Namen des Legitimismus dagegen verwahrt, daß die Mittelmächte „in unglaublicher

Digitized by Google

Anmaßung polnische Völker zum Kampfe gegen den Staat zwingen, dem sie von Rechts wegen angehören".

Derselbe Boselli, der es natürlich fand, daß österreichische Südtiroler und Küstenlandbewohner von Italien bewaffnet worden waren, um gegen Oesterreich zu kämpfen, dem sie doch von des gleichen Rechts wegen angehören wie die Polen Rußland ... derselbe, der es als barbarisch verschrie, daß der österreichische Untertan Battisti, auf italienischer Seite kämpfend und als Gefangener eingebracht, von den Oesterreichern hingerichtet ward, wofür die Italiener — Boselli an der Spitze — seinen Namen sofort in den Katalog der nationalen Blutzeugen und Glaubenshelden einzeichneten ...

Und das schwache Gedächtnis Bosellis hatte auch vergessen, daß der von ihm als höchster Hort des Legitimismus vielbewunderte Zar selbst lange vor Eintritt Italiens in den Krieg an dieses das Angebot gemacht hatte, unter den in Rußland eingebrachten Gefangenen alle diejenigen auszulesen, die aus den sog. unerlösten Provinzen des Südens von Oesterreich stammten und auszuliefern, damit sie auf italienischer Seite gegen den Staat kämpften, dem sie „von Rechts wegen" angehörten.

In der Duma hatte am 3. Dezember 1916 der neue Ministerpräsident Trepow, ein großsprechender Dilettant wie seine Vorgänger Stürmer und Sasonow, der Welt verkündet, daß 1915 eine endgültige Vereinbarung mit den Westmächten getroffen worden sei, der sich auch Italien angeschlossen habe, wodurch Rußlands Recht auf die Meerengen und Konstantinopel besiegelt ward. Er erklärte in Uebereinstimmung mit den Alliierten, daß nach dem sichern Siege über Deutschland und die Türkei Rußland die freie Zufahrt in das Mittelmeer souverän in Besitz nehmen werde. Der vielseitige Boselli zögerte nicht, schon zwei Tage darauf, es seinem Kollegen und Verbündeten Trepow zu bestätigen, daß Italien den Russen tatsächlich den Schlüssel zum Bosporus und den Dardanellen auszuliefern im Begriffe stünde. Er sagte: „Im Frühling 1915, vor unserm Eingreifen, gaben Frankreich und England in Petersburg ihre volle Zustimmung bekannt, daß im künftigen Friedensvertrage Konstantinopel unter gebührenden Garantien der Freiheit der Meerengen Rußland zugeteilt würde. Wir haben in Anerkennung der Jahrhunderte langen Aspirationen unseres tapferen Verbündeten uns dieser Zustimmung angeschlossen."

Vielleicht hat der große italienische Staatsmann mit diesen Worten nicht nur im Geiste der Jahrhunderte alten Ansprüche des glorreichen russischen Verbündeten, sondern auch eines nicht ganz unberühmten Vorgängers gehandelt, dessen Charakterbild in der Geschichte wohl noch fester umschrieben dasteht als das seines Nachfolgers Boselli? Dieser Vorgänger hieß Camillo Cavour. Zur Begründung der am 26. Januar 1855 mit den Westmächten abgeschlossenen Militärkonvention, zufolge deren das Königreich Sardinien in den Krieg gegen Rußland, den sog. Krimkrieg, eintrat, führte er am 6. Februar in der Kammer aus: „Wir haben uns ohne Schwierigkeit überzeugen können, daß dieser Krieg für Sardinien von größter Wichtigkeit sei, denn sollte der Ausgang

Digitized by Google

desselben für Rußland glücklich sein und infolgedessen der Siegesadler des Zaren seinen Flug nach Konstantinopel nehmen, dann würde Rußland eine absolute Oberherrschaft auf dem Mittelmeere und eine unüberwindliche Ueberlegenheit in den Kabinetten Europas erringen. Die Folgen davon müßten aber für Piemont wie für ganz Italien höchst unheilvoll sein ... Wenn Rußland Herr über Konstantinopel wird, so wird es auch Herr über das Mittelmeer, denn es würde dadurch zum unumschränkten Gebieter über das größte wirkliche Binnenmeer werden, das auf der Erde existiert — über das Schwarze Meer. Dieses würde so zu einem wahren russischen See werden, und wenn sich dieser in Händen einer Nation von 70 Millionen Seelen[1]) befände, so würde er in kurzem zum größten Flottenarsenal der Welt werden, dem vielleicht alle übrigen Seemächte zusammen nicht Widerstand leisten könnten. (Sensation.) Das Schwarze Meer, mittels einer Absperrung des Bosporus, dessen Schlüssel in Händen des Autokraten bliebe, zu einem russischen Meer geworden, bekäme gleichsam den Charakter einer riesenhaft ausgedehnten Reede von Sebastopol. Hier könnte man mir den Einwand machen: Und was schadet eine Oberherrschaft im Mittelmeer? Weder Italien noch Sardinien besitzt sie jetzt; sie ist das Eigentum Frankreichs und Englands, und statt zweier würde das Mittelmeer drei Herren haben. Ich denke nicht, daß derartige Gesinnungen in dieser Kammer ein Echo finden. Sie wären gleichbedeutend mit Verzicht auf jedes weitere Vorwärtsstreben; sie wären ein Beweis von Unempfindlichkeit für die Leiden, von denen Italien durch die kontinentalen Kriege getroffen worden ist — Leiden, die unser großer moderner Lyriker (Manzoni) so beredt schildert, wenn er von den Folgen des Kriegs spricht, die fremde Heerscharen in Italien ausgekämpft angesichts einer gleichgültigen Bevölkerung und zum Ruhme neuer Eroberer:

Ein neuer Herrscher reiht sich an den alten,
Ein Volk dem andern auf den Nacken tritt.

Wenn Rußland ein Uebergewicht auf dem Schwarzen Meer erlangt, so wird man diese Verse recht gut auf uns anwenden können."

Jenen das Andenken Cavours verleugnenden Schritt zugunsten des russischen Anspruchs auf Konstantinopel hatte Sonnino an der Seite Salandras getan. Zwischen den Anschauungen Cavours und denen Sonninos klafft ein Abgrund, so gewaltig wie zwischen Empire und Republik, Napoleon III. und Poincaré, zwischen Walewski und Briand, zwischen Viktoria und Georg, zwischen Palmerston und Grey. Freilich auch wie zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm II., Manteuffel und Bethmann Hollweg. Treu blieben sich nur die Türkei und Rußland. Mohammed Reschad V. wollte genau so wie Abd ul Medschid, Enver-Pascha genau so wie Reschid-Pascha Konstantinopel vor den Fangarmen Rußlands retten. Nikolaus II. griff genau so wie sein Urgroßvater Nikolaus I., Sasonow und Trepow genau so wie Nesselrode, Menschikow und Gortschakow

[1]) Jetzt schon mehr als das Zweifache.

Digitized by Google

nach dem Besitze Konstantinopels aus. Oesterreich-Ungarn freilich zeigte sich heute Rußland gegenüber entschlossener, als es im Krimkriege gewesen, der Franz Joseph von 1914 bis 1916 war ein andrer als der von 1854, der 1849 und Vilagos noch zeitlich zu nahe stand, als daß er damals die Faust gegen Rußland voll geballt hätte. Und das Deutschland von jetzt nimmt der Türkei gegenüber eine wesentlich andre Stellung ein als Preußen während des Krimkriegs, weil Deutschland eben das Freundschaftsverhältnis zu Rußland aufgegeben hat und im nahen türkischen Orient das sucht und zu finden hofft, was Preußen noch gleichgültig gewesen und was Rußland dort bis jetzt versagt war. So haben alle Mächte bis auf Rußland selbst heute eine im Vergleiche zu vor sechzig Jahren durchaus veränderte Stellung zur Türkei. Daß aber diese veränderte Stellung Italiens und auch der Westmächte sich nicht ganz von gestern auf heute ergeben hat, beweisen übrigens Aufzeichnungen von mir über mit dem nun verstorbenen italienischen Botschafter in Wien, Grafen Nigra, der ein Schüler, Sekretär, Vertrauter Cavours und Gesandter bei Napoleon III. gewesen, gepflogene Gespräche, die ich im März 1897 mit ihm führte in Anknüpfung an die von Griechenland gehegten Ansprüche auf türkischen Besitz, die bald darauf zum Griechisch-Türkischen Kriege führen sollten und in deren Geiste Venizelos noch heute arbeitet. Diese Aufzeichnungen hat die „Deutsche Revue" vor einigen Jahren veröffentlicht.

Boselli aber ist nunmehr von der russischen Revolution verleugnet, die offiziell jeden Anspruch auf Konstantinopel preisgegeben hat. Von einem Boselli allerdings können wir nicht erwarten, daß er von einem Kerenski und Konsorten lerne, ebenso auf Trient und Triest verzichten, vielmehr hat er, wenn auch vergeblich, letzthin die russischen Horden zwar nicht für die Eroberung Konstantinopels, so doch für die Trients und Triests sich niedermetzeln lassen. Rußland aber bleibt vorläufig weiter ein Bindeglied zwischen Italien und Frankreich. In diesem Sinne wirkte Tittoni, nachdem Viktor Emanuel III. dem Zaren Nikolaus II. in Racconigi seine brüderlichen Arme geöffnet hatte, an der Seite Iswolskys in Paris.

Heute ist Nikolaus ein abgetaner Mann, im besten Falle nur noch ein Oberst namens Romanow. Der Anspruch Rußlands auf Konstantinopel ist, wie gesagt, durch die russische Revolution abgetan, denn wenn auch noch nicht Kerenski, so zählen doch Iswolsky und Miljukow zu den Toten. Tittoni aber ist nur scheintot und Boselli nur scheinlebend.

Digitized by Google

Die Selbsttäuschungen Kerenskis

Von

Dr. G. Baron Manteuffel[1])

Merkwürdig arm ist dieser Krieg an überragenden Persönlichkeiten. Diese Tatsache gibt zu denken und kann vielleicht den Satz, daß große Zeiten große Männer hervorbringen, erschüttern; denn für alles, was werden soll, müssen die Voraussetzungen zuerst geschaffen werden, und hier haben sie vielleicht gefehlt. — Während dieses nun mehr als drei Jahre dauernden Krieges haben vorzüglich zwei Männer in Rußland die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken verstanden. Man kann sich schwerlich zwei größere Gegensätze denken, wie den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, weiland Oberkommandierender der russischen Armee, und Alexander Fedorowitsch Kerenski, zurzeit Diktator von Rußland. Den verschiedensten sozialen Schichten angehörend, Anhänger diametral entgegengesetzter Anschauungen, wäre ein Vergleich zwischen dem sich den Siebzigern nähernden riesigen Vertreter der älteren Generation Romanow mit dem auffallend germanischen Gesichtsschnitt und dem jugendlichen schmächtigen, den südrussischen Typus darstellenden gegenwärtigen Machthaber Kerenski ein scheinbar paradoxes Unterfangen, und doch ist das nicht der Fall. Wer in Rußland den Ausbruch des Krieges erlebt hat, der wird sich dessen erinnern, wie die Person des Kaisers Nikolaus II. immer mehr hinter der seines Oheims zurücktrat; wie man sich verstohlen zuraunte, daß der Kaiser den Krieg nicht gewollt, der Oberbefehlshaber ihm aber gedroht habe, er werde dann mit der Armee statt auf Berlin nach Petersburg marschieren. Der Prozeß Suchomlinow beweist, wie richtig diese Vermutungen waren. Nikolai Nikolajewitsch war beim gemeinen Mann beliebt, bei den Offizieren verhaßt. Hätte er aus seinen Anfangserfolgen in Ostpreußen und Galizien dauernde zu machen verstanden, er wäre von den Soldaten vergöttert worden. Es läßt sich nicht leugnen, daß er für sie nach Möglichkeit, wenn auch oft in unpraktischer Weise, sorgte, ihre Wesensart verstand und achtete. Dagegen wurde die Generalität ganz niederträchtig behandelt. In der Armee kursierten Erzählungen über ihn, die an die Willkür eines asiatischen Despoten schlimmster Art erinnern. Auch Kerenski ist ein von den Massen getragener Mann gewesen. Wie einst Nikolai Nikolajewitsch mit dem trefflichen Rußki, so hat jetzt Kerenski nicht mit Brussilow auskommen können. Freuen wir uns, daß diese beiden tüchtigen Militärs von zwei Männern, die sich dafür hielten, zurückgedrängt worden sind. Gemeinsam ist beiden die blutige erfolglose

---

[1]) Daß diese Ende August niedergeschriebenen Betrachtungen heute in einigen Nebenpunkten überholt sind, erscheint bei dem raschen, sprunghaft wechselnden Verlauf der russischen Ereignisse fast selbstverständlich und konnte uns darum nicht abhalten, den Aufsatz, so wie er uns zuging, auch jetzt noch zu veröffentlichen.

Die Leitung der „Deutschen Revue".

Digitized by Google

Massentaktik. Sie sind darin typische Russen oder richtiger Krepräsentanten des asiatischen Elementes im russischen Volkscharakter. Wiederum ist ihnen aber etwas durchaus Unrussisches eigen, nämlich die ungeheure Willenskraft, die in Rußland so seltene Fähigkeit, Gedanken in die Tat umsetzen zu können. Wenn die russische Armee 1914 auf einem unendlich höheren Niveau stand als 1904 (vor Ausbruch des Japanischen Krieges), so ist es Nikolai Nikolajewitsch zu verdanken. Wenn der russische Staatsorganismus noch mühselig zusammengehalten wird, ist dies ein unstreitiges Verdienst Kerenskis. Nachdenklich aber muß es uns stimmen, wenn Deutschland von zwei so verschiedenen Kreisen entstammenden, dem alten und dem neuen Rußland angehörenden Männern in einer Weise gehaßt wird, die an Dummheit grenzt und dem eignen Vaterlande, das von beiden zweifellos heiß geliebt wird, so unendliches Unglück gebracht hat. Es zeigt sich schon hierin, wie tief die Feindseligkeit allem deutschen Wesen gegenüber den Russen im Blute steckt; möge sie uns noch so unverständlich erscheinen (weil wir die Russen mit deutschen, nicht mit russischen Augen ansehen), der Tatsache dürfen wir uns nicht verschließen.

Die russische Revolution hat wieder einmal gezeigt, wie unproduktiv, wie wenig schöpferisch der wahre Russe ist. Als die Franzosen, unzufrieden mit ihrem Königtum, die Revolution erfanden, denn sie war die erste in ihrer Art, da war sie von einer Generation genialer Schriftsteller und Philosophen vorbereitet worden. Den Einfluß dieser Männer und die Folgen ihrer Lehren empfand das gesamte Europa. Die russische ist für den aufmerksamen Beobachter ein oft bis in die kleinsten Details gehender plumper Abklatsch der französischen, nur daß dieser ein Napoleon folgte, was jetzt nicht der Fall sein wird. Mag Kerenski sich für einen solchen halten, ich weiß nicht, ob er es tut, sollte es der Fall sein, so wird die Enttäuschung nicht ausbleiben. Glänzendes Rednertalent und die Fähigkeit, seine Machtmittel brutal auszunutzen, sind in Rußland Dinge, die nicht zu unterschätzen sind, und über beide verfügt er. Aber das ist zu wenig, um ein Reich, zumal im Kriege, zu lenken. Alle Organe des monarchischen Staats sind abgeschafft; in kurzem sie durch neue zu ersetzen, wäre auch in Westeuropa sehr schwierig. Für Rußland, das an gebildeten Elementen so arm ist, von denen noch dazu ein großer Teil im Felde steht, ist es einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Gesetzt den Fall, Kerenski machte auch das Unmögliche möglich, wodurch würde sich die neue Beamtenschaft von der alten unterscheiden? Die frühere war in ihrer Organisation und Zusammensetzung in einem Maße demokratisch, daß die jetzige Regierung sie schwerlich wird übertreffen können, und gerade jenes Beamtentum ist es, welches durch seine Mißwirtschaft die Revolution hervorgerufen hat. Die Behörden werden andre Namen bekommen und der höhere Adel wird bei den Beförderungen übergangen werden, das ist das einzige, das Kerenski vielleicht erreichen wird. Die Mißwirtschaft wird aber noch viel größer und der Staatsapparat noch viel kostspieliger als früher. Die Anzeichen dafür machen sich schon jetzt deutlich bemerkbar. Je klüger Kerenski ist, desto klarer muß er sich darüber sein, daß auch der stärkste Wille eines Einzelnen nicht

Digitized by Google

den Volkscharakter ändern kann. Dazu sind, wenn es überhaupt möglich ist, Jahrzehnte ruhiger Entwicklung nötig, das haben die früheren Machthaber nicht erkannt, und auch Kerenski und Genossen geben sich hierin einem Wahne hin. Sie sehen nicht oder wollen es nicht sehen, daß die Revolution Rußland dem Abgrund noch näher gebracht hat; sie glaubten Großes vollbracht zu haben, als sie den Kaiser absetzten, und merkten es nicht, daß sie es mit der Erlaubnis der Entente tun durften, die ihrerseits gute Miene zum bösen Spiel machen mußte, als sie sah, daß Nikolaus II. und die Seinen trotz aller Mahnungen unbelehrbar blieben. Kerenski will dem Volke einreden, daß nur er es retten könne. Aber wie bei Nikolai Nikolajewitsch schwand die Gunst der Masse, als das Kriegsglück ausblieb. Von allen Seiten mehren sich die Gegner. Kornilow seinerseits glaubt durch drakonische Maßnahmen in der Armee die Disziplin wiederherstellen zu können und scheint dafür den Dank der gemäßigteren Elemente zu ernten. Die Nachrichten über eine Gegenrevolution mehren sich, und die Namen, welche dabei genannt werden, sind nicht die schlechtesten. Sicher ist, daß jetzt jede Regierungsform begrüßt werden wird, die Ruhe und Sicherheit des Lebens und Eigentums verbürgt. Aber jede behauptet das von sich, und die in Rußland entfesselten Elemente sind so vielseitiger Art, daß man sich des Glaubens nicht erwehren kann, daß nur ein Druck von außen das Volk zur Besinnung bringen könnte. Gewiß, Rußland muß Kerenski dankbar sein, denn er ist es, der es in dem Augenblick, wo es auseinander zu fallen drohte, zusammengehalten hat, d. h. er hat diesen Augenblick vielleicht nur hinausgeschoben. Wir kennen Kerenskis Auffassungen über die Zukunft seines Landes nicht, und es ist kaum anzunehmen, daß eine Persönlichkeit wie die seinige sich zu weitgehenden Utopien hingeben könnte. Aber er gehört zu denen, die die Lawine ins Rollen gebracht und sie nicht mehr aufhalten werden. Er ist, wie man sagt, ein todkranker Mann, und seine Tragik ähnelt der seines Antipoden und Vorgängers, des Verbannten in der Krim. Er glaubte zu schieben und ward geschoben, denn in Petersburg sitzt ein Mann, von dem die einen die Rettung ihres Vaterlandes erhoffen und in dem die andern einen bösen Teufel sehen, der Rußlands Ende heraufbeschwört.

Mehr als einmal tot gesagt, oder aus Rußland vertrieben, ist es der nun schon legendenumwobene Sir George Buchanan, der Kerenski zwingt, seine Marionette zu sein, der das Seil in der Hand hält, an dem auch schon Nikolai Nikolajewitsch, vielleicht unbewußt, tanzen mußte. Wahrlich, keinen besseren hätte Grey nach Petersburg schicken können. Die zarische Regierung mußte sich ihm fügen, und die jetzige tut es in einem wohl noch höheren Maße. Solange das russische Heer sich selbst versorgen konnte, standen sich Rußland und England ebenbürtig gegenüber. Je weniger die realen Hilfsmittel dem russischen Kriegswillen entsprachen, desto mehr war es auf England angewiesen. Wie ein Wucherer hat sich die Entente an Rußland festgesogen, zuerst ging das Gold nach Großbritannien, dann übernahmen französische, englische und japanische Offiziere die Ausbildung der technischen Truppen. Was das Heer und die

Digitized by Google

Flotte außer den Lebensmitteln brauchten, kam über das Meer und wurde zu Kriegspreisen von Rußland bezahlt. Aber das genügte nicht. Wie bei China, wie in der früheren Türkei nicht mehr wie bei einem Gleichgestellten, war seit der Revolution von der Entente nur etwas gegen Konzessionen zu haben. Länderstrecken, Bergwerke, Wälder, Eisenbahnen, eins nach dem andern wurde verpfändet. Damit alles in der Ordnung vor sich gehe, die merkantilem Sinne wohlgefällt, sitzen an den wenigen Rußland gebliebenen Zufahrtswegen die Beamten der Verbündeten und führen Buch über das steigende Schuldkonto Rußlands; und alles geht durch Sir George Buchanans Hände, er bestimmt alles, er leitet alles. Wohl sind die sozialistischen Führer sicherlich fast ausnahmslos über Geld und Geldeswert erhaben, und einen reinen Idealismus wird man vielen nicht absprechen können. Aber der rollende Rubel wird doch von manchen in diesen teuren Zeiten gierig aufgefangen werden und seine ententefreundlichen Wirkungen nicht verfehlen. Eine Revolution kann wohl eine Verfassung ändern, aber nicht den Volkscharakter. Es ist paradox, wenn Kerenski als Sozialist die auseinanderstrebenden fremden Völker zusammenhalten muß; und tut er es nicht, so hört er auf, seinen Aufgaben getreu zu bleiben. In jedem Falle ist er dabei von England abhängig. Solange England Rußland braucht und auf seine Armee Wert legt, so lange steht es ihm bei; wenn man aber englischerseits zu dem Schlusse kommt, daß Rußland doch nicht mehr zu helfen sei, wird es Zeit sein, sich den auseinanderstrebenden Strömungen zuzuwenden und sich das Wohlwollen und die Dankbarkeit der einzelnen Staaten, in die Rußland zerfallen könnte, zu sichern. Schon heißt es, Buchanan sei in Reval gewesen, um mit den Esten zu verhandeln; die ukrainische Frage wird von den Engländern sehr aufmerksam verfolgt, und sie konnten sich unbeobachtet ihrer annehmen. Kerenski und Genossen haben Rußland seiner Vormachtstellung als Trägerin des slawischen Gedankens endgültig beraubt, und das wird ihnen in Zukunft nicht verziehen werden. Denn gerade weite demokratische Kreise sind panslawistisch orientiert. Vernichtet hat Kerenski den Panslawismus nicht, aber sein Schwergewicht hat sich verschoben, und wir Deutschen werden das bald genug empfindlich zu spüren bekommen. Wie Kerinski innerlich dem Panslawismus gegenübersteht, ist schwer zu sagen. Als Sozialist muß er ihn befehden, und kann es doch nur vorsichtig tun, um nicht bei zu vielen damit anzustoßen. Seine Stellung ist eben durch und durch unnatürlich und wird es mit jedem Tage mehr. Je nachdrücklicher England den U-Bootkrieg empfindet, je geringer die Aussichten werden, im Westen durchzubrechen oder Deutschland auszuhungern, desto klarer wird, daß England eine Kriegsentschädigung bei den — Bundesgenossen suchen wird. Die Russen merken dies sehr wohl, aber sie meinen, daß das einzige Mittel, ihm zu entrinnen, ein Niederwerfen Deutschlands ist. Doch je erfolgloser ihr Streiten, desto hoffnungsloser wird ihre Lage. Die von Deutschland okkupierten Gebiete legen nicht den geringsten Wert darauf, wieder an Rußland angegliedert zu werden, und was nicht von uns besetzt ist, das gerät immer mehr in Abhängigkeit von England und Japan. Freund und Feind stürzen sich auf

Digitized by Google

den durch eigene Schuld am Boden Liegenden, schneiden sich blutige Fetzen aus seinem Leibe, um vielleicht über seiner Leiche sich die Hand zur Versöhnung zu reichen ... Kerenski aber verwendet seinen Mut und seine sterbende Kraft, um die sinkende Energie seiner Landsleute immer mehr aufzupeitschen. Man hat das Gefühl, als ob das Jahrhundert Rußland nicht wohl will, denn alle seine Söhne, die ihm helfen konnten, sind durch eigne Schuld oder Ungunst des Schicksals mattgesetzt worden: Admiral Makaroff, von dem man sagte, daß er Togo ebenbürtig war, erlitt den Seemannstod, noch ehe er sein Können erwiesen hatte. Stolypin, der Vater der Agrarreform, ward ermordet, Kriwoschein, sein Nachfolger und Kriegsgegner, ist beiseite geschoben, Rußki das Opfer der Gegnerschaft Nikolai Nikolajewitschs, Brussilow das Kerenskis geworden. Dieser selbst aber sieht nicht oder will nicht sehen, daß er trotz aller großen Gaben sein Vaterland zugrunde richtet. Es scheint ein tragisches Geschick zu sein, das den Russen verwehrt, als einzelne Individuen Großes zu wirken. Nur als Masse suchen sie ihr Ziel zu erreichen, und daß die Masse allein trotz allem nicht ausschlaggebend ist, das beweist dieser Krieg.

Ueber Schutzimpfungen und ihre Anwendung im jetzigen Kriege

Von

Prof. Dr. Adolf Strümpell (Leipzig)

Keine Wissenschaft steht zu den Ereignissen des Krieges in so enger Beziehung wie die Medizin. Sie allein darf sich auch rühmen, nicht an dem furchtbaren Zerstörungswerk des Krieges mitzuarbeiten, sondern einzig bestrebt zu sein, die Wunden und Leiden, die der Krieg mit sich bringt, gleichmäßig bei Freund und Feind zu lindern und zu heilen. Solange es Kriege gibt, gibt es auch eine Kriegsmedizin, zogen zugleich mit den Kriegern Aerzte hinaus, um den Verwundeten zu helfen und ihre Schmerzen zu verringern. Die Kriegsmedizin war zunächst nur Kriegschirurgie. Mit dem zunehmenden Umfange der kämpfenden Heere traten aber neue Umstände in Wirksamkeit, die auch das Entstehen gewisser innerer, d. h. von gröberen, äußeren Verwundungen unabhängiger Erkrankungen während des Krieges in besonderem Maße begünstigten. Vor allem gewannen die Infektionskrankheiten, teils infolge der allgemeinen Verschlechterung aller hygienischen Verhältnisse, teils infolge des engen Zusammenlebens großer Menschenmassen, eine immer größer werdende Bedeutung. Seit dem Beginn genauerer Aufzeichnungen über den Verlauf größerer Kriegszüge erfahren wir auch von dem Auftreten der Kriegsseuchen, die oft genug auf den Verlauf der Kriege von größerem Einfluß waren als der Ausgang der Schlachten und der Belagerungen. Schon Herodot erzählt uns, daß der Sieg

Digitized by Google

der Griechen über das Massenheer der Perser wesentlich erleichtert wurde durch die schweren Verluste, welche die Perser durch die eingetretenen Krankheiten erlitten. Und ähnliche Erfahrungen machte man in fast allen größeren Kriegen durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit und Gegenwart hinein. Allgemein bekannt ist es, wie ungünstig der ägyptische Feldzug Napoleons I. durch das Auftreten der Pest beeinflußt wurde, und wie im Jahre 1812 der Untergang der Napoleonischen Macht in Rußland durch die furchtbaren Verluste des französischen Heeres infolge des epidemisch in schwerster Form aufgetretenen Flecktyphus wesentlich mit bedingt und beschleunigt wurde. Und denselben Einfluß der Kriegsseuchen auf die gesamte Kriegslage und den Kriegsausgang finden wir im Krimkriege, im Kriege von 1866, wo das Auftreten der Cholera erheblich zum raschen Abschluß des Nikolsburger Friedens beitrug, im Russisch-Türkischen Kriege von 1877 usw.

Während aber in den früheren Kriegen ärztliche Kunst und Wissenschaft den verheerenden Kriegsseuchen fast machtlos gegenüberstanden, so daß die Verluste an Menschenleben durch Krankheiten sehr oft die blutigen Verluste übertrafen, so hat die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis über die Natur und das Wesen der Infektionskrankheiten in den letzten Jahrzehnten dazu geführt, auch diese unheimlichen, verderblichen Feinde in der wirksamsten Weise zu bekämpfen. In allen Kulturstaaten besteht die Vorbereitung zum Kriege jetzt nicht nur in der militärischen Ausbildung des Heeres und in seiner ausreichenden Versorgung mit Waffen und Munition, sondern ebenso in der bis ins kleinste genau ausgearbeiteten Sanitätsordnung des Heeres, die nicht nur auf die zu erwartenden Verwundungen, sondern ebenso auf das fast mit Sicherheit zu erwartende epidemische Auftreten zahlreicher Infektionskrankheiten die eingehendste Rücksicht nimmt. Gerade der jetzt wütende Weltkrieg mit seinen noch nie dagewesenen Anhäufungen der Millionenheere hat das Sanitätswesen vor Aufgaben gestellt, deren Schwierigkeit fast unüberwindlich erscheinen konnte, deren trotzdem erfolgte glückliche Bewältigung uns zu dankbarster Anerkennung zwingt. Mit Stolz und Bewunderung muß es uns erfüllen, wenn wir sehen, wie unsre Aerzte draußen im Felde nicht nur den Kranken die sorgsamste Hilfe angedeihen lassen, sondern wie allenthalben bis unmittelbar hinter der Kampffront Laboratorien mit voller wissenschaftlicher Ausrüstung entstanden sind, in denen wie in Friedenszeiten gearbeitet und geforscht wird. Schon ist eine Reihe bedeutungsvoller wissenschaftlicher Entdeckungen draußen in den Kriegslazaretten und Kriegslaboratorien gemacht worden. Neue oder wenigstens fast unbekannte Krankheiten sind eingehend erforscht, die Erreger der infektiösen Gelbsucht, der sog. Weilschen Krankheit, sind entdeckt, die Art der Uebertragung des Fleckfiebers ist endgültig festgestellt worden u. a.

Aber die segensreichste ärztliche Tätigkeit unsers Sanitätswesens auf dem Gebiete der Infektionskrankheiten liegt doch in der vorbereitenden Arbeit, in den Bestrebungen, unsre Soldaten von vornherein vor den gefährlichen Kriegsseuchen nach Möglichkeit zu schützen. Die harten Gebote des Krieges bringen

Digitized by Google

es mit sich, daß die allgemeinen Schutzmaßregeln, die zweckentsprechende Ernährung, der Schutz vor Kälte und Nässe, die Reinlichkeit des Körpers, die frühzeitige Isolierung der Kranken usw. nur in beschränktem Maße durchgeführt werden können. Die Wissenschaft hat uns jedoch noch einen andern Weg zum Schutze vor Erkrankungen gezeigt, und da dieser Weg mit den merkwürdigsten und wunderbarsten biologischen Erscheinungen zusammenhängt, die wir bisher überhaupt kennen gelernt haben, so darf ich wohl einiges Interesse voraussetzen, wenn ich versuche, die hier in Betracht kommenden Tatsachen wenigstens etwas näher zu erörtern.

Bekanntlich wird jetzt jeder Soldat, der ins Heer eintritt, in mehrfacher Weise „geimpft". Diese Impfung soll ihm einen sicheren Schutz gewähren vor gewissen, sonst leicht zu befürchtenden Erkrankungen. Auf welch wissenschaftlichen Tatsachen beruhen diese Impfungen? Ist ihr erwünschter Erfolg wirklich festgestellt und wie kann er erklärt werden?

Der Ausgangspunkt für alle Erfahrungen und Untersuchungen über die sog. Schutzimpfung liegt in der vor jetzt 121 Jahren von dem englischen Landarzt Edward Jenner gemachten Entdeckung einer wirksamen Schutzimpfung gegen die damals noch allgemein verbreitete und sehr häufig tödliche Pockenkrankheit. Am 14. Mai 1796 impfte Jenner zum erstenmal einen gesunden achtjährigen Knaben mit Kuhpockenlymphe, um ihn vor einer späteren Erkrankung an echten Pocken zu schützen. Eine Kuhmagd hatte Jenner gelegentlich gesagt, daß sie sich vor den Menschenpocken nicht mehr zu fürchten brauche, da sie ja die Kuhpocken schon einmal gehabt habe. Was gewiß zahlreiche Aerzte auch schon vorher gehört, aber als „Bauernweisheit" verlacht hatten, erregte das Nachdenken und das weitere Nachforschen Jenners, und so gelangte er schließlich zu der jetzt in der ganzen zivilisierten Welt eingeführten, ungemein segensreich wirkenden Schutzpockenimpfung.

Die allgemeinwissenschaftliche Einwirkung der Jennerschen Entdeckung war anfangs merkwürdig gering. Wir müssen uns jetzt darüber wundern, daß die Tatsache des Impfschutzes bei den Pocken nicht alsbald dazu führte, diesem scheinbar so rätselhaften Vorgange näher nachzuspüren und ihn als besonderen Einzelfall eines weit allgemeineren biologischen Gesetzes zu betrachten. Aber die ärztliche Denkweise war zunächst für die Inangriffnahme dieser Probleme noch nicht reif. Erst fast ein Jahrhundert später drängten sich diese Fragen in ihrer ganzen Bedeutung der wissenschaftlichen Medizin auf, als sich die Natur der Infektionskrankheiten unsrer Erkenntnis näher erschlossen hatte. Wiederum war es ein einfacher Landarzt, der in eigenster genialer Weise die methodischen Grundlagen zur Erforschung der Infektionskrankheiten und aller mit ihnen zusammenhängenden Probleme geschaffen hat: Robert Koch, Kreisphysikus zu Wollstein in Posen. Koch fand die Methoden der künstlichen Züchtung der Bakterien, durch die es möglich wurde, die einzelnen Arten der nur mikroskopisch sichtbaren Erreger der Infektionskrankheiten genau festzustellen und voneinander sicher zu unterscheiden. Auf der Anwendung dieser Methoden beruhten alle sich rasch

Digitized by Google

folgenden Entdeckungen der einzelnen Krankheitserreger, der Tuberkelbazillen, der Typhusbazillen, der Cholerabazillen, der Erreger der Lungenentzündung usw. Erst die Reinzüchtung dieser und zahlreicher andrer Krankheitserreger ermöglichte auch das eingehende experimentelle Studium der Infektionskrankheiten und aller Probleme, die mit ihrer Verhütung und ihrer Heilung zusammenhängen.

Ungefähr gleichzeitig mit dem deutschen Forscher Robert Koch trat in Frankreich ein andrer genialer Forscher, Louis Pasteur, mit seinen Untersuchungen über die Infektionskrankheiten hervor. Es gewährt ein eignes, fast könnte man sagen völkerpsychologisches Interesse, die Forschungsweise dieser beiden großen Männer, des Deutschen und des Franzosen, miteinander zu vergleichen. Bei Koch herrscht die exakte, Schritt für Schritt langsam, aber sicher fortschreitende Methodik vor mit genau bestimmten Forschungsobjekten. Die lebhafte romanische Phantasie Pasteurs dagegen hat sich nicht viel mit der langwierigen Züchtung und Färbung der Mikroorganismen abgegeben. Mit genialer Intuition wandte er sich gleich den praktischen Fragen der künstlichen Abschwächung der Krankheitsgifte zu, suchte die verderbliche Hundswut zu bekämpfen, ohne deren Krankheitserreger zu kennen, und versuchte ohne jede Erörterung der theoretischen Grundlagen die künstliche Abschwächung des Milzbrandgiftes durch die verschiedenartigsten äußeren Einflüsse. Hierbei fand Pasteur die praktisch außerordentlich wichtige Tatsache, daß die mit den abgeschwächten sog. „Vakzins" infizierten Tiere nur in leichter, nicht tödlicher Weise an Milzbrand erkranken, nach dem Ueberstehen dieser leichten Milzbrandinfektion aber eine ungemein vermehrte Widerstandskraft gegen jede spätere, auch noch so schwere Milzbrandinfektion besitzen. Man kann es wohl verstehen, daß der stets die exakteste methodische Beweisführung verlangende Robert Koch anfangs den Pasteurschen Angaben zweifelnd, ja sogar ablehnend gegenüberstand. Pasteur hatte aber doch den richtigen Weg gefunden, und unzweifelhaft bilden seine Arbeiten den grundlegenden Ausgangspunkt für die später so ausgedehnt gewordene Immunitäts- und Serumforschung. Aber wiederum ist es wohl kein Zufall, daß der methodologische und theoretische Ausbau dieses so ungemein wichtigen und interessanten Gebietes, wenn auch natürlich nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise ein Werk deutschen Geistes ist. Ich brauche hier nur an die Namen Buchner, Behring, Ehrlich, Pfeiffer u. a. zu erinnern.

Schon lange waren den Menschen die merkwürdigen Tatsachen bekannt, die auf die Möglichkeit einer Schutzimpfung und einer künstlichen Heilung der Infektionskrankheiten hinwiesen. Aber wir alle wissen ja, daß uns die größten wahren Wunder so ganz alltäglich scheinen, und so mußten Jahrhunderte vergehen, ehe diese alltäglichen Beobachtungen zu weiterem Nachdenken und Nachforschen anregten. Die beiden in Betracht kommenden, längst bekannten Grundtatsachen sind folgende: erstens, daß eine akute Infektionskrankheit überhaupt in den meisten Fällen ohne jede weitere äußere Einwirkung zur Heilung gelangt, und zweitens, daß der Mensch, der eine solche Infektionskrankheit, z. B. Masern, Scharlach, Pocken, Typhus u. a., einmal glücklich überstanden hat, dadurch zwar

Digitized by Google

nicht stets, aber doch in den meisten Fällen vor einer späteren erneuten Erkrankung an derselben Infektion geschützt ist. Die erste der beiden erwähnten Tatsachen, die häufige spontane Heilung einer Infektionskrankheit, ist durchaus nicht so selbstverständlich, wie sie dem gewöhnlichen Bewußtsein erscheinen mag. Die Frage mußte aufgeworfen werden, warum sich denn z. B. die Typhusbazillen, deren Zahl im Darm und im Blut eines typhuskranken Menschen anfangs in unermeßlicher Weise zunimmt, nicht immer weiter unbegrenzt so lange vermehren, bis sie den Tod des Kranken durch ihre erdrückende Ueberzahl herbeiführen. Offenbar müssen doch während der Typhuserkrankung im Körper des Kranken irgendwelche Vorgänge stattfinden, die wenigstens in der Regel das weitere unbegrenzte Wachsen und Wirken der Typhusbazillen verhindern und schließlich zu einer völligen Vernichtung der schädlichen Eindringlinge führen. Und nun weiter. Wenn ein Mensch, der einmal einen Typhus glücklich überstanden hat, fast niemals später noch einmal am Typhus erkranken kann, so müssen doch nach der einmaligen Erkrankung in seinem Körper bestimmte dauernde Veränderungen eingetreten sein, die ein nochmaliges erfolgreiches Eindringen der Typhusbazillen unmöglich machen. Diese Aenderungen müssen ganz spezifischer Art sein. Denn wir wissen, daß ein Mensch, der einen Typhus überstanden hat, dadurch nur gegen eine erneute Typhuserkrankung, nicht aber gegen irgendwelche andersartige Infektion geschützt ist. Wir wissen auch, daß dieser Schutz gegen eine erneute gleichartige Erkrankung nur bei gewissen Infektionen eintritt, nicht aber bei allen, daß z. B. ein Mensch sehr oft mehrmals an Lungenentzündung, Gesichtsrose, Gelenkrheumatismus u. a. erkranken kann. Welche geheimnisvollen Kräfte sind es also, die die Krankheit zuerst überwinden und den Körper dann vor erneuter Erkrankung schützen?

Die erste genauere Antwort auf diese Fragen verdanken wir vor allem den Arbeiten des erst vor wenigen Monaten in Marburg gestorbenen großen Forschers Emil v. Behring. Behring zeigte zuerst im Jahre 1890 durch sorgfältige Tierversuche, daß sich in der Blutflüssigkeit von Tieren, die eine Infektionskrankheit überstanden hatten, neue eigenartige Stoffe vorfinden, die eine spezifische zerstörende oder wenigstens abschwächende Wirkung gegenüber den Erregern der betreffenden Infektionskrankheit und deren krankmachenden Einflüssen ausüben. Behring nannte diese Stoffe ganz allgemein Antikörper. Die Antikörper sind bisher als solche nicht darstellbar. Ein Blutserum, das reichlich Antikörper enthält, unterscheidet sich in chemischer und physikalischer Beziehung nicht nachweisbar von einem gewöhnlichen normalen Blutserum. Aber die Wirkungen der Antikörper treten in der denkbar schärfsten Weise hervor. Spritzen wir das Serum eines Tieres, das eine bestimmte Infektionskrankheit überstanden hat, einem andern, gesunden Tier in die Blutbahn ein und infizieren wir danach dieses zweite Tier mit dem betreffenden Krankheitserreger, so bleibt diese Infektion, die sonst unfehlbar zur Erkrankung geführt hätte, wirkungslos. Das so vorbehandelte Tier bleibt gesund, es ist also gegen diese besondere Infektionskrankheit künstlich immun, d. h. unempfänglich gemacht worden. Daß diese

Digitized by Google

merkwürdige Wirkung des sog. Immunserums von einem unmittelbaren Einfluß auf die Infektionserreger selbst abhängt, geht aus einer zweiten, von Behring gefundenen Tatsache hervor. Mischt man den Infektionsstoff im Reagenzglase mit dem Blutserum eines durch die überstandene Krankheit immun gewordenen Tieres und spritzt man diese Mischung einem empfänglichen Tier ein, so bleibt dieses ebenfalls vollständig gesund, während die Mischung des Infektionsstoffes mit einem gewöhnlichen Normalserum genau ebenso wirksam ist wie der Infektionsstoff selbst. Und nun endlich die dritte praktisch wichtigste Entdeckung Behrings: Infiziert man ein Tier durch eine reichliche Menge wirksamen Infektionsstoffes und spritzt man ihm erst nach dem Auftreten der ersten Krankheitserscheinungen das Immunserum eines andern Tieres ein, das dieselbe Infektionskrankheit in leichterer Form bereits überstanden hat, so wird das auf diese Weise behandelte Tier in vielen Fällen wieder gesund, während die nicht so behandelten Tiere der schweren Infektion ausnahmslos unterliegen.

Aus diesen drei experimentell unzweifelhaft festgestellten Grundtatsachen hat sich in dem kurzen Zeitraum der letzten zwei bis drei Jahrzehnte durch die unermüdliche Arbeit zahlreicher Forscher in allen Kulturländern die jetzige ausgedehnte, aber freilich auch immer komplizierter werdende Lehre von der Immunität und der spezifischen Behandlung der Infektionskrankheiten ausgebildet. Von grundlegender Bedeutung war zunächst ein weiterer Fortschritt unsrer Kenntnis von der nicht immer gleichartigen schädlichen Wirkungsweise der in den Körper eingedrungenen Bakterien. Wir kennen eine ganze Gruppe von infektiösen Krankheitserregern, die im wesentlichen an der Stelle, wo sie in den Körper eingedrungen sind, haften bleiben oder sich wenigstens nur in beschränktem Maße auf die unmittelbare Nachbarschaft des zuerst befallenen Organs ausbreiten. Zu diesen Krankheiten gehören z. B. die allgemein bekannte und an vielen Orten Deutschlands so sehr verbreitete Diphtherie, und ferner der sog. Wundstarrkrampf oder Tetanus, eine sehr gefährliche Infektionskrankheit, die in dem ersten Kriegsjahre leider zahlreiche Opfer unter unsern verwundeten Soldaten gefordert hat. Bei diesen beiden Infektionskrankheiten findet durchaus keine allgemeine Durchdringung des Körpers mit den Diphtheriebazillen oder den Tetanusbazillen statt. Vielmehr werden die schweren und gefährlichen Krankheitserscheinungen ganz oder wenigstens zu einem großen Teil durch bestimmte Giftstoffe hervorgerufen, die von den Bakterien an ihrer Ansiedlungsstelle gebildet und gewissermaßen abgesondert werden, sich im ganzen Körper verteilen und dabei gewisse Organe in bestimmter unheilvoller Weise schädigen. Die Natur dieser vielleicht den Eiweißstoffen nahestehenden Bakteriengifte ist noch in vieler Hinsicht rätselhaft. Wir können sie aber durch Filtration einer Nährflüssigkeit, in der die betreffenden Bakterien in reichlicher Menge künstlich gezüchtet sind, von den Bakterien selbst abtrennen. Ein derartiges giftiges, aber vollkommen steriles, d. h. von allen lebenden Bakterien freies Filtrat ruft bei Versuchstieren zum Teil genau dieselben Krankheitserscheinungen hervor, die wir sonst nur bei der Infektion mit den lebenden Krankheitserregern selbst beobachten. Gerade auf die beiden genannten

Digitized by Google

Infektionskrankheiten, Diphtherie und Tetanus, bezogen sich die ersten grundlegenden Arbeiten Behrings. Er und seine Mitarbeiter zeigten, daß man Tiere durch Einspritzungen kleiner, aber immer steigender Mengen reinen Diphtheriegiftes oder reinen Tetanusgiftes schließlich gegen diese Gifte so unempfänglich machen kann, daß sie nun ohne jede Schädigung das Vielfache von Giftmengen vertragen, die sonst bei nicht vorbehandelten Tieren ausnahmslos den Tod zur Folge haben. Behring zog hieraus die Folgerung, daß sich im Blutserum der mit Tetanus- oder Diphtheriegift vergifteten Tiere ebenso wie bei den durch die betreffenden Bazillen selbst infizierten Tieren besondere Gegengifte bilden müßten, die er mit dem Namen Antitoxine belegte. Das jetzt in der ganzen Welt gebrauchte Diphtherieheilserum ist ein solches nach den Behringschen Grundsätzen durch Einspritzung von Diphtherietoxin bei Pferden gewonnenes antitoxisches Serum, ebenso das Tetanusserum, das unzweifelhaft Tausenden von verwundeten Soldaten das Leben gerettet hat. Da es von der größten praktischen Wichtigkeit ist, das antitoxische Heilserum möglichst frühzeitig zur Anwendung zu bringen, so wurde es in der deutschen Armee zum Grundsatz erhoben, bei jeder Verwundung, bei der die Möglichkeit einer Tetanusinfektion durch Verunreinigung der Wunde mit Tetanusbazillen vorlag, von vornherein eine prophylaktische Einspritzung von antitoxischem, durch Einspritzung von Tetanustoxin bei Pferden gewonnenen Tetanus-Immunserum zu machen. Man kann sich denken, welche enorme Mengen von Tetanusserum hierzu nötig waren. Aber sie wurden beschafft, und der Erfolg war der denkbar beste. Der Wundstarrkrampf ist aus unsern Kriegslazaretten so gut wie fast ganz verschwunden. Er spielt als Kriegsseuche kaum mehr eine besondere Rolle, ähnlich wie die Pocken, die jetzt ebenfalls ihre unheilvolle Bedeutung fast vollständig verloren haben.

Aber die Verhältnisse liegen nicht bei allen Infektionskrankheiten so einfach wie beim Tetanus und bei der Diphtherie. Zahlreiche andre Infektionserreger verhalten sich wesentlich anders. Sie geben gar keine oder nur in geringem Maße Giftstoffe nach außen in die sie umgebende Gewebsflüssigkeit ab. Dagegen produzieren sie in ihrem eignen Körper Giftstoffe, die aber erst bei dem Zerfall der Bakterien frei werden und ihre verderbliche Wirkung ausüben. Viele Bakterien verbreiten sich außerdem im ganzen Tierkörper, in den sie eingedrungen sind, dringen in fast alle Organe desselben ein und schädigen ihn gleichzeitig an den verschiedensten Stellen. Wollen wir also gegen diese Bakterien Schutz- oder Heilstoffe gewinnen, so müssen dies Stoffe sein, die auf die Bakterien selbst, nicht nur auf die von ihnen gebildeten und nach außen abgegebenen Gifte einwirken. Auch hier hat uns, wie schon erwähnt, die Natur selbst den richtigen Weg gewiesen. Schon im Blute des gesunden Körpers sind stets gewisse Stoffe vorhanden, die sich den eingedrungenen Bakterien hemmend und abwehrend gegenüberstellen. Man nennt diese zuerst von dem leider jung gestorbenen Münchner Forscher Hans Buchner nachgewiesenen Stoffe die Alexine. Unser Körper steht also von vornherein einer eingetretenen Infektion nicht vollkommen wehrlos

Digitized by Google

gegenüber. Gewisse Wachtposten sind stets vorhanden, die den ersten Ansturm feindlicher Eindringlinge nach Möglichkeit zu schwächen bestimmt sind. Aber die wesentlichen Kampfmittel gegen die eingedrungenen Feinde bilden sich doch erst während des Verlaufs der Krankheit aus. Unser Körper hat die merkwürdige Fähigkeit, nach dem Eindringen von Infektionserregern eine Menge von bakterienfeindlichen Stoffen neu zu produzieren und mit deren Hilfe die eingedrungenen Bakterien zu zerstören und ihre Giftwirkung unschädlich zu machen. Die moderne Forschung hat eine ganze Reihe solcher, in ihrer Wirkungsweise zum Teil ganz verschiedenartiger, im Verlaufe einer jeden Infektionskrankheit neu gebildeter Schutz- und Kampfstoffe entdeckt und mit Hilfe des Experiments genau untersucht. Wir kennen Schutzstoffe, welche die Bakterienleiber vollständig auflösen, die sog. Bakteriolysine, ferner Schutzstoffe, welche die Bakterien zwar nicht auflösen, aber sie unbeweglich machen und aneinanderballen, die sog. Agglutinine, endlich Schutzstoffe, welche helfend in den Kampf zwischen Bakterien und Körperzellen eingreifen. Denn ebenso wie im Kriege der Menschen gegeneinander der Kampf sowohl aus der Ferne mit Giftbomben und giftigen Gasen, als auch aus nächster Nähe Mann gegen Mann geführt wird, genau ebenso entwickelt sich der Krieg zwischen Bakterien und Körperzellen nicht nur durch Gift und Gegengift, sondern auch durch den Kampf Zelle gegen Zelle. Der kürzlich in Paris verstorbene russische Forscher Elias Metschnikoff hat zuerst nachgewiesen, daß gewisse Zellen des Körpers, vor allem die sog. Leukozyten, die weißen Blutkörperchen, den eingedrungenen Bakterien direkt zu Leibe gehen, sie umklammern, abtöten und schließlich auffressen. Metschnikoff war geneigt, diesem Vorgange, den er als Phagozytose bezeichnete, sogar die ausschließliche oder wenigstens die wesentlichste Bedeutung bei der Bekämpfung und Ueberwindung der Infektionskrankheiten von seiten des befallenen Körpers zuzuschreiben. Wir wissen aber jetzt, daß die Phagozytose nur eines der verschiedenen Abwehrmittel im Kampfe des Körpers gegen die Infektionserreger ist. Dabei wird auch dieser Kampf als solcher noch von chemischen, im Körper neugebildeten Stoffen unterstützt, von Stoffen, denen die Aufgabe zufällt, die Kampflust der Leukozyten und ihre Wirkungsfähigkeit zu erhöhen. Man nennt diese wohl charakterisierten und erkennbaren, die Phagozytose erleichternden Stoffe Aggressine, Opsonine u. a.

Alle diese bakterienfeindlichen Stoffe lassen sich im Tierkörper durch künstliche Infektionen jederzeit hervorrufen. Der Gedanke lag also nahe, auch sie zur Heilung oder, richtiger gesagt, zur Unterstützung und Verstärkung der natürlichen Heilungsvorgänge zu benützen. Zahllose Versuche sind in dieser Hinsicht auch schon in der verschiedenartigsten Weise angestellt worden. Doch sind freilich ihre praktischen Ergebnisse bei der großen Kompliziertheit der tatsächlichen Verhältnisse noch nicht sehr erheblich, wenn wir auch sicher annehmen dürfen, auf dem richtigen Wege zu einer aussichtsvollen Behandlung der Infektionskrankheiten zu sein.

Viel günstigere Erfolge als bei der Behandlung haben dagegen die Versuche erzielt, die obenerwähnten Tatsachen zur Verhütung der bakteriellen

Digitized by Google

Erkrankungen zu verwerten. Zu diesem Zwecke mußte versucht werden, nicht wie wir es oben bei der Bekämpfung der Diphtherie und des Wundstarrkrampfes gesehen haben, ein Antitoxin einzuspritzen, sondern durch die Einimpfung der Krankheitserreger selbst die Bildung der betreffenden bakterienfeindlichen Stoffe im Körper anzuregen. Daß dieser Gedanke zu einer wirklich wirksamen und praktisch anwendbaren Methode der Schutzimpfung führen konnte, verdanken wir folgenden beiden wichtigen Tatsachen. Einmal zeigte sich, daß die Schutzimpfung nicht nur mit lebenden, sondern auch mit kleinen Mengen abgetöteter Bazillen in wirksamer Weise vorgenommen werden kann. Das ist natürlich von der größten praktischen Bedeutung, da hierbei eine weitere Vermehrung und damit eine nicht abzusehende Wirkung der in den Körper eingespritzten Bazillen von vornherein ausgeschlossen ist. Und die zweite bedeutungsvolle Tatsache besteht darin, daß der Körper auf die Einverleibung kleinerer Mengen abgetöteter Bazillen, nicht etwa nur mit der Bildung einer solchen Menge von Antikörpern reagiert, daß dadurch die schädigenden Wirkungen der Impfung aufgehoben werden, sondern daß diese Antikörper in weit größerer Menge hergestellt werden, als für den Körper unmittelbar erforderlich ist. Die bei der Impfung entstandenen Antikörper bleiben somit zu einem großen Teile nach Ablauf der unmittelbaren Impfwirkungen im Körper zurück. Sie sind nun die Schutzkörper geworden, die sich einer etwaigen späteren Infektion sofort hemmend entgegenstellen. Gewissermaßen in ihrem Sperrfeuer kommt der neue Angriff überhaupt gar nicht zur Entwicklung oder wird verhältnismäßig leicht und rasch durch die Vernichtung des eingedrungenen Feindes siegreich abgeschlagen. Auf diesen Tatsachen fußend, haben in den letzten Jahren und namentlich auch während des jetzigen Krieges die Schutzimpfungen gegen Typhus und gegen Cholera eine ungemein ausgedehnte segensreiche Bedeutung gewonnen.

Der Impfstoff zur Schutzimpfung gegen den Abdominaltyphus wird in der Weise gewonnen, daß rein gezüchtete, in Kochsalzlösung aufgeschwemmte Typhusbazillen durch Erhitzen auf 53 bis 55 Grad Celsius abgetötet und mit 0,5 Prozent Karbolsäure versetzt werden. Von dem so gewonnenen Impfstoff wird zum Zwecke der Schutzimpfung eine kleine Menge unter die Brusthaut des zu Impfenden gespritzt. Gewöhnlich wird diese Impfung nach einer Zwischenzeit von je acht Tagen noch zweimal wiederholt, jedesmal mit einer etwas größeren Menge Impfstoff. Jede Einspritzung ruft eine bald geringere, bald stärkere Reaktion hervor, die als eine künstlich hervorgerufene leichte Typhuserkrankung aufzufassen ist. Während dieser Reaktion bildet der Körper die entsprechenden Schutzstoffe in so reichlicher Menge, daß sie nicht nur zur Ueberwindung der Impfreaktion, sondern auch zum Schutze für eine etwaige spätere nochmals eintretende Typhusinfektion ausreichen. Die Typhusschutzimpfungen wurden in ausgedehnterem Maße zuerst in den Jahren 1899 und 1900 bei den englischen Truppen in Indien und Aegypten vorgenommen. Im Jahre 1905 wurden zahlreiche Typhusimpfungen bei unsern nach Südwestafrika

Digitized by Google

entsandten Truppen ausgeführt. Die Erfolge waren so ermutigend, daß jetzt beim Ausbruch des Weltkrieges sofort mit den Impfungen begonnen wurde. Etwa seit dem Anfange des Jahres 1915 ist die Typhusimpfung in der ganzen deutschen Armee obligatorisch eingeführt, und wir können jetzt, nachdem viele Millionen Einzelimpfungen ausgeführt sind, auf Grund eingehender statistischer Untersuchungen mit voller Bestimmtheit die segensvollen Wirkungen dieser Maßregel behaupten. Die Zahl der Typhuserkrankungen im Heere hat ungemein abgenommen. Wiederholt hat sich gezeigt, daß beim Ausbruch einer Typhusepidemie in einem von unsern Truppen besetzten Ort die einheimische, nicht geimpfte Bevölkerung in großer Zahl erkrankte, während bei den geimpften Soldaten nur wenige und leichte Erkrankungen vorkamen. Denn ähnlich wie bei der Pockenimpfung zeigte sich auch bei der Typhusimpfung, daß die Erkrankung, wenn sie doch bei den Geimpften auftritt, fast immer einen leichten Verlauf nimmt. Die Mortalität an Typhus ist daher bei den vorher Geimpften eine sehr geringe.

Fast noch überzeugender als bei der Typhusschutzimpfung traten die günstigen Erfolge bei der Choleraschutzimpfung hervor. Schon im Jahre 1884 hatte ein spanischer Arzt, Ferran, Schutzimpfungen gegen die Cholera vorgenommen. Seine Methode war aber noch sehr unvollkommen, und seine Behauptungen wurden meist verlacht. Dagegen fanden die Impfversuche des englischen Arztes Haffkine in Indien im Jahre 1895 schon mehr Beachtung, und jetzt ist die Choleraschutzimpfung in durchaus ähnlicher Weise, wie ich es vorhin für die Typhusimpfung geschildert habe, allgemein eingeführt worden. Die Gefahr der Einschleppung der Cholera von Osten her nicht nur ins Heer, sondern auch in die bürgerliche Bevölkerung war beim Beginne des Weltkrieges sehr groß. Wir wissen jetzt, daß schon im August 1914 die Cholera in Warschau ausgebrochen war. Ende September 1914 zählte man im serbischen Heer bereits 12000 Cholerakranke. Die Zahl der damaligen täglichen Cholerafälle wird auf 200 bis 300 geschätzt. Durch russische Truppen wurde die Krankheit nach Galizien eingeschleppt, und bald hatte die österreichische Armee und die dortige Zivilbevölkerung stark unter der Krankheit zu leiden. Wie sehr bei der engen Verbindung der österreichisch-ungarischen mit der deutschen Armee auch diese von der gefährlichen Seuche bedroht war, liegt auf der Hand. Alsbald nach Ausbruch des Krieges wurde daher bei unsern Truppen die Choleraschutzimpfung allgemein eingeführt. Sie hat sich glänzend bewährt. Unter den geimpften Truppen sind irgendwelche nennenswerte Choleraepidemien überhaupt nicht aufgetreten, und unser deutsches Volk ist von den Schrecknissen der Seuche so gut wie ganz verschont geblieben. Bis zum Januar 1916 sind seit Kriegsbeginn in der ganzen deutschen bürgerlichen Bevölkerung nur 78 Cholerafälle vorgekommen, eine Zahl, die sich seitdem bis jetzt nicht wesentlich erhöht hat. Was dies zu bedeuten hat, erkennen wir erst, wenn wir an die Erfahrungen aus den früheren Kriegen — man erinnere sich nur an 1866 — denken.

Freilich muß zugestanden werden, daß der Impfschutz bei der jetzt üblichen

Digitized by Google

Methode der Schutzimpfung mit abgetöteten Bazillen meist nicht sehr lange andauert (etwa 1/2 bis 1 Jahr), und daß wir vielleicht allmählich noch wirksamere Methoden der Schutzimpfung mit abgeschwächten lebenden Bazillen (ähnlich wie bei der Schutzpockenimpfung) finden werden. Allein auch in ihrer jetzigen, sicher noch zu verbessernden Form haben die Schutzimpfungen schon sehr segensreich gewirkt.

So sehen wir also, daß sich seit der fast zufälligen Entdeckung Jenners ein ganz neues Gebiet der wissenschaftlichen Heilkunde von größter praktischer und wissenschaftlicher Bedeutung entwickelt hat. Noch stehen wir mitten in der Arbeit drin. Die Methoden der prophylaktischen Impfung werden, wie erwähnt, noch immer verbessert, ihr Anwendungsgebiet immer mehr erweitert. Aber ganz abgesehen von diesen praktischen Erfolgen, hat uns die Immunitätsforschung eine Anzahl von Tatsachen kennen gelehrt, die zu den merkwürdigsten in der am Wunderbaren doch so reichen organischen Natur gehören. Man vergegenwärtige sich doch noch einmal die Tatsache, daß unser Körper einer jeden Infektion mit einem der zahlreichen verschiedenartigen Infektionserreger stets ohne all unser Zutun mit der Bildung der entsprechenden, durchaus spezifischen Schutzstoffe antwortet, bei einer Typhusinfektion nur spezifische Typhusantikörper bildet, bei einer Diphtherieinfektion nur spezifische Diphtherieantikörper usw. Hier liegt doch eine unbewußte Zweckmäßigkeit des organischen Geschehens vor, die unser höchstes Erstaunen hervorrufen muß. Wie sollen wir uns das Entstehen dieser komplizierten, völlig gesetzmäßigen Vorgänge im Laufe der allgemeinen organischen phylogenetischen Entwicklung erklären? Es handelt sich hierbei doch nicht um Beziehungen des Organismus zur Außenwelt, die zu seinen regelmäßigen und stetigen Lebensbedingungen gehören. Wir kennen zahlreiche Schutzvorrichtungen der Organismen gegen mechanische und thermische Schädigungen, gegen zu große Feuchtigkeit und zu große Trockenheit, auch gegen die Angriffe äußerer Feinde, mit denen die Organismen beständig zusammenleben. Alle diese in der Organisation fertig gegebenen Einrichtungen lassen sich durch die bekannten Anschauungen über den Kampf ums Dasein, über die äußere Anpassung u. dgl. wenigstens bis zu einem gewissen Grade unserm Verständnis näherbringen. Aber bei den Immunitätsvorgängen treten spezifische Abwehrmaßregeln auf bestimmte Reize ein, die bisher im Leben der Organismen und ihrer Voreltern vielleicht gar keine Rolle gespielt haben. Denn man kann doch unmöglich annehmen, daß die Vorfahren der jetzigen Organismen schon alle möglichen Infektionskrankheiten durchgemacht und sich im Kampfe mit ihnen durch natürliche Zuchtwahl die Mittel zu ihrer Bekämpfung erworben haben. Betrachtet man also die Tatsachen der Immunitätslehre vom Standpunkte der teleologischen Naturauffassung, so tritt uns eine Reihe von Problemen entgegen, die, wie mir scheint, die lebhafteste Beachtung von seiten aller Biologen verdienen. Auf den ersten Blick noch rätselhafter erscheinen diese Vorgänge, wenn wir erfahren, daß die Schutzmaßregeln gegen die Infektionskrankheiten eigentlich nur den besonderen Fall einer viel allgemeineren biologischen Ge-

Digitized by Google

setzmäßigkeit darstellen. Denn durchaus entsprechende Vorgänge der Antikörperbildung, wie bei den Infektionskrankheiten, treten in jedem Organismus auch nach dem Einspritzen andrer fremdartiger Substanzen auf, nach dem Einspritzen fremdartigen Blutes, fremdartiger Eiweißkörper u. a. Diese Vorgänge sind stets dazu bestimmt, die eingedrungenen, dem Körper fremdartigen Bestandteile zu zerstören. Vielleicht liegt aber gerade in dieser ganz allgemeinen Gültigkeit des Gesetzes der organischen Abwehrbestrebungen gegenüber allen fremden Eindringlingen in das festgefügte geordnete Getriebe des Körpers eine Erleichterung für das Verständnis dieser scheinbar so unerklärlichen Vorgänge.

An Versuchen, in das Wesen der Immunitätsvorgänge näher einzudringen, hat es natürlich nicht gefehlt. Auf diese Erklärungsversuche näher einzugehen, würde mich aber hier viel zu weit führen. Nur auf einen Gesichtspunkt will ich zum Schluß noch kurz hindeuten. Jede in den Körper eingedrungene fremdartige Substanz kann eine Schädigung des Körpers nur dadurch bewirken, daß sie in unmittelbare Verbindung mit den Körperzellen tritt. Nur diejenigen Körperzellen, in die ein Gift eindringen kann, etwa wie ein Schlüssel in ein passendes Schloß, können von dem Gifte beeinflußt und geschädigt werden. In den geschädigten Zellen des Körpers entstehen teils unmittelbar, teils nachgewiesenermaßen unter Zuhilfenahme gewisser, schon im normalen Blutserum vorgebildeter Stoffe die Antikörper, und zwar in spezifischer Weise für jeden Eindringling. Hierbei macht sich wiederum ein allgemeines Gesetz geltend, das zuerst von dem früheren Leipziger Pathologen Karl Weigert klar ausgesprochen ist. Ueberall im Organismus, wo wir Vorgänge beobachten, die zum Ausgleich und zur Heilung eingetretener Schädigungen bestimmt sind, sehen wir diese ausgleichenden Vorgänge in einer überreichlichen, das unmittelbar notwendige Maß weit überschreitenden Weise auftreten. Die Natur arbeitet stets verschwenderisch. Bei der Heilung eines gebrochenen Knochens z. B. wird viel mehr neue Knochensubstanz gebildet, als zur Wiedervereinigung der Bruchstücke erforderlich ist. Und dieselbe Erscheinung beobachten wir auch, wie wir gesehen haben, bei der Antikörperbildung. Sie entstehen in viel reicherem Maße, als zur Abwehr der eingedrungenen Schädlichkeit nötig ist. Darum bleiben auch nach dem Ueberstehen einer leichten natürlichen oder künstlichen, d. h. durch Impfung entstandenen Infektionskrankheit zahlreiche überschüssig gebildete Antikörper im Organismus zurück. Diese sind es, die den Schutz gegen den Eintritt einer neuen Erkrankung gewähren. Auf ihrer überreichlichen Bildung durch die angegriffenen Zellen beruht die Möglichkeit einer erfolgreichen Schutzimpfung. —

Wiederholt haben wir in den vorhergehenden Ausführungen die Infektionskrankheit als einen Kampf von Zellen gegen Zellen aufgefaßt. Und jetzt, wo wir täglich von dem fürchterlichen Kämpfen und Ringen der Menschen gegeneinander hören, drängt sich dem Naturforscher immer wieder die Berechtigung dieses Vergleichs auf, die Aehnlichkeit des Geschehens, einerlei, ob Zellen gegen Zellen oder Massen hochorganisierter Zellkomplexe gegen andre Zellkomplexe kämpfen. Wir können den Vergleich zwischen Infektionskrankheit und Krieg

Digitized by Google

aber auch umgekehrt ausdrücken, und den Krieg als eine große epidemische Krankheit der Völker bezeichnen. Gehen wir diesem Vergleiche näher nach, so läßt sich aus ihm aber auch ein trostreicher Gedanke ableiten.

Wir haben das allgemeine Naturgesetz kennen gelernt, daß überall auf die krankhafte Zerstörung der Ausgleich und die Wiederherstellung folgt. Und wir haben ferner gelernt, daß die Vorgänge des Ausgleichs über das Maß des Zerstörten hinausgehen und den Organismus kräftiger und widerstandsfähiger machen, als er vorher war. Auch der Krieg, der Kampf der Völker gegeneinander, schafft eine fürchterliche Summe von Zerstörung und Vernichtung. Aber gerade der Krieg zeigt uns, daß auch hier die allgemeinen Gesetze, welche das organische Leben im Kleinsten beherrschen, ihre Gültigkeit nicht verlieren. Wo immer die Zerstörung am Werke war, regen sich neue ausgleichende Strebungen, um das Zerstörte zu ersetzen. Nur was im Kampfe nicht bestehen kann, geht dauernd unter. Was den Kampf siegreich überwindet, entwickelt neue schaffende und wirkende Kräfte, die nicht nur das Alte wiederherstellen, sondern zu neuen überschüssigen, fortschreitenden Bildungen führen. So versteht der Naturforscher den tiefen Sinn des alten Heraklitschen Ausspruches, daß der Krieg der Vater aller Dinge ist. Trauer und Schmerz erfüllen uns, wenn wir an alles das denken, was der Krieg zerstört hat. Aber darüber dürfen wir die zuversichtliche Hoffnung nicht aufgeben, daß sich aus all den furchtbaren Zerstörungen der Gegenwart neue Schutzstoffe und neue Triebe entwickeln, die zu einem Fortschritt in der allgemeinen Entwicklung der Völker führen.

Möge sich diese Hoffnung namentlich auch an unserm geliebten deutschen Vaterlande erfüllen!

Friedrichs des Großen Finanzpolitik im Siebenjährigen Kriege

Aus dem Kampfe gegen die furchtbarste Koalition, die Europa bis dahin geschaut hatte, aus dem ersten allgemeinen europäischen Ringen, dem Siebenjährigen Kriege, war König Friedrich II. von Preußen als der Hauptkämpe, als der starke Gewaltige, der Held des blutigen Stückes, als der Mann des Jahrhunderts hervorgegangen!

Nach dieser Kraftprobe wurde Preußen unter den Militärmächten Europas unbedingt als die erste Macht anerkannt. Trotz seiner knappen Hilfsmittel befand es sich jetzt, auch finanziell, zwischen den Großstaaten in nicht ungünstiger Lage. Das ist das Ergebnis der Schlußbetrachtungen R. Kosers, des Biographen Friedrichs des Großen, über den Siebenjährigen Krieg (1756/63)![1])

[1]) Vgl. R. Koser, Friedrich der Große, Bd. III[3] (1913); ferner auch R. Koser, „Die preußischen Finanzen im Siebenjährigen Kriege" in „Forschungen zur branden-

Digitized by Google

So überraschend es klingen mag, Friedrich war der Meinung, daß sein Staat, der sofort nach Abschluß des blutigen Ringens die Kriegsschulden hatte abtragen und sofort den Staatsschatz hatte auffüllen können, finanziell leistungsfähiger aus dem Kriege hervorgegangen sei als England, Frankreich oder Oesterreich. Er glaubte das eigentümliche Verhältnis feststellen zu können, daß dort die Regierungen mit Schulden überlastet und fast ohne Kredit seien; in Preußen hingegen wäre wohl das Land durch die feindlichen Einfälle ausgesogen, die Regierung aber im Besitz hinlänglicher Geldmittel geblieben. „Solange die Geldbeutel der Großstaaten leer sind," folgerte der große König, „so lange werden wir in Ruhe und Sicherheit leben;" und er gestand, daß diese Ebbe in den Kassen ihm als ein zureichenderer Grund für die Friedensliebe seiner bisherigen Feinde erscheinen wolle als ihre Humanität.

Ja, mehr noch! Schon nach wenigen Jahren durfte sich der König wenigstens mit den Gedanken beschäftigen, Neuvorpommern und Stralsund, die damals dem Königreiche Schweden angehörten, bei den Geldverlegenheiten jener Krone durch Kauf in preußischen Besitz zu bringen.

Und als Rußland wenig später seinen Krieg gegen die Türken führte, war Preußen ohne weiteres imstande, die Unterstützungsgelder zu zahlen, die es in seinem Bündnisvertrag mit dem nordischen Staate für den Kriegsfall verheißen hatte: 400000 Rubel jährlich (1764).

Wahrhaftig, ein aus verschiedenen Gründen anziehendes Problem, die Frage der finanziellen Leistungsfähigkeit Preußens im Siebenjährigen Kriege: sie war den Zeitgenossen fast mehr noch ein Rätsel als die militärische Widerstandskraft des Hohenzollernstaates!

Die einen wurden durch den Verlauf des Krieges bestärkt in ganz übertriebenen Vorstellungen von der Höhe des preußischen Staatsschatzes; solche sind z. B. zum Ausdruck gekommen in dem bekannten Kriegsliede aus jener Zeit, das unser vaterländischer Dichter Willibald Alexis in seinem unser Empfinden so anmutenden Romane „Cabanis" verewigt hat:

Friedericus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr,
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegt sechzig Patronen.

„Ihr verfluchten Kerls," sprach Seine Majestät,
„Daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht.
Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz
Und die hundert Millionen in meinem Schatz . . ."

Andere Zeitgenossen, wie der sonst so gut unterrichtete Westphalen, der Sekretär und Vertraute des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, meinten,

burgischen und preußischen Geschichte", Bd. XIII (1900), sowie „Geschichte Friedrichs des Großen", Bd. III und IV (4. u. 5. Auflage, 1913) und F. v. Schrötter, „Die preußische Münzpolitik im 18. Jahrhundert" in den genannten Forschungen, Bd. 22 (1909), „Das preußische Münzwesen im 18. Jahrhundert" usw.

Digitized by Google

daß der Monarch seine „volle Schatzkammer“ habe schonen können, da er sonstige Quellen sich zu öffnen gewußt hätte.

Und in Wahrheit: König Friedrich hatte trotz einer im Laufe des Krieges stark zurückgehenden reinen Staatseinnahme von etatmäßig zirka 11 Millionen Talern beim Ausgange des Kampfes größere Summen als im Beginn zur Verfügung, war auch sein ersparter Schatz von noch nicht ganz 13½ Millionen bereits vor Ablauf des zweiten Kriegsjahres vollständig erschöpft worden.

Allerdings hat der König einmal Hilfsgelder aus dem Auslande, nämlich von England, Subsidien angenommen, widerwillig in einem Augenblicke der höchsten Not und nur weil England zu der von ihm gewünschten Hilfsleistung an Truppen und Kriegsschiffen nicht zu bewegen gewesen! Am 11. April 1758 war der Vertrag abgeschlossen worden, der dem König einen jährlichen Zuschuß von 670 000 Pfund Sterling sicherte; sie ergaben, nach Abzug der Sporteln von 3683½ Pfund für die englische Schatzkammer, ausgemünzt rund 27 650 624 Reichstaler.

Friedrich empfand die drückende Fessel einer gewissen, zum mindesten indirekten Abhängigkeit. Vorerst nahm er Anstand, das britische Geld zu erheben. Als er das dann drei Monate später tat, wußte er sich doch von etwaigen Vorschriften der Engländer unabhängig zu halten, weil er jedesmal die Kosten des bevorstehenden Feldzuges zu Beginn des Jahres zu decken und damit seine finanzielle Selbständigkeit zu wahren verstanden hatte.

Wenn die englischen Minister Bute und Newcastle Anfang 1762 versuchten, den alljährlich erneuten Vertrag, der die Garantie des beiderseitigen Besitzstandes und das Verbot eines getrennten Friedensschlusses in sich schloß, nicht zu verlängern, so gaben sie sich der Hoffnung hin, für den Preis weiterer Subsidiengewährung den Bundesgenossen zu Landabtretungen nach dem Gefallen und den Bedürfnissen der britischen Politik zwingen zu können. Erörtert wurde damals die Frage einer etwaigen Rückgabe Schlesiens an Oesterreich.

Empört über diese demütigende Zumutung, über Englands bald sich klar herausstellende Treulosigkeit überhaupt, verzichtete Friedrich im Frühjahr 1762 darauf, die Subsidienzahlung weiter zu beantragen, trotz seiner bei so vielen Feinden fast hoffnungslosen Lage, für welche eine erlösende Wendung erst noch eintreten sollte, — in der Hauptsache durch den Thronwechsel und Regierungsumschwung in Rußland mit dem Hinscheiden seiner Erzfeindin, der Zarin Elisabeth (5. Januar 1762).

Ein neues Subsidienangebot der Briten wies Friedrich nach dem Kriege (1768) stolz und schroff zurück: „England scheint sich einzubilden,“ schrieb er seinem Gesandten, „daß es sich mit seinem Gelde beliebig viel Bundesgenossen verschaffen kann. England täuscht sich indessen furchtbar, wenn es sich schmeichelt, mich durch diesen Köder in seine Allianz hineinzuzerren. Nach den Verrätereien, die ich von seiner Seite zu Ausgang des letzten Krieges erfahren habe, werde ich sicher weder sein Gold noch seine Freundschaft suchen ... Und wenn sie mir

Digitized by Google

Tausende an Subsidien anböten, ich werde nicht wieder ihr Verbündeter werden, es sei denn unter dem Zwange des äußersten Unglücks."

Daß während der sieben Kampfjahre infolge der Kriegsläufe und des Verlustes ganzer Provinzen die ordentlichen Einnahmen immer mehr zurückgingen, ist natürlich. Die Generaldomänenkasse hatte ihren festgesetzten Jahresbeitrag für den Staatsschatz schon im ersten Kriegsjahre teilweise und sehr bald vollständig schuldig bleiben müssen. Nicht viel besser stand es mit ihrem Zuschuß an die Generalkriegskasse für den Friedensetat der Heeresverwaltung. Die Generalkriegskasse selbst hatte an ihren eigenen Einnahmen aus Kontributionen und Akzisen beträchtliche Ausfälle zu verzeichnen. Nur die Provinz Schlesien konnte auf unveränderte Einnahmen, im letzten Kriegsjahr sogar auf einen Ueberschuß von beinahe 300000 Talern hinweisen.

Mit neuen Steuern oder einem Zuschlage zu den bestehenden blieben die von feindlichen Einfällen und Einlagerungen ausnahmslos schwer heimgesuchten Provinzen verschont.

In welcher Weise hat nun Friedrich, abgesehen von der Unterstützung durch die englischen Subsidien während der vier Jahre (1758—1762), die Durchhaltung seiner finanziellen Leistungsfähigkeit in den Stürmen des Siebenjährigen Krieges zu ermöglichen gewußt, dessen Unkosten für Preußens Armee und sonstige militärische Ausgaben er selbst auf 125 Millionen Taler berechnete?

Es ist bekannt, daß der König, wie bereits im zweiten Schlesischen Kriege, so auch in der Bedrängnis nach der Niederlage von Kolin, entsagungsvoll die vielbewunderten, ihm selbst so werten Prunkstücke seines eigenen Silberschatzes im Berliner Schlosse nicht geschont hat. Die „als Möbel jetzt unnütze" Argenterie ergab in der Münze bedeutend weniger, als ihr Besitzer angenommen hatte, nämlich nur 514080 Reichstaler nach dem klevischen 18-Taler-Fuß.

Vor allem aber zog Friedrich das für seine Kriegszwecke notwendige Geld aus den besetzten feindlichen Gebieten heraus. Von deutschen Nachbarländern wurden dabei vor allem Sachsen und Mecklenburg stark in Mitleidenschaft gezogen. Sodann standen ihm — abgesehen von zeitweiligen, von den Beteiligten oft schmerzlich empfundenen Beschränkungen des Einkommens von Offizieren, Soldaten und Beamten — noch zwei Mittel zu Gebote: Anleihen und Münzverschlechterung!

Zu dem Mittel der Münzverschlechterung griff der König, verleitet durch damals noch verbreitete, allerdings falsche Vorstellungen wirtschaftlicher Natur! Sie entsprachen der Kulturstufe eines noch über keinen Kredit verfügenden, mit äußerster Anspannung aller Kräfte um sein Dasein kämpfenden Staatswesens.

Friedrich glaubte ohne einige Millionen jährlicher Einnahme am Schlagschatz, an der Prägegebühr (dem Unterschied zwischen dem Ankaufspreis des Metalls und dem Nennwert der Währungsmünzen), den Krieg nicht führen zu können. Ohne Verschlechterung des Münzfußes hätten sich seine Münzpächter, Daniel Itzig, Veitel Ephraim Söhne, Moses Isaac, keinesfalls auf die Zahlung eines so hohen Schlagschatzes eingelassen, wie ihn der Monarch zu benötigen

Digitized by Google

meinte. In der Tat hat er an jenem, während der sieben Jahre, im ganzen 33½ Millionen Taler eingenommen und hierdurch den vierten bis fünften Teil der Kriegskosten decken können.

Wenn er nun Geldstücke fremden Gepräges, unter gleichzeitiger Verschlechterung des Münzfußes, nach dem Vorbilde anderer Fürsten und Staatsgewalten — allerdings unter Verwaltung und Kontrolle königlicher Beamten — herstellen ließ, so waren ihm die drohenden, unheilvollen Nachwirkungen des schlechten Geldes nicht unbekannt. Aber diese Nachwirkungen wollte er, soweit es ging, von Preußen fernhalten und auf fremde Staatsgebiete, vor allem auf die feindlichen, ableiten. In sie lenkte er die von ihm mit fremden Stempeln geschlagenen leichteren Münzen nach Möglichkeit hinein. Da er hierdurch jenen Ländern eine entsprechende Kriegssteuer aufbürdete, so erreichte er damit einen wohlberechneten doppelten Zweck!

Die dieser Maßregel teils gleichzeitige, teils vorangegangene Verschlechterung der Münzen eigenen preußischen Gepräges stellte in jener kreditlosen Zeit die einzige Art dar, die Mittel für den Krieg und damit für den Sieg, der errungen werden mußte, sicherzustellen. Denn vom Siege hing ja besonders damals die Existenz des ganzen Staates ab, dessen Wohl König Friedrich auch hier in erster Linie im Auge hatte.

Wie er sein eigener Feldmarschall war, so war er auch stets sein eigener Finanzminister gewesen. In dem Labyrinth seiner Finanzoperationen, für welche jene Münzverschlechterung schließlich doch nur eine kurze Episode bedeutete, verlor er allein, zu Kriegs- und zu Friedenszeiten, nie den Faden. Ueber dem Ganzen hielt er, alles überschauend, seine feste und sichere Hand. Mit großer Energie gelang es ihm — nach der Ordnung und Vereinheitlichung des Münzwesens im Jahre 1764 —, noch innerhalb der sieben ersten Friedensjahre (bis 1770) das schlechte Kriegsgeld aus dem Verkehr seines Staates vollständig zu beseitigen, die angerichteten wirtschaftlichen Schäden und Unordnungen verhältnismäßig rasch zu heilen.

Neben diesem Hauptexperiment mit den verschlechterten Münzsorten, mit den sog. „Ephraimiten", von denen der Volksmund kündete:

Von Außen schön, von Innen schlimm,
Von Außen Friederich, von Innen Ephraim,

hat der große König, wie gesagt, zu dem Mittel der Anleihe gegriffen.

Aus den Säckeln der Stände der einzelnen Provinzen floß auf die Weise dem Staatsschatz bis Ende 1757 nach und nach ein Beitrag von etwas über 3½ Millionen zu. Mehr noch als diese hatten die in jene Zeit fallenden Anleihen und Kontributionen bei den Städten des eroberten Sachsens, vornehmlich Leipzig und Dresden, den Charakter von Zwangsanleihen. Nach 1758 hat Friedrich keine eigentliche Anleihe wieder aufgenommen, weder im Inlande noch überhaupt jemals im Auslande.

Das System der Anleihen war bei der damals, wie schon hervorgehoben, niedrigen Stufe der Kreditentwicklung noch nicht ausgebildet. Auch war noch

Digitized by Google

nicht das Bürgertum zu freiwilliger Mitwirkung am Staatsleben und an dessen Aufgaben herangereift, überhaupt zugelassen worden. Das sollte erst jene die Freiheitskriege vorbereitende Stein-Hardenbergsche Periode mit sich bringen. Da erst sollte, den Gedanken des Freiherrn vom Stein gemäß, das ganze Kapital von sittlicher Tüchtigkeit, das im deutschen Volke steckte, sich auswirken im öffentlichen Leben, da endlich sollte sich die Privattugend zu werktätigem und opferwilligem nationalem Gemeinsinn erheben. Von einem nationalen Gemeinsinn der Untertanen wußte der despotische Staatsorganismus des achtzehnten Jahrhunderts noch recht wenig. Mit einem solchen konnte er noch nicht rechnen. In seiner Finanzwirtschaft kannte er deshalb von Anleihen nur das System der Zwangsanleihen.

Doch gleichviel! Entscheidend und ausschlaggebend für die Existenz des Staates, für das Wohl des Vaterlandes war nun einmal das folgende Moment: Während König Friedrichs große Gegnerin Maria Theresia nicht zum mindesten durch die Erschöpfung ihrer Finanzen genötigt wurde, Frieden zu suchen, während Frankreich und Rußland sich dicht vor den völligen Zusammenbruch gestellt sahen, hatte es hingegen Friedrich der Große verstanden, in der Tat diejenige Partei zu bleiben, die den letzten Taler in der Tasche behielt und deshalb nach seinem bekannten Ausspruch siegen mußte!

Das Völkerrecht

Von

Josef Kohler

Der Gedanke des friedlichen Völkerverkehrs lag den Menschenstämmen ursprünglich fern. Der Fremde war rechtlos, denn da man nur seinen eignen Rechtskreis anerkannte, so konnte der aus fremdem Kreise Stammende nicht als Rechtspersönlichkeit erscheinen. Betrat er also das fremde Gebiet, so konnte er getötet werden, und er und seine Habe mußte jeden Angriffs gewärtig sein. Das Strandrecht, das noch lange in das Mittelalter hinein dauerte, war nichts andres als eine Folge dieses Standpunktes.

Allmählich wurde dies überwunden durch das Institut der Gastfreundschaft, das sich bei den afrikanischen Stämmen findet, wie bei den Arabern, den Griechen, den Römern und den Germanen: wer als Gastfreund aufgenommen wird, der genießt den Schutz seines gastlichen Hauses, und wer ihn verletzt, verletzt dieses. Der Gedanke war ein religiöser: der Gastfreund war in das Heiligtum der Familie aufgenommen.

Auf solche Weise hat sich ein Handelsverkehr entwickelt: jeder, der mit seinen Waren kam, suchte ein gastliches Haus auf, dem er dafür gewisse Vorteile gewährte; so konnte der Gedanke nicht fern bleiben, daß auch der Fremde eine

Digitized by Google

berechtigte Persönlichkeit sei. Bei den Griechen gab es eigne staatliche Gastfreunde, an die sich jeder Angehörige des betreffenden Volkes wendete, und so entstanden die kaufmännischen Konsulate.

Eine andre Rechtsform kam zur Geltung, als die Fremden in Scharen und Gruppen aufgenommen wurden, weil sie durch ihren Handelsbetrieb Güter brachten, deren man sonst entbehren mußte: hier entwickelte sich eine gewisse Autonomie der Fremden; sie gaben sich ihre eigne Verwaltung und ihre eignen Gerichte, und die Organe dieser Gruppengestaltung waren die Herrschaftskonsuln, wie sie noch in den Kapitulationen des Orients hervortraten; die Türkei hat diese Verhältnisse erst vor kurzem beseitigt.

Das Völkerrecht des Friedens hat auf solche Weise zu Niederlassungen und Ansiedlungsrechten geführt, zu Befugnissen, Handel zu treiben, und vielfach wurde der Handel noch unterstützt. Man gewährte den Karawanen ein besonderes Geleite, sorgte für Wagen und Pferde und schützte sie gegen Raub und Ueberfall.

Aber die völkerrechtlichen Beziehungen erstreckten sich auch auf Verwaltungs- und Justizverhältnisse; während man früher den Fremden, gegen den man eine Forderung hatte, einfach pfändete und dabei sogar den Landsmann für den Landsmann haften ließ, so sind die Völker später darüber hinausgegangen und haben dem Fremden den gerichtlichen Schutz gewährt. Man soll den Fremden verklagen, wenn man etwas von ihm haben will, und umgekehrt soll der Fremde die Möglichkeit erlangen, im Gebiete des Staates selber klagend aufzutreten. Unzählig sind solche Bestimmungen, sie finden sich schon im griechischen Rechte, sie durchziehen das ganze Mittelalter.

Aber die völkerrechtlichen Beziehungen reichen weiter; nicht nur wirtschaftliche Verhältnisse der einzelnen kommen in Betracht, sondern Leben und Tod ganzer Staaten. Der Krieg, der ursprünglich als rechtloser Kampf geführt wurde, wird zur religiösen Einrichtung. Die Götter sind es, welche dem kriegführenden Staate zu Hilfe kommen, und zwar einem jeden Staat seine eignen Götter: denn jeder Staat hat sein Pantheon und sein Nationalheiligtum. Hier werden besondere Formen entwickelt, um den Krieg zu eröffnen, denn der Krieg soll nicht etwa eine einfache Gewaltbetätigung sein, sondern eine sakrale Sache; so gab es in Rom eigne Priester, Fetialen, mit eignen Weiheformen, durch welche der Krieg eröffnet wurde.

Noch tiefer greifen die religiösen Verhältnisse in die Friedensschlüsse; der Friede wird eidlich bekräftigt: jede Nation schwört bei ihren Göttern, jede vollzieht Gebräuche, welche nicht etwa bloß als Symbole gelten, sondern nach Ansicht der Völker eine tiefmagische Wirkung haben. Es werden Opfertiere geschlachtet und es wird feierlich erklärt: wer den Frieden bricht, soll wie dieses Opfer fallen. Aber auch in die Art der Kriegführung greift die Religion ein; so erklärt schon das indische Gesetz des Manu, es sei ein Unrecht, den wehrlosen Feind zu töten oder sich vergifteter Waffen zu bedienen, und in Griechenland verbot der Bund der Amphiktyonen, daß die dazugehörigen Staaten sich

Digitized by Google

gegenseitig im Kampfe ihre Städte verwüsteten oder ihnen den Wasserlauf abschnitten.

Namentlich aber wurde das Los der Gefangenen gemildert. Ursprünglich waren sie jeder Gewalt preisgegeben; dann bestimmte man, daß sie nur in Ausnahmsfällen getötet werden sollten: man machte sie zu Sklaven und verkaufte sie als Sklaven, man unterwarf sie dem Loskauf und machte durch die Loskaufsumme eine außerordentliche Beute. Auch sonst war der Krieg ein Mittel der Erbeutung, und es bestanden eigne Bestimmungen über die Verteilung der Beute; so hat z. B. schon Mohammed in seinen Kriegen das Beuterecht geordnet.

Mit dem Kriege hingen natürlich auch die politischen Verträge zusammen, schon die Allianzrechtsverträge: die Staaten bestimmten, daß sie dieselben Freunde und Feinde haben sollten, bei Angriff wie bei Verteidigung; minder weit gingen die Defensivbündnisse, welche nur die Unterstützung im Verteidigungskriege vorsahen. Derartige Bündnisse finden wir schon im Altertum; schon Ramses II. schloß einen Defensivvertrag mit dem Hetiterkönig ab; bei den Griechen und Römern waren sie häufig, die Römer allerdings haben, als sie auf der Höhe ihrer Macht standen, diese Bündnisse vielfach einseitig geschaffen: der fremde Staat war verpflichtet, die Römer allein berechtigt; es galt schon als sehr große Gunst, wenn der römische Staat Freundschaft und Neutralität zusicherte.

Eine sehr heilsame Einrichtung waren die Schiedsverhältnisse; so bei Grenzstreitigkeiten, so auch bei sonstigen völkerrechtlichen Zwisten. Sie wurden vielfach abgeschlossen, wenn der Streitfall bereits eingetreten war; aber man machte auch Kompromisse für die Zukunft, indem die Staaten erklärten, daß alle völkerrechtlichen Fragen, die zwischen ihnen künftig eintreten sollten, einer schiedsgerichtlichen Entscheidung unterworfen würden. Bei den alten Griechen hat man bald Einzelpersonen, bald neutrale Staaten zu Schiedsrichtern gemacht; noch sind Marmortafeln mit solchen Schiedssprüchen erhalten, die uns in wundersamer Weise zeigen, wie vorsichtig die Schiedsrichter alle Umstände berücksichtigten und wie sorgfältig sie die einschlägigen Tatsachen in Betracht zogen.

Das Christentum hat in vielen Beziehungen eingegriffen. Sehr schön sagt der heilige Augustinus, daß der Krieger, wenn er verwundet und hilflos ist, aufhört, Feind zu sein, und es war allgemeiner Brauch der christlichen Staaten, daß die gefangenen Christen nicht versklavt werden sollen. Gegenüber den Ungläubigen allerdings behielt man sich die Befugnisse früherer Zeiten vor.

Besonders erwog man im christlichen Rechte die Frage des gerechten und ungerechten Krieges. Der bloße Eroberungskrieg und der Beutekrieg galten als ungerecht, gerecht nur der Krieg, der zur Erhaltung der Lebensbedingungen des Volkes oder zur Wahrung seiner Ehre geführt wurde; keinenfalls aber beschränkte man sich auf den Verteidigungskrieg: namentlich die Genugtuung für Kränkungen sollte mit zu den Zwecken des gerechten Krieges gehören. So hat Thomas von Aquin über den gerechten und ungerechten Krieg geschrieben und so die spanischen Naturrechtslehrer des sechzehnten Jahrhunderts; und man hat sogar die Frage erwogen, ob der Krieg nicht von beiden Seiten gerecht sein könne,

Digitized by Google

was aber dahin entschieden wurde: objektiv gerecht könne er nur von der einen Seite sein, subjektiv gerecht auch von der andern, nämlich wenn dieser Staat gutgläubig annimmt, daß er im Rechte sei.

Schon die Päpste des zwölften, schon die spanischen Rechtslehrer des sechzehnten Jahrhunderts haben im Kriege die Wehrleute und die friedliche Bevölkerung streng unterschieden; sie haben eindringlich verlangt, daß diese letzteren möglichst geschont werden müßten: nur wenn kriegerische Operationen nicht anders durchgeführt werden könnten, sollten auch die unschuldigen Bewohner in Mitleidenschaft gezogen werden. Trotzdem hielten die Völker vielfach an dem Gedanken fest, daß der Krieg nicht nur gegen die Staaten, sondern auch gegen die Bevölkerung geführt wurde; dies namentlich im Seewesen. Hier blieb man bei dem alten Seeraubsystem, das man nur staatlich beschönigte. Der Seeraub wurde zu einem privilegierten, die Piraten zur See bekamen eigne Kaperbriefe (gegenüber den Schiffen feindlicher Untertanen) und wurden dadurch staatlich anerkannt. So wurde im Seekrieg das Privateigentum weggenommen und zur Beute gemacht. Heutzutage gewährt man keine Kaperbriefe mehr, aber man gestattet es, daß die Kriegsschiffe der kriegführenden Staaten die den Privaten gehörigen Handelsschiffe und ihre Ladung aufbringen und sich aneignen.

Rousseau hat das große Verdienst, den Gedanken klar ausgesprochen zu haben, daß der Krieg nicht vom Staat gegen die Bevölkerung, sondern vom Staat gegen den Staat geführt werden soll, und daß daher nur militärische Maßnahmen gegen den Staat zulässig sind, nicht auch Maßregeln gegen die Bevölkerung, welche sich am Kriege nicht beteiligt. Allerdings muß hierbei jener Vorbehalt gemacht werden, den schon die Spanier aussprachen, daß, wenn Operationen gegen den Staat indirekt auch die Bevölkerung berühren, sie deswegen doch erlaubt bleiben. Zerstörungen und Verwüstungen auch privaten Eigentums sind dann statthaft, wenn sie zum Zwecke erfolgen, um Operationen des Gegners zu verhindern; ebenso ist es statthaft, befestigte Plätze, Stützpunkte und Operationszentren zu bombardieren, auch wenn dabei die friedliche Bevölkerung notleidet; es ist auch gestattet, Teile des feindlichen Staates zu besetzen und sie vom Verkehr abzuschneiden, namentlich also auch durch Blockade und durch Seesperre, auch wenn dadurch die Bevölkerung in schwere Bedrängnis kommt.

Dagegen ist es allerdings nicht gestattet, an der Bevölkerung Haß und Rache zu üben, es ist nicht gestattet, durch unkriegerische Maßnahmen, z. B. durch Bedrängnis der Neutralen, ein Volk um die Nahrungsmittel zu bringen, und der oben bezeichnete privilegierte Seeraub besteht zwar noch weiter, widerspricht aber den Grundsätzen des modernen Krieges; wir können ihn aber so lange nicht unterlassen, als ihn England von seiner Seite übt. Dabei muß jedoch bemerkt werden, daß die Wegnahme und Zerstörung von Konterbande oder Bannware kein Seeraub ist: sie ist als kriegerische Maßnahme vollkommen gerechtfertigt, denn der Staat, der Krieg führt, darf auch verhindern, daß seinem Feinde Hilfe zu seiner kriegerischen Unterstützung geleistet wird, nur muß man sich auf die echte Bann-

Digitized by Google

ware beschränken und darf nicht Sachen als Bannware erklären, welche für die friedliche Bevölkerung bestimmt sind.

Was die Humanisierung des Krieges betrifft, so hat schon Rousseau den richtigen Grundsatz aufgestellt, daß Gewalttätigkeiten nur so weit vorgenommen werden sollen, als sie für die kriegerischen Zwecke notwendig sind; daher soll man zwar feindliche Heere mit allen Mitteln kampfunfähig machen können, dagegen ist es unstatthaft, sich solcher Kampfmittel zu bedienen, welche unnötige persönliche Schädigung bringen, insbesondere Qualen und Martern bereiten. Der Zweck soll nur der sein, Personen kampfunfähig zu machen, nicht auch noch weitere Leiden zu schaffen. Diesem Gedankenkreise entspringt auch die Schonung der Gefangenen, die Pflege der Verwundeten und alle Maßnahmen, wodurch die Leiden des Kriegs vermindert werden. Sie sind überall da durchzuführen, wo es ohne Einbuße der kriegerischen Operationen geschehen kann.

So der heutige Krieg; er ruht vielfach auf andern Grundlagen als zu den Zeiten des Hugo Grotius, den man den Vater des Völkerrechts genannt hat, und es ist heilige Pflicht der Völker, diese modernen Ideen Rousseaus durchzuführen. Hier aber stößt man überall auf den Widerstand Englands: dieses hat alle veralteten Bestimmungen hervorgeholt und alle völkerrechtlichen Errungenschaften der neuen Zeit mit Füßen getreten. Von dem Satze ausgehend, daß im Kriege alles gestattet sei, d. h. daß es ein Völkerrecht nicht gebe oder doch nur, soweit es England nützlich ist, hat es sich gegen die Gegner wie gegen die Neutralen alles erlaubt. Daraus hat sich der Zweifel entwickelt, ob es überhaupt noch ein Völkerrecht gebe; diese Zweifel wurden auch durch die viel verbreitete Vorstellung genährt, als ob das Völkerrecht auf zufälligen Vereinbarungen und willkürlichen Bräuchen der Völker beruhe. Wäre dies, dann ließe sich allerdings nicht absehen, wieso dieses Völkerrecht noch weiter bestünde, wenn die Völker in Kampf und Streit liegen. Das ist aber nicht der Fall. Die Bestimmungen des Völkerrechts beruhen auf den klaren Grundsätzen des modernen Naturrechts, sie beruhen auf Gedanken, die in unserm Herzen tief eingegraben sind, und auf der Ueberzeugung, daß ihre Verletzung nicht nur ein schweres moralisches Unrecht, sondern auch einen tiefen Eingriff in das Rechtsgefühl bildet, welches unsre Kulturwelt durchdringt. Das Völkerrecht ist, wie das Recht überhaupt, nicht willkürlich geschaffen; es wurzelt in den Geboten unsrer ethischen Kultur. Daher muß auch hier ein Recht bestehen, solange es Menschen gibt.

Digitized by Google

Aus Graf Aehrenthals letzten Tagen

Von

Berthold Molden[1])

In dem ganzen ereignisreichen Jahr 1911 war Aehrenthal schon ein kranker Mann. Man wußte, daß seine Gesundheit angegriffen sei; wie tief aber das Uebel saß, war nur den ihm Nächststehenden bekannt, denn seine Willenskraft war stark genug, die zunehmende Körperschwäche zu überwinden. Daß der Minister, der alle Vorgänge mit äußerster Aufmerksamkeit verfolgte, nie den Augenblick versäumte, in dem der Schachzug, den er für nötig hielt, zu tun war, und der mit hartnäckiger Energie über die ihm anvertrauten Interessen wachte, daß dieser Staatsmann, dem von seinen ausländischen Feinden immer zugemutet wurde, daß er unabläßig an gefährlichen Plänen spinne, nur noch mit äußerster Selbstüberwindung und oft der Erschöpfung nahe seine Arbeit bewältigte, wußte weder das Publikum noch die diplomatische Welt. Eine Erholungspause hatte Aehrenthal seit seinem Amtsantritt nicht genossen. In der Zeit der Annexionskrise waren sogar die abendlichen Tischgespräche, an denen seine vertrauten Mitarbeiter und der frühere Botschafter in Konstantinopel, Graf Calice, teilzunehmen pflegten, der Politik und ihren Anforderungen gewidmet. In den späteren Jahren brachte der Minister die meisten Abende damit zu, sich von seiner Frau den diplomatischen Einlauf vorlesen zu lassen, zu dessen Durchsicht der Tag — den Konferenzen, Empfänge und Unterredungen ausfüllten — ihm nicht die Zeit gelassen hatte. Es verlangte ihn danach, nicht sprechen zu müssen, und die Gäste wurden immer seltener. Nur noch die beiden intimsten Freunde, ein Neffe Aehrenthals, Graf Rudolf Colloredo, und der Generaladjutant des Kaisers, Graf Paar, waren regelmäßige Besucher. Sie sahen mit wachsender Befürchtung, wie müde und abgespannt der blasse Hausherr aus seinem Arbeitszimmer kam, mit ihnen sprach sich die bekümmerte Gräfin aus, und sie teilten mit ihr ihre Sorge um den Gemahl, der nicht daran denken wollte, sich Ruhe zu gönnen. Schließlich erklärten die Aerzte, es müsse unbedingt geschehen. Sie hatten seit längerer Zeit festgestellt, daß Aehrenthal an Leukämie litt, der seltsamen Krankheit, die in einer massenhaften Vermehrung der weißen Blutkörperchen besteht, an der Lebenskraft des Menschen zehrt und die größte Schonung und sorgfältigste Pflege nötig

---

[1]) Wir entnehmen diese Darstellung mit Zustimmung des Verfassers dem in kurzem bei der Deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart) erscheinenden Werke: Alois Graf Aehrenthal. Sechs Jahre äußere Politik Oesterreich-Ungarns. Von Berthold Molden. Das Buch bedeutet einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen wie der gesamteuropäischen Politik in den entscheidenden Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges. Das hier mitgeteilte Schlußkapitel zeigt, wie über der politischen Darstellung auch das Menschlich-Biographische in der Schilderung des verdienten Staatsmannes nicht zu kurz kommt. Die Redaktion der „Deutschen Revue".

Digitized by Google

macht. Eine Behandlung mit Röntgenstrahlen bewährte sich, reichte aber nicht aus, um den weißen Feind, der in den Adern sein unheimliches Wesen trieb, zu bekämpfen. Im Winter 1911 traten die Wirkungen einer bösen Influenza hinzu, die auch die Gehörnerven ungünstig beeinflußte, und mahnten dringend, eine Unterbrechung der Tätigkeit eintreten zu lassen. Es wurde beschlossen, daß der Minister einen längeren Urlaub antreten solle, und im Februar wurde dies dem Publikum in den Zeitungen mitgeteilt. Ein Politiker kann sich aber nicht als erholungsbedürftig erklären, ohne daß dafür politische Beweggründe gesucht werden, und so wurde in den ausländischen Blättern, die Aehrenthal feindlich gesinnt waren, insbesondere in den russischen, zunächst die Vermutung und dann die Behauptung aufgestellt, daß seine Entlassung bevorstehe; ungenannte „diplomatische Gewährsmänner" wurden aufgeboten, und einer von ihnen versicherte sogar, daß das Schicksal Aehrenthals bei der Potsdamer Zusammenkunft entschieden worden sei. Man glaubte in Rußland, die Revanche für den Sturz Iswolskis vor sich zu haben.

Zur Vertretung des Ministers wurde der Botschafter in Konstantinopel, Markgraf Pallavicini, ein kluger und sehr geschäftserfahrener Diplomat, nach dem Ballplatz berufen. Er sollte vollkommen selbständig handeln, und Aehrenthal sollte sich um die Geschäfte überhaupt nicht kümmern. Am 11. März reiste er mit seiner Familie nach Abbazia ab, und dort verbrachte er zehn Frühlingswochen in ungewohnter Loslösung von der Tagesarbeit. Die Freiheit, die Seeluft und die Sonne taten ihm wohl; er fühlte sich wieder einmal bei besserer Gesundheit. Aber die Empfindung, so wertvoll sie subjektiv war, war trügerisch. Die Krankheit nahm ihren Fortgang, und bald nach der Rückkehr ins Amt kamen die Ermüdungszustände wieder. Die Arbeit, die der albanische Aufstand, die gefährliche marokkanische Streitfrage und der Italienisch-Türkische Krieg auflud, verrichtete Aehrenthal als ein zum Tode verurteilter Patient. Er selbst ahnte freilich nicht, daß ihm nur noch eine kurze Lebensdauer beschieden sei; Menschen von starker Aktivität und starkem Zusammenhang mit dem Weltgetriebe können sich das Aufhören schwer vorstellen. Daß Aehrenthal aber seinem Körper mehr zumutete, als er vertrug, mußte er täglich und fast stündlich merken.

Es war begreiflich, daß der überangestrengte Mann mit dem Weiterschreiten seines Leidens allmählich reizbarer und heftiger wurde und hartnäckiger auf seinem Willen bestand als zuvor. Aber es ist bezeichnend, daß er dadurch die Anhänglichkeit und Verehrung seiner Mitarbeiter nicht einbüßte. Man kannte im ganzen Hause seine unbegrenzte Aufopferung für den Dienst, seine strenge Sachlichkeit, sein Interesse für die Entwicklung jedes einzelnen nach seiner besonderen Eignung und Fähigkeit, seine Unzugänglichkeit für persönliche Beeinflussung. Freundschaftliche Rücksichten gab es für ihn im Amte nicht, und noch viel weniger wäre er etwa durch Schmeicheleien zu gewinnen gewesen. Er war gegen sie geschützt durch seinen Mangel an Eitelkeit. Ehrgeiz besaß er — großen Ehrgeiz, und sein Selbstvertrauen stieg mit den Erfolgen. Aber Eitelkeit, dieses Suchen nach Leckerbissen für das Selbstgefühl, war ihm fremd. Hätte ihm die

Digitized by Google

Natur den Hang danach verliehen, so hätte er gewiß sein möglichstes getan, ihn nicht aufkommen zu lassen, denn er arbeitete an sich immer und bis zuletzt. Er verlangte viel von sich und faßte den Pflichtbegriff immer ernster und tiefer.

Man mag die Frage aufwerfen, warum Aehrenthal in jener Zeit nicht seinen Posten verließ. Er hatte tatsächlich mehrmals, so schwer es ihm geworden wäre, von der Politik Abschied zu nehmen, beschlossen, seine Enthebung zu erbitten, und seine Gemahlin hatte ihn in dem Gedanken bestärkt. Wenn er aber vor dem Herrscher erschien und nach Erledigung des geschäftlichen Teils sein Ansuchen vortragen wollte, entfiel ihm, wie er bei der Heimkehr gestand, der Mut. Er konnte es nicht über sich bringen, dem Kaiser, dem er in Verehrung und Liebe ergeben war und der trotz seines hohen Alters nicht aufhörte, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit seine Pflichten zu erfüllen, aus einem rein persönlichen Grunde Kummer und Unannehmlichkeiten zu bereiten. Kaiser Franz Joseph trennte sich ungern von Personen, die ihn lange umgeben hatten, und am allerwenigsten von solchen, die er so hoch schätzte wie seinen bewährten Minister des Aeußern. Es wäre ein Schmerz für ihn gewesen, auf den Rat dieses Mannes zu verzichten, der so sorgsam überlegte, immer wußte, was er wollte, die Kraft der habsburgischen Monarchie nicht unterschätzte und sich dabei doch stets in den Grenzen des Möglichen und vernünftigerweise Anzustrebenden hielt. Kaiser Franz Joseph war eine zugleich ritterliche und praktisch angelegte Natur, und Aehrenthal, der das Ansehen und die Sicherheit des Reiches durch seine kluge und aufrechte Politik erhöhte und mehrte, genoß sein entschiedenes Vertrauen. Hätte Aehrenthal den Eindruck gehabt, daß das Vertrauen zu wanken beginne oder daß seine Politik, die auch Gegner, und zwar sehr hochstehende, hatte, vom Kaiser als änderungsbedürftig betrachtet werde, so würde er mit seiner Demission nicht gezögert haben. Der September 1911 brachte, wie wir gesehen haben, schwierige Situationen, über deren Behandlung man verschiedener Meinung sein konnte; es kam der tripolitanische Krieg, in den Balkanstaaten zeigten sich verdächtige Symptome, im Westen zog es sich drohend zusammen. Wie sollte man sich zu Italien, wie zu Rußland verhalten? Aehrenthals Auffassung kennen wir, und es war für ihn, als einen Staatsmann, der nicht das Amt um des Amtes und Glanzes willen behalten wollte, selbstverständlich, daß er nur bleiben könne, wenn es ihm erlaubt war, seiner Auffassung zu folgen. Er blieb und arbeitete weiter.

Als Aehrenthal im Dezember 1911 noch einmal vor die Delegationen trat, mußte er seine ganze Willenskraft aufbieten, um öffentlich sprechen zu können; aber er hatte die Genugtuung, zu sehen, daß das Vertrauensvotum, das ihm von der Mehrheit der österreichischen wie der ungarischen Delegation erteilt wurde, nicht nur ein formales war, sondern wirklicher Ueberzeugung entsprach. Diejenigen, welche seine Politik nicht billigten und ihm — merkwürdig genug — Tatenlosigkeit und bequeme Nachgiebigkeit vorwarfen, entschuldigten ihn damit, daß er infolge seines körperlichen Leidens nicht mehr der Aehrenthal der Annexionszeit sei. Sie täuschten sich! Er blieb, was er war, bis zum Schlusse.

Digitized by Google

Im Januar 1912 begab sich Graf Aehrenthal zur Erholung für einige Tage auf den Semmering; aber statt dort Besserung zu finden, fühlte er sich plötzlich so krank, daß er nach der Rückkunft — es war um die Mitte des Monats — um seinen Abschied ansuchte. Der Kaiser ließ ihm mündlich sagen, daß er ihn bitte, sein Amt noch zu behalten, und so verzichtete Aehrenthal darauf, das formelle Gesuch, das er schon vorbereitet hatte, abzuschicken. Gegen Ende des Monats verschlimmerte sich der Zustand immer mehr. Der Patient mußte im Bett bleiben, doch war er sich nicht bewußt, dem Ende nahe zu sein. „Ich glaube nicht," sagte er, „daß ich schon zur großen Armee abberufen werde; aber viel Geduld wird nötig sein, um mich wieder auf die Beine zu bringen." Er arbeitete weiter und nahm weiter Vorträge entgegen.

Aber rasch rückte die Zerstörung vorwärts, und nun konnte auch er selbst sich nicht mehr darüber täuschen, daß es ihm beschieden sei, zu sterben. Er sagte nichts und klagte nicht; doch seine Umgebung erkannte wohl, daß er sich dem Tode nahe fühle und daß es ihm bitter war, sich von dem Kreis der Seinen, die er so liebte, und von seinem Werkplatz mitten im Schaffen, von halbfertiger Arbeit umgeben, trennen zu müssen. Die Aerzte hielten es jedoch für möglich, daß sich das Siechtum noch hinziehe, und daher mußte — so viel Ueberwindung es den alten Kaiser auch kostete, die Enthebung auszusprechen — für eine Besetzung des Ministerpostens gesorgt werden. Am 15. Februar, spät nachmittags, wurde ihm mitgeteilt, daß in Anbetracht seiner schweren Erkrankung der Kaiser seinen Wunsch, das Amt niederzulegen, erfüllt und den Grafen Berchtold zu seinem Nachfolger ausersehen habe.

Am Vormittag des 17. Februar ließ Aehrenthal die ihm nächststehenden Mitarbeiter einzeln zu sich bitten, um von ihnen Abschied zu nehmen. Lange hielt er die Hand seines vertrautesten Freundes, Grafen Esterházy, umschlossen, der schweigend sein „Ich danke dir" entgegennahm und ihm wortlos ins Auge blickte. Baron Müller, der während dieser letzten Tage die Geschäfte zu führen hatte, der Sektionschef Freiherr v. Macchio, der Gesandte Pogatscher, der Kabinettschef Graf Friedrich Szápáry, der Leiter des Preßdepartements, Koloman v. Kánya, und noch andre erschienen am Krankenlager und nahmen seinen Händedruck und seinen Dank entgegen. Dann nahm er Abschied von seiner geliebten Frau und seinen nächsten Angehörigen und ließ noch einmal den Grafen Szápáry rufen, um ihm die Schlüssel zu übergeben und ihm einige letzte Aufträge zu erteilen. Er empfing die Sterbesakramente gefaßten Mutes, und auch auf die Aerzte, die schon dem Ende manchen Menschenlebens beigewohnt hatten, machte die Unerschrockenheit, mit der er dem Tode entgegensah, tiefen Eindruck. Der Kaiser hatte seinem sterbenden Minister persönlich einen Besuch abstatten wollen, man hielt es jedoch nicht für ratsam, den zweiundachtzigjährigen Monarchen der seelischen Erschütterung auszusetzen. Am Nachmittag traf jedoch ein hohes Ehrenzeichen ein, das man dem Kranken auf die Decke legte — die Brillanten zum Großkreuz des Stephansordens. Das begleitende Handschreiben konnte ihm, da er schon in Agonie war, nicht mehr vorgelesen werden. Es lautete:

Digitized by Google

Lieber Graf Aehrenthal!

In Würdigung des Umstandes, daß Rücksichten auf Ihren Gesundheitszustand Sie zu Meinem lebhaften Bedauern veranlassen, die Enthebung vom Amte des Ministers Meines Hauses und des Aeußern zu erbitten, genehmige Ich in Gnaden die von Ihnen erbetene Enthebung.

Bei diesem Anlasse finde Ich Mich bestimmt, Sie Meines ungeschmälerten Vertrauens nicht nur in Ihre Person, sondern auch in die Politik zu versichern, die Sie unter schwierigen Verhältnissen mit umsichtiger Initiative verfolgt haben und die Ihnen eine bleibende ehrende Erinnerung sichert.

Zugleich spreche ich Ihnen für die treuen, ausgezeichneten Dienste, die Sie Mir, Meinem Hause und der Monarchie in aufopfernder Weise geleistet haben Meine volle Anerkennung und Meinen wärmsten Dank aus.

Als Zeichen Meiner fortdauernden Gewogenheit verleihe Ich Ihnen die Brillanten zum Großkreuze meines Sankt Stephans-Ordens.

Wien, am 17. Februar 1912.

Franz Joseph.

Wien sah in Ergriffenheit den Staatsmann, dem diese rühmenden Worte gewidmet waren, aus dem Leben scheiden. Viele zog es zum umdüsterten Palais auf dem Ballhausplatze, in dem er so stark und weitausschauend gewirkt hatte und wo nun die Krankheit ihre Vernichtungsarbeit an ihm vollendete. Um dreiviertel zehn Uhr abends starb er.

Der Kaiser bekundete seine Teilnahme durch einen tiefgefühlten Beileidsbrief, den er an die Gräfin richtete, und durch die Anordnung, daß der Dahingeschiedene mit den höchsten Ehren bestattet werde. Am 22. nachmittags wurde, nachdem die kirchlichen Trauerfeierlichkeiten beendet waren, der Sarg nach dem Bahnhof gebracht, um nach Doxan bei Leitmeritz geführt zu werden, wo wenige Monate vorher die Mutter des Grafen, an der er mit rührender Liebe gehangen hatte, in der Familiengruft beigesetzt worden war.

Von den vielen Nachrufen, die hervorragende und hochstehende Politiker dem Dahingeschiedenen widmeten, sei nur der des damaligen französischen Ministers des Aeußern, Pichon, angeführt, der fast während der ganzen Amtsdauer Aehrenthals die auswärtige Politik Frankreichs geleitet hatte. Pichon diktierte dem Pariser Korrespondenten des „Wiener Neuen Tagblatt“ folgendes in die Feder: „Aehrenthal war nach meiner Ansicht der größte Minister, den Oesterreich-Ungarn seit Metternich hatte. Von allen, die in den letzten Jahren eine markante Rolle in den Angelegenheiten der Welt gespielt haben, ist Graf Aehrenthal der Mann, der an Tatkraft und Ideen die weiteste Flügelspannung besaß. Seine Geisteskraft war seiner Energie gleichwertig. Der Höhepunkt seiner diplomatischen Laufbahn war sicherlich die Annexion Bosniens und der Herzegowina. Man befand sich bei dieser Sache einem Meister gegenüber, vor dem sich die Feinsinnigsten und Schlauesten verneigen mußten. Wenn die Annexion von Bosnien und der Herzegowina der Ruhmestitel des Grafen Aehrenthal vor

Digitized by Google

den Augen der Welt bleiben wird, so sind die tieferliegenden, weniger sichtbaren Grundlagen seiner Politik vielleicht noch bemerkenswerter. Er arbeitete aufrichtig an der Aufgabe einer Wiederannäherung an Rußland. Ich glaube an eine Annäherung Oesterreich-Ungarns und Rußlands, deren Krönung er nicht mehr erblicken konnte, deren Vorteile ihm aber sein Nachfolger schulden wird, und zwar in einem reichen Ausmaß der Erkenntlichkeit. Die Entwicklung, die wir heute mitmachen, ist nur die Verwirklichung des Planes, den er ersonnen und entworfen hat. Was die Beziehungen Oesterreich-Ungarns und Frankreichs betrifft, so konnte ich mich während der ganzen Zeit meiner Ministerschaft zu den persönlichen Beziehungen, die ich mit dem Grafen Aehrenthal hatte, beglückwünschen, und seine Haltung zur Regierung der Republik und zur französischen Politik war so, wie wir sie in den beträchtlich ernsten Zwischenfällen, die während der letzten sechs Jahre die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland markierten, nur wünschen konnten. Graf Aehrenthal hat, ohne jemals gegen die Pflicht zu verstoßen, die ihm die Politik seines Staates auferlegte, stets verstanden, sich Frankreich sympathisch zu zeigen, und war bestrebt, zu vermeiden, daß ernste Schwierigkeiten zwischen den Regierungen von Berlin und Paris entstanden. Er entsprach damit übrigens nur den wohlbekannten Empfindungen seines Souveräns, Empfindungen, die sich auch in allen Umständen kundgegeben haben. Es gab in Europa keinen Minister des Aeußern, der dem hervorragenden Mann überlegen war, der jetzt aus dem Leben geschieden ist und der das vollkommen gerechte Zeugnis verdient, die Macht seines Staates vermehrt zu haben." Das Urteil, daß Aehrenthal der bedeutendste unter den zeitgenössischen Diplomaten gewesen, fällten auch englische und russische Blätter.[1])

Groß, mächtig und unabhängig soll Oesterreich-Ungarn sein, hatte Aehrenthal, der doch nach tönenden Worten nicht suchte, ihnen eher auswich, einmal gesagt.[2]) Mit diesem Satze sprach er ein Gefühl, aber auch eine Erkenntnis aus. Ein Politiker, der die Verhältnisse so überblickte wie er, mußte wissen, daß Oesterreich-Ungarn anders überhaupt nicht bestehen kann, daß es als schwacher, unangesehener Staat die Eroberungslust begehrlicher Nachbarn auf sich zieht, für die wirtschaftlichen Forderungen der Bewohner eines so großen Gebietes nicht eintreten kann und ihren berechtigten und unberechtigten nationalen Ansprüchen kein Gegengewicht zu bieten vermag. Da Oesterreich-Ungarn ein Gebilde eigenster Art ist, mit keinem andern vergleichbar, muß es immer wieder zeigen, daß es trotzdem nicht nur lebensfähig, sondern auch lebenskräftig ist. Nur durch ihr Ansehen kann unsre Monarchie die Zuversicht in ihre Fortdauer bestärken. Es ist ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß sie als ruhiger Mittelstaat, als eine größere Schweiz, existieren könne.

In Angelegenheiten der innern Politik hatte sich Aehrenthal nicht einzumischen, aber er behielt sie im Auge und sagte zuweilen offen seine Meinung.

---

[1]) Insbesondere „Saturday Review" und „Birshewija Wjedomosti".

[2]) Als Botschafter im Gespräch mit Freiherrn v. Jettel. „Deutsche Revue", April 1913.

Digitized by Google

Man wußte, daß er, noch in seiner Botschafterzeit, ein Gegner der Einführung des allgemeinen Stimmrechts gewesen war, und manchen Grundsatz, der zum Schlagwort des Freisinns geworden war, hielt er ausschließlich für Schlagwort, ohne seiner wirklichen Bedeutung gerecht zu werden. In seiner Weise hatte er jedoch auch diese Fragen durchdacht.

Aehrenthal wollte Zweckpolitik treiben und keine Aufsehenpolitik; aber Ansehenpolitik liegt an sich schon in der richtigen Zweckpolitik. Er unternahm nichts um des Glanzes willen; den Vorwurf, den Degen nicht genug funkeln zu lassen, trug er ohne Kummer. Er sorgte für das Ansehen, indem er furchtlos tat, was nötig war.

Aehrenthal war ein methodischer Kopf. Das Geistreiche lag ihm fern. Es fehlte ihm nicht ganz an Neigung zu Theorien, aber er ließ sich belehren, durch Menschen und mehr noch durch Tatsachen. In seiner Auffassung des Verhältnisses zu Rußland und zum Balkanproblem vollzog sich eine Wandlung, noch während er Botschafter in Petersburg war. Bis dahin hatte er diese Fragen von dem Standpunkt des Konservativen mit nur europäischem Gesichtskreis angesehen, der einen Austausch von russischen Zugeständnissen an unsre Monarchie und von österreichisch-ungarischen Zugeständnissen an das Zarenreich für möglich und nützlich hielt. Es war eine Art der Anschauung, wie sie auch von einem größeren, wie sie von Bismarck geteilt wurde und in seinem nachgelassenen Werke ausgedrückt ist. In Petersburg lernte Aehrenthal zu; der Panslawismus, die ostasiatischen Ereignisse, die weiten Horizonte der modernen Politik formten das Weltbild um, in dem er lebte. Die neue Zeit machte sich geltend.

Suchen wir zu einem zusammenfassenden Urteil über Aehrenthals Tätigkeit als Minister zu gelangen, so ergibt sich folgendes:

Das türkische Reich war im Innern und an seinen Grenzen bedrängt von emporstrebenden Kräften, denen es nicht gewachsen war und deren es immer weniger Herr zu werden vermochte. Rußland war, wie seit jeher, bereit, diese Kräfte zu benutzen, um seinen Zielen näherzukommen, deren oberstes die Besitznahme von Konstantinopel war, und neben der russischen Regierung stand der Panslawismus, dessen, wenngleich noch nicht amtlich anerkanntes Programm die österreichisch-ungarische Monarchie bedrohte. Inzwischen war ihre Stellung in Bosnien von dem in Belgrad zur Herrschaft gelangten Panslawismus bedroht. Diese Stellung mußte gesichert werden, und vollends war dies dringend geworden, als sich nach der jungtürkischen Revolution die Erteilung einer Verfassung in Bosnien nicht umgehen ließ und man durch Bekundung des festen Willens, im Lande zu bleiben, der Verwaltung einen Damm gegen die serbische Wühlarbeit zur Verfügung stellen mußte. Es war die Zeit, in der schon der deutsch-englische Gegensatz und Englands neue Orientpolitik unheimliche Schatten über Europa ausbreiteten. Bestärkt durch die Sorge vor Erhöhung der deutschen Macht im Osten, hatte England jahrelang in Mazedonien, Arabien, Mesopotamien und in Konstantinopel selbst daran gearbeitet, die türkische Herrschaft zu untergraben und zu zerstören, um den europäischen Südosten und das südliche Vorder-

Digitized by Google

asien seinem wirtschaftlichen oder politischen Einfluß oder seiner mittelbaren oder unmittelbaren Botmäßigkeit zu unterwerfen, und es hat diese Arbeit, nach kurzer Unterbrechung während des Beginnes der jungtürkischen Aera, wieder aufgenommen und dann im Verein mit Rußland und dem von den neuerwachten chauvinistischen Strömungen erfaßten Frankreich fortgesetzt. In allen Ententeländern waren die drängenden Kräfte im Vormarsch. Es liegt nicht der geringste Grund vor, zu glauben, daß diese mächtigen Bewegungen zum Stillstand gekommen wären, wenn Oesterreich-Ungarn im Jahre 1908 nicht annektiert hätte. Die Annexion Bosniens hat die Gefahren aufgedeckt, da sie eine Erregung hervorrief, die alle Masken fallen machte; aber sie hat die Gefahren weder geschaffen noch gesteigert. Allerdings lieferte sie der panslawistischen und der panserbischen Agitation neuen Stoff. Dies wäre aber unausbleiblich auch geschehen, wenn Oesterreich-Ungarn die Annexion erst während des Balkankrieges ausgesprochen oder, wobei es überdies nicht ohne Gegenleistungen durchgekommen wäre, erst auf der Konferenz nach dem Kriege verlangt hätte. Von welchen Feindseligkeiten Oesterreich-Ungarn umgeben war, hat der Weltkrieg gezeigt; er hat auch, wenn dieser Beweis noch erforderlich gewesen wäre, bewiesen, daß der Widerspruch Englands gegen die Annexion und für den Buchstaben des Berliner Vertrags nicht ein Kampf fürs Recht war, sondern ein Kampf für die Macht. Der Weltkrieg hat die Annexionskrise nachträglich noch besser verständlich gemacht. Daß aber die Annexion, die für Aehrenthal nicht nur Selbstzweck, sondern auch Mittel zum Zweck war, als seine höchste Leistung hingestellt wird, gehört — wir zitieren hier die Worte eines intimen Freundes des Dahingeschiedenen — zur Tragik seines Schicksals.

Nachdem die Annexionskrise vorüber war, war es hauptsächlich das Verhältnis zwischen Deutschland und den Westmächten, das, auch in Anbetracht der Furcht Italiens vor England, die gespannteste Aufmerksamkeit erforderte. So wurde es, wenn man eine Kumulierung der Kriegsgefahren vermeiden wollte, erst recht zur Pflicht, die Stöße, die sich immer wieder gegen das türkische Reich richteten, aufzufangen, abzulenken und zu mildern und so den Ausbruch der Krise wenigstens zu verzögern. Die Behandlung der albanischen Frage war dadurch vorgeschrieben. Sie konnte in der Hauptsache fürs nächste im Einvernehmen mit Italien erfolgen, trotz der Propaganda, die es für seine Zukunftspläne trieb, wie es sich ja überhaupt die Wege offen hielt, um später auch eine der Monarchie feindliche Richtung, wie der Irredentismus sie wies, einschlagen zu können. Da aber Gründe der Vernunft und einer weitsehenden Politik den italienischen Staatsmännern raten mußten, am Bündnis festzuhalten, das doch auf dem großen Gedanken der Zusammenfassung der mitteleuropäischen Interessen beruhte und von dem nur Aengstlichkeit oder Plünderungshoffnungen sie weglockten, war für Oesterreich-Ungarn und Deutschland schon darum das Aufgeben des Bündnisses nicht ratsam, und dem damit verbundenen Schaden wäre irgendein Nutzen nicht gegenübergestanden. Ersatz hätte sich nicht finden lassen; auch die Türkei und Bulgarien konnten ihn nicht bieten, solange der Streit zwischen ihnen nicht

Digitized by Google

ausgetragen war. Wohl aber erachtete Aehrenthal es für möglich, daß sich eine Annäherung zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland ergeben könne; nur hielt er eine öffentliche Erörterung der Annäherungsfrage und eine starke sichtliche Beflissenheit, sie herbeizuführen, für unzweckmäßig.

Zwölf Tage nach seinem Ableben wurde das serbisch-bulgarische Bündnis unterzeichnet, und ehe das Jahr zu Ende war, war die europäische Herrschaft der Türkei auf Thrazien zurückgedrängt. Aus dem Zusammenbruch rettete Oesterreich-Ungarn ein selbständiges Albanien. Dann kam der zweite Balkankrieg, aus dem Serbien, verbündet mit Griechenland und Rumänien, als stärkster Balkanstaat hervorging, erfüllt von dem Wahn, auf Kosten Oesterreich-Ungarns zur Großmachtstellung aufsteigen zu können. Die Agitation, die diesen letzten Sieg vorbereiten sollte, nahm unablässig zu. An einem Sonntag, den die Menschen nie vergessen werden, fiel ihr die markanteste Gestalt des Reiches zum Opfer, der Thronfolger, der trotz seiner rastlosen Arbeit für Heer und Flotte, mit der Entschiedenheit, die ihn in allem kennzeichnete, nur den Frieden wollte, der Thronfolger, der die Südslawen liebte und von ihnen geliebt wurde, den eben darum die Großserben als das unbequemste Hindernis ihrer Pläne betrachteten und den ihre fanatischen Verleumdungen noch über seine Ermordung hinaus verfolgten. Er war der erste Tote der Weltkatastrophe.

Aehrenthals Nachfolger hatte die ungeheure Aufgabe, den Weg der Abwehr zu betreten, auf jede Gefahr hin. Alles fühlte, daß wir ihn betreten mußten, wenn wir nicht abdanken und nach der Abdankung sterben wollten. Wir betraten ihn, und es kam der Krieg, der immer gewaltiger anwuchs. Der Krieg, der im Jahre 1909 vermieden worden war, hatte sich nicht aufhalten lassen; die Hemmungen, die damals noch wirkten, hatten versagt.

Immer wieder fragt man sich, wie sich Aehrenthal in den Jahren 1912 bis 1914 verhalten hätte. Mit diesem Rätsel schließt jede Betrachtung seiner Politik.

Aber noch einmal wollen wir auf sein Bild, dem der vorzeitige Tod einen wehmütigen Zug verleiht, einen Blick werfen. Es sei dem Verfasser gestattet, zu wiederholen, was er an einer andern Stelle von dem dahingeschiedenen Staatsmanne gesagt hat: „Aehrenthal war eine bedeutende Erscheinung, ein Mann der Tat und der Pflichterfüllung, stark durch den unerschütterlichen Glauben an die Zukunft seines Vaterlandes, eine merkwürdige Vereinigung von äußerlicher Ruhe und von Leidenschaftlichkeit des Temperaments, von Schlichtheit, fast Unbeholfenheit des Wortes und bis zur Schlauheit reichender Klugheit des Denkens, eine Vereinigung von Schreibtischmensch und Entschlußmensch ... Sich auszuwirken war ihm nicht vergönnt."

Digitized by Google

Freiherr v. Bissing, der zweite Generalgouverneur in Belgien

Vor einem Laden in der inneren Stadt stehen ein paar flämische Frauen; sie zeigen ihren Kindern das Bild eines deutschen Generals: „Das war unser Vater, und der ist nun tot." So hat mir ein Freund berichtet, der zufällig als Zivilist in Brüssel dazu kam, wie Mütter ihren Kindern das Bild des jüngst verstorbenen zweiten Generalgouverneurs, des Freiherrn v. Bissing, wiesen. Es ist keine vereinzelte Stimme. Eine Dame, die am Tage nach seinem Tod in der Bahn nach Holland fuhr, wurde von einem belgischen Bekannten, der durchaus nicht deutschfreundlich war, angeredet: „Wissen Sie schon das große Unglück? Bissing ist tot!" Und in Holland, wo die Dame sich viel in den Kreisen der belgischen Aristokratie bewegte, war nur eine Stimme des Bedauerns über den Tod und über die niederträchtige Art, in der die von England inspirierte belgische Flüchtlingspresse dem Toten ins Grab nachgerufen hat.

Was war es, das diese Urteile eines im Grunde doch feindlichen Volkes hervorrief? Einmal bestach die Belgier gewiß die äußere Erscheinung: wenn der Generalgouverneur im gleißenden Gardedukorpshelm erschien, eine hohe, elegante Gestalt mit einer für sein Alter erstaunlichen Unverbrauchtheit, das leuchtende Auge geradeaus gerichtet, im Bewußtsein seiner Stellung, aber von gewinnender Freundlichkeit und Güte, die der Blick nie verleugnete, dann konnte man wirklich einen alten Ritter vor sich sehen, wie ihn V. Naumann einmal geschildert hat. Und seine Stimme, von seltenem Wohllaut, durchdrang doch den weiten Raum auch auf offenem Feld, mochte er den Waterlootag feiern oder die Ausstellung für soziale Fürsorge eröffnen oder die flämische Hochschule in Gent Rektor und Senat übergeben.

Aber mehr als sein äußeres Wesen gewann ihm, wenn nicht die Herzen der Belgier, wie aller seiner deutschen Beamten, so doch ihre Achtung, sein inneres, die liebenswürdige Festigkeit im Verkehr; den Belgiern aller Stände gegenüber blieb er neben dem Generalgouverneur auch der Mensch, und manche Anekdote läuft in der Stadt um, von der der Erzähler selbst weiß: se non è vero, è ben trovato. Vor allem aber war es das Bewußtsein von der unbedingten Gerechtigkeit Bissings, seiner persönlichen Unantastbarkeit, das in allen Kreisen lebendig war. Das Volksempfinden ging darin so weit, daß es Maßnahmen, die es als ungerecht empfand, schlechthin als gegen Bissings Wunsch getroffen ansah. Als infolge des provozierenden Auftretens des Kardinals Mercier in Brüssel die Wirtschaften und Gasthäuser eine Zeitlang um 9 Uhr schließen mußten, waren alle Wirte überzeugt, Bissing werde das schon wieder abstellen, denn er müsse doch wissen, daß die Kirchenbesucher und Anhänger des Kardinals nicht abends in den Gasthäusern zu finden seien. Allgemein war die Anschauung verbreitet, daß der Generalgouverneur die zwangsweise Abschiebung

Digitized by Google

der Arbeitslosen nicht billige und sie vor allem auf die wirklichen Drückeberger von der Arbeit beschränkt wissen wolle. Man wußte, daß sein Ohr, sein Herz und seine Hand den Armen und Beladenen stets zugänglich war. Mit Scham, so versicherte eine vornehme Belgierin eine mir bekannte Dame, beobachteten die anständigen Belgier, wie sich schäbige Subjekte die Güte des Generalgouverneurs, seinen manchmal fast kindlichen Glauben an die Aufrichtigkeit der Menschen zunutze machten und sich ins Fäustchen lachten, wenn sie durch das Eingreifen des Gouverneurs einen Vorteil errungen hatten, den sie weder beanspruchen durften, noch auch verdienten.

Man hat in Deutschland, und hier und da wohl auch in den Kreisen der deutschen Beamten in Belgien, Bissing dieses Wohlwollen gegen die Belgier verdacht, um so mehr, als niemand darin bloße Schwäche sehen konnte. Dazu hatte der Generalgouverneur in einem langen Leben und doch auch in seiner Verwaltungstätigkeit zu deutliche Beweise einer rücksichtslosen Energie gegeben. Wenn einmal ohne der Parteien Leidenschaft die Geschichte dieses Weltkrieges von Freund wie Feind geschrieben wird, dann wird man vielleicht staunen, welches Kapital an Achtung für deutsches Wesen, an Dankbarkeit für deutsche Gerechtigkeit und sozialen Sinn die Menschlichkeit des zweiten Generalgouverneurs für Deutschland aufgespeichert hat. Er dachte nicht gleichgültig über unsern Ruf in der Welt. Den deutschen Schild wollte er fleckenlos halten, gegen die notgedrungen erbarmungslosen Formen dieses alles mordenden Krieges hatte er eine innerliche Abneigung. Er sehnte sich nach der Ritterlichkeit von 1866 und 1870. Und es war sein Ehrgeiz, das ihm anvertraute Land seinem Kaiser dereinst im Frieden als ein Land gesegneter Verwaltung zu Füßen zu legen. Die neidische Gesinnung, die jede in der Heimat entstandene Not bloß um dessentwillen nach Belgien verpflanzen wollte, war ihm verächtlich. Schroff wies er es ab, wenn man verlangte, die Belgier müßten, „damit sie wüßten, was Krieg wäre", alle Entbehrungen Deutschlands teilen. Mag sein, daß er, der seit dem 1. Dezember 1914 die Heimat nur auf wenige Tage wieder gesehen hatte, die Leiden des deutschen Bürgers nicht in voller Schwere kannte. Aber seine Weigerung, der ihm unterstellten Bevölkerung mehr als notwendig zu fühlen zu geben, daß sie besiegt sei (wie das als das beste Verwaltungsrezept immer wieder empfohlen wurde), entsprang doch nicht nur seiner vornehmen Gesinnung; sie ruhte auf tiefer staatsmännischer Erkenntnis, war ihm eingegeben von treuer Sorge um Deutschlands Zukunft. Das Hinterland unsrer im Westen kämpfenden Armeen sollte auch ohne großes militärisches Aufgebot ruhig und sicher sein. Unsre dort in Ruhe liegenden Truppen und Urlauber, Mannschaften wie Offiziere, sollten Erholung finden können und nicht durch kleinliche Beschränkungen geärgert werden. Die Produktionskraft dieses Hinterlandes, an Erzeugnissen des Bodens wie der Industrie, sollte möglichst wenig gehemmt werden, denn er erkannte in ihr nicht die lästige Konkurrentin deutscher Werke, sondern ihre willkommene Ergänzung und Verbündete in der Zukunft. In seinem Sinne war es nicht, wenn ein Werk nach dem andern, eine Industrie nach der andern stillgelegt wurde

Digitized by Google

und wohl auch infolge der Umstände meist lahmgelegt werden mußte. Bissing wollte Belgien zur Vorratskammer Deutschlands machen, die nicht rasch aufgebraucht, sondern klug unter Verschluß gehalten werden sollte, um in der Stunde der Not weit geöffnet zu werden. So rief er die weitverzweigte Oelzentrale unter Brinkmanns klarschauender Leitung ins Leben, eine Organisation, die in bis dahin unbekannter Weise dafür sorgte, daß nichts umkam, und andre Organisationen mehr. Nicht alle mögen sich bewährt haben, bei manchen, wie der Spitzenzentrale, mag der soziale Zweck nicht in dem Ausmaß erreicht worden sein, wie der Generalgouverneur gehofft hatte: sie alle aber verfolgten den Zweck, durch Arbeitsbeschaffung das Heer der Müßiggänger zu verringern, den deutschen Einfluß gegenüber dem fremden Einfluß des belgischen Nationalkomitees und des amerikanisch-spanischen, jetzt spanisch-holländischen Hilfskomitees zu stärken. Bissing hatte diese beiden Organisationen, die, technisch betrachtet, vorbildlich genannt werden dürfen, vorgefunden und war an die von seinem Vorgänger Goltz-Pascha unter Verantwortung der politischen deutschen Vertretung eingegangenen Verträge gebunden. Bei den wachsenden Ernährungsschwierigkeiten der Bevölkerung an der Front, in Belgien wie in Deutschland selbst, war an eine Aufgabe dieser Verträge ohne zwingende Not nicht zu denken. Im einzelnen konnte durch glückliche Verhandlungen manches zu unserm Nutzen erreicht werden und ist erreicht worden. Trotz der bald einsetzenden Teuerung, die unter den obwaltenden Umständen nicht abzustellen war, sind die in der einen oder andern Weise ohne Verletzung der Verträge dem deutschen Volk zugute gekommenen Lebensmittel sehr bedeutend. Strenge Maßregeln gegen den Wucher, Vorschriften zur Verteilung der Lebensmittel, z. B. Einschränkungen im Fleischgenuß, haben dazu beigetragen, der ärmeren Bevölkerung die Lage zu erleichtern, wenn auch nicht übersehen werden darf, daß die deutschen Behörden noch viel weniger als bei uns zur Durchführung ihrer Verordnungen sich auf die Hilfe der Bevölkerung verlassen können. Namentlich die Gemeinden, die meist ganz in der Hand des Komitees sind, versagen in der Regel, und es ist lehrreich, daß in den Industriebezirken das wohlverstandene Interesse der Arbeiter zu einem viel besseren Zusammenarbeiten auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung geführt hat als in den ländlichen Bezirken. Der Organisation des Komitees wollte Bissing ein Paroli bieten durch die soziale Fürsorge, als deren Leiter durch Jahre der ungemein rührige Geheimrat Pannwitz gewirkt hat. Sie sollte der ungeheuren sittlichen Not des belgischen Volkes ein Ende machen, deren schädliche Folgen unsre Urlauber zu spüren bekamen. Sie sollte bis in den Schoß der Familie wirken, Arbeit schaffen, sie in den Dienst der Wohlfahrt, aber auch unsrer deutschen Sache stellen. So ist die leider kürzlich abgebrannte Sackfabrik, so die Verteilung von Wolle und anderm Strickmaterial an die Heimarbeiterinnen, so die Fürsorge für die Geschlechtskranken entstanden. Anregungen, die von Deutschland kamen, einen besseren Mutter- und Säuglingsschutz einzuführen, griff das von christlicher Nächstenliebe erfüllte Herz des Generalgouverneurs willig auf: für ihn waren die Frauen und Kinder Belgiens keine Feinde, und er

Digitized by Google

hoffte, in der Zukunft sich uns Freunde daraus zu gewinnen. Nicht von heute auf morgen, aber in geduldiger, selbstloser Arbeit, wie sie die deutschen Fürsorgeschwestern im Lande leisteten. Bald gewannen sie sich das Vertrauen zunächst der Aermsten und Verlassensten, dann auch weiterer Kreise. Man wußte, dort fand man Rat und Hilfe — auch gegenüber dem Druck, den das Komitee auf alle die ausübte, die bei Deutschen Arbeit suchten und fanden, statt sich als Tagediebe von dem Komitee ernähren zu lassen. Man hat diese politische Rolle der sozialen Fürsorge über mancher weniger gefälligen Aeußerlichkeit in Deutschland zumeist übersehen. Sie sollte mithelfen, die Flamenpolitik des Generalgouverneurs zu fördern.

Es bleibt das unbestreitbare Verdienst des Augsburger Archivars Dr. Dirr, den Generalgouverneur auf die Wichtigkeit der Flamen für unsre deutschen Interessen aufmerksam gemacht zu haben, und die längste Zeit ist Dirr, nicht zum Schaden der Sache, der vertrauliche Berater des Gouverneurs in diesen Fragen gewesen. Wenn andre später die speziell katholische Seite der Bewegung, die Dirr vielleicht zu sehr in den Hintergrund hatte treten lassen, energischer betont haben, so war es für den Anfang mindestens notwendig, alle Parteirichtungen auszuschalten und die Flamenfrage vom rein deutschen und vom sozialen Standpunkt aus anzusehen. Deutsche Politik hat der Generalgouverneur v. Bissing machen wollen, wir wissen es aus seiner Denkschrift. Und es ist kaum glaublich, daß es in Deutschland und anderswo Leute gegeben hat, die einem deutschen Generalgouverneur eine andere Politik zutrauten. Und doch haben sich Leute gefunden, die ihm Zweizüngigkeit vorwerfen wollten, weil er sich als Freund der Flamen bekannt habe, seine letzten Ziele aber deutsche seien.

Es beweist, wie traurig unsre öffentlichen politischen Zustände sind, daß umgekehrt manch treubesorgter Mann die Flamenpolitik des Generalgouverneurs verwarf, weil sie ihm keine Beziehung zu Deutschland zu haben schien, mindestens in der Auffassung, wie sie offiziös verbreitet wurde. Nein: Bissing ist nie doppelzüngig gewesen, er hat, je länger, je mehr, ein aufrichtiges Mitleid mit dem flämischen Volke gehabt, dessen geistige Armut er sah, dessen Mängel an Bildung er beklagte, dem er zu helfen wünschte durch Sprachen- und Schulgesetze, durch die Gründung einer Hochschule und soziale Maßnahmen. Aber hätte er dies Interesse nur gehabt, weil die Zustände unter den Flamen einmal recht schlechte waren, etwa wie ein Professor den Herd einer Krankheit irgendwo aufsucht und Linderung zu bringen sucht, dann hätte er sich ja auch für Polen und Serben, Finnen und Ukrainer ins Zeug legen können. Ihm lagen die Flamen am Herzen, weil sie unsres Blutes, vor allem weil sie unsre Nachbarn waren, weil ihm ihr Geschick als das eines niederdeutschen Stammes mit dem unsern aufs engste verbunden erschien, weil er hoffte, hier treue Bundesgenossen für die Zukunft zu finden. Voraussetzung dafür war ihm eine unlösbare Verbindung der Flamen mit dem Deutschen Reich. Und weil das Interesse Deutschlands ihm führend war, wollte er auch die Wallonen nicht an die Wand gedrückt, nicht nach Frankreich hinüber gedrängt sehen, sondern wollte auch sie in ein näheres Verhältnis zu Deutschland gebracht wissen. Welcher Art dabei das

Digitized by Google

Verhältnis der Wallonen zu den Flamen wäre, war ihm ziemlich gleichgültig, das bezeugt auch die Denkschrift. Voraussetzung mußte nur sein, daß den Flamen wie den Wallonen ihre Selbständigkeit in Sprache, Schule, Verwaltung blieb. Ob sonst man sich mit Verwaltungstrennung begnügen wollte oder fortschreiten wollte zu einer Teilung in zwei Länder, das hätte er am liebsten dem Gang der Ereignisse überlassen, und die Hast, mit der jetzt die Teilung durchgeführt wird, nicht einmal zur rechten Freude der besten Flamen, entsprach seinem besonnenen Wesen nicht. Dafür tragen die Vertreter der deutschen Politik die Verantwortung. Aber festhalten wollte er unter allen Umständen das Steuer, auf daß kein Sturm es gegen deutsches Interesse umreißen könne, und lenken wollte er das Schiff des ihm anvertrauten belgischen Staates und seiner beiden Völker zum Besten des Deutschen Reiches, so wie er es zu erkennen glaubte. Weil er an eine deutsche Zukunft in Belgien glaubte, wünschte er das Land und das Volk so gesund zu erhalten, wie es unter den Kriegszeitläuften möglich war, wünschte er uns Achtung, wenn nicht Freundschaft bei den Bewohnern zu erringen, wünschte er alle Kräfte, die einheimischen wie die eingewanderten, zusammenzufassen zum Heil des deutschen Volkes.

Ehe das Werk vollbracht war, ist er geschieden. Seine letzten Worte galten der Pflicht, zu arbeiten für Kaiser und Reich. Nicht überall ist es ihm durch die Ungunst der Verhältnisse möglich gewesen, seinen Willen durchzusetzen, manches liebevoll aufgebaute Werk mußte eingerissen werden, ehe es unter Dach war. In mancher reinsten Absicht fühlte er sich unverstanden. Aber über alles hätte ihn getröstet die Trauer auch des belgischen Volkes an seiner Bahre und die dankbare Andacht des deutschen Volkes, das in ihm den letzten Zeugen aus der Zeit des großen Kaisers und Bismarcks, Moltkes und Roons scheiden sah.

Polnische Kulturverhältnisse

Ein Beitrag zur Beurteilung der polnischen Frage

Von

Dr. Raimund Friedr. Kaindl (Graz)

Ueber polnische Kultur und polnische Wirtschaft sind im allgemeinen keine günstigen Urteile verbreitet. Oft könnte es aber scheinen, daß dies nur auf einem alten Vorurteil beruht. Eine richtige Einschätzung der polnischen Kulturkraft ist unstreitig für die richtige Beurteilung der schwebenden polnischen Fragen von hoher Bedeutung. Daher soll im folgenden unter Zuhilfenahme verläßlichen statistischen Materials der Zustand der materiellen und geistigen Kultur in Polen und in Galizien geschildert werden. Da die Polen in Galizien bekanntlich seit fast fünfzig Jahren durchaus selbständig ihre Geschicke leiten, so sind die Zustände in diesem Lande ein besonders wichtiger Gradmesser für ihre Arbeit. Es sei noch bemerkt, daß unsrer Darlegung zum großen Teil polnische Er-

Digitized by Google

hebungen und Urteile zugrunde liegen. Das Bild erscheint trotzdem noch überaus düster.

Die polnische Landwirtschaft hatte sich gegen das Ende des Mittelalters infolge der deutschen Ansiedlungen so gut entwickelt, daß sie in den folgenden Jahrhunderten große Mengen Getreide zur Ausfuhr bringen konnte.[1]) Zum Teil hing dies mit der geringen Bevölkerungsdichte zusammen, jedenfalls aber auch mit der Nachwirkung der besseren Kultur, die durch deutschen Einfluß hervorgerufen worden war. In unzähligen Dörfern waren deutsche Bauern ansässig, und von ihnen hatten die einheimischen, die auch mit deutschem Recht bestiftet wurden, das Wirtschaften gelernt. Aber im achtzehnten Jahrhundert befindet sich die gesamte Landwirtschaft wieder auf einem geradezu unglaublichen Tiefstand. Schuld daran trug allein der adlige Grundherr. Er riß alle Rechte an sich, der Bauer war „auf jeden Schritt dem despotischen Willen und Mutwillen der Grundherrn ausgesetzt und hatte nur Pflichten und keine Rechte ihm gegenüber". Der Bauer durfte nicht die Schule besuchen, kein Handwerk lernen, sein Dorf nicht verlassen. Wer einen entflohenen Bauern beherbergte, zahlte 1523 eine Mark, seit 1613 aber 500 Mark Buße. Der Bauer durfte nur in der herrschaftlichen Mühle das Mehl mahlen, er mußte den in der herrschaftlichen Propination verkauften Fusel trinken. „Oft wurde der Bauer sogar gezwungen, eine gewisse Menge Schnaps an Familienfesten u. dgl. aus dem herrschaftlichen Wirtshaus zu beziehen, was natürlich zur Verbreitung der Trunksucht beitrug. In vielen Orten durfte der Bauer nur im Gutshof das für seinen Haushalt Nötige einkaufen und nur dort, was er zu verkaufen hatte, veräußern."

Unter diesem Druck verwilderte der Dorfbewohner völlig; seine sittlichen Begriffe schwanden: Bauer und Dieb wurden gleichbedeutende Begriffe. Die Ueberlastung mit Arbeit und Abgaben war erschrecklich. Auch nach den Milderungen durch die österreichische Regierung blieb dem Bauern keine Zeit zur ordentlichen Bewirtschaftung seines Bodens. Wie er der herrschaftlichen Arbeit schließlich trotz der Peitschenhiebe nur widerwillig nachkam, so verlernte er auch den eignen Boden zu bebauen. So spottete der Zustand der ungedüngten und schlecht gepflügten Felder, der Häuser, des Viehes geradezu jeder Beschreibung. „Die Rinder mußte man im Frühjahr beim Treiben auf die Weide mit Holzstäben unterstützen." Zahlenmäßig kommt dieser Rückstand auch noch gegenwärtig trotz manchen Fortschritten (besonders auch durch den Einfluß der neueren deutschen Kolonisation) in folgender Zusammenstellung zur Geltung:

1 Hektar des landwirschaftlichen Bodens gibt in Meterzentnern

	in Galizien:	in Kongreßpolen:	in Posen:	in Deutschland:
Weizen	10,7	12,2	19,5	18,8—30
Korn	9,8	10,0	16,5	15,1—20
Kartoffeln . . .	108,0	122,1	148,3	132,6—200.

[1]) Vgl. Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, I und III (Gotha 1907/1911).

Digitized by Google

In Galizien gibt 1 Saatkorn 5 geerntete Körner, in Deutschland 7 bis 10. In Galizien entfällt zum Verbrauch auf einen Kopf 112 Kilogramm Körnerfrucht, in Deutschland 200. Daher muß nach Galizien Getreide (zumeist aus Ungarn) eingeführt werden: „Das Resultat der Landwirtschaft Galiziens ist, daß das Land etwa ein Viertel des verzehrten Getreides aus dem Nachbarstaat einführen muß. Selbst die Landbevölkerung muß zum großen Teil Getreide ankaufen." Der unbedeutenden Ausfuhr aus Galizien steht also eine weit größere Einfuhr gegenüber. Galizien verdient somit vorläufig nicht den üblichen Ausdruck einer Getreidekammer; es könnte dazu erst werden! Die Verhältnisse stehen vorläufig so, daß bei der Landbevölkerung Galiziens vor der Ernte oft eine Hungerszeit eintritt. Auch Polen führt kein Getreide aus. Der bessere Stand der Feldwirtschaft in Polen steht unstreitig mit der größeren Zahl der deutschen Landwirte im Zusammenhang. In Galizien wohnen nur etwa 80000, in Polen etwa 250000 deutsche Bauern.

Etwas besser steht es mit der Viehzucht. Auf 1000 Bewohner entfallen:

	in Galizien:	in Polen:	in Oesterreich:	in Dänemark:
Pferde	119	147	66	195
Rinder	372	226	364	736
Schafe	60	299	100	358
Schweine . . .	172	129	179	582.

Dabei muß man berücksichtigen, daß die Pferde in Galizien und Polen zumeist schlechte Tiere sind. Die polnischen Kühe geben jährlich 1000, die deutschen 1800 bis 2000 Liter Milch .In einem Teile Polens dient die kleine magere Kuh auch als Zugtier. Wenn Galizien Fleisch ausführt, so ist das nur darauf zurückzuführen, daß die Masse seiner Bewohner auf den Fleischgenuß verzichtet. Ebenso schlecht ist es mit dem Obstbau in Galizien und in Polen bestellt. Das gleiche gilt von andern landwirtschaftlichen Zweigen. Die landwirtschaftliche Ausbildung des Bauernstandes und das bäuerliche Genossenschaftswesen ist wenig entwickelt.

Die Bewirtschaftung des Großgrundbesitzes ist zumindest in Galizien nicht viel besser als die bäuerliche Wirtschaft. Eine Statistik des grundherrlichen Viehbestandes ergab das überraschende Resultat, daß der Großgrundbesitz, der in Galizien etwa 37 Prozent des Bodens besitzt, unerhört wenig Vieh im Verhältnis zu seinem Grundbesitz aufweist. Allgemein nahm man an, daß er etwa 25 Prozent der Rinder besitze; indessen hat er weniger als 10 Prozent. Die Zahl der Schafe und Schweine ist noch niedriger, die Zahl der Pferde 14 Prozent. „Für jeden Fall stehen diese Zahlen in einem auffälligen Mißverhältnis zu den vom Reich und Land bewilligten und von landwirtschaftlichen Gesellschaften verteilten Subventionen zur Förderung der Viehzucht der Großgrundbesitzer." Der polnische Großgrundbesitzer verstand zumeist nichts von der Wirtschaft. Er war nur Rechnungsführer: die praktische Arbeit lernte er vom Bauern, überließ auch wohl die Leitung einem Bauern. An den landwirtschaftlichen Schulen Galiziens

Digitized by Google

findet man nur wenig Söhne galizischer Großgrundbesitzer; größer ist die Zahl der Studenten aus Kongreßpolen. Dazu kommt, daß die polnischen Großgrundbesitzer, die oft nicht mehr als ein deutscher Großbauer besitzen, nach alter Gewohnheit ein Herrenleben führen wollen. Daher die Verschuldung und die stets zunehmende Zerteilung und Veräußerung des mittleren Besitzes an Juden und Bauern. Von 1852 bis 1902 ist der galizische Großgrundbesitz von 3 332 000 Hektar auf 2 917 000 Hektar, d. i. von 42,4 Prozent der Bodenfläche auf 37,2 Prozent gefallen. Sehr häufig werden die Güter (meist an Juden) verpachtet und von den Pächtern bis aufs äußerste ausgesaugt. Nur der Latifundienbesitz in Galizien erhält sich, weil seine, wenn auch bescheidenen Einkünfte (meist aus Verpachtung gezogen) genügen. In Polen sind 79 Prozent der Großgrundbesitze mit Hypotheken belastet. Es dürfte auch hier die Wirtschaft viel zu wünschen übriglassen.

Was dieser Tiefstand der landwirtschaftlichen Kultur bedeutet, wird erst vollständig klar, wenn man bedenkt, daß der weitaus überwiegende Teil der Bevölkerung Polens und Galiziens sich mit Landwirtschaft beschäftigt. Unter 10000 Bewohnern waren am Anfang des Jahrhunderts:

	in Polen:	in Galizien:	in Oesterreich:
Landwirte etwa . . .	6200	8331	5816
andre Berufe etwa . .	3800	1669	4184.

Wie schon diese Zahlen zeigen, haben Industrie, Handel und Gewerbe in Galizien sehr geringe Bedeutung. Unter den für je 10000 Bewohner ausgewiesenen 1669 „mit andern Berufen" beschäftigen sich nur 588 mit Gewerbe und 455 mit Handel und Verkehrswesen (in ganz Oesterreich betragen diese Zahlen 2225 und 734). In diesen Zahlen kommt klar zum Ausdruck, wie gründlich das unter dem Einfluß des deutschen Rechtes aufblühende Bürgertum vom polnischen Adel vernichtet worden war. Die österreichische Regierung hatte anfangs auf die Hebung des Gewerbes und Fabrikwesens großes Gewicht gelegt. Später zeigte es sich aber, daß Galizien mit den auf höherer wirtschaftlichen Stufe stehenden österreichischen Ländern nicht in den Wettkampf treten konnte. So wurde Galizien der Landwirtschaft überlassen, die freilich auch nicht fortkam. Der Großgrundbesitz hatte wohl einmal Industrieunternehmungen versucht, aber selten Fortschritte erzielt. „In den ersten Jahrzehnten nach der Bauernbefreiung stand die industrielle Entwicklung im Widerspruch zu den Interessen des Großgrundbesitzes, der es vorzog, die billigen Arbeitskräfte ausschließlich für sich zu reservieren. Es erhielten sich lediglich die Brennereien und Brauereien, dank dem Propinationsrechte des Großgrundbesitzes sowie dem Umstande, daß ihre Führung verhältnismäßig einen geringen Kapitalsaufwand und wenig Fachbildung erforderte."[1]) „Die alte Schlachtschitzenwirtschaft besaß keine Anpassungsfähigkeit an

[1]) Im Jahre 1841 gab es in Galizien und der Bukowina 2084 Brennereien, die 1 095 600 Hektoliter erzeugten. Im Jahre 1901 entfielen auf Galizien selbst 692 Brennereien, während in ganz Oesterreich 1216 gezählt wurden. Von der in ganz Oesterreich

Digitized by Google

die neuen Arbeitsverhältnisse," lautet ein andres polnisches Urteil. Von der verhältnismäßig geringen Zahl von Gewerbe- und Handelsunternehmungen stehen überdies viele auf der niedrigsten Stufe. Dabei darf man nicht vergessen, daß der größte Teil der Gewerbe- und Handeltreibenden in Galizien Juden sind; sie sind nach Verdrängung der Deutschen an ihre Stelle getreten. Die Polen haben bisher einen geringen Teil von dem Kleinbürgertum. Aehnliches gilt auch von Polen, wo von den Juden 87 Prozent in den Städten wohnen. Doch ist hier die Industrie viel höher entwickelt, weil sie durch die Deutschen seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts über die Grenze verpflanzt wurde. Von der Regierung des Herzogtums Polen, Kongreßpolens und Rußlands gefördert und durch hohe Zölle gegen das Ausland geschützt, fand diese Industrie in Rußland einen reichen Absatzmarkt, besonders nachdem 1851 die Binnenzollgrenze zwischen Polen und Rußland aufgehoben worden war. Als die Geschäfte lohnend wurden, fanden sich auch französische und belgische Unternehmer ein. Da ferner die Polen in Russisch-Polen nicht in Staatsdienst treten konnten (dem sie sich in Galizien in großer Zahl zuwenden), so widmeten sie sich technischen Berufen. Ebenso führten die Agrarverhältnisse Polens der Industrie eine Menge Arbeiter zu. So entwickelte sich die polnische Industrie erfreulich. Während 1877 der Gesamtwert ihrer Produkte 103 404 000 Rubel betrug, hatte er 1910 bereits 860 148 000 Rubel erreicht. Diese Summe verteilt sich auf einzelne Industrien folgendermaßen: Webereiindustrie 341 Millionen, Nahrungsmittelindustrie 155, Metallindustrie 110, Bergwerks- und Hüttenindustrie 60, Konfektionsindustrie 48, chemische und Mineralindustrie 60, übrige Industrien 86 Millionen. Nicht übersehen darf werden, daß diese Industrien vorwiegend mit fremdem Kapital arbeiten. Die entwickelte Webereiindustrie hat offenbar auf die Schafzucht (siehe oben) günstig eingewirkt.

An Kohle besitzt Polen weder Ueberfluß (nur etwa ein Neuntel derjenigen Oberschlesiens) noch ist sie besonders gut; Galizien ist damit besser bestellt. An Eisen ist Polen arm; Petroleum und Salz besitzt es (im Gegensatz zu Galizien) gar nicht. Auch um die Bergwerke haben sich Deutsche seit dem dreizehnten Jahrhundert in allen diesen Ländern Verdienste erworben.

Erfreulicher ist der polnische Anteil an der geistigen Kultur. Auch ihre Grundlagen sind vorwiegend deutsch, und der deutsche Einfluß hat seine befruchtende Wirkung (neben dem französischen) bis in die Gegenwart nicht verfehlt. Aber die Polen können auf eine lange Reihe ihrer Schriftsteller und Künstler hinweisen, ebenso auf ihre wissenschaftlichen Bestrebungen, die in der Akademie der Wissenschaften in Krakau ihren Brennpunkt gefunden haben. Die Literatur, besonders die schöne, hatte für die Polen besondere Bedeutung, seit sie unter das russische Joch gerieten. „Da es bald keine polnischen Offiziere,

---

1901 gebrannten Schnapsmenge von 1 514 029 Hektoliter entfielen auf Galizien 617 220 Hektoliter. Dazu gab es in Galizien 21 046 Verkaufsstellen für Branntwein. Diese Zahlen sprechen Bände.

Digitized by Google

Beamten, Richter, Professoren mehr geben durfte, steigerte sich die Zahl polnischer Literaten — man vergleiche nur die entsprechenden Daten in Polen und Rußland —, steigerte sich das Interesse an polnischen Werken, am polnischen Theater. Und wie die Bühne, so war auch die Kanzel oft der letzte Hort des nationalen Wortes. Daher nahm an dieser Ausnahmestellung, die in den folgenden Jahrzehnten durch die steigende Ungunst der Verhältnisse nur immer auffälliger hervortreten mußte, auch die Kirche teil."

Die Polen haben auf dem literarischen und künstlerischen Gebiete vieles aufzuweisen, das weit über die Grenzen ihres Landes verdiente Beachtung findet. Auf einzelnes kann hier nicht eingegangen werden; Brückners treffliche Literaturgeschichte ermöglicht es jedem deutschen Leser, sich erschöpfende Belehrung zu verschaffen. Leider ist die polnische Literatur für die Masse ein Buch mit sieben Siegeln. Wie zwischen Adel und Bauern, zwischen Gutshof und Dorf, so besteht kein Zusammenhang zwischen der polnischen Geisteswelt und der Masse des Volkes, denn die Volksbildung steht auf einer niedrigen Stufe. In Polen können heute nur 40 Prozent lesen; es gibt aber Gegenden, wo diese Kenntnis noch geringer ist: im Gouvernement Kielce waren im Jahre 1911 des Lesens kundig 25,9 Prozent Männer und 19,6 Prozent Frauen und 22,7 Prozent der Gesamtbevölkerung. In diesem Gouvernement entfällt 1 Schule auf 2725 Einwohner und 25 Quadratkilometer. Zum Vergleich diene, daß in Posen 1 Schule auf 701 Einwohner und 9,7 Quadratkilometer entfällt. In Galizien sind die Verhältnisse ebenfalls etwas besser als in Polen. Hier entfiel 1900/01 1 Schule auf 1827 Bewohner und auf 19,6 Quadratkilometer; unter 7315000 Bewohnern zählte man an Analphabeten über 6 Jahren „nur" 3387000. Schuld an diesem kläglichen Verhältnis trägt der Adel und der Großgrundbesitz. Sie haben nicht nur in früheren Jahrhunderten dem Volke die Schule verboten, sondern sie haben auch alle Bestrebungen der österreichischen Regierung gehemmt und fördern ebenso seit der Autonomie Galiziens die Volksschule nicht in entsprechendem Maße. Aus dem überwältigenden Anklagematerial, das die galizischen Volksschullehrer gesammelt haben, kann hier nur weniges mitgeteilt werden. Vor 35 Jahren schrieb der Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Krakau: „Es gab Verordnungen der österreichischen Regierung, daß in den Dörfern Schulen sein sollen. Aber die Schlachta behauptete, daß die Schule bloß unzufriedene Elemente heranziehe; sie förderten daher nicht die Volksbildung, und die Verordnungen blieben unausgeführt, da der Adel mit den Kommissären und Kreishauptleuten auf gutem Fuße stand." Zum bekannten Tschechenführer Rieger sagte einst ein polnischer Schlachtschitze: „Bildung ist ein zweischneidiges Schwert, das man den Feinden nicht geben soll. Bei uns ist der Bauer unser und des Landes Feind. Deshalb müssen wir mit der Förderung der Volksbildung vorsichtig sein." Rieger versichert, daß der Sprecher kein gewöhnlicher Schlachtschitze, sondern ein gebildeter Mann war. Und diese Haltung des polnischen Adels und seiner Gesinnungsgenossen wird durch zahlreiche Aeußerungen von hervorragenden Führern der Polen im Landtag, Landesschulrat und in ihren Veröffentlichungen

Digitized by Google

zur Schulfrage bestätigt. So hat der bekannte Führer der Krakauer Stanczyken, Professor Stanislaus Graf Tarnowski, um Dorflehrer gegen niedrige Bezahlung zu erhalten, geraten, „solche anzustellen, die sich in ihrer Lebensführung nicht zu sehr vom Bauern unterscheiden". Ein andermal rät er, um die Schullasten erträglicher zu machen und billige Lehrer zu erhalten, die Schule klösterlichen Schulbrüdern zu überlassen. Für die antisemitischen Ausschreitungen 1899 machte Tarnowski die Volksschulen verantwortlich, „denn es raubten die jüngeren Bauern aus der heutigen Schule, die älteren gottesfürchtigen Analphabeten sahen nur zu". Dieselben Analphabeten haben 1846 ihre adeligen Grundherrn in fürchterlichster Weise massakriert! Graf Johann Stadnicki führt am Landtag 1887 aus, daß er Kinderhorte unter Leitung dienender Schwestern der allgemeinen Volksschule vorziehe, weil er das Gift scheue, das sie den Dorfkindern einimpfe. Aehnliche schulfeindliche Ausführungen leisteten sich Graf Stanislaus Badeni, Johann Popiel, David Abrahamowicz, der Stanczyke und Geschichtsforscher Josef Szujski, Graf W. Dzieduszycki u. a. Popiel trat noch 1889 gegen den unentgeltlichen Unterricht und den Schulzwang auf, denn dieser führe zu Sozialismus. Und Georg Czartoryski, Vorsitzender eines pädagogischen Vereins, vertrat die Anschauung: „Bildung sei nicht unumgänglich notwendig, denn auch ohne sie könne man gut und rechtschaffen sein." Der gewesene Minister und Vorsitzende des „Kolo polskie", Jaworski, äußerte sich einmal: „Die galizischen Volksschullehrer können nicht in Not sein, da ihre bei ihm erscheinenden Deputationen ‚elegant gekleidet' gewesen seien." Dabei ist es bekannt, daß die Mehrzahl der galizischen Lehrer am Hungertuch nagt. Deshalb müssen Lehrer und Lehrerinnen angestellt werden, die über die Anfangsgründe der Rechtschreibung nicht hinaus sind. Und dies alles, weil die Großgrundbesitzer eine Mehrbelastung ihrer Güter durch Schulausgaben scheuen, und weil, wie der bäuerliche Abgeordnete Milan 1898 sagte, dem Herrn auf dem Bauern leichter zu reiten sei, wenn er blind ist. Wer diesen Stand der Volksbildung in Galizien ins Auge faßt, dem wird der niedere Stand der Landwirtschaft, die Verbreitung des Suffes, die Menge von Vergehen und Verbrechen, die schlechten sanitären Verhältnisse, die große Sterblichkeit, der geringe Anteil der Bevölkerung an den Wahlen, der Erfolg betörender Agitation u. dgl. begreiflich sein. Der Verfasser der Schrift „Ciemnota Galicyi" (Das dunkle Galizien) sagt: „Wie einst ein paar tausend Schlachtschitzen den Staat bildeten und leiteten, so gegenwärtig etwa tausend Personen, darüber hinaus Gleichgültigkeit, Gedankenlosigkeit, Unreife und Analphabetismus." Galizien ist danach für Verfassung und Selbstverwaltung unreif. Zu wünschen wäre, daß der zum großen Teil bildungsfähigen Bevölkerung durch geeignete Aenderung der Verwaltung[1]) eine glücklichere Entwicklung zuteil werde.

[1]) Man vgl. meine Schrift „Deutsche Siedlung im Osten" (Der Deutsche Krieg), S. 36.

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

III. Eichhorns zweiter Pariser Aufenthalt*) (Juli bis Dezember 1815)

Nach sechzehn an Arbeit und Erlebnissen reichen Monaten war Eichhorn wieder in die Heimat zurückgekehrt, aber lange sollte es ihm nicht vergönnt sein, sich der Wiedervereinigung mit Weib und Kind zu erfreuen. Schon nach einem halben Jahre erging aufs neue der Ruf an ihn, dem Vaterlande fern von Berlin, in der Hauptstadt des zum zweiten Male niedergeworfenen Feindes, seine Kräfte zur Verfügung zu stellen. So kurz die Zeit auch war, er konnte doch in ihr die Freuden des häuslichen Lebens, nach denen er solche Sehnsucht getragen hatte, mit vollen Zügen auskosten. In einem Maße, wie sie es seit vielen Jahren nicht mehr gehabt hatte, genoß Amalie den Besitz des Gatten, den jetzt nicht mehr das aufreibende Getriebe des öffentlichen Lebens von der Familie fernhielt. Von dem Augenblicke an, in welchem der Kreis der Patrioten die Arbeit an der Befreiung Preußens von dem französischen Joch aufgenommen hatte, waren alle andern Lebenszwecke für Eichhorn hinter diesem einen großen Ziel zurückgetreten. So schmerzlich Amalie diesen Zustand empfunden hatte, sie hatte doch seine Notwendigkeit erkannt und sich darein gefügt. Jetzt dagegen, da Eichhorn aus eignem freiem Willen die Rückkehr nach Berlin dem Angebot, den Staatskanzler nach Wien zu begleiten, vorgezogen hatte, stand er vorläufig tatsächlich außerhalb jeder praktischen politischen Betätigung und konnte infolgedessen sein Leben ganz nach seinen Neigungen einrichten.

Aber zu diesen Neigungen gehörte doch auch die Politik in einem viel zu starken Maße, als daß er sich, wenn auch nur vorübergehend, ganz von ihr hätte frei machen können oder wollen. Seine Anteilnahme an der Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland und Europa war nicht geringer geworden, sorg-

*) Anmerkung des Herausgebers: Der durch die Papierknappheit bedingte Raummangel, unter dem alle Zeitschriften leiden, zwingt mich, von der weiteren Veröffentlichung des Briefwechsels in der bisherigen Art abzustehen. Gleich in meiner ersten Einführung hatte ich betont, daß sein Wert nicht in der Aufschließung neuer historischer Erkenntnis liege, sondern daß er ein erstrangiges Dokument der damaligen Kultur und Geistesart darstelle. Als Probe hierfür möge das bisher Veröffentlichte genügen. Von jetzt an werde ich nur solche Briefe abdrucken, die sich unmittelbar mit den Ereignissen beschäftigen oder die herrschenden Stimmungen getreulich widerspiegeln; infolgedessen werden fast ausschließlich Briefe Eichhorns, nur noch ganz wenige aus der Feder Amalies erscheinen. In der für die Zeit nach dem Frieden bestimmt in Aussicht genommenen Buchausgabe soll dagegen wie in den bisherigen Veröffentlichungen der gesamte Briefwechsel, insoweit er von allgemeinem Interesse ist, wiedergegeben werden.

Digitized by Google

fältig achtete er darauf, daß die persönlichen Beziehungen, in die er zu den leitenden Staatsmännern Preußens hatte treten dürfen, ihm nicht verloren gingen. Nur ersetzte er die politische Praxis, in der er bisher gestanden hatte, durch die Theorie; seine unmittelbare Mitarbeit verwandelte sich in die publizistische Vertretung der Ideen seines Kreises. Wie er schon im Laufe des Jahres 1814 mit Steins Einverständnis eine Schilderung der Tätigkeit des Zentralverwaltungsrates veröffentlicht hatte, mit der Absicht, im deutschen Volke die Abneigung gegen den Partikularismus der Einzelstaaten zu schüren und es auf diese Weise ideell auf die Einheit vorzubereiten, so setzte er sich jetzt für die Einverleibung von ganz Sachsen in Preußen ein. Seine Schrift: „An die Widersacher der Vereinigung Sachsens mit Preußen" ist die Frucht der Muße, welche ihm diese Monate nach seiner Rückkehr gewährten. Leider ist es mir innerhalb des Rahmens dieser Veröffentlichung, die doch nur eine durch kurze Erläuterungen ergänzte Quellenpublikation sein soll, nicht möglich, mich eingehend mit der so interessanten Frage zu befassen, wie Eichhorns Stellungnahme zu den nationalen Fragen sich zu der seiner Zeitgenossen verhält. Diese eigentliche Verarbeitung unseres Materials vermag ich hier nicht zu liefern, ich muß sie mir für einen andern Ort vorbehalten.

Die Beschäftigung mit den Problemen der deutschen Zukunft wurde jäh unterbrochen durch das gewaltige Ereignis, das alles Errungene wieder in Frage stellte. Napoleon verließ Elba, und bei seinem Erscheinen auf französischem Boden brach die bourbonische Herrlichkeit ebenso rasch wie vollständig zusammen. Der von der europäischen Diplomatie in mühevoller Arbeit errichtete Bau hatte seine ganze innere Haltlosigkeit erwiesen. Ihn galt es also zunächst wieder aufzuführen und auf festere Grundlage zu stellen. Einer Erholungsreise, die Amalie mit ihrem Sohne nach Blankenburg in der Mark zu einem befreundeten Ehepaar Karbe machte, verdanken wir die unten mitgeteilten Briefe, in denen Eichhorn ausführlich über die Ereignisse von Ligny und Belle-Alliance berichtet. Er kann sich dabei auf einen Brief berufen, den Gneisenau selbst ihm nach dem Siege geschrieben und den er mit dem ihm als Beuteanteil zugefallenen Siegel Napoleons gesiegelt hatte. Dieser Brief selbst ist leider anscheinend verloren gegangen.[1])

Fouchés Prophezeiung, daß Napoleon zwar eine oder zwei Schlachten gewinnen, die dritte aber verlieren und damit ausgespielt haben werde, war buchstäblich in Erfüllung gegangen. Drei Wochen nach Belle-Alliance hielten die preußischen Truppen ihren Einzug in Paris; Napoleons Lebenswerk war endgültig vernichtet. Die Friedensverhandlungen konnten beginnen. Wieder mußten die Diplomaten versuchen, einen Ausgleich zwischen den auseinandergehenden Interessen und Forderungen der einzelnen Mächte herzustellen.

---

[1]) Ueber das Verhältnis Eichhorns zu Gneisenau werde ich nach Abschluß dieser Veröffentlichung nähere Mitteilungen auf Grund einer größeren Anzahl von Briefen Eichhorns machen.

Digitized by Google

Die Aufgabe, die vor dem ersten Pariser Frieden Stein zugewiesen worden war, die Verwaltungsorganisation der besetzten feindlichen Gebiete, wurde diesmal dem Freiherrn v. Altenstein übertragen, der unter Hardenberg in den Jahren 1808 bis 1810 an der Spitze des preußischen Finanzministeriums gestanden hatte und dann später als Kultusminister eine für das deutsche Geistesleben so bedeutungsvolle Tätigkeit ausgeübt hat. Es lag für ihn nahe, für diese ihm neue Aufgabe seine Mitarbeiter unter den alten, schon bewährten Hilfskräften Steins zu suchen. Deshalb setzte er sich noch in Berlin, zunächst privatim, mit Eichhorn in Verbindung und legte ihm die Frage vor, ob er einer eventuellen Berufung nach Paris Folge leisten werde. Wie gern wird Eichhorn eingewilligt haben, um so mehr, da die Anfrage in die Form einer hohen Anerkennung seiner damaligen Tätigkeit gekleidet war. Aufs neue erfaßte ihn also der Strudel des politischen Treibens, um ihn nicht wieder loszulassen. In die Bahn, die seinem beruflichen Leben bisher vorgezeichnet gewesen war, ist er nach dieser zweiten Unterbrechung nicht mehr zurückgekehrt. Die offizielle Aufforderung, sich sofort in das Hauptquartier zu begeben, erfolgte dann in dem folgenden Schreiben Altensteins:[1])

Frankfurt a. M. den 8. Juli 1815.

Der mit Ew. p. genommenen Abrede gemäß, habe ich nach meiner heute Vormittag erfolgten Ankunft hier sogleich bei des Herrn Staats Kanzlers Durchlaucht das Erforderliche wegen Ihrer Berufung in das Haupt Quartier der verbündeten Mächte, um an den Geschäften der neu constituirten Central Verwaltung für die von den verbündeten Heeren zu besezenden Länder Antheil zu nehmen, veranlaßt.

Hierauf gründet sich die an Sie von des Herrn Staats Kanzlers Durchlaucht unter dem heutigen Tag ergehende Aufforderung, auf welche ich mich der Kürze wegen beziehe. Indem ich Ew. p. hiervon ergebenst benachrichtige, sehe ich dem Augenblick, wo wir uns für einen so wichtigen Zweck, wie der in Rede stehende ist, verbinden, mit dem lebhaftesten Vergnügen entgegen. Sie werden mich durch die möglichste Beschleunigung Ihrer Reise in das Haupt Quartier sehr verpflichten, indem sich bald Gelegenheit zur größten Wirksamkeit in dem mir anvertrauten Wirkungskreis finden wird.

Nach allen bis jetzt eingelangten Nachrichten reichen sich die feindlichen großen Armeen unter stetem Vorrücken so weit schon die Hände, daß es bald zur lezten Entscheidung kommen muß.

Des Herrn Staats Kanzlers Durchlaucht gehen morgen nach Nancy und ich folge Denenselben unmittelbar; wahrscheinlich werden wir aber das Haupt Quartier schon sehr vorgerückt finden. Sollte ich für Sie interessante Nachrichten inzwischen erhalten, so werde ich solche an den Herrn v. Otterstedt hier abgeben lassen, da Sie wahrscheinlich ebenfalls über Frankfurt gehen werden.

---

[1]) Diesen Brief wie den Erlaß Hardenbergs entnehme ich dem Berliner Geheimen Staatsarchiv, Rep. 92, Nachlaß Altenstein A V Nr. 14.

Digitized by Google

Wegen des noch erforderlichen Personals überlasse ich nochmals alles Ihrer eignen Wahl. Vorzüglich wichtig wird nur ein tüchtiger und thätiger Calculator sein.

Ich hoffe Ew. bald die Versicherung der Ihnen von mir gewidmeten ausgezeichneten Hochachtung mündlich wiederholen zu können.

Altenstein.

Der in diesem Schreiben erwähnte Erlaß Hardenbergs hatte folgenden Wortlaut:

Frankfurt a. M. 9. Juli 1815.

„Zu der aus drei Mitgliedern bestehenden Central-Behörde, welche von Ihren Majestäten den Kaisern von Oesterreich und von Rußland und dem Könige von Preußen in Rücksicht auf die Verwaltung der bei ausbrechendem Kriege zu besetzenden Länder, vorzüglich zur Sicherstellung der Subsistenz Mittel für die Armee gebildet wird, ist von Seiten Preußens der Herr Staats Minister Freiherr von Altenstein ernannt, welcher bereits in das Hauptquartier der Hohen Alliirten abgegangen ist, und behufs dieser Geschäftsführung die erforderlichen Räthe zuziehen muß. Bei der Auszeichnung und dem Erfolg, mit welchen Ew. Wohlgeboren an den Geschäften der Central-Verwaltung während des letzten Feldzuges Theil genommen haben, habe ich Sie bestimmt, auch bei der jetzt organisirten Central-Behörde als vortragender Rath des Herrn Staats Ministers Freiherrn von Altenstein, der mit Ihrer Wahl einverstanden ist, in Thätigkeit zu treten. Ich fordere Ew. Wohlgeboren daher hiermit auf, Sich so schleunig als möglich in das Hauptquartier der verbündeten Mächte zu begeben und daselbst bei dem Herrn Staats Minister von Altenstein zu melden, um bei Letzterem die Geschäfte eines Rathes, so wie solche sich noch näher feststellen werden, zu übernehmen."

Entsprechend den Mitteilungen Altensteins ermächtigte der Erlaß des weiteren noch Eichhorn, das nötige Subalternpersonal nach eigenem Gutbefinden auszuwählen, und schloß mit nochmaliger Ermahnung zu möglichster Eile. In größter Beschleunigung traf Eichhorn denn auch seine Vorbereitungen. Der Abschied von der auf die erste Nachricht hin sofort aus Blankenburg zurückgekehrten Amalie mußte ihm diesmal doppelt schwer werden, da sie der Geburt eines zweiten Kindes entgegensah. Infolge dieses ihres Zustandes konnte er nicht daran denken, sie mit nach Paris zu nehmen, wie viele andre von den dorthin entsandten Beamten es taten. Aber ihm wie ihr half über den Trennungsschmerz hinweg das Bewußtsein der bedeutungsvollen Aufgabe, an der er mitarbeiten durfte. Amalie sah die freudige Erregung, mit der Eichhorn sich an die neue Tätigkeit begab, und das gab ihr die Kraft, die ihrer Empfindungsart näherliegenden Gefühle nicht aufkommen zu lassen.

Auf der Reise nach Paris hatte Eichhorn zusammen mit seinem Freunde Arndt das Glück eines Erlebnisses, das sich unvergeßlich seinem empfänglichen Gemüt eingeprägt haben muß: im Kölner Dom kann er die Gesellschaft der beiden größten Deutschen seiner Zeit, Steins und Goethes, genießen. Seine

Digitized by Google

Briefe geben eine willkommene Ergänzung zu den über dies Treffen der beiden bereits bekannten Nachrichten. Die ihm eigentlich zugedachte Aufgabe hat er dann in Paris nicht erfüllen können, weil die Verwaltung des besetzten Teiles von Frankreich doch nicht, wie zunächst geplant, von einer internationalen Kommission ausgeübt, sondern den bourbonischen Behörden überlassen wurde. Es war das die Folge des Grundsatzes, der überhaupt auf den Verlauf der Friedensverhandlungen einen so unheilvollen Einfluß ausgeübt hat, daß man nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen Napoleon Krieg führen wolle. Zwei Gegenstände waren es hauptsächlich, deren Bearbeitung statt dessen Eichhorn zugewiesen wurde: die Zurückerlangung der durch Napoleon geraubten Kunstgegenstände und die Betreibung von Ansprüchen, die preußischen Untertanen gegen die französische Regierung zustanden. Auf beiden Gebieten waren im ersten Pariser Frieden schwere Unterlassungssünden begangen worden.

In angestrengtester Arbeit gingen ihm die Monate hin; sie war aber gleichzeitig verbunden mit hoher geistiger Anregung, denn aus ganz Europa fand sich ein Kreis erlesener Geister in Paris zusammen. Ein äußerst anschauliches Bild der dortigen Zustände vermitteln uns Eichhorns Briefe. In stärkerem Maße als früher läßt er sich auf die Schilderung der politischen Vorgänge ein, trotz Amalies für sie so charakteristischer Bitte, er möge über diese äußeren Dinge nicht vergessen, ihr von seinem inneren Leben zu erzählen. Auf diese Weise können wir an Hand seiner Mitteilungen das Leben und Treiben der Alliierten in dem besetzten Paris mit voller Deutlichkeit verfolgen, die Stimmungen der Sieger und der Besiegten erfahren eine lebendige und, wie wir durch den Vergleich mit andern zeitgenössischen Zeugnissen feststellen können, durchaus zutreffende Darstellung. Im Mittelpunkt des Interesses stehen die Wechselfälle des zähen und erfolglosen Kampfes, in dem Preußen gegen alle andern Mächte um die Erreichung seines Kriegszieles rang.

Das Ergebnis dieses zweiten Pariser Friedens war ja schließlich für Deutschland nur ein ganz geringfügiger Gewinn; die Hoffnung, der sich die Anhänger der nationalen Idee hingegeben hatten, Elsaß-Lothringen wieder dem Deutschtum zurückzugewinnen, scheiterte schmählich. Auch diesmal blieb, wie 1814, die Gunst der Stunde ungenützt. Aber während damals die Enttäuschung hierüber doch nur in dem verhältnismäßig engen Kreise politisch Fortgeschrittener zum Ausdruck gekommen war, erfaßte sie diesmal sehr viel breitere Schichten. Der Grund hierfür war, neben dem inzwischen erfolgten weiteren Umsichgreifen der nationalen Idee, der, daß 1814 eben doch ein großer positiver Erfolg erzielt wurde, der auf die Massen wirkte und eine schärfere Kritik unterband: die Befreiung von der französischen Herrschaft, unter der sie so schwer gelitten hatten. Weiter dachten sie zunächst nicht. Jetzt dagegen fehlte etwas Entsprechendes; gar zu deutlich stach es ins Auge, in wie schlechtem Verhältnis der Ertrag des Friedens zu dem Umfang des Sieges stand. Allerorten in Deutschland regte sich die Unzufriedenheit und das Gefühl, daß etwas Durchgreifendes geschehen müsse, damit in Zukunft Deutschland nicht noch einmal, wie jetzt, schmählich um die Früchte des ver-

Digitized by Google

gossenen Blutes gebracht werden könne. Das Urteil Niebuhrs, der sich, wie Amalie erzählt, über die Aussicht eines neuen Krieges und damit einer Umstoßung der diesmaligen Festsetzungen freute, wurde von nicht wenigen geteilt.

So gerechtfertigt und anerkennenswert diese Gefühle an sich zweifellos waren, selten ist doch ein Vorwurf gegen Unschuldigere erhoben worden, als der damals und bei der Nachwelt weit verbreitete, daß das durch das preußische Schwert Errungene durch das Unverständnis und die Schwäche der preußischen Diplomaten verdorben worden sei. An Hardenberg und Humboldt und ihren Mitarbeitern hat es wahrlich nicht gelegen, daß der Friede diese Gestalt erhielt. Mit Aufbietung aller ihrer Kraft und Energie und mit hoher Geschicklichkeit suchten sie die Vertreter der andern Mächte auf ihren Standpunkt herüberzuziehen, daß eine erhebliche Schwächung Frankreichs Vorbedingung der Ruhe Europas sei. Gerade heute ist von besonderem Interesse die große Denkschrift Wilhelm v. Humboldts vom 4. August, in der er aufs entschiedenste der Auffassung entgegentrat, daß der Krieg deshalb, weil er als reiner Verteidigungskrieg begonnen sei, auch ohne Eroberungen abgeschlossen werden müsse, wolle man nicht seinen Charakter verändern. Nicht an solche starre Prinzipien oder Sentiments dürfe die Friedenskonferenz sich binden, sondern ihre Aufgabe sei die ganz reale, für die Zukunft sichere Bürgschaften herzustellen; und die dauernde Aufrechterhaltung des Friedens, der Schutz Europas vor neuen Erschütterungen könne nur durch eine Verkleinerung der französischen Macht zugunsten der europäischen Mitte erreicht werden. Aber so überzeugend seine Gründe auch sein mochten, jede Diskussion war von vornherein nutzlos gegenüber der Tatsache, daß alle andern Staaten sich darin vollständig einig waren, Preußen, dessen raschen Aufstieg sie noch nicht vergessen konnten, nicht zu groß werden zu lassen. Seinen Wünschen stand die geschlossene Phalanx der übrigen Großmächte gegenüber. Die einzige Unterstützung, die Hardenberg und Humboldt zuteil wurde, ging von den deutschen Kleinstaaten aus, und das besagte materiell natürlich sehr wenig. Es ist also keineswegs die Schuld der Persönlichkeiten, sondern es lag tief begründet in den sachlichen Verhältnissen, daß Preußen die Opfer des Krieges fast umsonst gebracht hatte. Hätte es nach alle dem, was es in den voraufgegangenen Jahren gelitten und geleistet hatte, es noch auf einen Krieg gegen die Gesamtheit Europas ankommen lassen können? Und ebensowenig wie ein beträchtlicher Gewinn für Preußen, ließ sich ein Fortschritt zur nationalen Einigung Deutschlands hin erzielen, um so weniger, da zwar diese Idee schon große Wirksamkeit besaß, da aber unter allen ihren Anhängern auch nicht einer war, der imstande gewesen wäre, auf Grund eines großen, folgerichtig bis zu Ende gedachten Programms den Weg zu zeigen, der über alle Schwierigkeiten hinwegführte, und sie so den gegebenen Wirklichkeiten anzupassen.

Wie jeder echte Deutsche litt auch Eichhorn tief unter diesen Tatsachen. In den ersten Wochen, da noch die Möglichkeit eines günstigen Ausgangs bestand, sind seine Briefe, obwohl er über den Erfolg von Anfang an sehr skeptisch denkt, abgestimmt auf den Ton höchster Zufriedenheit mit der ihm zugefallenen Tätigkeit. Das Bewußtsein, zu seinem Teil auch mitwirken zu dürfen an diesen

Digitized by Google

welthistorischen Entscheidungen, erfüllte ihn mit wahrem Hochgefühl. Sehr schöne Worte sind es, in denen er seiner Frau diesen seinen seelischen Zustand beschreibt.[1]) Auf dem ihm speziell zugewiesenen Gebiet hat er ja auch einen vollen Erfolg verzeichnen können. Weitaus das meiste von allem während der Franzosenzeit Geraubten kam wieder in den deutschen Besitz zurück. Aber da im übrigen gerade in den wichtigsten Punkten die preußischen Bemühungen zur Erfolglosigkeit verurteilt waren, so konnte auch für ihn die Ernüchterung nicht ausbleiben. Jedoch hatte er genau in die wirkliche Lage der Dinge hineinblicken können, und so fand er seinen Trost in dem Bewußtsein, daß alles aufgeboten worden war, um diesen Mißerfolg zu vermeiden, und daß es nur an dem tatsächlich unüberwindlichen Widerstand vielfach überlegener Kräfte gelegen hatte, wenn diese Bemühungen ergebnislos geblieben waren. Klar hatte ihm der Verlauf der Verhandlungen gezeigt, daß für die Erfüllung der nationalen Wünsche die Zeit noch nicht reif geworden sei. „Das ist ein Vorzug des praktischen Lebens, daß man seine Wünsche nach dem mäßigen lernt, was an der Zeit ist, und daß man von der Gegenwart nicht verlangt, was künftiger Entwicklung vorbehalten,“[2]) das ist die Lehre, die er aus dem Freiheitskriege mit nach Hause gebracht hat. Realpolitik will er treiben, nicht „idealischen Fanalen“, wie Justus Möser es ausgedrückt haben würde, nachjagen.

Diese Grundstimmung möchte er offenbar auch auf die Freunde in der Heimat übertragen; mehrfach warnt er vor allzu starker Hingabe an die um sich greifende Mißstimmung. Daß dennoch auch bei ihm gelegentlich die tiefe Enttäuschung ganz durchbricht, das wurde mit veranlaßt gerade durch die Nachrichten, die er über die Vorgänge in Berlin vernahm. Hier machten sich schon die ersten Anzeichen der kommenden Reaktion bemerkbar. Die Hochstimmung der Kriegszeit war verflogen, und die Widersacher der freiheitlichen Entwicklung konnten wieder zu Wort kommen. Einen breiten Raum in den Briefen Eichhorns wie in denen Amalies nehmen die Erörterungen ein über die bekannte Schrift von Schmalz: „Ueber politische Vereine und ein Wort über Scharnhorsts und mein Verhältniß zu ihnen.“[3]) Sie ist ja dadurch zu dauernder Berühmtheit gelangt, daß in ihr zuerst die später zum parteipolitischen Schlagwort gewordene Behauptung aufgestellt wurde, es sei nicht so sehr die feurige Begeisterung des preußischen Volkes gewesen, die den Staat zu solchen Leistungen befähigt und den Krieg entschieden habe, als vielmehr der löbliche Gehorsam, „das ruhige und tiefe Pflichtgefühl“, mit dem es dem Befehl seines Königs nachgekommen sei. Ohne daß irgendwelche Namen genannt wurden, bildeten die Ausführungen von Schmalz in der Form von Anklagen gegen den längst aufgelösten Tugendbund eine Verdächtigung des ganzen sich um Stein und Gneisenau scharenden Kreises, dem revolutionäre und jakobinische Absichten zugeschoben wurden. Mit

[1]) Vgl. z. B. den Brief vom 24. August.
[2]) In dem unten abgedruckten Brief an Reimer vom 21. Oktober.
[3]) Berlin 1815, Maurersche Buchhandlung.

Digitized by Google

vollem Recht faßte Amalie sie deshalb als eine Kränkung auf, die sich ganz persönlich auch gegen ihren Mann richtete. Um so größer war ihre Freude, als sie die vernichtenden Erwiderungen las, die Niebuhr[1]) und Schleiermacher[2]) erscheinen ließen und von denen sich ganz besonders die letztere durch eine wundervoll überlegene Dialektik, ätzenden Spott und hohes Pathos auszeichnete.

Schleiermachers Name kehrt überhaupt besonders häufig in den Briefen Amalies aus dieser Zeit wieder. Seine patriotischen, fast immer mit politischen Anspielungen durchsetzten Predigten waren eine Quelle der Erbauung und Erhebung für sie. Es ist eine höchst bedauerliche Tatsache, daß wir über diese Predigten Schleiermachers so außerordentlich wenig wissen. Aus dem ganzen Jahre 1814 ist überhaupt keine, aus 1815 nur eine einzige der Nachwelt erhalten geblieben.[3]) Deshalb habe ich die Aufzeichnungen, die Amalie sich nach einer solchen Predigt (vom 30. Juli) gemacht und ihrem Gatten zugeschickt hat, im Wortlaut unten abgedruckt. Wenn sie auch nur einen kurzen und sicher auch stark subjektiv gefärbten Auszug darstellen, so geben sie doch im ganzen den Schleiermacherschen Geist wieder und sind deshalb von zweifellosem Wert für die sich mit seiner Predigertätigkeit befassende Forschung.

Auf die Dauer erwies sich Eichhorns schwächliche Gesundheit den hohen Anforderungen, die er an sie stellte, doch nicht gewachsen. Es ging ihm genau wie bei seiner Tätigkeit unter Stein; nach einigen Monaten höchster Leistung folgte der vollständige Zusammenbruch. Diesmal blieb er während seiner Krankheit in Paris. Für Amalie, die wieder um das Leben des fernen Gatten bangen mußte und nicht wie das vorige Mal zu ihm eilen konnte, war es ein großer Trost, seine Pflege in guten Händen zu wissen. Ihr Bruder Fritz Sack stand als Feldprediger beim III. Armeekorps in der unmittelbaren Nähe von Paris und durfte seine Truppe verlassen, um sich ganz der Pflege des Schwagers zu widmen. Die große Beliebtheit, deren sich Eichhorn erfreute, trat deutlich zutage in der allgemeinen Teilnahme der in Paris weilenden Preußen. Ganz besonders lobt Fritz Eichhorns Chef. „Altenstein," schreibt er an Amalie, „zeigt sich unvergleichlich, so mild und verständig, so warm und ruhig mitfühlend, er kommt fast täglich selbst." Sack mußte, als nach sehr schweren Tagen das Schlimmste überstanden und keine unmittelbare Lebensgefahr mehr vorhanden war, wieder seinen Dienst antreten; für ihn übernahm die weitere Pflege Jakob Grimm, der ebenfalls für die Wiedererlangung der geraubten Gegenstände in Paris tätig war und mit dem sich Eichhorn auf das engste angefreundet hatte. Nach seiner Genesung schreibt er seiner Frau über Grimm (23. November): „Sage Savigny (der als Grimms Lehrer ihn sehr in sein Herz geschlossen hatte), daß ich Grimm liebgewonnen, wie er ihm nur teuer sein könne wegen der be-

[1]) B. G. Niebuhr, Ueber geheime Verbindungen im preußischen Staat und deren Denunciation. Berlin 1815, Realschulbuchhandlung.

[2]) F. Schleiermacher an den Herrn Geheimen Rath Schmalz: Auch eine Rezension. Berlin 1815, Realschulbuchhandlung.

[3]) Vgl. Joh. Bauer, Schleiermacher als patriotischer Prediger. Gießen 1908.

Digitized by Google

wahrten reinen Kindlichkeit, Wahrheit und Liebe." Nach den verschiedensten Richtungen hin waren es also sehr wertvolle Bekanntschaften, die Eichhorn dieser Pariser Zeit verdankte.

Als er wieder so weit bei Kräften war, die Arbeit aufnehmen zu können, waren inzwischen alle Hauptlinien festgelegt und der Friedensvertrag zum Abschluß gebracht worden. Nur noch Geringfügiges blieb für ihn zu erledigen. Die Preußen beeilten sich, nach Hause zu kommen; es litt sie nicht länger in der Hauptstadt des Feindes, der nach ihrem militärischen Sieg ihre diplomatische Niederlage gesehen hatte. Am 8. Dezember brachen auch Altenstein und Eichhorn auf und fuhren auf direktem Wege, so schnell es die Rücksicht auf des letzteren Schonungsbedürftigkeit gestattete, in die Heimat. Für Eichhorn ging damit eine wichtige Episode seines Lebens zu Ende, die für ihn die Ueberleitung zu dem Felde seiner eigentlichen Lebensarbeit bedeutete. (Fortsetzung folgt)

Das Deutschtum in der Dobrudscha

Auf dem Vormarsch gegen Rumänien war es für die deutschen Truppen eine der größten Ueberraschungen, als sie in der Dobrudscha inmitten der rumänischen, bulgarischen, tatarischen, russischen und türkischen Bevölkerung plötzlich auf Dörfer stießen, in denen sie in der Muttersprache begrüßt wurden und wo alles Deutsch sprach. In Deutschland hatte man in weiteren Kreisen von diesen versprengten Teilen unseres Volkes überhaupt nichts gewußt. Selbst in der wissenschaftlichen Literatur über das Auslanddeutschtum fehlte es darüber an eingehenderen und zuverlässigen Angaben. Das neue Museum und Institut zur Kunde des Auslanddeutschtums und zur Förderung deutscher Interessen im Ausland in Stuttgart beschloß daher, eine methodische Erforschung dieser Deutschen vornehmen zu lassen. Dr. Paul Traeger übernahm die Ausführung der Aufgabe und hat jetzt eine zweimonatige Reise abgeschlossen, auf der er sowohl den zur Zeit unter deutscher Verwaltung stehenden Teil der Dobrudscha wie auch das Operationsgebiet der 3. bulgarischen Armee nach allen Richtungen durchstreifte und alle Dörfer mit größerer oder geringerer deutscher Bevölkerung zur genauen Feststellung ihrer Geschichte, Zahl und gegenwärtigen kulturellen und wirtschaftlichen Lage besuchte. Eine eingehende Darstellung der Reiseergebnisse wird später als besondere Veröffentlichung des Stuttgarter Museums und Instituts erscheinen. Aus einem vorläufigen Bericht stellt es uns folgende Angaben zur Verfügung.

Die Zahl der Ortschaften mit deutscher Bevölkerung ist wesentlich größer, als bisher angenommen wurde. Zweiundzwanzig Dörfer haben entweder ausschließlich deutsche Bewohner, oder das deutsche Element ist in ihnen so stark, daß es einen in sich geschlossenen Teil bildet und der Ansiedlung in bezug auf

Digitized by Google

Straßenanlage deutschen Charakter gegeben hat. Die Mehrzahl besitzt eigene, zum Teil sehr stattliche, deutsche Kirchen. In sechs Dörfern lebt eine kleine Anzahl deutscher Familien zerstreut zwischen der fremden Bevölkerung. In mehr als zwanzig gibt es nur eine oder zwei Familien; in den meisten Fällen sind es hier die Besitzer der Mühlen. Dazu kommen größere deutsche Bestandteile mehr städtischen Charakters in Konstanza, Cernavoda, Mangalia und Tulcea und etwa zwölf Ortschaften in dem südlichsten Teil der Dobrudscha, der bis zum Bukarester Frieden zu Bulgarien gehörte und jetzt wieder den Bulgaren überlassen ist. Nach den überall vorgenommenen Familienstandsaufnahmen beträgt die Gesamtzahl der Familien rund 1650 mit rund 8400 Seelen. Davon entfallen auf die ländliche, ackerbautreibende Bevölkerung über 7800 und nur der kleine Rest auf die städtische.

Die älteren Kolonien liegen alle nördlich der Linie Cernavoda—Konstanza, eine, Malcoci, unmittelbar an der jetzigen Front; die jüngeren sind über das ganze südliche Gebiet zerstreut bis in die Gegend von Dobric.

Die Geschichte dieser Deutschen bietet ein interessantes Bild deutscher Wanderungen und deutschen Siedlungswesens. Nach der Dobrudscha sind sie mit wenig Ausnahmen aus Rußland gekommen, die meisten aus den deutschen Kolonien in Beßarabien, doch sehr viele auch aus der Krim, Wolhynien und verschiedenen anderen Gouvernements Rußlands. Auch dahin ist ein Teil der deutschen Auswanderer nicht direkt, sondern erst nach kürzerem oder längerem Aufenthalt in Polen und Galizien gekommen.

Merkwürdig ist, daß die Erinnerung, aus welchen Teilen Deutschlands die Voreltern stammten, in der heutigen Generation fast vollständig erloschen ist. Nur in ganz seltenen Fällen erhält man einmal eine bestimmte nähere Angabe, die sich dann vielfach auch noch als unzuverlässig erweist. Der überwiegende Teil bezeichnet sich heute als Schwaben, wobei aber offenbar der schwäbische Stammesname auch hier, wie anderwärts, zum Sammelnamen für Deutsche überhaupt geworden ist, ohne immer einen sicheren Rückschluß auf schwäbische Herkunft zu gestatten. Von den Schwaben unterscheiden die Dobrudschadeutschen selbst unter sich noch „Kaschuben“ und „Platte“, das heißt Plattdeutsch Sprechende. Aber auch mit diesen Unterscheidungen ist nicht viel anzufangen. Wenn sich hier und da in einer Familie noch irgendein älteres schriftliches Zeugnis erhalten hatte, so ist es fast überall durch den jetzigen Krieg zugrunde gegangen, da man aus Furcht vor den Rumänen in vielen Dörfern jedes deutsch beschriebene oder bedruckte Papier vernichtete. So macht eine sichere Feststellung der Herkunft große Schwierigkeiten. Denn auch der heute gesprochene Dialekt bietet im allgemeinen kein sicheres Hilfsmittel. Seit Generationen hat diese verhältnismäßig geringe Anzahl von Deutschen immer unter sich geheiratet. Die urheimatliche Mundart, die vielleicht bei den Großeltern noch scharf geschieden war, hat sich naturgemäß bei den Nachkommen gegenseitig ausgeglichen und verwischt. Nur in wenigen Siedlungen hat sich unter besonderen Umständen der ursprüngliche Dialekt noch unverdorben erhalten.

Digitized by Google

Erfreulicherweise fand Dr. Traeger in einigen Dörfern doch noch ältere Urkunden, aus denen über die Stammesheimat einer großen Anzahl von Familien zuverlässige Angaben zu entnehmen waren. Danach kam die Mehrzahl der alten Auswanderer aus Württemberg und Ost- und Westpreußen, ein weiterer beträchtlicher Teil aus Elsaß-Lothringen. In dem ältesten katholischen Dorf gebraucht man in der Umgangssprache noch jetzt für die Vornamen vielfach die französische Form. Wer Karl Ludwig getauft ist, wird Charles Louis gerufen. In größerer Anzahl waren bei der Bildung des Dobrudschadeutschtums noch Hessen, Badener, Mecklenburger, Pommern und Rheinländer beteiligt. Im übrigen dürfte wohl keiner der deutschen Stämme ganz fehlen. Bayern, Sachsen, Schlesien, Berlin, die Mark ließen sich nachweisen. Auch ungarländische und österreichische Deutsche waren unter den Rußlandwanderern. Sie haben ihr Vaterland zum Teil schon unter Katharina II. verlassen, die Mehrzahl jedoch zur Zeit der Napoleonischen Kriege. Auf diese weisen auch viele der Namen hin, die von den deutschen Einwanderern ihren Ansiedlungen in Rußland gegeben wurden, wie Waterloo, Katzbach, Brienne, Beresina, Borodino, Leipzig und andre.

Die Abwanderung aus Rußland begann anfangs der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. In manchen Teilen des ausgedehnten deutschen Siedlungsgebietes im Süden Rußlands war das Land allmählich knapper und teurer geworden, und so begab man sich wieder auf die Suche nach günstigeren Gebieten. Die ersten Abwanderer wandten sich nicht direkt nach der Dobrudscha. Sie ließen sich zuerst in der Walachei nieder, wo mehrere deutsche Dörfer entstanden, die heute wieder verschwunden sind. Das einzige, das sich trotz schwerer Schicksale am linken Donauufer erhalten hatte, Jakobsohnsthal, liegt jetzt im Feuer der russischen Kanonen, und seine Bewohner mußten evakuiert werden. Sie haben jedoch eine Zuflucht im Süden von Braila, in Chiscani, gefunden, und sind so bis auf wenige Familien zusammengeblieben.

1843 erfolgten die ersten Niederlassungen in der Dobrudscha. Aber auch hier fand nur ein Teil sogleich einen dauernden Wohnsitz. So wurde eine der ersten Siedlungen bereits nach wenigen Jahren wieder verlassen, und heute befindet sich nicht ein einziger Deutscher mehr dort.

Eine zweite, größere Abwanderung aus Rußland nach der Dobrudscha fällt in das achte und neunte Jahrzehnt. Den Anstoß dazu gab die Aufhebung der alten, den Deutschen bei ihrer Einwanderung zugesicherten Privilegien durch die russische Regierung, vor allem die Heranziehung der Deutschen zum Militärdienst, und neue fremdenfeindliche Bestimmungen über den Erwerb von Grund und Boden. Damals entstanden die meisten Dörfer im Süden des Landes.

Viele der deutschen Einwanderer haben auch in der Dobrudscha keine feste Scholle gefunden. In den letzten Jahrzehnten haben viele ihr Glück in der Neuen Welt gesucht, in Kanada, Dakota, Argentinien, andre haben auch wieder den Weg in die alte deutsche Heimat zurückgefunden. Ebenso ist im Lande selbst das deutsche Element noch immer in Bewegung. Die eigentümlichen Grundbesitzverhältnisse haben es mit sich gebracht, daß große Dörfer, die vor Jahren

Digitized by Google

von Deutschen gegründet und längere Zeit ausschließlich von ihnen bewohnt wurden, wieder vollständig verlassen worden sind. Auf der andern Seite sind auch immer neue Siedlungen entstanden; eine fand Dr. Traeger, in der sich die deutschen Bauern erst im Frühjahr dieses Jahres niedergelassen hatten.

Der Anblick eines deutschen Dobrudschadorfes bereitet eine freudige Ueberraschung. Besonders im baumlosen südlichen Teile des Landes wirken sie wie frische grüne Oasen in der Wüste, sich auf den ersten Blick schon scharf abhebend von den armseligen und schmutzigen Niederlassungen ihrer rumänischen, russischen und tatarischen Nachbarn. Eine breite, löcherlose und sauber gehaltene Straße durchschneidet das Dorf. Die Gehöfte halb versteckt im Grün der Bäume, schmucke, blendendweiß gestrichene Häuser, häufig mit farbigen Giebelrändern und bunter Bemalung. An Stelle der liederlichen, moosbewachsenen Rohrdächer meist feste Bedachung. Auch im Innern alles von größter Reinlichkeit und behaglich eingerichtet, Ställe und Schuppen in bestem Zustand. Ueberall ein Bild von Sauberkeit und Ordnung.

Einem Teil der deutschen Siedlungen ist es bis zum Krieg wirtschaftlich recht gut gegangen. Sie erfreuten sich eines gewissen Wohlstandes, wenn es auch nur wenige gab, die es zu größerem Vermögen gebracht hatten. Die Lage andrer, besonders in den jüngeren Kolonien, war weniger günstig.

Auch in nationaler Beziehung machen die bäuerlichen Dobrudschadeutschen einen durchaus erfreulichen Eindruck. Die Sprache der Voreltern haben sie vollständig und auch fast rein von fremden Ausdrücken erhalten. Und das trotz der von der rumänischen Regierung erzwungenen ungünstigen Schulverhältnisse. Es wird viel gesungen, und die alten Lieder der Heimat sitzen fest im Gedächtnis. Nur von den Kindern hört man hin und wieder ein rumänisches Lied. Und wie ihre Sprache, ist auch ihre Gesinnung und Gesittung deutsch geblieben. Sie sind zwar alle unter dem Druck der Verhältnisse rumänische Staatsbürger geworden, aber sie fühlen sich als Deutsche und halten sich, wie in der Anlage ihrer Wohnungen, so auch in ihrer Lebensführung von den Nachbarn abgeschlossen. Ein Beweis dafür ist die überall nachgeprüfte Tatsache, daß Mischheiraten nur seltene Ausnahmen bilden. Sie haben auch nie aufgehört, Anteil an den Schicksalen des Deutschen Reiches zu nehmen, von dem sie seit Generationen losgelöst und fast ohne Brücke getrennt sind. Ganz ansehnliche Summen sind von ihnen für das deutsche Rote Kreuz gesammelt und für die Kriegsanleihen gezeichnet worden. Nicht anders war es während des Deutsch-Französischen Krieges, wie ein aus dem Hauptquartier Versailles datiertes und vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm gezeichnetes Dankschreiben beweist, in dem besonders hervorgehoben wird, daß fast alle Angehörigen der Gemeinde zu einer Spende für die deutsche Invalidenstiftung beigetragen haben.

Nach Ausbruch des Krieges mit Rumänien haben die Deutschen in der Dobrudscha schwer zu leiden gehabt. Sofort wurde ihnen gegenüber seitens der Rumänen die feindseligste Haltung gezeigt. Ganz alte Männer, die selbst in der rumänischen Armee gedient und jetzt drei und vier Söhne im Felde

Digitized by Google

hatten, wurden als Spione fortgeschleppt. In manchen Dörfern blieb kaum ein Mann übrig. Dann bedrückte sie die russische und rumänische Besatzung. Einige haben auch durch Beschießung stark gelitten. Und mit banger Sorge erfüllt alle der Gedanke, welches Los der Friedensschluß ihnen bereiten wird.

Englands und Italiens Gewalttätigkeiten gegen Griechenland vor Ausbruch des Weltkriegs

Von

Archivrat Dr. J. Lulvès
(in Berlin)

I.

Englands Gewaltherrschaft auf den Jonischen Inseln

Daß die Griechen von den ob ihrer freiheitlichen Institutionen, ob ihrer selbstlosen Fürsorge für schutzbedürftige kleinere Nationen so oft verhimmelten Engländern je mit sonderlicher Sympathie behandelt worden seien, läßt sich nicht gerade behaupten.

Nicht minder waren sie den Italienern ein Gegenstand des Anstoßes und des politischen Argwohns. Mit beiden Nationen gerieten ihre Interessen im Becken des Mittelmeeres wiederholt zusammen.

Das trat bereits in die Erscheinung unter Napoleon I., mit dessen Herrschaft und Wirksamkeit für die alten Kulturländer am Rande des Mittelmeeres, mehr noch als für die übrigen Länder und Völker, ein tief eingreifender Abschnitt in der Entwicklungsgeschichte begann.

Die Heimat Homers, die engere Welt seiner Helden, die Jonischen Inseln, waren bereits im Mittelalter Streitobjekt zwischen zwei italienischen Staaten gewesen, zwischen dem Königreich Neapel und der Königin der Adria. Letztere wußte sie seit dem Jahre 1461 zu behaupten, bis sie der todesmatt gewordenen Greisin — die einst mit Hilfe deutscher Soldtruppen sogar Athen erobert (1687) und den Peloponnes besessen hatte (1687 bis 1714) — von dem in genialer Eroberungslust frisch zugreifenden Sohn des vordem genuesischen Korsika, Napoleon Bonaparte, entrissen wurden.

Ideen und Einrichtungen der französischen Revolution hielten ihren Einzug auf den Jonischen Inseln, deren Anheimfall an Frankreich, zusammen mit den übrigen Besitzungen Venedigs auf dem griechisch-albanischen Festlande, im Frieden zu Campo-Formio bestätigt wurde (1797).

Die Inselgruppe gedachte Bonaparte nunmehr zum strategischen Stützpunkt für seine auf Aegypten und Indien gerichteten Pläne auszugestalten, mit denen er die Macht Englands, des alten Erbfeindes Frankreichs, zu treffen hoffte: Korfu und Kephalonia wurden zu dem Zwecke stark befestigt, sowie mit

Digitized by Google

Lebensmittel- und Munitionsvorräten reich versehen. Englands Aufmerksamkeit und Argwohn war damit auf die gesamte Inselgruppe gelenkt. Diese fiel aber vorerst in die Hände der Türken und Russen, als die ottomanische Pforte, während der Kämpfe Bonapartes in Aegypten, Frankreich (am 1. September 1798) den Krieg erklärt und sich mit Rußlands Zaren Paul I. verbündet hatte.

Der zwischen den beiden Bundesmächten am 21. März 1800 zu Stambul abgeschlossene Vertrag setzte für den „Sieben-Inselstaat als Heptanesos" eine republikanische Selbstregierung mit einer neuen Verfassung unter der Garantie Rußlands und unter der Oberherrschaft der Pforte als Schutzmacht ein.

Napoleons I. Freundschaftsunterhandlungen mit seinem bisherigen Feinde, dem Zaren Alexander I., zu Tilsit (1807) verfügten auch über das Schicksal der Jonischen Inseln. Nebst Cattaro fiel die junge Republik griechischen Stammes an Frankreich — zum höchsten Verdrusse der englischen Regierung, gegen welche die geheimen Artikel des Tilsiter Friedens in erster Linie gerichtet waren.

Sie suchte den Wert dieser von Napoleon wiedergewonnenen Stellung ihm durch zeitweilige Blockierung der Haupthäfen vorläufig (1808) illusorisch zu machen. Als dann im folgenden Jahre die Pforte auf alle ihre Rechte an den Inseln zugunsten Frankreichs verzichtet hatte, trat England der restlosen Besitzergreifung näher — unter dem Deckmantel der Befreiung vom französischen Joch, die Wiederherstellung der Jonischen Republik, der Sicherstellung der griechischen Religion und der Rechte der Einwohner. Dem humanitären Programm entsprach allerdings wenig das furchtbare Bombardement, das Santa Mauras Hauptfestung im Januar 1810 über sich ergehen lassen mußte. Fünf der Inseln waren wenigstens damit gewonnen. Korfu und Parga gelangten auf Grund des ersten Pariser Friedens (30. Mai 1814) in britische Hände.

Nominell sollte über das Schicksal der Jonier endgültig auf dem Wiener Kongreß entschieden werden. Daß England sie nicht aus der Hand geben würde, war selbstverständlich für jeden Kenner britischer Regierungsgrundsätze. Unverblümt forderte es am 4. August 1815 die Inseln als erblichen Souveränitätsbesitz für die britische Krone. Ohne sich um die Wünsche der Jonier selbst zu kümmern, ohne den Inhalt einer Denkschrift ihres Senats (aus Korfu vom 21. Mai 1814) irgendwie zu berücksichtigen, ward zwischen den vier Großmächten vereinbart, daß die „Vereinigten Staaten der sieben Inseln" als einziger, freier und unabhängiger Staat fortan unter dem „unmittelbaren und ausschließlichen Schutze des Königs von England und seiner Nachfolger zu stehen" hätten. Die Jonier sollten ihre inneren Angelegenheiten selbst ordnen — die Zustimmung der Schutzmacht vorausgesetzt, welche durch einen vom König von England ernannten „Lord-Oberkommissär" vertreten wurde. Letzterer sollte die Berufung einer gesetzgebenden Versammlung vorbereiten zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung, deren Bestätigung dem König anheimgegeben war, während der Senat von Korfu ausdrücklich um Erhaltung der früheren Verfassung aus dem Jahre 1800 gebeten hatte. England nahm sich das Recht, die festen Plätze der

Digitized by Google

Insel zu besetzen; die bewaffnete Macht wurde unter den Befehl des britischen Oberkommandanten, die ionischen Häfen unter englische Jurisdiktion gestellt. Der erstrebte unbeschränkte Besitz kam allerdings wenigstens äußerlich nicht so scharf zum Ausdruck.

Doch das erinnerte alles an Englands gleiches Vorgehen auf Sizilien in den Jahren 1808 bis 1814. Es war dasselbe System. Die Rolle, welche dort als Spender einer neuen Verfassung der herrische Lord William Bentinck[1]) gespielt hatte, fiel auf den Jonischen Inseln dem vielleicht noch herrischeren, wenn auch geschäftsgewandten Generalleutnant Sir Thomas Maitland zu. Als Lord-Oberkommissär erschien er zu Anfang Februar 1816 auf Korfu; das englische Protektorat wußte er bald zu einer ungesetzmäßigen und vertragswidrigen Gewaltherrschaft auszugestalten, eine neue Verfassung durchzusetzen; vom König genehmigt, gab sie mit dem 1. Januar 1818 dem Lande eine neue Organisation. Staatswappen wurde das großbritannische, umgeben von den Wappen der einzelnen Inseln.

Sir Thomas Maitlands rücksichtsloses Vorgehen, das den später noch zu nennenden Staatsmann Giovanni Kapodistria aus Korfu zum Versuche einer Intervention in London veranlaßte (1819), hatte wohl für die Inseln manche wohltätige Folge: Die Abstellung vieler Mißbräuche in der Verwaltung, die Hebung der öffentlichen Sicherheit, von Handel, Verkehr, Ackerbau, Volksunterricht, die Stiftung einer Universität in Korfu. Aber jegliche Opposition, die Freiheit der Presse, jede freie Meinungsäußerung unterdrückte Maitland, vor allem jegliche Teilnahme der Jonier an dem grandiosen Unabhängigkeitskampf des griechischen Mutterlandes gegen die Türken, der ganz Europa durchzitterte, ja vielfach begeisterte, den größten damaligen Dichter Englands, Lord George Byron, zur Mitbeteiligung entflammte. Er sollte auf helleniſchem Boden, in Missolunghi, seinen Tod finden (19. April 1824). Sein englisches Vaterland verweigerte ihm den Denkstein in Westminsters Halle!

II.

Englands geheimer Widerstand gegen den Unabhängigkeitskampf der Griechen

Aus Byrons Enthusiasmus für die Befreiung des Griechenvolks, der übrigens selbst nicht so ganz von Egoismus und Berechnung frei war, darf nicht auf Sympathien weiterer Volksschichten, am wenigsten der britischen Regierungskreise, für die Erben eines Perikles und eines Demosthenes geschlossen werden. Eine solche vertrug sich nicht mit der Voraussicht, daß ein freies und geeintes Griechenland — schon an sich ein bedenklicher Handelskonkurrent in der Levante — zweifellos seine ionische Kulturheimat zurückfordern würde. Nach Möglichkeit

[1]) Vgl. meine Schrift „England und Italien" (England und die Völker, Heft 5, 1915) S. 17 ff.

Digitized by Google

unterstützte England die Türken und andere Griechenfeinde, vor allem die Aegypter unter Ibrahim-Pascha, und gerade von den Jonischen Inseln aus (1821 bis 1823).

Die unmenschlichen Grausamkeiten, durch welche jene, unter englischer Mitschuld, die Empörung der Mitlebenden hervorriefen, vor allem die furchtbare Verheerung des Peloponnes durch Ibrahim, führten schließlich doch zu einem gewissen Gesinnungsumschwung in England selbst.

Es war ein Zeichen von urteilsloser Verblendung, vielleicht mehr noch von ratloser Verzweiflung, wenn die Griechen ihr Heil bei dem falschen und heuchlerischen England suchten. Am 7. August 1825 beschloß das griechische provisorische Regierungskomitee, „das heilige Gut seiner Freiheit, seiner nationalen Unabhängigkeit und seines politischen Daseins unter den unumschränkten Schutz Englands zu stellen".

Die britische Regierung übereilte sich durchaus nicht! Volle acht Monate später, gelegentlich der Glückwunschreise des Herzogs von Wellington anläßlich der Thronbesteigung des Zaren Nikolaus I., schloß sie ein Uebereinkommen mit Rußland wegen Griechenland ab. Das sollte ein zur Türkei gehöriges, ihr tributpflichtiges Land bleiben, aber sich selbst eine Regierung unter Beistimmung der Türkei wählen dürfen, unter Inaussichtstellung vollkommener Gewissens- und Handelsfreiheit.

Eine so schwächliche, energie- und bedeutungslose Parteinahme Englands für das kleine Griechenvolk konnte natürlich auf die Türken keinen Eindruck machen. Der Fall von Missolunghi am 22. April 1826 bot ihnen Gelegenheit zu einem furchtbaren Gemetzel gegen Ausgehungerte und Wehrlose griechischen Stammes.

Erst als im folgenden Jahre, am 14. April 1827, die Nationalversammlung zu Trözen, neben zwei Engländern als Oberbefehlshabern für Landarmee und Marine, den in Rußland als Minister zu hohen Ehren gelangten Korfioten Kapodistria auf sieben Jahre zum Präsidenten des griechischen Staats gewählt hatte, fühlte sich die englische Regierung zu energischen Schritten bewogen, wollte sie nicht Griechenland völlig russischem Einfluß anheimfallen lassen. Auf Grund jenes mit dem Zaren abgeschlossenen Uebereinkommens und unter Zuweisung einer recht mäßigen Gebietsausdehnung ward am 6. Juli 1827 zu London ein Vertrag zwischen England, Frankreich und Rußland über die Pazifikation Griechenlands abgeschlossen. Während der Unterhandlungen mit der Pforte sollten beide kriegführende Parteien Waffenstillstand beobachten. Am 16. August ward in Konstantinopel ein entsprechendes Ultimatum überreicht. Es blieb unbeantwortet!

Die Ankunft einer durch türkische und tunesische Kriegsschiffe verstärkten Flotte unter Ibrahim-Pascha vor Navarino gab den Admiralen der vereinigten englisch-französischen Flotte Veranlassung zu neuen Waffenstillstandsforderungen und Verhandlungen. Die Nutzlosigkeit dieser führte zur Einschließung der türkischen Flotte durch englisch-französisch-russische Kriegsgeschwader im dortigen Hafen. Am 20. Oktober 1827 kam es dort unbeabsichtigterweise zum Kampfe;

Digitized by Google

fast die gesamte türkische Flotte wurde vernichtet zum Jubel Europas — außerhalb Englands. Die Regierung war über das Vorgefallene entsetzt; das „unwillkommene Ereignis" widersprach der traditionellen Rücksicht Englands auf die Türkei, den Interessen des britischen Handels. Der siegreichen Flottenmannschaft ward vorerst die übliche Gratifikation verweigert, fast wären ihre Führer nachträglich zu peinlicher Verantwortung gezogen worden wegen dieses „noch nie dagewesenen Aktes von Seeräuberei und Mord", wie sich Metternich über die unbeabsichtigt ruhmvolle Kriegstat des Krämervolkes auszudrücken beliebte. Denn nicht, wie England in dem gegenwärtigen Weltkrieg behauptet, hatten bei Navarino seine Söhne Griechenland die Freiheit und Unabhängigkeit erkämpfen wollen. Die blieb ihnen vorläufig noch versagt! Dazu war erst ein förmlicher Krieg zwischen Rußland und der Pforte notwendig, der durch den Frieden zu Adrianopel am 14. September 1829 seinen Abschluß erhielt. Unter anderem erkannte der Sultan die Verträge der Mächte vom 6. Juli 1827 und 22. März 1829 bezüglich Griechenlands als türkischen Tributstaates mit unabhängiger innerer Verwaltung an.

Endlich, am 3. Februar 1830, erklärte ein Protokoll der drei Mächte England, Rußland und Frankreich Griechenland für einen völlig unabhängigen, tributfreien Staat mit monarchischer Verfassung. England war es, das für eine Grenzbeschneidung Sorge trug: Kreta, Samos und vorerst auch Akarnanien wurden ausgeschieden. Die Krone durfte natürlich nur einem England passenden Prinzen zufallen, von dem eine rege Förderung der englischen Interessen in der Levante erwartet werden konnte. Gemeint war Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, König Georgs IV. Schwager. Er selbst machte den egoistischen Politikern an der Themse einen Strich durch die Rechnung mit seinem Verzicht, als er dort Aussicht auf eine einflußreichere Wirksamkeit beim bevorstehenden Thronwechsel zu haben glaubte: Seine Nichte Viktoria, die zukünftige Königin, stand ihm sehr nahe! In Wirklichkeit fiel ihm die Krone eines anderen englischen Vasallenstaates, die Belgiens, zu.

III.

Englands Mißgunst gegen König Ottos Herrschaft

An Leopolds Statt ward am 13. Februar 1832 zum Griechenkönig gewählt Prinz Otto von — Bayern, Sohn des Kunstmäzens und opferfreudigen Königs Ludwig I. Daß er Englands Gunst nicht besaß, sollte er bald und eindringlich zu fühlen bekommen. Dafür sorgte der britische Gesandte in Athen, Lord Edmund Lyons, während seiner langen Amtsdauer, 1833 bis 1849.

Wie zwei dunkle, mit Elektrizität geladene Gewitterwolken lasteten auf dem jungen Griechenstaate, seinen Aufschwung lähmend, die Parteizerrissenheit in seiner Bevölkerung und die finanzielle Misere. Letztere hatte, schon vor der Stiftung des Königreichs, dem wucherischen England nicht unwillkommene Handhaben zum Eingreifen und zu lästiger Beaufsichtigung gewährt. Bereits 1824 war eine erste griechische Anleihe im Betrage von 16 Millionen Mark in London

Digitized by Google

untergebracht worden, gegen Verpfändung der Einnahmen aus den griechischen Zöllen, Salzwerken und Fischereigerechtigkeiten, und dazu noch unter so ungünstigen Bedingungen, daß die armen Griechen statt 16 nur 6,96 Millionen Mark wirklich erhielten.

Bedeutend schlimmere Erfahrungen lauerten auf sie bei der zweiten Anleihe im folgenden Jahre. Von dem Nennwert, 2 Millionen Pfund, verblieben lediglich 572000 Pfund, die auch nur zum kleinen Teil in die Hände der Griechen gelangten. Sie hatten bei dieser Gelegenheit sich durch die Anleihevermittler, Gebrüder Ricardo, Kriegsschiffe in England und Amerika bestellt. 343000 Pfund wurden ihnen für die Schiffe berechnet, die teils verspätet, teils gar nicht ankamen, 57000 Pfund floßen in die Tasche des Admirals Cochrane, eines Engländers, dessen Tätigkeit obendrein arg enttäuschte.

Weitere Anleihen gewährten die britischen „Freunde" vorerst nicht mehr. Statt dessen kamen den Griechen die freiwilligen, idealer Begeisterung entstammenden Spenden aus dem übrigen Europa, in erster Linie aus Deutschland und hier besonders aus Bayern, zu Hilfe; sie betrugen zeitweilig jährlich 2 Millionen Mark.

Englands Mißgunst zeigte sich unter König Ottos Regierung in steigendem Maße. Von England ward im griechischen Volke die Unzufriedenheit geschürt wegen des Ausbleibens einer Verfassung. Nachdem dieserhalben am 15. August 1843 an König Otto eine bevormundende Mahnung aus dem englischen Unterhause ergangen war, brach einen Monat später in Athen ein Aufstand aus. Der König mußte sich fügen und die Verfassungsforderung bewilligen. In aufdringlichster Weise mischte sich dabei der englische Gesandte Lyons hinein.

Englische Umtriebe hätten Anfang 1845 den Griechen in ihren Streitigkeiten mit den Türken fast einen Krieg eingetragen, hätten sich nicht andere Mächte schließlich ins Mittel gelegt gegen die britischen Verhetzungen und Verdächtigungen, mit denen vor allem der junge König persönlich verfolgt wurde.

Geringfügiger und gehässiger war der Anlaß zu Englands skandalösem Eingreifen wenige Jahre später. Bei einem Straßenauflauf zu Athen am 4. April 1847 war einem Juden aus Gibraltar namens David Pacifico das bescheidene Haus geplündert worden. Mit seiner Entschädigungsforderung, die er auf 8000 Drachmen angab, ward er von der griechischen Regierung abgewiesen. Als vorgeblich britischer Untertan wandte er sich nun nach London und fand dort Gehör. Der Griechenland entschieden mißgünstige Minister des Auswärtigen, der eigentliche Leiter der englischen Politik in jener Epoche, Lord Palmerston, beanspruchte für diesen wenig empfehlenswerten Schützling 890737 Drachmen (= 26618 Pfund 16 Schilling 8 Pence) Schadenersatz, dazu 500 Pfund Schmerzensgeld für die erduldeten Beleidigungen, gleichzeitig für einen anderen ehemals britischen, nunmehr griechischen Untertan, den Geschichtsschreiber Georges Finley, 45000 Drachmen, weil er bei Anlegung der königlichen Gärten ein Landstück eingebüßt hatte, sodann 6000 Franken wegen Plünderung von Barken ionischer Schiffer, die auf den Herbst 1846 zurückging, und weitere Entschädi-

Digitized by Google

gungsforderungen für andere recht fragwürdige Individuen.[1]) 500 Pfund Sterling sollte die griechische Regierung noch dazu zur Strafe wegen nicht rechtzeitiger Befriedigung der englischen Forderungen erlegen, gleichzeitig auch die Inseln Sapienza und Elafonisi (Cervi), als angeblichen Zubehör zu den Jonischen Inseln, abtreten.

Alles das verlangte binnen vierundzwanzig Stunden ein kategorisches Ultimatum, das der britische Gesandte Anfang Januar 1850 in Athen überreichte. Vierzehn englische Kriegsschiffe, mit 730 Kanonen und fast 8000 Mann Besatzung an Bord, waren plötzlich unter dem Befehl des Admirals Parker in den Gewässern des Piräus erschienen — gegen Wehrlose!

Als das Ultimatum von der griechischen Regierung mit Zustimmung der Volksvertretung abgelehnt war, blockierte Parker sofort die Häfen des Landes, ebenso Syra und Patras; die griechischen Kriegs- und Handelsschiffe wurden in den Häfen mit Beschlag belegt, den übrigen Handelsschiffen der Verkehr im Piräus verboten. Die Insel Paros ward ausgeraubt — alles ohne irgendwelche Kriegserklärung!

Griechenlands Handel und Schiffahrt, vor allem mit Oesterreich und der Levante, waren völlig brachgelegt. Verdreifachung und Vervierfachung der Lebensmittelpreise mußte die nächste, Hungersnot die zu erwartende Folge sein. Dazu herrschte eine ausnehmend strenge Winterkälte.

In den Straßen Athens gebärdeten sich englische Matrosen und Offiziere wie unbändige Eroberer, suchten durch Demütigungen und Gewalttätigkeiten die erbitterte und zu unnachgiebigem Widerstand entschlossene Bevölkerung auf jede Weise herauszufordern; dieser stand warnend Schicksal und Behandlung ihrer ionischen Brüder vor Augen.

Bis zum 1. März währte die Blockade!

Ein Schrei der Entrüstung ging durch das ganze gesittete Europa ob dieses ungeheuerlichen, allem Völkerrecht und aller Moral Hohn sprechenden Vorgehens des gewaltigen Seeräuberstaates England. Es waren wirklich andere Zeiten, als heute in Englands Weltkrieg und bei Englands Weltherrschaft auf den Meeren und — in der Presse.

Rußland drohte in nicht mißzuverstehender Weise, seine diplomatischen Beziehungen mit England abzubrechen; der französische Botschafter war sogar am Geburtstage der Königin Viktoria plötzlich von London abgereist, statt der Einladung zu ihrem Ehrenmahl zu folgen. Die Möglichkeit, sich gegen eine russisch-französische Koalition verantworten zu müssen, erschien nicht ausgeschlossen.

Das machte nun doch Eindruck! Gegen Lord Palmerston erhob sich im englischen Oberhaus eine so heftige Opposition, daß er es vorzog, seine Ent-

---

[1]) L. Thouvenel, La Grèce du Roi Othon, Correspondance, (1890) p. 119, 279. — R. Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815, III (1875), S. 443. — Vgl. sonst auch: Alfred Stern, Geschichte Europas 1815—1871 (1911).

Digitized by Google

lassung dem Premierminister Lord J. Russell einzureichen, die allerdings nicht angenommen wurde.

Das englische Ministerium setzte seine Ansprüche schließlich auf 180000 Drachmen in Anweisungen der griechischen Regierung herab; Pacifico selbst sollte statt der im ganzen geforderten $1^1/_2$ Millionen mit 150000 Drachmen abgefunden werden. Er mußte sich später wohl oder übel mit 150 Pfund Sterling zufrieden geben.

Daß König Otto diese diplomatische Niederlage Englands nachgetragen wurde, sollte er beim Ausbruch des Krimkrieges der Westmächte gegen Rußland (1854—1856) gewahr werden. Englands Regierung und Presse verwandten als Hetzmittel gegen ihn den Vorwurf, daß er das — ja von England selbst so beschränkte — Gebiet seines Reiches nicht auszudehnen suche. Eine derartige Erweiterung erhoffte er durch einen Anschluß an Rußland erreichen zu können, als in den noch draußen gebliebenen griechischen Landesteilen, besonders in Epirus und Thessalien, Aufstände gegen das Joch der Türkei aufloderten, für deren unverminderte Erhaltung und Kräftigung gerade England aus eigenem Interesse stets eingetreten war.

Da aber erschienen am 23. Mai 1854 die englische und die französische Flotte vor dem Piräus, besetzten mit 2000 Mann die Hafen- und die Hauptstadt, zwangen den König zur Annahme ihrer Forderungen und zum Wechsel des Ministeriums. Rücksichtslos hart und egoistisch verfuhren die fremden Befehlshaber während der ganzen Dauer der Okkupation, die über das Ende des Krimkrieges hinaus währte. Griechenland mußte schließlich eine ziemlich gewaltsame Ordnung seiner Finanzen über sich ergehen lassen.

Das Ansehen der bayerischen Königsherrschaft war hierdurch, vor allem durch Englands unablässiges Zutun, völlig erschüttert. Ein neuer, von dorther unterstützter Aufstand zwang König Otto im Oktober 1862 zum Weichen, ohne daß er je förmlich abgedankt hätte. Ein englisches Schiff ward ihm zur Fahrt aus seinem Königreich zur Verfügung gestellt. Darauf beschränkte sich die ganze Hilfe der „Schutzmächte", welche am 7. Mai 1832 den Bestand Griechenlands als „monarchischen, unabhängigen Staates unter der Souveränität des Prinzen Otto von Bayern" garantiert hatten!

Griechenland mußte sich nun bedingungslos zur Annahme und Wahl eines England passenden Herrschers entschließen. Es hoffte dadurch endlich, gemäß der Zusage des englischen Gesandten Elliot vom 24. Dezember 1862, in den Besitz der Jonischen Inseln zu kommen.

Mehr noch als im Mutterlande durch ihr wiederholtes gewalttätiges Eingreifen, durch ihre ständige Hetzarbeit, hatten sich auf jenen Inseln die Engländer durch ihre rücksichtslose und verfassungswidrige „Schutzherrschaft" den Griechen verhaßt gemacht. 1848 war unter anderem auf Kephalonia ein Freiheitsaufstand durch zweiundzwanzig Hinrichtungen, dreihundert Auspeitschungen, durch Zerstörung vieler Häuser und Weingärten gesühnt worden! Die Beschwerden der ionischen Bevölkerung hatten schließlich ein solches Uebermaß er-

Digitized by Google

reicht, daß mit ihrer Prüfung 1858 der britische Staatsmann William Gladstone von seiner Regierung beauftragt wurde.

Aber derartig waren die Enthüllungen seines Berichts, daß dieser im Interesse Englands unveröffentlicht bleiben mußte. Trotzdem bekämpfte Gladstone die Abtretung der wichtigen militärischen Stützpunkte auf das äußerste, bezeichnete sie als ein Verbrechen gegen die Sicherheit Europas.

Am 30. März 1863 ward der von Großbritannien gewünschte Prinz Wilhelm von Dänemark als Georgios I. zum König gewählt. Mitte Mai 1864 zog England seine letzten Truppen von den Jonischen Inseln zurück, deren handelspolitische Verschmelzung mit dem Mutterlande wußte es noch lange zu verhindern.

Kämpfe mit englischem Widerstande und englischer Mißgunst sind auch dem neuen Herrscher nicht erspart geblieben; die ihm zugesagten Bürgschaften und Versprechungen waren bald vergessen. So hoffte er vergeblich auf die ihm verheißene Angliederung von Kreta; weder dieses, noch Thessalien, noch Epirus brachte ihm der Berliner Kongreß (1878). Englands zweideutige Politik mußte die endgültige Erwerbung Kretas, dessen Sudabucht einst Wellington für einen geeigneten englischen Flottenstützpunkt erachtet hatte, bis Anfang 1914 hinauszuschieben.

Die vorwiegend von Griechen bewohnte Insel Zypern hatte hingegen England bereits 1878 besetzt, als Stützpunkt im östlichen Mittelmeer nahe dem Suezkanal.[1])

IV.

Italiens Eifersucht gegenüber Griechenland

Inzwischen hatte sich gegen Griechenland ein neuer Konkurrent erhoben: Italien, das durch seine rasche Einheitsbildung und Abrundung vor dem kleineren und schwächeren Staate einen gewaltigen Vorsprung gewonnen hatte. Von Italien her griffen nach der Balkanhalbinsel hinüber revolutionäre und eroberungslustige Tendenzen. Sie mindestens in Ungarn, Dalmatien und in den Donaufürstentümern zu entscheidenden Taten auszugestalten, lag eine Zeitlang auch in Giuseppe Garibaldis Plänen (1861 bzw. 1864). Die drängenden Ereignisse in seinem eigenen Vaterlande vor allem hinderten ihn an der Ausführung. Obendrein war damals eine englische Flotte vor Korfu stationiert, zu sofortiger Unterdrückung jeglicher Unruhe an den adriatischen Küsten.

Je mehr sich auf der Apenninenhalbinsel das Nationalitätsbewußtsein konsolidierte und sich zu einem Nationalitätsstolz, ja zu einem entarteten Nationalismus und Imperialismus ausbildete, verstanden seine heutigen Bundesgenossen Italiens Ausdehnungsbestrebungen geschickt von Nizza, Savoyen, Korsika, Tunis

---

[1]) 1915 sollte die Insel Zypern ebenso, wie es scheint, der von Italien besetzte „Dodekanesos", als englisches Lockmittel dienen, um Griechenland gütlich den Interessen des Dreiverbandes zu gewinnen, — während England selbst Mytilene in Besitz nahm.

Digitized by Google

und Malta[1]) hinweg in der Hauptsache nach dem Adriatischen Meere und seiner Umgebung, nach den östlichen Teilen des Mittelmeeres zu leiten.

Schon in Albanien und Mazedonien mußten die Interessengegensätze der Italiener und Griechen scharf zusammenstoßen. Vorerst aber wandte sich Italien nach „Libyen".

Nach der wirklichen Okkupierung eines Teils und nach der offiziellen Annektierung des ganzen Tripolis besetzte es im Mai 1912 mit einer Truppenübermacht die von Griechen bewohnten Sporadischen, sog. Zwölf-Inseln (Dodekanesos) nebst Rhodus als Faustpfand, um den Türken den Seeweg nach Tripolis zu verlegen.

Durch die darauffolgenden beiden Balkankriege gewannen im Frieden vom 10. August 1913 die Griechen die ganze thrakische Küste bis Kawala mit dieser wichtigen Hafenstadt, aber ohne das anfangs auch begehrte Hinterland, einen Zuwachs von 51000 Quadratkilometer (zu bisher 65000) mit 1600000 Einwohnern. Auf Grund des Friedens vom 14. November 1913, der zu Athen zwischen der Türkei und Griechenland abgeschlossen wurde, sollten von den ägäischen Inseln: Thasos, Samothrake, Lemnos, Lesbos, Chios und Samos an Griechenland fallen. Widerrechtlich, angeblich wegen Nichtbeachtung des zu Lausanne vereinbarten Friedens durch die Türkei, hielt Italien noch Rhodus und den Dodekanesos zurück; es verhinderte auch, daß bei der Aufteilung Mazedoniens und bei der Begründung des neuen Staates Albanien — Griechenland das Küstengebiet gegenüber Korfu erhielt; Albanien sollte völlig, und die Straße von Santi Quaranta im besonderen, griechischem Einfluß entzogen bleiben.

Einst hatte Italien den „Hellenen" in ihrem Kampfe mit den Türken tatkräftige und nicht opferlose Sympathiebeweise zu geben gesucht (1897). Jetzt hingegen will es, in seinem Bestreben, nicht bloß über die ganze Adria zu gebieten, nicht nur mindestens in Südalbanien und Nordepirus, sondern auch in einem möglichst großen Teile Kleinasiens sich niederzulassen — eine griechische Gebietserweiterung im Aegäischen Meere oder in Kleinasien unter keinen Bedingungen dulden.

Anderseits fällt jeder italienische Eingriff auf wirkliches oder nominell griechisches Gebiet den Griechen auf die Nerven, wie das Erscheinen italienischer Karabinieri auf Korfu,[2]) anderer italienischer Truppen in Saloniki, bei ihrer Besetzung wichtiger Punkt der epirotischen Küste (1916) und sonst auf hellenischem

---

[1]) Von Malta her kommend, war Garibaldi im April 1864 in London erschienen, wo er überschwenglich gefeiert wurde. Die Hoffnung der italienischen Regierung, daß unter dem Druck dieser Begeisterung die britische Regierung, jetzt nach Abgabe der Jonischen Inseln, sich vielleicht zur Abtretung Maltas an Italien bewegen lassen würde, wußte jene mit kalter Berechnung dadurch zu vernichten, daß sie Garibaldi zu jähem Abbruch seines Englandbesuchs anspornte. Den leeren Dunst der Ovationen wollte sie wohl dem gefeierten Freiheitshelden spenden, aber keinen greifbaren Beweis der Verehrung für seine Nation!

[2]) P. Dehn, England und die Balkanstaaten, 1916, S. 24.

Digitized by Google

Boden. Ein eifersuchts- und neidvoller Gegensatz, den England stets im eigenen Interesse zu schüren gewußt hat!

Beide Staaten beherrscht es nun vollständig, den einen als in seiner Selbständigkeit unterdrückten und eingeschüchterten Verbündeten, den anderen als völkerrechtswidrig vergewaltigten Neutralen. Wenigstens seinen Verbündeten und den Neutralen gegenüber, dank deren Schwäche — nicht den Mittelmächten und deren Bundesgenossen gegenüber, dank deren heldenhaften Ausdauer — dürfte England als Sieger aus dem Weltkriege hervorgehen, in welchem es seinen angeblichen Ruhm als Beschützer der kleinen Staaten, seinem „cant" entsprechend, gerade an Griechenland in schändlichster Weise wieder bewährt hat.

Aus meiner Berliner Opernzeit

Von

Kammersängerin Minnie Hauk

(Schluß)

II.

Bald nach meiner Rückkehr nach Berlin begannen die Proben für die letzte Opernneuheit, in der ich am Königlichen Hoftheater, und zwar in der Titelrolle, mitwirken sollte: „Die Bezähmung der Widerspenstigen" von Hermann Goetz. Ich freute mich wie ein Kind darauf, denn von frühester Jugend auf war Shakespeare meine Lieblingslektüre gewesen, die „Widerspenstige" hatte ich beinahe auswendig gelernt und in meinem Pensionat in Neuorleans gespielt, ich kannte auch aus den Londoner Musteraufführungen jede Szene, jeden Auftritt, und als ich auf Grund dessen meine Rolle studierte, hatte ich mir alles im Kopfe zurechtgelegt. Besonders die Szene im zweiten Akt, wo die erste Begegnung zwischen Katharina und Petruchio stattfindet und Katharina, von der linken Seite der Bühne heraustretend, während des Ueberschreitens derselben Zeit und Gelegenheit findet, ihre stolze Unabhängigkeit auszudrücken.

Als es bei den Bühnenproben zu dieser Stelle kam, sagte mir Herr v. Strantz, der Spielleiter: „Ich habe Ihren Auftritt nicht von der linken, sondern von der rechten Seite festgesetzt." Das war gegen alle Logik, ich bestand auf meiner Auslegung der Szene, Strantz dagegen auf der seinen, und die Sache kam vor den Generalintendanten. Bei der nächsten Probe untersuchte er die Streitfrage und entschied sie zu meinen Gunsten. Das fachte bei Herrn v. Strantz das Feuer seiner Abneigung gegen mich noch stärker an, und ich hatte darunter bei den verschiedensten Anlässen zu leiden. So wollte er durchaus nicht zulassen, daß ich an den Komponisten der „Widerspenstigen" schrieb, um ihm die Schwäche des vierten Aktes gegenüber den übrigen darzulegen und um die Einfügung einer wirkungsvolleren Schlußarie zu bitten.

Digitized by Google

Dennoch tat ich es und schlug ihm dafür den schönen Monolog in Shakespeares Dichtung vor, in welchem Katharina ihren Schwestern zürnt, daß sie ihren Gatten gegenüber nicht liebend und gehorsam genug sind. Ich bekam lange keine Antwort, und erst am 4. Dezember 1876 wurde mir bei der Generalprobe der Oper ein eben eingetroffenes Notenmanuskript überreicht. Es war die erbetene Schlußarie. Ohne Zeit zu verlieren, mitten im dritten Akt, ließ ich die Orchesterstimmen verteilen, die im letzten Zwischenakt mit mir probiert wurden. Der vierte Akt begann, ich war eben im Begriff, in der betreffenden Szene die neue Arie zu singen, da kam eine Depesche an mich. Sie enthielt die Nachricht vom Tode des Komponisten Hermann Goetz!

Wir alle waren davon so erschüttert, daß die Probe abgebrochen wurde. Fräulein Grossi, eine talentvolle Sängerin und liebenswürdige Kollegin, welche die Rolle meiner Schwester Bianca sang, begleitete mich zu einem Blumenladen, wo wir einen riesigen Lorbeerkranz mit Schleife und entsprechender Inschrift nach Winterthur senden ließen, wo Goetz an Auszehrung gestorben war. Einige Jahre später, als ich in Zürich mehrere Gastrollen sang, suchte mich seine Witwe mit ihrer kleinen Tochter auf und erzählte mir von seinen letzten Tagen. Er lag auf seinem Sterbebett, als mein Schreiben eintraf, doch er raffte seine letzten Kräfte zusammen, um die Arie zu schreiben. Sie wurde zu seinem Schwanengesang.

Die Oper selbst erzielte in Berlin einen glänzenden Erfolg und wurde noch in der gleichen Spielzeit oftmals gegeben. Neben mir als Käthe und Fräulein Grossi als Bianca wirkten darin mit der Tenor Heinrich Ernst, der Bassist Fricke als Vater, und Beck, der Sohn des Wiener Baritonisten, als Petruchio. Auch auf meinen Gastspielen in Leipzig, Frankfurt, Prag, Stuttgart, Mannheim usw. habe ich die „Widerspenstige" viel gesungen, und einige Jahre später auch in London in englischer Sprache kreiert.

Nach meinem Scheiden von der Königlichen Oper 1877 bin ich zu Gastspielen wiederholt nach Berlin eingeladen worden, und die Gunst des Kaiserhofes wie des Berliner Opernpublikums blieb mir stets in gleichem Maße erhalten, besonders als ich zu den alten Lieblingsrollen der Berliner noch die „Carmen" hinzufügen konnte. Das war noch bei meinem letzten Gastspiel in der Hofoper im Jahre 1885 der Fall, wo ich neben „Carmen" auch „Mignon" und die „Regimentstochter" wiederholen mußte. Kaiserin Augusta, meine hohe Gönnerin, weilte damals im Koblenzer Schloß, doch Kaiser Wilhelm I., das Kronprinzenpaar und andre Mitglieder des Hofes waren bei jeder Vorstellung zugegen, und der Kaiser verlieh mir als besondere Auszeichnung sein großes Porträt mit eigenhändiger Unterschrift. Jenes des nachherigen Kaisers Friedrich und der Kaiserin Viktoria besaß ich bereits. Ebenso wie der Enthusiasmus und die treue Anhänglichkeit der Berliner freute mich die einmütige Anerkennung der Presse, die von dem „seltenen Wohllaut", der „süßen Innigkeit" meiner Stimme, der „glockenreinen Intonation" und der „unerreichten Gesangsvirtuosität" sprach, und die „glänzende schauspielerische Leistung" hervorhob. — Doch auch Kaiserin Augusta wollte die Gelegenheit meines Gastspiels nicht vorbeigehen lassen, um

Digitized by Google

mich wieder zu hören, und ich erhielt von Koblenz eine Depesche, die mich dorthin einlud, um in einem intimen Hofkonzert mitzuwirken, für das auch Pablo de Sarasate befohlen war.

Jahre vergingen, ehe ich wieder nach Berlin kam. Während dieser langen Zeit war ich besonders an den Großen Opern in London und Neuyork tätig und unternahm meine verschiedenen Reisen um die Welt. Zahlreiche Gastspieleinladungen von deutschen Großstädten und auch eine solche von Skandinavien brachten mich erst im Winter 1903 wieder nach Deutschland. Ich hatte in den skandinavischen Hauptstädten seltsamerweise noch niemals gesungen, und auf dem Wege nach Kopenhagen trat ich in einigen Gastvorstellungen in Bremen, Stettin und Lübeck auf.

Die Zeit meiner Abreise nach Dänemark war gekommen, aber anhaltender Schneefall und selten zuvor in solchem Grade eingetretene Kälte hatten alle Verbindungen mit Dänemark unterbrochen. Ich wartete einige Tage in der alten hochinteressanten Hansestadt auf die Möglichkeit, Kopenhagen zu erreichen, die dortigen Vorstellungen mußten verschoben werden, und endlich stellte mir mein ungeduldiger Impresario, der Gatte der dänischen Schauspielerin Frau Hennings, die Zumutung, die Fahrt von Schleswig nach Kopenhagen über die hartgefrorene Meeresstraße im offenen Schlitten zu unternehmen! Dafür dankte ich und telegraphierte ab. War doch mein altes liebes Berlin so nahe! Auf eine telegraphische Anfrage beim Generalintendanten der Königlichen Hofoper erhielt ich leider die Nachricht, daß wegen dringender Proben zu einer Opernneuheit ein Gastspiel erst später stattfinden könnte. So kam denn statt dessen ein solches an Krolls Theater zustande, wo ich neben einigen meiner Lieblingsrollen auch in „Mala Vita“ von Giordano singen sollte.

Das gleiche elende Winterwetter herrschte auch in Berlin. Am Tage meines ersten Auftretens sah ich von meinen Fenstern im Hotel Royal Unter den Linden einsam und verlassen durch einen dichten Schleier im Sturme treibender Schneeflocken. Meine Hoffnung, meine alten Freunde und Anhänger draußen in dem kalten großen Theater vor dem Brandenburger Tor am Abend wiederzusehen, wurde immer tiefer unter der weißen Schneedecke begraben, und ich verbrachte den langen Nachmittag recht traurig. Endlich wurde mir mein Wagen gemeldet — nicht der Hofwagen, der uns Künstler der Königlichen Oper gewöhnlich zum Theater abholte, sondern ein gewöhnlicher Hotelwagen. In meine Pelze gehüllt, kamen wir auf den weiten Platz beim Tiergarten, und dort blieb der Wagen plötzlich stehen. Ich fragte den Kutscher nach der Ursache, und er sagte mir, eine lange Wagenreihe vor ihm hinderte ihn, vorwärts zu kommen, das Vorfahren sei aber polizeilich verboten.

Nun veranlaßte ich ihn, einen Schutzmann zu rufen. Sofort stand ein solcher vor dem Wagenschlag und erklärte mir, heute sei ein großes Gastspiel bei Kroll, und die Zufahrt wäre von vielen Wagen besetzt. Ich hielt es nicht für möglich, daß bei einem solchen Unwetter überhaupt jemand ins Theater kommen würde, und war freudig überrascht. Aber länger warten durfte ich

Digitized by Google

nicht. Ich erklärte dem Vertreter der heiligen Hermandad, daß ich selbst der Gast sei und mich umkleiden müsse. So erhielt ich die Erlaubnis, vorzufahren.

Als ich kurz vor Beginn der Vorstellung durch das Guckloch in den Zuschauerraum blickte, fand ich statt der erwarteten Leere ein großes distinguiertes Publikum in Abendtoilette, darunter viele alte Bekannte, die in den Zwischenakten nach meinem Ankleidezimmer kamen, um mich zu begrüßen. Von donnerndem Applaus bewillkommt, sang ich meine den Berlinern wohlbekannte Rolle der Rose Friquet im „Glöckchen des Eremiten", und der Abend verlief wie in meiner alten Hofopernzeit.

Am nächsten Tag vor der Probe zu „Mala Vita" besuchte ich Herrn v. Hülsen und hörte auf der Treppe zur Intendantur hinter mir eine mir wohlbekannte Stimme „Der Frau Latour mach' ich die Kur" aus dem „Postillon von Longjumeau" summen. Mich umwendend, erblickte ich Theodor Wachtel, lächelnd mit entgegengestreckten Händen. Wir hatten in Wien an der Hofoper zusammen gesungen und waren beide über dieses unerwartete Wiedersehen erfreut. Obschon beinahe Siebziger, zeigte er sich mit jugendlich geröteten Wangen und rabenschwarzem Haar und Schnurrbart. „Sie müssen doch zu meinem Abschiedskonzert am Mittwoch kommen," sagte er mir zum Schluß. „Ich werde Ihnen die besten Sitze senden, damit Sie sich nicht erkälten." Er hatte seine Stimme wirklich in wunderbarer Frische erhalten und schmetterte das hohe C klar wie eine Glocke heraus.

Kaiserin Augusta sah ich zum letztenmal in Baden-Baden, nur wenige Wochen vor ihrem Tode. Die hohe Frau mußte zufällig meine Ankunft dort erfahren haben, denn am folgenden Morgen bekam ich ein Briefchen der dienstuenden Hofdame, ich möchte mich zu einer bestimmten Stunde bei Ihrer Majestät in Mesmers Hotel einfinden.

Ich dachte nicht anders, als daß die Kaiserin wieder einmal einige ihrer Lieblingslieder zu hören wünschte, und nahm eine Rolle Musik mit. Schon der Hausoffizier, der mir meinen Ueberwurf abnahm und mich in den Salon führte, blickte verwundert auf die Noten, ohne jedoch etwas zu sagen. Der Salon war ganz mit stark duftenden Blüten gefüllt, wie ein Treibhaus, doch ein Klavier war gar nicht vorhanden. Eine Minute später wurden die Flügeltüren geöffnet, und die Kaiserin, tief in die Kissen eines Rollstuhls eingesunken, erschien. Sie war nur mehr ein Schatten, wie eine Erscheinung aus dem Jenseits; man hatte mich indessen darauf vorbereitet, um sie durch etwaige Zeichen meines Erstaunens über ihr Aussehen nicht aufzuregen. Als ich auf meine Noten anspielte, sagte die Kaiserin: „Nein, nein, diese Genüsse sind für mich vorüber. Ich lebe nur noch in der Erinnerung, und Sie haben mir in Berlin durch Ihren Gesang und Ihr reizendes Spiel so viele angenehme Stunden bereitet, daß ich Verlangen trug, Sie wiederzusehen. Lassen Sie uns von diesen schönen Zeiten plaudern." Sie erinnerte sich mit erstaunlicher Gedächtnisfrische an alle Einzelheiten, und eine Stunde verrann im Gespräche, bis die Hofdame sie auf die Zeit aufmerksam machte. Beim Abschied reichte sie mir die Hand

Digitized by Google

zum Kusse. Sie war kalt und feucht, das Leben schien damals schon langsam im Erlöschen.

*

Nicht nur in den Jahren meiner Tätigkeit an den Hofopern in Wien und Berlin, sondern auch vor- und nachher von Paris, London und Neuyork aus, wo mich meine Engagements lange Jahre fesselten, brachte ich einen großen Teil meiner Zeit auf Gastspielreisen zu. In jedem Vertrag mit den Operntheatern dieser Städte waren mir ein oder zwei Monate dafür vorbehalten, und gewöhnlich waren sie schon lange im voraus mit Gastspielabenden besetzt, drei bis vier in jeder Woche. Nun hat Deutschland weitaus die größte Zahl von Theatern mit ständigen Operntruppen und dem ausgedehntesten Opernrepertoire. So kam es, daß ich jedes zweite oder dritte Jahr für kurze Zeit, wenigstens für einige Wochen, nach Deutschland kam. In den größeren Städten wie Dresden, Leipzig, Köln, Frankfurt, Stuttgart, Braunschweig, Karlsruhe, Hannover, Mannheim habe ich wiederholt Gastspiele von je mehreren Abenden absolviert, außerdem auch sonst in vielen Städten gesungen, von Hamburg, Bremen und Königsberg bis Freiburg, Aachen und Breslau, in Hof- und Stadttheatern, bei Musikfesten und Konzerten. Die einzige Großstadt Mitteleuropas, in der ich sonderbarerweise niemals aufgetreten bin, ist München. Das tut mir noch heute leid.

Mein erstes deutsches Gastspiel, von meinem Impresario Moritz Strakosch vorbereitet, fand im Juni 1870 im Stadttheater von Frankfurt am Main als Gretchen in „Faust" statt, und auf dem Theaterzettel, den ich zufällig bewahrt habe, bin ich noch als „von der Kaiserlich italienischen Oper in Paris" angezeigt. Ich zählte damals siebzehn Lenze und war wohl das jüngste Gretchen, das bis dahin auf der deutschen Opernbühne erschienen war. In Paris hatte Gounod, der Komponist von „Faust", die Rolle mit mir durchgenommen und war so von meiner Auffassung befriedigt, daß er mir den Klavierauszug seiner Oper in Prachtband mit eigenhändiger schmeichelhafter Widmung schenkte. Ich hatte Gretchen wiederholt in den größten Theatern gesungen, und so war es nicht überraschend, daß mich die Frankfurter mit Beifall überschütteten und ich mein Gastspiel verlängern mußte. Gretchen ist auch eine meiner besten Rollen geblieben, in der ich noch im gleichen Jahre an der Wiener Hofoper debütierte und wohl dutzendemal auftrat. — Schon 1872 war ich abermals in Frankfurt, um dort an sechs Abenden neben Gretchen auch in „Fra Diavolo", „Waffenschmied", „Figaros Hochzeit" (Susanna), „Don Juan" (Zerline) und „Martha" zu singen. Die Frankfurter behielten mich in so gutem Andenken, daß ich seither noch in verschiedenen Jahren dort sang, zuletzt beinahe zwei Jahrzehnte nach meinem ersten Auftreten, und zwar als Carmen und Regimentstochter. Es waren, wie dortige Zeitungen bemerkten, nicht Gast-, sondern Festabende. Sogar Tagesblätter brachten mein Bild, und die „Frankfurter Zeitung" vom 1. Oktober 1889 spricht „vom entzückten Publikum, durch die vollendetste Technik, perlende Geläufigkeit und eine durch und durch noble Vortragsweise".

Digitized by Google

Kaum hatte ich an der Wiener Hofoper einige Male gesungen, als auch schon dort an mich Einladungen zu Gastabenden aus den verschiedensten Städten, bis Riga und Reval, eintrafen. Am liebsten nahm ich jene aus Prag, Braunschweig und Stuttgart an. In Prag wetteiferte das Deutsche Landestheater mit dem Tschechischen Nationaltheater, um mich für möglichst viele Abende zu gewinnen, und ich sang in verschiedenen Jahren wiederholt an beiden. Häufiger noch wurde ich an das Hoftheater nach Braunschweig berufen, wo Franz Abt, der berühmte Liederkomponist, Kapellmeister war. Ich traf ihn häufig im Hause meiner dortigen Gastfreunde, des Klavierfabrikanten Theodor Steinway, Gründers des großen Neuyorker Hauses Steinway & Sons, und er widmete mir auch einige seiner volkstümlichen Kompositionen. Zu meinen eifrigsten Verehrern zählte der alte Herzog Wilhelm von Braunschweig, der mir wiederholt durch den Intendanten, Herrn v. Rudolfi, Blumengebinde überreichen ließ. Eines Abends nach einer Lohengrinvorstellung, in der ich die Elsa gesungen hatte, nahm ich mit meiner Mutter, die mich auf allen meinen Gastspielreisen treu begleitete, im Hotel mein Abendbrot ein, als ich durch das Geräusch vieler Schritte und Geflüster auf dem Korridor aufmerksam gemacht wurde. Neugierig blickte ich durchs Schlüsselloch und gewahrte den lieben alten Franz Abt, wie er, auf einer leeren Weinkiste stehend, leise den ganzen Theaterchor in Ordnung stellte, um mir ein Ständchen zu bringen. Gleich darauf brausten mächtig einige seiner Lieder durch das Treppenhaus, zur nicht geringen Verwunderung der übrigen Hotelgäste!

Von Braunschweig führte mich damals mein Weg nach Stuttgart, wo ich die Rolle der Mignon kreieren und einige andre meiner Lieblingsopern singen sollte. Mein Debüt fand als Rosina im „Barbier von Sevilla" statt, und nach der großen Begeisterung, die im Königlichen Hoftheater herrschte, mußte ich die guten Schwaben im Sturm erobert haben. Schon am nächsten Tage waren die Häuser für alle späteren Vorstellungen ausverkauft, und diese Gunst des Publikums ist mir auch für die Gastspiele, zu denen ich in folgenden Jahren eingeladen wurde, erhalten geblieben. Stets war König Karl in seiner Loge, und wiederholt wurde ich in den Zwischenakten dorthin befohlen, um seine Glückwünsche in Empfang zu nehmen. Bei einer dieser Gelegenheiten fragte mich der König, ob ich mit seinen Stuttgartern ebenso zufrieden wäre, wie sie augenscheinlich mit mir.

„Es freut mich immer, hierherkommen zu dürfen," antwortete ich.

„Mehr als in andre Städte?"

„In andern Städten pflegt das Publikum seinen Beifall durch Blumenspenden zu begleiten, Majestät, aber was sie hier daran zu wenig tun, ersetzen sie durch Händeklatschen," erwiderte ich.

„Na," meinte der König, „das wird sich mit der Zeit schon ändern."

Am nächstfolgenden Abend sang ich Rosina im „Barbier von Sevilla". Nach meinen Gesangseinlagen im zweiten Akt sah ich vier Hoflakaien durch das Auditorium eine Blumenspende von der Größe und Anordnung eines Wagenrades tragen, die mir zu Füßen gelegt wurde. Aus Veilchen und roten Kamelien

Digitized by Google

zusammengesetzt, trug es auf den Bandschleifen in goldenen Lettern die Worte: „In vollster Bewunderung. K."

Der Generalintendant, damals der wohlbekannte Dichter Fedor v. Wehl, kam nach dem Aktschluß zu mir, um mich wieder in die Hofloge zu führen. Schon an der Tür stand der König und reichte mir die Hand mit den Worten: „Sehen Sie, ich habe selbst den Anfang gemacht mit den Blumen." Auf das Veilchensträußchen weisend, das ich rasch aus seiner Blumenspende gerissen und an die Brust gesteckt hatte, fragte er dann: „Ist das schon aus meinen Blumen?" Als ich es bejahte, fuhr er fort: „Bitte, geben Sie es mir. Ich will es als Andenken an Ihre Rosina aufbewahren."

„Mignon" folgte, dann „Angela" im „Schwarzen Domino", „Afrikanerin" und „Aida", der Erfolg war immer der gleiche, in den Logen saßen meine vielen Bekannten, doch das Beispiel des Königs in bezug auf die Blumenspenden hatte zu meiner Verwunderung keinerlei Wirkung ausgeübt.

Mein letztes Auftreten bei diesem Gastspiel war als Elsa in „Lohengrin". Schon im ersten Akt hatte ich bemerkt, daß die ersten zwei Reihen im Parkett von Offizieren des Regiments der Königlichen Leibulanen besetzt waren. Als ich nach dem Aktschluß vor den Vorhang gerufen wurde, holte jeder Offizier unter seinem Parkettsitz einen großen Strauß von Veilchen und roten Nelken, mit blauroten Bändern geschmückt, hervor und warf ihn mir auf die Bühne.

Bei den Stuttgarter Gastspielen in den folgenden Jahren hatte ich mich über Mangel an Blumen nicht mehr zu beklagen. Der erste Strauß wurde mir gewöhnlich schon von meinem verehrten Freunde, dem Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar, bei meinem Eintreffen ins Hotel Marquardt gebracht. Er war mit Prinzessin Auguste von Württemberg verheiratet, und in ihrem schönen Hause in der Neckarstraße brachte ich wiederholt mit meiner Mutter angenehme Abende zu.

Das umfangreichste Angebinde wurde mir bei einem Gastspiel von „Mignon" im Stadttheater von Köln überreicht. Es stammte von Baron Eduard Oppenheim und war ein Lorbeerkranz mit Schleifen von solcher Größe, daß ich, ohne mich zu bücken, tatsächlich hindurchschreiten konnte.

Für das Abendbrot nach dem dortigen zweiten Gastspielabend, an dem ich das Gretchen sang, hatten Mama und ich eine Einladung unsers verehrten alten Freundes aus meiner Berliner Zeit, Exzellenz v. Cranach, erhalten, der damals Militärgouverneur von Köln war. Er hatte dazu auch eine ganze Reihe höherer Offiziere mit ihren Damen nach der Kommandantur gebeten. Das Fest wurde indessen durch eine dringende Depesche vereitelt, die ich am gleichen Tage bekam. Sie stammte von Exzellenz v. Lepel, dem Generalintendanten des Königlichen Hoftheaters in Hannover, der mich auf besonderen Wunsch des Kronprinzen (später Kaiser Friedrich) einlud, am kommenden Abend dort die Carmen zu singen. Der Kronprinz war bei einer militärischen Inspektionsreise in Hannover eingetroffen, und auf seinen Wunsch sollte diese Vorstellung stattfinden, denn er hatte mich in „Carmen" noch nicht gesehen. Eine Ablehnung erschien unmöglich. Wie sollte ich aber heute in Köln Gretchen singen, morgen Vormittag

Digitized by Google

in Hannover „Carmen" probieren und abends darin auftreten, wo die Fahrt zwischen beiden Städten acht Stunden Zeit erforderte? In meinem Dilemma bat ich Exzellenz v. Cranach um Rat. „Dann muß ich leider auf Ihre Teilnahme am Souper verzichten," meinte er. „Sehen Sie nur zu, daß Ihr Wagen nach der Vorstellung vor dem Theater bereit steht, und beeilen Sie sich mit dem Umkleiden."

An diesem Abend wurde „Faust", wenn ich mich so ausdrücken darf, im Eilschritt gegeben, die Zwischenakte verkürzt, Strophen ausgelassen, und die Vorstellung war daher wirklich etwas vor der auf dem Theaterzettel angekündigten Zeit zu Ende. Noch klatschten die Leute im Theater, um mich vor den Vorhang zu rufen, da sprang ich bereits in den Wagen, um nach dem Bahnhof zu fahren.

Ich hatte mir gar nicht die Zeit genommen, Puder und Schminke zu beseitigen. Auf dem Bahnsteig stand der Berliner Nachtzug zur Abfahrt bereit, und vor dem für mich und Mama reservierten Abteil sah ich den Gouverneur im Gespräch mit dem Bahnhofinspektor stehen. Er winkte mir zu, und kaum waren wir und das Gepäck im Zug untergebracht, als dieser sich schon in Bewegung setzte. Am frühen Morgen waren wir in Hannover; verschlafen ging ich zur Probe, doch zu meinem Schreck waren meine Kastagnetten in meinem Ankleidezimmer in Köln vergessen worden. In ganz Hannover wurde nach diesem nicht gerade viel gebrauchten Artikel vergeblich gesucht. Nun pflege ich im zweiten Akt der Oper einen Teller zu zerschlagen, um zu versuchen, mit den Scherben meinen Tanz zu begleiten, und erst Don José, der die Kastagnetten findet, überreicht mir sie. Da er sie diesmal natürlich nicht finden konnte, mußte ich mich mit Tellerscherben einüben. Aus irgendeinem Grunde, ich glaube die Erkrankung eines Sängers, konnte indessen an diesem Abend „Carmen" doch nicht gegeben werden. „Faust und Margarete" kam an dessen Stelle zur Aufführung. Alles ging in gewohnter Weise, und der Kronprinz sagte mir u. a.: „Sie haben meinethalben ein gutes Souper bei Cranach und überdies noch Ihre Nachtruhe geopfert." Ich blickte ihn verwundert an, und erklärend fügte er bei: „Ja, ja, Sie sehen, ich bin wohlunterrichtet. Cranach hat mir alles telegraphiert."

Bei einem kurz darauf folgenden Gastspiel am Königlichen Hoftheater in Kassel, das noch unter der Leitung des vortrefflichen Herrn v. Gilsa stand, erhielt ich auch Gelegenheit, das alte Cranachsche Familienhaus kennenzulernen. Am ersten Abend sang ich „Aida", und unter andern Blumenspenden erhielt ich auch eine von der Familie v. Cranach mit der herzlichen Einladung zum Tee am folgenden Tage. Dort empfingen mich die hochbetagten Schwestern des Gouverneurs und zeigten mir u. a. sehr interessante Erinnerungen an ihren großen Ahnen Lucas.

Zwei meiner größten Gastspielerfolge errang ich in den beiden sächsischen Hauptstädten. An das Hoftheater in Dresden wurde ich noch während meiner Wiener Opernzeit eingeladen. Das prächtige neue Theater war noch nicht gebaut; ich mußte in dem teilweise aus Holz hergestellten Interimstheater singen, und meine Garderobe war so schlecht heizbar, daß ich mir eine böse Erkältung zuzog. Das Publikum ahnte nicht, wie ich mich zitternd vor Kälte und zähne-

Digitized by Google

klappernd umkleiden mußte, um gleich darauf als muntere Zerline auf der Bühne meinen Schabernack zu treiben. In Leipzig sang ich ungefähr zur selben Zeit in einem Gewandhauskonzert und erinnere mich nur, daß ich auf die damals recht steifen und provinziellen Leipziger anscheinend mehr durch meine Toilette als durch meinen Gesang Eindruck gemacht haben muß. Das übrigens sehr hübsche weiße Kleid war am Halse ganz wenig ausgeschnitten, und dieser Ausschnitt wurde mir übelgenommen! Sogar die Zeitungen sprachen davon! Was müssen sich die guten Leipziger bei den jetzt herrschenden Moden wahrscheinlich auch im Gewandhaus an Gewandlosigkeit alles gefallen lassen?

Erst achtzehn Jahre später erhielt ich Gelegenheit zu einer glänzenden Revanche. 1889 lud mich der beliebte — seiner umfangreichen Ordenssammlung wegen bekannte — Direktor Max Staegemann zu einem Gastspiel an die Oper ein, die unter seiner vorzüglichen Leitung zu den besten Europas gehörte. Ich sang am 4. April Mignon unter Kapellmeister Nikisch, Perron sang den Lothario, Hedmond den Wilhelm Meister, Fräulein Baumann die Philine, und in der Staegemannschen Loge saßen einige Anhalter und Altenburger Herrschaften, die von ihren Residenzen eigens herübergefahren waren. Die „Nachrichten" bezeichneten meine Mignon als „meisterhaft, zuzeiten von keiner zweiten übertroffen"; die „Leipziger Zeitung" als „die Mignon Goethes". Noch größer war mein Erfolg als Käthe in der „Bezähmung der Widerspenstigen", die ich an der Berliner Hofoper, später an der Londoner Oper kreiert habe. Das „Tagblatt" bezeichnet sie als „das Vollkommenste, was je eine Künstlerin in der Partie geboten hat". Ja, der Kritiker versteigt sich zu geradezu aufregenden Bemerkungen, wenn er sagt: „Es war köstlich anzusehen, wie die übermütige Kraft Katharinas gleich einem reißenden Gebirgsstrom unvermutet hervorstürzt und alles vernichtet, was ihr in den Weg tritt, an dem Felsen Petrucchio mit so wütender Macht emporschäumt, daß man um den Ausgang des Kampfes bange wird. Wie da die Blicke Blitze schleuderten, die Hände zuckten, die Brust wogte; wie Katharina nach einem vergeblichen Anprall an die eiserne ruhige Energie Petrucchios ihre Kraft mit bewundernswertem Mute zu neuem Kampfe sammelt — das war geradezu hinreißend." Des großen Kassenandrangs wegen wurde noch eine Verlängerung meines Gastspiels vereinbart, bei dem ich u. a. auch Carmen sang, und schon einige Monate später, im November 1889, mußte ich wiederkommen, um nochmals Mignon, Carmen usw. zu singen.

Das Jahr 1889 war für mich überhaupt ein recht bewegtes, denn ich sang auch noch an den Stadttheatern von Magdeburg, Halle, Bremen, Königsberg, Rostock, Posen sowie an mehreren Hoftheatern, darunter Schwerin und Koburg.

Das Großherzogspaar von Mecklenburg weilte leider gerade in Cannes, doch war mir vergönnt, im darauffolgenden Winter dort im großherzoglichen Schloß Wenden zu singen und einer Soiree beizuwohnen. Dafür weilten in Schwerin die beiden Großherzoginnen Alexandrine und Marie sowie die Tochter der letzteren, Elisabeth, die jetzige Großherzogin von Oldenburg, die meinen Opernabenden beiwohnten und mich persönlich beglückwünschten.

Digitized by Google

Nach dem ersten Akt von „Mignon“ führte mich der Generalintendant, Freiherr v. Ledebur, wie ich war, in dem zerlumpten Kostüm des Zigeunermädchens, in die Hofloge, und es war mir von größtem Interesse, besonders die Großherzogin Alexandrine, eine Tochter der Königin Luise von Preußen und Schwester Kaiser Wilhelms, kennenzulernen. Obschon in den achtziger Jahren, war sie doch geistig von großer Frische, und als ich vor ihr stand, sprach ich von ihrer auffallenden Aehnlichkeit mit ihrem kaiserlichen Bruder. „Meinen Bruder kennen Sie ja sehr gut,“ antwortete sie mir, „er hat mir wiederholt von Ihnen gesprochen, und heute abend finde ich alles Lob, das er Ihnen spendete, bestätigt.“ Gelegentlich eines Besuches in ihrem kleinen Palais, dem Hoftheater gegenüber, erhielt ich ihr Porträt mit ihrer Unterschrift in kräftigen, leicht lesbaren Zügen, und am Abend darauf überreichte mir Herr v. Ledebur die große Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

In Koburg, wo ich die Carmen sang, waren mein Mann und ich Gäste des Herzogs Ernst und wohnten in der Ehrenburg, der herzoglichen Stadtresidenz. Ein Hofwagen stand zu unsrer Verfügung, um nach der hoch über der Stadt thronenden Feste zu fahren und die sonstigen Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besichtigen. Im Schloß führte uns der Herzog persönlich umher, und bei der Hoftafel in seiner Villa saß ich zu seiner Rechten, der Herzogin, einer Schwester des Großherzogs Friedrich von Baden, gegenüber. Im Gespräch blickte ich zufällig die tiefbraunen Haare des siebzigjährigen Herzogs an, zwischen denen sich noch kein weißer Streifen zeigte. „Sie meinen wohl,“ bemerkte er dazu, „ich trüge eine Perücke? Bitte, überzeugen Sie sich selbst!“ Damit neigte er seinen übrigens sehr interessanten und geistvollen Kopf gegen mich. Gehorsam zog ich an einem Strang. „Ah, nicht so fest!“ rief er. „Sie meinen wohl Don José zwischen den Fingern zu haben?“, auf meine Carmendarstellung am folgenden Abend anspielend. Bei dem Besuche, den er mir in der Ehrenburg abstattete, überreichte mir der Herzog noch seine „Denkwürdigkeiten“ in reichem Einband mit Widmung, und nach dem zweiten Akt der „Carmen“ brachte mir der Intendant den sächsischen Hausorden, aber ohne Diplom. Als mein Mann am folgenden Tage zum Staatsminister ging, um es abzuholen, sagte ihm dieser, der Herzog hätte aus Versehen eine Auszeichnung verliehen, die nach den Statuten nur Herren von einem bestimmten Rang verliehen werden dürfe. Ich möchte gestatten, daß sie in die rechte umgetauscht werde. Damit war ich aber keineswegs einverstanden. Bei der Verabschiedung vom Herzog sprach ich ihm davon. Er antwortete, er würde schon die richtige Entscheidung treffen. Ich behielt mein Kreuz, und einige Zeit nachher, während welcher es zu Auseinandersetzungen zwischen ihm und dem Minister gekommen sein soll, erhielt ich ein vom Herzog selbst, ohne Gegenzeichnung des Ministers, ausgefertigtes Diplom.

Auch in Weimar, Meiningen, Altenburg, Detmold und andern Residenzen spielten sich gelegentlich meiner Gastvorstellungen oder Hofkonzerte manch interessante Episoden ab. Am gnädigsten erwies sich mir neben Kaiser Wilhelm der Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar. Wiederholt wurde ich in

Digitized by Google

seiner Residenz zu Gastabenden im Theater oder im Schloß geladen, mit Auszeichnungen und Geschenken bedacht, und als der Großherzog, der ein naher Anverwandter des holländischen Königshauses war, im Jahre 1900 von meiner bevorstehenden Reise an der Seite meines Gatten nach Holländisch-Indien erfuhr, sandte er mir aus eignem Antrieb, ungebeten, ein Einführungsschreiben an den dortigen Generalgouverneur.

Mein Gastspiel an der Königlichen Oper in Wiesbaden 1888 wurde durch ein trauriges Ereignis unterbrochen. Das neue prächtige Opernhaus war damals noch nicht gebaut, und es wurde noch in dem unscheinbaren alten Hoftheater der Herzöge von Nassau gespielt, das sich an das Hotel Nassauer Hof anschloß. Von meinen Fenstern in diesem Hotel konnte ich unmittelbar auf den Theatereingang blicken, an welchem in großen Lettern mein Name angekündigt war. Am 9. März sollte mein letztes Gastspiel als Carmen stattfinden, und schon am Tage vorher waren alle Plätze vergriffen. Als ich am Morgen des 9. zum Fenster trat, sah ich zu meiner lebhaften Verwunderung, wie ein Theaterdiener über die großen roten Gastspielanzeigen schwarzumränderte Zettel klebte. Ich sandte sofort jemand, um den Inhalt zu ergründen, und er brachte die Kunde, daß infolge des Hinscheidens des Kaisers Wilhelm I. alle Vorstellungen bis auf weiteres eingestellt seien!

Der alte Kaiser tot! Tränen kamen mir in die Augen, als ich an den liebenswürdigen Herrn dachte, der mir so unzählige Beweise seines Wohlwollens gegeben hatte, und ich war so von schmerzlicher Trauer erfüllt, daß ich am Abend doch nicht hätte spielen können. Ganz Deutschland teilte diese Trauer, in Wiesbaden waren alle Läden geschlossen und überall wehten schwarze Fahnen. Während ich nachdachte, ob ich nicht nach Berlin fahren könnte, um dem gnädigen Kaiser die letzte Ehre zu erweisen, kam eine Depesche meiner mütterlichen Freundin, der Baronin Maria v. Witzleben, die mich einlud, einige Tage in ihrem Palais Unter den Linden zuzubringen, die der kaiserliche Leichenzug passieren würde. Die gleiche Nacht waren mein Mann und ich auf der Fahrt nach Berlin. Der Zug war gedrängt voll, selbst im Korridor des Schlafwagens, wo wir glücklicherweise Plätze rechtzeitig belegt hatten, standen Passagiere die ganze Nacht über.

Auf dem Anhalter Bahnhof war keinerlei Wagen aufzutreiben, der ganze Verkehr war eingestellt, die Läden geschlossen, die Häuser mit schwarzen Tüchern behängt, und die Straßenlaternen brannten. Bei eisiger Kälte machten wir uns, das nötige Handgepäck selbst tragend, zu Fuß auf den Weg durch die dichtgedrängten Straßen. Gegen die Linden zu wurde der Verkehr durch die trauernden stillen Menschenmassen ganz unmöglich. Berittene Polizei machte die Bahn für den Leichenzug frei, Truppen hielten die Menge zu beiden Seiten gebannt, und alle Versuche, an verschiedenen Stellen nach der Nordseite der Linden zu kommen, wo sich das Witzlebensche Palais befand, waren unmöglich. Die Leute hielten frierend schon seit Stunden ihre mit Mühe eroberten Plätzchen und wollten uns nicht durchlassen. An einer Stelle wiesen sie uns Eindring-

Digitized by Google

linge mit lauten Worten zurück, ein eben vorbeikommender höherer Polizeioffizier wurde aufmerksam und sandte seinen Adjutanten, um zu sehen, was es gäbe. Ich überreichte ihm meine Karte und sagte ihm, daß ich nach meiner gegenüberliegenden Gastwohnung müsse. Er kannte mich wohl vom Theater aus, oder der Titel Königliche Kammersängerin mochte seine Wirkung ausüben, kurz er erstattete Meldung, und gleich darauf wurden wir über die Linden sicher nach unserm Ziel geleitet.

In meinem ganzen Leben hatte ich keinen solchen Anblick erlebt wie der, den ich von den Fenstern des Witzlebenschen Palais hatte. Hunderttausende von Menschen, alle in Schwarz, erfüllten die Straße; schwarz waren alle Häuser, selbst der Himmel schien die tiefe Trauer, die all diese schweigsamen, bewegungslosen Massen beherrschte, durch die dunklen Wolken, die an ihm hingen, widerzuspiegeln. Endlich vernahm ich durch die Grabesstille das ferne Gewirbel verdeckter Trommeln, der Leichenzug näherte sich. Hinter einer Menge von Hofoffizieren und -beamten erschien der monumentale Leichenwagen, von der Kaiserkrone überhöht und so mit Kränzen und Blumen erfüllt, daß vom Sarge nichts zu sehen war. Ich war so ergriffen und meine Augen so von Tränen getrübt, ich sah unter der Menge von all den höchsten Würdenträgern des Reiches nur eine Gestalt, die allein in der Mitte der Straße in militärischem Schritt dem Leichenwagen folgte: den jetzigen Kaiser! . . .

Die Leute unten in der Straße schluchzten, die Herzogin-Mutter von Anhalt, die neben mir am Fenster stand, weinte ebenso wie alle andern, die mich umgaben, unwillkürlich flogen meine Gedanken zurück in die glücklichen Zeiten in der Hofoper und im königlichen Schloß, und der dumpfe Trommelschlag erinnerte mich an die gütigen Worte des Kaisers, die er nach der ersten Vorstellung der „Regimentstochter" an mich gerichtet hatte: „Sehr schön, Miß Minnie, aber Sie müssen noch besser trommeln lernen."

Unten in der Straße trommelten sie nun zu seinem letzten Geleite.

Berichte aus allen Wissenschaften

Volkswirtschaft

Valutafragen[1])

Fast täglich können wir in der feindlichen Presse Freudenartikel über den Rückgang der deutschen Valuta im neutralen Ausland lesen. Ein Blick auf die amtlichen Veröffentlichungen der Berliner Wechselkurse bestätigt den tiefen Stand, den die Reichsmark — von den mit uns verbündeten Ländern abgesehen — in der Welt erreicht hat. Da dieser Zu-

[1]) Anmerkung der Redaktion. Die Lösung der Valutafrage wird zu einem günstigen Resultat gelangen, wenn die darüber schwebenden eingehenden Erwägungen zum Abschluß kommen. Weiteres hierüber behalten wir uns für später vor.

Digitized by Google

stand unsre Auslandsbezüge ganz außerordentlich verteuert, ist die Freude unsrer Feinde nicht unberechtigt. Wird auch der Ausgang des Krieges hierdurch nicht maßgebend beeinflußt, so erscheint doch eine Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse für jeden Deutschen wichtig, vor allem, wenn wir an die Zeit nach dem Kriege denken. Ist nämlich Deutschland bereits bei den derzeitigen relativ geringen Bezügen von seinen Nachbarn nicht in der Lage, den Wert der Mark aufrecht zu erhalten, wie viel schwieriger wird das erst sein, wenn wir die großen Mengen Rohstoffe, die wir für unsre Friedenswirtschaft benötigen, im Auslande bezahlen müssen. Doch sei in Nachstehendem nur von den Valutaverhältnissen während des Krieges gesprochen, da die Behandlung dieser Fragen für die Zeit nach dem Kriege zu weit führen würde.

Der moderne Wertmesser, jedenfalls für die hier in Frage kommenden Länder, ist ausschließlich das Gold. Was wir als Geldwert einer Ware bezeichnen, entspricht einem Teil oder dem Vielfachen einer bestimmten Goldmenge. Die Teilung dieser Goldmenge, die wir mit 1 Kilogramm annehmen wollen, ist in den verschiedenen Ländern verschieden erfolgt. In Deutschland sind einem Kilo Gold 2790 Mark, in der Schweiz 3444 Franken, in den nordischen Ländern 2480 Kronen gleichgestellt bzw. daraus geprägt. Hierdurch entsteht der normale Wertunterschied der ausländischen Geldeinheiten zur deutschen Mark. Auf die Goldeinheit berechnet, zur sog. „Goldparität", kostet daher 1 Frank 81 Pfennig, die nordische Krone 112 Pfennig usw., je nach der Unterteilung des Kilogramms Gold in den betreffenden Ländern. Tritt nun bei uns eine große Nachfrage nach Franken auf, weil z. B. Deutschland in der Schweiz viel zu bezahlen hat, und es stehen dem nicht entsprechend große Zahlungsverpflichtungen der Schweiz an Deutschland gegenüber, so läßt der Schweizer, um bei diesem Beispiel zu bleiben, der gerade Franken zur Verfügung hat, dem Deutschen, der einen Schweizer Lieferanten bezahlen muß, den Franken nicht mehr für 81 Pfennig ab, sondern verlangt ihm mehr, zurzeit etwa 145 Pfennig, ab.

Im Frieden wird nun das Gleichgewicht meist rasch durch Goldversendungen wiederhergestellt, da, wie wir oben sahen, dabei nur der Goldwert von 81 Pfennig für den Frank anzuschaffen ist. Es wird in solchen Fällen das Gold in Goldmünzen oder Barren über die Grenze und zur Münze des betreffenden Landes zur Ausprägung gebracht. Die deutsche Warenausfuhr nach der Schweiz, wodurch diese Mark zur Bezahlung ihrer Warenschulden in Deutschland zu suchen gezwungen war, und notfalls Goldsendungen haben im Frieden ausgereicht, die Kurse normal, d. h. um den Goldpunkt herum, zu halten.

Seit Kriegsbeginn wird nun die deutsche Valuta, d. h. die Mark, in den uns benachbarten neutralen Ländern nicht mehr zum vollen Wert, d. h. entsprechend ihrem Verhältnis zu 1 Kilogramm Gold, angenommen. Statt 81 Pfennig müssen wir für den Frank jetzt 145 Pfennig, statt 112 Pfennig für die nordische Krone 224 Pfennig, statt 168 Pfennig für den holländischen Gulden 295 Pfennig usw. bezahlen. Wenn wir uns des oben Ausgeführten erinnern, kennen wir bereits einige Gründe hierfür. Denn wir wissen, daß Deutschland die Goldausfuhr verboten hat, also die Korrektur der Kurse auf die oben angedeutete Weise nicht möglich ist, und wir wissen ferner, daß wir infolge Knappheit an Rohstoffen und Arbeitskräften nur noch wenig Waren an unsre Nachbarn liefern, im Verhältnis dazu jedoch ziemlich viel von ihnen beziehen, so daß wir mehr ausländische Valuta, d. h. fremde Münze, benötigen als diese Länder deutsche Mark.

Da also die uns liefernden Nachbarländer die Mark nur in geringem Umfange brauchen, sind wir ihrer Willkür bei der Bewertung unsers Zahlungsmittels mehr oder weniger preisgegeben. Vergegenwärtigt man sich die derzeitigen Kurse, so erkennt man, daß unsre Nachbarn sich tatsächlich die weitere Annahme der Mark sehr hoch bezahlen lassen. Daß sie das nicht zu tun brauchen, weil sie etwa sehr viel mehr Geld für ihre Bezüge aus andern Ländern bezahlen müssen, erkennt man an der enormen Steigerung ihres Volksvermögens, die sich in dem Rückkauf ihrer im Ausland untergebrachten Anleihen, dem gestiegenen Goldbestand ihrer Notenbanken und ihrer bisherigen mehr oder weniger üppigen Lebensführung zeigt.

Digitized by Google

Was diese Kursverschlechterung für Deutschland bedeutet, wollen wir uns an Hand der Lieferungen eines der nordischen Neutralen klarmachen. Von diesem bezogen wir in einem Jahre vor dem Kriege für 224 Millionen Mark Waren, was zum gewöhnlichen Kurs von 112 Pfennig für die Krone rund 200 Millionen Kronen entspricht. Zum jetzigen Kurse müßte aber Deutschland 448 Millionen Mark für die gleiche Warenmenge, falls die Warenpreise sich nicht geändert hätten, bezahlen, also 224 Millionen Mark mehr.

Wie wir wissen, sind aber auch die Warenpreise selbst gestiegen. Nehmen wir nur eine Erhöhung von 50 Prozent an, kostete uns die gleiche Warenmenge 100 Millionen Kronen mehr, was 224 Millionen Mark entspricht. Unsre Mehrausgabe durch Valutaverlust und Preiserhöhung beträgt daher bei diesem Beispiel 448 Millionen Mark: die Gesamtausgabe also das Dreifache der ursprünglichen. Und dies ist nur einer unsrer Nachbarn, und das Beispiel erstreckt sich nur auf die Lieferung eines Jahres. Wenn wir uns demgegenüber vergegenwärtigen, daß wir heute noch fünf liefernde neutrale Nachbarn haben und der Krieg drei Jahre dauert, kann man sich ungefähr ein Bild davon machen, was der Rückgang des Markwertes — wenn er auch nur allmählich erfolgte — für uns bedeutet.

Daß man sich unter solchen Verhältnissen Mühe gab, den Schaden möglichst zu verringern, liegt auf der Hand. Bevor wir aber unsre Versuche der Valutaregulierung näher betrachten, soll noch die Preispolitik unsrer Nachbarn beleuchtet werden, da sie in erheblichem Maße zu den derzeitigen Zuständen beigetragen hat.

Man wird es niemand verdenken können, daß er seine Ware so teuer wie möglich an das Ausland verkauft. Unsre neutralen Nachbarn können sich jedenfalls das Zeugnis ausstellen, daß sie nach dieser Richtung nichts versäumt haben. Sie haben sich nicht nur auf unsre Kosten weit über Friedensverhältnisse hinaus zu bereichern verstanden, sondern sie haben zum Teil sogar auf unsre Kosten ihre eigne Bevölkerung billig ernährt. Dies wurde dadurch erreicht, daß die neutralen Lebensmittelexporteure für jede Menge ausgeführter Lebensmittel eine entsprechende Menge an den eignen Markt abgeben mußten, nur mit dem Unterschied, daß die Preise für die beiden Lieferungen erheblich differierten. War der Preis für den eignen Markt etwa auf den Selbstkostenpreis des neutralen Landwirts gestellt, so wurde der Exportpreis nach Deutschland so hoch bemessen, daß nicht nur der übliche Verdienst auf die ausgeführten wie auf die an den eignen Markt abgegebenen Lebensmittel darin enthalten war, sondern noch erheblich mehr.

Man wird nicht umhin können — wenn auch mit einer gewissen Bitterkeit —, die Art zu bewundern, wie einige unsrer neutralen Nachbarn es bei allen Kriegsgewinnen auch noch verstanden haben, sich auf Kosten des schwerkämpfenden Deutschlands von ihrer Landwirtschaft billige Lebensmittel zu verschaffen. Doch kehren wir zu der uns hier hauptsächlich interessierenden Valutafrage zurück und versuchen wir uns klarzumachen, wie wir den uns treffenden Schaden abzuwenden bemüht waren oder etwa noch abwenden können.

Die Normalisierung unsrer Valuta, also der Zustand, daß unsre Lieferanten die Mark wieder zu ihrem vollen Werte nehmen, läßt sich auf verschiedenen Wegen erreichen. Zwei dieser Wege sind bereits oben erwähnt worden, nämlich die Goldversendung und die Warenlieferung. Zu ersterer ist zu bemerken, daß einer unsrer Nachbarn sich gegen eine Erholung des Markwertes — er interessiert uns hier ausschließlich — auf diesem Wege zu schützen suchte, indem er den Goldwert für ausländisches Gold herunterseßte. Er hat sich plötzlich das Recht zugelegt, für 1 Kilogramm (lies: deutschen) Goldes nicht die übliche Menge Landesmünze dem Einlieferer zur Verfügung zu stellen, sondern weniger. Ferner, daß wir von dieser Art Kursregulierung nur begrenzt Gebrauch machen konnten, da wir nach dem Kriege unser Gold zum Ankauf von Rohstoffen möglicherweise brauchen werden.

Was den Weg der Warenlieferung betrifft, so wissen wir, daß er uns bisher durch die Verhältnisse äußerst erschwert war. Wir kommen auf ihn weiter unten noch zurück.

Ein dritter Weg ist der Verkauf von Wertpapieren, ausländischen und deutschen. In beiden Fällen sucht der ausländische Käufer deutsche Mark, wodurch der Kurs dieser steigt,

Digitized by Google

oder er bietet seine Landesmünze an, wodurch letztere fällt. Bei den — im Gegensatz zu Ententeanleihen — geringen Beträgen, die das neutrale Ausland auf die deutsche Kriegsanleihe zeichnete, hat dieser Weg, wie auch der bisherige Verkauf ausländischer Wertpapiere, nicht allzuviel zur Hebung des Markkurses beigetragen.

Ein vierter Weg ist endlich die sog. Valutaanleihe. Die Kursregulierung spielt sich dabei in der Weise ab, daß derjenige, der z. B. holländische Gulden braucht, sich bei einer holländischen Bank, meist unter Hinterlegung von Pfändern, einen Kredit eröffnen läßt. Unter Benutzung dieses Kredites bezahlt er seinen holländischen Lieferanten entsprechend dessen Warenlieferungen. Nach dem Kriege, wenn die Kurse, z. B. infolge deutscher Warenausfuhr, wieder normal geworden sind, zahlt er der Bank den Guldenvorschuß zuzüglich Zinsen zurück.

Solche Valutaabkommen sind in großem Umfange mit unseren neutralen Nachbarn abgeschlossen worden. Wenn trotzdem die Kurse nicht normal wurden, sondern immer weiter fielen, so erkennen wir daraus, daß die Anleihen unzureichend waren. Unsre Lieferanten hatten natürlich alles Interesse daran, daß sie unzulänglich blieben, da sie dann über den Wert ihrer Ware in heimischer Münze hinaus unverhältnismäßig viel Markwert erhielten. Anderseits durfte die Kursschlinge nicht so weit zugezogen werden, daß infolge unerschwinglicher Preise für fremde Währung der deutsche Verbraucher als Käufer ausfiel. Es hieß also bei allem noch Maß halten.

Aber wir werden uns auch zu fragen haben, ob nicht noch andre Faktoren mitspielten, die einer Verbesserung des Markkurses im Wege standen. Man kann sich vorstellen, daß diejenigen Leute in unsrer Heimat, die zufällig, sei es durch Warenlieferungen, sei es durch Zinseneingänge oder Spekulationsgewinne an ausländischen Effekten oder durch Verkauf von solchen, die von uns benötigten Geldsorten besaßen, an deren Kursrückgang kein Interesse hatten, da sie ja sonst beim Wechseln weniger Mark erhalten hätten.

Oder wir können an eine „Valutaanleihe" denken, die sich folgendermaßen abspielte: Ein nordischer Bankier eröffnet einem deutschen Bankier (die Valutaanleihen größeren Umfanges werden meist durch Bankiers vermittelt) einen Kronenkredit zur Abdeckung nach dem Krieg, macht sich dabei aber aus, daß er außer den Zinsen auf die abgehobenen Beträge noch die Hälfte des Unterschiedes erhält zwischen dem Kurs, zu dem der deutsche Bankier die Krone in Deutschland weiterverkauft, und dem Kurs, zu dem später der Kronenkredit von dem deutschen Bankier nach dem Kriege abgedeckt wird. Die andre Hälfte des Unterschiedes behält der deutsche Bankier als Vergütung für seine Mühe und Uebernahme des Risikos, falls er den Kronenkredit nach dem Friedensschluß nicht zu normalem Kurse abdecken kann; bei unsrer günstigen Kriegslage — vor allem unsern Nachbarn gegenüber — ein sehr geringes Risiko. Um was für Gewinnsummen es sich bei solchen Geschäften handeln kann, soll uns ein Beispiel zeigen. Wir wollen annehmen, daß der deutsche Bankier einen Kronenkredit von 20 Millionen aufnimmt, sich also von seinem skandinavischen Bankier 20 Millionen Kronen leiht, rückzahlbar nach dem Krieg. Er gibt diese Kronen zum Tageskurse, der zurzeit 224 Pfennig für die Krone beträgt, an solche Leute in Deutschland ab, die in Skandinavien Waren bezogen haben und diese mit Kronen bezahlen müssen. Er erlöst daher 45 Millionen Mark. Die Zinsen auf diesen Erlös gleichen ungefähr die Zinsen aus, die er dem skandinavischen Bankier auf seine Kronenvorschüsse zu zahlen hat. Da nun der deutsche Bankier nach dem Kriege die begründete Aussicht hat, die Kronen zum Normalkurs, d. h. zu 112 Pfennig, zu bekommen, so kostet ihn dann die Abtragung seiner skandinavischen Schuld etwa 23 Millionen Mark, d. h. es entsteht ein Gewinn von 22 Millionen Mark, in den er sich mit dem skandinavischen Bankier teilt. Da die Zinsen hüben und drüben nicht erheblich differieren, kann der deutsche Bankier den Zeitpunkt, zu dem er sich die Kronen kauft, in ziemlicher Ruhe aussuchen, wodurch sein an sich kleines Risiko sich noch weiter verringert.

Wir erkennen, daß der deutsche Bankier, der eine solche „Valutaanleihe" abgeschlossen hat, gar kein Interesse daran haben kann, die Kronen in Deutschland billig abzugeben, da

Digitized by Google

ja sonst der Unterschied zum Normalkurse und damit der auf ihn entfallende Gewinn immer geringer würde. Das Interesse eines solchen Valutaverbesserers läuft daher der Valutaverbesserung direkt entgegen.

Wie dem nun auch im einzelnen sei, und ob und inwieweit sich einzelne Leute bei uns in dieser oder andrer Form auf Kosten der deutschen Gesamtheit zu bereichern verstanden haben, das Faktum, das uns vor allem interessiert, daß nämlich die Mark entwertet ist, steht fest, und ferner steht fest, daß es uns nicht gelang, den Schaden zu beheben. Mit Recht wiesen die Engländer vor einiger Zeit darauf hin, daß in einem uns benachbarten Land das englische Pfund nur 5,6 Prozent, die deutsche Mark aber 33,7 Prozent entwertet ist. Und dabei ist dieses Land mit einer ganzen Reihe seiner Bedarfsartikel von Deutschland durchaus abhängig.

Dies führt uns zum zweiten Weg, auf dem die Valutaregulierung erreicht werden kann, zurück, nämlich zur Normalisierung des Markwertes im Wege der Warenausfuhr.

Durch den verschärften U-Bootkrieg ist es England aufs äußerste erschwert worden, seine bisherigen Kunden mit Waren oder Rohstoffen — wir wollen nur auf die Kohle hinweisen — zu beliefern. An Stelle Englands ist Deutschland, und zwar für viele Waren nur Deutschland, für unsre Nachbarn der Ersatzlieferant. Was z. B. die Kohle für ein Land als Basis für den Bahn- und Industriebetrieb bedeutet, ist bekannt. Nicht weniger wichtig ist die Versorgung mit Eisen, Kali und manchem andern, was unsre Nachbarn fast nur von uns bekommen können. Wir haben es jetzt also in der Hand, die Verhältnisse zu unsern Gunsten zu wenden. Wenn wir auch nicht so weit gehen wollen, wie die kleinen Neutralen uns gegenüber gegangen sind, und uns nicht unter Ausnutzung ihrer Not an ihnen bereichern wollen, so ist es doch eine naheliegende Pflicht, unserm Volke das wieder zuzuführen, was ihm unter umgekehrten Verhältnissen abgenommen worden ist. Vergessen wir dabei nicht, daß unsre Nachbarn uns nur von ihrem Ueberflusse abgaben, während wir ihnen in der Hauptsache solche Waren oder Rohstoffe liefern, an denen wir selber Mangel leiden. Nur ein Beispiel: Während im letzten Winter in Berlin die Leute froren und die Heizungen infolge Kohlenmangels zersprangen, wärmten sich Millionen in Europa mit deutschen Kohlen, und zwar nicht nur mit solchen, die sie etwa früher bezogen hatten, sondern mit solchen, die ihnen zu der gleichen Zeit geliefert wurden.

In diesem Zusammenhang seien zwei Sätze aus einem gelegentlich in der „Vossischen Zeitung" erschienenen Aufsatz zitiert: „Wir glauben wahrgenommen zu haben, daß unsre politischen Stellen gerade bei der Entscheidung über Ausfuhrfragen nicht selten das richtige Gefühl für das Falsche bekundeten." Und weiter: „Wer immer glaubt, Stimmungen Rechnung tragen zu müssen, trägt dazu bei, auch seine wertvollsten Zugeständnisse zu entwerten." Der Leser, der uns bis hierher folgte, wird den tieferen Sinn dieser Sätze ganz besonders verstehen.

Wir kommen zum Schluß. Auch auf dem Gebiet der Valutafragen kann uns nur ein energisches Zugreifen Erfolge und sei es auch nur in der Form der Zurückgewinnung entstandener und der Bewahrung vor weiteren Verlusten bringen. Möchten auch in dieser Frage und was mit ihr zusammenhängt, die richtigen Männer an die Arbeit gesetzt werden! Dann werden gar bald diese Probleme, soweit sie uns heute interessieren, in unserm Sinne gelöst werden können.

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarische Berichte

Luther-Anekdoten. Von Dr. A. Saager. Lebensbilder, Anekdoten, Kernsprüche. Stuttgart, K. Lutz. M. 3.50.

Was Mykonius 1547 nach dem Tode Luthers schrieb: „Dieser Dr. Luther ist gar nicht gestorben, wird und kann nicht sterben, sondern wird nun allererst recht leben", das gilt auch heute noch oder sollte wenigstens Geltung behalten. Eine große Rolle bei diesem Prozeß der Lebendig- und Wirksamerhaltung haben von jeher die Jubelfeiern der Reformation gespielt. Auch 1917 sollte in dem Sinn wirken, und wir hätten es nötig gehabt. Aber da kam der Krieg, und da blieb der Krieg. Und der Kriegskomet droht den Stern von Wittenberg völlig zurücktreten zu lassen. Doch es gibt Gestalten aus der Vergangenheit, die sind stärker als die stärkste Gegenwart. Das gilt vor allem von dem Deutschesten der Deutschen, von unserm Reformator Luther. Seine Gestalt ist nicht tot unter uns; aber sie ist Schablone geworden. Da ist jeder Versuch wichtig, Luthers Person und Wirken neu und vielseitig zu beleuchten. Sehr begehrenswert ist in dieser Richtung Saagers Buch, das ein anschauliches Bild Luthers entstehen läßt in bunten Einzelgeschichten und Zügen. Eine große Menge Stoff ist geschickt zusammengestellt. Die Kapitel behandeln den ganzen Lebensgang unter Ueberschriften wie diesen: „Verzweifeln macht einen Mönch" — „Gezwungen zu rufen und schreien" — „Wohlan, so gelte Trotz in Gottes Namen" — „Der Mönch hat die Nonne zur Frau genommen" u. a. m. Von welcher Seite man an diese Gestalt herankommt, überall ist sie interessant und belebend. Wer das Buch liest, wird überrascht sein, wie wenig er von Luther wußte und wie wertvoll es ist, einen Einblick in das Leben dieses „Propheten der Deutschen" zu tun. Und die starke Persönlichkeit hat ansteckende Kraft; deshalb sagt der Verfasser im Vorwort: „Vielleicht, wahrscheinlich wird die kommende Zeit Bekenner und Verfechter fordern; aus Luthers Tat wird ihnen Kraft zufließen." Vor allem gebildeten Nichttheologen wird hier eine sehr geeignete Einführung in nicht zu schwerer Form geboten.

Lic. Dr. Werdermann.

Geschichtsphilosophie. Eine Kriegsvorlesung. Fragment aus dem Nachlaß von Wilhelm Windelband. Berlin, Reuther & Reichard.

Windelband hatte begonnen, seine letzte Vorlesung schriftlich festzulegen. Nur ein Bruchstück ist fertig geworden und wird hier veröffentlicht. Es enthält Gedanken über Geschichtsphilosophie, Geschichte, Geschichtskunde, Begriff und Idee der Menschheitsgedanken, die dem Kenner Windelbandscher Philosophie nichts Neues bieten, weiteren Kreisen aber willkommen sein werden, da sie aus der Zusammenfassung eines gegliederten und beherrschten Stoffes entstanden sind.

D.

Palästina-Handbuch. Von Davis Trietsch. Jüdischer Verlag. 3. Aufl. 333 S.

Von berufener Feder liegt uns in dem Bande eine umfassende Darstellung des Heiligen Landes vor. Verwaltung und Bevölkerung, Klima und Wirtschaft, Industrie und Handel, das ganze Verkehrswesen mit Zöllen und vieles andre finden eine kurze zusammenfassende Behandlung und rechtfertigen den Namen eines Handbuches. Die jüdischen Interessen sind natürlich in den Vordergrund gestellt worden. Auffallen muß allerdings, daß eine gute Karte dem Buche fehlt, die beiden „Karten" sind unzureichend.

Dr. Joh. Riedel.

Voraussetzungen und Veranlassungen für Bismarcks Eintritt in die Weltpolitik. Von Dr. Maximilian v. Hagen. Berlin, Verlag der Grenzboten. M. 1.80.

Ein Teil von des Verfassers größerer Arbeit über „Bismarcks Kolonialpolitik", behandelt diese Schrift ein sehr wichtiges Kapitel aus Bismarcks Wirken, das von entscheidender Bedeutung war für die ganze Kolonialpolitik des Deutschen Reiches. Dieses natürliche Interesse an der Studie wird erhöht durch die sorgfältige Verwertung der Quellen und durch die klare Art, mit der Hagen die Untersuchung geführt hat.

Z.

Israels Geschichte. Von Lic. Otto Eißfeldt, Dozent in Berlin. Tübingen, J. C. B. Mohr (52 S.). 50 Pf.

Auch in einer Gesamtsammlung über „Praktische Bibelerklärung" wird nun eine Darstellung der Geschichte des Volkes Israel geboten. Der allgemeine Standpunkt dieser Bearbeitung zeigt sich aber gleich in ihrem Anfang. Denn da meint der Verfasser, daß bei den Erzählungen über die Patriarchen von historischer Wahrheit nicht die Rede sein könne. Denn „alle Völker seien ein Gemisch mannigfacher, verschiedener Elemente". Bei dieser neuerdings oft wiederholten Behauptung fehlt nur eine Kleinigkeit, nämlich der Beweis ihrer Sicherheit, wie z. B. in den

Digitized by Google

Eingangsuntersuchungen meiner Geschichte der alttestamentlichen Religion kritisch dargestellt (1915) gezeigt wird. Für den Standpunkt, von dem aus die zur Besprechung vorliegende Darstellung unternommen worden ist, ist ferner auch die Behauptung charakteristisch, mit dem geschichtlichen Werte einer biblischen Erzählung sinke nicht auch ihr religiöser Wert dahin (S. 5). Die biblischen Autoren haben darüber anders und allein richtig gedacht. Abgesehen von diesen prinzipiellen Schwächen der gebotenen Darstellung besitzt sie viel Lebendigkeit und Schwung, kann daher bei kritischer Benützung dem Leser Förderung bringen. Ebendasselbe Schlußurteil gilt auch zugleich andern Nummern der bekannten „religionsgeschichtlichen Volksbücher", die aus dem Jahre 1914 uns vorgelegt worden sind, und unter denen besonders das Heft von Johannes Wendland (Basel) über „die neue Diesseitsreligion" hervorragt. Ed. König.

Grundlegung der Wertlehre. Von Erich Heyde. Leipzig, Quelle & Meyer.

Die Untersuchung, die mehr für den Fachmann als für weitere Kreise in Betracht kommt, ist am entschiedensten durch Rehmkes Philosophie beeinflußt; sie zeigt den kritischen Scharfsinn des Verfassers und seine Fähigkeit zu Wort- und Begriffszergliederungen. Aber das Ergebnis entspricht nicht ganz dem Aufwand an Denkmühe. Es läuft darauf hinaus, daß „Wert" innerhalb der Ding- und Bewußtseinswelt sich findet, und zwar als Beziehung am Wirklichen oder genauer als ein besonderes Wirken. Alle Besonderheit der Werte liegt in der besonderen Art des Wirkenden und des Gewirkten. Ob mit solchen Bestimmungen die philosophische oder gar die volkswirtschaftliche Wertlehre gefordert wird, bleibt abzuwarten. D.

Deutschlands religiöse Zukunft. Von Kurt Engelbrecht. Halle, Mühlmann. Bd. 6 der Theologischen Taschenbücher. Kart. M. 1.—.

Ein brennendes Problem wird vom Verfasser angeschnitten, und mancher feine Gesichtspunkt dafür beigebracht. Der deutsche Charakter ist gekennzeichnet durch die Spannung und doch innere Verbindung von Sachlichkeit und Innerlichkeit. Es wird nun beleuchtet, wie der Krieg eingewirkt hat auf die Gegenwart, und welche Hoffnungen man für die Zukunft haben darf, welche Forderungen man stellen muß. Wenn man von den „unverbesserlich Oberflächlichen" absieht, war der Krieg entschieden ein Weckruf. Ein vertieftes Nachdenken über den Opfergedanken, eine Hinführung zu Ewigkeitsgedanken, ein Erleben Gottes ist unverkennbar. Aber „das religiöse Leben ist noch keineswegs Religion. Religion ist nicht Wechsel und Weg, sondern Ziel und Zustand". Die Ausführungen sind oft anregend und tief, manchmal dunkel, und eine größere Klarheit und Gedankenordnung würde dem Buch und der Lektüre zustatten kommen. Aber auch so finden sich neben dem Angedeuteten bemerkenswerte Gedanken über rechte Schätzung des Dogmas, über die Gefahren des grenzenlosen Subjektivismus, des zügellosen Libertinismus. „Die schärfsten Worte sind hier nicht scharf genug, denn es geht um unser Wertvollstes." Dabei ist nirgends ein „Jammertalsdogma" oder Engherzigkeit zu verspüren. Denn die Religion will ja nicht mit Finsternis, sondern mit Helligkeit erfüllen.

Lic. Dr. Werdermann (Gnesen).

Das Bismarck-Jahr. Eine Würdigung Bismarcks und seiner Politik in Einzelschilderungen. Als Säkularschrift herausgegeben von Max Lenz und Erich Marcks. Mit 14 ganzseitigen Kupferdruckbildern. Volksausgabe. Geb. M. 6.—. Hamburg, Verlagsbuchhandlung Broschek & Co.

Die neue Volksausgabe des wertvollen Werkes, an dem unsre ersten Historiker mitgearbeitet haben, wird jedem Bismarckverehrer willkommen sein. Der bescheidene Preis ermöglicht die Anschaffung auch weniger kaufkräftigen Kreisen.

Die okkultistische Bewegung. Eine Aufklärungsschrift von Hans Freimark. Leipzig, Verlag von Wilhelm Heims.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift zeigt sich mit Tatsachen und Theorien leidlich vertraut. In der Anerkennung der sog. okkulten Geschehnisse geht er ziemlich weit: er hält sie für echte Erzeugnisse einer an den Menschen geknüpften besonderen Kraft. Aber er lehnt die spiritistische Deutung ab, kritisiert die anglo-amerikanische, die romanische und die deutsche Richtung mit gleicher Schärfe und hat eine klare Einsicht in die sozialen Begleiterscheinungen, die erotischen Unterströmungen und die geschäftliche Ausbeutung. Besonders entschieden wendet Freimark sich gegen die verworrenen Lehren der Theosophen, insbesondere auch gegen die deutsche Schule der Theosophie, mit der sich schon eine frühere Schrift desselben Verfassers beschäftigt hatte. D.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Anholt, Dr. Franz, Die deutsche Verwaltung in Belgien. Berlin und Brüssel, Verlag von Georg Stilke. M. 1.50.

Archiv für Wirtschaftsforschung im Orient. Herausgeber Reinhard Junge. Jahrgang I, Heft 3/4. Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag.

Below, Prof. Dr. Georg v., Kriegs- und Friedensfragen. (Heft 48 der „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft". Herausgeber Prof. Dr. v. Mammen.) Dresden und Leipzig, Verlag „Globus", Wissenschaftliche Verlags-Anstalt. M. 2.50.

Biese, Alfred, Theodor Storm. Eine Festgabe zum 100. Geburtstage. Hesse & Becker Verlag in Leipzig. Geh. M. 2.50.

Brepohl, F. W., Kraft zum Siege. Gedanken für unsere Feldgrauen. Heft 12: Wahrheit und Gesundheit in der Kunst von Prof. Dr. h. c. Fritz Mackensen. Bad Nassau (Lahn), Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur. 50 Pf.

Chatterton-Hill, Dr. Georges, Moloch England!! Was Deutschland im Fall eines englischen Sieges zu erwarten hätte. Dresden, Verlag „Das größere Deutschland". M. 1.—.

Emerson, Edwin, Mit den deutschen Heeren. Kriegsberichte eines Amerikaners 1914/15. Mit Bildnis und Faksimile-Brief des Verfassers, sechs Schlachtplänen und sechs Uebersichtskarten. München, Franz Hanfstaengl. M. 2.—.

Haus und Wohnung. Zeitschrift für Hausbau und Wohnungsausstattung. Heft 1, IX. Bd. Jeder Band 12 Hefte, einzeln je M. 1.20 (vollständig gebunden M. 15.—). Kleine Ausgabe 40 Pf. das Heft. Wiesbaden, Heimkulturverlag G. m. b. H.

Heimkultur — Deutsche Kultur (Heimstättenheft für Kriegsteilnehmer. Wege und Ziele für Offiziere und Mannschaften. Dem deutschen Heer gewidmet von der Gesellschaft für Heimkultur e. V. Wiesbaden. M. 1.—.

Huneker, James, Chopin, sein Leben und sein Werk. München und Berlin, Georg Müller, Verlag. Geh. M. 6.—, geb. M. 9.—.

Knabe, Alfred und **Zellmann, Reinhold**, Luther und sein Werk 1517/1917. Mit 1 Bildnis Luthers und 14 Abbildungen von Denkmälern. Halle (Saale), Herm. Gesenius. Geh. M. 3.—, geb. M. 3.50.

Liller Kriegszeitung. Sommerlese 1917. Herausgegeben von Hauptmann d. L. Höcker. Mit Bildschmuck und 16 zweifarbigen Einschaltbildern. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. Geb. M. 4.—.

Martinet, Henri, Wie das republikanische Frankreich aus dem Krieg von 1870/71 herauskam. Berlin W 9, Verlag „La Paix". M. 1.50.

Neumann, Prof. Dr. Ludwig, Das Deutsche Gymnasium und die Erdkunde. Kriegsforderungen an die höheren Schulen. Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag.

Niebergall, Friedrich, Die lebendige Gemeinde (Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. Begründet von Friedrich Michael Schiele, IV. Reihe, 24. Heft.) Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. 50 Pf., geb. 80 Pf.

Ost, Dr. G., zurzeit Hauptmann d. L., Oberrealschuldirektor, Unser Irrtum über Frankreich. Dresden, Verlag „Das größere Deutschland". 60 Pf.

Overbeck, Prof. Dr. Alfred Freiherr v., Die Kapitulationen des Osmanischen Reiches. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller). 80 Pf.

Posse, Ernst, Ueber Wesen und Aufgabe der Presse. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 1.—.

Rittershaus, Dr. Adeline, Altnordische Frauen. Frauenfeld und Leipzig, Verlag Huber & Co. Geb. M. 5.50.

Schaukal, Richard, „Heimat". Kindheitserinnerungen. Wien und Prag, K. k. Schulbücherverlag. Kr. 1.50.

Schmidt-Kestner, Hans, Von allerlei Menschen. Hannover, Friedrich Gersbach, Verlag. M. 3.—.

Schubert, Margarete, Die letzten Menschen. Drama in fünf Aufzügen. Osterwieck, Verlag von A. W. Zickfeldt. M. 2.—.

Stephinger, Dr. Ludwig, Wirtschaftsausschüsse als Aufklärungsorganisationen. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr. 30 Pf.

Triebnigg, Ella, Ums Erbe. Eine Erzählung von deutschen Ansiedlern über Südungarn. Leipzig, Interim-Verlag Adriaan van den Broecke. Geb. M. 4.50.

Bowinckel, Ernst, Erscheinungen. Gedichte. Köln, Salm-Verlag. M. 1.25.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die Kriegs- und Friedensapostel Wilson, Lloyd George, Poincaré und Genossen und deren Kriegs- und Friedensgeschäft

Ein offenes Wort über praktische Weltpolitik und Diplomatie

Die zahlreichen und mannigfaltigen, oft ruhigen und noch öfter erregten Friedensdiskussionen, wie wir sie heute allenthalben in unserem lieben deutschen Vaterlande hören und lesen können, beweisen recht deutlich, daß wir die deutschen Idealisten, das Volk eines Lessing, Kant, Schiller und Goethe und so vieler unserer großen Dichter und Denker geblieben sind. Gewiß nicht zu unserer Schande oder zum Schaden unserer kulturellen, wirtschaftlichen und staatlichen Entwicklung. Angesehenste Geistesgrößen unserer heutigen Hauptfeinde, aus England David Hume, Thomas B. Macaulay, George N. G. Lord Byron, Charles Dickens, Thomas Carlyle, Charles Kingsley, J. Holland Rose, aus Frankreich Michel de Montaigne, Graf Mirabeau, Jules Michelet, F. Guizot, Frau v. Staël, Hektor Berlioz, Paul Sabatier, Pater Didon, Leroy-Beaulieu und Viktor Cambon, aus Nordamerika Ralph Waldo Emerson, Henry Wadsworth Longfellow, John L. Motley und M. D. Learned (und noch viele andere aus diesen drei Feindesländern) haben unseren Fleiß und unsere Fähigkeiten, unsere Kultur und unsere gesunde Stärke, unsere Verwaltungsformen und unsere Freiheitsliebe, unsere bürgerlichen und soldatischen Tugenden gerühmt und unsere Fortschritte auf allen wichtigen Gebieten.

So sehr uns unser Idealismus, der sozusagen jeden einzelnen von uns in besonderem Ausmaß und in besonderer Richtung bewegt, für unser geistiges und materielles Fortkommen und für unsere Staatsform von größter Bedeutung war und immer sein wird, so wenig nutzt er uns in der Weltpolitik. In unserem eigenen Lande konnten und können wir alle die verschiedenen Ideale in Ruhe und mit Bedacht zum gemeinsamen Wohle verwerten, in der Weltpolitik schaden sie uns nur allzu oft, weil sie die notwendige, allein Erfolg versprechende Einheitlichkeit nach großen und starken Gesichtspunkten verhindern können. Nicht als ob die Wünsche und Meinungen von jedem Einfluß auf die Außenpolitik auszuschließen seien, aber die Diskussion muß schnell zu einheitlichem und entschlossenem Vorgehen führen, das gegebene Situationen prompt ausnutzt. Das gilt ganz besonders jetzt bei der Behandlung der Weltfriedensfrage. Wir müssen die Blößen und Schwächen unserer Kontrahenten schnell und geschickt ausnutzen. Will jeder von uns seinen eigenen Frieden haben und hartnäckig auf seiner Forderung bestehen, dann kommen wir niemals weiter, da ein Friede unter

Copyright 1917 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Berücksichtigung unzähliger Friedensideen mit Millionen Paragraphen nie zustande kommen kann.

Suchen wir also wirklich praktische Weltpolitik zu treiben, indem wir endlich die Polemik unter uns schließen, jede ideale und akademische Diskussion über das Friedensgeschäft und über Geschäftskrieg und Geschäftsfrieden. Der einzige Weg, weiterzukommen, ist eine ausgesprochene, einheitliche und entschiedene Stellungnahme zu den allerdings nur in großen Umrissen, aber immerhin erkennbar gewordenen Friedensbedingungen des unter der Firma Wilson, Lloyd George, Poincaré und Genossen gebildeten Kriegs- und Friedensgeschäfts.

Aus sehr wichtigen politischen Gründen wäre für alle Parteien vorläufig Schweigen und Gewehr in Ruhe im Interesse des künftigen Weltfriedens dringend zu empfehlen. Wir dürfen die Vorarbeit unseres vortrefflichen jetzigen Leiters der auswärtigen Politik nicht stören und werden dadurch mehr erreichen, als durch jeden unnötigen und schädlichen Parteistreit. — Wir kehren aber zu den mit Wilson, Lloyd George usw. etwa zu führenden Verhandlungen zurück.

Die Hauptforderungen sind neben vielen anderen nebensächlichen und von der Firma wohl selbst nicht ernst genommenen folgende: Aufgabe der Okkupationen, keine Vor- und Nachannexionen und keine Eroberungen, aber Abtretung Elsaß-Lothringens und vielleicht auch des linken Rheinufers, des Trentinos, Triests, Dalmatiens, Konstantinopels usw., Befreiung unterjochter Völker, Beseitigung des Militarismus, und zwar alles das als Vorbedingung für das gnädige Herablassen der Ententefirma zu Verhandlungen. Die Forderungen sind, weil ganz einseitig, natürlich für uns gänzlich unannehmbar; trotzdem aber bieten sie eine ganz treffliche Handhabe, die Gegner zu einer keineswegs unfruchtbaren Friedensdiskussion mit uns aufzufordern. Da sie ihre Rechnung gemacht haben, werden sie uns gestatten müssen, die Gegenrechnung aufzustellen, und da sie, wenn sie überhaupt je Frieden haben wollen, hierzu Stellung nehmen müssen, kommt die Friedensfrage sicher bald derartig ins Rollen, daß sich Friedensverhandlungen von selbst ergeben werden.

Verlangt die Ententefirma von uns Räumung des besetzten Gebietes, so dürfen wir dasselbe von ihr verlangen, also Aufgabe unserer Kolonien, und zwar im Ausmaß der wirtschaftlichen und strategischen Bedeutung unserer Okkupationsterritorien Zug um Zug, Aufgabe des französisch- und des belgisch-flandrischen Küstenteils und Mesopotamiens durch die Engländer in gleicher Weise. Da die belgischen Machthaber, wie die Entente, die wohl am besten unterrichtet ist, ehrlicherweise wird zugestehen müssen, in Zukunft sicher noch weit weniger wahrhaft neutral bleiben wollen, wie sie das schon vor Kriegsausbruch waren, müssen Sicherungen geschaffen werden, die eine wirkliche Neutralität Belgiens nach allen Seiten hin garantieren. Die feindliche Forderung der Abtretung Elsaß-Lothringens, der Rheinlande durch uns und weiterer Gebietsteile durch unsere Bundesgenossen beantworten wir mit der Forderung der Räumung von Calais, Gibraltar, Malta,

Digitized by Google

Zypern, Aegypten, Indien, Südafrika, Kanada, Marokko, Algerien und Tunesien, Cochinchina, der Philippinen und Kubas. Wenn die Entente darauf erwidert, Gibraltar, Malta, Algerien usw. seien schon längst vollständig englisch bzw. französisch geworden, so wird sie gerne eine ganz und gar unbeeinflußte Volksabstimmung als weltgültigen Beweis anordnen, auch wir werden die Elsaß-Lothringer und, wenn Herr Poincaré, der sogar für die Befreiung des unterjochten gesamten linken Rheinufers eintritt, das wünscht, auch die Rheinländer, Pfälzer, Hessen und Birkenfelder zur Abstimmung auffordern. Unsere Bundesgenossen werden das gleiche in den ihnen abverlangten Gebieten tun. Die Nichtbeeinflussung der Bewohner aller dieser Gebiete soll durch gegenseitige Kontrolle und andere geeignete Maßnahmen gesichert werden. Damit wäre auch der Weg zur gemeinsamen Befreiung etwa unterjochter Völker beschritten, es muß dann notwendigerweise auch die irische Frage durch Volksabstimmung gelöst werden, denn England wird es doch nicht ernstlich wagen, als Vorkämpfer für die Völkerfreiheit aufzutreten, so lange die ganze zivilisierte Welt ihm vorhalten kann, Irland stehe wider Willen unter seiner Herrschaft.

Und nun zur Ententeforderung der Beseitigung des Militarismus! Der beste Beweis für das Vorhandensein eines weltgefährlichen Militarismus eines Landes sind dessen Eroberungskriege. Nicht der Gesinnungsmilitarismus gefährdet den Weltfrieden, er hindert auch nicht die kulturelle Entwicklung des Volkes, das ihn pflegt, das beweisen die gewiß nicht unmaßgeblichen Urteile der eingangs genannten Männer aus den feindlichen Ländern über Deutschland, sondern das tut der Zweckmilitarismus, der dem Angriff und der Eroberung dient. Die Geschichte der letzten fünfzig Jahre berichtet von französischen, englischen und nordamerikanischen Eroberungszügen, während Deutschland niemand angegriffen hat. Der Zweckmilitarismus Englands umfaßt auch dessen Zweckmarinismus. Es ist falsch, als Militarismus nur die Schaffung, Pflege und Ausnutzung der Landtruppen zu bezeichnen, des Kriegsmarinismus Ursprung und Ziel kennzeichnet ihn als einen Bestandteil des Militarismus. Wir verweisen also auf diesen Zweckmilitarismus unserer Feinde und fordern im Interesse der zukünftigen Verhinderung von Eroberungskriegen seine Abschaffung. Sollten aber die Gegner nicht von dem Vorhandensein ihres Zweckmilitarismus zu überzeugen sein und lediglich den großen Umfang der Streitkräfte eines Landes als Beweis für das Vorhandensein des Militarismus anerkennen, so werden wir darauf hinweisen können, daß Frankreich trotz kleineren Flächenraumes und weit geringerer Bevölkerungszahl im Juli 1914 fast die gleiche Heeresstärke hatte wie Deutschland, wir dürfen ferner auf die gewaltige englische Flotte als Werk und Werkzeug des britischen Militarismus hinweisen, und erst recht dürfen wir an die gegnerischen Rüstungen im Laufe dieses Krieges erinnern, daran, daß z. B. Italien an seiner Front etwa 40 Prozent mehr Soldaten aufgestellt hat als Oesterreich-Ungarn,

Digitized by Google

früher sogar 200 Prozent, daß ein ähnliches zahlenmäßiges Uebergewicht England und Frankreich an der Westfront besitzen oder zeitweilig besaßen, und daß die Friedensapostel der Vereinigten Staaten dieses Uebergewicht noch um Millionen Soldaten erhöhen wollen. Dabei werden wir nicht vergessen, an das ebenso brutale wie sinnlose Hinopfern von Hunderttausenden von Soldaten durch die Entente in einer einzigen Schlacht als an einen Beweis des brutalsten Militarismus zu erinnern. In diesem Sinne sind wir auch, Zug um Zug, zur Abschaffung des etwa aus Zahl und Umfang der Streitkräfte gekennzeichneten Militarismus bereit.

Unsere Gegenrechnung weist als notwendigste Voraussetzung des Weltfriedens ferner die Forderung der Freiheit der Meere auf. England ist diese Forderung höchst unbequem, es läßt nach bei ihm gewohnter Methode seine Presse und seine Politiker verkünden, die Freiheit der Meere sei ja längst vorhanden. Wir aber können leicht nachweisen, daß diese Freiheit nur eine englische ist, daß die Briten nur durch Eroberungen und durch erfolgreiche Angriffe auf andere Völker — Spanien, Frankreich und Holland wüßten darüber zu berichten — sich diese selbstherrliche Freiheit verschafft haben, daß davon auch jedem, der es noch nicht wissen sollte, Dünkirchen und Calais (in den vergangenen Jahrhunderten und während dieses Krieges), Gibraltar, Malta, Zypern, Aegypten, Aden, das Kapland und so viele andere mit roher Gewalt eroberte meerbeherrschende Territorien in der weiten Welt Aufschluß geben könnten, daß die heutige Freiheit der Meere für die Nichtengländer genau so viel Wert hat wie ihre Freiheit in englischen Territorien. Was wir fordern und fordern dürfen, ist ein freies Meer, das keinem Staate die leichte Möglichkeit bietet, den zu bedrängen und fortzuweisen, der ihm aus machtpolitischen oder geschäftlichen Gründen nicht paßt. Wir fordern, daß England die unumschränkte Seeherrlichkeit aufgibt, was es nur durch die Herausgabe seiner Stützpunkte an deren rechtmäßige Besitzer tun kann. Bei dieser Forderung sind wir der Zustimmung aller europäischen Nationen gewiß, denen die englische Seefreiheit ihren Erwerb im freien Verkehr der Völker der Erde geraubt, denen es Licht und Luft für eine ihrem Fleiß entsprechende Entwicklung ihrer Wirtschaft genommen hat.

Wir fordern auch die Aufhebung der Hungerblockade, die, militaristisch im allerschlimmsten Sinne des Wortes, ein Siebzigmillionenvolk vernichten will.

Das ist die Gegenrechnung, die wir der Ententefirma übergeben wollen. Wir betonen, daß es eine Gegenrechnung ist, veranlaßt durch die Forderungen der Ententefirma. Die Wirkung wird nicht ausbleiben. Sie wird zunächst in der Aufklärung der Völker der feindlichen Staaten bestehen, niemand wird uns Chauvinismus und die Absicht, fremde Völker zu unterjochen, vorwerfen können. Es hieße an dem gesunden Menschenverstand auf der Gegenseite zweifeln, wollte man annehmen, daß eine derartige Formulierung unserer Friedenswünsche keine weitere Diskussion der allgemeinen Friedensbedingungen veranlassen würde. Das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit, für die Tatsachen und Lehren der Geschichte ist trotz der leider vorhandenen Kriegspsychose nicht ganz ausgestorben, es schlummert vielfach nur, wir müssen es wecken. Das gelingt uns um so eher

Digitized by Google

und besser, je geschlossener und entschiedener wir unsere Gegenrechnung vorlegen und die Völker der feindlichen Staaten auffordern, sich zu ihr zu äußern.

Nicht die Völker der feindlichen Staaten sind die Kriegsverlängerer, wenn es auch gar viele unter ihnen geben mag, denen Verblendung, Täuschung oder niedriger Chauvinismus den Sinn für Wahrheit und Humanität genommen haben; die Verantwortung für die sinnlose Fortsetzung des Krieges trägt die Firma Wilson, Lloyd George, Poincaré und Genossen. Lloyd George und Poincaré mag es vor der Abrechnung grauen, die ihre Völker und die ganze Menschheit einst von ihnen fordern werden. Sie fürchten sich vor dem Tage der Abrechnung und suchen ihn hinauszuschieben wie mit schwerer Schuld Beladene. Deshalb täuschen sie ihren Landsgenossen deutschen Vernichtungswillen vor, den man nur durch die Vernichtung Deutschlands brechen könne, deshalb suchen sie dieses Land als den Hort der Tyrannei hinzustellen, als einen Feind jeglicher menschlicher Freiheit, deshalb vor allen melden sie Siege an Tagen, da Hunderttausende der Ihrigen in unsinnigem Anstürmen gegen den deutschen Wall gefallen sind, feiern die Besetzung von nicht selten ihren Heeren freiwillig überlassenem Unland und von spärlichen Dorfruinen als glorreiche Fortschritte auf der Bahn des sicheren Sieges. Und Woodrow Wilson steht ihnen zur Seite, hat ihnen seit Kriegsbeginn als Friedensapostel Munition und Geld geliefert, hilft ihnen jetzt mit dem Versprechen der Bereitstellung eines millionengroßen Hilfsheeres den nutzlosen Massenmord fortsetzen. Gegen diese Kriegs- und Friedensapostel richtet sich unsere Gegenrechnung, mit ihr wollen wir sie zur Stellungnahme zwingen, ihnen die Möglichkeit nehmen, den Krieg auch nur mit einem Schein von Recht fortzusetzen. Sie richtet sich auch gegen die erbarmungslose Kapitalistenclique, jene Seele der Ententefirma, die für den Gewinn aus Munitionslieferungen und für die Bildung milliardenverdienender zukünftiger Welttrusts täglich Unzählige hinschlachten läßt.

Ein großer Neutraler, ein Herrscher ohne Waffen und Land, aber auf hoher Warte stehend, einer, der in diesen schwierigen Zeitläuften den Willen zur Gerechtigkeit so herrlich bewiesen hat, daß nur kleine Seelen, voreingenommene Menschen ihm mißtrauen können, der nur Liebe gezeigt, Trost gespendet, die Gabe der Friedfertigkeit vom Himmel auf die streitende und aus zahllosen Wunden blutende Menschheit herabgefleht hat, der ruft die Gewissen mit Liebe und Ernst, mit Schonung und doch mit ergreifender Entschiedenheit, es ist Papst Benedikt XV. Er will durch seine Friedensbotschaft zur Vernunft rufen, er bittet die Lenker der streitenden Völker, er mahnt sie, er beschwört sie, Vorschläge zu machen, die einen Frieden auf dem Boden der Verständigung über alle Forderungen vorbereiten können. Wir haben die Friedensnote des Papstes in entgegenkommendem Sinne beantwortet, in diesem Sinne soll auch unsere Gegenrechnung an unsere Feinde wirken, und sie wird, wenn drüben die Verantwortlichen die Zeichen der Zeit noch verstehen können, wenn das Gewissen nicht ganz erstorben ist, zur Gegenäußerung zwingen, die Gegner werden zeigen müssen, ob auch sie aufrichtig ein Ende des blutigen Ringens wünschen und

Digitized by Google

nicht gegen einen gerechten und dauerhaften Frieden sind, der allein eine bessere Zukunft der Völker verbürgen kann, den wir aber auch einzig und allein durch Verhandlungen nach vernünftigen Grundsätzen schaffen können.

Lehnen die Gegner jede Aussprache, jedes sachliche Eingehen auf unsere Gegenrechnung ab, die nur gerechten Ausgleich, gleiche Rechte und gleiche Pflichten fordert und eine Unterlage für die Schaffung eines dauerhaften Friedens bietet, dann mögen sie vor aller Welt die Verantwortung tragen. Wir sind zum Frieden bereit, aber auch zur weiteren Verteidigung entschlossen, wenn die Gegenseite den Frieden nicht will. Einmal, und wohl früher, als man in den leitenden gegnerischen Kreisen glauben mag, wird's dann doch tagen, und dann werden, vielleicht ohne Poincaré und Lloyd George, Rechnung und Gegenrechnung besprochen und Ausgleichungen vorgenommen werden, die den Frieden bedeuten. Nur unsere genau festgestellte, frei, geschlossen und entschieden vom ganzen Volke vertretene und ebenso den Feinden vorgetragene Gegenrechnung wird den Friedenswagen ins Rollen bringen.

Bleibende Werte der Geschichte

Von

Generalleutnant Freiherrn v. Freytag-Loringhoven,
Dr. h. c. der Universität Berlin

Der Weltkrieg soll uns Anlaß geben, unser Volksleben nach allen Richtungen zu durchforschen. Er wird, das ist sicherlich die Ueberzeugung aller, den Ausgang bilden für mancherlei Neuentwicklungen. Daraus ist aber noch nicht zu folgern, daß ein völliges Umlernen stattzufinden habe, als ob nun plötzlich alle Lehren der Geschichte für die heutige Welt ihre Gültigkeit verloren hätten. Manche Aeußerungen, die wir jetzt vernehmen, klingen so, als ob die ganze bisherige Weltgeschichte nichts als eine häßliche Dummheit gewesen wäre, wie sich Steinmetz in seiner „Philosophie des Krieges“ [1]) ausdrückt. Das Gegenteil ist zutreffend. Der Wert richtig angestellter geschichtlicher Betrachtung besteht vor allem darin, daß durch sie der Blick für die Gegenwart und Zukunft sich schärft. Clausewitz schreibt: [2]) „Wer sich in einem Element bewegen will, wie es der Krieg ist, darf durchaus aus den Büchern nichts mitbringen als die Erziehung seines Geistes; bringt er fertige Ideen mit, die ihm nicht der Stoß des Augenblicks eingegeben, die er nicht aus seinem eigenen Fleisch und Blut erzeugt hat, so wirft ihm der Strom der Begebenheiten sein Gebäude nieder, ehe es fertig ist.“ Das gilt nicht nur im Kriege, sondern ganz allgemein im staatlichen Leben.

---

[1]) Leipzig 1907, S. 163.
[2]) Band VII, „Feldzug 1812“.

Digitized by Google

Wer an verantwortlicher Stelle steht, darf an dem Schatz der Erfahrungen, die uns die Geschichte bietet, nicht achtlos vorübergehen. Nur allzu starres Festhalten am Alten entfremdet uns der Gegenwart, geschichtlicher Sinn aber, der zugleich den Geist weitet und das im Alten vorhandene Gute erkennen und achten lehrt, ist von hohem Wert. Darin besteht die „Erziehung des Geistes" durch die Geschichte.

„Fertige Ideen" aus ihr zu entnehmen, ist allerdings verfehlt. So können wir unserem Geist keine bessere Schulung angedeihen lassen, als wenn wir bei Bismarck in die Lehre gehen, falsch dagegen ist es, seine Gedanken ohne weiteres auf die heutige, von der seinigen doch recht verschiedenen Zeit zu übertragen. Es ist daher nicht zu rechtfertigen, wenn, wie es so vielfach geschieht, immerfort Bismarck ins Treffen geführt wird für Dinge, die zu seiner Zeit entweder gar nicht vorhanden waren oder doch sehr anders lagen. So zu verfahren ist unhistorisch. „Jede Epoche ist," wie Ranke sagt,[1]) „unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst. Dadurch bekommt die Betrachtung der Historie, und zwar des individuellen Lebens in der Historie einen ganz eigentümlichen Reiz, indem nun jede Epoche als etwas für sich Gültiges angesehen werden muß und der Betrachtung höchst würdig erscheint." Daraus folgt, daß große Traditionen zwar hochzuhalten sind, Uebertreibungen in ihrer Auslegung jedoch der Gegenwart nur schaden können. Die Tradition an sich ist wertlos, wenn sie uns nicht dazu verhilft, den in ihr ruhenden Gehalt in unserem Handeln für die Gegenwart zum Ausdruck zu bringen und für diese nutzbar zu machen.

Jakob Burckhardt[2]) nennt die Geschichte „die unwissenschaftlichste aller Wissenschaften, nur daß sie viel Wissenswürdiges überliefert. Scharfe Begriffsbestimmungen gehören in die Logik", fährt er fort, „aber nicht in die Geschichte, wo alles schwebend und in beständigen Uebergängen und Mischungen existiert. Philosophische und historische Begriffe sind wesentlich verschiedener Art und verschiedenen Ursprungs; jene müssen so fest und geschlossen als möglich, diese so flüssig und offen als möglich gefaßt werden". Es kann gar nicht anders sein, da die Geschichte sich nicht auf dem Gebiete der Spekulation bewegt, sondern sich mit lebensvoller Wirklichkeit befaßt. Die Flüssigkeit und Offenheit ihrer Begriffe aber, die Burckhardt so treffend hervorhebt, erklärt andererseits sowohl die Geringschätzung, die ihr in bewegten Zeiten, wie der jetzigen, zuteil wird, als den Mißbrauch, der vielfach mit ihr getrieben wird, das Haften am rein Aeußerlichen, selbst am Anekdotenhaften, das sie uns übermittelt.

Ganz allgemein betrachtet, sind nicht die Ereignisse als solche wichtig, sondern die in ihnen wirkenden und zutage tretenden Tendenzen. Der Geschichtsunterricht auf den Schulen hält sich viel zu sehr bei den Tatsachen auf, wenn auch zu-

---

[1]) „Ueber die Epochen der neueren Geschichte". Vorträge, dem König Maximilian II. von Bayern gehalten. Herausgegeben von Alfred Dove. Leipzig 1888.

[2]) „Weltgeschichtliche Betrachtungen". Berlin und Stuttgart 1905. S. 81.

Digitized by Google

zugeben ist, daß solche zuerst in jugendlichen Köpfen haften müssen, bevor in ihnen Verständnis für den Zusammenhang der Dinge geweckt werden kann.

Die Unbestimmtheit der geschichtlichen Wissenschaft leistet der Willkür in der Auslegung der Geschehnisse entschieden Vorschub. Solche Willkür offenbart sich bei uns in der Art wie zurzeit vielfach unser Hauptfeind, England, rückschauend betrachtet wird. Wir verfahren dabei, weil wir lediglich vom heutigen Standpunkt aus urteilen, unhistorisch. In seiner Schrift „England und der Kontinent“ [1]) führt Alexander v. Peez aus, daß die englische Politik seit Jahrhunderten jenseits von Gut und Böse stehe und den Charakter einer im Ziele nie schwankenden, nur in den Mitteln wechselnden Naturmacht angenommen habe. Von ihr gelte es zu lernen, sich von kleinlichen Anschauungen und Sentimentalitäten frei zu machen. Das ist soweit ganz richtig. Auch wir sollten ja wohl die Sentimentalitäten vergessen, haben es aber anscheinend nicht fertiggebracht. Die großen Ziele sind aber von den englischen Politikern im Laufe der Jahrhunderte doch nicht immer mit ganz der Stetigkeit verfolgt, wie Peez annimmt. Er kennzeichnet gewiß treffend die großen Richtlinien der englischen Politik, aber diese hat doch auch häufig Zeiten der Schwäche gehabt. Ueberhaupt ist es nicht unbedenklich, die vielfache Bedingtheit geschichtlichen Lebens solchen allgemeinen Gesichtspunkten unterzuordnen. So hat die Zeit nach dem Siebenjährigen Kriege in England ein kleines Geschlecht gefunden. Von der „im Ziele nie schwankenden Naturmacht“ ist damals wenig wahrzunehmen, ebensowenig 1802, als England den Frieden von Amiens einging. Auch ist es nicht zutreffend, wie so oft behauptet wird, daß England von jeher sein Hauptaugenmerk andauernd darauf gerichtet habe, die Mächte des Festlandes untereinander zu entzweien, um für sich daraus Vorteil zu ziehen. Es hat nur stets die Lage auf dem Festlande klug zu nutzen verstanden. Aus solcher geschickten Verwertung seiner insularen Stellung und seiner Herrschaft über die Meere aber ist ihm doch wohl kein Vorwurf zu machen. Das „right or wrong, my country“ freilich ist fast immer mit einer Brutalität zum Ausdruck gebracht worden, die uns abstößt, nicht minder wie die Heuchelei und insulare Beschränktheit der Briten. Sie berühren uns um so unangenehmer, als wir uns bewußt sind, daß unser deutsches Volk an Bildung und Gesittung erheblich höher steht als das britische. Nicht die Sache selbst sollte man bei der englischen klugen Realpolitik tadeln, sondern die Mittel, die sie anwendet.

Vor dem Weltkriege betrachtete man bei uns England vielfach anders als jetzt, weil es mit dem Maßstabe gemessen wurde, den sein öfteres Zusammengehen mit den deutschen Mächten in früherer Zeit an die Hand gab. Wenn wir aber mit Recht die Zähigkeit loben, mit der die Briten in den Napoleonischen Kriegen durchgehalten haben, so darf uns der Haß nicht blind machen gegen die Größe des jetzt von ihnen Geleisteten. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und die Einstellung des ganzen Landes auf den Krieg haben ihm eine Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse gebracht, die um so

[1]) Wien und Leipzig 1909.

Digitized by Google

schwerer wiegt, als sie das Aufgeben zahlloser eingewurzelter Gewohnheiten dieses konservativen Volkes im Gefolge hatte. Der Krieg hat vollauf zur Wahrheit gemacht, was Erich Marcks bereits 1910 schrieb:[1]) „Ein ungeheures staatsmännisches Erbe im Denken und im Handeln, auch in der Taktik der Politik, hat sich innerhalb der regierenden aristokratischen Schichten durchgebildet und übertragen; es ist längst auch dem Bürgertum, es ist auch dem Arbeitertum zugeflossen und von ihnen in weitem Maße aufgenommen worden. Wir bewundern die Kraft dieser Schulung, dieser politischen Tradition, dieser politischen nationalen Instinkte. Auch die Demokratisierung des letzten Menschenalters hat dem neuen England, der Hauptsache nach, ein festes, selbstverständliches Verhältnis seiner Massen zum nationalen Staate belassen, um das wir es bewundern, ein Gemeingefühl, das über die Partei, einen Instinkt, der über die Dogmen hinausragt." Jedenfalls hat unsere Geschichte und unsere Eigenart dahin geführt, daß wir Deutsche von solchem Gemeingefühl leider noch weit entfernt sind. Die uns eigene Objektivität ist häufig nichts anderes als Schwäche, wo wir selbst dem Gegner im Uebereifer gerecht zu sein trachten, sie ist aber angebracht, wo wir von ihm mit Nutzen zu lernen vermögen, tut er es doch auch von uns. Einseitiges Verurteilen fremden Volkstums ist jedenfalls nicht zu billigen. Ihm liegt stets der Fehler falscher Verallgemeinerung geschichtlicher Tatsachen zugrunde.

Kein Ereignis wiederholt sich im Laufe der Geschichte genau in der gleichen Weise. Ursache und begleitende Umstände werden stets verschieden sein. Dennoch finden sich vielfach auffallende Uebereinstimmungen. „Weit auseinander entlegen zeigt sich dasselbe Phänomen bisweilen in befremdlich genauer Wiederholung wenigstens dem Kerne nach, wenn auch unter sehr verschiedenem Kostüm."[2]) Dieses ist denn auch sehr verschieden in dem von Alexander I. und dem neuerdings von den Zentralmächten Polen gegenüber eingehaltenen Verfahren. Die Polen aber haben beidemale ihre Befreiung und die teilweise Wiederherstellung ihres Reiches mit Undank gelohnt. Stein hat damals vergeblich Alexander I. vor der Errichtung des Königreichs Polen gewarnt. Das polnische Problem behielt zwar auch bei voller Kenntnis und Beherzigung dieses Vorfalls seine Schwierigkeiten, aber die Kenntnis früherer Vorgänge hätte viele vor Enttäuschungen bewahrt. Die große französische und die neueste russische Revolution zeigen viele gemeinsame Züge, wobei allerdings dahingestellt bleiben mag, inwieweit wir es bei den Russen nur mit einer bewußten Nachahmung zu tun haben; vermag doch dieses Volk aus sich selbst heraus so gut wie nichts hervorzubringen. Auch das Vorbild der Pariser Kommune von 1871 ist für Rußland nicht umsonst geblieben.

Eine andere Wiederholung zeigt sich uns darin, daß, noch während der Weltkrieg andauert und unsere Tapferen in West, Ost und Süd, in der Luft

---

[1]) „Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart." Stuttgart und Berlin 1910. S. 37.

[2]) Burckhardt, a. a. O., S. 82.

Digitized by Google

und unter Wasser ihr Leben für das Vaterland einsetzen, man sich bei uns und in Oesterreich-Ungarn weit über das Maß des Zulässigen und Möglichen mit der Ausgestaltung einer angeblich schönen Zukunftswelt befaßt. Aehnlich war es im Befreiungskriege. Napoleon, der Tyrann Europas, war noch nicht durch die vereinten Anstrengungen der verbündeten Heere niedergezwungen, da erging man sich in Deutschland bereits in den kühnsten Phantasien über die künftige Staatsordnung Europas und die Abschaffung der stehenden Heere. Daß sie noch im Kampfe standen, ja 1815 noch den letzten Schlag gegen den Weltenbezwinger zu führen hatten, kümmerte diese Ideologen nicht. Derartige geschichtliche Wiederholungen sind im Grunde natürlich, da die Menschen durch die Jahrhunderte Menschen bleiben mit allen ihnen anhaftenden Schwächen. Das mag bekümmerlich sein, ist aber andererseits wiederum tröstlich, denn es trägt zu unserer Beruhigung bei, daß so manches, das uns widerfährt, bereits unseren Vorvätern begegnete, ihm somit nicht der Schrecken des Unerhörten innewohnt.

Voraussetzung hiefür bleibt allerdings, daß unser Volk sich insoweit ein sicheres Urteil bewahrt, daß es zu unterscheiden vermag zwischen haltlosen Ideologien und gesunden Wirklichkeitsbestrebungen, vor allem, daß es diese auch in den großen Zeiten seiner Vergangenheit zu finden weiß. Wie eindringlich ist doch die Sprache, die der Krieg von 1870/71 und nun gar der Weltkrieg redet. Ist es deutsche Art, voll innerer Demut in dankbarem Aufblick zu Gott der Großtaten unseres Volksheeres zu gedenken und nicht in Ruhmredigkeit zu verfallen, so ist freudiger Stolz auf das Geleistete doch vollauf berechtigt. Ihn sollten wir aus Vergangenheit und Gegenwart gelernt haben. Bringt uns der Weltkrieg keine innere Erhöhung der deutschen Menschheit, so betrügen wir uns um seinen schönsten Gewinn. Solche Erhöhung aber erwächst uns nicht, indem wir Traumbildern nachjagen, sondern nur auf dem festen Boden guter Ueberlieferung. Und welches Volk hätte eine bessere aufzuweisen als wir in unserem Heere! Im einzelnen werden wir an seinen Einrichtungen nicht starr festhalten dürfen, vielmehr dort zu bessern haben, wo es die nie rastende Zeit verlangt, als Ganzes aber sollen wir dieses bewährte Heerwesen stehenlassen wie einen rocher de bronce. Es hat im Weltkriege eine so glänzende Probe seiner Gesundheit abgelegt wie kaum jemals eine menschliche Einrichtung, hüten wir uns daher, an ihm grundlegende Aenderungen vorzunehmen. Sie können ihm unmöglich frommen.

Die große demokratische Einrichtung, die unser Heer darstellt, bedarf eines auf aristokratischer Grundlage ruhenden Offizierkorps in dem weiten Sinne, wie es schon Scharnhorst vorschwebte. Unerläßlich ist ferner, daß dem Heere, wie es bisher stets geschehen ist, auch weiterhin die Politik ferngehalten wird. Nur reinste vaterländische Gesinnung darf in ihm Raum haben, das ist gerade für ein diszipliniertes Volksheer Bedingung. Ein solches besaß Frankreich bis zum Jahre 1870 nicht. Die französische Armee ist denn auch bei den öfteren politischen Umwälzungen des Landes unwillkürlich in die Politik hineingezogen worden, zumal auch sie zur Deputiertenkammer wählte, unter deren Mitgliedern

Digitized by Google

sich eine Anzahl von Generalen und höheren Offizieren befand. Eine derartige Armee, die wesentlich den Charakter einer Söldnertruppe trug, barg in sich die stete Gefahr, daß sie im Innern einer Säbelherrschaft Vorschub leistete, nach außen aber „einen ausgreifenden kriegerischen Ehrgeiz zu betätigen suchte".[1]) Das veranlaßte Moltke, im Reichstage des Norddeutschen Bundes vom 19. März 1869 zu sagen: „Seien wir froh, daß wir eine Armee haben, die uns gehorcht. Blicken wir auf andere Länder, wo die Armee nicht die Schutzwehr gegen die Revolution ist, sondern wo diese aus der Armee hervorgeht." Und am 7. Juni 1872 äußerte der Feldmarschall im Deutschen Reichstage: „Die Disziplin macht die Armee erst zu dem, was sie sein soll, und eine Armee ohne Disziplin ist auf alle Fälle eine kostspielige, für den Krieg eine nicht ausreichende und im Frieden eine gefahrvolle Institution." Das Bild, das uns das jetzige russische Heer bietet, bestätigt vollauf die Wahrheit dieser Worte. Die Freiheitshelden, die auch bei uns einzelne Bewunderer finden, betätigen sich dort zum großen Teil als gemeine Verbrecher.

Ganz in dem Sinne Moltkes denkt und handelt der Feldmarschall v. Hindenburg. Wie es ihm selber fernliegt, sich in die Politik einzumischen, so will er sie auch vom Heere ferngehalten haben. Die Mahnung zur Einigkeit hat er allerdings an seinem siebenzigjährigen Geburtstage an die Heimat gerichtet mit den schönen Worten: „Sorget nicht, was nach dem Kriege werden soll! Das bringt nur Mißmut in unsere Reihen und stärkt die Hoffnungen der Feinde. Vertrauet, daß Deutschland erreichen wird, was es braucht, um für alle Zeit gesichert dazustehen. Vertrauet, daß der deutschen Eiche Luft und Licht geschaffen werden wird zu freier Entfaltung. Die Muskeln gestrafft, die Nerven gespannt, das Auge geradeaus! Wir sehen das Ziel vor uns: Ein Deutschland hoch in Ehren, frei und groß! Gott wird auch weiter mit uns sein."

Daß dem deutschen Volke von seinem gefeierten Nationalhelden solche Worte gesagt werden mußten, ist ein Zeichen, daß die vielfachen trüben Erfahrungen unserer Geschichte uns nicht gelehrt haben, dem Parteigezänk zu entsagen. Die Geschichte wird an der beschämenden Tatsache nicht vorübergehen können, daß der Vaterlandsfreund, wenn er seine Zeitung zur Hand nimmt, heute mit vollster Beruhigung den Nachrichten von allen Kriegsschauplätzen und dem automatisch wirkenden U-Bootskrieg entgegensieht, daß er freudig feststellt, wie die Lage in den feindlichen Ländern sich mehr und mehr zu unseren Gunsten wendet, daß er aber voll Sorge den Nachrichten aus der Heimat lauscht. Wenn je, so hat das deutsche Volk in dieser Zeit bewiesen, daß ihm noch sehr viel, ja nahezu alles an politischer Schulung fehlt. Hier ist an geschichtlicher Aufklärung noch unendlich viel zu leisten.

Die Geschichte wird viel zu wenig im Sinne der aus ihr zu ziehenden Lehren behandelt. Ueberhaupt bleibt ihre Kenntnis doch eigentlich auf einen verhältnismäßig engen Kreis von Gelehrten beschränkt und läuft dadurch leicht

[1]) Treitschke, „Der Bonapartismus".

Digitized by Google

Gefahr, auch weiteren Kreisen vorwaltend im Sinne der Forschung übermittelt zu werden. Geschichtschreibung aber ist eine Kunst, die nicht jedem Forscher gegeben ist, so hervorragende Geschichtschreiber auch gerade Deutschland aufzuweisen hat. Wie für unsere Tage scheinen die Worte Treitschkes geschrieben:[1] „Alle unsere politischen Sünden sind herzuleiten aus der Vorstellung, die einem gelehrten Volke so natürlich ist, als ob es genüge, einen wissenschaftlich unanfechtbaren Satz auszusprechen, um so der historischen Welt eine neue Richtung zu geben. Darauf ruht der wissenschaftliche Forschergeist, aber auch der mannigfache praktische Irrtum der Deutschen. Der doktrinäre deutsche Völkerrechtslehrer meint, er brauche nur einige Sätze zu formulieren, und die Völker als vernünftige Wesen seien dann verpflichtet, sie auch zu halten. Immer wieder vergißt man, daß Dummheit und Leidenschaft Großmächte in der Geschichte sind."

Diese doktrinäre Richtung hätte in Deutschland nicht in solcher Weise aufkommen und auf Kreise, die außerhalb des eigentlichen Gelehrtentums stehen, abfärben können, wenn klare Vorstellungen von dem wirklichen Gange der Staatsgeschäfte und von militärischen Verhältnissen sowie von den Bedingungen, von denen beide abhängen, weiter verbreitet wären. Es gilt zum Teil noch immer, was Treitschke von Rotteck sagt,[2] er habe den Staat grundsätzlich nur von unten, mit den Augen des Regierten betrachtet und sei niemals auf die Frage verfallen, wie sich die menschlichen Dinge von oben her ausnehmen, welche Gedanken die Tätigkeit der Regierenden bestimmten und welche Hemmnisse sie zu überwinden hätten. Aehnlich äußert Treitschke[3] an anderer Stelle: „Wer nur regiert wird, sieht die Dinge von unten her, er denkt zunächst an die Stelle, wo ihn der Schuh drückt, er tritt heischend und fordernd an den Staat heran."

Zum Regieren aber, wenn es gut ausfallen soll, gehören nicht nur einseitige Fachkenntnisse, wie sie durch das heute unvermeidliche Spezialistentum auf allen Gebieten allzu sehr gefördert werden. Universal gebildete Menschen, wie sie das achtzehnte und der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in großer Zahl hervorbrachte, gibt es unter uns nur sehr wenige, und diese sind unter den im öffentlichen Leben stehenden Persönlichkeiten wohl am dünnsten gesät. Sie sind von jungen Jahren an im Uebermaß durch ihren Beruf in Anspruch genommen. Es stünde besser um unsere Geisteskultur, wenn wir Mittel und Wege fänden, solcher Ueberlastung vorzubeugen. Wir würden alsdann ein gesünderes, innerlich freieres Geschlecht heranreifen sehen. Das allseitige Spezialistentum, dem auch der Historiker sich nicht entziehen kann, macht es zum großen Teil erklärlich, daß aus der Geschichte so wenig gelernt wird, daß auch der Staatsmann und Diplomat hiervon keine Ausnahme machen. Der politische Lehrgehalt der Geschichte müßte mehr nach Art der Kriegsgeschichte behandelt werden.

[1] „Politik", II. S. 543/544.
[2] „Deutsche Geschichte", II. S. 101.
[3] „Politik", I. S. 142.

Digitized by Google

Wenn Napoleon empfiehlt,[1]) die Feldzüge großer Generale der Vergangenheit zu studieren, sie immer wieder vorzunehmen und diesen Feldherrn nachzuahmen, weil es der einzige Weg sei, ein großer Führer zu werden und die Geheimnisse der Kriegskunst zu ergründen, so bezieht sich das zwar auf den Offizier, es gilt aber in erweitertem Sinne auch für den Politiker. Hierfür fehlt es an einer praktischen Behandlungsweise der Geschichte nach Art der applikatorischen Methode, wie sie längst auf der Kriegsakademie üblich ist. Dem deutschen Offizier ist die Kriegsgeschichte Nährstoff zur Heranbildung einer geschulten Einbildungskraft. Sie übermittelt ihm klare Vorstellungen vom Kriege, keine Rezepte für sein Handeln. Er ist sich stets bewußt, daß gerade auf dem Gebiete des Krieges die Geschichte die volle Wahrheit nur selten bringen kann, daß es sich daher nur um Annäherungswerte handelt, aber auch diese sind von größtem Wert. In ähnlicher Weise vermöchte der Politiker aus der Geschichte zu schöpfen.

Ein in diesem Sinne betriebenes Geschichtsstudium erweckt einen gesunden Wirklichkeitssinn, der sicher durch die Wirrnis des staatlichen Lebens führt. Auf solcher Grundlage reifen haltbare ideale Bestrebungen, dagegen bietet sie keinen Raum für weltferne Ideologien. Wo von den Erfahrungen abgesehen wird, die uns die Geschichte überliefert, da besteht stets die Gefahr, daß ein soeben erst errichteter Bau einstürzt. Auch ein Genie vermag ihn nicht zu stützen. Neues läßt sich nicht nach Gutdünken ohne Zusammenhang mit Altem schaffen, ein neuer Geist nicht willkürlich herbeizaubern, am wenigsten inmitten einer feindlichen Welt. Ausschlaggebend sind in der Geschichte der Völker immer Nützlichkeitsbestrebungen gewesen. Es ist ein Trugschluß, dies zu verkennen. Daß aus den Realitäten das Ideale werde, dahin gilt es zu streben. Die Geschichte kann uns hierbei ein brauchbarer Wegweiser sein im Sinne von Treitschkes schönem Wort:[2]) „Ein Tor, wer nicht beim Anschauen des wirrenreichen und dennoch stetigen Wandels einer großen Geschichte die vornehme Sicherheit des Gemüts sich zu stärken vermag. Kräftigen wir daran — was der Historie edelste Segnung bleibt — die Freiheit des hellen Auges, das über den Zufällen, den Torheiten und Sünden des Augenblicks das unabänderliche Walten weltbauender Gesetze erkennt."

---

[1]) Korresp. XXX. Diktate auf St. Helena, Bemerkungen zu dem Werke des Generals Rogniat.

[2]) „Historische und politische Aufsätze," II. Das deutsche Ordensland Preußen.

Digitized by Google

Aus dem letzten Jahrzehnt Wilhelm v. Kardorffs

Neue Briefe aus dem Nachlaß eines Parlamentariers

Von

Friedrich Thimme

II*)

Die Jahre 1902 bis 1905, in die uns die Briefe Kardorffs jetzt hineinführen, bedeuten in dem Leben des greisen Parlamentariers, der am 8. Januar 1903 seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feierte, noch einmal einen Höhepunkt. Den ersten Höhepunkt hatte Kardorff erreicht, als er nach den großen Ereignissen von 1866 gemeinsam mit seinem Freunde Graf Bethusy-Huc zu der Gründung einer neuen Partei, der Freikonservativen, schritt, die wie keine zweite den deutschen Nationalheros in seiner auswärtigen und seiner inneren Politik unterstützt hat, und die jetzt, nach den größeren Ereignissen des Weltkrieges, vor einer neuen größeren Epoche steht. Den zweiten Höhepunkt in Kardorffs Leben stellen jene Jahre vor, wo er, wider den breiten Strom der manchesterlichen Freihandelslehre anschwimmend, entscheidend auf den großen Umschwung der Bismarckschen Wirtschafts- und Zollpolitik eingewirkt hat. Der dritte Höhepunkt aber fällt mit der Renaissance der Schutzzollpolitik unter dem Reichskanzler v. Bülow zusammen, die durch den Zolltarif von 1902 und die Handelsverträge von 1905 gekennzeichnet wird. Kaum einer unter den deutschen Parlamentariern hat so energisch, so nachhaltig, so wirkungsvoll gegen das System der Caprivischen Handelsvertragspolitik angekämpft wie Kardorff. Es war ein großer Triumph für ihn, daß erst Miquel, dann der neue Reichskanzler v. Bülow dem Gedanken eines höheren Zollschutzes für die deutsche Landwirtschaft immer näher traten. Man wird ja nicht sagen können, daß Kardorff in dem Maß bestimmend auf den Grafen Bülow wie einst auf den Fürsten Bismarck eingewirkt habe. In den siebziger Jahren war Kardorff, der seine Stimme zuerst gleich dem Prediger in der Wüste erhoben hatte, der eigentliche Bahnbrecher gewesen; jetzt aber war, nicht zuletzt dank ihm, die Erkenntnis von der gewaltigen Bedeutung des Schutzes der nationalen Arbeit ein Gemeingut weiter Kreise geworden, die zielbewußt in der gleichen Richtung arbeiteten. Mit dem Grundsatz der mittleren Linie, der gleichmäßigen Berücksichtigung von Landwirschaft und Industrie, den Bülow vor den Zolltarifkämpfen als Parole ausgab, war Kardorff, der sowohl dem Bunde der Landwirte wie dem Zentralverband deutscher Industrieller angehörte, an sich einverstanden; im ganzen neigte er aber doch wohl auf die Seite der agrarischen Interessen. Bei den langwierigen Verhandlungen und Kämpfen um den am 2. Dezember 1901 im Reichstag eingebrachten Entwurf des Zolltarifgesetzes hat Kardorff von Anfang an eine prominente, oft ausschlaggebende Rolle gespielt. Wie selbstver-

*) I siehe September-Heft.

Digitized by Google

ständlich fiel ihm der Vorsitz in der aus achtundzwanzig Mitgliedern bestehenden Zolltarifkommission zu. Es war das eine außerordentlich schwierige Situation, da die Geister von vornherein aufs heftigste aufeinander platzten. Die Vertreter der Linksparteien in der Kommission sträubten sich mit aller Macht gegen jede Erhöhung der Getreidezölle und begannen schon früh mit einer hartnäckigen Obstruktionspolitik, um das Zustandekommen der Vorlage womöglich zu verhindern. Umgekehrt waren die rechtsstehenden Kommissionsmitglieder, die die Mehrheit in der Kommission hatten, mit den von der Regierung zugrunde gelegten Sätzen noch nicht zufrieden, ohne doch untereinander eins zu sein. Der Konflikt konnte nicht ausbleiben; am 14. Februar 1902 legte Kardorff den Vorsitz der Kommission nieder, mit dem Erfolge, daß nun die rechtsstehenden Parteien sich sofort einigten. Am 19. Februar konnte Kardorff im Verein mit dem konservativen Grafen v. Schwerin und dem Zentrumsabgeordneten Herold in der Kommission die auf eine wesentliche Erhöhung der Minimalzölle für Getreide hinauslaufenden Kompromißanträge der Mehrheitsparteien einbringen, die auch trotz des Widerspruchs der Regierung Annahme fanden. Lange Zeit hindurch hielt Kardorff mit seinen Anhängern an diesen Sätzen fest; schließlich aber überzeugte ihn die sich immer heftiger gestaltende Obstruktion der Linken von der Notwendigkeit, ein Einverständnis mit der Regierung zu suchen. Es kam am 27. November auf der Basis zustande, daß in den grundlegenden Sätzen für Brotgetreide und Hafer die Vorschläge der Vorlage wiederhergestellt wurden, wogegen die Regierung in andern Punkten nachgab. Noch an demselben Tage stellte Kardorff den berühmt gewordenen Antrag, der, indem er in § 1 die En-bloc-Annahme des ganzen, in die Anlagen zum Gesetz verwiesenen Tarifs aussprach, der Obstruktion den Boden unter den Füßen fortzog. Dieser von der Linken als geschäftsordnungswidrig bekämpfte Antrag hat bekanntlich die tumultuarischesten Szenen im Reichstage ausgelöst; mehrfach mußten — ein in der Geschichte des Reichstags unerhörter Vorgang — die Sitzungen unterbrochen werden. Am 10. Dezember ging der Kardorffsche Antrag durch. Damit war die schwer gefährdete Situation im Sinne der Regierung gerettet; am 14. Dezember erfolgte die Annahme des ganzen Zolltarifgesetzes mit 202 gegen 100 Stimmen. Beim Rückblick auf die langen Verhandlungen um das Ergebnis durfte sich Kardorff sagen: Quorum magna pars fui. Die bittere Feindschaft, die ihm sein Verhalten auf seiten des Bundes der Landwirte sowohl wie auf seiten der Sozialdemokratie eintrug, hat Kardorff gelassen getragen. Die ihm namentlich durch den Bund der Landwirte aufgenötigten Kämpfe hat er mit der ihm eigenen temperamentvollen Beherztheit durchgefochten. Er hatte die große Genugtuung, daß nach der Bewilligung der neuen, auf der Grundlage des Zolltarifs von 1902 aufgebauten Handelsverträge im Jahre 1905 sogar die Führer des Bundes der Landwirte mit der wenn auch widerwilligen Anerkennung nicht zurückzuhalten vermochten, daß die Lage der Landwirtschaft durch die Verträge gebessert werde. Hätte Kardorff den Weltkrieg erlebt, so würde seine Genugtuung sich bis zur tiefsten Freude gesteigert haben. Hat doch auch Fürst

Digitized by Google

Bülow in seiner „Deutschen Politik" mit Grund, aus einer gleichen Empfindung heraus und ohne Widerspruch zu finden, konstatieren können: „Die Richtigkeit der mit dem Zolltarifgesetz von 1902 eingeschlagenen Wirtschaftspolitik konnte schlagender nicht bewiesen werden als durch die wirtschaftlichen Erfahrungen des Weltkrieges ... Der Zolltarif von 1902 ist aus der Reihe der Voraussetzungen des Sieges in diesem Kriege nicht fortzudenken. Er bedeutete die Reorganisation der nationalen wirtschaftlichen Widerstandskraft Deutschlands, der Widerstandskraft, an der der Wirtschaftskrieg gegen Deutschland gescheitert ist."

Die Briefe Kardorffs aus den Jahren 1902 bis 1905 lassen uns einen tiefen Einblick in diese von leidenschaftlichen Kämpfen erfüllte Zeit tun. Sie zeigen unter anderm auch die sich immer enger gestaltenden Beziehungen Kardorffs zu dem Reichskanzler v. Bülow auf, der auch seinerseits in der „Deutschen Politik" des freundschaftlichen Verhältnisses zu jenem mit Vergnügen gedenkt.[1])

Unter den Adressaten der Kardorffschen Briefe begegnet uns noch einmal Fürst Herbert Bismarck. Von den immer gleich herzlichen Beziehungen zu dem Bismarckschen Fürstenpaar legt ein Brief Kardorffs an seine Gemahlin aus dem Frühjahr 1904, in dem er eine gemeinsame Fahrt nach Friedrichsruh vorschlägt, Zeugnis ab. Des nicht lange darauf (18. September 1904) erfolgenden Todes Herbert Bismarcks erwähnt Kardorff, der in der parlamentarischen Ferienzeit daheim weilte, in den Briefen an seine Gemahlin nicht. Er hat aber dem dahingeschiedenen, in der Oeffentlichkeit oft verkannten Freunde, in dem er nicht bloß den Sohn des großen Toten ehrte und liebte, einen schönen Nachruf im (roten) „Tag" vom 21. September 1904 gewidmet, in dem er dessen Fähigkeit, eine groß angelegte Politik im Aeußern und Innern zu leiten, seinen gesunden Menschenverstand, seine deutschnationale Gesinnung, Geradheit des Charakters, Entschlossenheit und Mut zum Handeln in beredten und warmen Worten anerkannte.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 14. Februar 1902.

In der Kommission[2]) kamen wir vorwärts, ich hatte aber heute Krach mit den Sozialisten, da ich einen Obstruktionsantrag durch einfache Abstimmung für einen Antrag auf Vertagung der Diskussion desselben bis zum Schlusse der Tarifberatung beseitigen wollte. Da die Majorität dies geschäftsordnungswidrig hielt, legte ich am Schlusse der Sitzung den Vorsitz nieder. Ich hatte, beiläufig bemerkt, unrecht, und führte den Krach absichtlich herbei, weil das Zentrum

[1]) Vgl. „Deutsche Politik" S. 174, wo Fürst Bülow einen beachtenswerten Ausspruch Kardorffs über die Vereinsmeierei der Deutschen wiederholt.

[2]) Der am 2. Dezember 1901 im Reichstag eingebrachte Entwurf zu einem neuen Zolltarifgesetz war am 12. Dezember an eine Kommission von achtundzwanzig Mitgliedern verwiesen worden. Zu ihrem Vorsitzenden hatte die Kommission den Abgeordneten v. Kardorff erwählt. Seit Mitte Februar begannen vor allem die sozialdemokratischen Mitglieder in der Kommission eine Obstruktionspolitik durch Einbringung zahlreicher Anträge.

Digitized by Google

und die Konservativen sich nicht über ein gemeinsames Vorgehen bei den Getreidezöllen einigen konnten, mit der guten Folge, daß sofort nachher die Einigung erfolgte.

*

16. Februar 1902.

Man hat mich gedrängt, die Wiederwahl zum Vorsitzenden in der Zolltarifkommission anzunehmen, aber ich werde es nicht tun, da ich kaum glaube, daß wir der Obstruktion Herr werden können, wenn das Zentrum sich nicht entschließt, energischer vorzugehen.

Der Vorfall, bei dem ich niederlegte, war folgender: Es war nach mühseligen, endlosen, vertraulichen Besprechungen unter den Majoritätsparteien ein Kompromiß über die Getreidemindestzölle zustande gekommen, zu dem das Zentrum mit dem Vorbehalt, daß Graf Kanitz auch unterzeichne, alle seine Unterschriften gegeben hatte. Nun sollten wir eben in die Verhandlung über die Mindestzölle eintreten, als mir ein Zentrumsmann mitteilte, daß sie alle ihre Unterschriften zurückzögen, weil Kanitz sich weigere, zu unterzeichnen. Ich ging unter diesen Umständen nicht dazu über, die Diskussion über die Mindestzölle zu eröffnen, sondern erwähnte, daß zu den vier Anträgen des Abgeordneten Gothein[1]) (Anträge auf Einsetzung von Enquetekommissionen, nur zur Obstruktion gestellt) der Antrag Müller-Fulda[2]) vorliege, diese Anträge erst am Schlusse der zweiten Lesung zu besprechen. Da die Anträge Gothein mit der Tarifvorlage gar nichts zu tun haben, verlangte ich die Abstimmung über den Antrag Müller-Fulda, ohne eine Diskussion über diesen Antrag zuzulassen, ein Verfahren, das, wie ich wußte, ein Toben der Linken hervorrufen würde, die es im Gegensatze zu meiner Anschauung für geschäftsordnungswidrig hielt, und legte dann den Vorsitz nieder.[3]) Nachher unterzeichnete Kanitz, und das Kompromiß[4]) ist aufrecht erhalten.

*

21. Februar 1902.

Ich bin durch die Niederlegung des Vorsitzes in der Tarifkommission jetzt viel weniger in Anspruch genommen, da ich während der in der Kommission jetzt herrschenden Obstruktion durch Dauerreden mich einfach ins Lese- und Schreibzimmer zurückziehe. Ich glaube nicht, daß der Tarif zustande kommt; die Regierung ist schwach; das Zentrum und die Nationalliberalen sind unzuverlässig, und die Mehrheitsparteien sind untereinander sehr schwer zu einigen.

---

[1]) Bergrat G. Gothein, Mitglied der Freisinnigen Vereinigung.

[2]) Fabrikbesitzer R. Müller-Fulda, bekannter Zentrumsabgeordneter.

[3]) Zu Kardorffs Nachfolger wurde der konservative Abgeordnete Rettich gewählt.

[4]) Am 19. Februar brachten die Abgeordneten Graf Schwerin (kons.), Herold (Zentr.) und Kardorff die Kompromißanträge ein, die eine wesentliche Erhöhung der Minimalzölle für Getreide verlangten. In der Beratung der Kompromißanträge wurden diese durch Staatssekretär Graf Posadowsky für unannehmbar erklärt. Gleichwohl genehmigte die Kommission den Kompromißantrag am 26. Februar mit 14 gegen 10 Stimmen.

Digitized by Google

Gestern sprach Müller-Meiningen[1]) drei Stunden lang ununterbrochen in der Tarifkommission.

Seine Majestät immer noch ganz für Kanal; fragt, wenn er einen Minister zufällig sieht, nur, wann endlich die Kanalvorlage komme.[2]) Der Zolltarif ist ihm ganz gleichgültig.

Die Politik des Zentrums ist ausschließlich auf Diäten[3]) gerichtet, und Bülow sieht nur Zentrumsleute.

Der Fall Krosigk und der Prozeß Marten-Hickel[4]) wurden im Plenum sehr breit behandelt. Leider hatten die Sozialisten in ihrer Kritik recht, und die Rechte hatte auch wohlgetan, die Verteidigung der Regierung abzulehnen. Ich wollte sprechen, gab es aber auf, weil das gerichtliche Verfahren, nachdem das Urteil in der Revisionsinstanz kassiert ist, noch schwebt, und es immer mißlich ist, während des Verfahrens über die Sache zu reden. Man kann, ohne es zu wollen, dabei Schaden anrichten.

*

19. April 1902.

In der Tarifkommission geht es nicht vorwärts. Ich glaube nicht mehr an irgendein Resultat. Wir haben in den verflossenen drei Monaten von 950 Positionen 120 in erster Lesung durchberaten, und diese Beschlüsse werden größtenteils in zweiter Lesung wieder abgeändert.

*

3. Mai 1902.

In der Tarifkommission geht es nicht vorwärts, dagegen wird die Brüsseler Zuckerkonvention mit Sicherheit bis zum Herbste in die Kommission verwiesen,[5]) und das wichtigste, das Brausteuergesetz,[6]) wird fertiggestellt werden. Bülow will mich heute sehen.

---

[1]) Landgerichtsrat Ernst Müller, Abgeordneter für Meiningen, Mitglied der Freisinnigen Volkspartei.

[2]) Von einer neuen Kanalvorlage wurde Abstand genommen; erst im April 1904 ging dem Landtage eine solche zu.

[3]) Am 22. April wurde dem Reichstag ein Gesetzentwurf vorgelegt, wonach den Mitgliedern der Zolltarifkommission für die Teilnahme an der ausgedehnten Tagung eine Entschädigung gewährt werden sollte.

[4]) Die wegen der Ermordung des Rittmeisters v. Krosigk in Gumbinnen (22. Januar 1901) angeklagten beiden Unteroffiziere Marten und Hickel wurden zunächst freigesprochen; in der Berufungsinstanz dagegen erfolgte die Verurteilung Martens zum Tode. Das Reichsmilitärgericht beschloß aber (11. Januar 1902) die Aufhebung des Urteils und Zurückweisung der Sache an die Berufungsinstanz. Am 18. Februar wurde der Fall im Reichstage von dem Abgeordneten Lenzmann zur Sprache gebracht. An der eingehenden Erörterung beteiligte sich die Rechte nicht.

[5]) Am 5. März 1902 war in Brüssel die Internationale Zuckersteuerkonvention unterzeichnet worden, die nun auch vom Reichstage genehmigt werden mußte. Am 5. Mai begann die Beratung der Konvention und der damit in Zusammenhang stehenden Novelle zum Zuckersteuergesetz. Die Genehmigung der Konvention erfolgte, im Gegensatz zu Kardorffs Vorausfage, schon am 11. Juni.

[6]) Kardorff meint die Novelle zum Branntweinsteuergesetz, die vom Reichstag nach langer Kommissionsberatung am 4. Juni angenommen wurde.

Digitized by Google

Walderſee erzählte ſehr intereſſant aus China und ſprach zuletzt noch mit mir außerordentlich offen über Seine Majeſtät.

Im Reichstag regiert die Sozialdemokratie, ſie beantragten wegen der Maifeier die Ausſetzung der Tagung in allen Kommiſſionen. Zwei Kommiſſionen, die Budget- und die Petitionskommiſſion, nahmen durch Abſtimmung des Zentrums ihren Vorſchlag an. In der Tariſkommiſſion hatte ich glücklicherweiſe die Zentrumsmitglieder zu einer entgegengeſetzten Abſtimmung ſchon vorher privatim beſtimmt.

Ich werde heute mit Bülow wahrſcheinlich einigermaßen aneinander geraten, da ich ihm wegen ſeiner Düſſeldorfer Rede[1]) allerhand Unannehmlichkeiten ſagen muß.

*

12. Juni 1902.

Geſtern endlich haben wir die Spiritus- und Zuckerſteuer erledigt. Ich habe gegen die Brüſſeler Konvention geſtimmt,[2]) halte ſie aber nicht für ſehr ſchlimm.

Zwiſchen Herbert Bismarck und Bülow gab es ein heftiges perſönliches Gefecht, in dem Herbert ſehr die Oberhand behielt. Es wurde allgemein anerkannt, daß Bülow eine ſo gründliche Abfuhr noch nicht erlebt habe.[3])

Kurz vorher ſehr amüſante Auseinanderſetzungen[4]) zwiſchen Richter und Singer, wobei der letztere die gelegentlich von mir dem Abgeordneten Lenzmann[5]) gegenüber gemachte Aeußerung, daß er nur auf ſozialdemokratiſchen Krücken in den Reichstag gehumpelt ſei, wörtlich wiederholte und auf die ganze Fortſchrittspartei anwandte. Er war Richter in der Debatte überlegen.

Der Eiſenbahnminiſter Thielen geht. Welcher General ſein Nachfolger wird, weiß man noch nicht.[6])

---

[1]) Bei der Eröffnung der Rheiniſch-Weſtfäliſchen Induſtrie- und Gewerbeausſtellung zu Düſſeldorf (1. Mai 1902) hatte Bülow eine Anſprache gehalten, in der es mit Bezug auf die Zolltarifvorlage hieß: „Die verbündeten Regierungen ſind in betreff erheblicher Zollerhöhungen für die Agrarprodukte bis an die Grenze des mit dem Abſchluſſe langfriſtiger Handelsverträge noch zu Vereinbarenden gegangen, aber auch nicht weiter. In dem langwährenden Meinungskampfe, der dabei zu überwinden iſt, ſoll uns ſtets das Vorbild unſres Kaiſers voranleuchten, der ſeinen ſchönſten Ruhm darin findet, unermüdlich unſer Geſamtvorbild zu ſein."

[2]) Mit Kardorff ſtimmten Konſervative und Zentrum gegen die Zuckerkonvention (103 gegen 209 Stimmen).

[3]) Eine Bemerkung des Fürſten Herbert Bismarck in der Reichstagsſitzung vom 11. Juni: die Brüſſeler Zuckerkonvention ſei übers Knie gebrochen und ihre Annahme würde ein Sprung ins Dunkle ſein, führte ein Wortgefecht zwiſchen ihm und dem Reichskanzler herbei. Vgl. Sten. Ber. VI, 5613 f.

[4]) Vgl. Sten. Ber. VI, 5603 ff.

[5]) Juſtizrat Lenzmann, Abgeordneter für Iſerlohn-Altena, Mitglied der Freiſinnigen Volkspartei.

[6]) Der Rücktritt v. Thielens erfolgte am 23. Juni. Sein Nachfolger wurde der Generalmajor a. D. Budde, bisher Direktor der Loeweſchen Gewehrfabrik.

Digitized by Google

Kardorff an den Reichstagsabgeordneten Otto Arendt

Wabnitz, den 12. September 1902.

An Vopelius[1]) und Bueck[2]) habe ich sehr deutliche Briefe geschrieben, daß wenn die Nationalliberalen sich den Mehrheitsparteien nicht anschließen würden (in den agrarischen Zöllen), das Scheitern des Tarifs mit Sicherheit zu erwarten sei.

Kardorff an Fürst Herbert Bismarck

Wabnitz, den 29. September 1902.

Wie die Tarifvorlage im Plenum[3]) sich abspielen wird, ist bei dem Mangel an Initiative seitens der Regierung unberechenbar. Für die Kommission hatten die Sozialdemokraten die Obstruktion aufgegeben, um, wie sie sagten, diese in das Plenum zu verlegen. Ich habe aber den Verdacht, daß auch im Plenum nicht allzuviel werden wird. Sie werden ein oder mehrere Dutzend Reden gegen Brotwucher und Fleischwucher halten; aber da die Mindestzölle im Gesetz stehen und nicht im Tarif, ist es nicht unmöglich, daß der letztere im übrigen glatt nach den Kommissionsbeschlüssen angenommen wird, denn die Führer der Sozialisten wissen genau, daß eine Fortdauer und Verschärfung der Notstände in der Industrie viele Hunderttausende von Arbeitern auf die Straße setzt. Schon heute ist hier bei uns in Schlesien das Angebot von ländlichen Arbeitern seit vielen Jahren nicht so stark gewesen wie heute, weil die Leute in der Industrie nicht mehr unterkommen, und infolgedessen sind die Löhne für die Saisonarbeiter, Rübenweiber usw. um 25 Prozent gesunken. Von den Kommissions-Kompromißvorschlägen bezüglich der Bindung der Getreide- und Viehzölle wird die Majorität des Reichstages schwerlich zurückgehen, und wie ich annehme, kommt diese Frage zuerst zur Entscheidung. Sollten die Sozialisten dann noch Obstruktion versuchen, was ich kaum glaube, so würden der Regierung noch immer Gewaltmittel zur Verfügung stehen: Oktroyierung durch den Bundesrat und Indemnitätsgesetz für diese.

Daß Bülow die Veröffentlichung der Depesche an den Prinzregenten[4]) so

---

[1]) Glashüttenbesitzer R. Vopelius, M. d. A., Vorsitzender des Zentralverbandes Deutscher Industrieller.

[2]) Der bekannte Generalsekretär des Verbandes Deutscher Industrieller S. Bueck, der auch in der Nationalliberalen Partei eine große Rolle spielte.

[3]) Während der Vertagung des Reichstags (11. Juni) waren die Beratungen in der Kommission fortgesetzt worden. Der Wiederzusammentritt des Reichstags erfolgte am 14. Oktober.

[4]) Am 10. August richtete Kaiser Wilhelm II. an den Prinzregenten Luitpold von Bayern eine Depesche, worin er seine Entrüstung über die Abstriche an der von dem Kultusministerium geforderten Summe für Kunstzwecke (100 000 Mark) ausdrückte und gleichzeitig die Summe, welche der Prinzregent benötigte, zur Verfügung stellte. Die Depesche wurde von allen Zentrumsblättern lebhaft angegriffen. Nach der „Germania" mußte das Eingreifen in die inneren bayrischen Verhältnisse in Bayern gegen den Kaiser und Preußen verstimmen.

Digitized by Google

hingenommen, ohne seinen Abschied einzureichen, ist kein gutes Zeichen für unsre ganze Entwicklung.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 17. Oktober 1902.

Gestern glücklich geredet, nach allen Seiten hin kräftig gefochten, auch kontra Bülow.[1])

Heute wurde ich durch Herbert Bismarck den Burengenerälen vorgestellt, die in den Reichstag gekommen waren, nachdem sie an dem Bismarckdenkmal einen Kranz niedergelegt hatten.[2]) Sehr nette, gute Gesichter. In Berlin ist gestern ein solcher Enthusiasmus gewesen, wie er seit 1870 nicht mehr war. Seine Majestät wieder zwischen zwei Stühle gesetzt.

*

10. November 1902.

Hier ist es sehr öde. Seine Majestät in England,[3]) ergo wissen die Leiter der Reichspolitik nicht, wie sie sich verhalten sollen.

*

4. Dezember 1902.

Unter den turbulenten Reichstagsszenen,[4]) bei denen wir von morgens 10 Uhr bis abends 10 Uhr im Sitzungssaale oder nahe bei demselben sein müssen, hatte ich faktisch keine Zeit zum Schreiben, weil immerfort Konferenzen

---

[1]) Kardorff sprach sich in der Reichstagssitzung vom 16. Oktober für die Vorschläge der Zolltarifkommission, obwohl sie von der Regierung verworfen waren, aus, aber gegen den von dem Bund der Landwirte geforderten 7,50-Mark-Zoll. Dem Reichskanzler, der bei der Erklärung verharrte, daß die Regierung über die zugrunde gelegten Sätze nicht hinausgehen werde, hielt er entgegen: „Das Parlament ist ein gleichberechtigter Faktor der Gesetzgebung, und die Vorschläge, die das Parlament macht, haben denselben Anspruch, von den verbündeten Regierungen ernsthaft behandelt und erwogen zu werden, wie die Vorschläge, welche die verbündeten Regierungen dem Parlament machen."

[2]) Vom 10. bis 18. Oktober weilten die Burengenerale L. Botha, Dewet und Delarey in Berlin, von der Bevölkerung enthusiastisch begrüßt. Es fand in der Presse scharfen Tadel, daß die Regierung erklärte, amtlich von der Anwesenheit der Buren keine Notiz zu nehmen.

[3]) Der Kaiser weilte vom 8. bis 20. November in England.

[4]) Am 27. November war zwischen der Regierung und den Mehrheitsparteien eine Verständigung über den Zolltarif erfolgt. Am selben Tage stellte der Abgeordnete Kardorff im Namen der Mehrheitsparteien seinen berühmten Antrag zu § 1 des Zollgesetzes, der der Obstruktion den Boden unter den Füßen fortzog, indem er die En-bloc-Annahme des Tarifs aussprach. Der Antrag, den Kardorff in der Sitzung vom 27. verteidigte, entfesselte einen ungeheuren Sturm der Linken; am 28. November mußte der Präsident sogar die Beratung wegen der wüsten, tumultuarischen Szenen unterbrechen. Am 2. Dezember wurde der Antrag Kardorff, den die Linke a priori als geschäftsordnungswidrig erklärte, für zulässig erklärt; am 11. Dezember erfolgte seine Annahme. Den Wortlaut des Kardorffschen Antrags s. Sten. Ber. VII, 6651, Kardorffs Rede vom 27. November das. S. 6656 f.

Digitized by Google

spielen, um unsre Taktik festzustellen. Diese wüsten Szenen sind ja dafür gut, daß sie die Unhaltbarkeit des allgemeinen direkten Wahlrechts klar beweisen.[1])

*

6. Januar 1903.

Ich habe fast täglich Konferenzen mit Bülow, der doch parlamentarisch merkwürdig unerfahren ist.[2])

Seine Majestät scheint doch durch die Reichstagsverhandlungen empfindlich berührt zu sein.

*

13. Januar 1903.

Die Fraktion war sehr freundlich und herzlich zu mir. In den nächsten Tagen werde ich gelegentlich gegen den Bund der Landwirte reden.[3])

Zu meinem 75. Geburtstage[4]) erhielt ich von allen Seiten Glückwünsche, von den Nationalliberalen, dem Zentrum und den Konservativen.

Graf Mirbach ist in Sachen des Bundes der Landwirte ganz meiner Meinung. In Breslau hat der Herzog von Ratibor[5]) seinen Austritt erklärt, und Graf Limburg-Stirum scheidet auch aus. Das Zentrum hat geäußert, es werde mir von vornherein seine Stimmen zuwenden,[6]) von den Konservativen sind Kröcher,[7]) Roon[8]) und andre scharf geladen auf den Bund. Morgen ist eine Auseinandersetzung mit Wangenheim zu erwarten. Viel zu verhandeln und wenig Zeit.

*

23. Januar 1903.

Vorgestern ein großes Fest (1000 Personen) bei Bülow — eine schreckliche Sache. Die Frau des Hauses war so aufmerksam und liebenswürdig gegen mich, daß ich nachher von meinen Bekannten geneckt wurde.

---

[1]) Es war vor allem die „steigende sozialdemokratische Springflut", die in Kardorff Zweifel an der Haltbarkeit des Reichstagswahlrechts aufkommen ließ. Vgl. Kardorffs Aufsätze „Vom Reichstagswahlrecht" im roten Tag vom 30. August und 1. September 1903: „Sollte wirklich ein ernster Kampf zwischen der sozialen Republik und dem monarchischen Prinzip dem deutschen Vaterlande drohen, so steht meiner Meinung nach das allgemeine direkte Wahlrecht in größerer Gefahr als die deutschen Dynastien."

[2]) Die Konferenzen betrafen zweifellos die Beratung des Tarifgesetzes, dessen dritte Lesung am 13. Dezember begann.

[3]) Der Kardorffsche Antrag vom 27. November, der das Schicksal der Tarifvorlage besiegelte, hatte die Führer des Bundes der Landwirte empfindlich enttäuscht. Der engere Vorstand des Bundes der Landwirte erließ im Dezember ein Rundschreiben an die Vertrauensmänner des Bundes, in dem allen Parteien und Abgeordneten, die sich auf den Boden des Kardorffschen Antrags gestellt hatten, förmlich der Krieg angesagt wurde. Infolge dieser Erklärung traten mit Kardorff eine Anzahl konservativer Abgeordneter aus dem Bund der Landwirte aus.

[4]) Am 8. Januar 1903 hatte Kardorff seinen 75. Geburtstag gefeiert.

[5]) Viktor Herzog von Ratibor, Fürst von Corvey, Mitglied des Herrenhauses.

[6]) Für 1903 standen neue Reichstagswahlen in Sicht. Da bei den Neuwahlen der Bund der Landwirte noch keinen Gegenkandidaten gegen Kardorff aufstellte, bedurfte es des Eintretens des Zentrums für Kardorff nicht.

[7]) Jordan v. Kröcher, seit 1898 Präsident des Abgeordnetenhauses.

[8]) Generalleutnant Graf Albrecht v. Roon, das heutige Herrenhausmitglied.

Digitized by Google

Im Reichstage werden unaufhörlich die Reden Seiner Majestät kritisiert,[1]) gestern von Bebel in dreistündiger Rede, der geschicktesten, die er je gehalten hat. Leider verfuhr er auch sehr unsanft mit dem kleinen Kronprinzen ... Ich bin auch kontra Seine Majestät losgegangen, d. h. gegen seine Marginalbemerkungen zu dem Berichte Radolins über seine Unterredung mit Millerand, die Bülow nach meiner Meinung recht indiskret zum besten gab.[2])

*

13. Februar 1903.

Politisch spielen sich immer noch die alten Weisen ab. Stoecker sprach vorzüglich gegen die Sozialdemokratie.[3]) Der Bund der Landwirte tobte in Berlin,[4]) aber lenkt im stillen ein. Mich fragte ein Bündler, was ich dazu gesagt hätte, daß im Zirkus Busch sich die ganze Versammlung bis auf wenige Stimmen gegen meinen Antrag erhoben hätte. Ich antwortete: Glauben Sie, daß unter den Sechstausend zwanzig waren, die den Inhalt des Antrags kannten? Kennen Sie ihn denn selbst? Er kannte ihn natürlich nicht. Es war ein ostpreußischer Herr, dessen Namen mir entfallen.

Ich schreibe jetzt einige kurze Flugblätter, die seinerzeit verteilt werden sollen.

Ich höre, der Bund der Landwirte werde mich pro forma, aber keineswegs heftig bekämpfen. Ich warte das ruhig ab, wenn ich unterliege, habe ich einen guten Abgang. Es ist ... gar kein Vergnügen mehr, Reichstagsabgeordneter zu sein, zumal wenn die Minister so schwach und abhängig sind.

*

Ohne Datum, Anfang März 1903.

In der Wahlagitation gebe ich kein Versprechen; kandidiere aber auf alle Fälle, auch wenn ich durchfalle, was vielleicht das Beste wäre, denn ich taxiere, daß es in der nächsten Session zu einer großen Katastrophe kommt mit der Sozialdemokratie.

---

[1]) Am 19. Januar hatte der Zentrumsabgeordnete Schädler damit begonnen, die Depesche des Kaisers an den Prinzregenten von Bayern vom 10. August 1902 in die Debatte zu ziehen; am 20. wandte sich der Sozialdemokrat v. Vollmar gegen die Aeußerungen des Kaisers über die Sozialdemokratie; ihm folgte am 22. der Abgeordnete Bebel.

[2]) Am 20. Januar hatte Bülow im Reichstage mitgeteilt, daß der Kaiser an den Rand eines Berichtes des Botschafters Fürst Radolin, in dem es über den französischen Arbeitsminister Millerand hieß: „Er verfolgt energisch die Hebung der unteren Klassen, wozu die Bourgeoisie nicht allzu geneigt ist," die Worte geschrieben habe, „richtig und das überall!" Dazu bemerkte Kardorff am 21. Januar, auf Deutschland könne das doch nicht zutreffen. „Die deutsche Bourgeoisie, Industrie wie Landwirtschaft, hat willig und ohne Murren die schweren Lasten auf sich genommen, welche die soziale Gesetzgebung ihr auferlegt." Sten. Ber. VIII, 7448. Bülows Erwiderung vom 21. s. das. S. 7463.

[3]) Gemeint ist Stoeckers Reichstagsrede vom 12. Februar. Sten. Ber. VIII, 7895 ff.

[4]) Am 9. Februar hatte die Generalversammlung des Bundes der Landwirte stattgefunden. Auf ihm wurde die Annahme des Antrags Kardorff vom 27. November 1902 zum Zolltarif aufs schärfste getadelt; mehrere Redner proklamierten für die Reichstagswahlen erbitterten Kampf gegen die Freikonservativen und Nationalliberalen.

Digitized by Google

Seine Majestät hat sein Bibel-Babel ganz eigenhändig ausgearbeitet. Wie mir erzählt wird, hat die Kaiserin gesagt: „Mein Mann ist jetzt gar nicht zu sprechen, er arbeitet seit drei Tagen an einem Briefe an Hollmann über Professor Delitzsch.“ [1])

In der Bischof Korum-Sache, die dem Zentrum sehr ungelegen kam, war das ganze Haus, d. h. alle Liberalen und Konservativen, einmütig. Die Sache liegt etwas verwickelt. Bis 1873 waren Ursulinerinnen in Trier die Inhaber einer höheren Töchterschule, dann wurden sie durch die Maigesetze vertrieben und auf Wunsch der städtischen Behörden eine paritätische Simultanschule eingerichtet mit evangelischen und katholischen Lehrerinnen und Kindern. Dann kamen nach Aufhebung der Maigesetze die Ursulinerinnen wieder und richteten ihre Schule neuerdings ein, aber die katholischen Eltern zogen die Simultanschule, die mutmaßlich besser war, vor, und nun verhinderte Korum die katholischen Lehrerinnen, an der Simultanschule Stellungen anzunehmen (diese bekommt starke staatliche Subvention) und weigerte sich gleichzeitig, Geistliche zu ernennen zur Erteilung des katholischen Religionsunterrichts. Trotzdem nun die evangelischen Lehrerinnen in der Mehrzahl waren, wollten die katholischen Eltern doch ihre Kinder nicht zu den Ursulinerinnen geben — da kam die Bedrohung der Exkommunikation. [2])

*

25. Januar 1904.

Ich erhalte soeben die Einladung zu einem Diner bei Ballestrem, [3]) auf dem Seine Majestät sein Erscheinen zugesagt (also meinen Namen, wie es scheint, nicht wie einst Mirbach durchgestrichen hat) zum 3. Februar.

*

2. Februar 1904.

Sehr neugierig bin ich morgen auf Seine Majestät. Hinzpeter [4]) und Ballin [5]) scheinen vorläufig unsre Politik zu leiten und nicht Bülow.

*

[1]) Im Februar 1903 veröffentlichten die „Grenzboten“ einen Brief des Kaisers an den Admiral Hollmann, ehedem Staatssekretär des Reichsmarineamts, Vorsitzender der orientalischen Gesellschaft, in dem er sein Glaubensbekenntnis formulierte. Die konservative Presse wollte in dem Briefe eine Verurteilung der liberalen Theologie sehen, deren Führer, Professor Harnack, in den letzten Jahren viel am Hofe verkehrt hatte. Den Anlaß zu diesem Briefe hatten mehrere Vorträge des Berliner Professors Delitzsch über „Babel und Bibel“ gegeben.

[2]) Am 15. Februar 1903 ließ der Bischof Korum von Trier in den Kirchen Triers einen Erlaß über die konfessionslosen Schulen verlesen, worin es hieß: „Wenn katholische Eltern ihre Kinder ohne die wichtigsten, von der Kirche anerkannten Gründe, welche für schulpflichtige Kinder höchst selten gelten können, und ohne die notwendigsten Vorsichtsmaßregeln dieser Schule überweisen, so versündigen sie sich schwer und können im Sakramente der Buße nicht losgesprochen werden.“ Der Erlaß führte zu einer Interpellation im Abgeordnetenhause (2. März 1903).

[3]) Reichstagspräsident Graf Ballestrem.

[4]) Der bekannte Erzieher des Kaisers, Geheimrat Hinzpeter.

[5]) Der bekannte Vorsitzende des Direktoriums der Hamburg-Amerika, dem ein großer Einfluß beim Kaiser nachgesagt wurde.

Digitized by Google

4. Februar 1904.

Gestern war das große Kaiserdiner bei Balleſtrem. Seine Majeſtät ſah brillant aus, ganz ſchlank geworden, Geſichtsfarbe geſund, war ſehr liebenswürdig, erkundigte ſich nach dem Kronprinzen, wie er in Oels[1]) gefiele, und als ich ihm ſagte, wir hofften ihn einmal als Kommandeur der Oelſer Dragoner zu ſehen, fragte er mich, ob ſein Sohn mich etwa angeſtiftet, dieſen Wunſch auszuſprechen. Ich antwortete natürlich, daß ich nicht die Ehre gehabt hätte, Seiner Kaiſerlichen Hoheit vorgeſtellt zu werden.

Seine Majeſtät war ſehr liebenswürdig, ſprach mit jedem Anweſenden und ſtand nach Tiſch zwei und eine halbe Stunde unentwegt, um Cercle zu machen, während wir, nachdem wir zu Seiner Majeſtät geholt waren, uns auf den Sofas der Nebenzimmer es bequem machten und rauchten. Seine Majeſtät rauchte nicht, ſprach mit völlig klarer Stimme. Der arme Balleſtrem, der immer neben ihm ſtehen mußte, war halbtot.

*

6. Februar 1904.

Der Krieg zwiſchen Japan und Rußland ſcheint zu kommen.[2]) Ich bin auf Bitten von O. Arendt jetzt in die Budgetkommiſſion für ihn gegangen zum Militäretat und bin entzückt von dem neuen Kriegsminiſter v. Einem,[3]) fürchte nur, daß er Seiner Majeſtät zu ſelbſtändig ſein wird.

*

17. Februar 1904.

Geſtern habe ich in der Kunſtdebatte geſprochen ... Ich hatte einen ſo allgemeinen Beifall in dem ganzen Hauſe, wie, glaube ich, noch niemals.

Otto Arendt behauptet, ich hätte noch nie ſo durchſchlagend geſprochen, wie geſtern.[4])

*

---

[1]) Bekanntlich beſitzt der Kronprinz in Oels ein Thronlehen.

[2]) Am 8. Februar begann der Angriff der Japaner auf Port Arthur.

[3]) Er war ſeit dem 15. Auguſt 1903 im Amt als Kriegsminiſter.

[4]) Die Frage der Vertretung der deutſchen Kunſt auf der Weltausſtellung in St. Louis hatte zu einem Zwieſpalt in der Künſtlerſchaft geführt. Am 15. Februar kam es im Reichstage zu einer Debatte über die Verwendung des Reichszuſchuſſes für die Beteiligung an der Weltausſtellung, bei der von verſchiedenen Seiten die ſtiefmütterliche Behandlung der ſezeſſioniſtiſchen Richtung — der bekanntlich der Kaiſer abhold war — gerügt wurde. Auch Kardorff tadelte in einer prächtigen Rede aufs ſchärfſte das Vorgehen der Regierung bezüglich der Kunſtausſtellung in St. Louis. Mit Wärme trat er für volle Unabhängigkeit der Kunſt ein:

„Der Staatsſekretär des Innern hat ausgeführt, man könne doch der allerhöchſten Stelle nicht verbieten, daß ſie eine Meinung in Kunſtſachen äußert. Wer wird das verbieten wollen? Aber wir ſind hier nicht in einem abſoluten Staate und nicht in Preußen (ſehr richtig), ſondern in einem föderativen Bundesſtaate, im Deutſchen Reich, und hier kann doch der Wille eines einzelnen und die Geſchmacksrichtung des einzelnen nicht ſo maßgebend ſein ... Der Dichter ſoll doch dichten, wie es ihm ſein Genius eingibt, und wir machen hinter den Namen eines jeden Dichters ein Fragezeichen, von dem wir an-

Digitized by Google

9. März 1904.

Die Debatten sind widerlich. Stoecker sprach sehr gewandt. Obschon ich in der Hauptfrage — Gesetz gegen Sozialismus — nicht mit ihm übereinstimme, erkenne ich das sehr gern an.[1])

Hier ist es im ganzen sehr langweilig. Das Zentrum will durch Hinausschleppen der Verhandlungen den Beweis führen, daß der Reichstag Diäten haben müsse; aber das Abgeordnetenhaus macht dieselbe Verschleppung.

Seine Majestät sehr erkältet und heiser, wobei wieder Befürchtungen laut werden.

Zu Waldersees Beisetzung[2]) hatte ich keinen Grund zu fahren, sein Tod ist aber ein Verlust, denn er gehörte zu den wenigen Leuten, die unter Umständen Torheiten verhindern konnten.

*

Ohne Datum, Frühjahr 1904.

Gestern abend war ich auf der großen Empfangssoiree bei Bülow, der mich eine halbe Stunde in seinem Vorzimmer, wo er die Gäste bewillkommnet, festhielt, um mit mir die ganze Situation zu besprechen in Reichstag und Landtag.

Bei Bülow waren gestern wenigstens 1500 Menschen, ich drückte mich, sobald er mich losließ. Die ganze höhere Judenschaft, Literaten, Künstler, Hofgesellschaft, alles war angetreten. Ihm merkt man die ererbten vier Millionen einigermaßen an; er ist fester und selbstbewußter geworden, hoffentlich auch gegen Seine Majestät.

Die russischen Niederlagen und die Rat- und die Hilflosigkeiten des Zaren beschäftigen hier alle Gemüter. Ich hoffe nur, daß Polen ruhig bleibt, sonst sind wir mit hineingezogen.

Der österreichische Botschafter Szögyéni sprach gestern länger und reizend nett mit mir über Herbert Bismarck, mit dem er sehr gut befreundet war. Wenn Du herkommst, könnten wir uns vielleicht in Friedrichsruh auf einen Tag ansagen.

Auf der Bülow-Soiree war auch mein alter Fraktionsgenosse, der Professor Delbrück („Preußische Jahrbücher"), der heftig sozial geworden ist, aber nicht zu unverständig. Ich kappte ihn sehr, als er immer vom vierten Stande sprach und fragte ihn, ob er so rückständig wäre, daß er überhaupt noch Stände bei uns als existierend anerkenne bei allgemeiner Schulpflicht, allgemeiner Wehr-

---

nehmen, daß er bloß um die Gunst des großen Haufen buhlt oder um die Gunst der Mächtigen dieser Erde ... Ich hoffe, daß es im Deutschen Reich nie an Malern fehlen wird, welche sich von diesem innern Trieb leiten lassen ... Ob die Sezession jetzt von der Kunstausstellung in St. Louis ausgeschlossen ist, — Gott, das wird sie überwinden. Ich meine auch, daß etwas Druck auch den Gegendruck erzeugt und zu einem um so kräftigeren Schaffen veranlassen wird."

[1]) Am 8. und 9. März fand im Reichstag ein scharfes Rededuell zwischen den Abgeordneten Stoecker und Bebel statt, besonders mit Bezug auf die sittlichen Zustände im Offizierkorps.

[2]) Generalfeldmarschall Graf Waldersee war am 5. März 1904 gestorben.

Digitized by Google

pflicht und allgemeinem direkten Wahlrecht. Er berief sich auf die soziale Bewegung in der ganzen Welt, worauf ich ihn fragte, ob er die Zustände in irgendeinem andern Lande, z. B. Oesterreich, Frankreich, Italien für sehr beneidenswert halte? Kurz, wir stritten uns feste, was nicht hindert, ihn persönlich sehr gern zu haben, weil er absolut ehrlich ist, nur als Professor natürlich sehr Theoretiker.

*

16. Januar 1905.

Im Ruhrgebiet soll der Generalstreik ausgebrochen sein.[1]) Ich fürchte, daß es dort zu großen Exzessen kommt! Vier sozialistische Zeitungen haben seit Jahren dort gehetzt, und obschon die Parteiführer hier abwinken, scheint das jetzt keinen Einfluß zu haben.

Die Arbeiter verlieren beim Streik täglich eine halbe Million Arbeitslöhne, und die Grubenbesitzer haben so große Vorräte liegen, daß eine Kohlennot nicht eintreten wird und sie im Gegenteil mit ihren Beständen räumen können.

Morgen werde ich im Abgeordnetenhause über den Etat reden.[2])

*

20. Januar 1905.

Heute haben wir im Reichstage Kohlenstreikinterpellation, die ein Sozialdemokrat[3]) vorzüglich begründete. Bülow und Möller[4]) erwiderten auch nicht übel. Neulich im Abgeordnetenhause scheine ich sehr glücklich gesprochen zu haben, wenigstens war die Fraktion sehr zufrieden mit mir.

Vorgestern hatten wir ein großes Diner bei unserm Fraktionsgenossen H. v. Dirksen, wo ich so vortreffliche Mosel- und Rheinweine getrunken habe wie selbst beim alten Bismarck nicht. Ist mir herrlich bekommen; ich fange an zu glauben, daß die Doktoren, welche mir den Rheinwein verboten, Esel waren.

Ohne Datum; 29. Januar 1905.

Die Handelsverträge sind durchaus sehr agrarisch, wie es scheint. Uebermorgen bringt Bülow sie in den Reichstag.[5])

Streik im Ruhrrevier hält an. Ich halte es für falsch, daß das Ministerium während seiner Dauer ein Gesetz bringt, das einen Teil der Arbeiterforderungen

[1]) Am 14. Januar streikten im Ruhrkohlendistrikt von 270 000 Bergarbeitern 60 000, eine Woche später schon 200 000 Mann. Am 9. Februar beantragten die Führer der Arbeiter die Wiederaufnahme der Arbeit.

[2]) Kardorff ergriff in der Tat am 17. Januar das Wort zum Etat; er forderte frische Initiative in der Reichsfinanzgesetzgebung und einen weiteren Ausbau der Selbstverwaltung. Sten. Ber. VI, 8512 ff.

[3]) Es war der Abgeordnete Hué.

[4]) Handelsminister Möller.

[5]) Am 1. Februar brachte Reichskanzler Graf Bülow die Handelsverträge mit einer großen Rede ein, in der er hervorhob, daß die neuen Verträge einen landwirtschaftlichen Charakter hätten. „Die neuen Verträge bringen unsrer Landwirtschaft den Schutz, dessen sie unbedingt bedarf, ohne die Interessen der Gesamtheit in unbilliger Weise zu schädigen."

Digitized by Google

bewilligt.[1]) Der Erfolg würde eine baldige Wiederholung des Streiks sein mit abermaliger Aufbesserung der Löhne, d. h. mit Verdoppelung der Verführung zur Landflucht aus den östlichen Provinzen und mit schließlicher starker Verteuerung der Kohle für den Konsumenten.

*

3. Februar 1905.

Ich habe neulich eine Stunde mit Bülow wegen des Kohlenstreiks konferiert und ihm meine Meinung gründlich gesagt. Wie es scheint, hat sich Seine Majestät wieder durch Hinzpeter beeinflussen lassen. Wir werden in Schlesien auch einen gründlichen Bergarbeiterstreik bekommen. Resultat: allgemeine Kohlenteuerung.

*

17. Februar 1905.

Ich bin sehr beschäftigt, da ich eine größere Rede über die Sozialpolitik der Regierung vorhabe, die ich mir einigermaßen gründlich vorbereiten will. Sehr zustatten kommt mir dabei ein sehr merkwürdiges, mir von einem Herrn Schultze aus Doberan übersandtes Buch: „Ich bringe das Schwert", in welchem der Verfasser den Versuch macht, die Darwinsche Entwicklungstheorie mit orthodoxchristlicher Weltanschauung in Einklang zu bringen; sehr geistvoll geschrieben, aber meines Erachtens mit sehr gewagten Kombinationen und Schlüssen. Aber in den letzten Kapiteln finden sich vorzügliche Betrachtungen über die Sozialdemokratie und die christlich-sozialen Geistlichen, denen er, wie mir scheint, mit Recht vorwirft, sich über den Heiland erheben zu wollen, der gesagt: ich bin kein Erbschichter — und immer betont: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" — „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" — „Seid untertan der Obrigkeit" usw.

Der Bund der Landwirte hat sich nun auch, wenn auch recht widerwillig mit den Handelsverträgen einverstanden erklärt.[2])

*

21. Februar 1905.

Die Handelsverträge sind gestern mit glänzender Majorität, 198 gegen 61 Stimmen, angenommen, eine gute Genugtuung für mich gegenüber dem Bunde der Landwirte. Meine Fraktion zeichnete sich dadurch aus, daß nur ein Mitglied fehlte, das erkrankt war.

Man ist hier sehr erstaunt, daß der Kronprinz plötzlich durch Seine Majestät hierher zitiert ist; er hätte noch vierzehn Tage länger bleiben sollen, und man zerbricht sich den Kopf, ob Differenzen mit der Großherzogin Anastasia oder

[1]) Der Streik veranlaßte die Ausarbeitung einer Novelle zum Berggesetz, die am 8. März dem Landtage zuging. Ueber ihren Inhalt siehe Schultheß' Europäischer Geschichtskalender, Jahrgang 1905, S. 59.

[2]) Am 13. Februar erkannte die Generalversammlung des Bundes für Landwirte an, daß die neuen Handelsverträge eine gewisse Besserung der landwirtschaftlichen Produktion brächten, obgleich viele berechtigte Wünsche nicht berücksichtigt seien.

Digitized by Google

die Ermordung des Großfürsten Sergius der Grund dafür war. Gleichfalls ist man sehr verwundert, daß Prinz Friedrich Leopold nun plötzlich auf dem Seewege über Peking zur russischen Armee geht. Wenn er hinkommt, ist vielleicht schon Frieden, denn die Russen scheinen nicht abgeneigt, sich mit Japan zu vertragen.

*

25. Februar 1905.

Der Kohlenstreik scheint abzuflauen. Möller hat sich als sehr unfähig bei den ganzen Vorgängen erwiesen; unmittelbar vor dem Ausbruche versicherte er, es sei an keinen Streik zu denken.

Alle Welt ist entzückt von der Kaiserin, die vom Bett des Prinzen Eitel nicht gewichen ist.

*

3. März 1905.

Hier ist es im Reichstage im Plenum in der Regel langweilig — endlose, zwecklose Reden, dagegen in der Budgetkommission hochinteressant (Kavallerievermehrung). Der Kriegsminister v. Einem vorzüglich gewandt und tüchtig, aber noch sehr angegriffen von einer wochenlangen Influenza.

Der Riesentrara der Einweihung des neuen Domes[1]) hat doch das Gute gehabt, daß die ausländischen Geistlichen, die als Vertreter aller Länder (Vereinigte Staaten, Holland, Belgien und Waldenser) hier waren, ganz hingerissen gewesen sind von der Persönlichkeit von Seiner Majestät und mit Begeisterung von seinem glücklichen Versuche gesprochen haben, die evangelischen Kirchen aller Nationen einander zu nähern.

In der Budgetkommission fechte ich nach Kräften für die Verminderung der großen Kaisermanöver; das Zentrum hat aber, wie es scheint, angst, es mit Seiner Majestät zu verderben, und wird mich, obschon anfangs zustimmend, wohl im Stiche lassen.

Die Russen bekommen immer noch Prügel.[2])

*

12. März 1905.

Ich kann jetzt nicht abkommen, weil ich im Reichstage in der Budgetkommission sitze (Militärvorlage wegen Vermehrung der Kavallerie) und im Landtage eine große Rede über Streik im Ruhrgebiet und Berggesetz halten muß.

*

18. März 1905.

Nächste Woche kommen die großen Berggesetzgebungsvorlagen an die Reihe, zu denen ich im Abgeordnetenhause eine große Rede halten will, die ich mir schon gut überlegt habe.[3])

---

[1]) Sie fand am 27. Februar statt.

[2]) Am 24. Februar hatte die große Schlacht bei Mukden begonnen, die sich im März zu einer schweren Niederlage der Russen auswuchs.

[3]) Am 27. März begannen im Abgeordnetenhause die Beratung der am 8. März eingebrachten Berggesetznovellen. Kardorff kam während der ersten Beratung nicht zu Wort.

Digitized by Google

Bülow sprach im Reichstage vorzüglich gegen Bebel.[1]) Sonst waren die Debatten langweilig, endloses Geschimpfe auf Russen seitens der Sozialdemokraten, dazu kam eine endlose Polendebatte, die ebenso eintönig war, wie Polendebatten gewöhnlich sind.

Hier beschäftigt man sich überwiegend mit Rußland und sieht allgemein sehr schwarz. Wenn nur Polen ruhig bleibt! Sonst können wir wegen der Grenzbewachung wieder auf Einquartierungsdurchmärsche rechnen, die ich mir gar nicht wünsche.

*

22. März 1905.

Ich habe die letzten Tage sehr viel zu tun gehabt im Abgeordnetenhause (Bergwerksvorlagen) und im Reichstage (Budgetkommission). Meine größere Rede werde ich im Reichstage halten, da wir im Abgeordnetenhause im Verein mit den Konservativen beschlossen haben, nur eine kurze Erklärung ohne scharfe Polemik abzugeben.

Was sagst Du zu Ministers Hammersteins schnellem Tode?[2]) Er litt an Asthma und dies hatte sich aufs Herz geworfen. Er war kein guter Minister des Innern, kannte, weil früher immer in den Reichslanden beschäftigt, wenig von unsern Ostprovinzen und unsrer Selbstverwaltung; er besaß nicht viel Takt und suchte sich bei Seiner Majestät beliebt zu machen. Sein, wie es scheint, gestern abend ernannter Nachfolger Bethmann Hollweg ist ganz erstklassig, sehr taktvoll, hat sehr viel gelernt und viel gesunden Menschenverstand. Wenn irgend jemand, kann er auf Seine Majestät wohltätigen Einfluß ausüben. Er ist Bonner Korpsbruder und Studiengenosse von Seiner Majestät, der ihn persönlich liebt, hat Charakter, schlug z. B. den Minister des Innern schon vor Jahren aus (Kanalvorlage) usw., Hammerstein protegierte besonders seine Vandalenkorpsbrüder.

---

[1]) Eine sozialdemokratische Resolution, welche die Aufhebung der Auslieferungsverträge Bayerns und Preußens vom Jahre 1885 mit Rußland forderten, führte zu einer großen Auseinandersetzung zwischen Bülow und der Sozialdemokratie, die auch auf die Polenfrage übergriff.

[2]) Der Minister des Innern Freiherr v. Hammerstein, der früher Bezirkspräsident in Metz gewesen war, starb am 20. März, sein Nachfolger wurde der Oberpräsident von Brandenburg v. Bethmann Hollweg.

Digitized by Google

Die feindlichen Waffen nieder!

Von

General der Infanterie a. D. Freiherrn v. Woinovich

Drei Weltteile triefen von Blut und bedecken sich mit Leichen und Trümmern; die alte Kultur unseres Erdteiles wird von wilden Völkern, von Negern und gelben, schlitzäugigen Horden niedergetreten — alles — wie die Verhältnisse zurzeit sich anlassen — nur mehr zu dem Zwecke, um einigen mit Blutschuld bedeckten Staatsmännern das Eingeständnis ihrer Ohnmacht und ihrer unausweichlichen Niederlage noch recht lange hinausschieben zu helfen, die bedauernswerten Völker durch Lug und Trug über den wahren Stand der Dinge noch weiter zu täuschen. Quosque tandem ... wäre man versucht, dieser entmenschten Meute zuzurufen!

Ein im vierten Jahre währender Krieg hat die Mittelmächte zu erstaunlichen Siegen und Erfolgen geführt, die sich am deutlichsten durch einen Blick auf die Karte ausprägen. Diese Erfolge sind wie glühende Lava an den Grenzen der von uns eroberten oder verteidigten Länder zu unüberwindlichen Wällen erstarrt, an die unsere Gegner vergeblich anrennen und zerschellen. Vom militärischen Gesichtspunkte aus kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die Lage der Mittelmächte unerschütterlich ist. Sie ist es aber auch in jeder andern Hinsicht. Die Entente hat sich vielleicht geschmeichelt, uns durch die Hungerblockade zu bezwingen — vergeblich —; wohl aber ist sie selbst durch den U-Bootkrieg, unsere Vergeltungsmaßregel, auf dem Wege, in die Knie zu sinken. Sie hat weiter gehofft, daß ihr Gold uns zugrunde richten würde — vergebens —; aus uns selbst schaffen wir unentwegt die Mittel zur Fortsetzung des Kampfes, sei es für noch so lange. Endlich hat die Entente in ihrer Verzweiflung den nichtswürdigen Versuch unternommen, durch Ehren-Wilson und Konsorten den Samen der Zwietracht zwischen den Völkern und Regierungen der Mittelmächte zu säen — ebenso vergeblich —; fester als je steht der Vierbund da!

Hiernach sollte man füglich meinen, daß es doch noch erleuchtete, vorurteilslose Köpfe unter unseren Gegnern geben mag, die dies einzusehen und die Hoffnungslosigkeit weiteren Blutvergießens und weiterer Greuel zu erfassen imstande sein werden, indem sie die ihnen wiederholt gereichte Hand gerne zu ergreifen bereit sein würden, um einen gerechten Frieden herbeizuführen.

Es ist fast ein psychologisches Rätsel, daß dies bisher nicht geschah. Die Ursache hiervon liegt wohl hauptsächlich in dem Terrorismus, dem bei den Ententemächten jeder vernünftige, auf Beendigung des Krieges gerichtete Vorschlag begegnete, sowie in der Befangenheit, in der diese Völker seitens ihrer Regierungen durch unrichtige Darstellung der Verhältnisse geflissentlich erhalten werden. Jede vernünftige Stimme, die sich in der Oeffentlichkeit erhebt, wird überschrien, ja selbst die Staatslenker der Entente gefallen sich darin, von ihren kuruliſchen Stühlen herab die Gegner anzubrüllen. Haß, Rachsucht, Chauvinis-

Digitized by Google

mus werden durch eine hetzende Presse und, wenn die Leidenschaften abzuschwellen drohen, durch die von den Machthabern unermüdlich wiederholten Gemeinplätze und Verleumdungen zu neuer Siedehitze angefacht. Im gegenwärtigen Momente liegt daher die Schuld für die nutzlose Fortsetzung des Krieges weniger in der Psyche der Völker als im Charakter der Machthaber, die den Krieg entzündet, durch ihre Machinationen genährt haben und den Augenblick nicht finden können und, noch mehr, ihn aus Furcht vor ihren enttäuschten Völkern nicht suchen wollen, ohne ein greifbares, mehr oder weniger blendendes oder wenigstens täuschendes Kriegsresultat erreicht zu haben.

Am deutlichsten zeigt sich dies in den Verhältnissen Italiens. Ein schwacher König wurde von Sonnino und Salandra, durch englisches Gold bestochen, zum Treubruche und in den Krieg gegen uns getrieben. Es fiel dies nicht leicht, denn ein großer Teil der Bevölkerung war friedliebend. Es mußten also unausbleibliche glänzende, leicht erreichbare Erfolge dem leicht entzündlichen Volke vorgespiegelt werden. Die von Republikanern, Anarchisten und Sozialisten durchsetzte Bevölkerung ging diesen sowie den von den Engländern ausgestreuten klingenden Argumenten auf den Leim. Die Erfolge blieben jedoch aus. Nach mehr als zweijährigem Blutvergießen haben die Italiener fast gar nichts erreicht. Salandra mußte der wachsenden Unzufriedenheit des Volkes schon vor längerer Zeit zum Opfer gebracht werden. Nun ruht alle Verantwortung für die Fortsetzung des Krieges auf Sonninos Schultern, denn die übrigen Minister sowie der König sind reine Strohmänner. Je weiter der Krieg fortschreitet, desto schwieriger wird Sonninos Lage. Wie könnte er z. B. gegenwärtig die Hand zum Frieden bieten, wo Italien für seine Opfer so gut wie nichts erhielte? Das wütende Volk würde ihn, König und Dynastie in Stücke reißen. Der Unglückliche muß daher — nolens volens —, da er einmal das Spiel begonnen, es fortsetzen in der Hoffnung, daß der Armee vielleicht endlich doch das Glück lächeln werde. In dieser Zwangslage weist denn auch Sonnino alle Erwägungen der Menschlichkeit und des gesunden Menschenverstandes zurück; er spielt eben va banque! Volk und Land sind dabei nur Marionetten.

An Rußland, an dessen übertrieben eingeschätzter Kraft und unersättlicher Machtgier sich der Weltkrieg entzündete, hat sich durch Gottes Fügung bereits ein schweres Strafgericht vollzogen. Staat und Armee liegen in Trümmern; bevor sie wieder aufgebaut zu werden vermögen, wird Europa, auch ohne ihre Mitwirkung, sein Schicksal regeln. Ob einer von den gegenwärtigen sog. Machthabern Rußlands — etwa Kerenski — wenn er selbst wollte, die Macht dazu besitzen würde, dem vom russischen Standpunkte ganz besonders überflüssigen, daher um so verdammenswerteren Blutvergießen zu steuern, muß angesichts der finanziellen Abhängigkeit füglich bezweifelt werden, in die Rußland den Ententemächten gegenüber geraten ist. Dieser Umstand bietet hinreichende Erklärung dafür, daß Rußland unmöglich zu einem Separatfrieden gelangen könnte, selbst wenn im Busen Kerenskis, wie man behauptet, ein warmes Herz für Freiheit und Menschlichkeit schlagen sollte.

Digitized by Google

Die Ursachen, welche es verhindern, daß Frankreich trotz allen Opfern und ungeachtet der Aussichtslosigkeit weiteren Blutvergießens nicht zum Frieden gelangen könne, liegen vornehmlich in der Psychologie dieses Volkes, die von dessen Führern entsprechend ausgenützt wird. Die Franzosen gleichen tollgewordenen Pferden, die blindlings dem Abgrunde zurasen. Die Staatslenker vermeiden es sorgfältig, das Volk durch Darstellung der wirklichen Verhältnisse über die weiteren Aussichten des Krieges aufzuklären, was übrigens bei diesem, in nationalen Dingen so naiven Volke ohnehin schwer fiele. Wüßten die Franzosen wirklich, wie es um sie steht, würden sie vielleicht doch Vernunft annehmen und ihren gewissenlosen Präsidenten Poincaré abschütteln. Dieser klebt aber zähe an der Macht und mit ihm eine ganze Reihe von Advokaten und Journalisten, die als Minister, Kammerpräsidenten u. dgl. lukrative Posten innehaben. Sie alle und eine große Anzahl von Kriegsgewinnern haben das größte Interesse daran, das französische Volk, das sich langsam verblutet, in der ihm eingeflößten Hypnose zu lassen. Nur auf diese Weise ist es zu erklären, daß Frankreich, trotz des Verlustes von zehn Departements und trotz der glänzenden militärischen Lage der Zentralmächte, noch immer den absurden Traum von der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens träumt. Allerdings liegt eine gewisse Methode darin — durch unverdrossene Wiederholung dieses kindlichen Gedankens mag die Entente immerhin — bei außerhalb Stehenden — den Eindruck hervorbringen, als ob ihr doch noch die Machtmittel zur Realisierung dieser Hoffnung zu Gebote ständen. Und so blutet das französische Volk weiter, bis es dem Schicksale gefallen wird, es von der gewissenlosen Bande seiner Regierer und Verführer zu befreien! Schon deuten übrigens gewisse Anzeichen darauf hin, daß dieser Moment nicht mehr allzu ferne sei und daß das Volk, wenn ihm Licht darüber aufgehen wird, wie es genarrt worden ist, das ihm auferlegte Joch selbst abwerfen werde.

Rußland, Italien und Frankreich werden hauptsächlich durch die Bemühungen Englands an der Stange erhalten. Ohne diese wäre gewiß schon Friede eingetreten, ungeachtet des französischen Chauvinismus!

Die Gründe, weshalb England trotz seinen ungeheueren Verlusten in jeglicher Hinsicht und ungeachtet seiner auf allen Kriegsschauplätzen so wenig glücklichen Kriegführung überhaupt nicht an eine Beendigung der grausamen Menschenschlächterei denken kann, sind in die Augen springend. England ist, selbst im schlimmsten Falle, invulnerabel, ihm kommt man auf seiner Insel nicht recht bei, wenigstens nicht in dem Maße, um es zum Frieden zu zwingen, ferner kämpft England um seine Stellung als erste Seemacht, welche die Weltherrschaft, auf Grund deren es so reich und so mächtig geworden ist, bedeutet. England ist sich dessen voll bewußt; durch Fortführung des Krieges riskiert es nur Menschen und Geld — einen Friedensschluß könnte es aber nur durch Aufgeben gewisser Vorteile erreichen, die sein Prestige und damit seine Weltstellung erschüttern würden. Kein Politiker Englands, hieße er nun Grey, Churchill, Asquith, Lloyd George, wird sich daher so leicht bereit finden, aus freiem Antriebe, nur aus ethischen Beweggründen, dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Der Hebel

Digitized by Google

wird also, um zum Frieden zu gelangen, vorerst nicht bei England angesetzt werden dürfen, sondern durch dessen Isolierung angestrebt werden müssen. Aber selbst dann bliebe England imstande, dank seiner Lage, den Krieg allein fortzusetzen, wenn es nicht durch den U-Bootkrieg zum Nachgeben gezwungen werden sollte.

Der Sturz der genannten Männer, welche die moralische Schuld auch an der Fortsetzung des nutzlosen, furchtbaren Mordens auf den Kriegsschauplätzen tragen, würde übrigens allein keineswegs hinreichen, um den Frieden zu bringen, an ihre Stelle würden neue Männer — Engländer — mit den gleichen Ansichten treten, in deren Augen andere Völker eben nur dazu da sind, um im Interesse Großbritanniens zu bluten — ein Axiom, das diesem Volke in Fleisch und Blut übergegangen ist. Regungen des Gewissens ist der Engländer nicht zugänglich, sobald es sich um seine eigenen Interessen handelt. Je größer der Massenmord unter seinen Verbündeten, den es heraufbeschworen hat, desto mehr Nutzen hat England hiervon in materieller Hinsicht. Seine Industrie und sein Handel würden hierbei nur gewinnen. An die Gefühle von Menschlichkeit zu appellieren, um baldige Einstellung des sinn- und zwecklosen Mordens, Krieg genannt, zu erreichen, hätte eher noch bei Russen, Franzosen oder Italienern Erfolg, in deren Brust möglicherweise doch noch ein Fünkchen Menschlichkeit glimmt, als bei den herzlosen Briten — den Urbildern krassesten Egoismus!

In noch höherem Maße gilt Aehnliches vom jüngsten Mitgliede der Entente, den Vereinigten Staaten. Das Verhalten derselben vom Beginne des Weltkrieges an, ihre sog. Neutralität, die sie zum Zwecke unerhörter Bereicherung durch den Waffen- und Munitionshandel ausnützten, ihre offene Feindseligkeit vom Momente an, als der U-Bootkrieg die ungestrafte Betätigung dieses Handels nicht mehr zuließ, sprechen deutlich hierfür. Bei einem Staate und bei einem Volke, das Logik und Billigkeitsgefühl derart auf den Kopf gestellt hat, wie Amerika, darf auf Regungen der Menschlichkeit nicht gerechnet werden. Sie sind der in Amerika am Ruder befindlichen Plutokratie noch fremder als selbst dem hartgesottensten Briten! Mit dem vollen Bewußtsein seines Unrechts trat Amerika unter scheinheiligem Augenaufschlag in den Krieg, etwa so, wie sich ein Jäger auf die Treibjagd begibt. Vom Amerikaner daher voraussetzen zu wollen, daß er sich gegen das ruchlose und mehr als dies, gegen das nutzlose Blutvergießen aufbäumen werde, ist eine schwere Täuschung.

Ein Appell, „die feindlichen Waffen nieder!", würde aus all den vorangeführten Gründen im gegenwärtigen Momente noch ungehört verhallen. Er würde eher Anlaß geben zu neuerlicher Aufmunterung der feindlichen Welt, die uns umgibt und die in diesem Schritte nur einen Verzweiflungsschrei unsererseits zu erblicken vermöchte. Ein solcher Appell wäre nur zulässig, wenn wir den Intellekt und das Verständnis unserer Gegner für Krieg und Kriegführung, für das Mögliche und Unmögliche erwecken könnten. Aber dies scheint uns bei so unmilitärisch veranlagten Völkern, wie es namentlich Engländer und Amerikaner sind, ausgeschlossen. Bis zu welchem Grade die militärische Naivität unserer

Digitized by Google

Gegner im allgemeinen geht, beweist u. a. das Selbstvertrauen der Engländer in ihre bisherige, an Mißerfolgen so reiche Kriegführung, welche hoffentlich und wahrscheinlich auch ihre amerikanischen Vettern von jenseits der See mitbringen dürften. Nicht einen einzigen halbwegs annehmbaren Schachzug haben die Briten in ihrer dreijährigen Kriegführung zu verzeichnen! Ihre Pseudostrategen glaubten zwar das Arkanum des Sieges in der Ueberzahl an personellen und materiellen Streitmitteln gefunden zu haben. Engländer, Franzosen und ihre Adepten, Italiener, sahen in der maßlosen Vermehrung artilleristischer und technischer Mittel das alleinige Heil! Welche Verblendung! Ihnen blieb, wie es scheint, völlig verschleiert, welch andere, höhere Faktoren im Kriege den Ausschlag geben. Daher, welche Monotonie und naive Ursprünglichkeit im Vorgehen Haigs und Cadornas! Hoffen wir, daß auch die Amerikaner auf gleichen Wegen wandeln werden.

Der kindische und trotzige Wille zu siegen allein genügt nicht, er muß auch von jener Folgerichtigkeit in Anwendung der Mittel, von jener stahlharten Entschlossenheit begleitet werden, welche den an Zahl um so vieles schwächeren Zentralmächten bisher den Erfolg gebracht hat und zweifellos auch den Endsieg zeitigen wird. Schon ist Rußland durch die Kraft unserer Waffen nahezu ausgeschaltet, aber auch Italien wankt wirtschaftlich und moralisch, und Frankreich gleicht einem blutleeren Kämpfer, welcher das Schwert nur zu umklammern, nicht mehr aber zum Schlage auszuholen vermag. Und Schlägen wird die Entente noch ausgesetzt sein, von der Wucht jener, die wir bei Gorlice, in der Walachei und in den tridentinischen Bergen unseren Gegnern versetzten, die zu parieren die sinkenden Kräfte der Ententemächte kaum mehr imstande sein dürften. Möglich, daß nach diesen Schlägen, angesichts des drohenden vierten Kriegswinters, die nötige Ernüchterung bei unseren Feinden eintreten wird.

Selbst das meerbeherrschende England wird seine opfervolle, aber stümperhafte Kriegführung nicht mehr allzu lange fortzusetzen in der Lage sein. Bedenkliche Nachrichten gelangen aus diesem Lande zu uns, das durch die langsamen, aber sicher wirkenden Erfolge unserer U-Boote von jener Not heimgesucht zu werden beginnt, die es über uns zu verhängen gewillt war.

Wir wollen daher nicht daran zweifeln, daß in nicht zu ferner Zeit der Augenblick dennoch kommen wird, an dem wir der Entente die dann nicht mehr zurückzuweisende Aufforderung zuzurufen vermögen werden:

Waffen nieder!

Digitized by Google

Aus den Jugenderinnerungen A. v. Werners

Wanderjahre. Karlsruhe 1862 bis 1867

Es drängte mich natürlich, sowie ich nur in Karlsruhe abends 7 Uhr angekommen war, Professor Adolf Schrödter, der uns so freundlich seine Hilfe und Gastfreundschaft angeboten hatte, kennen zu lernen, und ohne darüber nachzudenken, ob mein Besuch in so später Stunde auch schicklich und erwünscht sein könnte, eilte ich, nachdem ich mich umgekleidet hatte, die Bogengänge des den Schloßplatz im Halbkreis umgebenden inneren Zirkels (er hieß damals noch „äußerer Zirkel") entlang bis zu seinem andern Ende, Nr. 3, Ecke der Waldhornstraße, gegenüber dem Finanzministerium, wo Schrödter wohnte.

Der Empfang war so herzlich wie nur möglich. „Wir haben Sie schon lange erwartet," mit diesen Worten begrüßte mich der Professor, der im Schlafrock, ein gesticktes Käppchen auf dem Haupt mit den halblangen grauen Haaren, behaglich seine Pfeife rauchend, am runden Tisch neben seiner Frau saß, deren geistvolles Auge und liebenswürdige Freundlichkeit im ersten Augenblick mein Herz gewannen. Es war die erste Künstlersgattin, die ich kennen lernte, und sie ist mir immer als das Ideal einer solchen erschienen. Daß sie selbst künstlerisch begabt und tätig sei, ahnte ich natürlich nicht, und sie sprach auch nicht davon.

Mit Schularbeiten beschäftigt saß ein kleines Mädchen am Tisch, das mir mit den Worten vorgestellt wurde: „Das ist unser Hans," sie hieß aber Adeline.

In lebhafter Unterhaltung verflossen die ersten Stunden unsers Beisammenseins, und bald nach 9 Uhr, als zum Tee gedeckt wurde, erschienen die Sängerin Emilie Genast, eine Tochter des alten Weimaraner Goethe-Genast, die im selben Hause wohnte, der älteste Sohn Schrödters, Max, der auf dem Polytechnikum studierte, und seine Schwester Malvine, eine schlanke, hoch aufgeschossene, etwa fünfzehnjährige junge Dame mit üppigem goldblondem Haar und vollen Wangen, im Fortbildungskursus begriffen, die mich mit schnellem schnippischem Blick von oben herab musterte, als ich ihr vorgestellt wurde. Sie war ziemlich kurz angebunden an diesem Abend, und aus ihrem Benehmen und der Art, wie sie mir den Teller hinschob, war nicht zu entnehmen, ob meine Ankunft in ihrem elterlichen Hause ihr unangenehm, gleichgültig oder recht sei. Die jungen Herrschaften kamen aus dem Theater, das damals unter Eduard Devrients Leitung im Mittelpunkte des Karlsruher Kunstlebens stand, und so wandte sich die Unterhaltung für den Rest des Abends diesem Thema zu.

Fräulein Genast war, wie ich aus der Unterhaltung erfuhr, die von dem Hausherrn mit schalkhafter Grazie und Humor geleitet wurde, Konzertsängerin; ihr Vater hatte sich erst im Jahre vorher von der Weimarer Hofbühne, deren Hauptstütze er seit Goethes Zeiten gewesen war, zurückgezogen.

Max Schrödter begleitete mich nach Hause, um mich gleich in die Reize meiner neuen Heimat einzuweihen, wobei wir anscheinend die Stadt mehrmals

Digitized by Google

durchstreiften, was wohl daher kam, daß fast in jeder Straße dieses fächerförmig disponierten Stadtgebildes ein Haus wie das andre aussah, nur unterbrochen von der Pyramide, der evangelischen Kirche und dem Rathaus auf dem Marktplatz und einem mit Säulen geschmückten Gebäude, das, als markgräfliches Palais bezeichnet, mit drei andern gleichmäßig großen Häusern einen kleinen Platz bildete, in dessen Mitte sich als Verkehrsstörung, wie man heute sagen würde, ein Obelisk erhob. Den Abschluß der Stadt nach dieser Seite hin bildete das im kleinen an das Brandenburger Tor in Berlin erinnernde Ettlinger Tor — alles Schöpfungen von Weinbrenner. Als ich die Stadt bei Tageslicht sah, erschien sie mir noch stiller und langweiliger wie am Abend, und die Weinbrennersche Architektur als ein ins Aermliche geratener Schinkelstil; die Karlsruher nannten sie „gefrorene Musik", und heutzutage scheint sie als „Biedermeierstil" wieder das Ideal der jüngsten Architektenschule zu sein. Der Baudirektor Hübsch hat dann fünfzig Jahre später durch seinen zierlichen Stil — mit der eigenartigen farbigen Ornamentik aus gebranntem Ton —, in dem er das Hoftheater, die Bildergalerie, das Palmenhaus, und in dem derberen, mit romanischen Motiven durchsetzten Stil des Polytechnikums und des Finanzministeriums dem Stadtbilde eine neue Note zugefügt, ohne indes den einheitlichen Charakter desselben als einer kleinen Residenzstadt, die keinen Wert auf äußere Erscheinung legt, in der sich aber behaglich leben läßt, zu beeinträchtigen. Viele große Gärten mit altem Baumwuchs innerhalb der Stadt, die zum Teil, wie z. B. der gräflich Langensteinsche, in dem sich Hirsche und Rehe tummelten, und der erbprinzliche, von der Straße nur durch einen tiefen Graben geschieden waren, brachten angenehme Abwechslung in die langweiligen Häusermassen. Einen besonders freundlichen Eindruck machte mir die nächste Umgebung der Stadt, die ich schon in der ersten Zeit meines Aufenthaltes genauer kennen lernte: im Westen und Süden ganz umgeben vom Hardtwald, der sich dem schönen Schloßpark anschließt, östlich Ettlingen an den Ausläufern des Schwarzwaldes, gegen Norden das freundliche Städtchen Durlach mit seinem von einem alten mächtigen Römerturm gekrönten Turmberge, und bei Maxau der fröhlich dahinströmende deutsche Rhein mit seinen als Altrhein bekannten malerischen Nebenarmen — so bietet sie eine Fülle lohnender Ziele für abwechslungsreiche Ausflüge. Diese Städtchen und malerischen Dörfer mit ihren Mühlen und Wirtshäusern, das alles gefiel mir sehr wohl, und ich sagte mir: hier ist's trotz Weinbrenners gefrorener Musik gut sein, und stürzte mich mutig in meine Arbeit und in das Karlsruher Leben.

Nachdem ich mein kleines Zimmer bei Schrödters bezogen hatte, von welchem ich gerade gegenüber in ein Fenster des Finanzministeriums blickte, an dem ein Beamter den ganzen Tag über mit Geldzählen beschäftigt war, eilte ich am nächsten Morgen schon früh 8 Uhr mit Professor Schrödter in sein Atelier im Polytechnikum, um ihm an zwei Sürporten für das Berliner Kronprinzliche Palais — das englische und das preußische Wappen, von Putten umgeben — zu helfen. Sodann stellte ich mich dem Direktor der Kunstschule, Professor Joh. Wilh. Schirmer, vor, der mich sehr freundlich empfing und mir den von

Digitized by Google

Schrödter in Aussicht gestellten Platz in einem großen zweifenstrigen Atelier der Kunstschule überwies, in dem ich mit dem Schlachtenmaler Nikutowski und Ferdinand Keller zusammen arbeiten sollte, bis ein andrer Raum für mich frei würde. Direktor Schirmer stellte mir außerdem noch seine landschaftlichen Studien, deren Zahl und Durchführung mich geradezu verblüffte, zur beliebigen Verfügung. Ich malte zunächst auch in der Malklasse und zeichnete im Aktsaal, ging aber sofort an meine eignen Arbeiten, soweit mir die Mitarbeit an Schrödters Sürporten dafür Zeit ließ, denn ich fühlte, daß eignes Schaffen jetzt am besten auf das hinweisen würde, was ich studieren und lernen müsse. Einen halb und halb landschaftlichen Eindruck von früher: unter einer Linde vor einer hell von der Sonne beschienenen Mauer einige Leute um einen Tisch versammelt, verarbeitete ich zu einem Bilde: „Unter der Klosterlinde", Mönche beim Vespertrunk mit einem ritterlichen Jägersmann, wofür mir Direktor Schirmer als Landschafter wertvolle Winke gab. Außerdem hatte ich an meinen Militärkostümblättern weiter zu arbeiten, durch meinen Lehrherrn Atzenroth den Auftrag, für den Amtsrat Koppe-Wollup die vier Jahreszeiten in Halbzirkeln zu malen (als Saaldekoration), erhalten und einen Weihnachtsfries in Aquarell: „Knecht Rupprecht" in Angriff genommen, mit dem ich Professor Schrödter als Weihnachtsgabe zu überraschen gedachte. Eindrücke vom Theater, wie „Georg und Lerse", „Falstaff und die lustigen Weiber von Windsor" u. a. mehr wurden in Skizzen, späterer Ausführung harrend, festgehalten. Von meinen Ateliergenossen malte Nikutowski an einem größeren Bilde, einer Szene aus der Schlacht bei Leipzig, Ferdinand Keller, der viele Jahre mit seinem Vater in Brasilien zugebracht hatte, wo dieser als Ingenieur tätig war, hatte von dort und aus den Urwäldern eine überwältigende Fülle entzückend gezeichneter Studien mitgebracht, von denen er eine als sein erstes Oelbild unter Schirmers Leitung in Angriff nahm, ein brasilianischer Ochsenkarren auf hügeligem Wege in weiter Landschaft. Die Kunstschule war vorwiegend Landschafterschule, und Direktor Schirmer hatte deshalb auch den Kunstschulgarten hinter dem Hause Stephanienstraße 89 als verwildertes Terrain mit ruinenartigen Gewölberesten und allerlei wildwachsenden Pflanzen, zu Vordergrundstudien geeignet, einrichten lassen. Kotsch, Vosberg, Lugo, Fahrbach, Osterroth, Eckermann, ein Sohn des Goethe-Eckermann, die Schweizer Studer, Pfyffer, Stäbli und der Schwarzwälder Hans Thoma waren u. a. damals seine Schüler. Von letzterem notierte ich in meinem Tagebuch: „Ein Schwarzwälder, künstlerisch sehr reich begabt; er hat Illustrationen zu Hebels alemannischen Gedichten gezeichnet, die in der Stimmung kostbar sind. Ueberhaupt sind alle seine kleinen Skizzen von einem ungemein tiefen poetischen Hauch durchweht."

Figurenmaler waren nur wenige da; außer Nikutowski: Epp, Schäffer, Wagner, die ihre Bildmotive dem bäuerlichen Leben in den Schwarzwalddörfern entlehnten, und der Wiener Hans Canon, auf den ich noch später zurückkomme. Außerhalb der Kunstschule hatten der gelehrte Architekturmaler v. Bayer, der Freskomaler Gleichauf, im Schwindschen Stile schaffend, der Tiermaler

Digitized by Google

Fr. Deiker, der Landschaftsmaler Klose und einige andre ihre Ateliers. Professor Schrödter hatte einen Komponierverein gegründet, dem eine Anzahl von Polytechnikern, besonders Architekten, angehörte und in welchem ausschließlich kunstgewerbliche Aufgaben gelöst wurden, wie Entwerfen von Möbeln, Gefäßen aller Art, Mustern zu Stickereien und Stoffen u. dgl. mehr, die allwöchentlich an einem Abend vorgelegt und besprochen wurden. Auch ich beteiligte mich sogleich an den Arbeiten des Vereins, dem außer mir als Maler nur noch Ferdinand Keller angehörte. Das Zeichnen bei Lampenlicht mußte ich meiner angegriffenen Augen wegen zwar bald einstellen, doch bot das reiche gesellige Leben Karlsruhes, Vorträge, Theater und Musik reichlich Ersatz dafür.

Bei dem Historiker Professor Baumgarten hörte ich im Polytechnikum ein Kolleg über Reformation sowie im Foyer des Hoftheaters die Vorträge des Mannheimer Professors Eckhardt über Aesthetik, denen regelmäßig der Großherzog und die Großherzogin, Minister, Professoren des Polytechnikums und der Kunstschule und Herren und Damen aus andern Kreisen beiwohnten. Eckhardt hatte einen Roman, „Niklas Manuel", geschrieben, der die Zeit der schweizerischen Glaubenskämpfe in freisinnigster Beleuchtung behandelte, und wurde in Karlsruhe der Hofdemokrat genannt.[1]) In seinen Vorträgen über Aesthetik wies er u. a. auf die großartige Schönheitsidee hin, die sich durchs ganze Weltall ziehe, und auf gewisse humoristische Gedanken, die in einzelnen Tieren, wie Frosch, Affe u. a., niedergelegt seien. Den Humor bezeichnete er als die höchste und edelste Weltanschauung.

Brachten die Vorträge auch nichts besonders Ueberraschendes, so dienten sie doch allgemeiner geistiger Anregung, und die Zuhörer folgten ihnen anscheinend mit Interesse. Ich sah bei dieser Gelegenheit das großherzogliche Paar zum erstenmal und erinnere mich der ersten Vorlesung von Eckhardt besonders lebhaft, wegen des bezaubernden Eindrucks, den das fürstliche Paar durch seine Erscheinung wie durch seine liebenswürdige Art im Verkehr mit dem anwesenden Publikum auf mich machte. Zunächst überraschte es mich, den an stramm militärische Erscheinung gewöhnten Preußen, den Großherzog hier, wie immer in diesen Jahren, sei es im Konzert, Theater, bei Atelierbesuchen oder andern ähnlichen Veranlassungen, im Zivilanzug zu sehen. Die Frau Großherzogin war entzückend in ihrer jugendlichen Schönheit und Anmut, beide ein glückliches Paar im Vollgenuß des Lebens und der Arbeit. Baden war bei uns längst als konstitutioneller Musterstaat bekannt und gepriesen. Hier nun fühlte ich in der Tat den Hauch einer neuen Aera in dem Zusammenleben und Zusammenwirken von Fürst und Volk, die glückverheißend schien.

Der erste Künstler, den ich im Schrödterschen Familienkreis schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft kennen lernte, war der Kupferstecher Allgeyer,

---

[1]) August Bebel sagt von ihm in „Aus meinem Leben", I. Teil, Stuttgart 1910, Verlag J. H. W. Dietz Nachfolger, S. 114: „Eckhardt stand auf dem äußersten linken Flügel der Demokratie." Stuttgarter Vereinstag, 3. bis 5. September 1865.

Digitized by Google

der Biograph A. Feuerbachs, der damals aber nicht mehr als Kupferstecher tätig war, sondern sich schon als Photograph etabliert hatte. Trotz seines larmoyanten, etwas langweiligen Wesens war er bei Schrödters, Schirmers und Lessings gern gesehener Hausfreund, und es ist mir unverständlich, was ihn zu den bissigen Ausfällen gegen die „Düsseldorfer Kolonie" in seiner Feuerbach-Biographie veranlaßt hat.[1]) Karl Friedrich Lessing, Schrödters Schwager, der 1857 von Düsseldorf als Galeriedirektor nach Karlsruhe berufen war, lernte ich am nächsten Abend kennen. Seine kraftvolle männliche Erscheinung, der prächtige Kopf mit der Adlernase und dem scharfen Blick verrieten den Forst- und Weidmann, sein Gespräch den Freund und Kenner der Natur. Wortkarg, aber lebhaft, wenn das Gespräch auf Jagd und Geschichte, vor allem auf die Zeit der deutschen Kaiser oder auf Papst und Reformation kam, lernte man in ihm den warmherzigen deutschen Patrioten kennen, für den seine Kunst das Bekenntnis seines Deutschtums war.[2]) Auf unsern gemeinsamen Spaziergängen hatte ich Gelegenheit, aus der Schärfe seiner Naturbeobachtung, in seinen Aeußerungen über Wolkenbildungen, Terrainerscheinungen, Tonwerte u. dgl. mehr zu lernen, als durch die schönsten Vorträge über Aesthetik möglich gewesen wäre. Seine Wohnung und Atelier befanden sich in einem älteren Seitenflügel des Galeriegebäudes, der mit der Bildergalerie derart in Verbindung stand, daß man von Lessings Wohnzimmer direkt in diese gelangen konnte. Die Wände des nebenliegenden Musikzimmers waren gänzlich mit meisterhaft gezeichneten Porträts seiner Verwandten und Freunde, Maler, Bildhauer, Musiker, Schriftsteller u. a., bedeckt. Eine reichhaltige Sammlung von Jagdgewehren und alten Waffen, Kirchengewändern u. dgl. war sein besonderer Stolz, während die bei passionierten Jägern übliche Sammlung von zahllosen Geweihen, Gehörnen und ausgestopften Vogelbälgen zu fehlen schien. In dem unter der Wohnung gelegenen, die ganze Hausbreite einnehmenden, schlicht eingerichteten Atelier sah man außer einigen größeren gezeichneten Kartons zu Landschaften nur landschaftliche Studien in kleinem Format, Stimmungs- und Valeurstudien und einige Studienköpfe sowie Gewandstudien aus dem Halberstädter Domschatz. Um so mehr prachtvoll gezeichnete landschaftliche und Figurenstudien bargen die großen Mappen, die in einem großen kastenartigen Schrank, ebenso wie Mappen mit den Kompositionen aufbewahrt waren, die der fleißige Künstler meist abends in Tuschmanier ausgeführt hatte. Außer stimmungsvollen Landschaften mit reicher Staffage von Schmugglern, Mönchen, Soldaten aus dem Dreißigjährigen Kriege, die zum Teil auch als Bilder ausgeführt sind, waren es besonders figürliche Kompositionen aus der deutschen Kaiserzeit, den Hussiten-

[1]) Vgl. S. 52 meiner „Erlebnisse und Eindrücke, 1870—1890".

[2]) Im Oktober 1870 schrieb er in einem Briefe: „... In diesem Kriege ist es das erstemal, daß ich eine Feder anrühre; mir war es gar nicht möglich, überhaupt etwas zu arbeiten, nur gelesen habe ich viel, und zwar unsre Schande, mit der wir uns Deutsche Frankreich gegenüber seit 1400 bedeckt haben. Gott sei Dank! diese Schande ist in etwas gelöscht! ..."

Digitized by Google

kämpfen, der Reformation und dem Dreißigjährigen Kriege, in denen Leſſings ganzes Weſen und eminentes Können niedergelegt war, das mich zur höchſten Bewunderung hinriß, wenn ich an den beſcheidenen Mann dachte, der von der Kunſt im allgemeinen und der ſeinigen im beſonderen nie ſprach. Dieſe Kompoſitionen, landſchaftliche wie figürliche, waren trotz ihrer unantaſtbar korrekten Zeichnung ohne Modellbenutzung entſtanden, große figurenreiche Blätter, wie „Barbaroſſa vor Mailand", „Kaiſer Heinrich IV. auf der Flucht durch den Harz", „Die Erſtürmung einer durch Huſſiten verteidigten Feſte", „Ein Reitergefecht aus dem Dreißigjährigen Kriege" und viele andre, ganz von den Landſchaften zu ſchweigen, deren Bedeutung durch meiſterhaft disponierte Staffage ihrem Zeit- und Ortscharakter entſprechend vervollſtändigt war. Schade, daß dieſe Kompoſitionen, wenn ich nicht irre, nach Leſſings Ableben, zum größten Teil in den Beſitz eines begeiſterten Kunſtfreundes, Mr. Joſeph Longworth in Cincinnati, übergegangen und damit für uns verloren ſind. Leſſing kannte die Natur, die Struktur der Bäume und Felſen ebenſogut wie die des Menſchen und Pferdes — er hatte ſein Jahr als Ulan gedient; er wußte, wo eine Eiche oder Buche wachſen konnte und wußte darum in ſeinen landſchaftlichen Kompoſitionen als Schöpfer frei zu ſchalten und zu walten und brauchte ſich nicht damit zu begnügen, ein Stück Natur abzuſchreiben. Ebenſo war ihm wohlbekannt, daß auf ſeinem Bilde „Huß vor dem Konzil in Konſtanz" die Kardinäle und Biſchöfe in ihrer vollen Amtstracht möglicherweiſe unrichtig, für die von ihm beabſichtigte Wirkung aber aus maleriſchen Gründen ſo durch ihre Erſcheinung notwendig ſeien. Er hatte gar nicht die Abſicht, etwa als Geſchichtsforſcher einen hiſtoriſchen Vorgang mit der unvermeidlichen Genauigkeit an Porträts, Räumlichkeit uſw. zu ſchildern, ſondern mehr nur das Verhältnis der Kirche zu der von Huß geleiteten Reformbewegung durch charakteriſtiſche Typen von Vertretern derſelben vom rein maleriſchen Standpunkte aus zu veranſchaulichen.

Dies alles erfuhr ich im Lauf der Jahre von ihm auf unſern gemeinſchaftlichen Spaziergängen, wobei ich mehr lernte, als es durch die Korrektur meiner Arbeiten im Atelier möglich geweſen wäre. Leſſing nahm freilich als ſelbſtverſtändlich an, daß man bei den künſtleriſchen Vorſtudien das alles, was er beobachtet hatte, auch ſchon geſehen haben müſſe — ich erfuhr das zunächſt, als er meine Tuſchzeichnungen zu Scheffels „Frau Aventiure" korrigierte —, und dann war ihm jedes Abmalen (nicht das Studieren) der Natur, die Vedute, zuwider, und ſelbſt das Malen z. B. von Koſtümen und Köpfen direkt ins Bild hinein vermied er, weil ſeine künſtleriſche Bewegungs- und Gedankenfreiheit dadurch behindert wurde. Auch die Italienfahrten der deutſchen Künſtler liebte er nicht und äußerte einmal zu mir über Overbeck und die Nazarener: „Wären die hier zu Hauſe geblieben und hätten ſich auf rein realiſtiſchem Boden gebildet, ſo würden ſie der deutſchen Kunſt mehr genutzt haben, als dadurch, daß ſie ſich in Italien den Kopf verkeilen ließen." Schroff und ſcharf, kritiſch im Urteil, wie etwa Menzel, war er nicht, eher bei ſeinen eignen Arbeiten

Digitized by Google

jedem Winke zugänglich, nur zeigte er niemals eine Arbeit, wenn sie erst im Entstehen begriffen war. Später, als Ernst Hildebrand (1875—1880) eine Malklasse an der Karlsruher Kunstschule leitete, sagte er einst zu mir: „Wenn ich doch in der Jugend einen so vorzüglichen Lehrer gehabt hätte! Die Jungen wissen gar nicht, wie gut sie es heute haben."

K. F. Lessing malte bei meiner Ankunft in Karlsruhe an einem Bilde: „Kreuzfahrer in der Wüste" und ging an die Vorarbeiten zu seinem letzten großen Bilde aus der Reformation: „Die Disputation zwischen Luther und Eck" für die Karlsruher Galerie, das aber erst 1868 fertig wurde.

Adolf Schrödter war neben den früher erwähnten Sürporten mit den Illustrationen zu Uhlands Gedichten beschäftigt, und Feodor Dietz, der von München nach Karlsruhe übergesiedelt war und vorläufig einen geräumigen Pavillon im erbprinzlichen Garten als Atelier benutzte, malte dort ein großes Bild: „Blücher auf dem Marsche nach Paris", das später in der Berliner Nationalgalerie Aufnahme fand. Der Lehrer der Malklasse, Professor Des Coudres, war an den Vorarbeiten für eine Kreuzigung Christi. — Die interessanteste, wenn auch etwas geräuschvolle Erscheinung in der kleinen Künstlerschar war aber der Wiener Hans Canon, mit seinem richtigen Namen Straschiripka, ein Pole, zweiunddreißigjährig, wie er sagte, der, ich weiß nicht, aus welcher Veranlassung, gerade nach dem stillen Karlsruhe verschlagen war, wo sich für sein Spezialfach, die Porträtmalerei, eigentlich wenig Aussicht auf lohnende Beschäftigung bot. Zunächst schien er es für seine Aufgabe anzusehen, uns alle für das Untermalen grau in grau und Fertigmalen durch Lasur zu begeistern, was seiner Meinung nach die Technik der alten Meister gewesen sei und wofür er mit übersprudelnder Beredsamkeit Propaganda machte. Viele von uns folgten seinen mit unermüdlicher Suade im Atelier oder Wirtshaus, gleichviel wo, vorgetragenen Ausführungen und probierten die Sache. Direktor J. W. Schirmer, der sonst abends landschaftliche Kompositionen in Kohle oder Aquarell in überquellender Fülle geschaffen hatte, untermalte jetzt große Landschaften abends bei Gaslicht grau in grau; der spätere Mannheimer Galeriedirektor C. Roux malte eine Dorothea mit ihrem Ochsengespann, Schick, einer der Zeichenlehrer der Kunstschule, einen Edelknaben, Keller ein Edelfräulein mit einer Taube, ich versuchte Studienköpfe und Skizzen und malte in dieser Technik noch viele Jahre lang später größere Bilder, die sich alle technisch vorzüglich gehalten haben. Canon selbst, der im Januar 1863 auch ein Atelier in der Kunstschule bezog, hatte einen „Faust und Mephisto" und große Stilleben angefangen und malte ein Profilporträt der schönen Tochter von K. F. Lessing, das die Schule von Rahl in Wien nicht verleugnete, dessen Schüler Canon gewesen war, wie er erzählte. Den Namen Canon habe er angenommen, weil er als österreichischer Fähnrich 1848 irgendwo eine Kanone erobert habe. Im Café zum „Grünen Hof", wo die Künstler jeden Sonnabendabend zusammenkamen, hielt er uns Vorträge über Aesthetik, kurz er war ein belebendes Element, ein Hecht im Karpfenteich im wahrsten Sinne des Wortes, seine bramarbasierende

Digitized by Google

Art verschaffte ihm aber weniger Freunde als Gegner, und ich hörte eines Abends am Biertisch, wie ihm ein Ingenieur bei einem lebhaften, von Canon in drohendem Tone geführten Gespräch zurief: „Na, die Sie totgeschossen haben, leben alle noch!" Ich verdankte dem streitbaren, herkulisch gebauten Canon eine ziemliche Gewandtheit im Schlagen mit Rapier und Säbel, die er, sobald er ihrer in meinem Atelier gewahr wurde, ergriff, um einige Gänge mit mir zu machen. Mein Malkittel trug sehr bald die sichtbaren Spuren dieser Fechtübungen ohne Binden und Bandagen.

Die Sonnabende im „Grünen Hof" waren übrigens auch sonst interessant und lehrreich genug, z. B. wenn Feodor Dietz, ein glänzender und besserer Causeur wie Canon, von seinen Pariser Studienjahren, von Delaroche und Horace Vernet erzählte oder allerlei Erlebnisse mit König Ludwig I. von Bayern und Anekdoten über den Verkehr des königlichen Mäzens mit seinen Künstlern zum besten gab. Er wußte immer liebenswürdig und amüsant zu sprechen, was wohltuend von der aufdringlich polternden Redeweise abstach, mit der Canon — obgleich ihm niemand widersprach — seine Meinung über Aesthetik, Idealismus und Realismus vortrug. Dieser predigte vor allem den Kultus und die Nachahmung der alten Meister — worin er Anselm Feuerbach ähnelte —, während Lessing sich gegen jede Nachahmung, gleichviel, ob älterer oder neuerer Malerei, kühl ablehnend verhielt, was man damals als Naturalismus bezeichnete. K. F. Lessing, Adolf Schrödter und Des Coudres zogen sich deshalb auch bald aus diesem Kreis zurück.

Wir Jungen spielten hierbei natürlich die Rolle der stumm und aufmerksam Zuhörenden und traten erst in der Karnevalszeit, die auch in unserm Kreise mit etwas Mummenschanz gefeiert wurde, mehr in Aktion.

(Fortsetzung folgt)

Washington und Wilson

Von

Archivrat Dr. J. Lulvès

(in Berlin)

Der gegenwärtige Weltkrieg bedeutet für die Geschichte aller Nationen, die an ihm beteiligt sind, einen tiefgehenden Einschnitt, einen Epochenabschluß, der mit bisher dagewesenen nicht zu vergleichen ist.

Das gilt auch für die Geschichte der Vereinigten Staaten Nordamerikas; sie erscheint uns, denen jetzt die Rolle der Gegner zugewiesen ist, als ein in sich abgeschlossenes Ganze. Am Beginn der unter diesem Betrachtungsmodus begrenzten amerikanischen Geschichte und ebenso an ihrem Schlusse steht jedesmal eine markante Persönlichkeit! Markant, sei es durch gute, sei es durch weniger

Digitized by Google

empfehlenswerte, weniger berückende Eigenschaften: Washington und Wilson. Der Versuch lockt, diese bereits öfters in Parallele gestellten Männer miteinander zu vergleichen, schon um die Charaktereigenschaften des jüngeren, mit dem wir es jetzt leider zu tun haben, in ein helleres Licht zu rücken. Zwischen beiden besteht ein verbindendes Moment: Der heutige Präsident der Vereinigten Staaten hat seinem ältesten Vorgänger im „Weißen Hause" einmal ein biographisches Denkmal zu setzen gesucht. Es ist 1896 erschienen, und vier Jahre später in zweiter Auflage erneuert worden.

Daß der Biograph zu dem Helden seines Buches und seines Volkes wirklich eine innere Geistesverwandtschaft gefühlt habe, läßt sich nicht gerade behaupten.[1]) Das Werk scheint des Vorzugs einer Uebersetzung in andere Sprachen nicht gewürdigt, im Auslande nicht sonderlich beachtet worden zu sein. Jedenfalls gehört es nicht zu den bedeutenderen Arbeiten des ehemaligen Geschichtsprofessors und Universitätspräsidenten Woodrow Wilson, trotz des einladenden Buchschmuckes, mit dem es sein Verleger ausgezeichnet hat.

Washington! Der Zeit seines Lebens (1732—1799) bescheidene Pflanzer, den das Vertrauen seiner Mitbürger zuerst an die Spitze ihrer Milizen, dann der ganzen Armee und schließlich, nachdem er Deputierter und Vorsitzender des

[1]) Im Hinblick auf die gleich folgende Schilderung Washingtons durch Thomas Jefferson sei hier die Gesamtcharakteristik durch Wilson in seinem Buche: „Nur Literatur, Betrachtungen eines Amerikaners" (Deutsche Ausgabe, 1913, S. 181) gegeben:

„Washington erscheint neben Benjamin Franklin kaum als der Amerikaner, als den ihn die meisten seiner Biographen hinstellen. Er ist zu farblos, zu kalt, zu vorsichtig. Er erscheint eher als ein weiser und leidenschaftsloser Herr Allwürdig, der eine Nation unterweist, wie er eine Gemeinde unterweisen würde, aber nicht wie ein Mann, der Staaten aufbaut und inmitten einer Wildnis eine Nation befehligt. Aber der wirkliche Washington war nicht weniger Amerikaner als Jackson und Lincoln. Was wir an ihm als einen Mangel an Leidenschaft empfinden, waren nur die Zurückhaltung und die Selbstbeherrschung, die in Virginien einem Manne seines Standes und seiner Erziehung selbstverständlich und natürlich waren. Aber er war kein Salonpolitiker. Er hatte die Grenze gesehen und noch weit darüber hinaus die Landstrecken, da die Forts der Franzosen lagen. Er kannte das rauhe Landleben wie wenige. Seine Gedanken wohnten nicht in Mount Vernon. Er erkannte Schwierigkeiten genau und begegnete ihnen mit einer so ruhigen Meisterschaft wie Wilhelm der Schweiger. Dieser ruhige, gradlinige, hochherzige Mann, der die westlichen Gebiete kartographisch aufnahm, die natürlichen Land- und Wasserstraßen im Herzen des Festlandes aufzeichnete, die Schwerpunkte französischer Macht erkundete und die Politik entwarf, die sie brechen sollte; der Bradock beriet, wie man in die Wälder eindringe, aber ihn nicht verließ, weil der Rat nicht angenommen wurde; der Schritt um Schritt in geduldigem Briefwechsel mit allen einflußreichen Männern die Versammlungen, Beratungen und Beschlüsse vorbereitete, die schließlich zu der großen konstitutionellen Konvention führten; der Mann, dessen Pläne stets ebenso dem ganzen Lande wie Virginien galten, der über die Einrichtung und Organisation der Unionsregierung präsidierte, der in allen Stunden der Gefahr stets das beste Werkzeug des nationalen Lebens war: er ist gewiß ein großer Amerikaner. Jene Worte, die er inmitten der ersten Zweifel der Konvention äußerte, können, wo immer Menschen reden, als ein Wahlspruch für das beste freiheitliche Streben gelten: „Laßt uns einen Richtstab aufstellen, an dem die Weisen und die Ehrlichen eine Stütze finden; der Ausgang liegt in Gottes Hand."

Digitized by Google

Generalkongresses zu Philadelphia gewesen war, 1789 auf den Präsidentensitz der neuen Bundesregierung berufen hatte.

Ueber seinen Charakter äußert sich sein Mitkämpfer und Außenminister Thomas Jefferson, der Schöpfer der Unabhängigkeitserklärung von 1776 und spätere dritte Präsident der Vereinigten Staaten, in folgenden Wendungen mit plastischer Schärfe: „Washingtons Geist war groß und machtvoll, ohne zu denen ersten Ranges zu gehören. Sein Verstand durchdringend, obwohl nicht so scharfsinnig wie der Newtons, Bacons oder Lockes; und so weit er sah, war kein Urteil je gesünder als das seinige. Er war langsam im Fassen eines Entschlusses, da er von Erfindungsgabe oder Einbildungskraft wenig unterstützt wurde, aber sicher bei der Ausführung ... Im Kriegsrat hörte er alle Ansichten ruhig an und wählte sich aus, was er für das Beste hielt. Gewiß hat kein General seine Schlachten je besser geplant; aber wenn er im Laufe des Treffens gestört wurde, wenn plötzliche Umstände irgendein Glied der Kette seines Planes reißen machten, konnte er ihn nur langsam den neuen Verhältnissen anpassen und verbessern. Die Folge hiervon war, daß er im Felde oft Mißerfolge hatte, doch selten gegen einen fest stationierten Feind. Furcht kannte er nicht, persönlichen Gefahren trat er mit kühlster Ruhe entgegen. Der stärkste Zug in seinem Charakter war vielleicht die Klugheit. Er handelte nie, bis jeder Umstand, jede Ueberlegung für reif erachtet und abgewogen worden war. Bei Zweifeln trat er zurück, aber wenn er sich einmal entschieden hatte, führte er seine Absicht allen Hindernissen zum Trotz aus ...

Sein Temperament von Natur reizbar und stimmungsreich, aber Nachdenken und fester Wille hatten die Oberhand gewonnen. Wenn er indessen seine Schranken durchbrach, war er schrecklich in seinem Zorn."

Und nun die Hauptsache, die uns in diesem Zusammenhange, bei der von uns geplanten Gegenüberstellung am meisten interessiert:

„Seine Unbescholtenheit war sehr rein, seine Gerechtigkeit die unbeugsamste, die ich je gekannt habe. Keine Beweggründe des Interesses oder der Verwandtschaft, der Freundschaft oder des Hasses waren imstande, ihn in seiner Entscheidung zu beirren ... Im ganzen war sein Charakter vollkommen, in keiner Beziehung schlecht, in wenigen Punkten gleichgültig."

Jeffersons Schlußergebnis über den ersten Präsidenten lautet dahin: „Er war fürwahr in jedem Sinne des Wortes ein weiser, guter und großer Mann."

„Bei ihm zeigte sich der große Unterschied zwischen Weisheit und Verschlagenheit, und wie richtig der Satz ist, daß Rechtlichkeit die beste Politik ist", äußerte Marshall über George Washington. „Erhaben über alle niederen und schmutzigen Motive", nannte ihn ein englischer Zeitgenosse 1799. Und nun dieser hehr und wuchtig wirkenden Persönlichkeit gegenüber, der jegliche Selbstvergötterung zuwider war, die so einfach und so unbestechlich blieb, daß sie als Offizier und als Präsident des Staates den Gedanken etwelcher Besoldung weit von sich

Digitized by Google

wies, — ein Woodrow Wilson, der unter willkürlicher und rücksichtsloser Beugung der verfassungsmäßigen Bestimmungen seines republikanischen Staates die mittelbar von Washington ererbte Präsidentenstellung zu einer autokratischen Diktatur ausbaut, der, gestützt auf die sklavenartige Erbärmlichkeit der heutigen Bundesgenossen Nordamerikas, dank ihrer zunehmenden Verschuldung, sich bereits als Schiedsrichter der Welt gebärdet.

Der Wille zur Macht sucht sich in dem ehemaligen Präsidenten der Princeton-Universität (1902—1910), in dem ehemaligen Gouverneur des Staates New Jersey, voll entfaltet durchzusetzen. Wie schon in jenen Aemtern, die Wilson in kleinen Kreisen die Eigenschaften eines Monarchen gaben, fühlt er auch an der höchsten Stelle, die ihm 1912 erstmalig übertragen worden ist, den unbesiegbaren Drang, sich als Reformator rücksichtslos zu betätigen, anfangs unter der Maske des Weltfriedensapostels, jetzt als Verteidiger der Menschen- und Völkerrechte, als Spender der Freiheit für alle Völker — d. h. einer Freiheit, die unter der Zuchtrute gewissenloser Geldmenschen und Spekulanten, jedenfalls im Interesse und nach den Wünschen Englands gedacht, ebenso trügerisch ist, wie das in eitel Rauch und egoistische Lüge aufgegangene Scheinbild jenes von ihm angebotenen Friedens!

Wilson, der aus der Zahl seiner Amtsvorgänger und sonstiger amerikanischer Staatsmänner schon die bekanntesten Mitschöpfer der Union, Thomas Jefferson, Alexander Hamilton, James Madison, nicht als echte Amerikaner ansehen will, kann im Hinblick auf seine nächsten Vorfahren selbst nicht für einen vollwertigen Amerikaner gelten, trotzdem er sich mit dem „größten Amerikaner unserer Geschichte", dem Präsidenten Abraham Lincoln († 1865), gern auf die gleiche Stufe stellen möchte. Seine Abstammung verweist ihn (1856 zu Staunton in Virginien geboren) direkt nach England; dort sind seine sämtlichen Großeltern geboren, mehr noch: in England hat die Wiege seiner Mutter gestanden. Man weiß, wie stark gerade der Einfluß der Mutter auf die Anschauungen und die Gefühlsbildung des Kindes zu sein pflegt.

Diese Abstammung erklärt vieles, erklärt vor allem Wilsons Verehrung für englisches Wesen und englische Politik, welche Reisen nach England noch verstärkt haben, für Englands parlamentarische Regierung, erklärt sein großes Interesse für die englische Literatur, die er unvergleichlich besser kennt als die deutsche; sie erklärt aber auch seine Engherzigkeit und seine Heuchelei, ein abstoßend wirkendes Erbteil jener finsteren und glaubensfanatischen Puritaner, die den Hexenverbrenner Cotton Mather zu den Ihrigen gezählt haben. An ihr Wesen erinnert im besonderen Wilsons völlig äußerliche, von einer gewissen Heimtücke nicht freie Moral, die zwischen einzelnen seiner Handlungen unüberbrückbare Widersprüche schafft, die Wortspiele in seinen Reden, die Rechtsverdrehungen in seinen diplomatischen Noten — kurz der echt englische cant, in Verbindung mit ausgeprägter Geschäftstüchtigkeit! Widerspruch und Inkonsequenz zwischen seinen Worten und seinen Handlungen zeigen sich am auffälligsten und am folgenschwersten in seinem Verhalten den Deutschen gegenüber, sodann in seiner Behandlung der Trustgesellschaften.

Digitized by Google

Gegen letztere hatte er sich in seinen Wahlreden mit aller Schärfe gewendet, gegen sie hat er sein Buch „The new freedom", in der Hauptsache eine Sammlung jener Wahlreden, veröffentlicht: „Die neue Freiheit, ein Aufruf zur Befreiung der edlen Kräfte eines Volkes."

Da schildert Wilson die Tyrannei der Trusts zum Verderben der kleineren Konkurrenten und bezeichnet es als eine der ersten Aufgaben des Staats, die großen Unternehmerkorporationen, welche die gesetzgebenden Körperschaften völlig beherrschen, unter die Kontrolle der Oeffentlichkeit zu stellen und eine Reduktion der Tarife durch die Gesetzgebung herbeizuführen. Die Kräfte, die Tätigkeiten, die Interessen der einzelnen sollen in vollkommenem Einklang miteinander und mit dem Ganzen gebracht werden, damit sie einander weder stören noch hindern. Darin würde die neue Freiheit bestehen. Ein berückendes Programm in salbungsvollem Tone! Aber nur für die Massen bestimmt, um sie zu blenden, um ihre Wahlstimmen zu gewinnen.

In Wahrheit ist Wilson, der salbadernde Moralist, inzwischen selbst ein Geschäftsträger, ein Diener des Morgan- und anderer Trusts geworden.

Er hat sich gewinnen lassen für das Geschäft der Morgan, Schwab, der Bethlehem Steel Works, der Anakonda-Kupfer-Gesellschaft und vieler anderer plutokratischer Cliquen, die am europäischen Kriege noch nicht Geld genug verdient haben und jetzt ihre Nation in den alles verschlingenden Weltkriegsvulkan hineinreißen, aus Angst, ihre vor allem England, Frankreich und Rußland geliehenen Kapitalien zu verlieren.

Allerdings kann sich Wilson als Präsident einer Abhängigkeit von den mächtigen Vertretern der Hochfinanz und der Großindustrie nicht völlig entziehen. Das ergibt sich aus der wirtschaftlichen Entwicklung des nordamerikanischen Bundesstaates in den letzten Jahrzehnten; zudem zählt dieser wirkliche Staatsmänner unter seinen Präsidenten ja seit Grover Cleveland 1893/1897 nicht mehr!

In der amerikanischen Kirche und ebenso in dem amerikanischen Universitätswesen, mit dem Wilson während des größten Teiles seines Lebens in engsten Beziehungen gestanden hat, herrscht Abhängigkeit von Geldgebern, von den Mammonisten.

Als etwas Gewohntes hat der Predigerssohn aus Staunton eine solche Abhängigkeit in seine politische Laufbahn mit hinübergenommen, und gerade da, wo er ihren Gipfel erklommen, die Höhe seiner Machtstellung am wirkungsvollsten und fruchtbringendsten zum wahren Vorteil seines Landes als unparteiischer Schiedsrichter und Friedensbringer im Weltkriege hätte ausnutzen können.

So ist er im Interesse der großen Geschäftskonzerne, der Trustmagnaten, insonderheit der Munitionsfabrikanten vollständig in das Fahrwasser der englischen Politik geraten, wohin ihn schon Veranlagung, Erziehung und Neigung getrieben haben. Vergessen hat der Geschichtsprofessor, wie sein Vaterland stets von England übel behandelt worden ist. Dessen finanzielle und wirtschaftliche Ausbeutungsmethode trieb die Kolonie der nordamerikanischen Freistaaten zum Unabhängigkeitskrieg. Es folgten Vergewaltigungen der Schiffahrt und des See-

Digitized by Google

handels der jungen Union. Wie den ersten Krieg gegen diese (1775—1783), so hat England auch den zweiten (1812—1814) mit unmenschlicher Grausamkeit geführt. Um die Union womöglich zu sprengen, hat es im Bürgerkriege von 1861 bis 1865 unter der Maske der Neutralität die Südstaaten begünstigt. Eine dauernde Schwächung der nordamerikanischen Handelsflotte ward für England ein reichlicher Gewinn. Derartige Beispiele, von denen hier nur einige besonders bezeichnende herausgegriffen sind, lassen sich bis in die allerneueste Zeit fortsetzen.

Als ein schwächlicher, nicht widerstandskräftiger, zwiespältiger Charakter, der der Lage nicht gewachsen ist, hat sich Woodrow Wilson im Grunde erwiesen!

Was bei seinem Amtsantritt auch Deutsche erhoffen zu dürfen glaubten,[1]) daß nämlich der neue höchste Repräsentant des amerikanischen Volkes eine ethische Kraft sein würde, wie es Washington gewesen war, hat sich nicht bewahrheitet!

Auf Washington blieben nach Jeffersons Beobachtung „Beweggründe des Interesses oder der Verwandtschaft, der Freundschaft oder des Hasses" völlig einflußlos.

Nirgends tritt die ethische Größe des Mannes, für den die restlose Hingabe an das Gemeinwesen der Inbegriff republikanischer Tugenden war, so augenfällig und eindringlich zutage als in seiner Abschiedsadresse vom 17. September 1796 an das Volk der Vereinigten Staaten, das unter seiner umsichtigen und selbstlos hingebenden Leitung sich erst im Kampf gegen England zu einer nationalen Einheit durchgerungen hatte. Es ist Washingtons politisches Testament!

An monumentalem Werte stellt es sich den politischen Testamenten unserer großen Hohenzollern, vor allem Friedrich Wilhelms I. und des großen Friedrich, ebenbürtig an die Seite. Sein Wortlaut ist als Grundregel koranartiger Regierungsweisheit in das Protokoll des Kongresses aufgenommen worden. Das hohe Haus erhebt sich ehrfurchtsvoll, wann das fundamentale Dokument bei besonderen Gedenkfesten, alter Gewohnheit nach, verlesen wird.

Da erglänzen Perlen tiefgründiger Weisheit, gleichzeitig ureigentliche Emanationen aus Washingtons innerstem Wesen heraus, wie folgt:

„Religion und Moral sind die unentbehrlichen Stützen, auf denen eine jede sittliche Richtung und geistige Entwicklung beruht, welche die politische Wohlfahrt eines Landes befördern. Wer diese mächtigen Pfeiler menschlicher Glückseligkeit, diese unerschütterlichen Haltpunkte, auf denen alle Pflichten des Menschen und des Bürgers beruhen, erschüttert, wird den Tribut der Vaterlandsliebe umsonst einfordern. Nicht nur der fromme Gläubige, sondern auch der kluge Politiker soll diese Führer der Menschheit verehren und hochhalten." ...

„Haltet Treue und übet Gerechtigkeit gegen alle Nationen! Bewahret Frieden und Eintracht mit allen! Religion und Sittlichkeit schärfen eine solche Handlungsweise ein. Wäre es möglich, daß eine gute Politik sie nicht ebenso einschärfte?

---

[1]) Z. B. Ed. Goldbeck in der „Zukunft" 1913, Heft 32 (10. Mai).

Digitized by Google

Die Nation, die sich von einem beständigen Hasse oder einer beständigen Liebe gegen eine andere beherrschen läßt, ist eine Sklavin ihrer Erbitterung oder Zuneigung. Das eine so gut wie das andere ist hinreichend, sie von ihrer Pflicht und ihren Interessen abzuziehen.

Ich beschwöre euch, mir zu glauben, wenn ich euch versichere, daß gegen die hinterlistigen Ränke auswärtigen Einflusses der Argwohn eines freien Volkes beständig wach sein muß.

Die Nötigung, ein neutrales Verhalten zu beobachten, läßt sich ohne weiteres aus der durch die Gerechtigkeit und Menschenliebe jeder Nation auferlegten Pflicht folgern, in Fällen, wo sie freie Wahl hat, die friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu anderen Nationen unverletzt zu erhalten."

Sollten diese Sätze, aus denen sich ein so herbes Verdammungsurteil über Wilsons heutige Politik herauslesen läßt, diesem etwa unbekannt sein? Das ist ausgeschlossen! Denn als Geschichtsprofessor müßte er sie kennen. Als Abgeordneter hat er ihre Verlesung im Kongreß oft genug gehört — und als Biograph Washingtons? Ja, in dem Werke sind sie nur recht kurz behandelt. Auf den monumentalen Inhalt des „noble document" geht Wilson nicht näher ein, er begnügt sich mit einigen sentimentalen Phrasen.[1]) Ihm persönlich würden dort bei erneuter Lektüre noch die Vorwürfe entgegendröhnen: „Auch wird den ehrgeizigen, bestechlichen und irregeleiteten Mitbürgern, welche sich der begünstigten (fremden) Nation anschließen, ein weites Feld geöffnet, um das Wohl ihres eigenen Vaterlandes zu verraten und aufzuopfern.

Als unbestrittene Wahrheit steht es fest, daß Moral und Tugend unentbehrliche Triebfedern in einer demokratischen Regierung sind." —

Woodrow Wilsons, man kann es nicht anders bezeichnen, geistesbeschränkte Engherzigkeit, wie sie oben charakterisiert worden ist, richtet sich in erster Linie gegen deutsche Kultur und deutsches Wesen, gegen die deutsche Nation. Was die nordamerikanische Nation dieser Kultur, die ihm stets fremd geblieben ist, und diesem Volke verdankt, darüber ist sich nicht einmal der Historiker Wilson klar geworden, oder hat sich nicht klar werden wollen.

Anders stand George Washington zum deutschen Volke!

„Einen intelligenten, uneigennützigen, treuen Helfer, der des Ordens der Treue, den er trug, wohl würdig war," wie sein Biograph Washington Irving berichtet, hatte er in dem deutschen General Friedrich Wilhelm v. Steuben (1730—1794) gefunden, einem schon in Friedrichs des Großen Armee ausgezeichneten Offizier, der den Siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte. Einer Einladung Washingtons folgend, war v. Steuben als Freiwilliger in die Armee getreten; ihre Reorganisation nach der Unabhängigkeitserklärung von 1776 wurde alsbald sein unvergängliches Verdienst, ungeachtet vieler Erschwerungen durch deutschfeindliche Intrigen, sogar durch Gehorsamsverweigerung. All das hinderte den Kongreß schließlich doch nicht, dem General bei Niederlegung seines

[1]) Woodrow Wilson, George Washington, 1912, S. 308.

Digitized by Google

Amtes den Dank der Vereinigten Staaten auszusprechen und ihm als Zeichen hoher Anerkennung einen Degen mit goldenem Gefäße zu schenken; mehrere Staaten bewilligten ihm dazu noch bedeutende Landschenkungen.

Steuben, dessen Andenken durch die Aufstellung eines Denkmals in der Bundesstadt Washington 1910 aufgefrischt worden ist, war nur einer der ersten unter den Deutschen gewesen, die in der großen nordamerikanischen Republik deutsche Tüchtigkeit und Kraft zu Ansehen gebracht und bewiesen haben, daß ihr bester Grund deutsch ist.

Ihm reihen sich vollklingende Namen aus jener Zeit an, wie die Offiziere, zum Teil Generäle, Freiherr Wodtke, Knyphausen, Johann Kalb, der, ein fränkischer Bauernsohn, später Baron, sich durch eigene Kraft von unten heraufgearbeitet hatte; sechzig Jahre alt, fiel er als Oberbefehlshaber mehrerer Divisionen am 16. August 1780 im Treffen bei Camden; sodann Nic. Herckheimer, Peter Mühlenberg, Haas, v. Heer, Brunner, Mentges, Farmer, Hillegas, Quitmann, Spinner und nicht zuletzt Karl Schurz (1877—1881 Minister des Innern) usw.

George Washingtons Beziehungen in Bewunderung und persönlicher Zuneigung zu Friedrich dem Großen selbst sind bekannt, sie beruhten auf Gegenseitigkeit. Daß der König in seinem aufrichtigen Wohlwollen für die amerikanische Republik und ihren Präsidenten so weit gegangen sei, dem großen Amerikaner als Anerkennung einen Ehrendegen zu übersenden, entspricht allerdings nicht den Tatsachen und beruht auf einem oft wiederholten Mißverständnis.

Das einigende Moment zwischen beiden bestand vor allem in der gemeinschaftlichen Feindschaft gegen die Engländer. Gegen diese, deren Perfidie Friedrich im Siebenjährigen Kriege (1756—1763) zur Genüge kennen gelernt hatte, hat er die Amerikaner nicht direkt, weder durch Hilfstruppen noch durch Entsendung von Offizieren, unterstützt. Aber die Werbung deutscher Truppen für England erschwerte er, ihren Durchzug durch preußisches Gebiet verbot er. Die Folge davon war eine starke Verzögerung der Ankunft der wirklich geworbenen Truppen zum englischen General Sir William Howe im Jahre 1778, des letzteren Ungewißheit über die Möglichkeit überhaupt, später Truppen aus Deutschland heranzuziehen. Das alles lähmte der Engländer Tatkraft. Er konnte sich zum Angriff gegen die kaum 5000 Mann starken, zumeist zerlumpten, durch Hunger und Frost entnervten amerikanischen Truppen trotz seiner Uebermacht nicht entschließen. Washington war indirekt durch König Friedrichs Verhalten aus einer verzweifelten Lage gerettet. Es folgte das erlösende Bündnis mit Frankreich (vom 6. Februar 1778) und die für die Amerikaner günstige Schlacht bei Monmouth (28. Juni 1778) gegen Sir Henry Clinton.

Hatte Washington es schon einmal, in einem Brief an den französischen General Lafayette, als die denkbar höchste Ehre bezeichnet, von einem so großen Staatsmann und Feldherrn wie Friedrich ehrenvoll empfangen zu werden, so stieg nun in seinem ritterlichen Empfinden, dem monarchistische Anschauungen nicht fremd waren, die Verehrung und Bewunderung für den Monarchen um

Digitized by Google

so höher. Politisch kam sie zum Ausdruck in dem von Friedrich am 24. September 1785 ratifizierten Handelsvertrag zwischen den beiden Staaten.

Es war der vierte, den der junge amerikanische Staat überhaupt abschloß, und auf ihn setzte gerade Washington ganz besonders hohe Hoffnungen, wie er im Sommer 1786 an die Führer der französischen Hilfstruppen, Rochambeau und Lafayette, schrieb:

„Unter den neuen Handelsverträgen scheint mir besonders der mit dem König von Preußen abgeschlossene eine neue Aera in der Diplomatie zu bezeichnen und die glücklichsten Folgen zu versprechen. Es ist der freisinnigste Vertrag, der je von unabhängigen Mächten abgeschlossen wurde, und wenn seine Prinzipien später als die Grundlage des Völkerverkehrs gelten sollten, so wird er mehr als irgendeine bisher versuchte Maßregel dazu beitragen, eine allgemeine Pazifikation herbeizuführen."

Aus Washingtons Bewunderung, aus seinem freundschaftlichen Verhalten zu Friedrich dem Großen und dessen Nation, aus dem Wirken und dem Einfluß so vieler Deutscher in Amerika überhaupt darauf schließen zu wollen, daß die Amerikaner in ihrem Empfinden und Fühlen den Deutschen näher ständen als den Engländern, ist ein Trugschluß, eine in Deutschland vielfach und gar zu lange gepflegte Selbsttäuschung.

Auch Friedrich ist nicht frei von ihr gewesen!

Washington hat mit echtem Patriotismus gegen die Engländer gekämpft, als sie der amerikanischen Kolonie das ganz klar und scharf umschriebene Recht englischer Untertanen nicht zugestehen wollten; die Erringung des absoluten Selbstbestimmungsrechts wurde alsbald Gegenstand des heroischen Kampfes. Aber von England auch in seinem Inneren sich völlig loszulösen, hat Washington nicht vermocht, ebensowenig wie das trotz allem gegenseitigen Hasse den Amerikanern überhaupt bis heute gelungen wäre. Aus einem derartigen angeborenen Verwandtschaftsgefühle heraus und dem auch in seinem politischen Testamente ausgedrückten Neutralitätsprinzipe entsprechend, hat Washington, ungeachtet schwerwiegender Gründe der Dankbarkeit für empfangene Unterstützung, es in der Proklamation vom 22. April 1793 abgelehnt, das inzwischen revolutionär gewordene Frankreich gegen England seinerseits zu unterstützen. Darin hatte ein Hauptgrund für die erneute Ablehnung seiner zweiten Wiederwahl gelegen!

Gleichzeitig ward in jener Neutralitätsproklamation der Schutz der Vereinigten Staaten *den* Bürgern abgesprochen, die kriegführenden Staaten solche Gegenstände zuführen würden, welche nach den Gebräuchen des modernen Krieges Konterbande seien.

Wie anders schaut Washingtons ritterliches Empfinden für die britische Heimat seiner Vorfahren aus gegenüber der schnöden, trustgehorsamen Krämerpolitik eines Wilson!

Jener tritt in sicherem Takt den wahren Interessen seines Vaterlandes in keiner Weise zu nahe, dieser läßt in seiner politischen Kurzsichtigkeit, in seiner Machtgier das wirkliche Wohl seines Landes völlig außer acht.

Digitized by Google

Bei solchen Gefühlen, bei solcher Denkweise hat George Washington die Befreiung Nordamerikas von Englands Herrschaft in politischer Hinsicht dank seiner zähen Ausdauer, seiner zielbewußten Klugheit ruhmreich vollendet; dank seiner politischen Haltlosigkeit hat hingegen Woodrow Wilson die Zurückführung Nordamerikas unter Englands Herrschaft in moralischer Beziehung vorbereitet, bis zu einem gewissen Grade sogar durchgeführt.

Vom französischen Militarismus

Von

Matthias Salm

Im Jahre 1887 erschien in Paris die Schmähschrift „L'ennemi chez lui" von H. Barthélemy. In dieser wird wohl zum erstenmal offen und breit Preußen das Land des Militarismus genannt, eines Militarismus, der die Monarchie zu einem Räuberinstitut, das Heer zu einer geknechteten und willenlosen, jeder Kultur baren Horde und das Land zu einer schlimmen Gefahr für den Weltfrieden, für die Kultur und die Zivilisation der gesamten Menschheit gemacht hat. H. Barthélemy bezeichnet sich selbst auf der Titelseite des Buches als den Verfasser des ein Jahr vorher erschienenen und mit einem Vorwort von Paul Déroulède versehenen Chauvinisten- und Revanchebreviers „Avant la bataille". Daß ein Kriegstreiber und Racheprediger wie Barthélemy Frankreich und die ganze Welt zum Kampfe gegen den preußischen Militarismus aufruft, kann uns heute nicht mehr wundernehmen, nachdem sattsam bekannt ist, daß gerade die eifrigsten Militaristen und Racherufer in Frankreich in den letzten Jahrzehnten und besonders seit Ausbruch des Weltkrieges am lautesten die Vernichtung des preußischen, d. i. deutschen Militarismus fordern und in Wort und Schrift auf dem weiten Erdenrund predigen. Es ist die üble Methode: Haltet den Dieb! Der Feldzug Frankreichs und seiner offenen und heimlichen Freunde gegen den sog. preußischen Militarismus ist bereits von zahlreichen trefflichen Federn nicht nur Preußens oder Deutschlands in seiner Unwahrhaftigkeit und Erbärmlichkeit gekennzeichnet worden, weniger dagegen hat man den französischen Militarismus, so, wie er entstanden ist, sich entwickelt hat und nicht erst heute sein wahres Gesicht zeigt, darzustellen versucht. Und doch zeigen uns die Geschichte und der heutige Stand desselben so manches, was zu seiner Beurteilung wertvoll ist und Frankreich durchaus nicht für befugt erscheinen läßt, gegen irgendeinen Militarismus, am allerwenigsten gegen den preußischen, zu Felde zu ziehen.[1])

[1]) Literatur: Coup d'œil sur les devoirs et l'esprit militaires par A. L. Blondel, Paris 1836. Histoire de l'armée et de tous les régiments par M. Adrien Pascal, Paris

Digitized by Google

Frankreich ist der erste unter den heutigen Staaten, dessen Herrscher in einem starken Heere die festeste Stütze ihrer Macht und ihrer Eroberungspläne erblickt und sich diese Stütze mit allem Eifer zu schaffen und zu sichern versucht haben. Freilich konnten sie unter ihren eignen Untertanen lange Zeit hindurch nur wenige brauchbare Krieger finden, da die breite Masse des französischen Volkes wegen ihrer Zusammensetzung aus den verschiedenartigsten, nacheinander unterworfenen und von jeglicher Waffenhandhabung ferngehaltenen Stämmen schon früh des Kriegsdienstes entwöhnt worden war und eine entschiedene Abneigung gegen das Militärwesen zeigte. Die Folge war, daß die französischen Könige, die sich durch die Kriegsunbrauchbarkeit ihrer Untertanen keineswegs an der Verwirklichung ihrer ausschweifenden Machtpläne hindern ließen, keine Kriege ohne fremde Söldner führten. Zuerst nahmen sie Schotten und Iren in ihre Dienste, dann die geschickten italienischen Armbrustschützen. Schon König Karl V. strebte aber danach, sich ein stehendes Heer zu verschaffen, um jederzeit ein Mittel zur Stärkung seiner Macht im Innern und zu ihrer Erweiterung nach außen hin in der Hand zu haben. Der erste Schritt war die Ordonnanz von Vincennes (1373), die unabsetzbare Hauptleute in unmittelbarem Solde des Königs bestellte, eine zweite Ordonnanz sollte eine dauernde Miliztruppe schaffen. Die Maßnahmen gerieten jedoch bald in Vergessenheit. Karl VII. nahm den Plan Karls V. wieder auf. Nach den Erfolgen über die Engländer bedrohten ihn innere Unruhen, und der Herrscher, der sein Volk genau kannte, wußte, daß es zur Herstellung und Erhaltung der Ordnung im Innern kein besseres Mittel gab, als durch auswärtige Vergrößerungen, durch erfolgreiche Händel mit fremden Mächten die Ruhmgier seiner galloromanischen Untertanen zu befriedigen, und daß der Krieg auch eine gute Gelegenheit sei, schlechte und widerspenstige Elemente, die man ins Heer stecken könne, loszuwerden, dem Volke das böse Blut abzuzapfen, tirer du mauvais sang. Durch eine Ordonnanz von 1439 reservierte er sich die Wahl der Hauptleute und der Garnison, auch setzte er die königliche Jurisdiktion durch. Eine zweite Ordonnanz von 1445 entließ die irregulären Truppen, behielt aber die besten zurück zur Neubildung von Kavalleriekompagnien (compagnies d'ordonnance ou gendarmerie), 15 an der Zahl mit zusammen 9000 Mann, die auf die Provinzen verteilt wurden und die erste ständige und reguläre Kavallerie bildeten. Zwecks Schaffung einer ständigen Infanterie ordnete die Ordonnanz von Montils-lès Tours (1448) die Bildung des Instituts der Freischützen (franc-archers) an. Diese Einrichtung wurde der Anfang der modernen Infanterie. Als man noch in keinem Lande Europas an die Schaffung eines

---

1847. Essai historique sur les institutions militaires ou la formation, l'organisation et l'administration des armées en France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 par L. M. M. Chassignet, Paris 1869. Histoire de l'armée française par Paul Lehugier, Paris 1880. Le militarisme en Europe par E. H. Guize, Paris 1890. Ernest d'Hauterive, L'armée sous la Révolution 1789—1794, Paris 1894. Jean Morvan, Le soldat impérial (1800—1814), Paris 1904. Das französische Heer von der Großen Revolution bis zur Gegenwart. Eine kulturhistorische Studie von Max Jähns, Leipzig 1873.

Digitized by Google

stehenden Heeres dachte, hatte Frankreich bereits eine Armee, die seinen Macht- und Expansionsgelüsten in erfolgreichster Weise dienstbar wurde.

Ludwig XI., der rücksichtslose Politiker und brutale Eroberer, suchte seine stehende Heeresmacht nach Möglichkeit zu vergrößern. Er teilte Frankreich in vier Aushebungsbezirke ein, von denen jeder 4000 Freischützen stellen sollte. Um die Desertionslust seiner Franzosen einzuschränken, setzte er die Galgenstrafe auf die Fahnenflucht, konnte jedoch seine einheimischen Truppen trotzdem nicht zusammenhalten; die Desertionen nahmen gar bald einen gewaltigen Umfang an, seine Nationalarmee bestand aus malingres, marauds, bélîtres, fainéants, pilleurs et mangeurs du peuple, dégarnis de cœur und versagte im Kriege vollständig. Erbost versuchte er nun, durch vrais soldats, nämlich durch Schweizer, eine nationale Infanterie heranzubilden. Im Jahre 1480 übernahm er von Bern, Luzern, Zürich und Freiburg insgesamt 6000 Infanteristen gegen eine jährliche Bezahlung von 20 000 Livres (800 000 Franken) und besondere Löhnung an die Söldner, die als Instruktoren dienen sollten. Er warb in Frankreich 10 000 Rekruten, unter ihnen die besten früheren Freischützen, und errichtete in Pont l'Arche bei Rouen das erste Instruktionslager. Nachdem er seine Franzosen genügend ausgebildet glaubte, entließ er die Schweizer. Ludwig XII. versuchte eine weitere Verstärkung der Infanterie, konnte aber in seinem Lande keine geeigneten Leute finden. Auch Franz I., der allen Ernstes nach der deutschen Kaiserkrone strebte und seine maßlosen Eroberungspläne in zahlreichen Feldzügen verwirklichen wollte, wollte sein Heer aus seinem Volke rekrutieren. Die Ordonnanz von 1534 forderte von jeder der sieben Provinzen Frankreichs die Aufstellung einer Legion von 6000 Mann, aber die Rekruten konnten nur teilweise zusammengetrieben werden und befanden sich in einem traurigen und völlig kriegsunbrauchbaren Zustande. Der alte Marschall de Villeneuve urteilte über sie: „Ce sont gens sans point d'honneur et la plupart sans courage, les plus mal disciplinés du monde, et leurs capitaines tout de même." Der König sah sich genötigt, neben den Schweizern und Deutschen auch Italiener, Polen, Engländer und Spanier anzuwerben. Bitter enttäuscht durch die Unbrauchbarkeit seiner nationalfranzösischen Truppen, mußte er den höhern Wert seiner fremden anerkennen. Nach der Niederlage bei Pavia (1525) rief er aus: „Si tous mes soldats avaient fait leurs devoirs comme ces étrangers, le sort de cette journée eût été différent!" Und Karl IX. mußte eingestehen: „Après Dieu, c'est aux Suisses que je dois mon royaume!" Frankreichs Armee blieb in der langen Folgezeit nur dem Namen nach französisch. Auch die Infanterie Heinrichs IV. bestand fast nur aus Fremden. Richelieu traute den einheimischen Truppen nicht und ersetzte viele durch Deutsche, Italiener, Ungarn und Polen; im Jahre 1636 bestanden von 50 Regimentern nur 22 aus Franzosen. Mazarin vermehrte die Armee, reihte weiter Fremde ein; er und der große militärische Reformator Louvois erreichten es, daß die französische Heeresmacht, trotzdem sie sich aus Angehörigen fast aller Völker zusammensetzte und vraie Babel hieß, bei weitem die erste und stärkste aller Armeen Europas wurde und die Er-

Digitized by Google

oberungszüge Ludwigs XIV. siegesgewiß unternehmen und erfolgreich beendigen konnte. Frankreichs unerreicht schlagfertige stehende Armee zählte im Jahre 1678 nahezu 280000 Mann. Unter den beiden Nachfolgern Ludwigs XIV. sank der Wert der Armee rasch. Die an sich noch immer durchweg minderwertigen nationalfranzösischen Truppenteile, die trotz den eifrigsten Verbesserungsbemühungen Louvois' unzuverlässig blieben, bildeten den Kern der immer mehr um sich greifenden Fäulnis, so daß die Revolution mit ihrer Hilfe ein leichtes Spiel hatte.

Die Abneigung der Franzosen gegenüber dem Heeresdienst hat bekanntlich keineswegs eine friedensfreundliche Stimmung im Volke zur Folge gehabt. Dadurch, daß das französische Volk selbst nur seinen Abschaum für den Kriegsdienst hergab und hauptsächlich durch bezahlte Söldner seine Regimenter bilden ließ, hat es jenes Verantwortlichkeitsgefühl für kriegerische Unternehmungen verloren, das diejenigen Nationen auszeichnete und von gewissenloser Eroberung abhielt, in denen die Krone und Blüte der Nation unter den Waffen stand. Für Frankreich und seine Herrscher war das Heer ein aus den untersten und verachtetsten Volksschichten sowie aus gekauften Söldnern bestehendes Werkzeug, das der Nation nur als Mittel galt, dem politischen Willen seiner Herrscher und dem Eroberungs- und Gloiregedanken zu dienen, mit dem es aber kein weiteres Gemeinschaftsgefühl verband, das von ihm sogar wie eine Sklavenhorde verachtet wurde. Der Soldat war considéré comme de race inférieure, la canaille. Der Bourgeois hielt sich von ihm fern. Bezeichnend ist, daß in den meisten Städten öffentliche Plätze, Gärten und Anlagen auf besonderen Warnungstafeln bezeichnet waren als interdits aux filles de joie, aux chiens, aux soldats et aux pauvres. Die Folge der Zusammensetzung der Armee und ihrer Stellung innerhalb des französischen Staates und Volkes war natürlich große und fortschreitende Demoralisation im Heere. Und wie die Nation die Armee nur als Eroberungswerkzeug betrachtete, so galt sie den Offizieren und höhern Führern als Bereicherungsmittel. Unter Ludwig XV. kostete die Armee jährlich 90 Millionen, davon flossen allein 46 in die Taschen der Offiziere, die stahlen, wo sie konnten, und überdies den Soldaten recht schlecht behandelten: L'officier, entrepreneur avide, s'enrichissait par la fraude; le soldat était traité comme un esclave. Les généraux donnaient à l'armée l'exemple de l'avidité et de la debauche: leur vie scandaleuse s'étalait aux yeux de tous avec un cynisme effronté. Der höhere Stellenhandel im Heere blühte; kurz vor der Revolution zählte die Armee 1171 Generale, unter denen sich 10 Marschälle von Frankreich und 164 Generalleutnants befanden. Auf den Kriegszügen raubte und erpreßte diese Generalität, wo und wie sie nur konnte. Unermeßliche Reichtümer schleppte sie nach Frankreich, die sie nach dem Vorbild des Versailler Hofes verpraßte.

Im Jahre 1789 ging die Revolutionierung der Truppen rasch vor sich. Zuerst traten die gardes françaises, fast alles Pariser Volk, zum Pöbel über und erstürmten an dessen Spitze die Bastille. Agitatoren gewannen rasch weitere Anhänger im Heere. Die Nationalversammlung zertrümmerte die alte Armee,

Digitized by Google

2000 Offiziere gingen ins Ausland, über 30000 Soldaten desertierten. Die neue Armee war an Zahl wie an Wert bedeutungslos. Zwar meldeten sich Freiwillige aus Paris wie aus den Provinzen, aber die Wählbarkeit der Offiziere hatte neben der vollständigen Unerfahrenheit und Disziplinlosigkeit der neuen Truppen die Armee weiter zerstört. Les officiers nommés à l'élection sont souvent incapables ou indignes: intrigants, „muscadins", grands parleurs, ils voient dans leurs hommes non des inférieurs à commander, mais des électeurs à ménager; ils ferment les yeux sur les désordres, vont au cabaret avec leurs hommes et laissent le camp se transformer en club; créatures de leurs soldats, ils sont peu obéis et peu respectés. Ausschreitungen der Soldaten gegen ihre Offiziere fanden bei zahlreichen Truppenteilen in den Provinzen statt, so in Belfort, Brest, Metz, Saargemünd, Marseille und besonders in Nanzig, wo die revoltierenden Regimenter Du Roy und Mestre-de-Camp (Kavallerie) eine überaus traurige Rolle spielten. Die Trunksucht war ein allgemeines und schlimmes Laster geworden. Das Heer drohte durch die Teilnahme an den innern Kämpfen eine schwere Gefahr zu werden. L'armée était exposée à prendre part à ces luttes intestines et à se déchirer . . . Que pouvaient les décrets de l'Assemblée contre cette effroyable indiscipline? — La guerre était le seul dérivatif possible. Man besann sich also auf die bewährte Methode Karls VII., daß ein Krieg das beste Mittel sei, de tirer du mauvais sang, und erklärte Preußen und Oesterreich am 20. April 1792 den Krieg. Man hatte sich auch auf die Erkenntnis desselben Herrschers besonnen, daß der Krieg gerade in Frankreich vorzüglich geeignet sei, innere Unruhen zu beschwören: Chez nous plus qu'ailleurs, cette guerre était nécessaire pour empêcher le pays de se manger lui-même. Auch sah die Gironde in diesem Kriege das beste Mittel, die Beseitigung des Königtums durchzusetzen, und Dumouriez predigte die freudig aufgenommene Lehre, daß die Alpen und der Rhein als natürliche Grenzen Frankreichs erobert werden müßten. Kein drohender Angriff von außen war die Ursache dieses Krieges, denn Frankreich hätte auch als Republik ungestört von seinen Nachbarn bestehen können.

Der Angriffskrieg der Revolutionäre brachte zunächst nur Niederlagen; die feigen und undisziplinierten „Nationaltruppen" zeigten sich in ihrer gänzlichen Unbrauchbarkeit. Die Schuld wurde aber nicht ihnen, sondern den Generalen zugeschoben, geschickt wurde jetzt wie später so oft Verrat als Ursache der Niederlagen angegeben, der König und die Generale des alten Regimes waren die Verräter. Der Pöbel stürmte am 20. Juni die Tuilerien und vergriff sich unter gemeinsten Beschimpfungen an Ludwig XVI. Marat schrie: „La première chose à faire c'est que l'armée massacre ses généraux!" und die Nordarmee ermordete einen ihrer Führer, den General Dillon, und den Genieoffizier Berthois. Bei der Armee La Fayette konnten sich General Rici und der Oberstleutnant d'Obertin nur mit Mühe vor dem Gehenktwerden retten. Aehnliche Ausschreitungen fanden bei der Südarmee statt. Die Nationalversammlung erließ die Proklamation: La patrie en danger! Diese wurde in Paris und in den Provinzen mit einem

Digitized by Google

mahnend feierlichen Apparat verkündet und forderte alle dienstfähigen Bürger zum Eintritt in die Armee des bedrohten Vaterlandes auf. Das Resultat war kläglich. Paris, das am lautesten seine Begeisterung hinausgeschrien, stellte nur 5000 ganz junge und ganz alte kränkliche Individuen sans armes, sans habits, sans souliers, sans pain. Insgesamt brachte der Aufruf nur 60000 Mann zusammen, von denen die Hälfte gänzlich unbrauchbar war. Der Bourgeois war zwar begeistert für die Revolution und forderte noch lauter als Dumouriez die Alpen- und Rheingrenze, aber für den Heeresdienst hielt er sich für zu schade. Eine merkliche Verbesserung seiner Armee gelang allein Dumouriez, der die Deserteure mit dem Tode bestrafte, die unbrauchbaren Leute nach Hause schickte und eine glückliche Vermischung der neuen Truppen mit den alten anstrebte. Doch wurde allgemein nicht viel erreicht; Valmy war kein Erfolg der französischen Truppen, die ergebnislose Kanonade hat den Vormarsch des Gegners auf Paris nicht aufgehalten, hierzu bewogen den König von Preußen Uneinigkeit und gefährliche Reibereien zwischen den Heeren und Regierungen der Verbündeten. Noch wenige Tage vor Valmy war die gesamte, 10000 Mann starke Kavallerie der französischen Nordarmee vor 1500 Oesterreichern geflohen mit dem Rufe: „Sauve qui peut, nous sommes trahis!“ General Biron hatte erklärt: „Je ne puis répondre de mes troupes, et si l'ennemi sait profiter de notre licence, nous serons irrévocablement battus.“ Die Desertionen waren so häufig, daß der Bestand mancher Bataillone von 600 auf 120 Mann herabsank. Die Indisziplin stieg von Tag zu Tag, in Nanzig plünderten und verwüsteten die Bataillone Amis de la République das Museum und die Bibliothek avec une barbarie digne des Vandales, ein General äußerte sich über die Ausschreitungen im Heere: „Il y a tant de coupables qu'il faudrait une moitié de l'armée pour réprimer l'autre.“ Das waren die gepriesenen Helden der Revolution, kühn und geschlossen zeigten sie sich nur bei der Tragödie des Königsmordes.

Dem Mangel an Mannschaften, der sich sofort herausstellte, als mehr Franzosen im Heere dienen sollten, hatte ein Dekret vom 21. Juli 1791 dadurch abzuhelfen versucht, daß es die noch vorhandenen fremden Truppen kurzerhand als französische Bürger naturalisierte. Als auch diese nicht genügten, wurden durch Proklamation in den Sprachen der benachbarten Völker deren Soldaten zur Desertion und zum Eintritt in die französische Armee aufgefordert. Aus dem übergelaufenen Gesindel bildete man die ersten Fremdenlegionen. Doch selbst dieser Zuwachs genügte nicht. Am 20. Februar 1793 erließ deshalb der Konvent ein Dekret, das die Zwangsrekrutierung von 300000 unverheirateten oder kinderlosen verwitweten Männern im Alter von 18 bis 40 Jahren befahl und so der erste Schritt zur allgemeinen Wehrpflicht war. Aber kaum die Hälfte stellte sich, und das war une foule de vieillards ou d'enfants, d'infirmes, de borgnes, de nains. Der Bourgeois verzichtete weiter auf die eigne Verteidigung des Vaterlandes, und die Bauern widersetzten sich der Rekrutierung mit bewaffneter Hand; in der Vendée brach der offene Aufstand aus, der dem neuen Regime

Digitized by Google

lange gefährlich blieb. Die Insubordination im Heere nahm, von den Jakobinern unterstützt, weiter zu. Marats Anweisung, bei Niederlagen die verräterischen Generale zu massakrieren, wurde jetzt auch von den Herrschenden in Paris befolgt. In dem einen Jahr 1793 wurden 43 Generale als „Verräter" geköpft. Custine wurde zur Strafe für den Mißerfolg seiner verrotteten Truppen bei Landau nach Paris gerufen und auf das Schafott geschickt. Die nunmehr besonders nach der Niederlage bei Neerwinden und dem Abfall Dumouriez' ernst gewordene Bedrohung Frankreichs durch die Koalition drängte zu einer umfassenden Verstärkung des Heeres. Der Konvent ordnete am 23. August 1793 die Levée en masse an, pour repousser les barbares; denn alle Völker hatten schon längst den Franzosen als Barbaren gegolten. Der Erlaß war die tatsächliche Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Das heute noch von den Franzosen so viel gerühmte Gesamtergebnis war in Wirklichkeit beschämend. Nicht einmal ein Viertel der erwarteten Rekrutenmenge fand sich ein, trotz einer weiteren Verschärfung der Aushebung durch das Dekret vom 27. September und vielfach unerhörter Gewaltmaßnahmen. Während Preußen im Jahre 1813 5 Prozent der Bevölkerung seinem König zur Verfügung stellte, brachte die Levée en masse nur 2,3 Prozent. Durch weitere Dekrete und deren rücksichtslose Durchführung gelang es endlich, das Frontheer auf 500000 Mann zu bringen. Carnot erreichte durch Schulung und kluge Maßnahmen die Reorganisation dieses gewaltigen Heeres. Die Bedrohung mit der Guillotine, die Aussicht auf Beute und wilde Eroberungsgier weckten und erhöhten die Angriffsfreudigkeit der zahllosen Desperados; Frankreich konnte über die durch ihre mangelhafte Einigkeit und Entschlossenheit in der Vorbereitung und Durchführung der Feldzüge ohnmächtige Koalition unerhörte Siege davontragen. Raubsucht, Erpressung und Ausschweifung feierten Orgien. Wie einst die Heere Ludwigs XIV. die deutschen Westlande verwüsteten und entsetzliche Greuel verübten, so handelten jetzt die Revolutionsheere am Rhein, in Belgien und in Italien, denn so wollten es die jetzt in Paris Herrschenden. Ihre Ansichten über Kriegführung waren die gleichen wie die der Erobererkönige, das Heer der République conquérante et pillarde hatte die gleiche Gesinnung wie seine Vorgänger.

Im Jahre 1796 begann Napoleons Aufstieg, für den Frankreichs Volk und Heer die besten Vorbedingungen stellten. Es vertraute sich einem Manne an, qui fut alors la plus haute expression du militarisme. Frankreichs Militarismus, der unter dem Sonnenkönige die bis dahin größten Triumphe gefeiert hatte, zeigte sich unter Napoleon in noch höherer Reinkultur. Die Nation wollte Krieg und Eroberungen und Ruhm, die gloire hatte sie mehr wie je trunken gemacht und nahm ihr jede Vernunft. Napoleon nutzte die günstigen Umstände aus und suchte die kühnsten Eroberungspläne zu verwirklichen. In Frankreich wurde 1798 die allgemeine Wehrpflicht für alle Franzosen im Alter von 20 bis 40 Jahren eingeführt. In den 98 Departements sollten in diesem Jahre 200000 Rekruten ausgehoben werden. Aber die tolle Sucht nach Ruhm und Eroberungen hatte die Franzosen nicht freudiger zum Kriegsdienst stimmen

Digitized by Google

können. Auch jetzt noch galt in bezug auf Frankreich die jahrhundertealte Erfahrung: Le service militaire est dédaigné ou abhorré. 16 Departements verweigerten die Aushebung. Ende November befanden sich in den Deppts nur 23 899 Konskribierte. Der Kriegsminister Bernadotte brachte 1799 endlich 200 000 Mann zusammen, aber sie desertierten zu Tausenden. Die annektierten Länder mußten sofort Truppen stellen. In Belgien weigerte sich das germanische Flandern, Frankreich Kriegsknechtdienste zu leisten. Von 175 Genter Konskribierten kamen nur 36 in Namur an, die Aushebung verursachte sogar einen Aufstand der flandrischen Bauern. Am Nil und in Palästina errichtete Napoleon Truppenteile aus Mamelucken, Kopten und Syriern. Moreau bildete aus polnischen Deserteuren des österreichischen Heeres eine polnische Legion. Da Napoleon einsah, daß er die allgemeine Wehrpflicht in Frankreich kaum werde durchsetzen können, gestattete er den Ausgehobenen den Ersatz durch Stellvertretung, die es dem Wohlhabenden ermöglichte, für Geld irgendein einigermaßen brauchbares Individuum zum Heeresdienst zu stellen. Im Mai 1800 hatte er ein Heer von 250 000 Mann zusammen, welches das an Mannschaften, Kriegsmaterial und Geldmitteln erschöpfte Oesterreich besiegen konnte und den Frieden von Lunéville (Februar 1801) erzwang. In den folgenden Jahren, in denen Napoleon sich den Kaiserthron schuf und zur Sicherung und Erweiterung seiner Macht neue Kriege führte und wieder neue plante, suchte er seine Streitkräfte zu Lande und zur See mit allen Mitteln zu vermehren. Gewaltsam hob er auch in den eroberten Gebieten Land- und Marinetruppen aus, den soldatischen Ehrgeiz suchte er durch die Gründung der Ehrenlegion, die Sehnsucht nach materieller Belohnung durch die mit diesem Orden verbundenen Jahresrenten und durch Versprechen von Gratifikationen zu befriedigen. Die neuen Aushebungen in Frankreich aber stießen trotzdem auf erhöhten Widerstand, man wollte lieber im Lande die Früchte der Siege und die Mehrung der gloire genießen, als im Felde die Entbehrungen, Gefahren und Blutopfer ertragen. Die armen Konskribierten, die keine Stellvertretung bezahlen konnten, verstümmelten sich, suchten ansteckende Krankheiten auf sich zu übertragen. Napoleon benutzte auch die Religion zur Hebung der Rekrutierung. Der Katechismus mußte das Gebot bringen: Qu'on doit à Napoléon le service militaire sous peine de damnation éternelle, und der Sanhedrin sollte im Namen der Juden erklären: Qu'ils défendraient la France comme ils défendraient Jérusalem. Im Jahre 1810 gab es sage und schreibe 160 000 Verurteilte, die sich der Konskription entzogen hatten.

Die Armee Napoleons bestand in ihrem nationalen Kern zum weitaus größten Teil aus Leuten, die um nichts besser, vielleicht noch schlechter waren als die früheren Landsknechte in den schlimmsten Zeiten. Die Ausbildung in den Lagern und die langen Feldzüge hatten eine rohe Soldateska erzogen, das schrankenlose Requisitionsverfahren hatte sie erfolgreich zum Räubern und Plündern angeleitet, ein Weiteres tat die mangelhafte Bezahlung. Das Direktorium hatte geringen oder gar keinen Sold gegeben, Napoleon versprach stets große Belohnungen, behielt aber die erpreßten Riesensummen für sich und seine Günst-

Digitized by Google

linge, bezahlte unsicher, verwies so die Soldaten auf Raub und Diebstahl und machte aus ihnen noch größere Banditen. Die Generale, an ihrer Spitze Jounot, der Räuber großen Stils, und Masséna, der unverbesserliche Plünderer, gaben das schlimmste Beispiel; nur wenige, wie Moreau und Jourdan, wandten sich gegen die wüsten Ausschreitungen, natürlich vergebens. Die Nationalarmee war bald eine Prätorianerarmee geworden, Führer wie Soldaten schlugen sich auf dem Kampffelde vielfach gewiß tapfer, aber nicht um Frankreichs, sondern um ihrer selbst willen, in der Hoffnung auf Belohnung und Beute, oft auch aus Verzweiflung. Napoleon war ihr führender, erfolgreicher Glücksritter, daher ihre Anhänglichkeit an ihn, solange er Erfolg hatte. Sobald ihn das Glück verließ, da verließen ihn auch seine Generale und suchten ihren Gewinn und Raub zu sichern. Als er sich von seinen Marschällen in Fontainebleau verabschiedet hatte, sagte Lefèbre: „Je lui ai bien serré le bouton, ainsi que Ney. Je lui ai dit qu'il était temps pour nous de jouir de repos. Croit-il donc que lorsque nous avons des titres, des hôtels et de terres, nous nous ferons tuer pour lui?" Seine Soldaten hingen nach Fontainebleau weiter an ihm, weil sie in bittere Not gerieten und von ihm eine Besserung ihrer Lage erwarteten. Bei Waterloo ließen sie ihn im Stich, als seine Sache verloren schien, auch die Garde. „La garde meurt, mais elle ne se rend pas!" ist eine Erfindung wie so viele andern Erzählungen von Ruhmestaten und Heldenmut der Nationalarmee Napoleons.

Für Napoleon war wie seit Jahrhunderten für das französische Volk der Soldat die canaille. Wie er sich um ihre Besoldung und Verpflegung kaum kümmerte, so sorgte er auch wenig und meistens gar nicht für die Verwundeten. Auch den Sanitätsdienst achtete er nicht ernstlich, der Hospitaldienst war ungenügend, Chirurgen gab es nur in ungenügender Anzahl, und die vorhandenen waren meist nachlässige und kenntnislose Leute, nicht selten Drückeberger, die kein auch nur einigermaßen genügendes Studium hinter sich hatten. Als Kleber Napoleon den „général à 6000 hommes par jour" nannte, dachte er nicht zuletzt an die Hunderttausende von Verwundeten und Kranken, die aus Mangel an jeglicher Fürsorge zugrunde gingen.

Nach der Niederlage bei Waterloo, an der natürlich nur Verrat schuld war — diesmal war der Marschall Grouchy der Verräter, obschon nachgewiesen wurde, daß ihn keine Verantwortung traf — bemächtigte sich des französischen Volks eine gewisse Resignation. Der große Aderlaß, den Napoleon an ihm vorgenommen, dämpfte die alte Eroberungs- und Ruhmsucht. Doch nur für kurze Zeit. Schon bald wurden Rufe nach kriegerischen Unternehmungen laut, pour venger Waterloo. Die Armee bot jedoch vorläufig noch keine Bürgschaft für die erfolgreiche Durchführung eines Rachefeldzuges. Reibereien zwischen den Offizieren der alten napoleonischen Armee und den in unerhörter Weise bevorzugten Royalisten waren an der Tagesordnung, geheime Gesellschaften von Offizieren versuchten Aufstände. Die Demoralisation wuchs, so daß Ludwig XVIII. im Jahre 1823 den Feldzug nach Spanien unternahm, um nach altem Beispiel das böse Blut abzuzapfen.

Digitized by Google

Der gewünschte Erfolg blieb aber aus, die Indisziplin nahm zu. Die Abneigung, Heeresdienste zu leisten, wuchs, die Konskription war abgeschafft, das Stellvertretersystem blühte. Ein Versuch des Generals Morand, für die allgemeine Wehrpflicht als Radikalmittel gegen die Zerrüttung im Heer einzutreten, scheiterte vollkommen. Karl X. glaubte durch einen siegreichen Feldzug gegen Preußen eine Besserung herbeizuführen. Er suchte ein Bündnis mit Rußland, das ihm die Gewinnung der Rheinlande sichern sollte, doch blieben die Verhandlungen seines Ministers Polignac mit dem russischen Minister Pozzo di Borgo ergebnislos. Da wurde der Krieg gegen Algier unternommen, der sich in zahlreichen Feldzügen in dieser Kolonie fortsetzte, für die militärische Ausbildung zwar von einigem Nutzen war, im übrigen aber zur weiteren Demoralisation des Heeres wesentlich beitrug, da Generale und Unterführer wie Soldaten hier noch schlimmer lebten und hausten, als ihre Vorgänger das einst unter Ludwig XIV. und unter Napoleon in fremden Ländern getan hatten. Die Julirevolution sah das Heer an der Seite der Volkshaufen. Eine Besserung der Disziplin konnte später auch Louis Philippe nicht erreichen. Inzwischen war die Eroberungssucht im Volk wieder rege geworden, die Verträge von 1815 sollten mit bewaffneter Hand zerrissen, die Rheingrenze wiedergewonnen und Rache für Waterloo genommen werden, die souvenirs de l'Empire wurden eifrig gepflegt. Aber der schöne Traum einer ruhmvollen Eroberung ging wegen der mangelhaften Bereitschaft des Eroberungswerkzeuges, der Armee, nicht in Erfüllung.

Nach der Junischlacht des Revolutionsjahres 1848, in der es Cavaignac mit vieler Mühe gelungen war, die Truppen zur Niederhaltung des Pöbels zu gewinnen, herrschte die Militärdiktatur, bis der dritte Napoleon die oberste Gewalt in der Republik Frankreich in seine Hände nahm. Er buhlte um die Gunst der Armee, sorgte bei Truppenschauen, wie z. B. bei denjenigen des Jahres 1850 in den Ebenen von Satory und St. Maur, durch Verteilung von Getränken für die Stimmung zu seinen Gunsten, umschmeichelte ihm gefällige Generale, gewann mit Alkohol und Geld die Pariser Garnison, nutzte die kriegerische Stimmung im Volke, das sich immer ungestümer nach Eroberungen sehnte, pour venger Waterloo, pour revendiquer les frontières aus, und es gelang ihm, Imperator zu werden. Die Armee wurde kriegerisch gestimmt, ihr Zustand war nicht hervorragend, aber Napoleon wollte einen kriegerischen Erfolg, Volk und Heer wünschten dasselbe. Bemerkenswert ist, daß gerade die Linke im Parlament besonders eifrig nach Kriegen drängte. Schon 1830 und 1840 war sie die lauteste Kriegsruferin, und sie blieb es auch in Zukunft. Man geht wohl kaum fehl, wenn man den Grund dieser Erscheinung in den Eroberungsgedanken der Revolution sieht. Gerade die untersten Klassen haben damals den Kern des Heeres gebildet, sie haben die Propaganda der Expansion in sich aufgenommen, an den Erfolgen der Revolutions- und napoleonischen Heere teilgenommen und schrieben sich dieselben auch zu. Daher wohl ihr Ruf nach einer Zerreißung der Verträge von 1814 und 1815.

Der Krimkrieg zeigte den mangelhaften Zustand des Heeres, es war schlecht ausgerüstet, die Transportmittel waren ungenügend, und vor allem mangelte es

Digitized by Google

an einer genügenden Verpflegung und an hinreichenden Lazaretten, auch die Disziplinlosigkeit herrschte weiter. Nach dem Krieg, der zwar einen Prestigegewinn gebracht, dafür aber große Geldsummen und zahlreiche Menschenopfer gekostet hatte, stieg das Bedürfnis der Nation nach Eroberung und Ruhm. Der Krieg gegen Oesterreich zeigte wieder schwere Mängel in den Heereseinrichtungen, doch konnten die Siege von Magenta und Solferino über den überraschten Feind davongetragen werden, wobei nicht vergessen werden darf, daß die aus Algerien mitgeschleppten schwarzen Truppen überall in den ersten und gefährdetsten Linien eingesetzt wurden. Weniger Erfolg hatten die Feldzüge in Cochinchina und China 1860 und die Expedition nach Mexiko 1861.

Napoleon III. hatte wohl eingesehen, daß die Armee auf die Dauer nicht genügen würde, um seine und der Franzosen Eroberungspläne durchzuführen. Durchgreifende Verbesserungen wurden aber nicht vorgenommen, Reformvorschläge scheiterten an dem Widerstand des Bourgeois, der noch immer im Heere die canaille sah. Der Ausspruch Georges Sands: „L'état militaire est une servitude brutale qui répugne à notre civilisation" gibt die Meinung der führenden Volksklasse wieder. Das Heer war nur als Werkzeug geschätzt, der culte passionné de l'armée galt nur dem Eroberungsapparat, die Leute, welche diesen Apparat ausmachten, waren ebensowenig geachtet wie einst die Söldlinge des römischen Kaiserreichs in Rom. Der Krieg gegen Preußen war der letzte Versuch der eitlen und habgierigen Nation, mit einem solchen Heer Ruhm und Ländergewinn einzuheimsen; er scheiterte an der germanischen Kriegstüchtigkeit des deutsches Volksheeres.

Der Krieg gegen Preußen war als Eroberungskrieg unternommen worden, er sollte das linke Rheinufer einbringen. Er war weniger von Napoleon als vom Volke selbst gewollt. Die Linke war es wieder, die am lautesten nach Eroberungen rief. Gambetta, nach dem Delescluzeprozeß ihr Führer, hatte ungestüm das linke Rheinufer gefordert und die Kriegserklärung begeistert begrüßt. Die Linke glaubte bestimmt, daß ein Sieg die Republik schaffen werde; als Anhänger der Rechten Gambetta am 6. Juli 1870 in der Kammer zu seiner Kriegsbegeisterung beglückwünschten, erwiderte er: „Il n'y a pas de me féliciter. Je ne pouvais pas hésiter. Tant mieux pour votre empereur, s'il lave le 2 décembre dans l'eau du Rhin, et s'il profite de la victoire que je désire de tout mon cœur! La République en profitera plus tard." Die Niederlagen des Kaiserreichs brachten die Republik noch früher. Gambetta und seine Linke sahen nach dem Sturz des Kaisers die beste Gelegenheit, durch Siege die neugeschaffene Republik zu sichern; kriegerische Erfolge sollten die neue Staatsform als Retterin und beste Schützerin Frankreichs hinstellen und ihren Bestand verbürgen. Gewiß bewog sie auch Vaterlandsliebe zur Organisation des neuen gewaltigen militärischen Widerstandes, über allem aber schwebte der Traum einer glanzvollen Sicherung der Republik, ihr wurden die neuen riesigen und doch so nutzlosen Opfer an Gut und Blut in erster Linie geweiht. Die Republik hielt sich nach dem Friedensschluß dadurch, daß ihre Führer im Kaisertum und einigen

Digitized by Google

seiner Generale die Verräter fanden und sie laut ausriefen, daß sie unter geschicktester Ausnutzung der Enttäuschung und des Zornes des eitlen und ruhmgierigen Volkes Rache predigten und die neue Staatsform als die sicherste Bürgin für die Durchführung der Revanche bezeichneten. Die Rückeroberung Elsaß-Lothringens war die Losung ihrer Propaganda. Hätte Deutschland auf die Angliederung dieser Gebiete verzichtet, so wäre das als Erfolg des Widerstandes Gambettas bezeichnet worden, hätte die erfolgreiche Republik aber keineswegs befriedigt, sondern sie ermutigt, durch einen Revanchekrieg die erlittenen Niederlagen wieder wettzumachen, um so als die Rächerin der französischen Nationalehre sichern und glänzenden Bestand zu haben. Nun aber wurde der Wiedergewinn Elsaß-Lothringens die nächste Aufgabe der Republik, seine Erreichung sollte ihren Weiterbestand für erste sichern. La République, si elle avait rendu à la France l'Alsace-Lorraine, serait indestructible, das war die oft ausgesprochene Ansicht der meisten Republikaner. Darüber hinaus sollte eine erfolgreiche Weltpolitik das erreichen, was Napoleon III. versagt blieb. Als Gambettas Verdienst rühmt Joseph Reinach la conception et la prédication de la politique étrangère la plus belle qui ait été recommandée depuis Richelieu.

Als im Jahre 1872 unter einer unerhörten und glücklichen Agitation die allgemeine Wehrpflicht angenommen worden war, erhielt die Republik die armée de revendication. Le pays acceptait tous les sacrifices, en vue des réparations futures. Die neue Armee hatte in den Augen des Volkes nicht den Zweck, den Bestand des Landes zu sichern; die Einheit und die Voraussetzungen zu seinem weiteren Gedeihen waren durch die Herausgabe Elsaß-Lothringens in keiner Weise bedroht oder gar zerstört, die Armee sollte vielmehr den verletzten Stolz rächen und die gloire wiederbringen. Die Regierenden aber sahen in ihr das Werkzeug, die Republik durch einen Rachefeldzug fest zu fundamentieren, diesem Ziel allein hatte sie zu dienen. Sie war nicht zum wirklichen Schutz und Wohle des Landes geschaffen, sondern für Rache und Ruhm und Eroberung, für die Sicherung einer Staatsform, die in keiner Weise die alleinige Bürgschaft für das Heil von Land und Volk war. Der echt französische Militarismus Ludwigs XIV. und des ersten Napoleon feierte seine Auferstehung, er war wie damals von der Ruhm- und Eroberungssucht des Volkes gestützt und sollte jetzt die Republik sichern, wie er damals des Sonnenkönigs gewaltige Herrschaft stützen und des Imperators Thron festigen sollte.

Das französische Volk hatte im ersten großen Rachegefühl die allgemeine Wehrpflicht angenommen. Es auch weiter dafür und für neue Rüstungen gestimmt zu erhalten, war die Sorge der Regierenden. Der Revanchegedanke wurde in der Presse, in Zeitschriften überall gehegt und gepflegt, eine umfangreiche Unterhaltungs- und populäre Kriegsliteratur (pour vulgariser les questions militaires) arbeiteten mit, in der Schule wurde die Rache als nationale Pflicht hingestellt, die militärische Vorbereitung der Jugend, die schon 1876 Charles Mismer forderte, indem er die Volksschule als laboratoire de la guerre bezeichnete, wurde bereits 1880 gesetzlich geregelt. Bald mußte die Angriffsabsicht

Digitized by Google

Deutschlands als Popanz zum Heeresdienst und zu Kreditbewilligungen antreiben, bald wurde der Gegner als schwach und unfähig hingestellt, der demnächst mit leichter Mühe besiegt werden könne, dann werde eine Erleichterung von Heeres- und Militärlasten eintreten. Besonders zog die Behauptung, Deutschland zwinge Frankreich zu den ungeheuren Ausgaben für sein Heer; sie erreichte neben der Annahme der neuen Rüstungen auch eine ungeheure Mehrung des Hasses gegen den bösen Nachbar, der allein schuld daran war, daß der Bourgeois den ihm so unbequemen Militärdienst ableisten und so tief in seine Geldtasche greifen mußte.

Die Arbeit hatte Erfolg. Die Kriegsluft stieg trotz der bei uns viel zu hoch eingeschätzten pazifistischen Tätigkeit radikaler Kreise von Jahr zu Jahr, und neue Lasten an Dienstleistung und Geld wurden übernommen. Man trug zur eignen Last noch diejenige der gewaltigen Geldunterstützung an Rußland. Kein Land hat wohl je so viel zu kriegerischen Zwecken ausgegeben wie Frankreich in den letzten Jahrzehnten. Seine Heeresvermehrungen, für die es in ausgedehntestem Maße auch seine Kolonialvölker heranzog, erreichten mit der Bewilligung des Dreijahresgesetzes von 1913 eine für das männerarme Land gewaltige Höhe. Die Friedensstärke betrug zu Beginn des Jahres 1914 über 750 000 Mann gegenüber der deutschen von 850 000 Mann. Hätte Deutschland unter Berücksichtigung seiner Bevölkerung ebenso gerüstet wie Frankreich, so hätte es einen Effektivbestand von 1 350 000 Mann aufgewiesen. Mit Recht konnte Oberst G. Cognet 1914 in seiner Studie „Le problème des réserves" von dem militaristischen Parlament schreiben: „Aucun pays, et pas même l'Allemagne, ne peut se flatter d'avoir vu son Parlament plus attentif aux besoins militaires du pays, plus soucieux d'y pourvoir et surtout plus éclairé dans la discussion du choix de moyens."

Welche Gesinnung und welche inneren Zustände zeigte die Armee der Republik bis vor Ausbruch des Weltkrieges? Die Herrschenden haben es besonders in den ersten Jahrzehnten nach 1871 fast immer verstanden, ohne allzu große Rücksicht auf die monarchische oder republikanische Gesinnung zu nehmen, sich tüchtige und fleißige Offiziere zu sichern. Entscheidend war die Stellung zur Revancheidee der Republik. In den Offizierskreisen wurde von der Regierung alles getan, um das feu sacré, den Rachegedanken, wachzuhalten. Er einte denn auch das ganze Offizierkorps trotz häufigen politischen Meinungsverschiedenheiten, trotz der unerhörten Bevorzugung freimaurerischer und der Zurücksetzung sog. klerikaler Offiziere unter Kriegsministern wie André. Klagen über mannigfache Mißstände sind wiederholt in der Presse und in militärischen wie politischen Schriften laut geworden.[1]) So werden les appétits des rancunes dont souffre le corps tout

[1]) Ich verweise auf die Schriften: La France est prête! En réponse à l'ouvrage „Pourquoi la France n'est pas prête". 10e édition. Paris—Limoges 1887. — Edouard Drumont, La dernière bataille. Nouvelle étude psychologique et sociale, Paris 1890. — Réformes nécessaires. (Ohne Angabe des Verfassers.) Paris 1894. — La future débâcle

Digitized by Google

entier, la délation, ce germe d'envie, ce ferment de haine gerügt, weiter heißt es: Le corps d'officiers comprend des méprisés et des snobs. — Dans l'armée, il faut être, ou tout au moins, il faut paraître riche. — Jamais le favoritisme et l'arbitraire n'avaient affiché dans l'armée un pareil parti pris. Nous sommes régis aujourdhui uniquement par le bon plaisir. Es wird auf die ungerechte Bevorzugung einzelner Militärschulen hingewiesen, auf die Rücksichtslosigkeit höherer Offiziere, qui croient encore que les Français sont arrachés à leurs foyers pour leur procurer des succès et préparer leur gloire, auf die prostitution de la Légion d'honneur qui a été une des grandes causes du découragement dans lequel tend à tomber l'armée. Daß die Behandlung und die Unterkünfte der Soldaten oft unwürdig waren, ist aus der französischen Presse gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege wiederholt bekannt geworden. Schriften wie Nommé Perreux von Bonnetain, Sous-Offs von Lucien Descaves, Élève martyr von M. Luguet und viele andre geben ein trauriges Bild vom französischen Soldatenleben. Widersetzlichkeiten und Revolten wie Desertion wurden von Jahr zu Jahr häufiger. Die Moral der Armee der dritten Republik war nicht viel besser als diejenige der früheren Armeen. „Il avait pris du vice à l'armée!" blieb die ständige Klage, wenn Tauchenichtse und Verbrecher die Gerichte und die Oeffentlichkeit beschäftigten.

Der Ausbruch und der Verlauf des Weltkrieges zeigen die Natur des echt französischen Militarismus der dritten Republik. Der Republik sollte die Armee als Rache- und Eroberungswerkzeug dienen, in Raymond Poincaré hatte sie den chef désiré gefunden. Die Republik ersehnte die höchsten kriegerischen Triumphe, die dem Volke und der ganzen Welt beweisen sollten, daß sie imstande sei, erlittene Niederlagen zu rächen und durch Eroberungen Frankreich höchsten Ruhm und glänzende Machterweiterung zu verschaffen und zu erhalten. Man kann diesen Krieg auch, ohne die große Schuld Englands zu verkennen, den Krieg der französischen Republik nennen. Der grenzenlose Haß, der nach den Mißerfolgen so offen zum Vorschein gekommen ist und zu unglaublichen Wutausbrüchen, zur schimpflichsten Verleumdung des Gegners, zur Ermordung wehrloser Verwundeter, zur grausamen Behandlung Gefangener hingerissen hat, dieser Haß hat seine Ursache in der Enttäuschung über den Gang der Ereignisse im Rachekrieg des Racheheeres, aber auch in den alten Eigenschaften des französischen Volkes und Heeres. Das französische Volk hat stets in seinem Heere nur das Werkzeug zur Gewinnung von fremdem Land und Gut und zur Mehrung des Ruhmes gesehen, es hat den Soldaten selbst verachtet, und wenn es auch sein eignes Heer nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht höher wertete als früher, so hat es das fremde um so niedriger eingeschätzt. Es hat bis heute nicht begreifen

par Gustave Nercy, Paris 1897. — Pierre Baudin, L'Alerte, Paris 1906. — La France et l'Allemagne en 1906. — La guerre possible. Par un diplomate. Préface du commandant Driant, Paris (ohne Druckjahr). — L'armée: Sommes-nous défendus? par Charles Humbert, Paris (ohne Druckjahr). — Citoyen et soldat. Par Marcel Demongeot, Paris (ohne Druckjahr).

Digitized by Google

können, welch ehrenvoller Mannesdienst es ist, sein Vaterland zu verteidigen, weil es seit der englischen Invasion, die es nicht einmal allein zurückgewehrt hat, keinen schnöden Angriff abzuwehren hatte. Und auch das Rache- und Eroberungsheer ist in der Wertung des Gegners den frühern gleich geblieben, es ist in derselben Gesinnung erzogen worden wie seine Vorgänger und ist in derselben Stimmung in den Krieg gezogen, hat vor denen, die für Haus und Herd und Vaterland kämpfen, ebensowenig Achtung wie die Horden der zahlreichen Eroberer auf dem Throne Frankreichs, als sie in fremde Lande eindrangen, raubten, plünderten und mordeten, auf dem Schlachtfelde die scheußlichsten Grausamkeiten verübten.

Wäre es nicht die Aufgabe aller, die für den Weltfrieden, für wahre Humanität und Zivilisation eintreten wollen, Europa und die ganze Menschheit, aber auch Frankreich selbst von dem französischen Militarismus zu befreien? Man predigt die Vernichtung des preußischen Militarismus. Hat dieser eine so schlimme Geschichte wie der französische? Und wer vermag ernstlich nachzuweisen, daß er auf Volk und Heer so verderblich gewirkt hat wie jener?

Luther und das deutsche Haus

Von

Oberhofprediger D. Ernst Dryander

Am 13. Juni 1525, noch unter den Nachwirkungen des Bauernkrieges, der die gesamte Reformation in Frage gestellt hatte, trat Luther in die Ehe. Er war nicht der erste, der diesen Schritt tat. Die Freunde, die ihm als Trauzeugen zur Seite standen, Justus Jonas und der Wittenberger Stadtpfarrer Johannes Bugenhagen waren beide bereits verheiratet. Der 23jährige Melanchthon hatte mit Luthers Billigung die Tochter des Wittenberger Bürgermeisters Krapp heimgeführt. Auch sächsische Pfarrer hatten den Maßnahmen ihrer Bischöfe getrotzt. Und in der Schweiz lebten Huldreich Zwingli u. a. in glücklicher Ehe. Luther selbst blieb noch allein, er will den Gegnern keinen Grund zur Lästerung geben. Da langen am Osterdienstag 1525 neun adelige Fräulein, Nonnen des Zisterzienserklosters in Nimischen im Meißnischen, die in kecker Weise durch den Torgauer Ratsherrn Leonhard Köppe aus den Klostermauern befreit waren, in Wittenberg an, unter ihnen die einem verarmten sächsischen Geschlecht entstammende Katharina v. Bora. Das „arm Völklin“ wird bei Bürgern untergebracht, Katharina beim Stadtschreiber M. Reichenbach. Luther, der sich als eine Art Vormund aller heimatlosen Mönche und Nonnen fühlt, will sie verheiraten. Der Nürnberger Patrizier Heinrich Baumgärtner, der sie begehrte — Luther selbst schreibt ihm später, er habe ja für seine Herrin geglüht —, schreckt schließlich vor dem Gedanken zurück, eine entlaufene Nonne in sein Haus

Digitized by Google

zu führen. Andere Vorschläge weist diese zurück — wenn sie heirate, wolle sie nur Luther oder den Amsdorf nehmen. Da reist in Luther der schnelle Entschluß — „Gott hat mich in den Ehestand plötzlich hineingeworfen" —; aus dem Hause des Malers Lukas Cranach, in das Katharina übergesiedelt war, führt der Zweiundvierzigjährige sie in sein Haus.

Was hat dieser Schritt Luthers mit der Reformation zu tun und welche Bedeutung hat er für uns? Das ist die Frage, die uns beschäftigen soll.

Das Aufsehen, das die Tat machte, war ungeheuer. Hieronymus Schurf, der Jurist, der auf dem Wormser Reichstage Luther zur Seite gestanden hatte, tadelte bitter, alle Teufel würden lachen und die Engel weinen. Luther kehrte kühn und stolz den Satz um, die Teufel würden weinen und die Engel lachen, und freute sich, daß „der Teufel mit seinen Schuppen, den großen Bischöfen und Hansen, vor Zorn unsinnig" werden werde. Aber auch Melanchthon hob eine Klage an, Erasmus lästerte, Emser verbreitete Spottgedichte. Der Kurfürst aber gab ihm zur Hochzeit den Wildbraten und wies ihm im folgenden Jahre 1526 das leer gewordene Augustinerkloster, das er ihm hatte ausbauen lassen, zur Wohnung an.

Es ist merkwürdig, wie Luthers Heirat jedes Beiwerk des Poetischen oder Sentimentalen fehlt. Er teilt das mit den anderen Reformatoren, vielleicht der ganzen Anschauung der Zeit. Da ist kein Schimmer von dem romantischen Fluge des jungen Schleiermacher, der in den „Monologen" mehr als sich selbst die Welt bedauert, wenn ihm der Gegenstand seiner Liebe versagt sein sollte, weil ihr dann ein schönes Beispiel häuslicher Eintracht verloren gehe. Eher tritt, wie Hausrath meint, ein Zug „deutscher Philisterhaftigkeit" in Luthers Ehe zutage. Was will denn Luther? Er will die Folgerungen aus seinen eigenen Sätzen ziehen und beweisen, daß nicht der eheloſe Stand der höhere sei, sondern daß man auch im Ehestande, dem „fürnehmsten, allerbesten und allerheiligsten Stande nach der Religion", Gott die Ehre geben und ihm dienen könne. Unumwunden spricht er aus: „Das hatte ich ganz und gar beschlossen bei mir, den Ehestand zu ehren. Wenn ich ja hätte sterben sollen und itzt auf dem Totenbette hätte gelegen, so wollte ich haben ein frommes Mägdlein mir ehelich vertrauen, und derselben wollte ich danach zween silberne Becher zum Mahlschatz oder Morgengabe gegeben haben." Zwar kann auch ein Christ unter besonderen Umständen auf das ihm zustehende Recht der Ehe verzichten, aber entscheiden darf nur die christliche Freiheit, nicht äußerer Zwang oder Satzung. Es gibt unter den Christen keinen Unterschied der Sittlichkeit höherer oder niederer Art, sondern nur des Berufs und des Dienstes. Nicht das Zölibat ist der höhere Stand, vielmehr „von Natur der Art, daß er den Menschen treibt, jagt, zwingt hinein in das allerinnerlichste, höchste geistliche Wesen, nämlich zum Glauben".

So hat tatsächlich Luther auch seine Eheschließung in nüchternster Erwägung als eine reformatorische Tat vollzogen. Er wird durch sie der Schöpfer des deutschen evangelischen Pfarrhauses, und er hat damit seinem Volke

Digitized by Google

einen Segensquell erschlossen, der in reicher Fülle sich bis heute über das evangelische Land ergießt.

Man hat mehrfach Verzeichnisse bedeutender Männer auf den verschiedensten Gebieten des Wissens und der Arbeit, die aus deutschen Pfarrhäusern hervorgegangen sind, aufgestellt. Man hätte dabei auch die Mütter nicht vergessen sollen, die aus dem elterlichen Pfarrhause ihre Frömmigkeit mitnahmen und sie auf ihre Söhne vererbten. Das ist hier nicht weiter zu verfolgen. Aber wenn irgendwo die Bewahrung väterlicher Sitte, die Anspruchslosigkeit für die äußeren Bedingungen des Lebens, die ernste Pflege der Wissenschaft und Poesie, die Geduld in Zeiten der Not, die Uebung der barmherzigen Liebe, die Liebe zum Vaterlande, vor allem die Bewahrung und Bewährung evangelischen Glaubens und Frömmigkeit eine Wohnstätte gefunden hat, so ist es im evangelischen Pfarrhause gewesen. An der Spitze der Zeugen, die aus vier Jahrhunderten herbeiströmen, steht Luthers eigenes Haus!

Aber Luthers Tat greift über die Pfarrhäuser weit hinaus. Indem er ein Haus baut, über das „die Engel lachen", nimmt er nicht nur von der Priesterehe den sittlichen Makel hinweg, der ihr anhaftete. Er setzt unter Aufhebung des Widerspruchs zwischen dem „Sakrament der Ehe" und dem sie ausschließenden „Sakrament der Priesterweihe" die Ehe selbst erst in ihre vollkommene sittliche Würde ein und hebt mit dem Siegel göttlichen Wohlgefallens, das er der Ehe als der „Keimzelle aller menschlichen Gesellschaftsordnung" aufdrückt, das gesamte bürgerliche Leben auf eine höhere Stufe hinauf. Er wird zugleich der Schöpfer des deutschen Hauses.

Nicht, als hätte es nicht auch vor Luther fromme deutsche Ehen und gesegnete Häuser gegeben oder als gebe es nicht schöne fromme Häuslichkeit bei anderen Nationen. Sie waren zu jeder Zeit da und sind es noch. Weiß doch schon Tacitus die Heilighaltung der Ehe an den alten Germanen zu rühmen und sie seinen Landsleuten als Vorbild aufzustellen. Aber wie wir trotz der vor Luther vorhandenen deutschen Bibelübersetzungen ihn als den Bibelübersetzer nennen und aus seiner Hand die Gabe der Schrift entgegennahmen, so stellt er in seiner Häuslichkeit das christlich fromme, das evangelische deutsche Haus uns leibhaftig vor die Augen. Der bittere Zwiespalt zwischen dem natürlichen Rechte des Hauses und dem Kampf um die „Coronella" der Virginität, wie er ergreifend im Leben der heiligen Elisabeth von Thüringen zutage tritt, ist hier prinzipiell überwunden. Die falsche Trennung zwischen Frömmigkeit und Sittlichkeit ist aufgehoben. Auch Ehe, Haus und Familie sind heiliges Land, auf dem göttliche Herrlichkeit leuchtet.

Wir entfernen uns also nicht von den großen Stätten reformatorischer Kämpfe und Taten, wenn wir jetzt in das bescheidene Lutherhaus eintreten. So wenig wir den Bekenner von Worms, den Glaubenshelden der Wartburg, den gewaltigen Prediger und Zeugen von Wittenberg, den Beter von Koburg in Luthers Bilde entbehren möchten, so wenig auch den Hausvater im Augustinerkloster. Dorthin hat er die Hausfrau geführt. Da wird ihm jene „höchste Gabe

Digitized by Google

Gottes" zuteil, nämlich „ein fromm, freundlich, gottfürchtig und häuslich Gemahl haben, mit der du friedlich lebest, der du darfst all dein Gut und was du hast, ja dein Leib und Leben vertrauen." „Käthe," ruft er, „du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, du bist eine Kaiserin!" Als seine „heimliche Kaiserin", die er „mehr denn sich selbst lieb hat", hat er sie gehalten und noch in seinem Testamente ihr bezeugt, daß sie als ein fromm Gemahl „ihn allezeit lieb, wert und schön gehalten" habe. Er hat selbst erlebt, was er in einer Hochzeitspredigt von 1531 sagt, „daß auch kein König, ja auch die Sonne nicht schöner scheinen und in deinen Augen leuchten soll als eben deine Frau oder dein Mann!"

Wir brauchen dabei keineswegs zu idealisieren. Der gewaltige Choleriker, der dafür hielt, daß ein rechtschaffener Zorn das Geblüt reinige und den Mut erfrische, wird auch seinem Weibe es bisweilen nicht ganz leicht gemacht haben. Nicht nur, wenn trübe, schwermütige Stimmungen ihn tagelang überfielen, oder wenn grenzenlose Wohltätigkeit und Gastfreundschaft über Käthes Kraft gingen und ihren Einspruch hervorriefen. Auch soll nicht verschwiegen werden, daß, gemessen an unserer Anschauung von einer idealen Ehe, auch Luther oft noch stark unter der Nachwirkung mönchischen Einflusses steht. Der Reformator entstammt einer Zeit, in der der Straßburger Rechtsgelehrte Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff" die Figur des „heiligen Grobian", als des Schutzpatrons aller groben Leute, erfand, und daß dieser Grobianus in vielen Häusern seine Rolle spielte. Unter den Leuten, mit denen er Patienz haben müsse — „ich muß Patienz haben mit dem Papste, ich muß Geduld haben mit den Schwärmern, Geduld mit den Scharrhansen" —, heißt es zuletzt auch: „Ich muß Geduld haben mit Katharina v. Bora!" Aber durch die neckische Art, mit der er ihrer gedenkt, sie als seinen „Herrn Käthe", seine „allerheiligste Frau Doktorin", seine „gnädige liebe Hausfrauen" und wie die Kosenamen sonst lauten, bezeichnet, bricht eine rührend zarte und warme Liebe hindurch, wie sie sich sonst in den Briefen der Reformatoren kaum findet.

Auch von Frau Käthe können wir uns ein ziemlich genaues Bild machen. Weniger nach Lukas Cranachs Porträts, die zwar angenehme, aber doch keineswegs hübsche Züge aufweisen, wohl aber aus ihrer eifrigen Tätigkeit und nicht zum mindesten aus eben dem schalkhaften Humor, mit dem der gewaltige Reformator sie behandelt. Sie nimmt mit derselben Energie, mit der sie ihre Heiratsabsichten ausgesprochen hatte, das Hauswesen auf sich, dem eine ordnende Hand sehr nötig war, baut in den Nebenräumen des Klosters Schweineställe, für die unter Umständen die Studenten das nötige Holz besorgen müssen, zieht Gemüse im Garten, benutzt für den Hausbedarf die Braugerechtigkeit des Hauses, bewirtschaftet klug das kleine Gütchen, das ihnen später durch Erbschaft zufiel, und hält das anfangs namentlich sehr schmale Einkommen, das erst allmählich einem gewissen Wohlstande Platz machte, sparsam zusammen, spricht auch dem Gesinde unter Luthers Billigung bisweilen „hart und weidlich" zu, wie ihr denn überhaupt die Gabe einer geläufigen Zunge geeignet zu haben scheint. Es mag dann vorgekommen sein, was Luther von Adam und Eva schildert, sie mögen sich gar

Digitized by Google

weiblich die neunhundert Jahre zerscholten haben und Eva Adam vorgeworfen: Du hast den Apfel gefressen, worauf der erwidert: Warum hast du ihn mir gegeben? Aber sie versteht ihn auch zu trösten und rechnet wieder auf seine humoristische Ader, wenn sie Trauerkleider anlegt und mit dem Taschentuch vor den Augen den seit Tagen schweigenden und schwer bedrückten Mann fragt, ob er schon gehört, daß letzte Nacht der liebe Gott gestorben sei.

Es gibt ein weit verbreitetes Bild von Otto Schwerdgeburth: Luther unter dem Weihnachtsbaume — geschichtlich unrichtig, denn nachgewiesen sind die ersten brennenden Tannen in Deutschland erst im Jahre 1605, und zwar in Straßburg, aber in idealer Wahrheit das Familienleben auf seinem Höhepunkte im gemeinsamen „Nacherleben der großen Taten Gottes" darstellend, wie wir noch heute es tun. Im Vordergrunde der Doktor mit der Laute, das Kinderlied zur Weihnacht probierend, zu dem er nach einer alten Volksmelodie die Weise gesetzt hat: „Vom Himmel hoch, da komm ich her." Neben ihm sitzt Käthe, das Margaretlein im Arme. Um den Geschenktisch die anderen vier Kinder, Hänschen, dem insbesondere des Vaters Herz gehört, aus dessen viertem Lebensjahre jener entzückende Brief stammt, in dem der Vater ihm das Paradies für die artigen Kinder beschreibt, und der für immer ein unübertreffliches Muster kindlicher Redeweise und väterlicher Zärtlichkeit bleiben wird. Neben ihm dann das Magdalenichen, das die Eltern im vierzehnten Jahre verlieren sollten, in tiefem Leid durch die Gewißheit getröstet: „Ich habe einen lebendigen Heiligen gen Himmel geschickt." Dann Martin, den Hans Löser, der kurfürstliche Marschall, zu einem Kriegsmann machen mag, und Paul, der „wider den Türken soll". Im Hintergrunde sitzt noch die Muhme Lene, die Tante der Käthe, gleich ihr aus Nimtschen entflohen und seitdem die treue Helferin in Luthers Hause, und der Amanuensis Wolf Sieberger, ein gescheiterter Theologe, unbegabt, der bei Luther hängen geblieben war, den Garten besorgte und zu des Doktors Aerger fleißig den Vögeln nachstellte. In diesen Kreis treten wir jetzt ein.

Aus dem engen Klosterhofe führte ein noch heute an der Stelle vorhandenes schönes gotisches Portal, das Käthe einst ihrem Eheherrn als Geburtstagsgabe aus Pirnaischem Sandstein hatte hauen lassen, in den beiden Hohlkehlen rechts und links zwei steinerne Sitze, — nach oben in die Wohnräume, wo Luthers Studierstüblein „über dem Wasser" lag, dem wenigstens die weite Aussicht über den Elbstrom hin gleichfalls bis heute erhalten ist. Im Geist umgeben von dem Leben der Mühe und Arbeit, der Kinderlust und Geselligkeit, umrauscht von allen Tonschwingungen jener wildbewegten Zeit, die diese Räume füllen, lauschen wir der Antwort auf die Frage, ob jenes deutsche Lutherhaus auch uns Menschen von heute etwas zu sagen habe und worin seine Predigt besteht.

Weniger als der leichtlebige, auf die äußere Darstellung und den Genuß des Lebens gerichtete Romane kann der Germane mit seiner Schwerblütigkeit, seiner Neigung zum stillen Grübeln und seinem Verlangen nach Befriedigung des Gemütslebens des Gegengewichts entbehren, das im Kampfe des Lebens die Welt des Hauses ihm bietet. Mit Entzücken hört er den großen Lehrer

Digitized by Google

seines Volkes von der Traulichkeit, Heimatlichkeit, Reinheit des Ehestands reden, wie es z. B. in einer Predigt über die Hochzeit von Kana geschieht: „Ein Hausvater, der sein Haus mit Gottesfurcht beginnt, seine Kindlein und sein Gesinde zu Gottesfurcht und Erkenntnis, zu Zucht und Ehrbarkeit zieht, der ist in einem heiligen, seligen Stande. Also eine Frau, die der Kinder wartet mit Essen, Trinkengeben, Wischen, Baden, die darf nach keinem heiligeren, gottseligeren Stande fragen." Wie Luther möchte er dem eigenen Kinde die Mahnung mit in die Ehe geben: „Liebe Tochter, halt dich also deinem Manne, daß er froh wird, wenn er auf dem Wiederwege seines Hauses Spitzen siehet. Und wenn der Mann mit seinem Weibe also lebet und umgehet, daß sie ihn nicht gerne siehet wegziehen und fröhlich wird, so er heimkommt, da stehet's wohl." Aber — teilt unser Volk von heute wirklich noch diese Empfindung?

Gewiß, es gibt bei uns noch eine reiche Zahl gesegneter, reiner Ehen und in ihnen ein Maß selbstloser Treue, stillen Heldentums, erquickenden Glückes, bei dem wir mit jedem Volke den Wettbewerb aufnehmen können. Wir haben noch eine unabsehbare Schar, namentlich auch in den Kreisen des sogenannten Volkes, Männer, die ihres Hauses froh sind, arme reiche Kindermütter, vor denen jeder den Hut abziehen müßte. Aber wir kennen auch die Reden, die Bücher, die Volksversammlungen, in denen mit schamloser Frivolität das lästige Joch der Ehe bespöttelt, die Mutterwürde der Frau als etwas ihrer Unwürdiges bezeichnet, die Sorgen des Hausstandes wie eine Sklaverei für die deutsche Frau geschildert werden. So reden dieselben Menschen, die mit sattem Behagen die Ehebruchsdramen lesen und beklatschen und die freie Liebe und das üppige Ausleben der Persönlichkeit als ihr Recht fordern und üben. Vorhanden war das alles schon vor dem Kriege; ob der Krieg mit seinen trüben Begleiterscheinungen, den häßlichen Flecken auf dem glänzenden Bilde unserer tapferen Armee, die Zustände verbessert oder verschlimmert hat, bleibe dahingestellt. Aber das steht fest — will einer die Zustände eines Volkes, ja seine Zukunft beurteilen, so muß er mit der Frage beginnen: Wie steht es mit der Ehe? „Unsittliche, auflösende Ansichten in bezug auf das Familienleben," sagt der Historiker Heinrich Gelzer mit Recht, „geben uns immer Aufschluß über den sittlichen Zustand derer, die sich zu solchen Ansichten bekennen." Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die Führer großer politischer Revolutionen vielfach auch die sittlichen Schranken des Familienlebens durchbrachen und ausschweifend lebten. Es ist aber auch schon ein Zeichen bedauerlichen sittlichen Tiefstandes, wenn Damen der wohlhabenden Stände nur mit spöttischem Lächeln das neugeborene Kind der Freundin begrüßen. „Ich habe meine Kinder lieb," sagte kürzlich eine Arbeiterfrau, „aber Sie sollten hören, was die Nachbarn sagen." Das heißt das Edelste und Reinste, was es gibt, das Familienleben, herabsetzen und das wahre und tiefe Gefühl der Liebe, das das Glück der Menschen ausmacht, entwerten. Ein solches Urteil trägt in seiner Art nicht minder die Zeichen eines innerlich wurmstichigen Geschlechts an sich, wie nach einer anderen Seite der Schrei nach dem vaterlosen Kinde. Der Rückgang der Geburtenziffer, in dessen rapider Zunahme Deutsch-

Digitized by Google

land alle anderen Völker überholt hat, wirft blitzartig ein erschreckendes Licht auf diese Zustände, die nicht nur die Wehrkraft des Staates mindern, sondern heillos am sittlichen Marke unseres Volkes zehren.

„Man muß das Wahre immer wiederholen," sagt Goethe, „weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird." Mag es eine schlichte Wahrheit sein, es ist Wahrheit für unsere Tage, wenn Luther nicht müde wird uns vorzuhalten, daß „die Ehe von Gott eingesetzt und ein herrlich, schön und köstlich Ding sei vor Gott, derohalben alle, so darin sind, ihr Leben für einen edlen und schönen Schmuck halten sollen und sich nicht irren lassen, was die Welt davon halte oder rede". Er hat recht, auch für die Menschen von heute, wenn er fortfährt: „Ist auch wenig Glück und Heil bei denen zu erwarten, welche solchen Trost und Verheißung Gottes verachten und ihr frei mutwillig Leben ihnen lassen lieber sein." Und er hat dreifach recht, seine lieben Deutschen darauf hinzuweisen, daß auch die Schrift denen „heftig dräut, welche den Ehestand verachten".

Es gibt in der Tat keine Schule, in der in gleichem Maße die Tugenden opferfreudiger Entsagung, tragender Geduld, hingebender Liebe gelernt werden wie im Hause, und das Wundertbare, das dabei sich zuträgt, ist, daß alle diese Opfer und Entsagungen selbst als tiefstes und reichstes Glück empfunden werden. So wird die Familie der befruchtende Quell für alle sittliche und religiöse Bildung. Es heißt diese Bildung zerstören, wenn man diese Quelle verschüttet.

Alle die großen Probleme, an denen wir uns abmühen: Frauenrecht und Frauenarbeit, Wohnungsfrage und Mutterschutz, Bevölkerungspolitik und öffentliche Sittlichkeit, Pflege der Pietät, der redlichen Arbeit, der lebendigen Frömmigkeit — können ohne eine sittliche Gesundung des Familienlebens überhaupt nicht gelöst werden. Auch hier ist das Haus die Quelle alles Segens und alles Unsegens für die Völker. Im Ernst der Pflicht zum Ehestande, in der Mahnung zum geduldigen Tragen seiner Last, in der vorbildlichen Einfachheit und Vereinfachung unseres Lebens, in der Verlegung des Schwerpunktes für unser Lebensglück aus der Welt hohlen Genusses in die unerschöpflich reiche Welt häuslicher Freuden, vor allem im Aufbau des Hauses als eines Heiligtums des Glaubens und der frommen Sitte — überall hat uns Luthers Haus die Wege zur Wiedergeburt des deutschen Hauses zu weisen.

Zum vollständigen Hause gehören die Kinder. Riehl rechnet mit Recht auch das Gesinde dazu. Aber sein „genossenschaftliches" Verhältnis zum Hause ist längst in ein rein „rechtliches" übergegangen, und es ist nicht abzusehen, wie jenes wiederhergestellt werden soll. Auf zwei Säulen ruht eines Hauses Dach, beide müssen tragen, wenn es nicht zusammenstürzen soll, Autorität und Pietät. Ohne den autoritativen Willen, der das Ganze leitet und der willkürlichen Freiheit Schranken zieht, mit der der einzelne sich von den Ordnungen und damit von dem Geist des Hauses loslöst, kann das Haus nicht bestehen. Ebensowenig aber auch ohne die Pietät, die diese Ordnungen nicht als einen harten Druck empfindet, sondern sie als Ausdruck einer höheren und geheiligten

Digitized by Google

Ordnung in ihren sittlichen Willen aufnimmt; die Autorität darf nicht den Geist der Unfreiheit und der Furcht erzeugen, die Pietät muß zum freien und kindlichen Gehorsam werden. Beides aber geschieht, wo die geistige Macht der Persönlichkeit von selbst Ehrfurcht gebietet und den trotzigen Willen in Liebe und Gehorsam verwandelt. Daß unsere Eltern wie unsere Jugend hierin viel zu wünschen übrig lassen, ist unzähligemal gesagt worden. Aber auch hier hat doch der Krieg in besonderem Maße zerstörend und auflösend eingewirkt. Die lange Abwesenheit der Väter, die Ohnmacht der auf aushäusigen Verdienst angewiesenen Mütter, die verminderte Schulzucht, frühes und reichliches Verdienen, dessen Schäden man durch den Sparzwang gemildert hat — das alles hat dazu beigetragen. Dazu die von der Scholle gelöste geschichtslose und heimatlose Existenz der Großstadtjugend, die nur das Heimatrecht an die Straße mit ihren hetzenden und aufregenden Einflüssen kennt — nicht selten der herbe Zwiespalt zwischen der Forderung der Pflicht und der jeder Pietät baren Anschauung des Elternhauses selbst — es wäre wie ein Wunder, wenn auf solchem Boden nicht ein pietätloses Geschlecht heranwüchse.

Und wieder darf der Hausvater Luther vor dieses Geschlecht strafend und mahnend hintreten!

Freilich, er beginnt seine Mahnung da, wo auch die heutige Jugend noch am ehesten zu erreichen ist — mit der Mahnung an die Eltern, die Kinder *wirklich lieb zu haben*, diese „kleinen Närrlein unseres Herrgotts, die feinsten Spielvögel, die alles reden und tun einfältig und von Herzen". Es gehört zur besonderen Größe der großen Männer, wenn ihnen über den weltumspannenden Gedanken, die sie bewegen, der Sinn und das Verständnis für das Kleine nicht verloren ging. Luther in der Kinderstube könnte ein eigenes Kapitel ausfüllen. Gleich am Tage nachher teilt er Spalatin die Geburt seines ältesten, des „allerliebsten Hirschböckleins Johannes" mit. Er duldet, das das Hänsichen in der Studierstube umherkrabbelt, während er arbeitet, und lauscht, wie das Söhnlein dabei „mit lieblichen Beleidigungen alle schilt". — „Küsse den Hans von mir," heißt es wieder und wieder in den Briefen, bis dann Martinchen, der Jüngste, sein „liebster Schatz" wird; denn „die Liebe der Eltern steiget allezeit und einfältig niederwärts, mehr denn aufwärts, zu denen, so am neulichsten geboren sind". Schwerlich hätte ein römischer Priester so das „Herzpochen" Abrahams bei der Opferung Isaaks schildern können, wie es Luther in einer Predigt tut, er, der seine Elisabeth, das zweitgeborene Kind, das nach acht Monaten starb, und sein Magdalenchen geopfert hat. Jemand hat „keine Kinderstube", das bleibt für den so Gekennzeichneten in unseren Augen ein schwer ersetzbarer Mangel. Aus öden, liebearmen Kinderstuben wächst immer auch ein ödes und verbittertes Geschlecht auf, das eine Ahnung davon mit ins Leben nimmt, daß ihm etwas Kostbares vorenthalten sei; es hat eben nie die Wärme des „heiligen Herdfeuers" gespürt. Wie viel würde unserem Volke gegeben, könnten wir auch nur auf kurze Stunden täglich die liebedurchsonnte Kinderstube ihm wiedergeben. Wie viel Glück würde damit auch in die Herzen streitender und verbitterter Väter

Digitized by Google

einströmen. Auch in die Massen zieht der Friede erst dann wieder ein, wenn sie anfangen, etwas vom Frieden des Hauses zu spüren.

Aber neben dieser Liebe steht nun auch bei Luther der Ernst der Autorität und der Zucht. Es gilt das strenge Wort, das wir von ihm kennen: „Ich will lieber einen toten als einen verlorenen Sohn haben," wie es scheint, nicht seinen eigenen, sondern den Kindern seines Bruders Jakob, die mit den seinigen erzogen wurden. Er hat, der eigenen Jugend eingedenk, in der er wegen übermäßiger Züchtigung den Eltern „schier gram" geworden war, nicht versäumt, neben die Rute den Apfel zu legen. Aber er hat trotz der Herzensgüte, die den Grundzug seines Wesens bildet, einmal dem geliebten Hans, als er bereits zu seiner weiteren Erziehung den Händen des angesehenen Rektors von Torgau, Markus Crodel, anvertraut war, um eines begangenen Unrechts willen drei Tage lang die erflehte Verzeihung verweigert.

Beides aber, der Ernst der Autorität wie die Zärtlichkeit der Liebe, eint sich bei ihm in der vom Geiste des Evangeliums durchdrungenen und geweihten Persönlichkeit. Sie prägt von selbst dem Hause und seinen Genossen ihr eigenes Wesen auf. Allenthalben ist der Hausvater zugleich der Hauspriester. Neben den Wohnräumen gab es im Kloster einen Saal, in dem die Collegia stattfanden. Er dient auch den Hausandachten, zu denen die Hausgemeinde sich sammelt und an denen die Gäste teilnahmen. Sie sind selten geworden in unseren evangelischen Häusern. Am verbreitetsten werden sie noch in England sein. In seinen Lebenserinnerungen erzählt der Minister R. Delbrück, der Adjutant Bismarcks bei Gründung des Deutschen Reiches, welchen Eindruck die gemeinsame Familienandacht in einem vornehmen englischen Hause auf ihn gemacht habe. Bei Luther wird alljährlich ein Fest mit einer feierlichen Mahlzeit gehalten, an dessen Schlusse die Hausgenossen Bibel und Katechismus aufsagen. Und der Käthe hat er einst fünfzig Gulden versprochen, wenn sie bis Ostern die Bibel durchgelesen habe. „Wahrlich," sagt nochmals der Sozialpolitiker Riehl, „der Hausvater, auch der vornehme, sollte den letzten Rest, der ihm von der hauspriesterlichen Würde seines Urahnen geblieben, nämlich das Amt, dem „ganzen" Hause vorzubeten, nicht so leichtsinnig fortwerfen. Es steckt mehr Ehre, Rang und Herrscherrecht für einen stolzen Geist darin als in einer ganzen Kollektion von Titeln und Orden." „Die Feigheit ist's, die uns verdirbt," fügt er mit den Worten eines alten Burschenliedes hinzu. Möge Luther uns den Mut geben! Es ist nicht anders: „Wie die religiöse Gesinnung an der Familie erstarkt, so entfaltet sich auch das Familienleben unter dem milden Sonnenlichte der Religion." Die trefflichen Väter und Mütter, die sich um alles in der Entwicklung und Bildung ihrer Kinder kümmern, nur nicht um den Stand ihres Glaubens und ihrer religiösen Ueberzeugungen, nehmen ihnen und sich selbst das Beste. Der Hausvater, der wirklich „Gottes Amtmann" ist, muß auch Hauspriester sein. Das ist es, was Luthers Haus und Gestalt uns für unsere Häuser vorhält. —

Geschlossen soll ein Haus sein, eine Burg, durch starke Mauern der Eigenart von anderen geschieden, eine Welt für sich, aber mit offener Tür. Sprach

Digitized by Google

ich von der bewahrenden Macht der Familie — was wird aus den Familienlosen, die zu Hunderttausenden gerade im Alter entscheidender Entwicklung unsere großen Städte bevölkern? Sie sind, auch ohne es zu wollen, ein Moment der Atomisierung und damit der Zersetzung des gesamten Volkslebens, gegen dessen zerstörende Kraft es keinen besseren Schutz gibt, als wenn die Häuser den Einsamen sich öffnen und die Familie sie mit ihrem bewahrenden Schutze umschließt. So wird die Pflege der Freundschaft im Hause, die Gastfreiheit nicht nur eine freundliche Sitte, sondern eine sittliche Pflicht. Wenn einer, so hat Luther sie vorbildlich geübt.

Es ist unglaublich, wer und was alles in Luthers Hause aus und ein ging. Als ein Fürst von Anhalt einst bei ihm herbergen wollte, riet ihm seine Umgebung ab, in dem Hause finde man keinen Augenblick Ruhe. Studenten aus allen Ländern, die zugleich seine Kostgänger waren, und heimatlose Nonnen und Priester, Patrizier aller Art und deutsche Fürstinnen — hat doch die Gemahlin Joachims I. von Brandenburg, die Kurfürstin Elisabeth, auf der Flucht aus Berlin nach Kursachsen und später mehrfach, im Jahre 1537 in schwerer Krankheit längere Zeit, nicht ohne starke Beschwernis der Wirte, in Luthers Hause geweilt. Unzählige nahmen mit seiner Wohltätigkeit auch seine fast schrankenlose Gastlichkeit in Anspruch. Täglich sitzen mit den Hausgenossen, den Kindern, den Famuli, die er nötig hatte, eine Schar von Besuchern an seinem Tische. Was dabei von Ueppigkeit und Schwelgerei erzählt wird, gehört in das Gebiet der Fabel oder der gehässigen Verleumdung, auch wenn der Herr des Hauses ein Glas Wein liebt und anderen gönnt. Wichtiger ist für uns, was geredet ward. Die Famuli, auch die Pensionäre, machten sich gelegentliche Notizen, andere schrieben nach — so entstanden Sammlungen von Luthers „Tischreden", die namentlich durch den später seines Amtes entsetzten unlauteren Famulus Aurifaber gesammelt und in wenig schöner Weise verwertet wurden, so daß neben köstlichen Aussprüchen, Anekdoten, Erinnerungen auch viel Zweifelhaftes in sie gekommen ist, das zu gehässigen Angriffen Anlaß gab. Unter den verkehrenden Freunden seien neben Melanchthon genannt der Stadtpfarrer von Wittenberg, Johannes Bugenhagen, als dessen Vikar Luther nicht selten sich bezeichnete, sein Beichtvater, später Reformator von Pommern, dann Justus Jonas, der in Halle an seinem Sarge die Predigt hielt, Nikolaus v. Amsdorf, der wackere, Luther unbedingt ergebene Streiter, der schon nach Worms ihn begleitet hatte, von anderen, wie dem Diakonus Rörer in Wittenberg, dessen von der Pest dahingeraffte Gattin Luther hatte pflegen helfen, oder dem Famulus Lauterbach abgesehen.

Es war ein froher Ton, der diesen Kreis belebte. Nicht nur, daß in den schweren Sorgen um Kirche und Zeit der harmlose Scherz laut werden durfte. Mit den Studenten saß Luther auf der Kegelbahn, die er für sie hatte bauen lassen, und meinte gelegentlich, mancher wolle alle Neun treffen und verfehle den ganzen Kegelplatz. Mit den Kindern fährt er in die Kirschen und kann jeder Herde und ihrer „Milchträger, Butterträger und Wollträger, die uns täglich das

Digitized by Google

Vertrauen gegen Gott den Vater predigen", sich freuen. An seinen Blumen im Garten, für die er sich Sämereien schicken läßt, kann er sich mit dem lebendigsten Naturgefühl erquicken, wie an den Vögeln, die auf seinen Bäumen nisten und die ihm die lebendigen Ausleger der Bergpredigt sind. Das ist der deutsche Einschlag in Luthers Haus, der ihn nicht nur von der puritanischen Einseitigkeit des Schotten John Knox, sondern auch von dem herben Zuge unterscheidet, den Kalvins Bild an sich trägt. Er prägt sich auch in dem Wohlklange aus, der im Dienst der edeln Musika das Haus erfüllt. Luther selbst sang und spielte die Laute und hat mit seinem Freunde, dem Komponisten und Kantoreivorsteher in Torgau Johann Walther wertvolle musikalische Anregungen den Gemeinden gegeben. „Die Musica," sagt er, „ist eine Gabe und Geschenk Gottes, nicht ein Menschengeschenk. Sie vertreibt auch den Teufel und macht die Leute fröhlich. Ich gebe ihr nach der Theologia den nächsten Locum und die höchste Ehre," und er zitiert dabei als Gewährsmann seinen Virgil. So stimmen denn Kinder und Tischgesellen bei ihm ihre Gesänge an, nicht nur geistliche, auch weltliche Melodien. Er selbst dichtet zu Walthers „Lob und Preis der löblichen Kunst Musica" die Eingangsverse, wie denn mit den Tönen auch die Poesie ihre Freistatt bei ihm hat, die ihn mächtiger bewege und stärker in ihm hafte als gewöhnliche Rede, ob es auch die eines Cicero oder Demosthenes wäre. Es gibt einen engherzigen und egoistischen Familiengeist, dem Haus und Familie nur das erweiterte Ich sind, dessen Vorteil er sucht und dessen Interessen über die Pforte des Hauses nicht hinausreichen. Es gibt einen engherzigen, pietistischen Geist, dem der Zusammenhang des Hauses mit den großen Bildungen des Gemeinschaftslebens in Staat, Wissenschaft, Kunst fremd oder doch gleichgültig bleibt. In Wahrheit soll nichts Menschliches dem Hause fremd bleiben und innerhalb der ihm gewiesenen Sphäre alles wiederklingen, was die Zeit und die Herzen bewegt. Das stellt Luthers Haus uns vorbildlich gerade für eine Zeit vor Augen, in der es für das deutsche Haus nicht nur einen Mangel, sondern eine Schmach bedeuten würde, wollte es der Teilnahme am großen Ganzen, am Geschicke des Vaterlandes wie des Reiches Gottes sich entziehen. Ist die Familie „das Herz des Volkes", so soll auch alles in ihr lebendig miterlebt werden, was das Volk im Herzen durchlebt und durchkämpft. Wie Luthers Haus soll auch das unsere auf dem Grunde der Gottinnigkeit allem sich öffnen, was „lieblich ist und wohl lautet", Schlichtem wie Großem, ernstem Sinnen wie traulichem Austausch, damit es in Freud und Leid, Sorge und Arbeit ein Stück deutschen Wesens und, wie das Haus des Reformators, eine Bewährung reformatorischer Lebensfülle werde.

Ich bin am Schlusse. Einem Mißverständnis sei gewehrt. Nicht das will ich aussprechen, daß etwa nur das der evangelischen Kirche entstammende Haus diese Lebensfülle bergen könne. Hier wirken Kräfte, die in allen Kirchen verborgen liegen, und alle die Kirchen und Gemeinschaften, die von dem Leben des Evangeliums erfüllt sind, bauen am gleichen Ziel. Deutsche Männer schlagen unsere Schlachten, deutsche Frauen pflegen unsere Verwundeten und halten für

Digitized by Google

die heimkehrenden Sieger die heilige Flamme des häuslichen Herdes brennend, für die sie kämpften, gleichviel, welcher Kirche sie angehören. Wer uns die Hand reicht zu der gewaltigsten Aufgabe, die die kommende Zeit uns stellt, dem Wiederaufbau des Familienlebens auf christlicher Grundlage, der ist uns zum Bunde willkommen. Eins wird sich doch nicht leugnen lassen: was dazu nötig ist, das ist die Entbindung derselben Kräfte, die einst die Reformation schufen. Nicht nur in einer neuen Kirche, sondern in einer neuen Kultur hat diese Gedankenwelt sich entfaltet. Diese Kräfte sollen wir heute aufs neue erwecken. Geistige Mächte aber, sofern sie *personbildend* wirken, offenbaren ihre volle Kraft nur in *persönlicher* Form. Unter den großen Persönlichkeiten jener Zeit leuchten sie am hellsten in Luther. Goethe hat das Wort geschrieben: „Das einzige, was uns an der Reformation interessiert, ist Luthers Charakter, und er ist auch das einzige, was der Menge wirklich imponiert hat." Ohne mir das Wort in seiner Ausschließlichkeit anzueignen, ist so viel gewiß, daß nicht nur die gesamte deutsche Reformation durch Luthers Charakter ihre Eigenart bekam, sondern auch, daß dieser sein Charakter sich bildend, gestaltend, prägend allem, auch dem Kleinsten, aufdrückte, auch der Welt des Hauses. „Luther," sagt Riehl, „war ein öffentlicher Charakter auch als Familienvater, ohne Kenntnis von seiner Häuslichkeit würde man den *ganzen* Mann gar nicht verstehen. Um Reden an die deutsche Nation zu schreiben, schrieb er Tischreden." So führt die Reformation auch zur Reformierung des deutschen Hauses. So wird auch die Gestaltung seines Hauses eine reformatorische Tat. Hausväter, von Luthers Glaubensgeist erfüllt, Hausmütter, von sorgender Liebe getragen, um so reicher sich fühlend, je größer der Kreis derer wird, denen sie Liebe und Fürsorge erweisen können, Häuser, *zum* Heiligtum geweiht durch die Flamme des Gebets, Burgen der Treue, Herbergen für die Heimatlosen, Pflegestätten von allem, worin ein deutsches Herz höher schlägt — das ist es, was wir brauchen. Unter der furchtbaren Krisis, in der im Augenblick das Vaterland zittert, denken wir der unvergleichlichen Helden, die draußen für uns bluten. Wir möchten ihnen die Gewißheit geben: „nicht umsonst habt ihr gestritten, nicht umsonst habt ihr gelitten, eure Erben woll'n wir sein!" Wir können das Gelübde lösen auch in dem Ernst, mit dem wir an dem Wiederaufbau des deutschen Hauses in Luthers Sinn und Geist mitarbeiten.

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Eichhorn an Amalie

Berlin den 20ten Junii Morgens 7 Uhr.

Stündlich erwarten wir hier Nachricht davon, daß die Feindseeligkeiten angefangen haben. Napoleon ist zur Armée abgegangen, u. ist der Anfang von uns noch nicht gemacht, so wird er damit nicht länger zaudern. Wenn ich Frankreich ansehe, so erscheint es mir, wie von allen Seiten mit feuerspeyenden Drachen umgeben. Es gehoert nicht wenig Fassung dazu, mitten unter diesen Schlünden, noch dazu auf schwankenden Boden, der giftige Schlangen überdieß aus seinem Schooße auszuspeyen drohet, aufrecht zu bleiben u. sich seiner Haut zu wehren. So mußte es aber kommen. Alle Teufel mußten gleichsam auf einen Punkt versammelt werden, u. alle hölliſchen Feuer, welche sie selbst aus der tiefsten Finsterniß heraufgehohlt, über sie zusammenschlagen und vertilgend über ihnen u. ihren Werken wüthen, bis die Flamme alles aufgezehret u. durch ihre Asche nach ihren finstern Grüften zurücksinkend den Kindern des Lichts alle Elemente vom Bösen gereiniget übrig läßt.

Der Koenig reist nächsten Donnerstag Abends von hier ins große Hauptquartier. Der Vater vermuthet, er wolle die Taufe des von der Prinzessin Wilhelm neu gebornen Kindes[1]) erst abwarten. Der Staats Canzler bleibt noch auf unbestimmte Zeit. Bis jezt hat er sich noch wenig oder gar nicht öffentlich gezeigt. Er arbeitet viel mit den Ministern. Gebe Gott, daß wir bald etwas Ersprießliches aus dieser Arbeit aufkeimen sehen ...

Eichhorn an Amalie

Berlin den 25. Junii 1815.

Wir sind hier in Jubel u. in Freude über den großen Sieg, welchen Bluecher in der Vereinigung mit Wellington über Napoleon am 18t. d. M., heute Sonntag vor acht Tagen, am Jahrestage der Schlachten bey Fehrbellin u. Kollin, erfochten hat. Ich will Dir erzählen, was ich über die Sache aus Briefen von Gneisenau, Luetzow und Grollmann an ihre hiesigen Verwandten weiß.

Von den Verbündeten soll der 15. d. M. als der Tag verabredet gewesen seyn, wo Frankreich von allen dasselbe bedrohenden Heeren angegriffen werden sollte. Bluecher hatte zu diesem Ende schon seine Maaßregeln genommen, als ein plözlich angekommener Courier die Ausseszung des Angriffs bis auf weitere

[1]) Prinzessin Elisabeth Viktoria, geb. 18. Juni 1815.

Digitized by Google

Ordre verkündigte. Napoleon, vielleicht weil er von dem ersten Plan der Verbündeten unterrichtet gewesen oder weil er überhaupt auch seinerseits gerade um diese Zeit die Feindseeligkeiten beginnen wollte, marschirte am 15. auf unser erstes Armee Corps unter dem General von Ziethen, welcher seine Spitze bei Thuin am rechten Ufer der Sambre hatte, los. Um eine Schlacht anzunehmen war unsere Armée an diesem Tage nicht gehoerig concentrirt. Bluecher ließ daher den General von Ziethen fechtend auf die Hauptstellung unserer Armée über Charleroi u. Fleurus gegen Sombref[1]) u. Ligny sich zurückziehen. Der General von Buelow, welcher in Luettich stand, erhielt Befehl, mit dem vierten Armee Corps sich zu nähern, auch mit Wellington ward verabredet, daß, im Falle der Feind mit überlegenen Kräften uns anfallen würde, von der Englischen Armée Hülfe kommen sollte. Mit dieser Vorbereitung nahm Bluecher am 16. d. M. bey Ligny die Schlacht an, welche der mit Ungestüm auf ihn eindringende Napoleon anboth. Sie begann erst des Nachmittags. Von beyden Seiten ward mit der größten Erbitterung gefochten. Bis Abens $^1/_2$9 Uhr stand alles für uns vortrefflich, Ligny, an zehnmal genommen u. verloren, ward behauptet u. jeder Angriff des Feindes mit dessen großem Verluste zurükgewiesen, als Napoleon plözlich neue Verstärkung erhielt u. mit einer großen Masse Cavallerie unser Centrum durchbrach. Der rechte u. linke Flügel schlug sich siegreich. Man hätte immer den Versuch machen koennen, die Schlacht fortzusetzen u. deren Herstellung zu bewirken. Gneisenau aber überrechnete, daß man mit den 80,000 Mann, so stark die Bluechersche Armée war, der weit überlegenen Macht von Napoleon von 120,000 Mann, mit einiger Zuversicht des Erfolgs, nicht mehr die Spitze biethen koenne, da ohnehin auch die von Wellington zugesagte Hülfe ausgeblieben war, und ordnete daher einen Rükzug auf Wavre, welches etwa 3 Stunden vom Schlachtfelde abliegt, an. Wir haben an diesem Tage 10,000 bis 15,000 Mann Todte u. Verwundete verloren, sehr wenig Gefangene, u. etwa 16 bis 20 Canonen, welche, demontirt, bey dem Rükzug nicht fortgebracht werden konnten. Gneisenau ist des Lobes voll über unsere Truppen, u. wie vorzüglich auch die Bataillons- u. Regiments Commandeurs ihre Schuldigkeit gethan. Besonders groß war die Anstrengung u. die Tapferkeit der Artillerie u. Infanterie. Hätte die Cavallerie mit diesen Truppen ganz gleich gethan, so hätte der Feind troz seiner großen Ueberlegenheit auch nicht das Zentrum durchbrechen koennen. Das dritte Armee Corps unter Thilemann[2]) deckte den Rükzug, Buonaparte ließ Vandamme[3]) folgen. Am 17. d. M. standen sich Thilemann u. Vandamme ganz ruhig gegen über, nur durch ein kleines Flüßchen getrennt, welches Wavre durchfließt, jeder Theil die Hälfte des Ortes besezt haltend. Napoleon, wie er am 16ten mit einer überlegenen Macht, über den einzelnen Bluecher hergefallen

---

[1]) Sombreffe.

[2]) Der frühere sächsische General v. Thielmann.

[3]) Vandamme befehligte nur eines der beiden verfolgenden Korps, die unter dem Oberbefehl Grouchys standen.

Digitized by Google

war, wollte nun dieses Spiel auch mit Wellington wiederhohlen, u. hatte still und, wie er wohl glauben mochte, unbemerkt einen großen Theil seiner Truppen zur Vermehrung des Wellington gegenüberstehenden Armee Corps hingewendet. Bluecher auch ohne besonders darüber, daß dieß geschehe, unterrichtet zu seyn, diesen Plan aber nach frühern Manoeuvres von Napoleon vermuthend, zog sich in der That unbemerkt mit der Hauptmacht seiner Truppen hinter dem Thilemannschen Corps u. durch Defiléen verdekt ebenfalls seitwärts zur Vereinigung mit Wellington, und griff Napoleon am 18ten zu einer Zeit im Rücken u. in der Flanke an, als jener glaubte, daß er durch Vandamme bey Wavre festgehalten seyn und Ruhe suchen würde, von dem am 16ten erlittenen Verlust sich wieder zu erhohlen. Vier Batterien eröffneten den Angriff an den ihnen bloß gegebenen Seiten der Franzosen mit einem furchtbaren Wüthen. Das Glük des ersten Erfolgs u. die Rache über den einige Tage zuvor erlittenen Unfall riß unsere Truppen ungestüm fort. Man erzählt von einem Pommerschen Landwehr Bataillon: voll Pommerscher Genialität hab' es einen seiner Tambours auf ein Pferd gesetzt u. sey, unter dessem Wirbelschlag voran, lustig u. keck in ein Regiment französischer Garden eingebrochen u. habe dasselbe zersprengt u. größten Theils aufgerieben. Noch eine kleine Reserve war dem von allen Seiten geschlagenen Napoleon übrig. Seine tollkühne Verzweifelung, wie der Maire des bald darauf besezten Jenap[1]) an Bluecher erzählte, wollte auch noch diesen lezten Rest heranziehen, als Ney zwischen trat u. ihn beschwor, doch nicht durch die Aufopferung der lezten Kraft, welche ihm auf dieser Seite übrig sey, sein ganzes Schiksal auf die Spitze zu stellen. So zog er denn fliehend, seine ganze Bagage u. den größten Theil seiner Artillerie den Siegern zurüklassend, von wenigen begleitet dahin. Gneisenau's rastloser Geist ließ ihm keine Ruhe. Indeß Bluecher in Jenap mit den ermüdeten Truppen zurükblieb, folgte er dem Feinde mit der ganzen Reuterey die Nacht durch, ohne ihm die geringste Zeit zu lassen; u. nur wer die Gebirgspässe der Ardennen erreicht u. die Festungen an der Grenze, wird sich vor den kühnen Verfolgern retten koennen. Der Meister erfährt nun selbst, was wir von ihm gelernt haben. Die Schlacht am 18ten kostet uns im Vergleich zum 15ten unendlich wenig. Von bedeutenden und bekandten Männern ist am 15. und 18. niemand geblieben. Getödtet ist der Oberst Graf von Schwerin,[2]) der die Gräfin Doenhof zur Frau hat, ein Obristlieutenant von Watzdorf,[3]) erst 27 Jahre alt u. schon Führer der Cavallerie eines ganzen Armée Corps. Sein Verlust ist der empfindlichste, da wir keinen anderen Cavallerie General ihm gleichstellen koennen. Verwundet nennt man die Generale von Thilemann, von Holzendorff[4]) u. von Steinmetz.[5]) Im Ganzen weiß man nur wenig Details. Der Courier ist zu früh abgegangen, ehe alle

[1]) Genappe.
[2]) Kommandeur der 1. Reserve-Kavalleriebrigade des III. Armeekorps.
[3]) Kommandeur der 2. Reserve-Kavalleriebrigade des III. Armeekorps.
[4]) Kommandeur der Artillerie.
[5]) Kommandeur der 1. Brigade des I. Armeekorps.

Digitized by Google

Berichte eingekommen. Wellington, der Vorsichtige, wollte auch am 18ten noch nicht angreifen, sondern rieth zum Rükzug, weil zu viel Gefahr bey der Sache sey. Bluecher u. seine Umgebung nöthigten ihn aber gleichsam zur Schlacht u. zum Sieg. Groß soll wieder das Verdienst des Generals von Grollmann gewesen seyn. Nach einem Briefe von Hansen[1]) waren die beyden Brüder[2]) am 15ten von dort ins Hauptquartier abgegangen, u. sind also wohl mitten in die Verwirrung des Sieges hineingekommen. In Achen waren sie beide wohl und munter.

Der Herzog von Braunschweig ist schon am 16ten ohnweit Nivelles einen schoeneren Tod gestorben als sein Leben war. Er trieb die Belgier u. Holländer, die sich wie Hasen vor den Franzosen zerstreuten, mit seinen Braunschweigern zurük u. nahm den Franzosen das von den erstern verlorene Geschüz wieder ab. Bey dieser Gelegenheit wurde er getödtet. Sein Leichnam ist schon unterweegs nach Braunschweig. Am 16. hatten auch die Englaender ein partielles glükliches Gefecht,[3]) was uns aber an jenem Tage keine Hülffe schaffte ...

Wie lieb wär' es mir, wenn ich Dich hier in der allgemeinen Freude sehen u. die schoen erregten Empfindungen, welche in dieser Art im Leben nicht häufftig sind, mit meiner mitfühlenden Hälfte recht innig theilen könnte. Gott erhalte Dich und Herrmann gesund. Dein treuer Eichhorn.

Nernst,[4]) den Du kennst, war der Courier. Du kannst Dir denken, wie er paradierte, als er mit 24 Postillions, begleitet von vielen der hiesigen Officiers u. einer Cavallerieabtheilung hier einzog. Es wurden 100 Canonenschüsse gegeben. Aus der Zeitung wirst Du sehen, daß heute in allen Kirchen ein te deum laudamus gefeyert wird.

Eichhorn an Amalie

Berlin den 1. Julii 1815.

... Indeß Du dort in stillem Genuß der Natur lebtest u. an alle ihre Geister und Blüthen Dich ansaugtest, drehten uns Sieges Bothschaften über Bothschaften in schwindelnder Bewegung herum. Kaum hat man Zeit, eine Nachricht ordentlich aufzunehmen u. mit ihren Umständen u. vermuthlichen Folgen zu betrachten, so wird sie schon von einer neuen fortgestoßen ...

Den Tod der Niebuhr hast Du in den Zeitungen gelesen. Die Schärfe ihres Geistes, womit sie im lezten Jahre ihre Freunde oft hart verlezt, wandelte sich in den lezten Tagen vor ihrem Hinscheiden in die zarteste Milde u. in eine engelreine Heiterkeit um. Sie sprach mit ihrem Manne von der ersten Zeit ihrer Liebe, sie nannte sich seine süße Braut u. unter den zartesten Liebkosungen wich

---

[1]) Wer Hansen ist, der auch in späteren Briefen erwähnt wird, vermag ich nicht zu ermitteln. Er wohnte in Aachen.

[2]) Karl und Fritz Sack, die beide als Feldprediger den Feldzug mitmachten.

[3]) Bei Quatrebras.

[4]) Sekondeleutnant.

Digitized by Google

ihre Seele von ihren liebebebenden Lippen. Den Mann hielt nur der Beystand ihrer Schwester[1]) aufrecht, welche als eine herrliche u. tüchtige Frau dem ersten Anblick sich zeigt. Kurz vor ihrem Tode nahm ihm die Sterbende noch das Gelübde ab, daß er seine Roemische Geschichte vollenden moege.[2]) Darinn liegt wahrlich etwas Erhabenes, u. beweist die siegende Kraft des höheren geistigen Lebens über das vergänglich Irrdische u. die Schranken der Persoenlichkeit.

Frau von Raeder ist sehr unruhig wegen ihres Schwagers Carl. Sie hat noch keine Nachricht von ihm. Das gereicht ihr zum Trost, daß man von keinem Offizier des Thilemannschen Corps, wobey er steht, namentlich auch nicht von K[ammer] G[erichts] Rath Grollmann, bis jezt etwas weiß. Das Corps war sehr im Gedränge u. mußte einen großen Theil der französischen Armée unter Vandamme beschäftigen, damit Bluecher u. Wellington um so ungestöhrter und sicherer Napoleon überwinden konnten. Adolph Luetzow, der ehemalige Chef des nach ihm genannten Corps, der in der Schlacht am 16ten 2 Cavallerie Regimenter commandirte, hat doch entschiedenes Unglük. Gerade als wir zurük mußten, ward ihm sein Pferd unterm Leibe erschossen, die französische Cavallerie dringt ohne Halt auf ihn ein u. er wird gefangen. Niebuhr mußte noch einen neuen Schmerz erfahren. Graf Stollberg,[3]) der bey ihm in Pflege war, ist auch geblieben. Wäre der Sieg nicht so groß u. entscheidend, so müßt' es ihm schwer werden seinen Verlust, den er in dieser Zeit erlitten,[4]) zu ertragen. Wer kann aber jetzo in seinem Schmerze sich verlieren, der alles Herrliche, was Vaterland, Religion, Recht u. Sitte angeht, auch zu seinem Selbst rechnet, da dieß alles unter den furchtbaren Gewitterstürmen, die eben vorüber gegangen sind, zum höchsten Wachsthum u. Gedeyhen belebt worden.

Eben erhalt' ich einen Brief von Gneisenau vom 23. Junii aus Chatillon sur Sambre zwischen Avesnes u. Laon. Was war das für ein Sieg! Gern möcht' ich Dir den Brief zum Lesen schicken. Er muß aber erst bey meinen hiesigen Freunden cirkuliren. Nächsten Dienstag kann ich ihn vielleicht beylegen. Außen auf dem Siegel stand: „Man besehe das Siegel!" Ich glaubte, dieß wäre beygeschrieben, um die geheime Polizey schüchtern zu machen, daß sie den Brief nicht öffne. Der Brief selbst aber sagt, daß unter der genommenen Beute auch das Privatsiegel von Napoleon sich befunden u. Schreiber, Gneisenau, dasselbe zu seinem Antheil sich zugeeignet habe. Nun bey näherer Betrachtung erkenne ich, daß der Brief mit diesem Siegel bedrukt worden.[5]) Das hätten wir, liebe Amalie, am Anfang des Jahres 1813 kaum geglaubt, daß ich noch unter Napoleons geheimstem Siegel einmal Briefe erhalten würde! O, des

---

[1]) Dora Hensler.

[2]) Vgl. Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, Bd. II, S. 114.

[3]) Christian Graf Stolberg, der Sohn von Friedrich Stolberg, hatte während seines Studiums in Berlin im Hause Niebuhrs gewohnt.

[4]) Ganz kurze Zeit vor Niebuhrs Frau war auch sein Vater gestorben.

[5]) Ebenso hatte es Gneisenau gemacht mit seinem bei Pertz, Gneisenau, Bd. 4, S. 537, abgedruckten Brief an Frau v. Clausewitz und die Gräfin Dohna vom 24. Juni.

Digitized by Google

Wandels der Dinge! Der damalige Herr der Welt ist nach Grimms Mährchen schon ziemlich nahe am Pißpot.

Die Eltern u. Geschwister, Frau v. Roeder, Savignys, Schleyermachers u. Reimers grüßen Dich herzlich. Auch von mir viele Grüße an Lotte u. das liebe Karbesche Ehepaar. Lebe wohl. Dein getreuer, einsam seufzender Seladon

Eichhorn.

Eichhorn an Amalie

Berlin den 4. Julii 1815.

... Mitten im Schreiben bin ich durch etwas unterbrochen worden. Es ist mir der Antrag geschehen, ins Hauptquartier zu kommen, in einem ähnlichen Verhältnisse, wie das vorigemahl, u. ich kann u. darf es nicht abwehren. Noch ist es aber nicht gewiß, darum sprich mit niemand darüber. Dieß kann aber zur Folge haben, daß ich noch diese Woche zu Dir reise. Sollt' ich den Antrag nicht ablehnen können, so steht es bey Dir, ob Du länger in Blankenburg bleiben, oder hieher zurükkehren willst. Auf jeden Fall reis' ich zu Dir ... Arme Amalie, möcht' ich auch sagen, u. mich selbst beklagen, daß wir wieder in der nächsten Zeit so schoenen Hoffens u. tausendfacher Berührung des Gemüths uns trennen sollen. Es ist unmoeglich aus Umständen, die ich Dir nicht erst klar zu machen brauche, daß Du mich jetzt begleitest. Verzieht sich die Sache, und nehm' ich einen festen Aufenthalt, läßt irgend ein anderer auch seine Frau nachkommen, so kommst auch Du zu mir. Schreibe mir nach Empfang dieses Briefs, weil es seyn koennte, daß ich später zu Dir reise, als noch ein Brief von Dir zu mir gelangen kann. Reimers, Schleyermachers und Savignys, Balans, Frau v. Roeder und alle Freunde, mit den Eltern u. Geschwistern grüßen Dich freundlichst. Grüße auch von mir Lotte und Karbe's.

Dein treuer

Eichhorn.

Eichhorn an Amalie

Weymar, Freytags Mittag 12 Uhr [23ten Juli 1815].

... In Merseburg hätt' ich gern den Staats Rath Friese[1]) gesehen. Ich kam aber zu früh des Morgens an, wo alles noch schlief, u. wollte nicht gern warten. An der alt Preußischen Grenze ist es auffallend, wie scheu und ängstlich die Sachsen gegen Preußen sich benehmen. Ganz wie Leute, die Groll im Herzen haben, und aus Feigheit ihn unterdrücken, ja sogar eine freundliche Maske sich anzwingen. Sie scheinen die Preußische Cokarde nur zu tragen, wo sie von Preußen häuffig gesehen werden. Je tiefer man aber ins Land kommt, desto offener, freyer u. zufriedener sind sie überall. In der Annäherung gegen die Herzoglichen Sachsen kommen sie einem vor, als bildeten sie sich etwas darauf ein Preußen zu seyn, u. tragen mit Sorgfalt ihre Cokarde ...

Eichhorn.

*

[1]) Eichhorns früheren Kollegen aus der Zentralverwaltung.

Digitized by Google

Frankfurth a. M. Montag d. 25. Julii 1815.

... Ich habe hier nichts von Altenstein vorgefunden. Otterstaedt,[1]) an den ich gewiesen war, hatte nichts für mich erhalten. So etwas fällt mir nicht auf, da mir aus Erfahrung bekandt ist, wie wenig man unter dergl. tumultuarischen Bewegungen, als jetzo sind, auf gehoerige Mittheilungen, Anweisungen u. Instruktionen rechnen darf. Ueber Nancy ist die Straße noch nicht sicher. Es kommen darüber wenig Couriers, u. die kommen, gehen unter Escorte. Deßhalb werd' ich den Weeg über Achen und die Niederlande nach Paris nehmen. Heute Nachmittag reis' ich weiter. In Nassau besuch' ich Stein. Wie man mir hier erzählt, will derselbe dießmal dem Hauptquartier nicht folgen. Das wäre wahrlich nicht gut. Was ich zu einer Sinnesänderung bey ihm beytragen kann, soll nicht unterlassen werden. Denken kann ich mir wohl, wie ihn die bisherige Wiederkehr von nichtigem Treiben, so oft eine neue große Begebenheit große Geistes-kraft und Charakter in Anspruch genommen, mürbe u. müde gemacht hat. Aber man darf nicht müde u. ungeduldig werden. Dieß ist der Punkt, wo die Schlechten u. Schwachen den Guten u. Starken so oft gefährlich werden ...

Hier weiß man gar nichts Ordentliches über die politische Lage der Dinge, ich glaube weniger aus Mangel an Nachrichten, als wegen der Widersprüche und Verwirrung, worin zur Zeit noch alles liegt. Das Glück hat wieder die Menschen überrascht, und sie wissen den plözlich zugeflossenen Reichthum nicht zu verwalten ... (Fortsetzung folgt)

Die Straße nach Holland

Von

Friedrich Fürst Wrede

Einmal im Laufe des Völkerringens hat auch Herr Lloyd George einen Ausspruch getan, der in dem weiten, von der französischen Ost- und der russischen Westgrenze abgesteckten mitteleuropäischen Gebiete als unanfechtbare Wahrheit anerkannt wurde. Schon seines hohen Seltenheitswertes halber verdient das Geschehnis in der Geschichte verzeichnet zu werden. Es war der Satz: Der Weltkrieg sei die ärgste Heimsuchung der Menschheit seit der Sintflut.

Einen bahnbrechenden originellen Gedanken hat der englische Premier hiermit allerdings nicht konzipiert, wohl aber in lapidarer Kürze das ausgesprochen, was als unheilschwangere Ahnung bereits nach wenigen Kriegswochen über die Bewußtseinsschwelle der Kulturvölker trat und dann, im Verlaufe der drei Jahre, zur schmerzlichen Gewißheit ausreifte.

[1]) Joachim Friedrich v. Otterstedt, preußischer Geschäftsträger in Frankfurt a. M., später Gesandter in Darmstadt, Karlsruhe und Bern.

Digitized by Google

Die psychologische Voraussetzung des Weltkrieges, der Born, aus dem seine Möglichkeit quoll, ist der Umstand, daß außer einer Handvoll hirnwütiger Chauvinisten niemand in Europa ernstlich an den Ausbruch eines Weltkrieges glauben wollte.

Gewiß, Zündstoff lag allerorten reichlich aufgestapelt; die Armeen waren gerüstet, Bündnisse geschlossen und derart stipuliert, daß jeder zwischen zwei beliebigen Staaten ausbrechende Konflikt unfehlbar die ganze Welt in Mitleidenschaft ziehen mußte. Und das war nicht etwa insgeheim hinter den herabgelassenen Gardinen der Kabinette geschehen, sondern im vollen Lichte der Oeffentlichkeit, mit Zustimmung und Beihilfe der Parlamente, von der einflußreichen Tagespresse als patriotische Tat bejubelt.

Gerade in dieser weitgehenden Publizität aller Vorbereitungen zum Kriege sah man eine Bürgschaft des Friedens. Wurde dem Parlamente eine neue Rüstungsvorlage zugestellt, las man vom Abschluß einer Militärkonvention, die gleich einer Zündschnur dafür sorgte, daß bei einem Brande die Flamme auch des Nachbarn Haus ja gewiß ergriff, so lächelte der friedliche Bürger verschmitzt und räsonierte: Nur zu! Jetzt wäre das Unglück zu groß, als daß es wirklich eintreffen könnte.

Der alte, oft aufgetischte Spruch: „Si vis pacem para bellum“ hatte schließlich die Gemüter derart eingelullt, daß selbst knatternde Brandraketen, wie die Erklärung des russischen Kriegsministers in der „Birschewoyja Wjedmosti“ im Juni 1914: „Rußland ist fertig und erwartet, daß Frankreich auch fertig sei“, am politischen Horizonte verpufften, ohne den ruhigen Schlummer der Friedensfreunde auch nur im geringsten zu stören. Der Telegraph sandte die drohende Kunde in die ganze Welt, die Zeitung trug sie in das entlegenste Gebirgsdorf; man las sie gemächlich beim Abendschoppen und legte ihr nicht größere Bedeutung bei als der Bramarbaserei irgendeines sporenklirrenden Wachtmeisters auf dem Newskijprospekt. Wie denn auch nicht! Das Unglück wäre ja zu groß, als daß es wirklich eintreffen könnte!

So konnte es kommen, daß weder in Berlin noch Wien, Budapest, Paris oder London, kurz, wo immer Volksvertretungen tagen, Aufklärung über die anmaßende Sprache gefordert wurde und die Nationen sich wenige Monde später mit der vollzogenen Tatsache des Ausbruches eines Weltkrieges schlecht und recht abfinden mußten.

Als dann die Flamme lichterloh aufflackerte, der knöcherne Finger der Not an allen Türen zu klopfen begann, da stürmte die öffentliche Meinung, vom alten, humpelnden Treppenwitz geführt, in die Beratungszimmer der Minister, schlug die Hände über den Kopf zusammen und schrie: Dies sei gegen alle Abrede! Man habe dem Frieden zuliebe gerüstet und nicht etwa, um Krieg zu führen.

Die Achseln zuckend, erwiderten die Staatsmänner, sie seien selbst durch den Gang der Ereignisse aufs peinlichste überrascht. Die Vertreter der Entente fügten noch treuherzig hinzu: Da das Morden, Sengen und Brennen nun einmal so

Digitized by Google

gut im Schwange, so sei es wohl das beste, es gleich gründlich und ausgiebig zu besorgen, damit man sich in Zukunft um so brüderlicher lieben könne und derlei Unfug nicht wieder einreiße.

Das ist die Groteske des weltgeschichtlichen Dramas.

Ein abseitsstehender Philosoph wäre fast versucht, über sie zu lachen, wenn nicht kostbares Menschenblut die grelle Schminke ihrer Wangenröte bilden würde.

Die Hoffnung, die Größe des Unglückes biete eine Gewähr gegen sein Ereignen, hat allerdings schmählich getrogen. Daraus folgt jedoch durchaus nicht, daß der Gedankengang von allem Anfange an falsch war. Man hat es nur unterlassen, die richtige Nutzanwendung aus ihm zu ziehen.

Die großen Staatengruppierungen, die Millionenheere und nicht zuletzt die Militarisierung der gesamten Volkswirtschaft lassen in der Tat das Ziel kat' exochen aller Kriegführung — die völlige Unterwerfung des Gegners — von vornherein als illusorisch erscheinen. Das Gleichgewicht der Kräfte bildet die Herrschaftsgrenze der Macht. Verödete Gebiete und zerstörter Wohlstand sind die harte Strafe, die Europa heute dafür auferlegt ist, daß es sich über den einfachen physikalischen Lehrsatz: „Zwei gleichstarke, nach entgegengesetzter Richtung wirkende Kräfte halten sich das Gleichgewicht", hinwegsetzen zu dürfen meinte.

Es ist ein Verdienst der Zentralmächte, trotz ihren überwältigenden militärischen Erfolgen, diese nüchterne Wahrheit beizeiten erkannt und sich durch das Friedensangebot vom 12. Dezember 1916, durch die Thronrede Kaiser Karls, durch die Resolutionen der Parlamente und neuerdings wieder in der Antwort auf die Note des Heiligen Vaters rückhaltlos zu einer Politik der Verständigung bekannt zu haben. Auch in dem bunten Kreise der Entente wird man sich nicht dauernd schlichter naturwissenschaftlicher Erkenntnis verschließen können und zur Ueberbrückung der logischen Kluft, die zwischen den Wünschen nach einem dauernden Frieden einerseits und der Beraubung des Gegners anderseits gähnt, schreiten müssen. Einen solchen Steg anzulegen, ist bei einigem diplomatischen Geschick kein Ding der Unmöglichkeit. Findet sich doch in den Friedensschlüssen vom Jahre 1866 mancher kluge Fingerzeig, wie man derlei Notbrückenbauten im Bismarckischen Geiste erfolgreich anpackt.

Wenn aber ein Weltkrieg nicht durch den Sieg der einen oder andern Partei, sondern durch „wechselseitige Anerkennung einer ruhmvoll verteidigten Machtstellung" und nach „Grundsätzen des Rechtes" beendet werden kann, wenn alle blutgetränkten Pfade schließlich doch nach dem verödeten Schiedsgerichtspalast im Haag führen: warum — so wird man mit Fug und Recht fragen — wurde dieser Weg nicht von allem Anfange an betreten?

Wer hat die Straße nach Holland verrammelt? Wer gegen friedliche Verständigung eine Barrikade aufgebaut? Kurz: Wer trägt die Schuld am Ausbruche des Krieges?

Wie sattsam bekannt, wird die Frage in diametral entgegengesetztem Sinne beantwortet. Die einen erklären Serbien als den allein schuldigen Teil, andre sehen den Grund in Rußlands übereilter Mobilisierung, wieder andre schieben

Digitized by Google

gar alle Verantwortung Deutschlands Weigerung, auf den Bundesgenossen einen Druck zu üben, in die Schuhe.

Gerechte Objektivität dürfte die Schuld keiner dieser drei, an sich gewiß feststehenden Tatsachen zumessen, sondern die Kausalreihe der zum Kriege führenden Geschehnisse bis in das „Haus im Busch" zurückverfolgen.

Das vornehmste Ergebnis der Haager Friedenskonferenzen bildet die Errichtung des ständigen Schiedshofes. Die Geburtswehen dieser Institution sind in der „Deutschen Revue" von der autoritativen Feder des Hofrats Dr. Lammasch eingehend, wiederholt und trefflich geschildert worden, so daß sie wohl als bekannt vorausgesetzt werden können. Heute sind wir uns auch darüber klar, welch unschätzbaren moralischen Dienst der deutsche Delegierte Professor Zorn der Nation leistete, als es seinen Bemühungen gelang, den prinzipiellen Widerstand seiner Regierung gegen den schiedsrichterlichen Gedanken auszuschalten.

Ueber die Bestallung der Richter, die Formen der Prozeßführung war eine Einigung bald erzielt. Der friedlichen Austragung künftiger internationaler Zwiste stand somit nichts mehr im Wege. Nichts, außer der ritterlichen, bösen Klausel, daß nur Fragen „d'ordre juridique" — also Rechtsfragen — der Schiedsgerichtsbarkeit unterworfen seien. Fragen der nationalen Ehre und der Lebensinteressen des Staates sollten nach wie vor durch das Würfelspiel des Krieges geordnet werden. Unter welchem Gesichtswinkel ein auftauchender Konflikt zu beurteilen sei, blieb ganz dem Ermessen der betroffenen Regierungen anheimgestellt. Wie weit hierdurch der Willkür und dem Machthunger Tür und Angel offen standen, zeigte sich bereits wenige Monate nach der ersten Haager Konferenz, als das britische Unterhaus den Antrag Dillons und Labouchères, man möge die Forderung der Buren erfüllen, den ausgebrochenen Streit einem Schiedsgericht zu unterbreiten, mit 322 gegen 54 Stimmen, unter Berufung auf die beleidigte nationale Ehre, ablehnte.

Die keineswegs klare Grenzlinie zwischen Rechts- und Ehrenkonflikte hatten die Juristen im Haag aus Achtung für die Souveränität der einzelnen Staaten ziehen zu müssen gemeint. Dabei übersahen sie ganz — waren vielleicht gezwungen, zu übersehen —, daß ja etwas vollkommen Eigenartiges geschaffen werden sollte, daß sozusagen eine neue, alles überragende Majestät in Gestalt der Menschheit auf den Plan getreten war und es ein beinahe kindisch anmutendes Unterfangen ist, der Entwicklung der Gedanken an einem bestimmten Punkte Halt gebieten zu wollen. Trivial ausgedrückt: Sie versuchten ihren Witz an der Lösung des alten Küchenproblems: einen Pfannkuchen backen, ohne Eierschalen zu beschädigen.

Letzten Endes handelte es sich hier — auf ein höheres Niveau gerückt — um den seit Jahrhunderten geführten geschichtsphilosophischen Streit, ob die Menschheit als solche bestehe oder ob, wie Schopenhauer sich ausdrückt, nur der Einzelne das Reale sei.

Mag man nun mit Paracelsus, Lotze und Louis Blanc in der Geschichte lediglich das Wirken von Individuen sehen oder mit Pascal, Auguste Comte und

Digitized by Google

Mach die Menschen als Einheit auffassen —, eine Konsolidation des Gemeingefühles im Sinne Goetheschen Weltbürgertums, einen allmählichen Aufstieg zu immer umfassenderen sozialen Verbänden, wird meines Erachtens kein Einsichtiger leugnen. Das Erklimmen jeder höheren Stufe dieses Aufstieges bringt neue beglückende Gesichtspunkte und neue Freiheiten; legt jedoch auch neue Selbstbeschränkungen zum allgemeinen Besten auf. Derartige Verzichte von vornherein als unannehmbar zu bezeichnen, heißt schlechterdings den Verkehr der Staaten nach anarchistischen Grundsätzen regeln und das Faustrecht verkünden wollen.

Dagegen dünkt mich der Versuch, dem Staate die schutzbedürftigen Ehrbegriffe von Hinz und Kunz anzudichten, eine hinkende Metapher und ein über das Ziel schießender Anthropomorphismus. Die Ehre eines Staates ist Einflüssen von außen, der Tücke und List des Nachbarn entrückt. Ja, sie ist vielleicht das einzige, über das er wahrhaft souverän herrscht. Nur die Geschichte sitzt über die nationale Ehre zu Gericht. Dadurch unterscheidet sie sich sehr wesentlich von der Ehre des auf die allgemein menschliche Geltung der Person bei den Rechtsgenossen angewiesenen Individuums.

Oesterreich-Ungarns blankes Wappenschild hat nie auch nur die Spur eines Hauches getrübt. Wohl aber wurden seine Rechte durch die ganz unqualifizierbaren serbischen Umtriebe aufs gröblichste verletzt.

Der daraus entsprungene Konflikt wäre demnach ganz geeignet gewesen, in die Kategorie der Fälle „d'ordre juridique" eingereiht zu werden. Daß sich diese Auffassung an leitender Stelle nicht durchzusetzen vermochte, ist eben der Paragraphierung der Haager Konventionen zuzuschreiben, in die sich der landläufige, aber — ich wiederhole es — logisch ganz unrichtige Sprachgebrauch, eine erlittene Unbill könne eine Verletzung der Ehre involvieren, eingeschlichen hat.

Der Mörder, der Verleumder erleidet Einbuße an Ehre; nicht der Ermordete, der Verleumdete.

Die Schuldfrage, wie sie ja auch auf der internationalen Stockholmer Konferenz erörtert werden soll, wäre also meines Dafürhaltens dahin zu beantworten: Anlaß zum Weltkriege bot die Unbotmäßigkeit der russischen Generale gegen die Befehle ihres rechtmäßigen Staatsoberhauptes. Die Schuld aber an der größten Katastrophe der Weltgeschichte seit der Sintflut trägt — ein einfacher Denkfehler.

So beschämend dieses Eingeständnis auch klingen mag, ich meine, es birgt doch ein versöhnendes Moment in sich. Denn jener, in seinen Folgen so unheilvolle Denkfehler ist nicht einem einzelnen Manne, nicht einem einzelnen Volke, sondern der im Haag versammelten menschlichen Gesittung unterlaufen.

Und da wir alle einen Teil der Schuld tragen, müssen wir auch alle dazu helfen, die Barrikade auf der Straße nach Holland zu beseitigen.

Digitized by Google

Die französische Presse im Weltkriege

Von

Harold Schubert

Kein Völkergegensatz ist zurzeit so scharf und bewußt ausgeprägt wie der zwischen Frankreich und Deutschland. Daran wird nichts durch die Tatsache geändert, daß er gegenwärtig vor allem auf französischer Seite so leidenschaftlich empfunden wird wie nicht einmal im Deutschland der Befreiungskriege, dessen Sprache Frankreich gegenüber nie so maßvoll war wie die des heutigen Deutschlands, das sich nicht mehr ausschließlich um den französischen Haß kümmern kann und dies auch nicht mehr braucht, da diese Gefahr gegen früher geringer geworden ist. Immerhin versorgt Frankreich stärker als irgendein andrer Feind die Welt mit Suggestion gegen uns, und so hat der Hauptträger dieser Feindseligkeit, die französische Presse, Anspruch auf unsre Beachtung.

In Montaignes Essais finden wir die erste Anregung zu den von dem Arzt Renaudot in Paris begründeten Adressenbureaus, in denen Käufer und Verkäufer sich über Angebot und Nachfrage unterrichten konnten. Das Interesse seiner Patienten für die Neuigkeiten, die er dort erfuhr und bei seinen Krankenbesuchen zum besten gab, veranlaßte Renaudot zur Gründung der ersten regelmäßigen französischen Zeitung, der vom 30. Mai 1631 ab erschienenen „Gazette". Ein Buch der Literatur und unterhaltsame Plauderei: Zwei Patenschaften von sinnbildlicher Bedeutung an der Wiege der französischen Presse, die sich in inniger Verbindung mit den Stimmungselementen der Dichtung und Literatur des Landes entwickelt hat, während im Gegensatz zu ihr für die deutsche Presse die Vorliebe für die fast wissenschaftlich-objektive Darstellungsart der Tatsache charakteristisch ist.

Reichen so einerseits die Wurzeln der französischen Zeitung zurück bis in die Glanzzeit der Bourbonen, so verdankt doch die politische Presse Frankreichs ihre Geburt der großen Revolution. „Gazette" und das erste täglich erschienene Blatt „Journal de Paris", das seit 1777 herauskam, begnügten sich im allgemeinen mit der Wiedergabe von Nachrichten und Berichten. Erst mit Mirabeaus 1789 gegründeten „Etats Généraux" setzt die schärfste Kritik an den Machthabern ein. Die leidenschaftliche Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten wird zum großen Thema der Presse, die den zum Umsturz führenden Geist der Aufklärungsliteratur sowie Pathos und Gehalt der Revolutionsjahre vollständig in sich aufnimmt, bis sie selbst zur Trägerin des revolutionären Elementes wird. Durch die amtlichen Berichte an die jeweiligen Machthaber läßt sich zahlenmäßig genau nachweisen, wie stets die oppositionelle Presse in der Folge unter jeder Regierungsform die besten Federn in Politik und Literatur sowie die größere Leserzahl an sich zu fesseln versteht und immer wieder den Umsturz herbeiführt. Die Presse hat die Revolutionen von 1830 und 1848 bewirkt, die provisorische Regierung von 1848 zum größten Teil organisiert und den durch die Niederlage von 1870 nur beschleunigten Sturz Napoleons III. vorbereitet. Einmal noch flammt der revolutionäre Funke in kleinerem Umfange um 1890 in der anarchistischen Presse der Ravachol und Genossen auf, die zusehends Anhänger gewinnt. Ravachol wird hingerichtet, und die anarchistische Presse durch besondere gesetzliche Garantien unschädlich gemacht.

Abgesehen von den bei dieser Gelegenheit notwendig gewordenen Einschränkungen genoß die Presse unter der Republik seit 1871 eine Freiheit, die sie vorher unter keiner Regierungsform besessen hatte und die den von ihr bis dahin geführten „Kampf um der Presse willen" hinfällig machte. Die kämpferische Energie der Schildhalterin des revolutionären Elementes im letzten Jahrhundert französischer Geschichte konnte nicht mehr, wie so häufig bisher, Selbstzweck bleiben. Sie entfaltete ihr Pathos und ihre Leidenschaft in

Digitized by Google

den Plänkeleien der großen politischen Sensationsprozesse des Landes und bildete sich in zweierlei Hinsicht innerlich um zur Betätigung auf einem neuen Kampfplatz: gegen Deutschland!

Einerseits entwickelte sie ihre ungeheure suggestive Kraft zu dem Zweck, zu verhindern, daß die Niederlage von 1870/71 und das Sinken der Bevölkerungsziffer Frankreichs Rang in der Welt beeinträchtige. Sie gab dem Lande einen Glanz der Fassade, indem sie den Gedanken eines gallischen Kulturimperiums propagierte, der sich im Weltkriege als ein politischer Machtfaktor erweisen sollte. Sie hatte zwei Schlagworte zur Hand: Frankreich war das Land, das der Welt in seinen Möbeln Louis Quinze und Louis Seize und in der ästhetischen Atmosphäre der Bourbonenzeit den Salon schenkte, aber auch die Nation, die in ihrem von der Republik zum Staatspathos erhobenen Schwung der Menschenrechte aus der Revolutionszeit das Licht des neuesten politischen Fortschritts darbrachte. In engster Fühlung mit der Presse schufen an dieser Vormachtstellung Frankreichs Dichter, Künstler und Schriftsteller, die namentlich in den Ländern der lateinischen Rassenverwandten, in Belgien, Italien und Südamerika, in zahllosen Konferenzen diesen Fassadenzauber propagierten, den Hörern durch Einbeziehung in den Glanz des gallischen Kulturimperiums schmeichelten und — Bundesgenossenschaften indirekt vorbereiteten! Wir hatten in jenen Jahren auch Dichter, Künstler und Schriftsteller von zum mindesten ebenbürtiger Suggestionskraft und geistigem Umfang. Während aber Frankreichs Kulturvertreter in den großen Vortragssälen sich und in sich Frankreich feiern ließen, wohnten die unsern zum großen Teil in den Bohemienvierteln Frankreichs und Italiens und vollzogen dort noch inniger wie daheim ihr Volk bei französischen Romanen und Schwänken die Naturalisation bei der Seele eines fremden Landes. Die Macht der Wissenschaft war daheim eine so ausschließliche, daß keine Neigung vorhanden war zu einem großzügigen, nationalamtlichen Ruf an die Dichter und Künstler, die in einem Fleiß ohnegleichen in Deutschland erzeugten Riesenwerte vor der Welt in Kulturgeltung und warmen Glanz umzusetzen.

Diese geistige Provinz des Umsetzens von nüchternen Werten in nationales Strahlungsvermögen ist von der französischen Presse mit einem diplomatischen Geschick ohnegleichen geschaffen und ständig erweitert worden im eignen Lande, in der Welt und selbst in Deutschland — auf Kosten Deutschlands, so daß, als das Wort „Barbaren“ im Weltkrieg wider uns ertönte, gewissermaßen nur das Ausrufezeichen hinter eine Vorbereitungsarbeit von Jahren gesetzt wurde! Andrerseits wurde auf die Angriffsrichtung gegen Deutschland bald hier, bald dort immer wieder hingewiesen. Bei einem so leichtbeweglichen Volk wie dem französischen genügten gelegentlich eingeworfene, oft nur angedeutete Dolchstöße, die den Vorzug besaßen, in Deutschland nicht allzusehr aufzufallen. Die gehässigen Zusätze zu den einzelnen Beiträgen in den Zeitungen in den Tagen der französischen Nationalflugspende, wie z. B. „Drei Franken von jemandem, der nicht vergessen kann, um „sie“ wieder über den Rhein zurückzujagen“ und hundert und aber hundert von andern neben jeder Geldsumme zeigten, wohin die Fahrt ging.

Die französische Presse im Weltkriege ist daher eine Erscheinung, die in Wirklichkeit um eine ganze Anzahl von Jahren vor 1914 vorzudatieren ist.

Gliedert man die heutige französische Presse, in der die Pariser Presse weiter ihre überragende Vormachtstellung behauptet, ihrer Parteistellung nach, so entsprechen dem rechten Parlamentsflügel der Konservativen, Monarchisten und Klerikalen: „Action Française“, „Gaulois“, „Echo de Paris“, „Croix“, „Figaro“, „Eclair“ und „Libre Parole“. Das „Journal des Débats“ schlägt die Brücke zu den gemäßigten Republikanern: „Temps“, „Soir“ und „Gil Blas“. Radikal sind „Petite République“, „Action“ und „Siècle“, radikalsozialistisch „Rappel“, „Radical“, „Lanterne“ und „Dépêche“. Die Sozialisten verfügen über „Humanité“, „Bataille Syndicaliste“ und die im Krieg in „Victoire“ umgetaufte „Guerre Sociale“. Als im allgemeinen unabhängig gelten: „Matin“, „Journal“, „Petit Parisien“ und „Petit Journal“ sowie „Bonnet Rouge“ und „Homme Enchaîné“.

Digitized by Google

Die größte Auflage aller französischen und europäischen Zeitungen besitzt „Petit Parisien". Gelegentlich einer Beschlagnahme 1916 wurde eine Auflage von 2 129 940 Stück festgestellt. Dreiviertel davon gehen in die Provinz. Es ist das Blatt der breiten Masse, das durch seine erfolgreiche Konkurrenz das „Petit Journal" von seiner ursprünglichen Auflage von einer Million auf etwa 800 000 heruntergedrückt hat. „Petit Journal", das erste französische Blatt, das zu 5 Centimes erschien, verdankte seinen Aufschwung dem auch als Konstrukteur von Zeitungsmaschinen angesehenen Direktor Marinoni. An seinem volkswirtschaftlichen Teil arbeitet der frühere Kammerpräsident und Senator Méline mit.

Von der gemäßigt republikanischen Bourgeoisie der obern Stände gelesen wird besonders der „Temps", der trotz seiner geringen Auflage von etwa 35 000 Stück zu den führenden und viel zitierten Blättern des Landes gehört. Sein Nachrichtenteil wird mit vom Ministerium des Aeußern gespeist. Besonders gepflegt ist sein Feuilleton.

Zur journalistischen Elite des Landes gehört auch heute noch „Journal des Débats", das unter Napoleon I. das angesehenste Blatt war, und heute rund 20 000 Stück Auflage hat. Es schenkt vor allem künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen Beachtung.

Ueber einen angesehenen Stab von Mitarbeitern verfügt „Journal", das nahezu 1 Million Auflage hat, die aber während des Krieges gesunken sein soll. Der Lyoner Bürgermeister und Transportminister Herriot, der bei weitgehendem Verständnis für Deutschlands wirtschaftliche Größe und Tatkraft zugleich von der Notwendigkeit überzeugt ist, dem wirtschaftlichen Vordringen Deutschlands in Frankreich eine gleichstarke französische Initiative entgegenzusetzen, schreibt im volkswirtschaftlichen Teil. Ferner arbeiten am „Journal" mit die Senatoren Pierre Baudin und Charles Humbert, der Verfasser des 1907 erschienenen, aufsehenerregenden Buches: „Sind wir verteidigt", und einer der ersten Kriegsberichterstatter des Landes, Ludovic Nadeau.

Eine vorwiegend literarische Tageszeitung ist mit etwa 500 000 Auflage „Echo de Paris", das besonders seit seiner Stellungnahme gegen Dreyfus die Sympathien des Offizierkorps genießt. Seitdem ist es nationalistisch mit klerikalem Einschlag.

Das Blatt des Adels ist „Figaro", unter Napoleon III. das Blatt der Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs. Es hat unter der Konkurrenz des „Gaulois" stark gelitten und besitzt eine Auflage von rund 25 000 Stück. Das Organ des Herzogs von Orléans und der Camelots du Roi ist die „Action Française".

Das Blatt, das Deutschland schon lange vor dem Kriege in der niedrigsten Weise stets verleumdet hat, ist der „Matin" mit über einer halben Million Auflage. Es hat als erstes französisches Blatt das Interview in der französischen Presse eingeführt, als es 1885 vor den Wahlen Minister und Parteiführer über ihre Ansichten befragte. Seine Kraft beruht in seinem ausgedehnten und sehr rasch arbeitenden Nachrichtendienst, der mit dem der „Times" und der „Nowoje Wremja" zusammen arbeitet. Durch aufsehenerregende Interviews wie das des Vicomte Hajashi vor dem Russisch-Japanischen Kriege und Ausschreiben von Wettbewerben, denen durch die Teilnahme der dazu eingeladenen Armee ein patriotischer Anstrich verliehen wurde, verstand „Matin" meisterhaft immer wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Dem linken Flügel der Pariser politischen Presse gehören an die sozialistische „Humanité", deren Auflage seit der Ermordung von Jean Jaurès zurückgegangen sein soll, und die „Guerre Sociale", das Blatt der radikalsten Sozialisten. Für die politische Stellungnahme der „Guerre Sociale" besonders kennzeichnend ist, daß sie zwar gegen Annexionen ist, aber eine Abtrennung von Elsaß-Lothringen und Schleswig-Holstein vom Deutschen Reiche nicht als annexionistische Forderung ansieht!

Sieht man von der Findigkeit ab, mit der die französische Presse, heute stärker denn je, als der beredteste unter allen politischen Rechtsanwälten Frankreichs und als Gesandter der öffentlichen Meinung des Landes bei derjenigen andrer Länder die angebliche große Kulturmission der Nation versicht, so ist die Taktik Deutschland gegenüber von einer auf-

Digitized by Google

fallenden Eintönigkeit. Angesichts der militärischen Ueberlegenheit Deutschlands tritt sie dieser Tatsache nach ein und demselben Schema entgegen, dessen symbolisches Musterbeispiel die Bemerkung eines französischen Blattes ist, das, als vor dem Kriege ein deutsches Motorboot im Championat der Meere in Monako den ersten Preis gewann, dies folgendermaßen meldete: „Den ersten Preis gewann zwar ein Deutscher, aber die allgemeine Bewunderung wandte sich dem zweiten Sieger, einem Franzosen zu, der durch die Eleganz seiner Führung aufgefallen war."

Literarische Berichte

Luther und seine lieben Deutschen. Eine Volksschrift zum Reformationsfest. Von Hans v. Schubert. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Ein Lutherbuch zum Reformationsjubiläum von besonderer Art, sowohl durch die Persönlichkeit des Verfassers, der unter den deutschen Theologen und Kirchenhistorikern der Gegenwart mit an erster Stelle steht, wie durch das Ziel, das er sich setzt, die nationale Bedeutung und die nationale Größe des Reformators klar herauszustellen. In Luthers Seele waren die beiden Dinge immer beieinander, seine tiefe Frömmigkeit und sein starkes vaterländisches Gefühl, der heiße Wunsch, „seinen lieben Deutschen", wie er immer sagte, zu dienen. Wie seine Frömmigkeit selbst kerndeutsch, ihr Ringen zugleich die Entfaltung seiner deutschen Seele, ihr Sieg zugleich die Ausscheidung des Undeutschen, Welschen, Römischen aus unserem Deutschland ist, das zeigt uns dies Buch. Der Verfasser löst die Aufgabe, die ihm aus seiner Auffassung erwächst, durch meisterhafte Disposition des gewaltigen Stoffes und durch eine Darstellung, die in der Wärme der Empfindung, in der volkstümlichen Frische der Sprache den Leser unwiderstehlich mit sich fortreißt. Indem Luther das Undeutsche ausschied und das Deutsche zum Siege brachte, ist er nicht nur der große Kirchentrenner, sondern auch der große Volkseiniger geworden, dessen gewaltige Leistung auch billig denkende Katholiken je und je anerkannt haben, so vor allem auch heute, da innere Einigkeit uns so bitter nottut, anerkennen dürfen und sollten. Es ist der Geist dieser großen Tage, der durch H. v. Schuberts Buch zieht. Dem Volke gewidmet, will es dazu helfen, das Volk innerlich erstarken zu lassen im Aufblick zu dem deutschen Helden Martin Luther.

Scholz' künstlerische Kriegs-Bilderbücher. Mainz, Verlag von Joseph Scholz.

Ein neues Glied im Reigen der Joseph Scholzschen Verlagsunternehmungen, die alle nach einem festen und gesunden Plan angelegt wurden: alle sind zu Gruppen zusammengefaßt („Künstler-Bilderbücher", „Künstlerische Malbücher", „Künstlerische Spiele", „Volks- und Jugendbücher" u.s.f.), alle sind keineswegs bloß für die Jugend bestimmt, sondern auch für Volk, Haus und Familie, alle verbinden sorgfältigste technische Herstellung mit möglichst niedrigem Preis, alle dienen der Pflege des Vaterländischen, unmittelbar und mittelbar durch Pflege der vaterländischen Kunst. In der neuen Sammlung wird die Jugend durch geschickte Verbindung von Wort und Bild in die großen Ereignisse der deutschen Gegenwart eingeführt. Unter Mitarbeit bekannter und bewährter Künstler und Dichter sind Bücher entstanden, in denen mit staunenswerter Sicherheit und Anschaulichkeit das gewaltige Völkerringen der Gegenwart einen künstlerischen und zum guten Teil humorvollen Niederschlag gefunden hat. Buntbewegte Kriegsbilder enthält z. B. „In Treue fest" von F. Müller-Münster. „Die Geschichte vom General Hindenburg", lustig dargestellt und gereimt von Arpad Schmidhammer, gab nun auch den Kindern ihren Hindenburg. Die beiden Bände von Angelo Janks Soldatenbilderbuch „Die Wacht am Rhein", mit ausgewählten Gedichten von Schiller, Uhland, Freiligrath, Hauff, Liliencron usw., werden immer wieder Begeisterung für den deutschen Soldatenstand erwecken; am bedeutendsten aber von allen ist „Scholz' Vaterländisches Bilderwerk", das zwei Jahrtausende deutscher Geschichte im Bilde erster Künstler vor Augen stellt. Wilhelm Kotzde hat die Bilder mit schlicht und einfach geschriebenen Einzeldarstellungen begleitet. H. Z.

Homer im Felde, Bilder zur Ilias. Von Leutnant d. R. Hans Geh. Druck und Verlag der Zeitung der 10. Armee. Im Buchhandel durch K. F. Köhler in Leipzig. Geh. M. 1.50.

Die Zeichnungen, die das vorliegende Buch füllen, rühren von Leutnant Hans Geh her, der als Flieger im Felde steht. Jeder Zeichnung liegt je ein Homerwort zugrunde, dem

Digitized by Google

in ganz origineller Weise eine humoristische Deutung gegeben wird. Alle Bilder sind als Illustrationen zu Ilias gedacht und alle von übersprudelndem Humor. Es ist begreiflich, daß der alte Homer, wie Offizierstellvertreter Wertheim in der Einleitungsparodie erzählt, seine herzliche Freude an den Bildern gehabt hat. Wir wollen uns herzlich freuen, daß unsre Feldgrauen sich einen so gesunden Humor bewahrt haben, wie er hier zum Ausdruck kommt, und daß derartiges im Felde erscheinen kann. Wir wollen das Buch aber auch fleißig an die Front schicken, damit sich noch viele daran erfreuen.

Notizen am Rande des Weltkrieges. Von Rudolf Presber. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

In der Literatur über den Krieg nehmen diese „Notizen am Rande des Weltkrieges" einen eigenen Platz ein. Von einem unserer beliebtesten und gelesensten Autoren geschrieben, sind sie in der Tat auch unendlich vielen „aus dem Herzen" geschrieben, und so spiegeln sie nicht nur den Eindruck, den das ungeheure Geschehen der Zeit auf einen Einzelnen machte, wider, sondern ein gut Teil der Stimmung, der Hoffnungen und Wünsche, der Begeisterung und des Hasses, die im „Hinterland" die Seele des Volkes bewegten. In ihrem unmittelbaren Herauswachsen aus dem Erleben des Tages, in ihrem zwanglosen, anmutig freien Schweben zwischen tiefem Ernst, scharfer Ironie und lächelndem Humor liegt der literarische Reiz und die menschliche Anziehungskraft dieser kleinen Skizzen. Mit Recht hat der Verfasser im Vorwort es ein freundliches Geschenk des Schicksals genannt, „daß er lachen kann über manches, was er haßt, und lächeln über vieles, was er lobt und liebt". So wird er niemals unfrei im Haß, niemals blind in seiner Liebe — eine Eigenschaft, die wir Deutschen nun einmal besonders schätzen. Und so kommt es auch, daß sein Humor in der unmittelbaren Nähe so ernster und erschütternder Gegenstände niemals verletzend wirkt.

Die deutsche Seele im Spiegel deutscher Dichtung als unbesiegbare Macht. Von Alfred Biese. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 80 Pf.

Vorstehende Schrift des bekannten Pädagogen und Literarhistorikers, ihrem Ursprung nach eine Rede, ist einem freudigen, unerschütterlichen Glauben an die Kraft und Größe unsres deutschen Volkstums und an seine sieghafte Zukunft entsprungen. Sie hilft in dieser schweren Zeit mit, alt und jung den Mut zu heben, die Zuversicht aufzurichten, die Hoffnung zu beflügeln und den Pessimismus zu dämpfen und zu bekämpfen. Wir empfehlen die treffliche Schrift den schwachen und zagenden sowie auch den starken Gemütern aufs beste. Sie können beide daraus viel lernen. Dr. E. M.

Historisch-politisches ABC-Buch. Von M. Mertens. Zweite Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Das nützliche und handliche Werkchen, herausgewachsen aus der eignen Lehrtätigkeit des Verfassers, ist in erster Linie zur Förderung des Geschichtsunterrichts und für die Zwecke der Selbstbelehrung bestimmt. Am häufigsten wird es der strebsame Schüler und der gebildete Laie bei der Lektüre der Tageszeitungen und historischer Werke mit Vorteil benutzen: er findet darin in alphabetischer Folge die Erklärung schwieriger und nicht ohne weiteres klarer politischer, wirtschaftlicher und kulturgeschichtlicher Begriffe und Fachausdrücke, deren richtige Deutung ihm zum Verständnis des Gelesenen unerläßlich ist. Betont sei und mit besonderem Lob hervorgehoben, daß es sich dabei um eine ernsthafte wissenschaftliche Leistung handelt und daß strenge Parteilosigkeit gewahrt ist. In der zweiten Auflage sind die Ergebnisse der neuesten Forschung verwertet und eine größere Anzahl von Stichwörtern, besonders aus dem Wirtschaftsleben, hinzugefügt worden. Für die dritte Auflage bleibt ein Wunsch offen: die Beigabe eines übersichtlichen Verzeichnisses der Werke, aus denen sich Weiterstrebende ausführlicher und im Zusammenhang über die wichtigsten Gegenstände des Buches unterrichten können.

H. Z.

Liller Kriegszeitung. Vierte Auslese. Herausgegeben von Hauptmann d. L. Hoecker. Verlag der Liller Kriegszeitung. Geb. M. 4.—.

Diese vierte Auslese will, wie Paul Oskar Hoecker in der Vorrede sagt, für stillere Friedenszeiten aufbewahren, was die Liller Kriegszeitung von der Schwelle des dritten Kriegsjahres bis zu Kaisers Geburtstag an Stimmungsbildern von der Westfront veröffentlicht hat. Ausgeschaltet ward alles das, was nur dem Nachrichtendienst des Tages gewidmet war. So blieb in der Hauptsache die Arbeit der Kameraden übrig: der Kameraden, die neben allen Härten des Krieges noch Zeit, Lust und Sammlung aufzubringen wußten, um in schlichter deutscher Art von ihrem innern und äußern Erleben zu sprechen. Viele der Beiträge stammen aus der vordersten Stellung, sind von Feldgrauen niedergeschrieben, in Stunden, da ihnen der Tod über die Schulter blickte. Wir haben auf die voraufgegangenen Bände wiederholt hingewiesen und können uns heute darauf beschränken, mitzuteilen, daß der neueste Band ebensoviel Schönes und Erfreuendes bietet

Digitized by Google

wie die früheren. Möge er viele dankbare Leser finden.

Mutter Erde. Gedichte von Ludwig Finckh. Mit 10 Holzschnitten von Wilhelm Laage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 2.25, geb. M. 3.—.

In dem Titel „Mutter Erde", den der Dichter diesem Band gegeben hat, klingt schon der eine Grundton seiner Lyrik an, die seit den jünglingshaft schwärmenden und spielenden Gedichten der „Rosen" männlich reifer und sonorer, man möchte sagen sommerlicher geworden ist: das starke, freudig bewußte Wurzeln im mütterlichen Boden der Heimat und der Wirklichkeit. Das Glück eines idyllisch friedlichen Lebens in schöner, freier Natur, das Glück einer harmonischen Ehe, das Glücksempfinden, mit dem der Vater das Heranwachsen seiner fröhlich gedeihenden Kinder belauscht, baut sich auf jenem Grundton als voller, heller Dreiklang auf. Aber das Heimatsgefühl erweitert sich, wie schon in Finckhs Erzählungen, immer mehr zum Vaterlandsgefühl; der Tüchtigkeit seiner engeren Stammesgenossen, der Schwaben, und der in die Welt hinausdringenden Tatkraft des großen deutschen Volkes spendet er manches preisende Wort, seinem König und dem Deutschen Kaiser bringt er dichterische Huldigungen dar, die sich von Konventionellem fernhalten. Es ist also verständlich, daß auch die Schatten und Wetter des Weltkrieges in das freundliche, sonnenhelle Idyll hereinbrechen. — Das bei kleinem Umfang an mannigfachen Klängen und Weisen reiche Buch hat einen besonderen Schmuck erhalten durch die innerlich poesievollen Holzschnitte Wilhelm Laages.

Arnolds Kriegsflugblätter der „Liller Kriegszeitung". Ein Album mit 100 Bildern. Druck und Verlag der „Liller Kriegszeitung". M. 2.50.

Die „Liller Kriegszeitung" und die in ihrem Verlage erscheinenden humoristischen Alben werden, wie so vieles andre im gegenwärtigen Kriege, dauernd zur Berühmtheit werden. Einesteils ist ein solches Unternehmen etwas noch nie Dagewesenes, dann aber zeigt es eine Charaktereigenschaft des Deutschen im schönsten Lichte: den Humor! Humor ist Gesundheit und Güte. Das uns vorliegende Album Arnoldscher Kriegsflugblätter strotzt von Humor und Spott. Uns ziehen aber nicht bloß die Einfälle an, die Arnold — nun sagen wir's mal — verzapft, sondern es ist die überwältigend komische Kraft, die aus den Bildern spricht, und die Meisterschaft, mit der Arnold den Stift führt. Wir blättern in dem Album, um einige besonders charakteristische Bilder besonders hervorzuheben, es geht nicht, sie sind alle in ihrer Art mustergültig, und wir können nur dringend empfehlen, das Album zur Hand zu nehmen, jeder wird eine ebenso große Freude daran haben wie wir. H.

Die deutsche Frau in akademischen Berufen. Von Judith Herrmann. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Mit reichem geschichtlichen Rüstzeug und schlagendem tatsächlichen, vor allem statistischen Material gibt Judith Herrmann in dieser ruhigen und selbstsicheren Schrift einen Ueberblick über die Kämpfe der deutschen Frauen um die Zulassung zu den akademischen Berufen und untersucht die wirtschaftlichen und sozialen Erfolge in den für sie freigegebenen akademischen Wirkungskreisen. Wer sich ein objektives Urteil über den Stand der akademischen Frauenbewegung bilden will, hat an der Hand dieser klaren Darlegungen die beste Möglichkeit dazu, wertvoller aber noch wird die Schrift, namentlich ihr zweiter Abschnitt, für alle Frauen sein, die vor die Wahl eines akademischen Berufes gestellt sind.

Hans Zimmer.

Der Meistertrunk. Eine Rothenburger Geschichte aus dem Dreißigjährigen Kriege von Erich Brunnemann. Rostock, Hinstorff. 136 S. Geb. M. 1.50.

Die alte Geschichte von dem Rothenburger Bürgermeister, der durch einen Meistertrunk seine Vaterstadt vor Tillys Wut beschützte, ist in ihrem Gehalt doch wohl nicht so ertragreich, daß sie erfolgreich zu einer größeren Dichtung ausgesponnen werden könnte. Nachdem sie schon dramatisch mit ernstem Grundton behandelt worden ist, liefert sie hier den Stoff für eine von behaglichem Humor durchwobene Erzählung. In den eignen Zutaten des Dichters und in der Charakterdarstellung zeigt sich nicht gerade große Kraft, aber wenigstens in der zweiten Hälfte erhebt sich das Werk zu achtbarer Höhe, weil sich hier Humor und Tragik zu guter Wirkung vereinigen. Heinrich Brömse.

Friedrich der Große. Sechs Vorträge von Theodor Bitterauf. Zweite Auflage. Mit zwei Bildnissen. („Aus Natur und Geisteswelt", 246. Bändchen.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Theodor Bitteraufs „Friedrich der Große" ist ein bekanntes und geschätztes Buch. Sein Zweck ist zwar eigentlich, über sich selbst hinaus und zu den umfänglicheren Werken über den großen König hinzuführen, aber sehr vielen Lesern wird es gerade wegen seiner Knappheit bei gleichwohl umfassender Behandlung des Gegenstandes allein und vollkommen genügen. Ein Muster gedrängter und dabei alles Hauptsächliche erschöpfender Darstellung sind z. B. die kurzen Abschnitte über Friedrichs Fürsorge für das Schul-

Digitized by Google

wesen und über sein Verhältnis zur deutschen Literatur. B.

„Wir". Ein Hindenburgbuch. Von Anton Fendrich. Mit Bildern von W. Planck. Stuttgart, Franckhsche Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.60.

In dem Buche erzählt Fendrich, was er auf seinen Fahrten durch das Deutsche Reich in den Fabriken, chemischen Laboratorien und andern Plätzen gesehen hat. Er erzählt es sehr anschaulich und führt uns manches vor Augen, von dem wir bislang noch keine Ahnung haben, so z. B. von Professor Haber, der es erfunden hat, wie man künstlichen Salpeter, synthetischen Ammoniak usw. herstellt. Wie's gemacht wird, verschweigt er natürlich. Wird's auch nicht wissen! Und wir wollen's jetzt auch nicht wissen, wir sind zufrieden, daß wir diese Chemikalien in Ueberfluß haben, ohne vom Auslande abhängig zu sein. Das Buch ist sehr fesselnd und wir empfehlen es unsern Lesern angelegentlich, auch zum Hinaussenden ins Feld.

Rousseaus Bekenntnisse. Nach der Uebersetzung von Levin Schücking neu bearbeitet und herausgegeben von Konrad Wolter und Hans Bretschneider. Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Geb. M. 5.50.

Die vorliegende Ausgabe soll „lediglich dem gebildeten, geistig geschulten Leser dargeboten" werden. Sie gibt zum erstenmal einen unverkürzten, lückenlosen Text mit Einleitung, Anmerkungen und erweiternden Hinweisen im Anhang. Dazu kommt eine ausführliche Beschreibung von Rousseaus Leben und Wirken. Daß in die Ausgabe auch zweifellos anstößige Stellen aufgenommen sind, wird nicht überall Beifall finden, zumal da für wissenschaftliche Beschäftigung mit Rousseau nur der französische Text in Frage kommen kann. Für das Verständnis von Rousseaus Werk haben die beiden Herausgeber alles Nötige getan. Das ist dankbar anzuerkennen. Dr. E. M.

Die altdeutschen Maler in Süddeutschland. Von Helene Nemitz. („Aus Natur und Geisteswelt", 464. Bändchen.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Eigenartige und eigenständige Künstlergestalten vom Range Schongauers, Grünewalds, Baldung Griens, Dürers und Holbeins d. J. werden in diesem Bändchen unserm Verständnis und unsrer Anteilnahme näher gebracht. Das Biographische und auch die Behandlung von Einzelwerken tritt ganz zurück, überall liegt der Schwerpunkt in der Charakterisierung und psychologischen Analyse des gesamten Schaffens der besprochenen Künstler. Der beigegebene Bilderanhang entspricht hinsichtlich seiner technischen Ausführung zwar nicht den höchsten Anforderungen, leistet aber zur Veranschaulichung des im Text Gesagten immerhin gute Dienste. H. Z.

Ausgewählte Erzählungen. Von Auguste Supper. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Pappband M. 1.—.

In immer weitere Kreise dringt, nicht zuletzt durch den Erfolg des neuen Romans „Der Herrensohn", der Name der schwäbischen Dichterin. Als Verfasserin kürzerer Erzählungen hat sie zunächst ihren Ruf begründet; und für ihre fest in sich gegründete, stark ausgeprägte Persönlichkeit ist es bezeichnend, daß all die Vorzüge, dank denen ihre Romane zu den gehaltvollsten der zeitgenössischen Literatur zählen, sich auch in dem engen Rahmen der kürzeren Erzählungen finden. Sie sind im besten Sinne für die Jugend und das Volk geschrieben, — so wie es Theodor Storm mit jenen paradox klingenden und doch so treffenden Worten meint: „Die besten Jugendschriften sind die, die nicht für die Jugend geschrieben sind." Unter diesem Gesichtspunkt ist auch die Auswahl des vorliegenden, von Friedrich Donat zusammengestellten und verständnisvoll eingeleiteten Bändchens getroffen. Kräftige, erzieherische Weisheit, die doch nie trocken belehrend auftritt; der ahnungsvolle Sinn für tiefe, dem Verstand allein unzugängliche Zusammenhänge unseres Schicksals und alles Geschehens, die Liebe zur Tierwelt kennzeichnen diese Erzählungen, als deren Kabinettstück in der Mischung von liebevollem Humor und tiefer Frömmigkeit „Die Schachtel der alten Mine" gelten darf. — Die hier vereinigten sieben Geschichten geben in engem Rahmen ein Bild von Art und Kunst der Dichterin, in dem wir die wesentlichsten Züge ihrer Persönlichkeit vereint finden.

Deutschland über alles! Gedichte aus dem Weltkrieg von Luise Schultz-Bipontinus. Im Salm-Verlag zu Köln. M. 1.80.

Vorliegende Gedichte gehören zu den besten, welche der Krieg hervorgerufen hat. Alle durchleuchtet ein fester Glaube an die große Zukunft Deutschlands. Die Taten unsrer Helden und unsre ganze Geschichte lassen die Verfasserin diese frohe Hoffnung hegen, die ihrerseits auf einer innigen christlichen Ueberzeugung ruht. Dr. E. M.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Abderhalden, Emil, Die Grundlagen unserer Ernährung unter besonderer Berücksichtigung der Jetztzeit. Berlin, Julius Springer. M. 2.80.

Bartels, Adolf, Volk und Vaterland. Deutschvölkisches Dichterbuch. 2 Bände. Halle, Richard Mühlmann. Kart. M. 12.50.

Czedik, Alois Freiherr v., Zur Geschichte der k. k. österreichischen Ministerien 1861—1916. I. Bd: Der Zeitabschnitt 1861—1893. Teschen, Wien, Leipzig, Verlagsbuchhandlung Karl Prochaska, k. u. k. Hofbuchdruckerei. Geheftet Kr. 12.— (M. 10.—), in Halbleinen gebunden Kr. 15.— (M. 12.50).

Der Jude. Eine Monatsschrift. II. Jahrgang. Heft 5/6. August/September 1917. Berlin-Wien, R. Löwit Verlag. M. 1.20 (Kr. 1.80).

Die weißen Blätter. Eine Monatsschrift. Vierter Jahrgang 1917. Fünftes Heft. Zürich, Rascher & Cie. M. 2.—.

Genähr, Immanuel, Missionspräses, Beiträge zur Kriegsseelenkunde der Engländer und anderes. Gütersloh, C. Bertelsmann. M. 3.—.

Hammer, W. A., Döblinger Idyll. Wien V, Carl Fromme G. m. b. H.

Harnack, Adolf v., Martin Luther und die Grundlegung der Reformation. Festschrift der Stadt Berlin zum 31. Oktober 1917. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. Geb. M. 1.—.

Hoetzsch, Otto, Der Krieg und die große Politik. Erster Band. Bis zum Anschluß Bulgariens an die Zentralmächte. Leipzig, S. Hirzel. M. 10.—.

Johnen, Dr. Chr., Kurzgefaßte Geschichte der Stenographie. Berlin, Stenographischer Verlag von Ferdinand Schrey.

Kalkoff, Paul, Luther und die Entscheidungsjahre der Reformation. München und Leipzig, Georg Müller.

Kämpfe, Unsere, im Süden, Episoden aus den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Wehrmacht im Weltkrieg 1914/17. Herausgegeben vom k. u. k Kriegsarchiv. Redigiert von Oberst Alois Veltzé. Wien, Manz-Verlag. M. 4.—.

Körber, Clara, Was ist Kultur? Betrachtungen zu Nienkamps „Fürsten ohne Krone". Vortrag, gehalten am 17. April 1917 im „Frauenklub 1900" zu Berlin. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus.

Luthers Werke. Herausgegeben von Arnold E. Berger. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 8 Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. Geb. M. 8.10.

Moog, Dr. Willy, Kants Ansichten über Krieg und Frieden. Darmstadt, Falken-Verlag. M. 3.—.

Philosophische Vorträge. Veröffentlicht von der Kantgesellschaft. Nr. 14: Individualismus, Universalismus, Personalismus. Von Dr. phil. Otmar Dittrich. M. 1.—. Nr. 15: Wechselseitige Erhellung der Künste. Ein Beitrag zur Würdigung kunstgeschichtlicher Begriffe. Von Prof. Dr. Oskar Walzel. M. 2.40. Nr. 17: Die Gegenständlichkeit des Kunstwerks. Von Prof. Dr. Emil Utitz. M. 2.—. Berlin, Reuther & Reichard.

Ruhmestage der österreichisch-ungarischen Wehrmacht 1914/16. Dokumente von Mitkämpfern. Herausgegeben vom k. u. k. Kriegsarchiv. Redigiert von Oberst Alois Veltzé. Heft 2. Wien, Manz-Verlag. 80 Pf.

Schmidt-Essen, Dr. Alfred, Nationale Währungspolitik. Los von England! (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Heft 87. Herausgeber Prof. Dr. Franz v. Mammen.) Dresden und Leipzig, Globus, Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.80.

Stein, Ph., Der Soldat im Stellungskampf. Psychologisch-militärische Betrachtungen in Anlehnung an Erich Everths „Die Seele des Soldaten im Felde". Berlin, R. Eisenschmidt. Kart. M. 2.—.

Trebitsch, Arthur, Zur Förderung der Persönlichkeiten. Berlin, Wilhelm Borngräber. M. 1.—.

Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 8. Band 1915, Heft 3: Bulgarien und Rußland. Von Dr. Hans Uebersberger. 8. Band 1917, Heft 4: Der Krieg als Lehrmeister auf dem Gebiet des Rechts. Von Dr. Justus Wilhelm Hedemann. Leipzig, B. G. Teubner. Je 80 Pf.

Wrangel, F. v., Russische Rückblicke und Ausblicke. Zürich, Verlag Art. Institut Orell Füßli. Fr. 1.80 (M. 2.—).

Zorn, Prof. Philipp, Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

War die Offensive gegen Italien notwendig?

Von

General der Infanterie a. D. Freiherrn v. Woinovich

Diese Frage muß unbedingt bejaht werden, und zwar aus nachfolgenden Gründen:

Die Psyche des italienischen Volkes ist derart beschaffen, daß ihr gewisse Vorstellungen nur gewaltsam, mit der Wurzel entrissen zu werden vermögen. Wer die Geschichte Italiens, den Charakter und die Eigentümlichkeiten seines Volkes kennt, wird keinen Augenblick daran zweifeln, daß die imperialistischen Aspirationen Italiens in erster Linie hierzu zählen.

Es war ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß das italienische Volk nach den Ereignissen des Jahres 1866, nachdem es seine berechtigten nationalen Forderungen erfüllt sah, nicht noch weitergehen und seine auf historischen Traditionen beruhenden Ansprüche, die es zu keiner Zeit gänzlich aufgegeben hatte, nicht geltend zu machen versuchen werde. Gab es doch sogar eine Periode, in der die italienischen Patrioten, vor allen Dante, das ihnen vorschwebende Ideal der Wiederherstellung des alten römischen Reiches, unter der Aegide des santo uccello — des deutschen Reichsadlers — also als römisches Reich deutscher Nation anstrebten. Was Wunder daher, wenn der Traum von der Aufrichtung eines mächtigen Reiches lateinischer Zunge von den geistigen Führern des italienischen Volkes jahrhundertelang in verschiedenen Variationen bis auf die Gegenwart getreulich gehegt wurde.

Niemals hat das italienische Volk aufgehört, ob mit Recht, möge dahingestellt bleiben, die Ueberlegenheit seiner alten Kultur gegenüber andern Völkern zu bezweifeln. Der Italiener von heute ist überdies durch die Erinnerung an die Befreiungskämpfe in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts überaus selbstbewußt und chauvinistisch geworden, kennt außerdem viel zu wenig die fremden Nationen, um imstande zu sein, deren Fortschritte und gegenwärtiges Uebergewicht in der Kultur zu erfassen. Für die Durchschnittsitaliener blieben also andere Völker, insbesondere das deutsche, noch immer eine Art Barbaren. Die tausendjährige Fremdherrschaft hatte überdies dazu beigetragen, bei den Italienern Abneigung und Haß gegen die bedrückenden Nationen zu hinterlassen, die sich

Copyright 1917 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

jedoch weniger gegen Franzosen und Spanier, die lateinischen Schwestern, als gegen die stammesfremden Germanen und gegen deren jüngste Nachfolger, die Oesterreicher, richteten.

Die Wiederaufrichtung des Königreiches Italien in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts genügte daher aus den angeführten Ursachen einem großen Teil des italienischen Volkes keineswegs, um so weniger, als dies gerade jener war, welchem der größte Einfluß auf die Psyche des Volkes zukam. Die Befreiungskämpfe hatten überdies den Anstoß zur erhöhten Pflege patriotischer Gesinnungen und zur Entfachung nationaler und selbst imperialistischer Hoffnungen gegeben. Ein unglaublicher Chauvinismus schoß in die Halme, wurde von Amts wegen gepflegt und erhöhte den Größenwahn des Volkes. Der Umstand, daß das Befreiungswerk — das risorgimento — nicht ohne fremde Hilfe gelingen konnte, ließ jedoch einen Stachel im Selbstbewußtsein des Volkes zurück, namentlich in jenem der intellektuellen Kreise. Diese, allen voran Armee und Flotte, brannten danach, die Scharten von Novara, Custoza und Lissa auszuwetzen. Dergestalt wurde die österreichisch-ungarische Monarchie für die Italiener zum Popanz, gegen den sich der gegen die Fremdherrschaft so lange Zeit aufgespeicherte nationale Haß in erster Linie wandte, um so mehr, als sie den imperialistischen Bestrebungen des italienischen Volkes zunächst im Wege stand.

Oesterreich-Ungarn hatte gehofft, dadurch, daß es nach 1866 auf jeden Revanchegedanken aufrichtig verzichtete und die Einigung des italienischen Volkes mit Wohlwollen begleitete, die Erinnerung an die vergangenen Kämpfe in Italien auslöschen zu können. Es hatte sich jedoch darin getäuscht. Die früher erwähnten militärischen Niederlagen, nicht bedeutend genug, um im italienischen Volke die Hoffnungen auf einen Wandel der militärischen Chancen für immer zu zerstören, trugen wesentlich dazu bei, Regierung und Volk anzuspornen, jede Gelegenheit zu suchen, welche ihnen, nebst Erfüllung ihrer politischen Aspirationen — Herrschaft über die Adria — auch die ersehnte militärische Rehabilitierung zu bringen vermochte.

Das Gefühl hierfür, sowie die Erkenntnis, daß unter solchen Umständen ein Bündnis mit Italien stets auf Sand gebaut sein würde, fehlte jedoch bei uns. Gerne überließ man sich der hergebrachten Unterschätzung der Italiener, beachtete jedoch dabei den seit dem letzten Kriege mit Italien in diesem Lande eingetretenen Wandel der Verhältnisse viel zu wenig oder zu einseitig. Man hielt die Italiener als Gegner im allgemeinen noch immer nicht für vollwertig und für genügend wehrhaft, weil sie dies 1866 noch nicht waren; wie hätte dies jedoch zu jener Zeit anders sein können in Anbetracht der früheren staatlichen Zerrissenheit und der sonstigen mißlichen Verhältnisse? Wofür hätten sich denn die Untertanen des Kirchenstaates, jene Neapels und Siziliens mit Aufopferung und Begeisterung zu schlagen vermocht? Der Weltkrieg erst belehrte uns über den eingetretenen allgemeinen Umschwung in Italien, besonders aber über die Zunahme der militärischen Tüchtigkeit des italienischen Volkes.

Digitized by Google

Eben diese Erkenntnis flößt uns jedoch die Ueberzeugung ein, daß es im gegenwärtigen Kriege nicht genügen würde, den Ansturm der Italiener, den sie mit beachtenswerter Hartnäckigkeit und großen Opfern seit länger als zwei Jahren uns gegenüber in Szene setzen, lediglich abzuwehren. Würden wir uns damit begnügen, so können wir sicher sein, daß uns Italien bei nächster Gelegenheit, wenn ihm die politische Konstellation wieder günstig erscheint, neuerlich anfallen werde. Die Opfer, welche es im gegenwärtigen Waffengange umsonst gebracht hätte, wird das sanguinische Volk Italiens bald wieder vergessen, ja durch sie um so mehr zur Revanche aufgestachelt werden. Seine nicht unrühmlichen Kämpfe im gegenwärtigen Kriege würde es, ungeschlagen, in gewohnter Uebertreibung als Siege über uns darzustellen wissen und der ohnehin exaltierten Menge Glauben und Vertrauen in die eigene militärische Ueberlegenheit einflößen.

Unsere Sicherheit und unsere Ruhe fordern es daher gebieterisch, daß dem vorgebeugt werde. Dies erschien aber nur möglich, wenn das italienische Volk noch in diesem Kriege durch uns militärisch völlig überwunden und auf die Knie gezwungen wird, damit ihm die Ueberzeugung völliger Ohnmacht und Unterlegenheit bleibend in Fleisch und Blut übergehe und die Erinnerung an den gegenwärtigen Kampf, den es ohnehin nur mit Unterstützung einer halben Welt aufzunehmen vermochte, nicht mehr zu einem fanfaronistischen Heldengedichte, sondern zu einer traurigen, aber lehrreichen Episode werde. Der Einwand, daß wir uns Italien hierdurch zu einem bleibenden Gegner machen würden, daß es daher vorteilhafter erschiene, es durch Milde und Großmut zu gewinnen, wird durch die Vergangenheit, namentlich durch die Ereignisse des jüngsten Krieges, vollkommen widerlegt. Italien vermag auch in Zukunft nur mit Gewalt davon abgehalten zu werden, seinen imperialistischen Plänen auf unsere Kosten nachzugehen.

Um diese Niederwerfung zu erreichen, ohne die alle Opfer dieses Krieges Italien gegenüber vergeblich erschienen, mußten demnach die Zentralmächte zu einer mächtigen Offensive gegen Italien schreiten. Nicht Landerwerb ist ihr Ziel, wohl aber eine solche Regulierung unserer politischen und strategischen Grenzen, die einen Angriff seitens der Italiener in Zukunft möglichst ausschließt.

Digitized by Google

Die geschichtliche Wahrheit über den französischen Raub Elsaß-Lothringens und über die Unterdrückung dieses Landes unter französischer Gewaltherrschaft

Von

Archivrat Dr. J. Lulvès

(in Berlin)

I.

Frankreichs Anschläge gegen Elsaß-Lothringen bis zum Westfälischen Frieden

Gegen die Behauptungen von französischer Seite, daß Elsaß-Lothringen von Hause aus französisches Gebiet sei, daß diese Landesteile zum Mutterlande Frankreich zurückkehren müßten, spricht schon die Tatsache, daß sie einzeln, allmählich und unter verschiedenen Rechtsformen, zu denen auch die Besitzergreifung durch gewaltsame Eroberung zu rechnen ist, in französischen Besitz gekommen sind.

Zu welcher Völkerfamilie gehören denn die Stämme, welche das jetzt wieder heißumstrittene Elsaß-Lothringen bewohnen? Als jene gewaltige Umwälzung im ersten Teile des Mittelalters, die wir die Völkerwanderung nennen, beendet war, verblieben im Elsaß angesiedelt vornehmlich die Alemannen, den östlichen Süddeutschen nahe verwandt. Im fünften Jahrhundert dehnten sie sich bis zu den Vogesen aus, mußten aber, 496 von den Franken besiegt, nördlich bis zum Hagenauer Forst vor diesen zurückweichen. Der Name „Elsaß" ist eine Schöpfung der Franken, gleichbedeutend mit Land der Fremden, nämlich der von jenseits des Rheinstromes zugewanderten Alemannen. Als Bestandteil des Frankenreichs kam bei dessen Teilung das Elsaß an das ostfränkische Reich, insbesondere an das Herzogtum Schwaben, dessen Inhaber sich bis zum Jahre 1268 Herzöge von Elsaß nannten.[1]) Um diese Zeit hatten sich im Elsaß zahlreiche Herrschaften und Städte selbständig gemacht, sie gewannen Reichsunmittelbarkeit. Im oberen Elsaß regierten die Grafen von Habsburg, unter denen eine größere Anzahl von Reichsvögten standen, im nördlichen Elsaß (dem Nordgau) die Grafen von Oettingen usw.

Das Elsaß war also — sicher seit der Zeit, in der sich deutsche und französische Nationalität, Kultur und Sprache geschieden hatten — in politischer Beziehung vollkommen deutsch, aber auch in wirtschaftlicher und in geistiger. Die Namen Otfried von Weißenburg (833—868), Verfasser der Evangelienharmonie „Krist", Gottfried von Straßburg (gest. um 1215) mit dem großen Epos „Tristan und Isolde", die Mystiker Johann Tauler (1300—1361) und Johann Geiler

[1]) Hagenau war die Lieblingspfalz der Hohenstaufen Konrad III. und Friedrich Barbarossa gewesen!

Digitized by Google

von Kaisersberg (1445—1510), der Volkserzähler Johann Pauli (1455—1530), der Satiriker Sebastian Brant (1458—1521), der von Kaiser Maximilian I. mit der Dichterkrone ausgezeichnete Thomas Murner (gest. 1537), und die schon wegen ihrer Abneigung gegen das Welschtum bedeutsamen Humanisten Jakob Wimpheling, Hieronymus Gebwiler, Beatus Rhenanus und Johann Sturm, alle diese Namen sollen nur das unanfechtbare Deutschtum des geistigen Lebens, hinsichtlich Dichtung, Theologie und Wissenschaft, im Elsaß kennzeichnen, sein Vorhandensein überhaupt beweisen. Noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fand diese echt deutsche Kultur ihren Niederschlag, trotz der damals bereits seit mehr als einem Jahrhunderte lastenden französischen Fremdherrschaft, in zahlreichen deutschen Volksliedern. Eine Blütenlese aus diesen konnte der Straßburger Student Wolfgang Goethe sammeln!

Des Elsasses Grenze deckte sich ungefähr mit der heutigen Reichsgrenze. Aber nach jenem urdeutschen Gebiete trachteten die Nachbarn jenseits der Vogesen, von König Lothar an, der 978 „ohne Kriegserklärung, wider Sitte und Völkerrecht", einen Einfall in Lothringen machte, aber von Kaiser Otto II. bis nach Paris zurückgetrieben wurde, — vor allem die französischen Herrscher aus den Häusern der Capetinger und Valois. Zur Förderung solcher Zwecke wußte der Franzose schon damals die Federn von Literaten, wie die des Hofhistoriographen Wilhelm von Nangis und des Richer von St. Remy, in Bewegung zu setzen, die öffentliche Meinung durch geschickt erfundene und verbreitete Gerüchte, nicht minder Sitte und Mode durch den einschmeichelnden Glanz französischen Firnisses langsam, aber planmäßig zu beeinflussen.

Plumper und brutaler waren die Eingriffe französischer Söldnerscharen: 40000 Spießgesellen, die zuvor in englischen Diensten gestanden hatten, brachen 1365 plündernd und mordend in das Elsaß ein. Vor Straßburg brach sich ihr Ungestüm. Ebensowenig von dauerndem Erfolge begünstigt waren zehn Jahre später andere Eindringlinge unter Führung des französischen Dauphin, der angebliche Erbansprüche zum Vorwande genommen hatte.

1444 gab Kaiser Friedrichs unvorsichtige Werbung von 5000 Söldnern (Armagnaken) in seinen Kämpfen gegen die schweizerischen Eidgenossen dem französischen König Karl VII. willkommene Gelegenheit, statt 5000 vielmehr 50000 „Armegecken" gegen das deutsche Land der Elsässer in Bewegung zu setzen. Bezeichnend war die öffentliche Erklärung von König und Dauphin, dem späteren Ludwig XI., daß sie „keine Feindseligkeiten gegen Deutschland beabsichtigten, da sie lediglich die natürlichen Grenzen Frankreichs, nämlich die diesem zu Recht gehörigen Länder bis an den Rhein, Elsaß, Metz, Toul und Verdun wieder erobern wollten". Straßburg sollte belagert, auch Freiburg und Breisach annektiert werden, damit 24000 Mann Aufnahme und Verpflegung fänden.

Die mutige Gegenwehr tapferer Bürger deutscher Städte, der Landsturm deutscher Bauern zwang die französischen Eindringlinge in der Kar- und Osterwoche des Jahres 1445 zum Abzuge unter greulicher Verwüstung von Elsaß und Lothringen.

Digitized by Google

Ebenso mißglückte des burgundischen Herzogs Karl des Kühnen Unterfangen, das ganze Land seinem Reiche einzuverleiben. Trotz dem fortschreitenden Zerfall der deutschen Reichs- und Kaisermacht wehrte sich wieder das deutsche Land, wehrten sich vor allem die Städte, wie Straßburg und Mülhausen. Derartige Abwehr glückte, solange in Frankreich innere Kämpfe tobten, solange nicht das französische Königtum zu voller Kraft erstarkt war.

Erst offenkundige Verständnislosigkeit für des Reiches Wohl, die uns als partikularistischer Reichsverrat erscheinen möchte, ebnete französischen Eroberungsgelüsten den Eingang in die deutschen Lande Elsaß-Lothringen. Kurfürst Moritz von Sachsen ließ sich von seinem Hasse gegen den spanisch gesinnten Kaiser Karl V. so weit hinreißen, daß er, zusammen mit mehreren anderen Fürsten, gegen diesen ein Bündnis König Heinrich II. von Frankreich antragen ließ. Letzterer beanspruchte als „Vikarius des Reichs" die Abtretung von Nancy und der drei lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun. Das ward ihm im Bündnisvertrag zu Friedewalde vom 5. Oktober 1551 von jenen Fürsten gleichzeitig mit dem Versprechen zugestanden, ihm bei der Wiedereroberung der ihm von dem Kaiser entzogenen Erbstücke (d. h. der Freigrafschaft Burgund oder Franche Comté, Flandern und Artois, die jedoch tatsächlich von jeher zum Deutschen Reich gehört hatten) behilflich zu sein.

Angeblich zur „Errettung der deutschen Freiheit" rückte der französische König am 13. März 1552 mit einer Armee von 25000 Mann Fußvolk und 10000 Reiter in Lothringen ein. Die Reichsstädte Toul und Verdun besetzte er. Der Herzogin Christine von Lothringen wurde die Regierung entzogen, in Nancy eine Besatzung von 6000 Mann gelegt. Die Grenzfestung Metz ward durch Verrat und Hinterlist genommen; so gelang die heimtückische Ermordung der reichstreuen und unbestechlichen Majorität des Magistrats. Nach seinem Einzuge in Metz, bei dem die Bürgerschaft erst entwaffnet wurde und dann der Krone Frankreichs huldigen mußte, erklärte Heinrich II. Lothringen zu seinem Besitze.

Alsbald zog er durch Lothringen bis vor Straßburg und forderte die Stadt auf, seinem Kriegsvolk die notwendigen Einkäufe für das Heer innerhalb ihrer Mauern zu gestatten. Aber die Bürger waren durch das Beispiel von Metz gewarnt. Sie ließen sich auf keine Verhandlungen ein, nahmen vielmehr eine starke Besatzung in die Stadt und führten neue Festungswerke auf. Da blieb dem „Allerchristlichsten Könige" nichts anderes übrig, als seine Raubabsichten auf das noch zu feste und zu deutsche Straßburg aufzugeben.

Am 12. Juni 1555 rückte er in Verdun ein und beglückte die nur dem Zwange gehorchenden Bewohner mit der gnädigen Versicherung, daß er sie von nun an „ganz wie seine übrigen Untertanen betrachten wolle". Die Posse einer „freien Abstimmung" des Volkes ward schon damals aufgeführt: Bestechungen und die drohende Soldateska garantierten für den gewünschten Erfolg; dafür, daß dieser dauernd sei, hatte eine neue Zitadelle und eine stehende Besatzung zu sorgen.

Digitized by Google

So war Bresche in Elsaß-Lothringen gelegt worden. Daß sich der König mit dem bisherigen Ergebnisse seines Raubes nicht begnügen würde, ließ sein Diplomat Johann von Fresse, Bischof von Bayonne, auf dem Fürstentage zu Passau in der Versicherung durchblicken: Der König würde zu dem beabsichtigten Frieden der Fürsten mit dem Kaiser gegebenenfalls seine Einwilligung geben, jedoch mit Vorbehalt der Ansprüche, die er auf das vom Kaiser ihm Entzogene habe, und mit Vorbehalt der Genugtuung, die er, als Nichtanfänger des Kriegs, zu fordern berechtigt sei.

Was nun Heinrich II. zu fordern sich berechtigt glaubte, war den ihm doch sonst so geneigten Fürsten völlig unklar. Sehr bezeichnenderweise schien er selbst noch nicht zu wissen, was er als echt französisches Land alles zu beanspruchen habe. Er schlug zur Erledigung dieser Frage die möglichst baldige Einberufung eines — Kongresses vor. Dabei versicherte er mit unverfrorener Naivität, die den französischen Diplomaten und Staatsmännern ja bis heutigentags verblieben ist, daß er „bloß zum Schutze der unterdrückten deutschen Freiheit zu den Waffen gegriffen, keinen eigenen Nutzen dabei im Auge gehabt und deshalb auch gar keine Eroberungen in Deutschland gemacht habe!"

Die französischen Eroberungspläne kamen durch den Tod Heinrichs II. (1559) und die bald darauf ausbrechenden Religionskriege in Frankreich vorläufig nicht zur Ausführung. Erst als Deutschland durch innere Zerfleischung im Dreißigjährigen Kriege genügend geschwächt war, griff Kardinal Richelieu, Ludwigs XIII. allmächtiger Minister, auf sie zurück, soweit sie das Elsaß betrafen. Dieses und die Franche Comté, die Erbstaaten des Hauses Habsburg, waren 1631 Gegenstand seiner Unterhandlungen mit dem Kurfürsten Maximilian von Bayern. Das vorgeblich seit König Dagobert zu Frankreich gehörende Elsaß mit dem Stammlande zu vereinigen, sollte Aufgabe eines französischen Heeres sein, das sich mit dem Gustav Adolfs zu verbinden hätte. Doch der Schwedenkönig ließ sich auf das Angebot nicht ein: „Er sei als Beschützer und nicht als Verräter des Reiches gekommen und werde keine Entfremdung gestatten."

Ein von Richelieu entsandtes Heer eroberte mehrere Festungen in Lothringen sowie Ehrenbreitstein und andere starke Plätze im Kurstaat Trier durch Verrat des dortigen Kurfürsten Christoph von Sötern im Juni 1632. Des Kardinals Eroberungspläne umspannten bereits das Land von Trier und Köln bis Basel hinauf, im Einverständnis mit dem schwedischen Kanzler Oxenstjerna.

Im November 1634 kam dann mit den protestantischen Reichsständen des fränkischen, schwäbischen und der rheinischen Kreise, den sog. Heilbronner Verbündeten, ein Vertrag zustande, der den Franzosen alle festen Plätze auf dem rechten Rheinufer, von Breisach, welches noch erobert werden sollte, bis Konstanz, und auf dem linken Rheinufer das ganze Elsaß überließ.[1])

[1]) Durch denselben Vertrag verpflichteten sich die Verbündeten und ebenso die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, nur in Uebereinstimmung mit Frankreich sich in Verhandlungen mit dem Feinde, d. h. mit dem Kaiser, einzulassen. Also ein Vorspiel zur Londoner Konvention.

Digitized by Google

Zu vergessen ist dabei nicht, daß jene Verbündeten vom Könige Ludwig XIII. die wichtige Erklärung erhielten, daß er alle Reichsstände und Städte, welche während des Krieges im Elsaß unter seinen Schutz sich begeben würden, „sogleich nach dem Frieden wiederum an das Reich und an die Stände, denen sie gehört, zurückgeben und abtreten werde".

Sobald aber die französischen „Protektoren" das Elsaß betreten und in die größeren Städte Garnisonen gelegt hatten, kehrten sie die souveränen Herren des Landes heraus. Gegen diesen Wort- und Treubruch nutzten den betrogenen Elsässern weder Proteste oder Klagen noch die trügerische Hoffnung auf den erlösenden Frieden. Bei Richelieus Tode (1642) waren die Franzosen im militärischen Besitze Lothringens, des Elsasses nnd des größten Teils des Rheingebietes.

Zwar wiederholte der französische Geschäftsträger Graf Feuquiese am 17. Juli 1644 zu Frankfurt die Erklärung, daß König Ludwig XIV. das Elsaß und alle übrigen während des Krieges unter seinem Schutz gehaltenen Reichslande bei dem Friedensschluß herausgeben werde.

Wohl kämpften die Elsässer, vor allem die Gesandten der zehn elsässischen freien Reichsstädte,[1]) während der jahrelangen Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück mannhaft, ja verzweifelt, für ihre Freiheiten und Rechte, für ihren Glauben, für ihre Zugehörigkeit zum Reiche mit diplomatischen Mitteln, durch Petitionen, Memoriale und Proteste.

Es nutzte nichts: durch den Westfälischen Frieden (im Oktober 1648) trat der Kaiser an Frankreich für sich und das gesamte Haus Oesterreich alle Ansprüche, Eigentumsrechte, Besitztümer und jede Gerichtsbarkeit ab, die Kaiser und Reich bisher in Breisach und dessen Gebiet, in der Landgrafschaft des oberen und unteren Elsaß und in der Landvogtei der zehn Reichsstädte im Elsaß gehabt hatten. Nur in dieser Beschränkung trat Frankreich in die Stelle des Hauses Oesterreich. Jenen zehn Reichsstädten wurde die Freiheit und Selbständigkeit unmittelbarer Reichsstädte, die Reichsständeschaft und die Reichsunmittelbarkeit, ausdrücklich gewährleistet.

Keineswegs wurde dadurch das Elsaß als solches mit seinem territorialen Inhalt, mit seinen mehr als eine Million zählenden Einwohnern in irgendeiner Form Frankreich abgetreten, während diesem hingegen die lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun, zugleich mit der Stadt Breisach und dem Be-

---

[1]) Der 1354 gestiftete Zehnstädtebund, die Dekapolis, umfaßte die Städte Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Münster, Türckheim, Kaisersberg, Oberehnheim, Rosheim, Weißenburg und Landau; er ward, bedroht durch Uebergriffe des österreichischen Oberlandvogtes katholischen Bekenntnisses, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, am 11. März 1577 mit der öffentlichen Erklärung erneuert, „daß wir und unsere Nachkommen uns nimmer zu ewigen Zeiten von der Römischen Kaiserlichen Majestät und dessen Nachkommen, auch nicht von dem Heiligen Römischen Reich wollen bringen lassen". Vgl. H. Rocholl, Annexion des Elsaß durch die Krone Frankreichs (1888), S. 3 und 10, sowie Joh. Janssen, Frankreichs Rheingelüste (1883).

Digitized by Google

satzungsrecht in Philippsburg, damals förmlich zugesprochen wurden. Die entscheidenden Bestimmungen des Münsterschen Friedensvertrages (§§ 73, 74, 87) waren von den französischen Diplomaten absichtlich so unklar gehalten worden, daß die Krone Frankreich sehr bald die unbedingte Oberherrschaft über das ganze Elsaß zu beanspruchen wagen durfte.

II.

Ludwigs XIV. Raubsystem und die französische Verwaltung bis zur französischen Revolution (1648—1789)

Es begann nun eine fortlaufende Kette unerhörter Rechtsvergewaltigungen in zermürbendem Kleinkrieg. Ein ähnliches Beispiel hat die neueste Zeit in dem allem Rechtsgefühl hohnsprechenden Kampfe des russischen Zarentums gegen Finnland geboten!

Wohl nannten sich die zehn Reichsstädte noch im November 1651 in einem Gesuch an König Ludwig XIV. „die geringen Stände und Glieder des Heiligen Reichs“ und erinnerten mit aller Schärfe an ihre Pflicht und ihren Eid diesem gegenüber, leisteten 1653 dem deutschen Kaiser den Eid der Treue, unterzeichneten 1654 als Reichsstände den Reichstagsabschied zu Regensburg und erhielten noch 1655 ihren Anteil an den dem Reich zu stellenden Mannschaften. Seinerseits erklärte 1658 der neugewählte Kaiser Leopold I. in seiner Wahlkapitulation, daß „die zehn elsässischen Reichsstädte — wie andere Reichsstände, das Landvogteirecht ausgenommen — unmittelbar mit dem Reiche verbunden bleiben sollten“.

Doch was half das? Am 8. Januar 1662 mußten sich dieselben Reichsstädte dazu verstehen, dem Könige von Frankreich den Treueid abzulegen, trotz anfänglichen Weigerungen und Protesten schließlich in der mehrdeutigen Formel, daß sie ihm „mit aller Treue das zu leisten versprachen, was sie ihm kraft der im Westfälischen Frieden festgesetzten Abtretung der Landvogtei zu erweisen schuldig wären“.

Ahnungslos lieferten sie mit dieser Fassung der französischen Krone gerade die Handhaben zu den von ihr geplanten Uebergriffen, statt sich vor solchen zu sichern!

Hätte nicht die damalige Reichspolitik, vor allem aber der seit 1663 „stehende Reichstag“ zu Regensburg ein so klägliches Bild „glänzender Erbärmlichkeit“ geboten, so wären die unermüdlichen und heroischen Anstrengungen des Elsasses ein deutsches Land zu bleiben, wirklich von Erfolg gekrönt worden.

Während Colmar, der Vorort der Dekapolis, noch im März 1664 Uebergriffsversuche des französischen Oberlandvogtes, des Herzogs Armand de Mazarin, mit der kategorischen Erklärung zu beantworten wagte: „Wir sind nicht bemächtigt, wie gern wir auch immer wollten, ohne Wissen und Konsens der Kaiserlichen Majestät und des Heiligen Römischen Reiches, denen wir mit einem Eide verbunden, in etwas einzulassen,“ und noch 1666 Münzen mit des Kaisers Wappen und der Inschrift: „Eine freye Kaiserliche Stadt“ prägen ließ, auch

Digitized by Google

alle Mächte in Bewegung setzte, um das deutsche Recht gegen französische Anmaßungen zu schützen, während Colmars Sachwalter Anton Schott in einer Denkschrift vom Februar 1671 an den Kurfürsten von Mainz die zehn Städte ausdrücklich „als getreue, unmittelbare Stände längs des Rheinstromes, als Vormauer des Römischen Reiches" bezeichnete, war König Ludwig XIV. fest entschlossen zu restloser Annexion des Elsasses, sobald sich eine geeignete Gelegenheit böte.

Eine solche Gelegenheit meinte er in seinem Kriege gegen Holland zu finden, den er im Frühjahr 1672 begann. Gegen die freie deutsche Reichsstadt Straßburg führte er den ersten Schlag. Am 15. November ließ er hinterrücks die der Stadt gehörende Rheinbrücke bei Kehl anzünden und niederbrennen.

Waren die Franzosen schon infolge ihrer systematischen Uebergriffe und Drangsalierungsversuche, mit denen sie besonders in jenem Kriege die Elsässer heimsuchten, bei diesen verachtet und verhaßt genug, so wußten sich jetzt Ingrimm und Haß energisch Luft zu machen: Der Oberlandvogt Herzog von Mazarin fand im Dezember 1672 zu Hagenau und Münster (im St. Gregorientale) verschlossene Tore, so daß er jedesmal draußen übernachten mußte.

Die verbissene Wut der Franzosen darüber kam in der wegwerfenden Aeußerung ihres Gesandten in Regensburg gegenüber den Abgeordneten der elsässischen Reichsstädte Anfang Januar 1673 zum Ausdruck: Es sei dem Könige um diese Städte gar nicht zu tun, und seien sie zu geringschätzig, daß der König ... es auch nicht akzeptieren würde, wenn die Städte von selbst sich dem Könige übergeben und sich deswegen bei ihm anmelden wollten. Unter dem Vorwande, daß Ludwig XIV. die Stadt Colmar besuchen wolle und für die Zeit seines Aufenthalts die Bewachung der Stadt von französischen Soldaten zu versehen sei, mußten diese in die Stadt gelassen werden (August 1673). Die Bürger wurden sofort entwaffnet, die Wälle, Türme und Mauern niedergerissen, der Inhalt des wohlausgestatteten Zeughauses nach der Festung Breisach überführt. Dasselbe Schicksal widerfuhr Schlettstadt, Hagenau, Weißenburg und Münster. Die Widerstandsfähigkeit der Reichsstädte des Elsaß war hinterlistig gebrochen! Das Entwaffnungswerk wurde im Elsaß 1677 neu aufgenommen, für manche Stadt artete es in völlige Zerstörung aus. Viele feste Schlösser und Burgen hatten das gleich traurige Los zu erdulden. Auf Jahre hinaus war durch die französischen Protektoren des Landes Wohlstand vernichtet worden.

Endlich am 5. Februar 1679 erreichte der gegen Holland, das mit Brandenburgs Großem Kurfürsten Friedrich Wilhelm verbündet war, geführte Krieg seinen Abschluß im Frieden zu Nymwegen: Von den Rechten der elsässischen Reichsstädte war keine Rede mehr. Die beantragte Rückgabe einzelner dieser Städte lehnten die Franzosen ebenso entschieden ab, wie die Einsetzung eines Schiedsgerichts zur Ausdeutung des Westfälischen Friedensvertrages.

Nur Straßburg war noch nicht annektiert!

Aber die Annexion war planmäßig vorausschauend durch Ludwig XIV. bereits vorbereitet worden mit der Wahl des ihm zugetanenen Franz Egon

Digitized by Google

von Fürstenberg zum Bischof von Straßburg. 1663 wurde dessen Wahl nach Erkaufung sämtlicher Stimmen des Domkapitels durchgesetzt.

Seit 1675 wußte der König die kleinen Dynasten des Elsaß, nämlich weltliche Fürsten, Reichsstädte, die Reichsritterschaft des Unterelsaß und die geistlichen Stände, zumeist mit indirektem Zwang, teils durch besondere Verträge, teils durch einfache Lettres patentes, wenn auch nicht unanfechtbar rechtlich, so doch tatsächlich unter seine unmittelbare Souveränität zu bringen.

Rücksichtsloser und brutaler ging er nunmehr gegen Straßburg vor, das noch seine autonome Verwaltung, wenn auch unter Aufsicht eines königlichen Prätors, behalten hatte.

Vor allem mußte Anfang 1681 die seit elf Jahren in Straßburg liegende kaiserliche Besatzung abziehen. Auch die 1680 in Breisach eingesetzte Reunionskammer war bereits in Tätigkeit. Sie hatte die einschlägigen Bestimmungen des Westfälischen Friedens rücksichtslos in Ludwigs Machtsinne umzudeuten, verbrieftes Recht zu beugen. Demgemäß sprach sie die Vereinigung des Elsaß mit Frankreich aus. Mit der Einverleibung eines großen Teiles der der Landvogtei Hagenau zustehenden Aemter, Dörfer und Schlösser, sowie des Mundats Weißenburg wurden die von französischen Juristen herausgeklügelten Rechtsvergewaltigungen in die Tat umgesetzt. Die der Stadt Straßburg angehörenden Landbezirke wurden widerrechtlich zur Besteuerung und zur Treueidleistung herangezogen. Des französischen Kriegsministers Louvois Aufforderung an die Stadt gegen Ende 1680, sich gutwillig von dem Deutschen Reiche zu trennen, war vom Rate zurückgewiesen worden.

Wie vom Basiliskenblick gebannt, fassungs- und direktionslos, ohne Hoffnung auf Reichshilfe, in ausgesprochener Franzosenfeindlichkeit fruchtlose Neutralität zu wahren suchend, sah Straßburgs Rat dem drohenden Unheil entgegen.

Es vollzog sich in den letzten Septembertagen des Jahres 1681!

Den Vorwand bot ein dem Kaiser fälschlich zugeschobener Plan, die Stadt zu besetzen. Nächtlicherweile wurden am 28. die Zollschanze an der Rupprechtsau und der Rheinbrückenkopf Kehl überfallen: Die Stadt war nun, den wohldurchdachten Vorbereitungen Louvois' entsprechend, völlig umstellt.

Da sie, als Teil des Elsasses, dem Könige von seinen Gerichtshöfen zugesprochen sei, so fordere dieser Anerkennung seiner Souveränität, Aufnahme einer Garnison. Widerstand war nutzlos! Das mußte auch schließlich die zu solchem von Hause aus sehr geneigte Bürgerschaft einsehen.

Der Stadt, die nun Ludwig XIV. als ihren „höchsten Herrn und Beschützer" anerkannte, wurden die alten Privilegien belassen, ebenso freie Religionsübung, die Universität, die Zivil- und Strafgerichtsbarkeit, aber für gewisse Appellationen war der Conseil souverain von Breisach zuständig. Das Arsenal samt Munition fiel der französischen Garnison zu, das Münster dem katholischen Gottesdienst, jahrelangen Anstrengungen und Umtrieben des französisch gesinnten Bischofs Franz Egon von Fürstenberg gemäß.[1]) Ueber dreihundert Familien verließen

[1]) Der Anteil des damaligen Bischofs von Straßburg an der Annexion war viel be-

Digitized by Google

im Laufe der nächsten Jahre Straßburg, um sich in Süddeutschland niederzulassen.

Mit dem Falle des alten Argentoratum war das Schicksal des Elsaß in Wahrheit endgültig entschieden.[1]) Es rückgängig zu machen, ist wiederholt erwogen worden, so im Jahre 1697 bei den Friedensverhandlungen von Ryswijk. Leider ward der Rat des Markgrafen Ludwig von Baden, Straßburg, „die Zitadelle von ganz Deutschland", in jedem Falle, auch unter vorläufigem Verzicht auf das übrige Elsaß, zu erwerben, nicht befolgt. Hoffnungen, wie sie damals in einer anonymen, mit Humor und Satire gewürzten Flugschrift des „Staats-Simplicius" wiedergegeben wurden, daß das Reich nicht mehr lange um die geraubte Tochter Straßburg zu trauern brauche, sind auch später, als deutsche Heere den elsässischen Boden betreten hatten, wenigstens vor dem Jahre 1870, nicht verwirklicht worden, weder als der preußische Minister Graf Hertzberg im Mai 1791 die Frage aufwarf, noch als sie 1815 bei den Verhandlungen über den zweiten Pariser Frieden von deutschen Patrioten mit aller Energie in den Vordergrund gerückt worden war.

Wie bereits im zwanzigjährigen, zu Regensburg abgeschlossenen Waffenstillstand vom 15. August 1684, ward vollends im Frieden zu Ryswijk (am 30. Oktober 1697) das Elsaß mit Straßburg der Krone Frankreich endgültig abgetreten. Durch denselben Frieden wurde das im August 1670 von Ludwig XIV. mitten im Frieden schmählich geraubte Herzogtum Lothringen seinem Herzoge Leopold wieder zurückgegeben; auf die noch im Nymwegener Frieden zurückgehaltene Hauptstadt Nancy und auf die Souveränität über einen breiten Kreuzweg durch das ganze Herzogtum mußte der König jetzt verzichten. Er behielt hingegen die Festung Saarlouis, sowie Stadt und Präfektur Longwy.

Gemäß den Wiener Friedenspräliminarien von 1735 ward dann im Mai 1736 Lothringen zusammen mit dem Herzogtum Bar aus der Organisation des Reichs losgelöst. Lothringens letzter Herzog, Stanislaus Leszczynski, König Ludwigs XV. Schwiegervater (1736—1766), war nichts anderes als ein Untertan Frankreichs! —

Trotz seinen Zusagen in den früheren Verträgen und Kapitulationen begann Ludwig XIV. nun die Verwaltung des Elsaß nach französischem Muster umzugestalten, durch Einsetzung eines Verwaltungsintendanten, eines militärischen Gouverneurs für die neue Provinz, eines Prätors als Regierungskommissars für die Lokal- und Gemeindeangelegenheiten.

Von seinen Souveränitätsrechten übte der König von Frankreich vor allem die Militärhoheit, die Oberaufsicht über alle Gemeinden und das Recht aus, Wege und Brücken zu bauen. Straßburg erhielt durch Vauban eine mächtige Zitadelle. Durch letztere und durch die starke Befestigung mehrerer anderer Städte

deutungsloser, als die gewohnte Ueberlieferung berichtet. Vgl. Erich Marcks, Straßburgs Fall im Jahre 1681 (Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins N. F., 5 Bd., S. 2 f.).

[1]) „Clausa Germanis Gallia" lautet die Umschrift einer bald nach Straßburgs Fall geprägten Medaille.

Digitized by Google

war das rechte Rheinufer von Basel bis zur rheinischen Pfalz militärisch abgetrennt.

Die französische Verwaltung des Elsaß unter dem Bourbonenkönigtum charakterisierte sich im übrigen durch mangelndes Verständnis für die großartigen Kulturwerte, die im gewaltsam annektierten Lande steckten, für eine Fortführung und Weiterausbildung jener großartigen Tradition, die, soweit wir sie kennen, mit Ottfried von Weißenburg gewissermaßen begonnen hatte und nun vorerst bis zu dem Sittenschilderer und „Franzosenfresser" Joh. Michael Moscherosch (1601—1669) und dem protestantischen Theologen Philipp Jakob Spener (1635—1705) reichte.

Als ein wesentliches Element zur Unterdrückung der eigenartigen Kultur des Elsaß erwies sich sehr bald die Verbreitung des Katholizismus, in der Art, wie sie von seiten Ludwigs XIV. im zweiten Teile seiner Regierung zugleich als politisches Mittel gehandhabt wurde. Solchem Zwecke diente das Straßburger Priesterseminar; es war in Wirklichkeit nur eine Pflanzstätte französischen Wesens auf jesuitischer Grundlage. Während es im Jahre 1681 nur zwei katholische Bürgerfamilien in Straßburg gegeben hatte, bestand bereits ein Jahrzehnt nach der Kapitulation ein Fünftel der Bevölkerung aus übergetretenen und eingewanderten Katholiken.

In Wissenschaft, Literatur und Kunst suchten die Gelehrten des Elsaß den Anschluß an das alte Mutterland festzuhalten. Deutschland galt den Gebildeten als Pflanzstätte wahrer Bildung und Gesittung, nicht der Hof und die Hauptstadt des Sonnenkönigs.

Zwischen den angesehenen Elsässer Familien und den zugewanderten französischen Beamtenfamilien, den eingedrungen „Wälschen", denen kein Zutrauen zu schenken sei, blieb eine schwer überbrückbare Kluft in Sitten und Gewohnheiten, vor allem in Sprache und Religion. In leicht verständlichem Widerwillen gegen die hinterlistig aufgedrungene Fremdherrschaft verstanden sich nur die Elsässer, welche sich dazu gezwungen sahen, zur Erlernung der französischen Sprache. Angesichts eines solchen Widerwillens und einer solchen Oppositionslust scheute sich die französische Regierung vorerst noch lange, nach dieser Richtung allzu energisch vorzugehen; betrachtete sie doch das Elsaß nur als Province étrangère effective, die besondere Gerechtsame und Einrichtungen hatte. Trotz der Einwanderung französischer Beamtenfamilien, trotz der Anwesenheit französischer Besatzungen und Militärbehörden, trotz der Errichtung eines Conseil souverain d'Alsace in Colmar, trug das Elsässerland noch zu Beginn der französischen Revolution ein durchaus deutsches Gepräge. Auch glaubten die Bürger der früheren deutschen Reichsstädte, selbst unter der französischen Oberhoheit, ihre alten deutschen Verfassungen aufrechterhalten zu können; sie sahen in ihren Gemeinwesen noch immer wertvolle Teile des Deutschen Reiches. Bis zum Jahre 1789 leistete die Straßburger Bürgerschaft vor dem Münster einen Eid auf ihre alte Verfassung, auf die bürgerlichen Freiheiten ihrer Stadt. Daß deutsche Fürsten aus den Geschlechtern Hessen, Pfalz, Württemberg, Baden,

Digitized by Google

Nassau, die Fürstbischöfe von Speier und Basel Besitzungen im Elsaß hatten, bildete ein gewichtiges Verbindungsmittel mit dem Deutschen Reiche.

Goethe, dessen Aufenthalt in Straßburg (1770) bereits oben berührt worden ist, bekannte, daß er gerade dort „allen Franzosentums ledig geworden sei". Und zwanzig Jahre später notierte der Engländer Arthur Young von seiner Reise durch das Elsaß, daß hier „ein Volk wohne, das sich in Sitte, Sprache, Ideen, Vorurteilen und Kleidung gänzlich von den Franzosen unterscheidet". Da erschien ihm die Eroberung des Elsaß durch Ludwig XIV. als „ein so ungerechtes und ehrsüchtiges Verfahren".

III.

Die Gewaltmaßregeln, Elsaß-Lothringen zu französieren, seit der französischen Revolution und besonders unter Napoleon III.

Was der lothringische Universitätsprofessor Christian Pfister 1901 behauptet, Frankreich habe es verstanden, Elsaß eine Seele einzuhauchen, trifft durchaus nicht zu, weder für die Periode vor der französischen Revolution, noch für die Zeit nach jener einschneidenden Umwälzung.

Wohl hat diese einen tief eingreifenden Eindruck auf die Elsässer gemacht, einen Umschwung aller Verhältnisse eingeleitet. Der Zusammentritt der Nationalversammlung in Paris rief auch die elsässer Bürger, den dritten Stand, zur Teilnahme am politischen Leben auf. Diejenigen, welche folgten, geblendet durch die Nachricht von der Erstürmung der Bastille, durch die Erklärung der Menschenrechte, zwangen die anderen mit sich, trotzdem der bedächtige Mittelstand sich gegen die republikanischen Ideen ablehnend verhielt. Die Abschaffung der Lehnsrechte der Feudalherrschaften, die Einziehung der elsässischen Besitzungen auswärtiger Fürsten, die Verleihung der in Frankreich üblichen munizipalen Verwaltung an die Städte, die Säkularisierung der geistlichen Territorien (2. November 1789), welche den scharfen, aber natürlich nutzlosen Protest sämtlicher Geistlichen hervorrief, führte zur Umwandlung des Elsässers zum französischen Bürger.

Alle diese Ideen der großen Revolution wurden als ein gewaltiger Fortschritt gegenüber dem zurückgebliebenen Deutschland empfunden. So erschienen auch die deutschen Heere, die 1792 über den Rhein kamen, dem Elsässer nicht als Befreier vom französischen Joch, sondern als Vertreter und Büttel der verhaßten legitimistischen, klerikalen und kleinstaatlichen Reaktion.

Es ist sehr bezeichnend hierbei, daß die Erinnerung der ursprünglich engen Zugehörigkeit des Elsaß zum Deutschen Reiche selbst den Männern der damaligen Nationalversammlung noch geläufig war. Gegen die ebenerwähnte Säkularisation des Kirchengutes hatte der Bischof von Straßburg in seiner Verzweiflung im Jahre 1790 das leider damals so ohnmächtige Deutsche Reich um Schutz und Hilfe gebeten, da er dessen Glied sei.

Das gab dem Pariser „Moniteur" Anlaß zu folgender Bemerkung am Schlusse eines besonderen Artikels unter der Rubrik — Allemagne: „Ce secours ne lui sera point refusé et il se pourroit, comme on le dit généralement

Digitized by Google

et tout haut, que sa réclamation, jointe aux plaintes des autres Etats de l'Empire qui possèdent des biens en Alsace, donnât lieu à la réunion de ce pays à l'Empire d'Allemagne, duquel il fut détaché par l'ambition et auquel il doit maintenant appartenir de nouveau, selon les principes du droit des gens."[1])

Schärfer konnte die Revolutionsregierung Ludwigs XIV. Raub nicht verurteilen! Allerdings ist die schöne Regung, die einem den damals proklamierten Menschenrechten entsprechenden Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl entsprang, rasch wieder erstickt worden; sie blieb ohne Folge!

Die besonders zärtliche Liebe eines Mutterlandes für einen wertvollen und geschätzten Landesteil spricht jedoch keinesfalls aus jenen Worten!

Ein wertvoller Zuwachs fiel der französischen Provinz in der Revolutionszeit zu durch den Uebertritt Mülhausens zu Frankreich. Seit 1515 im Verbande der schweizerischen Eidgenossen, ward die Stadt seit 1789 durch die Heranschiebung des französischen Zollgürtels in ihrem industriellen Aufstreben derartig beengt, daß sie sich zum Verzicht ihrer republikanischen Souveränität zugunsten Frankreichs im Januar 1798 gezwungen sah. Nicht Sympathien für Frankreich, sondern Befürchtungen wegen Versperrung des notwendigen Absatzgebieets waren bei dem bedeutsamen Schritte entscheidend gewesen.

Nachdem das Elsaß, Colmar am 12. April 1790 voran, dem Gesetze und dem Könige den Eid der Treue geschworen hatte und einen bedeutend engeren Anschluß an Frankreich als zuvor gefunden hatte, verschmolzen seine Verwaltung und Rechtspflege innig mit der des übrigen Frankreich. Die Zollinie ward von den Vogesen an den Rhein verlegt, wodurch allerdings der alljährlich mehrere Millionen eintragende Transithandel eingebüßt wurde, das Land ward in Departements eingeteilt. Straßburg verlor seine alte Verfassung und seine Handelsfreiheit. Die Universität, bis dahin ein Hort des Deutschtums und ein wichtiges Bindeglied mit dem alten Reiche, mußte die Umwandlung in eine französische Akademie über sich ergehen lassen. Die Frauen legten die pietätvoll bewahrte deutsche Landestracht ab, allerdings nur für kurze Zeit (1793). Am längsten und nachhaltendsten lehnten sich die Talbauern gegen alles, was französisch war, auf.

Vor allem wurde der Durchführung der französischen Sprache zunehmend höherer Wert beigemessen. Für das Elsaß war bereits durch Staatsratsbeschluß vom 30. Januar 1685 und in Lothringen noch vor der eigentlichen Einverleibung des Herzogtums in Frankreich (1766), unter dem letzten Herzog, Stanislaus

---

[1]) Diese Hilfe wird ihm sicherlich nicht verweigert werden, und es wäre wohl möglich, wie man allgemein und ganz laut sagt, daß seine Beschwerde — mit den Klagen der anderen Staaten des Reichs, die Besitztümer im Elsaß haben, vereint — Anlaß gäbe zur Wiedervereinigung dieses Landes mit dem Deutschen Reiche, von dem es durch Ehrsucht losgerissen wurde und zu dem es gegenwärtig von neuem gehören muß, gemäß den Grundsätzen des Völkerrechts (vgl. L. Häußer, Geschichte der französischen Revolution, 1867, S. 208).

Digitized by Google

Leszczynski, im Jahre 1748 verfügt worden, daß alle Prozeßakten in französischer Sprache abzufassen seien. Jedoch sind diese Bestimmungen keineswegs allgemein ausgeführt worden. Nunmehr wurde am 20. Juli 1794 die französische Sprache für alle Urkunden „zum Vorteil der Eingewöhnung in Frankreich", unter Strafandrohung gegen etwaige Verstöße von seiten der Beamten, vorgeschrieben, behufs „Ausrottung aller fremden Sprachen auf Frankreichs Boden", zu denen auch die „deux idiomes très dégénérés", nämlich die deutsche und die italienische Sprache, gehörten. Aus seiner Praxis heraus sah sich jedoch ein lothringischer Advokat genötigt, zum Besten der Rechtssicherheit in den noch immer rein deutsch sprechenden Gebieten die Aufhebung jener Verfügungen zu beantragen. Natürlich ohne Erfolg!

Andererseits gab aber das zähe Festhalten der Bevölkerung an der deutschen Sprache und an den alten Sitten wiederholt Anlaß zu Klagen und schärferen Verordnungen: Daß ein „peuple aussi attaché que l'alsacien à ses usages" dem Sprachenzwange Trotz biete, beobachtete der Präfekt des Unterelsasses, Laumond. 1833 empfing der Minister Guizot einen Bericht über den dortigen Volksschulunterricht in Lothringen: „Kantone mit rein deutscher Bevölkerung, Schulen, die in der französischen Sprache nichts leisten, Lehrer und Lehrerinnen, die Französisch nicht verstehen, Geistliche, die durch ausschließlich deutsche Predigt und Katechismuslehre gegen das Französische mit ihrem ganzen Einfluß kämpfen." Zudem befürchte die mißtrauische Bevölkerung, „daß ihr zugleich mit der französischen Sprache d'autres mœurs et d'autres usages aufgezwungen" werden könnten. Für die Pflege deutschen Geistes, deutscher Sprache und deutschen Gemütes bei aller politischen Rücksichtnahme auf Frankreich traten damals elsässische Männer ein, wie August Stöber, Eduard Reuß, Ludwig Spach, Karl Hackenschmidt usw. Radikal suchte nun die französische Regierung vorzugehen: Der gesamte Unterricht wurde unter die Aufsicht staatlicher Behörden gestellt; in Kindergärten (salles d'asile) mußte schon den kleinen Kindern das Französische als Umgangssprache beigebracht werden. Ebenso sollte es für den Religionsunterricht obligatorisch werden. Dagegen erhob sich mit der gesamten Geistlichkeit beider Konfessionen der Bischof von Straßburg, Räß: „Es widerstrebe seinem Gewissen, den Kindern die ersten Begriffe der Religion und der Moral in einer anderen als in ihrer Muttersprache zu erteilen."

In noch schärferem Maße ward unter Napoleon III., vor allem in den Schulen, gegen die deutsche Sprache vorgegangen: Lehrer, die mit ihren Schülern Deutsch sprachen, wurden abgesetzt; Lehrern, die besonders energisch eingreifen würden, waren glänzende Belohnungen in Aussicht gestellt. Damals veröffentlichte der Straßburger Ehrenkanonikus L. Cazeaux eine zeitgemäße, an den dortigen Bischof Räß gerichtete Broschüre: „Versuch über das Beibehalten der deutschen Sprache im Elsaß" mit dem Geständnis: „Man mag erstaunt sein, daß nach zweihundertjährigem Anschlusse und angesichts so bedeutungsvoller Ereignisse es noch Leute gibt, welche den Rückfall des Elsaß an Deutschland

Digitized by Google

träumen, und welche der Meinung sind, daß die Elsässer willens sind, die Verwirklichung dieses Wunsches durch alle möglichen Mittel zu fördern."

Cazeaux, der sich im übrigen zum Zweisprachensystem bekannte, kam schließlich zu dem „traurig logischen Schluß, daß, wer die deutsche Sprache bekriegt, sich gewissermaßen an der Religion, an der Moral und somit an der Gesittung im Elsaß vergreift". Und der protestantische Geistliche Joh. Wilh. Baum berichtete von der elsässischen Landbevölkerung, daß „deren Sympathie König Louis Philipp mit nichts so sehr erworben habe, als daß er bei seiner Huldigungsreise Deutsch mit derselben sprach".

Gegen die napoleonischen Bestrebungen, die deutsche Sprache, die Verbindung mit deutscher Kultur möglichst schnell und gründlich zu unterdrücken, was mittelbar den Beginn einer geistigen Stagnation und Depression zu verschulden begann, richtete sich ein Gesuch lothringischer Familienväter im Jahre 1869; es ward vom Imperator mit vagen und wenig bedeutenden Versprechungen beantwortet.

Der unleugbare Gegensatz zwischen den ehemals deutschen, widerwillig annektierten Landesteilen und dem neuen „Mutterlande" kam in ungeahnter Schroffheit im Frühjahr 1871 zum Ausdruck, als die Rückgabe von Elsaß und Deutsch-Lothringen an Deutschland, neben der Zahlung einer Kriegsentschädigung im Betrage von fünf Milliarden Franken, Hauptbedingung des Friedens geworden war.

Gegen die Abtretung erhoben die elsässischen Deputierten, unter ihnen der Politiker Auguſt Schneegans, 1870 Adjunkt des Bürgermeisters von Straßburg, dieser selbst namens Küß, ferner Kablé, Hartmann, formellen Protest, den sie der Nationalversammlung in Bordeaux überbrachten. Für ihre „patriotischen" Gefühle niederschmetternde Beobachtungen und Erfahrungen erwarteten sie dort, wie wir aus Schneegans' Memoiren erfahren:

„Geradezu empörte uns die vollständige Gleichgültigkeit, die wir bei der großen Mehrheit der Abgeordneten hinsichtlich des künftigen Schicksals der elsässischen Bevölkerung trafen. Die Sprache und Haltung der Abgeordneten ließ uns gar keinen Zweifel in dieser Beziehung. Gewiß, wir begegneten einigen vereinigten Bezeigungen von Sympathie. Aber für die große Masse dieser Abgeordneten waren wir nur ein Gegenstand der Verlegenheit. „Ach was," sagten sie untereinander, „diese Elsässer sind immer Deutsche gewesen. Schließlich nimmt Preußen sein Eigentum nur wieder zurück!"

Der Präsident der Nationalversammlung selbst, Jules Grévy, das spätere Staatsoberhaupt, verblüffte Schneegans durch die nicht gerade schmeichelhaft gedachte Bemerkung: „Wir wissen in der Tat, daß ein ganz beträchtlicher Teil des Elsasses leider preußische Sympathien hat." Männer, die für Frankreich gekämpft und gelitten hatten, konnten daraus nur den Vorwurf landesverräterischer Gesinnung heraushören.

Bei mancher Gelegenheit später begegnete Schneegans „derselben Gesinnungsweise, deren beleidigende Wiederholung ihn schließlich aus Frankreich verjagte".

Digitized by Google

Andere seiner Kollegen sind Zeugen ähnlicher Vorkommnisse gewesen. Einer dieser, Renker, sagte einmal später: „Ich will nicht so sehr an Bordeaux denken, damit meine Liebe zu Frankreich nicht darunter leidet."

Die Mehrheit der Nationalversammlung hatte keinen anderen Gedanken, als den Friedensvertrag möglichst rasch zu erledigen und die Elsaß-Lothringer loszuwerden. „Mit absolutestem Stillschweigen haben die Abgeordneten in den Bureaus und nachher in der Kammer die Nachricht der Abtretung entgegengenommen, aber lautes Stöhnen empfing die Nachricht der fünf Milliarden zu fünf Prozent. Welch traurige Majorität hatte sich Frankreich gegeben."

Für die Friedenspräliminarien stimmten 546 Abgeordnete, nur 107 dagegen.

„Das Opfer war vollbracht," erzählt Schneegans weiter in seiner lebendig-plastischen Darstellung (Seite 124). „Der Abschied war den Abgeordneten leicht geworden. Als wir auf der Treppe einige Abgeordnete der Rechten antrafen, hörten wir einen, wie er sich seinem Kollegen gegenüber glücklich schätzte, daß die Sitzung so gut geendet habe: „La chose s'est passée assez proprement," sagte er, „et sans trop de grincements de dents." (Die Sache ist ziemlich glatt gegangen und ohne allzu viel Zähneknirschen.) „La chose," das war die Preisgebung Elsaß-Lothringens! Teutsch, der hinter diesen Abgeordneten hinunterging, konnte sich nicht mehr beherrschen. In heftigen Worten fuhr er ihn an und schalt die Vertreter Frankreichs törichte Gecken. Als der andere ihn fordern wollte, sagte er ihm: „Ich habe das Recht, so zu sprechen, denn ich bin Abgeordneter des Elsaß."

Da durfte der Bürgermeister Küß von Straßburg, unmittelbar vor seinem damals in Bordeaux erfolgten Tode,[1]) in seinem französischen Patriotismus gründlich ernüchtert, in die bitteren Worte ausbrechen: „Wir sind besser als diese Nation; Frankreich war nicht würdig, das Elsaß zu behalten."

So sprach in der denkwürdigsten Zeit seines engeren Vaterlandes ein überzeugungstreuer Elsässer!

Im Hinblick auf den gegenwärtigen Weltkrieg sei hier noch eine vergleichende Betrachtung zum Schlusse angefügt.

Mit demselben Rechte, mit dem da Frankreich jetzt Elsaß-Lothringen, auf Grund eines früheren Besitzstandes während zweier Jahrhunderte, als angebliche „Desannexion" zurückfordert, darf sein braver Bundesgenosse England — Calais und Umgegend als seinen alten Besitz in Anspruch nehmen.[2]) Ob aber die Franzosen auch mit dieser „Desannexion" auf die Dauer einverstanden sein werden, das ist eine andere Frage!

---

[1]) Die Schilderung von Tod und Begräbnis des Bürgermeisters Küß in Schneegans' Memoiren (S. 120—135) liefert weitere Beweise für die Geringschätzung, mit der die Elsässer damals im Regierungsmittelpunkt Frankreichs behandelt wurden.

[2]) Vgl. meine Abhandlung im Juli-Heft der „Deutschen Revue" 1916: „Calais unter englischer Herrschaft 1347—1558".

Digitized by Google

Tagebuchnotizen von Wilhelm v. Humboldt aus Paris (1799)

Von

Professor A. Leitzmann (Jena)

Im Herbst 1797 war Wilhelm v. Humboldt zu längerem Aufenthalte nach Paris gekommen und blieb dort während der Tage der Direktorialregierung und des aufsteigenden Bonaparte bis zum Herbst 1801. In seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen, die ungemein reichhaltig und umfangreich sind, besitzen wir eine der wertvollsten Schatzkammern von Materialien für die Kenntnis des französischen Geisteslebens jener Zeit. Die Veröffentlichung dieser Tagebücher hat vergangenes Jahr im 14. Bande der Gesamtausgabe von Humboldts Schriften begonnen, die unter der Leitung der preußischen Akademie der Wissenschaften erscheint. Aus dem im Druck befindlichen 15. Bande seien folgende Proben mitgeteilt:

8. Januar. Besuch bei Madame Condorcet. — Sie hat vor mehreren Jahren einen Roman entworfen, von dem der Plan ganz fertig ist, aber nur etwa 80 Seiten geschrieben sind. Die Hauptidee davon ist der Contrast der Liebe eines Wilden und eines civilisirten Menschen in dieselbe civilisirte Frau. Sie hat aber, wie sie sagt, das Project aufgegeben. — Als die Stael mit Narbonne in Verhältniß gewesen ist, hat sie sich ungeheuer tremoussirt, ihn immer zugleich beim König in Gunst und mit den Patrioten in Freundschaft zu erhalten. Sie hat Sieyes, Condorcet und einige andre der Gironde zu Narbonne zu Tische gebeten, aber immer selbst gesprochen, ohne Narbonne reden zu lassen. Sie ist so beschäftigt und verwirrt gewesen, daß sie einmal der Condorcet in Gegenwart des Mannes von dieser und einiger andern nach Tische gesagt: Vous ne m'enleverez pas Mr. de Narbonne, Madame. Dann ihr die Hand gefaßt und hinzugesetzt: je suis bien aise de Vous avoir dit cela und von Decreten und Politik, wie vorher, weiter gesprochen. — Voriges Jahr (1797) hat sie vor vielen Personen bei Talleyrand am Tische, als Constant neben ihr gesessen, und von Buonaparte die Rede gewesen ist, gesagt: Eh! comment est-il possible que je ne sois pas née pour être la femme de Buonaparte. — Es war noch eine Madame la Chaise bei der Condorcet, deren Mann lange Consul in Genua gewesen ist, einean genehme, sanfte Frau. — Narbonne hätte viel Verstand, aber nicht genug Conduite gehabt. Bei diesen diners der Stael habe er einem Mädchen geglichen, die man, um sie zu verheirathen, aus dem Kloster bringt, und ihr sagt: c'est pour lundi. — Constant ennuyire sich beständig und überall; aus Langeweile rühre seine Unruhe und sein Ehrgeiz her. (In der That scheint das sehr wahr, er hat gar nicht die Unruhe der Heftigkeit, sondern nur des Zerstreutseyns, des an nichts Befriedigung finden)

*

Digitized by Google

Mittagessen bei Gambs. — St. Aubin war dort. Er ist, wenn nicht aus Deutschland selbst, doch aus den deutschen Provinzen Frankreichs, und spricht vollkommen Deutsch. Er ist klein, mager und hat ein feines, kluges Gesicht. Er spricht viel und amüsant, über interessante Gegenstände, und auf eine französisch witzige Manier, doch zu einförmig, gerade immer so, als er einen Artikel für ein Journal schreibt, also nicht mit gehöriger Anwendung auf die Gesellschaft, die er vor sich hat. Daß er eines eigentlich tiefen, rein untersuchenden Gesprächs fähig ist, konnte man wenigstens nicht sehn, und er schien immer nur zu reden, um sich hören zu lassen. Vieles war eigentlich pedantisch und sogar gedruckte Sachen trug er von neuem der Länge nach vor. — Paris hat nicht mehr als 24,312 Häuser, und daher hat man sich mit der Fenstertaxe sehr verrechnet. Sie wird nicht mehr als 400,000 livres einbringen. Die Anzahl der Menschen gab er über 700,000 an. — Signeul: man spielt in großen Gesellschaften hier gewöhnlich Bouillotte, selten Whist, nur in kleinen bürgerlichen Cirkeln boston, nie, auch schon vor der Revolution nicht l'hombre. Die großen Spielcirkel, z. B. bei Madame Tallien gehen erst nach Mitternacht an, und dauern bis zum Morgen. Das bouillotte Spiel ist sehr gefährlich für einen Neuling. Er muß schlechterdings verlieren, wenn es die andern darauf absehen. Es scheint eine Geschwindigkeit des Zählens der Augen der Karten vorauszusetzen, in der man leicht jemanden zu Irrthümern verleiten kann. Wenn herum gepaßt wird, so wird Ein jetton unter den Leuchter gesetzt, und da dies oft kommt und man hoch spielt, so verdient ein solcher Leuchter oft 50 Louisd'or in einer Nacht. Dies Geld nimmt jetzt ganz gewöhnlich die Hausfrau. Signeul sagte selbst, daß er gesehn, daß die Frau des Hauses es in ihren Strickbeutel gesteckt habe. — Valckenaer hat sehr interessante Manuskripte hinterlassen, Emendationen und Anmerkungen fast zu allen alten Schriftstellern. Fragmente des Callimachus will sein Sohn jetzt herausgeben. Sonst ist eine so gut als fertige Ausgabe der Griechischen Geschichte Xenophons und sehr viel zum Sophocles da; der Sohn hat alle diese Manuscripte, und sucht sie zu verkaufen. Der Sohn ist ein Mensch von sehr viel Talenten, ein Patriot von der heftigen, der jetzt herrschenden entgegengesetzten Parthie; er war Gesandter in Spanien, ist jetzt in Holland, kommt aber in einiger Zeit zurück. Er soll von üblen Sitten seyn, und die Manuscripte sich wirklich in der Wohnung zweier Mädchen befinden, die er hier im Faubourg Poissonnière hält.

*

9. Januar. Gespräch mit dem Sohn des Baron Holbach bei der Vandeuil. — Sein Vater hat Rousseaun angeboten, seine Kinder umsonst zu erziehen. Dieser aber hat es ausgeschlagen. — Hume hat seinem Vater einen Englischen Brief geschrieben, den der Sohn noch hat, in dem er sagt: er (Holbach) habe ihm wohl vorhergesagt, daß le bon Hume die dupe dieses Menschen seyn werde. — Die Briefe sind merkwürdig, obgleich platt gegen Rousseau. Ich sah sie und las sie selbst.

*

Digitized by Google

20. Januar. Besuch bei Madame Talma. — Das Gespräch betraf vorzüglich den Charakter der Weiber, die Art, wie in Frankreich die Männer über sie denken und sie behandeln, und das Glück der Ehe. Sie klagte über die Sittenverderbniß ehemals. Man habe nichts als Galanterie gekannt; bei Heirathen und Kindern nur an Vermögen gedacht. Narbonne's Geliebte, die Schauspielerin Contat, habe sich bei Narbonne beschwert, und es übel genommen, daß seine Frau schwanger geworden sey; und er habe sich damit gerechtfertigt, daß er, für sich ohne Vermögen, ohne Kind nicht von ihr würde haben erben können. Man habe die Engländer getadelt, daß sie nur Sinnlichkeit kennten, keine délicatesse besäßen, in liederliche Häuser gingen und nicht Galanterie hätten. Die Talma nahm hierin sehr gut ihre Parthie, und verabscheute diese Galanterie, die die Weiber zu Puppen macht. Sieyes und andrer Männer Grundsatz sey gegen alle Heirathen und bloß für Maitressen. Doch seyen die Frauen daran auch selbst Schuld gewesen, da sie zu Anfang der Revolution die politischen Gespräche der Männer langweilig gefunden und verspottet hätten. Dennoch sey seit der Revolution mehr Häuslichkeit, mehr Sorge für die Kinder entstanden. — Die Talma hat offenbar mehr Sinn, als andre Französinnen; sie goutirte daß ich sagte, die Franzosen wären ebendeshalb schlechte Republikaner weil sie nicht lieben könnten, und dies sey dem entsprechend, daß sie sich nicht fest an Principien hielten. — Die Condorcet sagte mir, die Talma habe schreckliche Leidenschaften gehabt, und sey sehr unglücklich dadurch gewesen. Sie selbst ist aber auch sehr kalt und hält es für besser, daß Mann und Frau immer getrennt wohnten, den Appetit zu reizen (!). — Die Talma hat mit Narbonne, Choiseul-Gouffier, Chamfort cet. viel gelebt. — Alle diese, sagte sie, wären anfangs sehr für die Revolution gewesen, hätten aber nachher die Gesinnung geändert. Sie selbst ist sehr patriotisch. — Wort von Riouf über Buonaparte: C'est un grand citoyen, mais ce n'est pas un concitoyen.

*

21. Januar. Théâtre de la république. Brutus von Voltaire. — Brutus, Vanhove; Titus, Talma; Aruns, Baptiste. Das Stück ist schlecht combinirt, die Liebe übel angebracht, Titus Umänderung und Verrath doch nicht motivirt genug, auch nirgends eigentliche Individualität. Indeß sind die letzten Scenen sehr schön. Brutus allein mit seinem Sohn; jener sagend, daß er nicht anders handeln könne, aber seine Größe anerkennend, dieser sich noch freuend für die Freiheit zu sterben, und seines Vaters würdig zu erscheinen. Da sind die Charaktere schön idealisirt, die Lage ist groß und prächtig ausgeführt. Einzelne schöne Worte: ai-je encore un fils? Vous n'en avez plus. — Je mourrai digne de mon père. Es ist die Frage, ob das Stück nicht da schließen sollte? Doch ist sehr geschickt ein langer récit vermieden. — Ich muß Voltaire mehr studiren; es schien mir sehr viel Größe hierin zu liegen und eine energischere, als in Racine. — Die Talma nannte Voltaire das Ideal eines Franzosen. — Talma spielte außerordentlich gut; sehr malerische Stellungen und viel Ausdruck. Sein Gesicht, wie er auf die Bühne tritt, hat (ich finde nur mit zu viel leidendem

Digitized by Google

Antheil) den Ausdruck des durch Leidenschaften travaillirten Helden. — Es war der Tag der Hinrichtung des Königs; das Haus voll, und der Antheil ziemlich lebhaft.

*

20. März. Thé bei Zeltner. — Kosciusko, nicht groß, mager, sehr eingebogene Nase, kleine ziemlich nah an einander stehende Augen, übrigens kränkliche hängende Züge. Er hat nichts Großes, nichts Heroisches, aber etwas Festes was wohl an Nationaleigensinn gränzt. In der Gesellschaft ist er äußerst höflich, geschmeidig und gegen Weiber ordentlich höfisch.

*

Mesmer. — Ein großer, dicker, vierschrötiger Mensch mit breitem weder schwärmerischen, noch listigen, bloß unbedeutenden Gesicht. Etwas Steifes im Betragen und Unbehülfliches im Reden. Soviel es mir vorkam, sehr platt und alltäglich.

*

Madame Rousseau. — Alt, verständig, entschlossen mit Heftigkeit. Soll die Manie haben, als sey die kalte und einfache Vernunft alles, aber selten, dagegen überall nur Laster, esprit, Künstelei cet. Ihre eigne schlichte Vernunft soll indeß nicht frei von Eigenliebe seyn.

*

Dupont de Nemours. — Hat ein Project nach Amerika zu gehen, einen neuen Staat zu gründen. Que sera la fin de tout ceci en Europe? — Allez à Palmyre et voyez. In einigen hundert Jahren wird man aus Amerika Colonien nach Europa schicken. Sie werden unsre Gebäude und Werke wie Alterthümer ansehen, und wieder unsre Felder beackern und Wein pflanzen. Sie werden keinen Champagner haben, weil dies zu tief ins Land hinein liegt, aber Bourdeaux. — Er giebt jetzt Turgots Werke heraus.

*

Besuch von Caillard. — Turgot hat auf Caillards Veranlassung eine metrische Uebersetzung des 4ten Buchs der Aeneide in Hexametern gemacht. Ein Vers daraus ist folgender:

Phosphore, | astre brïl | lant | du ma | tin, luis, | ouvre la | barrière.

das stumme e am Ende zählt nicht. — Suard hat verbreitet, Turgot habe Voltaire diese Uebersetzung, wie Prose geschrieben, geschickt, und Voltaire habe sie gelobt, aber hinzugesetzt: au reste j'en reviens toujours à mon idée que les poètes doivent être traduits en vers. Dies ist unrichtig. Caillard hat selbst Voltaires Brief gelesen. Er hat die Uebersetzung sehr gelobt, die Verse zwar nicht geahndet, aber auch nichts darüber hinzugesetzt. — Die Italiäner haben eine Menge sehr guter und antik rhythmischer Stücke in ihren Versen, vorzüglich Metastasio, Anapaesten, Trochaeen, nicht leicht Dactylen. — Quinault sey höchst unmusi-

Digitized by Google

kalisch. — Die Italiäner lassen den Wortaccent sehr stark hören. Die Franzosen opfern den grammaticalischen dem oratorischen auf. Nach Caillards Meynung streben sie ganz nach dem Hauptwort hin. Dies ist eine Eigenthümlichkeit vor allen andern Nationen. Mir scheint das häufige apostrophiren dazu zu thun. Das n' in mais je n'en ai pas u. s. f. kann keinen Accent haben. Wie mochten es die Griechen halten? Ich glaube nicht übel, fast ebenso.

*

Besuch bei St. Lambert mit Holbach. — Ein alter, wie es scheint, sanfter und liebenswürdiger Mann. Sein Gesicht und sein Gespräch indeß nicht bedeutend.

*

21. März. Gespräch mit Schlabrendorf. — Man spielt in Paris ohne alle Vergleichung besser Schach als in London. Ein berühmter noch lebender Schachspieler ist Leger. Philidors Lehrmeister hieß Legat und lebt vielleicht noch. — Alle Franzosen nehmen, wenn sie einen Stein schlagen, erst den Stein des Gegners in die Hand, und dann ihren. Schlabrendorf hatte die entgegengesetzte Gewohnheit. (Ob wohl alle Deutschen?) Die Franzosen wunderten sich darüber. Es verwirrte sie, weil sie nun nicht wußten, ob er bloß ziehen, oder schlagen wollte. Im Spiel hat beides Vortheile. Nehme ich erst den Stein des Gegners, so steht es mir noch frei, ihn mit welchem der meinigen ich will zu schlagen; nehme ich erst meinen, steht es mir frei zu ziehen oder zu schlagen.

*

26. März. Palais des Thermes. — In der rue de la Harpe unfern der Ecke der rue des Mathurins. Aus des Buchhändlers Fuchs Garten sieht man die eine Mauer mit einem rund gewölbten Fenster. Es ist ein weites und hohes Gewölbe mit mehreren Bögen und großen runden Fenstern. Es ist anizt die Werkstatt eines Böttigers, voll Tonnen und finster. Merkwürdig ist nichts daran, als daß man die Bauart der Römer sieht. Oben darauf ist ein neues Stockwerk aufgesetzt, oben auf dem alten Gemäuer ist ein Garten, er soll nach Verschiedenheit der Stellen 3—6 Fuß tief Erde haben. Es sind einige Obstbäume und ein kleines Lusthaus darin. Das ganze Gebäude gehört zum hôtel de Cluny, das jetzt der Nation ist. Zu dem Garten geht man auf einer Treppe von 79 Stufen.

*

Vaudeville. — Le mariage de Scarron. — Sehr hübsch und ausgearbeitet. Scarron heirathet Mademoiselle d'Aubigné, ein andrer Liebhaber von ihr muß zurückstehen, Menage und andre Freunde Scarrons railliren ihn über seine Heirath, Ninon l'Enclos interessirt sich erst für seinen Nebenbuhler, hernach aber für ihn. Hübsche Erfindung, witzige Einfälle, niedliche Couplets; man versetzt sich lebhaft in jene Zeit. Auch ist das Costume gut bewahrt. — Carpentier, als Scarron, spielt außerordentlich gut; er drückt mit den Augen, den Händen,

Digitized by Google

dem Rücken auf dem Stuhl, da er nicht aufstehn kann, prächtig die körperlichen Unbequemlichkeiten, seine Verlegenheit, ob ihn die d'Aubigné nehmen wird, nachher seine Freude u. s. f. aus. — Mademoiselle Sara als d'Aubigné auch sehr gut in der Steifheit, der reserve, der Keuschheit jener Sitten. — Nachher: Comment faire? ou les épreuves de Misanthropie et Repentir. Eine recht glückliche Persiflage dieses Stücks. Wenig neuer und schlagender Witz. Aber viel Lustigkeit, gute Einfälle, wenn auch der leichtern Art und Localität. Unnachahmliches Spiel Juliens als Muscadin. Nie sieht man die non-chalance, den abandon, das Gehen, als hätte der Leib keine Knochen, das unverschämte Hinlehnen, das affectirte Lispeln so gut und so ohne Uebertreibung nachgeahmt. Das Stück ist von Longchamp.

*

10. April. Truppe des Odeons in der Oper. Rodogune von Corneille. Rodogune, Madame Fleury; Cléopatre, Mademoiselle Raucour. — Das Stück ist ganz in der alten gigantesken Manier. Eine ungeheure, bis zur Unnatur boshafte Leidenschaft zeigt und entwickelt sich frei und frank, ohne sich in irgend einen Mantel zu hüllen; sie gesteht ihre Schandthaten, und rühmt sich damit, wie die Clytemnestra des Aeschylus. Außer diesen Zügen ist indeß auch nichts ausgemahlt. Selbst der übrige Charakter Cleopatras bleibt im Dunkel; ihre Söhne sind schwach; Rodogune unbedeutend, ein Paar Vertraute unerträglich. — Der Plan ist ohne Kunst angelegt, und schlechterdings nicht zu loben, er hat aber doch das Gute, daß er den Zuschauer fortführt, und nicht langweilig wird. In dem Ganzen desselben herrscht eine steife Symmetrie. Die beiden Prinzen lieben Rodogunen mehr als den Thron; sie wollen beide für sie auf diesen Verzicht thun. Cleopatra will dem das Erstlingsrecht geben, der sie an Rodogunen rächen wird; Rodogune dem, der den Mord seines Vaters an der Mutter rächen wird. Antiochus fleht erst Rodogunens Mitleid an, dann Cleopatras. Die Hebel der Intrigue sind erstaunlich einfach, und nicht übel angebracht. Cleopatra will Rodogunens Tod; dies ist der einfache Inhalt des Stücks. Sie will sich dazu ihrer Söhne bedienen; die Söhne stellen sich auf Rodogunens Seite; sie will also den Tod aller drei und richtet ihn selbst ins Werk. Dazu wird ihr Antiochus behülflich, indem er ihr Mitleid anfleht. Sie stellt sich gerührt und nun hat ihre Verstellung freies Spiel. Die letzte Entwicklung ist schön, vielleicht das Einzige abgerechnet (was aber auch zum gigantesken Stil gehört) daß die Nachricht von Seleucus Tode in demselben Augenblick ankommt, in dem Antiochus den Giftbecher an die Lippen setzt. Da Antiochus nemlich hört, daß Seleucus letzte Worte sind: une main qui nous fut chère à tous deux habe ihn umgebracht, so zweifelt er, ob es die Hand Rodogunens oder Cleopatras ist, und in dieser schrecklichen Ungewißheit steht er endlich auf, sagt daß er sich dem Schicksal hingeben, derselben Hand, vor der ihn sein Bruder warne, überlassen wolle, und greift nach dem Giftbecher. Rodogune hält ihn zurück, und schlägt vor, den Becher zu versuchen; darauf nimmt ihn Cleopatra, leert ihn aus, entdeckt noch was sie gethan, und bricht in Verwünschungen über

Digitized by Google

Rodogunen und ihren Sohn aus. Dieser Moment des Ueberlassens an sein Schicksal ist gewiß einer der größesten, die die tragische Bühne kennt. Es ist die Frage, ob der Dichter nicht wirklich dem Stück diesen Ausgang geben sollte. So gehört es jetzt ganz zu der Art von Tragödien, in denen die Katastrophe aktiv ist, durch einen Menschen allein absichtlich herbeigeführt wird, da die Griechen gewöhnlich das Schicksal allein freier walten lassen. Rodogune ist darin ein sonderbares Stück, daß es eigentlich keinen Helden hat, an dem man allein Theil nähme. Cleopatra kann dies nicht seyn; sonst wäre der Gang des Schicksals vollkommen da, weil sie gezwungen wird den Giftbecher, den sie Rodogunen bereitete, selbst zu leeren. Rodogune soll es seyn. Allein man fühlt, vom ersten Augenblick an, so sehr die Gefahr, in der zugleich die beiden Prinzen schweben, diese interessiren so sehr durch ihre Freundschaft, und Rodogune'n wird so wenig Mittel gegeben sich zu entwickeln, ja indem sie die Söhne gegen die Mutter brauchen will, fällt so ein schiefes Licht auf sie, daß das Interesse wenigstens ebensosehr die Prinzen trift. Es ruht also eigentlich auf allen Dreien, auf der Unschuld überhaupt gegen das Laster. Das nun macht die Katastrophe freilich weniger rein und dem Zuschauer ists am Ende nicht sowohl darum zu thun zu wissen: ist dieser, ist jener gerettet? als nur: hat die Bosheit ihren Plan durchgesetzt, oder ist sie selbst daran gescheitert? — Noch fiel mir an diesem Stück auf, und auch dies ist wohl eine Eigenthümlichkeit des gigantesken Stils, daß ich bei mehrern Stellen lachen mußte und so auch nicht selten das Parterre überhaupt lachte. Z. E. Cleopatra hat an Antiochus (nur verstellterweise) den Thron und Rodogunen gegeben; sie läßt seinen Bruder kommen, sie erzählt ihm dies mit den schwärzesten Farben, um ihn aufzubringen und zu ärgern, und er antwortet ruhig: grade damit hast Du mir einen Gefallen gethan. Das ist geradezu eine Komedienscene. Sollte dies gemildert werden, sollte Seleucus Großmuth darin hervorblicken, so mußte Cleopatra feiner verfahren, sie mußte nicht thun, als wollte sie ihn damit ärgern, sondern ihn nur, sich selbst entschuldigend, aufhetzen. Bei dieser Stelle klatschte das Pariser Publikum, und nur wenige lachten. Die Großmuth schlägt sie immer mit Ehrfurcht. Antiochus sagt Seleucus, man müsse Thränen bei der Mutter versuchen, dasselbe sagt er auch nach der Scene mit Rodogunen; Seleucus antwortet: pleurez donc à leurs yeux. Hier lachte alles und mit Recht. Ein andermal sagt Seleucus der Mutter, daß sie ja aber das Erstlings-Recht ganz nach Gefallen drehe. Wieder allgemeines Lachen. Ich rechne diese Stellen zum gigantesken Stil, weil es in diesem ist, die Sachen und Personen nackt und gleichsam roh darzustellen, und weil, wer darin schreibt, seiner Größe so gewiß ist, daß er diese Disparaten nicht sieht. Doch kann man diese Dinge nicht Naivetäten des Genies nennen, wie die Alten einige haben. Es sind mehr Grotesken der Ueberspannung. Das Gigantesque der französischen Bühne und Corneillen's insbesondre stammt von der Ritterzeit, den Spaniern, und — dies ist besonders zu merken — dem Einfluß der Ideen von Römergröße und Römerenergie her. Dies hat der Französischen Bühne eine entscheidende Richtung gegeben. — Für die Franzosen eigenthümlich, und etwas, das den

Digitized by Google

Spaniern fehlt, und die Italiäner weniger haben, halte ich einige sensible Stellen, die auch Corneille besitzt. — Die Raucour spielte unendlich gut. Sie überschreie sich nicht und nahm mit wunderbarer Geschmeidigkeit die verschiednen Gestalten ihrer Rolle an. Am schönsten macht sie sich im Großen. Die abgebrochnen Bewegungen, das Reden zu sich und aus sich heraus, selbst schon ein sonst manchmal übertrieben tragischer Ton paßten hier treflich. Vor allem haben ihre Bewegungen etwas so Determinirtes und Sicheres, daß man daran die Meisterin fühlt. So wenn sie erst auftritt, ganz in den langen schwarzen Mantel gehüllt, und dann mit einemmal den rechten Arm hervorstreckt. Ihr Costüme half ihr sehr. Die Fleury spielte mittelmäßig; die übrigen schlecht. Dies vermehrte das Groteske sehr. — Wenn man in den ersten Scenen die beiden goldbedeckten Prinzen herum stolziren und jeden dem andern einen Thron für ein Weib anbieten sieht, glaubt man in einer Marionettenbude zu seyn, und bewundert das Publikum, das sich geduldig diese Farce vormachen läßt. — Corneille findet in England allein Gnade und natürlich. Ueberhaupt aber ist Corneille mehr für das Ausland. Racine kann fast nur in seiner Sprache gelten. Auch wird man so oft gefragt, ob man die Schönheiten dieses Dichters alle faßte. Es ist wahr, daß sie genau in die Sprache verwebt sind, und es ist nicht bloß, als wäre die Feinheit der Diction, die Schönheit der Verse schwer zu fühlen, aber es ist, daß seine Sensibilität meistentheils nur in den Nuancen seiner Diction liegt, daß man sie also, wenn auch wohl versteht, doch nicht so fühlt, da man des Eindrucks dieser Nuancen auf die Seele nicht gewohnt ist. — Noch eine Gelegenheit, wo die Franzosen im Trauerspiel oft lachen, ist wenn sie die Intriguen eines Bösewichts durchsehn. Recht eigentliche Freude am Verstande.

*

15. April. Abendessen bei Madame La Tour. — Lucien Buonaparte, dem Bruder sehr ähnlich. Nur magrer noch und größer, und nicht das Starke und Bedeutende in der Physiognomie, vorzüglich nicht in den Augen und dem Kinn. — Gespräch mit Arnauld. Er hat in den veillées des Muses etwas über das Drama geschrieben. Es ist un ouvrage dramatique sérieux et nécessairement pathétique, qui n'exclue pas le plaisant, ou tous les intérêts peuvent concourir et toutes les personnes être introduites. Bei dem Gespräch hierüber und über die Tragödie bemerkte ich wohl, daß er eigentlich keinen Begriff von dem Charakteristischen der Tragödie, der Katastrophe hat. Indeß ist er freier von Vorurtheilen, als man sonst hier ist. — Ich klagte über den Mangel an ausgezeichneten Charakteren auf der Französischen Bühne, und sagte, daß alle tragischen Helden fast nur derselbe und einzige tragische Charakter wären. Er gab mir hierin so sehr Recht, daß er mir selbst gestand, daß, da er habe Otto von Wittelsbach bearbeiten wollen, er gefunden, daß er seinen Held fast aller individuellen Züge habe entkleiden müssen, um ihn für die hiesige Bühne brauchen zu können. Er nannte dies die Schuld des Publikums, dem man aber nur sehr nach und nach entgegenarbeiten könne. — Einige Gedanken über Tragödie,

Digitized by Google

Drama und Komödie. Die erste ist pathetisch, das zweite bloß rührend, die dritte allein für den Verstand. Alle fordern Handlung, aber jede ist mehr oder minder streng in der Einheit derselben. Die Tragödie will eine Katastrophe, das Drama begnügt sich mit einer Handlung, die Komödie, ohne aus ihrem Wesen zu gehn, schon mit einer Situation. Das Drama entsteht, wenn eine Nation nicht mehr Kraft zum ächt Tragischen oder ächt Komischen hat, aber trotz dieses Ursprungs ist es einer idealischen Ausbildung fähig. Ob es in Versen geschrieben werden kann? Ob es einen traurigen Ausgang nehmen kann?

*

26. April. Besuch bei dem Mahler Carmontel. — Es ist derselbe, der auch mehrere Bände Sprichwörter geschrieben hat. Es hat zweierlei Dinge, die er zeigt. 1., eine Art eines transparenten Gemäldes, das, auf einen 150 Fuß langen Streifen gemahlt und aufgerollt, sich nach und nach vor den Augen des Zuschauers abwickelt und also immer nur theilweise gesehen wird. Es stellt die vier Jahrszeiten vor, und ist ein Zusammenhang von Landschaften mit Figuren in dem Anblicke und mit den Beschäftigungen der Jahrszeiten. Die Transparenz ist bloß dadurch hervorgebracht, daß das Papier fein ist, das Zimmer verdunkelt und das Gemälde vor das Fenster gestellt wird. 2., hat er 15 Folianten mit Portraits lebender Personen, meist Adel und Hofleute des ancien régime, jedes in 1 Stunde leicht hingeworfen. Sie sind in Lebensgröße in ihren natürlichen Stellungen und wie man behauptet, selbst wie man ihnen ansieht, außerordentlich ähnlich. Es war ein Wunder, aber auch ein Ekel, diese Bände zu durchblättern. Unter 20 immer kaum Eine interessante Physiognomie, fast alle leer, stolz, eitel, oder gemein, platt ehrlich und verständig. Wenn man nicht glauben könnte, daß der Maler seine eigne Natur zugleich mit in alle getragen hätte, hätte es ein entsetzliches Bild der Physiognomien unsrer Zeit gegeben. — Dieser Carmontel ist nichts weniger, als ein guter Maler. Er hat aber simplicité und nature beständig im Munde. Es ist der ängstlichste Nachbeter der Natur, den man sehen kann, und wenn er ein Verdienst hat, so ist es dies. Jede Rockfalte in seinen Portraits, jede Gegend, jeder Baum in seinem großen Gemälde sind der Natur abgesehen. Aber es ist ein plattes Nachmachen, kein Begriff von einem Kunstanblick der Gegenstände. Daher haben die Gesichter wohl dieselben Züge, Minen usw., aber es ist kein Fleisch, keine Knochen und noch weniger Seele. Er ist im ancien régime fast immer zum amusement in den Häusern der Großen gebraucht worden, und bekannt dafür, daß er sehr viel Geschmack hat. Das besteht natürlich in gar nichts anderm, als daß er das Maaß, was jenen Menschen zu stark und zu schwach, zu bunt und zu einfach war, u. s. f. verstanden haben mag. Er und seine Bilder, selbst sein großes, ja seine ganze Stube sind ein lebendiges Bild des ancien régime. Er selbst mager, eine trockne, aufgespannte, nichtssagende Physiognomie, allenfalls bloß mit einiger Feinheit, steif frisirt und angezogen, alle Portraits von Männern bei ihm mit Tressen und Degen, die von Weibern in Reifröcken und hohen Aufsätzen (er hat allein eine Menge kleiner

Digitized by Google

Miniaturgemälde, um eine vollständige Sammlung aller ehemaligen Damen-Coiffuren zu besitzen), seine Landschaft eine bloße Parisergegend, und selbst unter diesen die mindest freie und mannigfaltige, seine Figuren darin lauter Boulevards-Spaziergänger seiner Zeit u. s. f.

*

Juni. Le Cid. — Théatre de la république. Talma, Rodrigue; Vanhove, sein Vater; die Fleury, Chimène. — Das Stück ist von der Art, daß wir es uns als alt, aus einer kräftigeren Vorzeit denken müssen, um Geschmack daran zu finden, und es als Zeitgenossen nicht begreifen würden. Seine Triebfedern sind die Ehre und die Liebe. Jene ganz rittermäßig; diese wohl auch, doch zugleich allgemein menschlich und natürlich. Die Katastrophe hat eigentlich kein Interesse und keinen mit ängstlicher Erwartung gefürchteten Ausgang. Man sieht zu leicht, daß Rodrigue keine Gefahr läuft und selbst Chimene ihn zuletzt beglücken wird, und der Zank der Väter erweckt gar keine Theilnahme. Die Erwartung entsteht mehr durch die Verwickelungen, die der Dichter hinein verwebt. Die Stärke des Stücks liegt aber in den Personen und dem Gefühl. Diese sind nicht eigentlich natürlich, die Liebe allein ausgenommen; sonst bloßes point d'honneur. Aber in diesen Menschen ist es Wahrheit; Chimene spielt nicht bloß eine Komedie, sie legt ihre Pläne gegen Rodrigue mit Ernst an, und es ist nicht bloße Spiegelfechterei, daß sie sich in schrecklicher Alternative glaubt. Rodrigue fühlt, wie er sie beleidigt hat, und ist ernstlich bereit zu sterben. Es ist dies aber nicht bloß in diesem Menschen, es ist in der Welt, die sie umgiebt, und der Dichter weiß uns in diese Welt zu versetzen, weil es seine eigne ist. Das größeste Kunststück im Cid sind die Scenen, wo beide Liebende allein sind, und die immer mit den öffentlichen abwechseln. Hier sehen wir sie ohne Verstellung; jede endigt sich damit, daß nur der Tod beiden volle Genüge leisten kann, und immer sieht in Chimenen die einfache Menschlichkeit durch die Begriffe von Pflicht und Ehrgefühl hindurch. Der Zuschauer könnte sich nie in dieser Lage befinden, und in derselben nicht so reden und handeln, aber er sieht, daß es in jenen Personen wahr ist, und so sympathisirt er. Die Größe, die wir in ihnen sehen, ist nicht Erhabenheit, die hinreißt, aber Riesengestalt, die erstaunt. Es ist die beständige Herrschaft eines künstlich erregten, aufgewundenen, durch Verstand und Phantasie genährten Gefühls, das eben seine Größe allen andern mittheilt. Die Liebe in Quinault, wie Corneille ist unläugbar so groß behandelt, als nur die wahrste, höchste und schwärmerischste seyn kann, sie so zu fühlen, hatte jenes Zeitalter keine Kräfte; sie wird nur so in Seelen, die nichts als immer das Letzte, immer das Riesenmäßige kennen. Selbst aber als Verirrung der Natur trift es uns nur desto stärker. Es ist immer edel an selbstgeschaffnen Gefühlen zu leiden. Weil es aber nicht seine Natur ist, weil Gefühl und Einbildungskraft nicht frei, mehr zufolge eines Verstandesbegriffes wirken, so erhält diese Gattung dadurch etwas Gothisches; wir sehn offenbar Rodrigue nicht als Menschen, sondern als Kunstgeschöpf an, und nun ist der Charakter des Dichters hier dem Charakter seiner Stücke gleich. Er ist groß, kräftig, riesenhaft, aber gothisch und eckigt.

Digitized by Google

Er hat keine Ahndung lächerlich werden zu können. Daher behandelt er alle, auch die scabröseſten Stellen mit gänzlicher Offenheit, giebt ſich gleichſam ganz Preis. Es ſchadet ihm nichts, wenn wir geradezu über ihn lachen. Der Alte iſt doch ſeiner Wirkung gewiß. Die Wortſpiele, die Hyperbeln ſeiner Helden vermehren ſie nur. Wenn Chimene ſagt, eine Hälfte meines Lebens hat mich der andern beraubt, ſo ſieht der echte Zuſchauer Corneilles hier nicht auf das Unſinnige dieſer Worte, ſondern er fühlt, daß nur eine heftige Empfindung ſie hervorbringen kann, daß die Stimmung des Redenden von einer außerordentlichen Phantaſie beherrſcht iſt. Die Franzoſen, die eigentlich Corneille groß zu finden nur affectiren, ſind hier nichts als Wortklauber. Was die Empfindung tödtet, iſt der kalte, ſpielende, geſchmackvolle, nicht der hyperboliſirende Witz. So in Emilia Galotti. Ein Genie, wie Corneille, ſagt die Sache gerade zu am liebſten bei ihrer ſpitzigen Seite. So der Vers et le combat cessa faute de combattans, der hier ſo belacht wird. — In dem Steifen und Hochtrabenden und in der ſichtbareren Kunſtform erinnert der Cid an den Aeſchylus. So das Zwiegeſpräch zwiſchen beiden Vätern in lauter Monoſtichen. Manchmal auch beſſer in der einfachen Größe. So wenn Rodrigue ſagt: mon juge est mon amour, mon juge est ma Chimène.

Talma ſpielt vortreflich. Seine ſchöne und prächtig drappirte Geſtalt hilft ihm außerordentlich. Sein Organ iſt das Organ einer quälenden Leidenſchaft, ein wenig hohl und von innen heraus. Er unterſcheidet ſich, glaube ich, von den alten Schauſpielern, daß er mehr Ausdruck und Wahrheit hat, nicht ſo bleibende tableaux macht, und überhaupt, ſo maleriſch er auch iſt, dieſen Theil nicht ſo einſeitig vorwalten läßt. Er hat vielleicht hierin Monvel zum Muſter gehabt. Pittoresk iſt er vorzüglich. Sein Fehler ſcheint mir, daß er mehr Kunſt, als Natur iſt, daß er ſeine Minen zu ſichtbar anlegt und zubereitet, und vielleicht zu viele und ſtarke macht. Sein Charakter iſt immer heftig, immer Bewegung, immer vorſtrebend, ſelbſt im Sitzen, Knien. — Gegen Deutſche Schauſpieler gerechnet, iſt die Kunſt viel ſichtbarer hier, und wenn ſie ſchlecht und outrirt ſpielen, wird man an die Bretter und an Marionetten erinnert. Bei uns will der Schauſpieler z. B. den Cid vorſtellen, hier ſeine Verſe declamiren und geſticuliren. Darin liegt ſehr viel, und dazu trägt die gebundne Kunſtform der Verſe bei.

Die Fleury ſpielte ziemlich, nur nicht mit genug Stärke und noch weniger mit Grazie. Alle andern ſchlecht.

*

Juli. Théatre de la république. — Le glorieux von Deſtouches. Der Prahler: Baptiſte. Der Vater: Vanhove. Der Schwiegervater: Caumont. Die soubrette: die Mezeray. Die Intrigue iſt nichts werth. Der glorieux iſt von einer ehmals mächtigen Familie; ſein Vater iſt in Ungnade gefallen und iſt auf der Flucht. Seine Schweſter iſt unter einem andern Namen erzogen, und befindet ſich, ohne ihre Abkunft zu kennen, als Kammermädchen in dem Hauſe eines reichen Neu-Adlichen, deſſen Tochter der glorieux heirathen will. Der

Digitized by Google

Vater kommt unter einem andern Namen zu ihr. Der glorieux hat einen Nebenbuhler, für den sich die Mutter und der Bruder interessiren. Durch seine Schwester, der ihr Vater sich und seine Wiedereinsetzung in seine Güter entdeckt, siegt er über ihn, und nachdem sein Vater seinen Hochmuth gedemüthigt hat, beglückt er ihn mit der frohen Entdeckung. Obgleich ein doppeltes verwirrtes Interesse ist für den Bruder und die Schwester, ist die Erwartung gar nicht gespannt. Beim ersten Erscheinen des Vaters weiß man, daß er Lisettens und des glorieux Vater ist, und es sind eigentlich gar keine Schwierigkeiten da. — Die Charaktere und das Interesse daran sind sehr verfehlt. Der Schwiegervater gefällt durch seine complimentenlose Offenheit und man begreift nicht sein schlechtes Betragen gegen seine Frau, die gar nicht einmal, auch bei der Heirath nicht erscheint. Die Tochter ist auf eine Weise wechslend, wie es gar nicht in der Natur ist. Der Sohn ist reinweg nichts. Der Nebenbuhler erscheint ganz und gar lächerlich; dann bekommt man Achtung für ihn, und zuletzt wird er durch ein wahres Zerhauen des Knotens bei Seite geschafft. — Die Hauptsache des Stücks sollen die Lächerlichkeiten des glorieux und seines Bedienten seyn. Allein sie sind manchmal übertrieben und immer frostig. Kein eigentlicher und kein schlagender Witz. — Aller dieser Fehler ungeachtet hält sich das Stück ziemlich gut. Die Lächerlichkeiten des glorieux und der weiche, empfindsame Charakter der Schwester interessiren noch immer genug, und ein guter, reiner und edler Stil in der Sprache erinnert wenigstens an eine gute Zeit.

Es soll dies Baptiste's Hauptrolle seyn. Allein er übertreibt sie auf eine unausstehliche Weise. — Die Mezeray spielte sehr gut, und Caumont nicht übel, immer noch besser als Baptiste.

*

Théatre de la République. Minuit. — Der Onkel: Caumont. Die Nichte: die Hopkins. Der Neffe: die Mezerai verkleidet. Die soubrette: die De Vienne. — Eins der niedlichsten, leichtesten Nachspiele in Prosa in Einem Akt. Nichte (eine Wittwe) und Neffe (der unbesonnenste und verliebteste Junge von 16 Jahren) leben zusammen in dem Hause ihres Onkels. Sie lieben sich. Die Scene ist nach Tische am Tage vor Neujahr, nach 11 Uhr. Der Neffe bittet die Nichte ihn von $^3/_4$12 bis 12 in ihre Zimmer zu lassen. Der Onkel kommt. Man muß ihn verstecken. Der Onkel schließt unter einem Vorwand das Zimmer zu. Sie scherzen und singen mit einander, der Onkel findet sie und verspricht sie auf der Stelle. Die Seele der Intrigue ist die soubrette. — Fein, niedlich, lustig, leicht, unnachahmlich hübsch und Französisch.

Die Mezerai und De Vienne spielen unvergleichlich gut. Die letzte war ein eigentliches Muster einer friponne, um nicht coquine zu sagen, besonders mit den feurigen Augen und schwarzen Augenbraunen.

*

Carl 9. von Chenier. — Carl 9.: Talma. Coligny: Baptiste. l'Hopital: Vanhove. Heinrich 4: Damas. Medicis: die Vestris. — 1. Akt. Gespräche

Digitized by Google

zwischen Heinrich 4. und Coligny, hernach l'Hopital, endlich die Unterzeichnung des Friedens in einer feierlichen Thronsitzung. — 2. Akt. Gespräche zwischen der Medicis, den Guisen und Carl 9. ihn zur Bluthochzeit zu bewegen. Gespräch zwischen Carl 9. und Coligny. — 3. Akt. Gespräche zwischen dem Cardinal Guise und l'Hopital, Conseil wo der König vorschlägt, die Hugenotten mit Todesstrafen zu verfolgen, und l'Hopital in einer langen Rede dies Edict nicht zu siegeln erklärt. — 4. Akt. Coligny erklärt dem König seinen Verdacht. Der König giebt ihm sein Sicherheitswort. Er geht. Die Glocke zum Zeichen ertönt. Die Stände versammeln sich, der Cardinal segnet ihre Waffen. — 5. Akt. Heinrich 4. erscheint. l'Hopital macht ihm einen récit der Bluthochzeit und Colignys Todes. Der König und sein Hof kommen. Heinrich 4. macht ihm die bittersten Vorwürfe. Der König geräth in Gewissensbisse und Raserei. — Der Plan schlecht, die Katastrophe grausam und blutig, aber nicht tragisch. Keine Einheit, keine gespannte Erwartung. Elendes Ende mit einem allgemeinen récit, und Gewissensbissen eines Menschen, an dem niemand Theil nimmt und der nicht furiis agitatus Orestes ist. Besonders hat eigentlich die Handlung kein Hinderniß. Bloß die Wankelmüthigkeit Carls, der ewig schwankt. Coligny's Vertrauen und Heinrichs Unbedeutenheit macht alles leicht. — Carls 9. Charakter ganz verfehlt. Er ist in jeder Scene ein anderer Mensch; was ihn zum Morde treibt, ist nicht eine Leidenschaft, sondern elende Furcht vor Gottes Strafen und Ueberredung. Für seine Schwäche zeigt er sich manchmal zu richtig fühlend. Problem: wie ist poetisch ein schwacher und wankender Charakter zu zeichnen? Er muß schwach seyn und das Schicksal ihn stoßen, so daß seine Schwäche selbst Consequenz dadurch erhält. — Der 3te Akt ist ganz müßig. Diese Berathschlagung war hier nicht nöthig. — Die Guisen sind gar nicht gezeigt. Im Cardinal sieht man bloß den Priester. — Immer macht indeß das Stück Wirkung, am meisten der 1te und 4te Akt. Es sind einige große Worte, schöne Maximen, le dernier des mortels est maître de son coeur, und gute Versification. — Cheniers Held ist Voltaire, dieser steht im Ruf eines philosophischen Dichters, ihn hat er nachahmen wollen. Daher die Wahl des Sujets und der 3te Akt. Aber dadurch ist auch vieles kalt geworden. — In diesen Reden zeigt sich die Nation. Wir würden Geist suchen, Gedanken in denen ein Gepräge der Neuheit und Tiefe läge. Hier hat man lieber sonnenklare, sogar gemeine Maximen, die allgemein ansprechen, und präcis, schön und beredt gesagt. Auch ist dies freilich von allgemeinerer Wirkung.

Talma. Sehr schön, gut declamirt, sehr tragisch, und göttlich gestellt und costumirt. Aber ein wenig zu eintönig, und zu allgemein tragisch. Er war in der verzweifelnden Gewissensangst hier wie in Epicharis et Néron. — Baptiste, übertrieben, gar nicht die Würde Colignys, breitbeinig. Alle übrigen unter aller Kritik.

*

Gespräch mit Arnauld. — Darf zwischen den Akten die Scene verändert werden? Nein. Es ist schon schlimm, sie nach den Akten zu verändern. Das

Digitized by Google

Publicum bekommt Zeit, besinnt sich, wird kalt, erklärt sich gegenseitig, das Stück und der Verfasser kommen in Gefahr. Wie unendlich charakteristisch ist diese Auflösung einer ästhetischen Frage!

*

Gespräch mit Madame Talma. — Talma ist zum Theil, da sein Vater sich nach England begeben und dort établirt hat, in England erzogen, doch soll das auf sein Studium und seine Kunst keinen Einfluß gehabt haben. Er ist in der école dramatique erzogen, in welcher, unter der Aufsicht einiger gentilshommes de la chambre, drei auteurs, als Professoren: Molé, Fleury und Dugazon junge Leute unterrichteten, und niemand, der nicht dort studirt hatte, unter die Français aufgenommen wurde. Es sind in dieser Schule nur zwei sujets gebildet worden, Talma durch Dugazon und Mademoiselle Degarien durch Molé. Talma hat etwa 1787 débutirt. Nachher hat man ihm natürlich nur kleine Rollen gegeben, aus denen er aber viel zu machen gewußt hat. So hat er Antiochus in der Berenice, einen Perpenna u. s. f. gespielt. Als Carl 9. erschienen ist, hat Chenier St. Phal zwischen der Rolle Carls 9. und Heinrichs 4. die Wahl gelassen. Talma ist in großer Angst gewesen, daß er ihm Carl 9. nehmen würde. Allein St. Phal hat nach 8 Tagen Heinrich 4. gewählt, und Talma mit Carl 9. allgemeinen Beifall eingeerntet. Seine Hauptrolle soll Othello seyn. Sein Organ hat nur wenige, 4 bis 5, Inflexionen, daher ist er manchmal eintönig. Er soll le Kain darin nachstehn, jede Rolle ganz anzunehmen. Doch hat er in Cheniers Heinrich 8. diese Rolle des 40 jährigen Königs prächtig und täuschend gemacht. Er studirt vorher seine Gesten nicht. Er lernt bloß auswendig, repetirt seine Rollen oft nur halb laut und überläßt sich dann seinem Feuer vor dem Publikum. Die Talma hat ihn oft so au coin de son feu repetiren lassen. — Brizard ist bei seinem Tode schon sehr alt gewesen. Er ist, nach le Kains eignem Geständniß, im Mithridates unübertreflich gewesen, vorzüglich in solchen Worten, wie je suis vaincu. — Dugazon soll erstaunlich viel Theaterkenntniß haben, und es soll nur an seinem Organ und seiner Figur liegen, daß er bloß zu Bedientenrollen tauglich ist. — Die Dumesnil lebt noch.

Das Eintreten Wilsons in den Weltkrieg und die hieraus sich ergebende Gefährdung Amerikas durch Japan

Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D.

Europa! Das Wort klingt uns heute wie ein Märchen aus längstvergangenen Zeiten, und doch ist es kein Märchen. Die kleine, an den asiatischen Kontinent angelegte Halbinsel hatte bisher die Herrschaft der Welt machtpolitisch und handelspolitisch fest in Händen; daß Europa nicht zugrunde geht, ist viel-

Digitized by Google

leicht heute noch, mitten in diesem gewaltigen Krieg, ein gemeinsames Interesse aller Großstaaten."

Diese Worte, welche der vom Staatssekretär des Auswärtigen kürzlich vor dem Ausschuß des Deutschen Reichstags gehaltenen Rede entnommen sind, kommen einem ernsten Mahnruf in hochernster Stunde gleich, und jeder, der angesichts der Greuel des schon ins vierte Jahr wütenden Weltkriegs und der bis zur äußersten Leidenschaftlichkeit gediehenen Verhetzung der Völker noch ein kühles Urteil bewahrt und nicht jeden Sinn für die Wirklichkeit verloren hat, wird die volle Berechtigung jener Mahnung zugeben müssen.

Aber der Warnungsruf des Herrn v. Kühlmann sollte nicht bloß die Großstaaten unseres Kontinents zur Besinnung bringen, er richtet sich nicht weniger eindringlich an die mächtige Republik der Neuen Welt. Denn auch sie, die zuerst aus nacktem Geldinteresse die Sache der Entente in jeder Weise gefördert hat, und welche schließlich an deren Seite unter heuchlerischen Vorwänden offen in den Kampf gegen die Mittelmächte eingetreten ist, wird unausbleiblich unter den Leidtragenden einer Politik stehen, deren Endergebnis — wie immer das ungeheure Ringen ausgehen mag — die bisher unbestrittene machtpolitische und kommerzielle Suprematie der weißen Rasse erschüttern muß.

Durch den im Jahre 1902 erfolgten Abschluß seines Bündnisses mit Japan hatte Großbritannien die Gemeinschaftlichkeit der Interessen der weißen Rasse gegenüber den Andersfarbigen in aller Form zuerst preisgegeben. Die politische Konstellation, in der jene Allianz zustande kam, war freilich grundverschieden von der beim Ausbruch des Weltkriegs gegebenen. Damals erblickten die Staatsmänner an der Themse eine ihrer Aufgaben darin, sich der Hilfe Japans zu versichern, um der auch für die ostasiatischen Interessen Englands als bedrohlich empfundenen Entwicklung der russischen Macht an den Küsten des Stillen Weltmeeres entgegenzuwirken. Port Arthur mit der Liautunghalbinsel von Rußland „gepachtet", Korea und das Reich der Mitte mehr und mehr dem moskowitischen Einfluß überantwortet zu sehen, war dem Londoner Kabinett im Hinblick auf Indien wie auf die großen englischen Interessen in China kaum minder unbequem als den Ministern des durch das Vordringen der Russen direkt bedrohten ostasiatischen Inselstaates.

In dem zwei Jahre darauf entbrannten Russisch-Japanischen Kriege erklärte England sich zwar formell neutral, unterstützte aber seinen Alliierten in ausgiebigster Weise durch Geld und Lieferung von Kriegsbedarf. Auch die Haltung der amerikanischen Union, besonders der Neuenglandstaaten, war nicht weniger von Sympathie für Japan beeinflußt, und man darf sagen, daß der Inselstaat seine militärischen Erfolge zum guten Teil der ihm von jener Seite gewährten werktätigen Hilfe zu verdanken hatte. Jedenfalls feierte die ganze angelsächsische Welt die japanischen Siege über Rußland beinahe mit derselben jubelnden Begeisterung, als wären es ihre eignen gewesen.

Die zu jener Zeit in England und Amerika gegen Rußland herrschende Stimmung änderte sich gründlich, als die Petersburger Regierung auf die Fortführung ihrer

Digitized by Google

ostasiatischen Expansionspolitik verzichtete, um ihre Aufmerksamkeit den altgewohnten Zielen im europäischen Orient wieder zuzuwenden. Dieser Umschwung trat besonders in England mit verblüffender Raschheit zutage. Die Erinnerung an die traditionellen Gegensätze der englischen und russischen Interessen, speziell auch an den unliebsamen Zwischenfall auf der Doggerbank, wurde durch die Zusammenkunft König Eduards mit dem Zaren in Reval getilgt; die Ententepolitik, welche zum Unglück des Weltkriegs führen sollte, warf durch die damals getroffenen Abreden ihre düsteren Schatten voraus.

Diese Aenderung der Verhältnisse wußte die Regierung des Mikado geschickt zum eigenen Vorteil auszunützen. Aller Sorge wegen der Nebenbuhlerschaft Rußlands ledig, konsolidierte sie ihre Stellung in der Mandschurei und wußte kürzlich das Petersburger Kabinett zur Abtretung eines Teils seiner dortigen Einflußsphäre zu bestimmen, die dem nordischen Reich im Sinne des Portsmouther Friedensvertrags noch verblieben war.

Als Verbündeter Englands richtete Japan dann, gleich nach Ausbruch des Weltkriegs, das bekannte Ultimatum an Deutschland, besetzte mit geringem militärischem Kraftaufwand das Gebiet von Kiautschou sowie die deutschen Niederlassungen auf den Inseln des Pazifischen Ozeans. Für den wiederholten dringenden Appell der Ententestaaten, besonders Frankreichs, nach militärischer Hilfe auf dem europäischen Kriegsschauplatz hatte Japan jedoch taube Ohren, es beschränkt sich auf die sehr gewinnbringende Lieferung von Kriegsmaterial und benutzt die unverhoffte Gunst der Situation, um für seine sonstige industrielle Produktion neue Märkte zu gewinnen und seine Handelsschiffahrt mächtig auszugestalten. Wie sehr gerade in diesem Belang die japanische Konkurrenz als Gefahr für die Interessen Englands sich geltend macht, tut ein kürzlich veröffentlichter Artikel eines englischen Fachblattes dar, wo folgendes ausgeführt wird: „Unser Schiffahrtsdiktator hat den japanischen Schiffahrtsinteressenten erlaubt, Dampfer solchen Handelsgebieten zur Verfügung zu stellen, die früher von Linien wie der P. & O. oder Alfred Holt bedient wurden. Im Augenblick sind die einzigen Linien, welche von London und Liverpool nach chinesischen Häfen fahren, diejenigen der Nippon Yusen Kaisha. Ich möchte wohl wissen, was nach dem Krieg der Fall sein wird, wenn die P. & O. wieder ihre Dampfer nach China fahren lassen will. Wird unsere Regierung der Nippon Yusen Kaisha die Fahrt verweigern oder wird diese Gesellschaft darauf dringen, die Fahrt zu behalten? Soweit wir die Japaner kennen, sind diese kaum geneigt, aufzugeben, was sie auf Grund der Kriegsnotwendigkeit erlangt haben. Wir hätten niemals der Nippon Yusen Kaisha oder sonst irgendeinem fremden Unternehmen erlauben dürfen, unser Handelsgebiet zu betreten. Die Wirkung wird einem Unglück gleichkommen."

Wer hätte es vordem für denkbar gehalten, daß das Eindringen einer fremden Handelsflagge in seine eigenen Gewässer für das seegewaltige England eine Ungelegenheit sein werde. Und die Geschäftigkeit gerade des japanischen Alliierten, dessen Handelsmarine erst in unseren Tagen internationales

Digitized by Google

Ansehen gewann, ist es, welche jenen Notschrei aus englischen Reedereikreisen veranlaßt hat.

Aber hier handelt es sich doch nur um eines und — bei voller Würdigung der ihm zukommenden Bedeutung — nicht einmal das wichtigste der Probleme, welche von Ostasien her an Europa und Amerika herantreten. Das Naturgesetz kennt weder im Leben des Individuums noch in dem ganzer Völker längeren Stillstand. Nichts berechtigt zu der Annahme, daß Japan den Höhepunkt seiner Entwicklung bereits erreicht habe; im Gegenteil, wenn man sich gegenwärtig hält, daß das Inselreich, vor kaum mehr als zwei Generationen noch ein Konglomerat stetig sich befehdender Feudalstaaten und nach außen völlig machtlos, fabelhaft rasch und mit unvergleichlichem Geschick die im Interesse der Nation als notwendig erkannte Modernisierung aller seiner Einrichtungen durchzuführen wußte und auf solche Weise, sozusagen vor unseren Augen, zur Macht eines neuen vollwertigen Großstaats emporstieg, wenn man weiter bedenkt, wie viel unverbrauchte Kraft, wie viel Ausdauer, Anpassungsfähigkeit und Genügsamkeit in dem Volke steckt, das zudem von der glühendsten Vaterlandsliebe beseelt ist, dann wird man mit der Tatsache rechnen müssen, daß dieses Volk, so Großes es auch bereits erreicht hat, seiner Betätigung auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet noch viel weitere Ziele steckt. Vor allem ist es China, wohin die Aufmerksamkeit der Japaner gelenkt ist, sie fühlen sich berufen und befähigt, dort maßgebenden Einfluß auszuüben. So wie vom Reich der Mitte aus auf dem Weg über Korea vor Jahrhunderten chinesische Kultur nach der japanischen Inselwelt verpflanzt wurde und ihr ihren Stempel aufprägte, so will jetzt Japan, nachdem es durch die Aufnahme der westlichen Errungenschaften groß und mächtig geworden ist, die Modernisierung Chinas in die Hand nehmen, in der Absicht, die ungeheuren Kräfte der gelben Völker zu organisieren und unter eigener Führung zu vereinigen. Das Gelingen dieser Riesenaufgabe würde die bisher unbestrittene machtpolitische Suprematie der weißen Rasse gefährden, es könnte auch nicht ohne die nachteiligsten Folgen für die Produktions- und Handelsverhältnisse Europas wie Amerikas bleiben. Die japanische Industrie war in der Lage, gefördert vor allem durch die Billigkeit der Arbeitslöhne, die europäische Konkurrenz im Lande auf fast allen Gebieten aus dem Feld zu schlagen. Sie breitet sich in China, Siam, Indien usw. immer mehr aus und hat in gewissen großen Stapelartikeln die ehemals bedeutende westländische Ausfuhr dorthin völlig lahmgelegt. Dabei handelt es sich um den Anfang einer nur ein paar Jahrzehnte alten Entwicklung. Was wäre erst zu gewärtigen, wenn die Millionen des Reichs der Mitte nach japanischen Arbeitsmethoden und unter japanischer Führung in den Wettbewerb mit der westlichen Produktion treten?

Es ist daher ein allgemeines Interesse Europas wie Amerikas, daß die Erschließung des chinesischen Reiches nicht zum Monopol der Japaner werde.

Das bekannte Mahnwort: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!“ wurde mißachtet, unser Kontinent bietet das traurige Bild der Selbstzerstörung in dem furchtbaren Wüten des Weltkriegs. Noch schien Amerika entschlossen,

Digitized by Google

sich den Interessen des Westens in China gegenüber der bedrohlichen Expansionsbestrebung Japans anzunehmen, allein die Republik, die so lange Zeit für das Prinzip der offenen Tür eingetreten war und die Festsetzung der Japaner im Reich der Mitte am nachdrücklichsten bekämpft hatte, räumte ihnen in dem Augenblick das Feld, wo Präsident Wilson sich zur Kriegserklärung an das Deutsche Reich entschloß. Schon hören wir aus dem Munde eines hervorragenden japanischen Staatsmannes, des früheren Vizeministers des Aeußern und späteren Botschafters Viscount Ishii, daß die Monroedoktrin auf den fernen Osten Anwendung zu finden habe, und daß Japan bereit sei, wenn nötig, die „Unabhängigkeit" Chinas gegen jeden Angreifer zu verteidigen.

Je länger der Weltkrieg sich hinzieht, je mehr er die Kräfte an Gut und Blut der Großstaaten verzehrt, desto überragender wird die Machtstellung Japans werden. Noch ist der Zeitpunkt nicht gekommen, um die Bilanz des verwüstenden Kampfes zu ziehen, aber so viel scheint heute schon gewiß, daß in den weiten Gebieten Ostasiens die materielle und moralische Einbuße der Ententestaaten ungleich größer ist als diejenige Deutschlands. Noch stärker wird die Teilnahme Amerikas an dem Krieg zum Nachteil der Republik sich fühlbar machen. Im Besitz der Philippinen, des Archipels von Hawai territorial dem Inselreich benachbart, den japanischen Machenschaften in den eigenen pazifischen Staaten und in Mexiko wie in Südamerika ausgesetzt, endlich handelspolitisch in China interessiert, hätte die Union den Machtgelüsten Japans gegenüber nicht gleichgültig bleiben dürfen. Es geschah dies dennoch vermöge der eigensinnigen, blindlings den Wünschen Englands und der amerikanischen Kriegsindustrie fügsamen Politik Wilsons, und so ist der Inselstaat, so wie er in dem Ränkespiel mit der Entente seine Ueberlegenheit bewies, auch Amerika gegenüber auf dem Weg zum Erfolg. Nur ein rascher Abschluß des Friedens vermöchte die für die Republik hieraus erwachsende Gefahr einzudämmen.

Aus dem letzten Jahrzehnt Wilhelm v. Kardorffs

Neue Briefe aus dem Nachlaß eines Parlamentariers

Von

Friedrich Thimme

III

Wilhelm v. Kardorffs Briefe aus den Jahren 1905 bis 1907, mit denen unsere Veröffentlichung schließt, bilden den Ausklang eines langen und bedeutenden Lebens. Es handelt sich in ihnen nicht mehr um Ereignisse von epochemachender Bedeutung: immerhin werfen sie manche helle Schlaglichter auf Fürst Bülows Marokkopolitik, auf die Auseinandersetzungen über die Kolonien im Reichstage, aus denen die Reichstagsauflösung vom 13. Dezember 1906 hervorging,

Digitized by Google

auf die Erörterungen über das wichtige preußische Volksschulunterhaltungsgesetz von 1906, an dessen Zustandekommen die Freikonservative Partei hervorragenden Anteil hatte, usw. Kardorff hat in den Verhandlungen des Reichstages wie des Abgeordnetenhauses wie immer seinen Mann als ein schlagfertiger und kampfesfreudiger Redner gestanden; noch in seiner letzten Reichstagsrede vom 4. Dezember 1906 trat er mit einem ganz jugendlich anmutenden Feuer für den nach seiner Auffassung zu Unrecht von der öffentlichen Meinung preisgegebenen Dr. Karl Peters ein. Auch gegen die agitatorisch-demagogische Tätigkeit des Bundes der Landwirte hat er sich noch wiederholt mit scharfen Worten gewandt, so besonders in der Abgeordnetenhausrede vom 8. Februar 1905. Der Bund der Landwirte quittierte dafür, indem er bei der Reichstagswahl vom Januar 1907 in Kardorffs langjährigem Wahlkreise Öls-Groß-Wartenberg einen eigenen Kandidaten in der Person des im Wahlkreise ansässigen Oberamtmanns Euen aufstellte, der in dem rein agrarischen Kreise alle Wahrscheinlichkeit des Sieges für sich hatte. Es fand auch in führenden landwirtschaftlichen und konservativen Kreisen schweren Tadel, daß so die Pflichten der Dankbarkeit gegen einen Mann, der sich wie kaum ein anderer Parlamentarier um die Landwirtschaft verdient gemacht hatte, außer acht gelassen wurden; Kardorff selbst berichtet, daß sich Graf Schwerin-Löwitz, der Präsident des Deutschen Landwirtschaftsrats, darüber gar nicht zufrieden habe geben können. Kardorff hat schwer daran getragen, daß er von der ihm liebgewordenen Tätigkeit im Reichstage, die er fast vierzig Jahre lang ununterbrochen ausgeübt hatte, scheiden mußte. Als seine Parteifreunde am 8. Januar 1907 den 80. Geburtstag ihres Altmeisters festlich begingen, da konnte es keinem von ihnen entgehen, wie schwer dem Gefeierten der Abschied von der Stätte fiel, wo der Schwerpunkt seiner parlamentarischen Erfolge gelegen hatte. Eine Freude in dieser herben Enttäuschung bereitete es Kardorff, daß die Reichspartei ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte und ihn dringend bat, den Fraktionsversammlungen immer beizuwohnen; so behielt er doch bis zuletzt einen Teil seines Einflusses auf den Reichstag. Im Abgeordnetenhause hielt Kardorff noch manche bedeutsame Rede, so am 19. März 1907 zur Frage der geistlichen Schulaufsicht, an deren Stelle er die fachmännische Aufsicht gesetzt sehen wollte. Hier dokumentierte der fast Achtzigjährige, daß er sich unbeschadet des Konservatismus seiner Grundanschauungen, der sich im Laufe der Jahre hie und da ein wenig schärfer ausgeprägt haben mochte, das volle Verständnis der freiheitlichen und modernen Strömungen bewahrt hatte. Zu einer oratorischen Leistung großen Stils erhob sich Kardorff noch einmal bei der Gedenkfeier des vierzigjährigen Bestehens der Reichspartei und der freikonservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses, die am 4. und 5. Mai 1907 zu Berlin stattfand. Diese Rede, die ein umfassender Rückblick auf sein eigenes Leben und Wirken und das seiner Partei, zugleich aber ein Ausblick auf die Zukunft der Partei war, ist wert, dem Gedächtnis erhalten zu bleiben; sie mag daher zum Schluß dieser Veröffentlichung abgedruckt werden. Sie zeigt uns den ganzen Kardorff in seinen konservativen und freiheitlichen Anschauungen, in seinem treuen Gedenken an den großen Schöpfer und Staatsmann des deutschen Reiches,

Digitized by Google

in der hellen Freude und der Befriedigung über die reichen Erfolge, die ihm und seiner Partei in den langen Jahren ihres Zusammengehens beschieden worden waren, in dem unverwüstlichen Glauben an eine große Zukunft des Vaterlandes und seiner Partei in ihm. In dieser letzten Rede seines Lebens hat Kardorff seiner Partei gleichsam sein politisches Testament hinterlassen; ergreifend klingt aus ihr den kommenden Generationen der Geist des Dichterworts entgegen: Was du ererbt von den Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Will die Reichs- und Freikonservative Partei dem Erbe ihrer Väter treu bleiben, so wird sie nicht vergessen dürfen, was Kardorff in der Rede vom 4. Mai 1907 scharf in den Vordergrund stellte: daß sie ihre Entstehung und ihr ganzes Dasein einer Abkehr von einem rückschrittlichen, die Zeichen der Zeit verkennenden Konservatismus verdankte, daß sie ihre Aufgabe ganz wesentlich darin sah, den Anschluß an die gemäßigten liberalen Elemente herbeizuführen und zu bewahren, überhaupt eine Versöhnung unter den streitenden Parteien zu bewirken. Vor allem aber wird sie den Grundsatz beherzigen müssen, den Kardorff einst selbst als erster geprägt, dem er nachgelebt hatte und mit dem er auch die letzte Rede seines Lebens schloß: Das Vaterland über der Partei. Die neue Zeit, die mit dem Weltkriege begonnen hat und die in so manchem der Zeit nach dem Kriege von 1866 gleicht, wird von allen Parteien große Opfer verlangen. Nur eine Partei, die nicht in kleinlichem Selbsterhaltungstrieb auf sich, sondern auf das große Ganze, auf die gedeihliche Zukunft des Vaterlandes sieht, wird eines Mannes wie Wilhelm v. Kardorff wert sein.

Kardorff hat die Gedenkfeier des vierzigjährigen Bestehens seiner Partei, die zugleich eine Gedenkfeier seines eigenen politischen Lebens war, nur wenige Monate überlebt; am 21. Juli 1907 ist er auf seinem Gute Wabnitz in Schlesien gestorben. Was er seinen Freunden, seiner Partei, seinem Vaterlande gewesen ist, das ist in seinen Briefen und seinen Reden, aus denen an dieser Stelle Auszüge gegeben sind, klar zutage getreten. Es war im menschlichen Sinne die volle Wahrheit, wenn der Nachruf, den die Vorstände der Reichspartei und der Freikonservativen Partei ihm widmeten, in den Worten gipfelte: „Das Vaterland hat in ihm einen seiner besten und treuesten Söhne verloren." Aber in höherem und historischem Sinne wird man sagen dürfen, daß eine solche Persönlichkeit ihrem Volke nie verloren gehen kann, sie wirkt auch über Tod und Grab hinaus. Daß dies in der Tat geschehe, dazu haben diese Blätter helfen wollen.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 1. Juli 1905.

Heute früh wurde ich zu einer Konferenz zu Bethmann Hollweg[1]) berufen wegen einer Gesetzesvorlage für den nächsten Landtag. Er hat mir vorzüglich gefallen, ist sehr informiert und verständig. Ich war in der betreffenden Frage bis in die Details derselben Meinung, zu der er sich dann bekannte.

---

[1]) Minister des Innern seit März 1905.

Digitized by Google

Morgen nachmittag habe ich Audienz bei Bülow. Arenberg[1]) erzählte mir, daß er über meinen Marokko-Artikel[2]) ganz ungewöhnlich erfreut gewesen sei; ein besserer Dienst hätte ihm für die Verhandlungen mit Frankreich nicht geleistet werden können.

*

7. Dezember 1905.

Bülows Reden gestern[3]) bei überfüllten Tribünen waren meo voto nicht übermäßig interessant. Er sagte mit zu viel Pathos im ganzen recht selbstverständliche Dinge. Das Beste waren die Zitate aus Bismarcks Reden.

Vorgestern war großes Völkerfest bei Bülow, d. h. nur Herren (1500), von denen die größere Hälfte nicht Abgeordnete, sondern Journalisten, Beamte im Dienste und Pension und höhere Offiziere waren. Da mir ein solches Völkergewühl entsetzlich ist, drückte ich mich nach einer Viertelstunde.

*

22. Januar 1906.

Ich wurde heute früh durch eine Gratulation Loebells[4]) zum Stern zum Kronenorden überrascht, den ich auf dem Ordensfeste, um das ich mich gedrückt hatte, bekommen habe. Ich wünschte, sie hätten den Orden einem anderen gegeben, dem es mehr Spaß macht als mir. Ich freue mich, daß Zedlitz und

---

[1]) Prinz von Arenberg, bekannter Zentrumsabgeordneter.

[2]) S. denselben im „roten" Tag vom 27. Juni 1905. Kardorff sprach sich darin für eine friedliche Lösung der Marokkofrage aus; er empfahl eine Einigung aller Mächte mittels gemeinsamer Konferenzen. Interessant sind seine Ausführungen über die geheimen Absichten, die der französische Minister Delcassé mit seiner Marokkopolitik verfolgte. „Sollte er geglaubt haben, die Furcht, daß England einen etwaigen französisch-deutschen Krieg wahrnehmen werde, um Deutschlands Flotte zu zerstören oder unsere Kolonien sich anzueignen, werde uns hindern, unser wohlbegründetes Interesse wahrzunehmen, daß dem deutschen Handel und der deutschen Unternehmungslust die offene Tür in Marokko erhalten bleibt? Oder hat er absichtlich zu einem Kriege treiben wollen, dessen Hauptlast, die des Landkrieges, doch auf die Schultern Frankreichs gefallen wäre?" Am Schlusse seines Artikels rühmte Kardorff die Geschicklichkeit des Fürsten Bülow, der er die glückliche Lösung der Marokkofrage zutraute: „Ich habe den Eindruck, daß die ruhige Festigkeit und Unerschrockenheit, mit welcher er das gute Recht der deutschen Interessen in Marokko bisher vertreten hat, im ganzen deutschen Vaterlande vollste Anerkennung gefunden hat, und das Zutrauen, daß es ihm glücken wird, auch Frankreich davon zu überzeugen, daß wir sehr weit davon entfernt sind, Händel zu suchen, aber nicht so beiseite geschoben werden durften, wie dies versucht wurde."

[3]) Reichskanzler Fürst Bülow verbreitete sich in der Rede vom 6. Dezember, mit der er die Etatsverhandlungen des Reichstages einleitete, über die auswärtige Politik, insbesondere über die Marokkofrage. Er zitierte dabei das Wort aus Bismarcks „unsterblicher" Reichstagsrede vom 6. Februar 1888: „Wir müssen unabhängig von der augenblicklichen Lage so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation, die unter Umständen stark genug ist, ihre Geschicke in die eigene Hand zu nehmen, auch gegen jede Koalition, jeder Eventualität entgegensehen können."

[4]) Der Chef der Reichskanzlei v. Loebell, später Minister des Innern, jetzt Oberpräsident von Brandenburg.

Digitized by Google

Gamp,[1]) meine Fraktionsgenossen, auch bedacht sind; sie haben den Orden reichlich verdient. Namentlich Zedlitz, dessen parlamentarische und journalistische Leistungsfähigkeit wirklich groß ist.

Heute große Debatte über die Bank im Reichstage. Ich lasse Arendt zuerst sprechen und folge dann, wenn der Bankpräsident Koch gesprochen hat, gut vorbereitet, und ich hoffe eindrucksvoll zu sprechen.[2])

Heute bin ich zu Bülow zu einer Konferenz gebeten.

*

25. März 1906.

S. M. war bei Balleſtrem[3]) sehr harmlos vergnügt, sprach mit mir von Levetzow[4]) und Heidelberg, setzte sich nach Tisch zu uns und ließ sich aus den Kriegen von 1866 und 1870 von uns erzählen. Er sah ganz vorzüglich gesund aus und hat eine Taille wie ein Fähnrich bekommen, ganz schlank.

Hier schwirren die wunderbarsten Gerüchte herum, daß Bülow ginge usw., aber niemand weiß einen möglichen Nachfolger. So viel scheint gewiß, daß es sich um die Ausschaltung Holsteins[5]) handelt, der uns durch seinen verhängnisvollen Einfluß ... nahezu in einen französischen Krieg hineingeritten hätte, und um den Erbprinzen Hohenlohe,[6]) den das Zentrum nicht als selbständigen Staatssekretär der Kolonialabteilung haben will, obschon er eine sehr sympathische, liebenswürdige Erscheinung ist und scheinbar auch sehr verständig.

*

19. Mai 1906.

Die großen Steuergesetze[7]) sind glänzend durchgegangen. Ich habe mich sehr gefreut, daß das Zusammenwirken von Nationalliberalen, Zentrum, uns und den Konservativen diese Parteien zum Kampfe gegen die Sozialdemokraten geeinigt hat.

*

26. Mai 1906.

Im Reichstage gestern Hohenlohe durch Zentrum und das Fehlen von 26 Konservativen abgelehnt;[8]) der ganze Clan Hohenlohe empört ...

---

[1]) Wirklicher Geh. Oberregierungsrat Gamp, Reichstagsabgeordneter für Deutsch-Krone, Mitglied der Reichspartei.

[2]) S. Kardorffs Reichstagsrede vom 22. Januar 1906. Sten. Ber. S. 718 f.

[3]) Am 23. März hatte bei dem Reichstagspräsidenten Graf Balleſtrem ein Diner stattgefunden, zu dem auch der Kaiser erschienen war.

[4]) Gemeint ist jedenfalls der frühere Präsident des Reichstags v. Levetzow, gestorben 12. August 1903.

[5]) Geh. Legationsrat v. Holstein schied im April 1906 infolge des Druckes der öffentlichen Meinung aus dem Auswärtigen Amt aus. Er galt wohl mit Recht als die Seele der Marokkopolitik, die uns um ein Haar in einen Krieg mit Frankreich verwickelt hätte.

[6]) Erbprinz Ernst von Hohenlohe-Langenburg, Direktor der Kolonialabteilung. Er trat im September von seinem Posten zurück.

[7]) Am 19. Mai wurde das große Reichsfinanzreformgesetz mit 149 gegen 95 Stimmen angenommen. Mit Nein stimmten die Sozialdemokraten, Freisinnigen, Polen, Welfen und Antisemiten, dazu fünf Konservative.

[8]) Es war im Reichstag die Erhebung der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts

Digitized by Google

Das Schulgesetz[1]) wird, wie es scheint, im Abgeordnetenhause noch glücklich unter Dach und Fach gebracht, ein Hauptverdienst von Zedlitz, der Deutschkonservative und Nationalliberale glücklich auf einer mittleren Linie geeinigt hat. Es ist das ein sehr großer Fortschritt in unserem Schulwesen, denn das Gesetz beseitigt die grausamen Härten in der Verteilung der Schullasten und die in Schlesien z. B. bestehende Rechtsunsicherheit, legt viele Entscheidungen aus der Regierungswillkür in die Hände der Kreisausschüsse, ermöglicht den ländlichen Lehrern, die sich selbst fortbilden, ein Avancement in die städtischen Schulen usw. Abgeordneten- und Herrenhaus werden infolgedessen noch etwa fünf Wochen zu tun haben.

*

3. Juli 1906.

Eben im Abgeordnetenhause finde ich meinen Platz mit Rosen bekränzt, und in dem Kranze steht die Zahl vierzig.[2]) Es ist das eine Anfeierung, wofür ich sehr wenig Sinn besitze.

*

5. Dezember 1906.

Der neue Kolonialdirektor Dernburg[3]) hat sich vortrefflich eingeführt; er legte Roeren förmlich in den Staub. Mir ging es auch gestern vortrefflich.[4])

---

zu einem selbständigen Kolonialstaatssekretariat beantragt worden, die aber am 26. Mai mit 142 gegen 119 Stimmen abgelehnt wurde.

[1]) Im Dezember 1905 war dem Abgeordnetenhause eine Vorlage zu einem Volksschulunterhaltungsgesetz eingebracht worden, die am 11./12. Dezember in erster, am 22. Mai 1906 in zweiter Lesung beraten wurde. Am 28. Mai erfolgte die Annahme.

[2]) Am 3. Juli waren es vierzig Jahre her, daß Kardorff in das Abgeordnetenhaus gewählt war.

[3]) Am 10. September war an die Stelle des Erbprinzen von Hohenlohe der bisherige Direktor der Darmstädter Bank, Bernhard Dernburg, als Leiter des Kolonialamts getreten. Er führte sich, energisch sekundiert von dem Reichskanzler Fürsten Bülow, am 28. November mit einer Programmrede im Reichstag ein. Am 3. Dezember kam es zwischen ihm und dem Zentrumsabgeordneten Roeren zu scharfen Auseinandersetzungen über den Fall Wistuba, in deren Verlauf die berühmt gewordenen Worte Dernburgs fielen: „Diese Eiterbeule muß aufgestochen werden, ich habe sie aufgestochen." Am 4. Dezember erklärte Fürst Bülow im Reichstag, daß er die Haltung Dernburgs und insbesondere seine Verteidigung grundlos angegriffener Beamter und seine Abwehr ungerechtfertigter Pression durchaus und nachdrücklich billige.

[4]) In seiner Rede vom 4. Dezember 1906, der letzten, die er überhaupt im Reichstag gehalten hat, ging Kardorff auf die Fälle Dr. Karl Peters und Geh. Legationsrat Hellwig ein, dessen Entlassung Bebel den Freikonservativen in die Schuhe geschoben hatte. Die Rede wies noch einmal eine Reihe wirkungsvoller Momente auf, so am Anfang, wo Kardorff sich gegen die Art wandte, wie gekränkte niedere Kolonialbeamte die Abgeordneten zum Sprachrohr für ihre Beschwerden machten und derart den Reichstag in die Gefahr brächten, sich einen Teil der Verwaltungsbefugnisse der verbündeten Regierungen und des Reichskanzlers anzueignen und zu einer Art Wohlfahrtsausschuß zu werden, so am Schluß der Rede, wo Kardorff die Ausfälle Bebels gegen die „herrschenden Klassen" wegen ihres Eintretens für Peters mit den Worten parierte, er hoffe, es werde in Deutschland immer eine herrschende Klasse geben, die sich durch Unpopularität niemals abschrecken lassen werde, einen Fall zu vertreten, wenn sie glaube, daß der Betreffende zu Unrecht verurteilt, daß ein Justizmord an ihm begangen sei.

Digitized by Google

Ich sprach ganz ex tempore und hatte das beruhigende Gefühl, daß meine Worte auf allen Seiten Eindruck machten; meine Fraktion in hellem Jubel über meinen Erfolg. Daß Bülow Dernburg kräftig unterstützte zu Beginn der Sitzung, machte sehr guten Eindruck.

*

8. Dezember 1906.

Die fortschrittlichen Abgeordneten sagten mir bei Posadowsky allerhand Angenehmes über meine Rede,[1]) obschon sie den Kolonien noch ziemlich feindlich gegenüberstehen, und als ich abends zu Hause kam, fand ich einen Brief von Karl Peters mit einer Anlage, einen enthusiastischen Brief einer Schriftstellerin mit unlesbarem Namen, die in der Sitzung gewesen war; sie wäre ganz benommen gewesen von dem gewaltigen Eindrucke, den meine Rede auf das ganze Haus gemacht habe.

Sehr komisch war es, als ich am nächsten Tage den von mir sehr sorgfältig aufgehobenen Artikel von H. v. Loßberg Erzberger übergab und dieser mir erwiderte, die ganze Sache gegen Geheimrat Hellwig[2]) sei ja nur von Bebel aufgebracht worden, und er wäre froh gewesen, daß dieser unfähige Mann, der die Tippelskirch-Verträge abgeschlossen, aus dem Kolonialamt hinausgeflogen sei, während mir wieder Bebel außerordentlich freundlich und liebenswürdig mitteilte, er hätte die Hellwig-Affäre nur aufgenommen, weil Erzberger sie vorgebracht hätte.

Du hast vielleicht jetzt auch in der „Post" die Sache von Geo Schmidt gegen Prinz Arenberg gelesen, eine Sache, die, wie ich fürchte, Bülows Sturz herbeiführen kann.[3])

*

9. Januar 1907.

Gestern gab die Fraktion mir ein Riesendiner (fast sechzig Kuverts).[4]) Zedlitz hielt den ersten Toast auf mich in überaus reizender, netter Weise, dann toastete Gamp für die Reichspartei auf mich, auch sehr nett, und endlich Vopelius[5]) desgleichen für den Zentralverband der Industriellen. Darauf sprach ich einige Worte auf die Fraktion; die große Herzlichkeit und Liebe, welche die ganze

---

[1]) Gemeint ist noch Kardorffs Reichstagsrede vom 4. Dezember.

[2]) Kardorffs Einwirkung auf den Fall des Geh. Legationsrats Hellwig beschränkte sich darauf, daß er einen ihm zugegangenen Leitartikel eines Herrn v. Loßberg, in dem schwere Vorwürfe gegen den namentlich durch seine Behandlung der Tippelskirchschen Lieferungsverträge für die südwestafrikanische Schutztruppe kompromittierten Geh. Legationsrat Hellwig erhoben waren, dem Reichskanzler unterbreitet hatte.

[3]) Vgl. dazu die Aeußerungen des Kolonialdirektors Dernburg in der Reichstagssitzung vom 13. Dezember. Es kam bekanntlich nicht zu Bülows Sturz, sondern zur Auflösung des Reichstags, als dieser am 13. Dezember den Nachtragsetat für das südwestafrikanische Schutzgebiet ablehnte.

[4]) Zur Feier von Kardorffs achtzigstem Geburtstag.

[5]) Das frühere Mitglied des Abgeordnetenhauses, spätere Herrenhausmitglied v. Vopelius.

Digitized by Google

Partei mir bewies, hatte mich zu sehr bewegt, um gut sprechen zu können.[1]) Von allen abwesenden Parteifreunden waren Telegramme eingelaufen.

Von der großen Rechten waren in der Sitzung schon Graf Schwerin-Löwitz und Dietrich[2]) zu mir gekommen, die sich gar nicht darüber zufrieden geben konnten, daß ein Deutschkonservativer sich mir gegenüber als Gegenkandidat aufgestellt habe.[3]) Mein Wegbleiben wäre ja für die ganze Rechte des Hauses ein Verlust usw. Ich fürchte, eine sehr begeisterte Aufnahme wird Euen, falls er gewählt wird, bei der Rechten nicht finden.

*

11. Januar 1907.

Das Abgeordnetenhaus ist bis jetzt sträflich langweilig — aber es hat den Vorzug, daß man dreist auf Wochen fehlen kann, ohne daß es irgendwie auffällt.

Ueber die Wahlen weiß man hier blutwenig. Meine Partei wird, wie es scheint, einige Mandate gewinnen, Zedlitz u. a., der für Langensalza ziemlich gute Chancen hat, dann noch einige Landwirte und Richter. Ich bin körperlich außerordentlich munter — wie S. meint, weil ich mehr an die Luft käme wie zu Hause.

Bülow soll, wie seine Freunde sagen, körperlich nicht so ganz munter sein, am Ende hat seine Attacke im Reichstage[4]) doch Nachwirkungen übler Art. Auch Loebell schien mir nicht ganz unbesorgt um ihn.

Sonst hört man hier nichts Neues. Hatzfeldt[5]) bekommt, wie mir Porsch[6]) mitteilt, gleich im ersten Wahlgange die Zentrumsstimmen, und hält man dadurch seine Wahl für gesichert. Das wäre ein netter Erfolg für mich, da ich die Aufstellung seiner Kandidatur durchsetzte.

Sonst hat das Zentrum die Einführung des Reichstagswahlrechts für den

---

[1]) Die „Post" berichtete in ihrer Abendausgabe vom 9. Januar 1907 über Kardorffs Ansprache: „Er wies darauf hin, daß es ihm vergönnt gewesen sei, die großen Tage der Einigung Deutschlands werktätig mitzuerleben, den Zauber der mächtigen Persönlichkeit des Fürsten Bismarck nicht nur im politischen, sondern auch im privaten Leben auf sich wirken zu lassen. Wie immer man im übrigen über seine politische Tätigkeit denken möge, das glaube er sich zum Verdienst anrechnen zu dürfen, daß er stets bestrebt gewesen sei, in der Freikonservativen Partei die Königstreue, die feurige nationale und patriotische Gesinnung und den Freimut gegenüber jedermann zu stärken und zu erhalten, die sie besonders charakterisieren."

[2]) Justizrat Dietrich, konservativer Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Ruppin-Templin.

[3]) Für die auf den 25. Januar anberaumten Reichstagswahlen war in Kardorffs langjährigem Wahlkreise ein konservativer Gegenkandidat in der Person des Oberamtmanns Euen aufgestellt worden, der in der Tat, vom Bund der Landwirte mit Hochdruck unterstützt, gewählt wurde.

[4]) Fürst Bülow hatte in der Reichstagssitzung vom 5. April 1906 einen schweren Ohnmachtsanfall erlitten.

[5]) Hermann Herzog zu Trachenberg, Fürst v. Hatzfeldt, wurde in der Tat im Wahlkreise Breslau-Ost gewählt.

[6]) Der bekannte Zentrumsabgeordnete Geheimrat Porsch.

Digitized by Google

Landtag beantragt, womit es hoffentlich sich seine Position bei Seiner Majestät gründlich verdorben hat.

Kardorff an den Reichstagsabgeordneten Dr. Otto Arendt.

Wabnitz, den 28. Januar 1907.

Wahlen glänzend ausgefallen; sie zeigen, daß der nationale Sinn in Deutschland noch lebendig ist.[1]) Hoffentlich gewinnt die Fraktion in den Stichwahlen noch viele Mandate. Leider scheint Bockelmann gefährdet. Liebert[2]) und Hatzfeldt sind sehr gute Akquisitionen. Der letztere muß als Vorsitzender der liberalen Herrenhausfraktion in den Vorstand gewählt werden.

Kardorff an seine Gemahlin.

Berlin, den 21. Februar 1907.

Gestern war großes Fraktionsdiner, Landtag und Reichstag, auf dem mir feierlich mitgeteilt wurde, daß die Reichspartei mich zu ihrem Ehrenmitglied ernannt[3]) habe, und die dringende Bitte an mich richtet, den Fraktionsversammlungen immer beizuwohnen. Das ist sehr nett, dadurch behalte ich einen guten Teil meines Einflusses auf den Reichstag.

Dr. Hahn (Bund der Landwirte),[4]) der gestern sehr katzenfreundlich zu mir kam, habe ich ganz gehörig abblitzen lassen. Ich sah nicht, daß er mir immer seine Pfote entgegenstreckte, sagte ihm, er solle sich doch nicht so freundlich stellen, nachdem der Bund der Landwirte mich abgesägt; dann drehte ich mich kurz um und ließ ihn stehen.

Mein Börsenartikel[5]) steht heute im „Tag".

Stolbergs Wahl[6]) hat mich sehr gefreut.

*

2. März 1907.

Im Reichstag hat gestern Hatzfeldt nach einstimmigen Berichten der verschiedenen Parteien sehr taktvoll und verständig gesprochen; er scheint sich dadurch glücklicherweise maßgebenden Einfluß in der Fraktion gesichert zu haben.[7])

---

[1]) Die Reichstagswahlen vom 25. Januar bzw. 5. Februar brachten der Sozialdemokratie, die von 79 auf 43 Sitze fiel, eine schwere Niederlage, den Konservativen einen Zuwachs von 10, der Reichspartei einen solchen von 2 Sitzen.

[2]) Generalleutnant z. D. v. Liebert, Abgeordneter für Borna-Pegau.

[3]) Die vom 4. Mai 1907, dem Tage des vierzigjährigen Stiftungsfestes der Freikonservativen Partei, datierte Adresse der Reichspartei ist bereits auszugsweise im Juliheft 1917 (S. 81 f.) abgedruckt.

[4]) Dr. Diedrich Hahn, Direktor des Bundes der Landwirte, Reichstagsabgeordneter für den 19. hannoverschen Wahlkreis.

[5]) Der Artikel, der das Thema behandelt, „Welche Bestimmungen des Börsengesetzes sollten in erster Reihe abgeändert werden?", findet sich im „Tag" vom 21. Februar 1907.

[6]) Am 20. Februar war Graf Udo Stolberg-Wernigerode vom Reichstage zum Präsidenten gewählt worden.

[7]) Fürst Hatzfeldt plädierte am 1. März im Gegensatz zum Abgeordneten Gamp

Digitized by Google

Mein Börsenartikel scheint nach Aeußerungen von Loebell Bülow sehr genutzt zu haben.

*

17. März 1907.

Ich möchte bei den Verhandlungen über den Kultusetat im Abgeordnetenhause nicht fehlen, werde voraussichtlich auch morgen im Anschlusse an die aufgeregte Debatte, die wir gestern hatten,[1]) noch reden. Zedlitz griff Studt gestern etwas mit unnötiger Schärfe an, obschon nach dessen Auslassungen . . . in der Tat allgemein die Ueberzeugung herrscht, daß er seinem Posten nicht gewachsen ist. Es handelt sich um die prinzipielle Frage, ob das System der geistlichen Schulinspektion, wie es besteht, sich bewährt hat und nicht vielmehr durch technisch ausgebildete Schulmänner diese Inspektion besser wahrgenommen wird. Heute empfinden die Lehrer es als eine Herabwürdigung ihres Berufes, von Leuten inspiziert und kontrolliert zu werden, welche pädagogisch die einzige Vorbildung eines sechswöchentlichen Kursus an einem Seminar durchgemacht haben, folglich größtenteils über Erziehung und Unterricht der Jugend nur sehr oberflächliche Kenntnisse besitzen, dadurch werden die Lehrer größtenteils in das liberale Lager getrieben und in eine Opposition gegen die Geistlichkeit, Resultat: die zwei Millionen sozialdemokratischer Stimmen, welche zeigen, wie wenig die seitherige Methode dazu geführt hat, die Jugend vor den Verführungen des Materialismus, Atheismus, der Vaterlandslosigkeit usw. zu bewahren. Nach unseren Anschauungen soll ein Schulmann im Hauptamte die Kreisschulinspektion besorgen, ein vom Kreisausschusse zu bestimmender Superintendent nur den Religionsunterricht in den Volksschulen zu kontrollieren haben usw.[2])

*

20. April 1907.

Der frühere Oberbürgermeister von Posen, Witting, hat eine Rede im nationalliberalen Verein über die Polenfrage gehalten, deren Ansichten ich so ziemlich teile.

In der Fraktion habe ich kontra Zedlitz, der der Regierung gegenüber sehr leise treten wollte, gesiegt, und ich werde kein Blatt vor den Mund nehmen.[3])

*

---

für ein Zusammenhalten der Mehrheitsparteien gegenüber dem Zentrum, das immer oppositioneller werde.

[1]) Am 16. März war es bei der Beratung des Abgeordnetenhauses über den Kultusetat zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen dem Abgeordneten v. Zedlitz und dem Kultusminister Studt gekommen.

[2]) Am 19. März sprach Kardorff im Abgeordnetenhause sich über den Vorzug der fachmännischen vor der geistlichen Schulaufsicht aus.

[3]) Am 22. April sprach Kardorff zum letztenmal im Abgeordnetenhause. Er erörterte in seiner Rede die Wirksamkeit der Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen, die Beendigung des polnischen Schulstreites und die Zustände in Oberschlesien. Besonderes Interesse erhält diese letzte Rede Kardorffs aus dem Abgeordnetenhause durch eingehende Mitteilungen über eine Unterredung, die er im Jahre 1885 mit Fürst Bismarck über die Frage der Ansiedlungen in den polnischen Gebietsteilen gehabt hatte. Seinerseits sprach

Digitized by Google

1. Mai 1907.

Gestern Vormittag war ich im Reichstag, um die große Debatte über auswärtige Politik zu hören. Fürst Hatzfeldt sprach sehr geschickt, und alle Parteien mit Ausnahme der Sozialdemokraten gaben Bülow ein großes Vertrauensvotum, was zur Befestigung seiner Stellung Seiner Majestät gegenüber sehr wichtig ist. Bülow sprach meo voto mäßig, die übrigen Redner, Bassermann, Winckler[1]) usw., wurden langweilig.

Rede Kardorffs zur Gedenkfeier des vierzigjährigen Bestehens der Reichspartei und der freikonservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses (4. Mai 1907).[2])

Verehrte Freunde und Parteigenossen!

Der Fürst Hatzfeldt hat vorhin schon darauf hingewiesen, daß die Entstehung unserer Fraktion in das Jahr 1866 fällt, also in dasjenige Jahr, von dem eine neue Aera für unser preußisches und unser deutsches Vaterland datiert. Wie es damals einem großen Teil der Fortschrittspartei, der radikalen Fortschrittspartei, welche in heftiger Opposition gegen das Ministerium Bismarck die schwere Konfliktszeit hindurch geführt hat, wie Schuppen von den Augen fiel, als man merkte, daß dieser selbe Herr v. Bismarck dieselbe Politik betrieb, für die sie in ganz Deutschland jahrelang tätig gewesen waren, und wie diese Liberalen damals zu dem Schluß kamen, sich von der alten Fortschrittspartei loszulösen, um diese nationale Politik zu unterstützen, so war auch damals in konservativen Kreisen vielfach das Gefühl erwacht, daß es sich nunmehr lohne, mit dem alten Zwist aufzuräumen und ein neues politisches Leben in Preußen und Deutschland anzufangen. (Bravo!) Ich besinne mich, als ich im Jahre 1866 in den preußischen Landtag gewählt war — damals war es Sitte, daß die gewählten Abgeordneten der Wahlmännerversammlung dankten — daß ich damals dabei meine erste öffentliche Rede hielt, was mir sehr peinlich war (hört! hört! und Heiterkeit); ich war damals noch etwas schüchterner als heute. (Erneute Heiterkeit) Als ich da sagte, ich betrachte es als meine Hauptaufgabe, die Wunden zu schließen, welche die schwere Konfliktszeit über unser Vaterland gebracht hat, auf eine Versöhnung der Parteien hinzuarbeiten, da war ich ordentlich erschrocken über den tosenden Beifall, der mir von der ganzen Versammlung zuteil wurde. Und, meine Herren, an diesem Bestreben hat unsere Fraktion, unsere Partei stets festgehalten seit ihrem Bestehen. Ich hatte es nicht ganz leicht. Ich war in

---

Kardorff den Wunsch aus, daß einmal in allergrößtem Maßstabe und in allergrößtem Stile eine Besiedlung der gesamten preußischen Provinzen mit kleinbäuerlichem und Kleinstellenbesitzermaterial ermöglicht werden möge.

[1]) Generaldirektor Winckler, konservativer Abgeordneter für Merseburg-Querfurt. — Kardorff hat den allgemeinen Eindruck der Reichstagsdebatte vom 30. April über die auswärtige Politik durchaus treffend wiedergegeben.

[2]) Die „Post" Nr. 209 vom 5. Mai 1907.

Digitized by Google

die alte konservative Partei jener Zeit eingetreten, und als ich zum ersten Mal bei der bevorstehenden Präsidentenwahl innerhalb der konservativen Fraktion zu äußern wagte, mir schiene es doch zweckmäßig zu sein, Herrn v. Forckenbeck von der nationalliberalen Partei, die sich inzwischen gebildet hatte, die Stimmen bei der Wahl zu geben, um eine Versöhnung herbeizuführen mit diesem Teil der liberalen Partei, der sich auf den nationalen Standpunkt gestellt hatte, da wurde ich und ein Freund von mir, der zu den Begründern unserer Partei gehörte, Herr v. Hagemeister, der frühere Oberpräsident von Westfalen, da wurden wir mit Spott und Hohn überschüttet, obgleich gar keine Möglichkeit war, daß ein konservativer Präsidentschaftskandidat gewählt würde. Da wurde uns vorgeworfen, wie wir so etwas machen könnten. Die Folge davon war, daß wir an demselben Tage aus der konservativen Partei austraten und der freikonservativen Vereinigung beitraten, welche durch meinen alten Freund, den Grafen Bethusy, und Lynar, den Prinzen Karl von Hohenlohe, den Amtsrat Dietze und andere Herren begründet war. Man kann sich denken, daß damals infolge der Konfliktszeit und durch die langjährige Landratskammer unter dem Ministerium Brandenburg eine Verbitterung unter den Parteien entstanden war, von der wir heute keine Ahnung mehr haben. Ein Konservativer würde es damals für seiner Ehre zuwider gehalten haben, mit einem Fortschrittsmann zu sprechen. Dasselbe Gefühl hatten die Fortschrittsleute; ein Fortschrittsmann würde unter keinen Umständen mit einem Konservativen, einem so rückständigen Manne, gesprochen haben. Meine Herren! Die Zeiten haben sich etwas geändert und haben ihren Einfluß auf die Wirksamkeit unserer Partei dahin gerichtet, daß wir immer an dem Grundsatz haben festhalten können, möglichste Verständigung herbeizuführen zwischen den Auffassungen der konservativen Partei und denen der gemäßigten liberalen Partei, weil wir von der Voraussetzung ausgingen, daß, wie unsere Verhältnisse in Preußen einmal liegen, nur auf diesem Wege ein einigermaßen konstitutionelles Leben bei uns verwirklicht werden könnte. (Sehr gut!) Meine Herren! An diesem Grundsatz hat unsere Partei bis auf den heutigen Tag festgehalten und wird es, wie ich hoffe, auch in aller Zukunft tun. Und ich möchte doch auch, wie ich schon vor einiger Zeit auf dem Parteitag in Breslau es versucht habe zu tun, darauf hinweisen, daß unsere Partei auch eine sehr lebendige Initiative entfaltet hat, die uns von Wichtigkeit für die Entwicklung unseres Vaterlandes erschien. Ich darf zunächst mit einem gewissen Stolz und mit Genugtuung darauf hinweisen, daß die Selbstverwaltung in Preußen, wie sie zuerst durch die Einführung der Kreisordnung des Jahres 1873 ins Leben gerufen wurde, auf der Initiative unserer Partei beruht. (Sehr richtig!) Graf Bethusy und ich hatten schon früher die Ansichten ausgesprochen, die in der Kreisordnung später zum Gesetz wurden. In der Kommission waren der spätere Minister v. Friedenthal, unser alter, verewigter Freund Graf Bethusy und ich, und es glückte uns, nach jahrelangem Kampf das Gesetz so zustande zu bringen, daß es schließlich mit überwältigender Majorität gegen vereinzelte Stimmen der Konservativen und des Fortschritts Annahme fand. Es war das kein leichter Kampf, er dauerte zwei Sessionen,

Digitized by Google

sechs Jahre hindurch. Als wir mit unseren Ideen hervortraten, hatten wir die heftigsten Kämpfe nach rechts und nach links zu bestehen. Von der rechten Seite wurden wir wie halbe Revolutionäre angesehen, weil wir die gutsherrliche Polizei über die Gemeinden abschafften, weil wir der Bauernschaft die Vertretung in den Kreistagen einräumen wollten, die ihr nach unserer Meinung zukam. Und von der linken Seite, von Lasker und Miquel, wurden wir angefochten, weil wir nach ihrer Meinung viel radikaler in unseren Vorschlägen hätten sein sollen. Im ersten Jahre fanden die Verhandlungen im Plenum des Abgeordnetenhauses statt, im zweiten Jahre wurde die Frage in die Kommissionen verwiesen, und da gelang es uns, und das ist meiner Auffassung nach das Hauptverdienst meines Freundes Friedenthal, die Gemüter so zusammenzubringen, daß wir von der konservativen und auch der linken Seite durch Bennigsen, Lasker und Miquel die lebendigste Unterstützung erhielten in allen Hauptfragen, und daß wir so das Gesetz zustande brachten. Die Fraktion kann stolz sein, daß sie in diesem Gesetz die Grundlage gelegt hat für die gesamte Entwicklung unserer Verhältnisse in Preußen. (Sehr richtig!) Und nicht allein in Preußen, sondern auch im Reiche hat unsere Partei die ganze wirtschaftliche Lage auf einen neuen Fuß gestellt. Als im Jahre 1873 die Eisenzölle aufgehoben wurden, da war es eigentlich nur Freiherr v. Stumm und meine Wenigkeit, die damals die erste Opposition gegen diese Maßregel erhoben, und von diesem Moment an ist der Kampf für das gemäßigte Schutzzollsystem geführt worden. Das war kein leichter Kampf. Denken Sie, daß wir zu kämpfen hatten gegen die Beredsamkeit eines Lasker, eines Bamberger und Eugen Richter. Ich nenne nur diese drei Namen. Wir mußten viel Spott und Hohn über uns in der ersten Zeit ergehen lassen, denn wir standen sehr allein da. Damals regierte auf allen Hochschulen die freihändlerische Ansicht, ebenso wie heute auf ihnen die sozialistische Tendenz herrscht. (Sehr richtig! und Heiterkeit.) Ja, meine Herren, da glaubte jeder, einen Andersdenkenden für einen Idioten halten zu können, wenn er ihm nicht gar unlautere Motive zumutete, und heute wird man für einen Idioten gehalten, wenn man nicht der neuen sozialistischen Bewegung im höchsten Maße huldigt. Der Kampf war kein leichter. Bei der nächsten Wahl zeigte es sich aber, daß unsere Ansichten doch im deutschen Vaterlande einen viel größeren Anklang fanden, wie wir überhaupt zu hoffen gewagt hatten. Es ergab sich schon eine sehr anständige Minorität, und bei den nächsten Reichstagswahlen, nachdem wir allerdings die gewaltige Unterstützung des Fürsten Bismarck gefunden hatten, der auch zu der Ansicht gekommen war, daß der radikale Freihandel für Deutschland unmöglich sei, nun, da hatten wir die Majorität erlangt, die den Zolltarif von 1879 zustande brachte. Ich darf mit Stolz darauf hinweisen, daß dieser auch auf der Initiative unserer Partei beruhte, und ebenso beruhte auf ihr die spätere Ausdehnung des industriellen Schutzes auch auf die landwirtschaftlichen Produktionen. In den Zeiten des Jahres 1879, als die Eisenzölle aufgehoben waren, da hatten wir mit wenigen Herren den Zentralverband deutscher Industrieller gegründet, und in diesem Verbande wurde bei Beratung der Statuten auf einen

Digitized by Google

Antrag von mir in die Statuten gleich die Bestimmung aufgenommen, daß, wenn die Landwirtschaft ebenso schutzbedürftig werden sollte wie die deutsche Industrie, auch der Landwirtschaft entsprechende Zölle gewährt werden müßten. Diese Notwendigkeit trat demnächst ein. Und als Fürst Bismarck in Erkenntnis der Notlage, in der sich die Landwirtschaft befand, die landwirtschaftlichen Zölle brachte, da ließ uns die Industrie nicht im Stich, sondern sie bewilligte uns die landwirtschaftlichen Zölle so, wie sie bestanden, bis sie unter dem Grafen Caprivi leider wieder zu Ungunsten der Landwirtschaft herabgesetzt wurden.

Verehrte Herren, auch bei dem letzten Wiederherstellen des Schutzes für die Landwirtschaft durch den Zolltarif, jenen Zolltarif, gegen den die heftigste Obstruktion der Sozialdemokratie derzeit im Reichstage stattfand, auch bei diesem letzten Zolltarif hat unsere Fraktion doch das wesentlichste dazu getan, um die Stimmen der verschiedenen Parteien dahin zu vereinigen, daß eben dieser Schutz gewährt wurde. (Beifall.)

Meine Herren, ich verkenne gar nicht das große Verdienst, welches sich der Bund der Landwirte durch die Organisation des Schutzes für die Landwirtschaft in ganz Deutschland erworben hat, aber wenn die Herren heute im Zirkus Busch hintreten und es so hinstellen, als ob sie der Landwirtschaft diesen Schutz verschafft hätten, als ob die günstige Lage, deren sich die Landwirtschaft heute erfreut, ihrem Bemühen zu danken wäre, so scheinen sie ganz vergessen zu haben, daß ihr Vorstand aus jener Zeit Kopf und Kragen daran setzte, um diesen Zolltarif, der geeignet war, die günstige Lage der Landwirtschaft herbeizuführen, zu Fall zu bringen. (Sehr richtig!) Sie sollten doch nicht vergessen, daß derzeit die Parole von ihnen ausgegeben wurde, es müsse noch viel schlechter werden, ehe es besser werden könne.[1]) Diese Parole haben wir nie verfolgt, derartig pessimistische Politik haben wir niemals getrieben. Wir hätten wohl in einzelnen Punkten auch höhere Zölle für die Landwirtschaft gewünscht, aber wir mußten uns abfinden damit, das zu erhalten, was überhaupt im Reichstag damals zu erreichen war, und ich glaube, wir haben damit richtig gehandelt und können auch darauf mit einer gewissen Genugtuung zurücksehen. (Lebhaftes Bravo!)

Meine Herren, ich glaube, unsere Partei kann mit einiger Genugtuung zurückblicken auf das, was sie im preußischen Abgeordnetenhause geleistet hat für unsere Schulgesetzgebung. Das neue Schulunterhaltungsgesetz war nicht leicht im preußischen Abgeordnetenhause durchzubringen. Es hielt auch nicht leicht, dies im Herrenhause zu bewerkstelligen. Den Bemühungen unserer Freunde gelang es aber. Damit sind die Grundlagen geschaffen, auf denen wir hoffen dürfen, daß die preußische Volksschule auch in Zukunft an der Spitze aller Volksschulen marschieren wird. (Beifall.) Jedenfalls werden die Bemühungen unserer Partei

[1]) Diese Ausführungen trugen Kardorff eine Polemik mit der „Deutschen Tageszeitung" ein, die der greise Parlamentarier mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit in zwei Artikeln der „Post" vom 7. und 10. Mai 1907 durchfocht, so viel ich sehe, den letzten Aufsätzen, die aus Kardorffs Feder herrühren.

Digitized by Google

immer darauf gerichtet sein. Und noch eins, meine verehrten Freunde, dürfen wir nicht vergessen. Derjenige, der mit die ersten Anregungen zu unserer sozialpolitischen Gesetzgebung gegeben hat, zu der Alters- und Invaliditätsversicherung und zu der Unfallversicherung, das ist unser verewigter Freund, der Freiherr v. Stumm gewesen, der mit dem Herrn Freiherrn v. Hertling vom Zentrum die ersten diesbezüglichen Anträge stellte. Also ich meine, unsere Partei ist nicht bloß immer dahin bemüht gewesen, eine Verständigung zwischen den Parteien herbeizuführen, sondern sie hat auch selbständige Ideen zu verwirklichen gewußt, und ich hoffe, sie wird das auch in Zukunft tun. (Beifall.)

Unser ganzes konstitutionelles Leben liegt ja nicht so wie in England. Da kommen die großen liberalen und konservativen Parteien jede zu ihrem Recht. Bei uns hat das Königtum eine ganz andere historische Stellung wie in England. In England regiert die Partei; der König ist nur ausführendes Organ. Bei uns regiert noch immer das alte preußische Königtum, und es hat einen ganz anderen Einfluß auf den Gang unserer Politik als in England. Wir wünschen ja alle, daß das parlamentarische Leben bei uns auch mehr und mehr sich einbürgern wird. Aber wirksam kann es nur werden, wenn eben eine Einigung zwischen gemäßigten liberalen und gemäßigten konservativen Anschauungen eintritt und damit eine so große Majorität in den Parlamenten geschaffen wird, daß einer solchen parlamentarischen Mehrheit auch die Ministerien nicht mehr ausweichen können.

Meine Herren, Fürst Hatzfeldt hat schon vorhin von denjenigen Aufgaben gesprochen, welche der Partei in Zukunft noch bevorstehen. Ich rechne dahin die Weiterentwicklung der preußischen Volksschule, ich rechne dahin die Weiterentwicklung der sozialpolitischen Gesetzgebung. Ich darf wohl darauf hinweisen, daß unsere Partei doch diejenige gewesen ist, welche allein von allen Parteien auch die Rechte der Arbeitgeber so vertreten hat, wie diese Rechte vertreten sein müssen. (Sehr richtig!) Und endlich, meine Herren — worauf Fürst Hatzfeldt auch schon hingewiesen hat —, halte ich es für eine erste Aufgabe unserer Partei, hinzuwirken auf eine große agrarische Gesetzgebung, um der Entvölkerung des platten Landes in den Ostprovinzen und überhaupt im Vaterlande entgegenzutreten. (Sehr richtig!) Diese Entvölkerung ist eine Gefahr für unser deutsches Vaterland. (Sehr richtig!) Wir dürfen uns dessen bewußt werden, daß wir durch die Ansiedlungskommission in Posen ein Beamtenpersonal erworben haben, welches heute die bäuerliche Ansiedlung, unseren Kleinbesitz, in die Wege zu leiten weiß. Hoffen wir, daß im allergrößten Maßstabe und gleichviel, mit welchen Kosten, eine solche Ansiedlung in allen Provinzen bei uns in die Wege geleitet werde, wo die Landbevölkerung so abnimmt, wie sie in den letzten Jahren abgenommen hat. Das halte ich für die dringendste Aufgabe, die unserem preußischen Vaterlande für die nächste Zeit bevorsteht.

Und dann lassen Sie mich schließen, meine Herren, mit dem Wunsche und der sicheren Erwartung, wie es Fürst Hatzfeldt vorhin schon ausgesprochen hat: Ich glaube, wir können die zuversichtliche Erwartung aussprechen, daß

Digitized by Google

unsere Partei, wie bisher, die Sonderinteressen unter das allgemeine Interesse stellen wird, das Vaterland über die Partei! (Lebhaftes Bravo! und Händeklatschen.)

Ein Staatsstreich in Serbien im Jahre 1893

Von

Freiherrn v. Machio, k. u. k. Geh. Rat und Botschafter a. D.

Es mag gewagt erscheinen, gerade jetzt eine Begebenheit aus der serbischen Vergangenheit, welche über zwanzig Jahre zurückliegt und welche mitzuerleben mir beschieden war, der Betrachtung zu unterziehen.

Wenn ich mich dessenungeachtet dazu entschließe, so schwebt mir der Gedanke vor, daß ja in der einleitenden Phase des Weltkrieges das Verhältnis Oesterreich-Ungarns zu Serbien auch im Mittelpunkte der Erörterung stand. Die wahren Ursachen dieses europäischen Zusammenstoßes liegen ja zweifellos viel tiefer, aber ebenso sicher bildete das Verbrechen von Serajewo — die Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgerpaares — nebst den Zusammenhängen, die die Untersuchung enthüllte, den letzten Anstoß, um zunächst auf dieser Seite die seit Jahren glimmende, immer wieder zurückgedämmte Glut zum Aufflammen zu bringen..

Kein Unbefangener wird heute darüber noch im unklaren sein, daß der Gegensatz zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien sowie des letzteren großserbische Ideale mit stets wachsendem Eifer in Rußland gefördert wurden, wo der Panslawismus eben bei den kleinen Balkanvölkern den Hebel am wirkungsvollsten ansetzen zu können hoffte, um den legitimen Einfluß der großen Nachbarmonarchie auf der Balkanhalbinsel womöglich zu untergraben und freien Raum für die eigenen, seither mit zynischer Offenheit einbekannten Absichten zu gewinnen.

Für Rußland war Serbien nur ein Mittel zum Zweck, die Gewinnung von Konstantinopel und dem Bosporus aber das seit Dezennien, trotz zeitweisem Abirren, unentwegt festgehaltene Ziel, für welches das eigene Volk, durch das Ammenmärchen vom Testament Peters des Großen begeistert, die Welt durch den Anspruch auf einen eisfreien Hafen, der einem so großen Reiche nicht versagt bleiben könne, gewonnen werden mußte.

Um diesen Eroberungsanspruch in ein harmloseres Gewand zu kleiden, mußte Oesterreich-Ungarn mit dem Odium von Expansionsabsichten belastet, das Wort vom Drang nach Osten böswillig interpretiert, die tausendmal in allen Formen widerlegte, durch nichts zu beweisende Fabel vom Vormarsch auf Salonik stets in neuer Sauce aufgetischt werden. Die Balkanvölker durften nicht zur Ruhe kommen, ihr latenter Hang zum Mißtrauen mußte stets aufgewühlt und auf Oesterreich-Ungarn gelenkt werden, wenn auch die Staatsmänner der

Digitized by Google

Monarchie seit Dezennien mit überzeugenden Argumenten und den klarsten und entschiedensten Worten nicht müde wurden, den rein wirtschaftlichen Charakter der Bestrebungen Oesterreich-Ungarns im Oriente nachzuweisen.

Wie eine solche kommerzielle Entwicklung für ein Land ohne direkten Zugang zum Weltmeere, ohne Kolonien und dabei von dem Umfange der Monarchie, die überdies nach den anderen Seiten an Industriestaaten grenzt, ein Lebensinteresse ist, konnte nur mit Absicht übersehen werden.

Daß eine Macht, die systematisch ihre territoriale Ausbreitung betrieb, zu solchen Insinuationen gegenüber der Monarchie, die seit vielen Jahren nicht nur das Wort Friede im Munde führte, sondern ihre Friedensliebe unentwegt betätigte, am wenigsten berechtigt sei, hätte bei ruhiger Ueberlegung einleuchten müssen.

Indes die russische Methode, das muß man ihr zugute halten, rechnete mit der psychologischen Veranlagung der Balkanvölker, und sie rechnete richtig. Sie ließ keine Gelegenheit vorübergehen, die böse Saat auszustreuen, und mancherlei Mittel, von denen der rollende Rubel nicht das nebensächlichste war, unterstützten sie in ihren Bestrebungen.

Daß sie in Serbien am stärksten einsetzte, war wohl erwogen; die unmittelbare Nachbarschaft dieses Landes zur Monarchie, die zahlreichen Teile des serbischen Stammes innerhalb der Grenzen der letzteren, die Rückwirkung der durch die Umstände erzwungenen Angliederung Bosniens und der Herzegowina an dieselbe, sowie die innere Struktur und der Volkscharakter des serbischen Staates qualifizierten dieses Land ganz besonders für eine solche Aktion.

Ist es ja doch natürlich, daß Oesterreich-Ungarn als ein Nationalitätengebilde derlei Einwirkungen viel wirksamer ausgesetzt und zu einheitlicher Gegenwirkung weniger befähigt ist als ein kompakter Nationalstaat. Daneben wurden Fehler, die in Behandlung der Serben zeitweise dort geschehen sein mögen, geschickt ausgenützt, und Schachzüge, welche die Gewinnung des serbischen Vertrauens bezweckten — ich erinnere nur an die von Oesterreich im Jahre 1867 erreichte Räumung der serbischen Festungen durch die Türken —, erzielten nicht die gewünschte Wirkung, weil sie alsbald durch russische Gegenzüge paralysiert wurden.

Ich bin mir bewußt, in vorstehendem Ueberblick meistenteils Bekanntes wiederholt zu haben; es schien mir aber nötig, damit den Hintergrund abzugrenzen, auf dem auch bereits in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die austro-serbischen Beziehungen fußten, was zur richtigen Beurteilung der geschichtlichen Reminiszenz, welche ich mir zum Thema gesetzt habe, notwendig sein dürfte.

Es liegt mir auch fern, hier einen Auszug aus der Geschichte Serbiens geben zu wollen. Nur so viel muß ich kurz erwähnen, daß schon während der ganzen Befreiungskämpfe das junge Serbien abwechselnd bei Oesterreich oder Rußland Schutz und Hilfe gegen die türkische Oberherrschaft gesucht und es mit dieser Pendelpolitik bis zur endlichen Unabhängigkeit und deren allgemeiner Anerkennung durch den Berliner Vertrag brachte.

Digitized by Google

Es ist nicht zu bestreiten, daß es diesen Enderfolg vornehmlich dem Russisch-Türkischen Kriege und seinem von Rußland militärisch und finanziell unterstützten, von abwechselndem Glück begleiteten Eingreifen in die kriegerischen Operationen verdankte. Dadurch wurde die Hinneigung zu Rußland gewaltig gesteigert, und es wurde dem seit 1872 die Regierung führenden Fürsten Milan Obrenović IV., welcher ein ebenso kluger, geschickter Staatslenker als leichtfertiger Mensch war, recht schwer gemacht, seiner Ueberzeugung Geltung zu verschaffen, daß das kleine, in allem und jedem an die Nachbarmonarchie gewiesene Land nur im Anschluß und im freundschaftlichen Verhältnisse zu derselben prosperieren könne.

Dies um so mehr, als der bedeutendste serbische Staatsmann damaliger Zeit, Ristić, welchem die russische Unterstützung und die Vertretung der serbischen Bestrebungen am Berliner Kongreß hauptsächlich zu danken war, und der auch als Regent zur Zeit der Minderjährigkeit Milans einen ausschlaggebenden Einfluß ausübte, von dem Fürsten fortan gehört und berücksichtigt werden mußte.

Dazu hatte schon damals die Besetzung Bosniens durch Oesterreich-Ungarn die serbische Psyche gezwungen, ihren politischen Traum, das großserbische Reich Stephan Dušans dereinst wieder aufzurichten, auf bessere Zeiten zu vertagen, Grund genug, daß die Beliebtheit dieser Macht in Belgrad immer mehr sank, wobei allen gelegentlichen Versuchen, dem serbischen Nachbarn sich gefällig zu erweisen, die häufigen Reibungen und Zwischenfälle, wie sie der Grenzverkehr zwischen Nachbarstaaten immer und überall mit sich bringt, nicht nur stets die Wage hielten, sondern das Ueberwiegen feindlicher Stimmungen erklärten.

Schließlich stand der Einfluß Oesterreich-Ungarns auf den zwei Augen des im Jahre 1882 zum König avancierten Milan, dessen Tendenzen ihn gleichzeitig in Petersburg verhaßt machten und von dort her immer größere Hindernisse zu überwinden gaben. Hierzu trug noch wesentlich seine Eheirrung mit der Russin Natalie Keschko bei, welche naturgemäß ein Haupttrumpf im russischen Spiele wurde.

Die häuslichen Zwistigkeiten im Königshause waren auch nicht dazu angetan, die Achtung vor dem Souverän in einem Volke zu erhöhen, das von jeher extrem demokratischen Ideen huldigte und keine dynastische Tradition kannte, ja in dem die Familien des Kara Georg und des Miloš Obrenović sich stets am Throne abgelöst und wiederholt durch Meuchelmord hervorgetan hatten.

Die systematische Ausnützung dieser inneren Anlagen durch die jeweiligen russischen Vertreter, welchen ihre Regierung bekanntlich dort die größte politische Freiheit zu lassen pflegte, wo ihr eine direkte Leitung von oben unbequem und kompromittierend erschien, brachte es auch mit sich, daß dieselben allmählich im Bauernstande ihren natürlichen Verbündeten erkannten.

In dem von Ackerbau und Viehzucht lebenden, auf einer gleichmäßigen Verteilung des Bodens aufgebauten Lande, in dessen Anfängen auch der selbstgewählte Fürst nur als ein besonders tüchtiger Landwirt erschien, hatte der Bauer eine dominierende Rolle, die ihn immer mehr dem Radikalismus in die

Digitized by Google

Arme trieb, je mehr er darin ein Mittel erblickte, seine Wünsche in innerpolitischen Fragen zur Geltung zu bringen und auch dem Fürsten seinen Willen aufzuzwingen. Da diese Wünsche an den Erfordernissen geregelten Handelsverkehrs mit der Nachbarmonarchie oft lästige Grenzen fanden, so ist es begreiflich, daß, auch von großserbischen Utopien abgesehen, der serbische Bauernstand ein dankbares Feld für die russische Wühlarbeit abgab, die aus seiner Mitte hervorgegangene radikale Partei von Anfang an ein numerisches Uebergewicht erlangen konnte und ein wertvolles Bindeglied für die russophilen Bestrebungen, zugleich aber auch ein gefährlicher Hemmschuh für eine Regierungsmethode wurde, welche, von weiteren Gesichtspunkten ausgehend, das Heil nicht ausschließlich von der russischen Seite erwartete, sondern auch, praktisch denkend, Regungen mehr selbständiger Entwicklung zeigte.

Dies erklärt, warum die liberale Partei, welche zunächst, im Gegensatz zu den seinerzeit die austrophile Richtung pflegenden Progressisten, ihre Hinneigung zu Rußland unter Ristić' Aegide betonte, daneben aber doch Unabhängigkeitsvelleitäten zur Schau trug, immer weniger Gnade in russischen Augen gegenüber den aus der Masse der Bauernschaft sich rekrutierenden, daher an Zahl und Macht zunehmenden und zu völliger Unterwerfung unter den russischen Willen geneigten Radikalen fand, welch letztere überdies in Nic. Pašić schon damals ein Rußland mit Leib und Seele verschriebenes führendes Werkzeug besaßen.

Damit entwickelte sich der Gegensatz zwischen Radikalismus und Liberalismus, welcher die jahrzehntelangen inneren Kämpfe des unglücklichen Landes ausfüllt und, ins Außenpolitische übersetzt, den inneren Niederschlag der russophilen Richtung gegenüber einer mehr selbständigen westeuropäischen Orientierung darstellt.

Die radikale Partei mag seinerzeit, ungeachtet ihrer Zahl, manche Elemente der Schwäche durch den Mangel an Homogenität enthalten haben, welche vielleicht bei geduldiger Ausnützung deren Spaltung und Zerfall hätten nach sich ziehen können.

Aus den natürlichen Anlagen der Bauernschaft, aus der reichlich von Rußland geschürten Mißstimmung über den unglücklichen Ausgang des Serbisch-Bulgarischen Krieges im Jahre 1885, aus der Untergrabung des dynastischen Gefühls durch den Ehezwist des Königspaares, aus den finanziellen Kalamitäten des stets geldbedürftigen Königs Milan und seiner Regierung sowie aus den persönlichen Rivalitäten eines Ueberflusses an machthungrigen Politikern hatte sich ein Sammelsurium von Unzufriedenen im Radikalismus vereinigt; Sozialisten, Republikaner, die extremsten Richtungen störten immer wieder die Regierungsfähigkeit der Partei, während deren Zahl in der Opposition jede ersprießliche Tätigkeit der Staatsmaschine hemmte. Selbst die Bewilligung der Staatsnotwendigkeiten, die Herstellung eines erträglichen finanziellen Gleichgewichts, die Fortbildung der Armee, die kulturellen Erfordernisse erschienen unerreichbar.

Dies mag wohl die plötzliche Abdankung Milans im Jahre 1889 mitverschuldet, zugleich aber die Regentschaft vor eine zunehmend unlösbare Aufgabe gestellt haben.

Digitized by Google

Der Regent Ristić versuchte im Jahre 1892 die Liberalen ohne zwingenden Anlaß trotz ihrer augenscheinlichen zahlenmäßigen Unterlegenheit ans Ruder zu berufen und dieses Mißverhältnis durch allerlei Gewaltmittel auszugleichen.

Er erreichte damit nur, die disparaten Elemente des Radikalismus enger aneinanderzuschweißen, und vermochte nicht, bei Konstituierung der Skupschtina die absolute Majorität zu erlangen. Durch allerhand Manöver wurde die Konstituierung ohne Abstimmung vorgenommen, was indes den Exodus der Radikalen und Fortschrittler herbeiführte.

Das liberale Kabinett Avakumović ließ sich aber dadurch nicht beirren, annullierte sieben radikale Wahlen, schaffte sich so eine Majorität und ließ die Kammer als Rumpfparlament tagen.

Hiermit erreichte im Jahre 1893 die Erbitterung und Zerfahrenheit den Höhepunkt; die Gärung, die das ganze Land durchwühlte, ließ revolutionäre Ausbrüche befürchten.

Da ereignete sich das Unerwartete.

Nicht von unten kam die Umwälzung, sondern von oben, von einer Stelle, mit der zu rechnen die serbischen Staatslenker sich entwöhnt hatten, seit der kluge Milan das Land verlassen hatte.

Am 13. April 1893 lud der damals siebzehnjährige, bisher in vollständiger Abgeschlossenheit gehaltene König Alexander die Regenten und Minister zur Tafel. Alle Zugänge zum Palais wurden alsbald, als die Gäste versammelt waren, von Truppen umstellt, deren Zuverlässigkeit man sich versichert hatte.

Plötzlich erhob sich der König und erklärte, daß er zur Rettung des Landes beschlossen habe, sich schon jetzt großjährig zu erklären und die Regierung selbst zu übernehmen.

Das anfängliche Remonstrieren der überraschten Regenten begegnete dem energischen Eingriffe des königlichen Adjutanten Obersten Čirić und den Bajonetten der vor der Saaltüre aufgestellten Unteroffiziersschule.

Auch der kritischste Moment des Staatsstreiches, als der Kriegsminister Bogićević den kommandierenden Hauptmann als Rebellen apostrophierte, wurde durch den mit dem Revolver drohenden Čirić beschworen. Die Gäste blieben die Nacht über die Gefangenen des Königs und fanden so die Muße, sich ins Unabänderliche zu fügen.

Zugleich wurde das neue Ministerium aus gemäßigten Radikalen und Progressisten gebildet und dem früheren Erzieher und Vertrauensmanne des Königs, Dokić, das Präsidium anvertraut.

Dies der Hergang der Ereignisse, wie er von den Nächstbeteiligten geschildert wurde. Der Durchführung konnte man großes Geschick und Tatkraft nicht absprechen; sie soll erst zwei Tage vorher vom jungen Könige mit nur sechs Personen verabredet worden sein. Das Land nahm diese Umwälzung mit Befriedigung auf, und daß es gelungen war, dieselbe ganz ohne Blutvergießen ins Werk zu setzen, steigert jedenfalls die Anerkennung für die Art und Weise, wie

Digitized by Google

sie eingeleitet war, wenn auch später Ristić im liberalen Parteiorgane erklärte, daß ein Widerstand gar nicht versucht worden sei.

Der Morgen des 14. April fand Belgrad vor einer Tatsache und die Ueberraschung war eine allgemeine.

Da niemand die Initiative dem jugendlichen Könige zutraute, so beschäftigte natürlich alle Welt die Frage, wer der geistige Urheber sein möchte. Die meisten erblickten darin die Hand des Exkönigs Milan, welcher am besten in der Lage war, den verzweifelten Charakter der bisherigen Zustände zu erkennen, und auch gewiß den entschiedensten Wunsch haben mußte, seinem Sohne durch eine ebenso kühne als populäre Handlung in den Sattel zu helfen, und damit zugleich seinen alten Widersacher Ristić in einem Momente zu beseitigen, wo der gänzliche Zusammenbruch seines Regierungssystems gegen dessen Wiederkehr ein für allemal Sicherheit bot.

Natürlich wurde diese Mache des Exkönigs entschieden geleugnet, da sie ja nicht dazu angetan war, in den Augen des Volkes sympathisch zu berühren.

Indes spricht der Umstand doch deutlich für deren Richtigkeit, daß Dokić erst einen Tag vorher von einem Besuche des königlichen Vaters zurückgekehrt war.

Die schon im Februar auf direktes Bemühen Milans zustande gebrachte öffentliche Aussöhnung desselben mit Königin Natalie dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach auch den Hauptzweck gehabt haben, einem seinerzeitigen Eingreifen zugunsten der Dynastie vorzuarbeiten.

Dagegen scheint die ebenfalls kolportierte Annahme, als ob auch hinter diesem Streiche als Spiritus rector die russische Gesandtschaft gestanden wäre, nicht stichhaltig. Hatte doch Rußland ebensowenig ein Interesse, die ihm ergebenen Regenten und deren indirekt den Radikalismus konsolidierendes Regime auszuschalten, als die Dynastie Obrenović wieder in der Volksgunst zu befestigen. Es konnte also nur unangenehm berührt sein, wofür auch manche Anzeichen sprechen.

Unstreitig war mit diesem Theatercoup König Alexander der Held des Tages in Serbien geworden, und es eröffneten sich seiner Regierung durch einen im Orient stets geschätzten und anerkannten Akt des Mutes und der Energie hoffnungsreiche Ausblicke. Er konnte mit der Ausführung ebenso wie sein Vater mit der klugen, berechnenden Einleitung zufrieden sein.

Doch fußte der ganze Plan auf der maßvollen Persönlichkeit Dokić', der auch von Anfang an als mäßigendes, verbindendes und beruhigendes Element zwischen der Krone und den extremen Flügeln der radikalen Partei von unschätzbarem Werte war. Mit seiner Hilfe wäre vielleicht manches anders gekommen. Indes das Verhängnis wollte, daß er alsbald schwer erkrankte und ihm dadurch die Führung entglitt.

Mit allen Mitteln einer gewalttätigen und skrupellosen Demagogie wurde der unerfahrene Jüngling am Throne immer mehr in die radikalen Netze verstrickt; als im Dezember Dokić starb, verlor er den letzten Halt und sank zu

Digitized by Google

einem schwankenden Rohre in den Händen gewissenloser Volkstribunen, wie des Vizepräsidenten der Skupschtina Katić, des Bauernführers Ranko Taisić, des Popen Milan Pjurić herab. Immer abschüssiger wurde die Bahn des unschlüssigen, übel beratenen, haltlosen Königs.

Mit seiner unseligen Heirat besiegelte er einige Jahre später das Schicksal der Dynastie und gerade zehn Jahre, nachdem er selbst durch eine unblutige Revolution sich so verheißungsvoll zum Herrn der Geschicke Serbiens aufgeschwungen hatte, ward er das Opfer einer anderen Revolution, deren grauenvolle Wildheit noch in aller Erinnerung fortlebt.

Aus den Jugenderinnerungen A. v. Werners

(Fortsetzung)

So klein die Karlsruher Künstlerkolonie damals auch noch war, so bot doch das künstlerische Leben schon durch die Verschiedenartigkeit der Individualitäten, die hier auf kleinem Raume im fast täglichen Verkehr miteinander zusammengedrängt waren, des Erfrischenden und Anregenden genug. Dazu nun noch das Angenehm-Behagliche der kleinen vornehmen Residenz, die alle Vorteile der Großstadt ohne ihre Schattenseiten oder Nachteile in sich vereinigte! Kurz, es war dort gut sein! Schon das gesellige Leben im Schrödterschen und Lessingschen Hause war von unvergeßlichem Reiz, und es bot sich mir gleich in den ersten vier Wochen in Verbindung mit Theater und Musik eine solche Fülle von hochkünstlerischen Genüssen, wie bis dahin nie zuvor. Schon wenige Tage nach meiner Ankunft war Frau Klara Schumann zum Besuch bei der ihr befreundeten Familie Schrödter angekommen, am 7. November wurde Paul Heyses „Ludwig der Bayer" zum erstenmal aufgeführt, wozu der Dichter nach Karlsruhe gekommen war. Am 11. November sah ich „Die Räuber" in einer Inszenierung im Kostüm des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie Schrödter schon mit Immermann in Düsseldorf erprobt hatte. Am 14. November wurden „Die Katakomben", eine Oper, Text von Moritz Hartmann, Musik von Ferdinand Hiller, zum erstenmal aufgeführt, Dichter und Komponist waren dazu erschienen. Am nächsten Abend konzertierte Frau Klara Schumann, und nach dem Konzert erschienen alle diese Berühmtheiten mit der Prinzessin Elisabeth von Wied — Carmen Sylva, der jetzigen Königin von Rumänien — und unserm preußischen Gesandten, Graf Flemming, und Gemahlin bei Schrödters zum Tee. Ueber Hans v. Bülow, der in einer Quartettsoiree, in der Fräulein Genast einige Lieder sang und Bülow eine Klaviersonate ihres Schwagers Joachim Raff spielte, bemerkte ich in meinem Tagebuch: „Mit größter Brillanz, doch etwas hölzern im Anschlag." Auch J. Joachim hörte ich hier zum erstenmal unter stürmischem Applaus der Hofkapelle Beethovens Violinkonzert spielen. Jeden Sonntagnachmittag versammelte sich die geistige Elite der Karlsruher Gesellschaft bei

Digitized by Google

Schroedters oder Lessings mit den gerade in Karlsruhe anwesenden Koryphäen von Kunst und Wissenschaft zum Kaffee. Hier führte der gelehrte Direktor des Hoftheaters, Eduard Devrient, eines Tages Gustav Freytag ein. Aus der 1848er Zeit, als Schrödter im Verein mit dem ihm befreundeten „Reichsjustizminister" Detmold in Frankfurt a. M. seinen köstlichen „Reichstagsabgeordneten Piepmeyer" schuf, erschienen alte Bekannte, wie Jakob Venedey, 1848 „die Reichsträne" genannt, der einen öffentlichen Vortrag über den Freiherrn v. Stein hielt, der Dichter Wilhelm Jordan, der 1848 „Reichsmarineminister" war, der von Humor übersprudelnde Verfasser des „Struwwelpeter", Dr. E. Hoffmann aus Frankfurt a. M., u. a. Zu Lessing kamen häufig seine alten Düsseldorfer Freunde und Kollegen, von denen ich u. a. den norwegischen Maler Tidemand, den Deutschamerikaner Emanuel Leutze, bekannt durch sein großes Bild „Washingtons Uebergang über den Delaware", die Dresdener Maler Plüddemann und Ehrhardt und auch Berthold Auerbach kennen lernte. Zuweilen wurde die Unterhaltung hochgelehrt, als z. B. Schrödter einen Kommentar zum „Faust" von Carus oder wenn er einen eignen Aufsatz über die Entwicklung des Ornaments aus der Pflanze, oder Eduard Devrient aus oder über Calderon vorlas. Wenn sich dann Ferdinand Hiller und Frau Schumann ans Klavier setzten oder Fräulein Genast sang, was alles mit größter Schlichtheit, ohne jede Prätension vor sich ging, so konnte einen wohl das beseligende Gefühl beschleichen, hier der Kunst näher zu sein . . . ohne zu fragen: Was ist eigentlich die Kunst? Im Hoftheater hörte ich den „Tannhäuser" mit Albert Niemann und den „Fliegenden Holländer", beide Opern damals noch in Berlin verboten — kurz, die künstlerischen Genüsse überstürzten sich geradezu, und dazu spielte ich noch selbst in Quartetts und Trios Cello, wie später dann sogar im Hoforchester mit in der Neunten Sinfonie, in Schumanns „Paradies und die Peri" und „Der Rose Pilgerfahrt" und endlich in Bachs „Matthäuspassion". Im Lessingschen Hause wurde unter der Aegide der Hausfrau, die unter tätiger Mitwirkung des Hofkapellmeisters Kalliwoda den Philharmonischen Verein ins Leben gerufen hatte, besonders die Musik gepflegt, was seinen Höhepunkt erreichte, als 1864 der jugendliche Levi, der spätere Münchener Generalmusikdirektor, und J. Brahms nach Karlsruhe kamen. Frau Schrödter, die Schwester von Frau Ida Lessing, förderte ihrerseits unter besonderer Protektion und Mitwirkung der jungen Großherzogin die Frauenkunst in Malerei und Kunststickerei, so daß man wohl behaupten darf, beide Schwestern haben in ebenso gesellschaftlich anmutiger wie praktisch wirksamer Weise die Kunst an der Seite ihrer Gatten ebenbürtig vertreten.

Was aber meinem Leben nicht nur während meines Aufenthaltes in Karlsruhe, sondern für die ganze Zukunft einen dauernden Stempel aufdrückte, das war die innige Freundschaft, die mich vom ersten Augenblick meiner Bekanntschaft mit dem Dichter des „Ekkehard" unbewußt zu ihm, Herz zum Herzen, hinzog, trotz des großen Altersunterschiedes, denn der Dichter war damals sechsunddreißig und ich neunzehn Jahre alt.

Digitized by Google

J. V. Scheffel war Mitte Dezember nach längerer Abwesenheit wieder in Karlsruhe eingetroffen, und ich hatte mich beeilt, den Empfehlungsbrief zu überreichen, den mir Frau v. Wartenberg, geborene Esmarch, in Frankfurt a. O. für den Dichter mitgegeben hatte. Scheffel lernte Frau v. Wartenberg als Gemahlin eines preußischen Offiziers 1849 in Schleswig-Holstein kennen, als er mit dem Reichskommissar Professor Karl Theodor Welcker als dessen Sekretär in politischer Mission dorthin gesandt wurde. Welcker hatte bekanntlich in der Paulskirche 1848 den Antrag wegen Uebertragung der deutschen Kaiserwürde an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gestellt.

Auf den dreiundzwanzigjährigen Scheffel muß die graziöse Erscheinung der jungen Offiziersfrau nicht ohne nachhaltigen Eindruck geblieben sein, und ich schreibe den freundlichen Empfang, der mir von ihm wie auch von seinen Eltern, dem würdigen Major und Oberbaurat und seiner liebenswürdigen Gemahlin, zuteil wurde, vornehmlich diesem Umstande zu.

Der Dichter bewohnte in seinem elterlichen Hause in der stillen, vornehmen Stephanienstraße Nr. 18 zwei Zimmer im Dachgeschoß. Sein Arbeitszimmer war eine einfenstrige Mansarde mit dem Blick in den Garten, klein und niedrig, ringsum mit Büchern gefüllt, am Fenster der Schreibtisch, so daß noch eine Plauderecke für vier bis fünf Personen und Platz für ein paar Glas Bier und eine Kiste Zigarren übrig blieb. Hier sah ich Scheffel zum erstenmal und verplauderte mit ihm die ersten Stunden unsrer Bekanntschaft. Die kraftvolle Gestalt mit den hinter den Brillengläsern her freundlich blickenden Augen, die Wärme im Ton seiner breiten süddeutschen Aussprache, die mit natürlicher Bescheidenheit gepaarte wohltuende Offenheit seines Wesens verliehen seiner Erscheinung etwas äußerst Sympathisches — nur würde ich den Dichter der „Gaudeamuslieder" nicht in ihm vermutet haben, seine äußere Erscheinung war ungefähr das gerade Gegenteil der Dichtergestalt par excellence seines Freundes Paul Heyse, den ich ja erst vor kurzem hier kennen gelernt hatte. Ich hatte den „Ekkehard", der damals in weiteren Kreisen Norddeutschlands wohl noch ebensowenig wie Scheffels Name bekannt war, mit Begeisterung gelesen, aber ich glaubte doch nicht, daß es Scheffel einen besonderen Genuß bereiten würde, wenn ich, der Neunzehnjährige, ihm Komplimente über seine Dichtung machte, und so bewegte sich unsre Unterhaltung zunächst auf dem Gebiete der Malerei, auf dem ich zu Hause und auf dem auch Scheffel, wie ich bald merkte, nicht fremd war. Von seinen vergeblichen Anstrengungen, Maler zu werden, hat er zu mir damals aber nie eingehend gesprochen, nur hin und wieder, wenn das Gespräch seine Bekanntschaft mit Anselm Feuerbach und seine Fahrten mit diesem in Italien streifte, kamen einige Andeutungen. Aber von seinem Aufenthalt in München und seinen Studien im Atelier des Landschafters Willers erzählte er nicht, denn es war noch nicht gar zu lange her, daß seine schöne, hochbegabte Schwester Marie, als sie sich zum Besuche des Bruders in München aufhielt, dort am Typhus gestorben war. Ihre lebensvolle, frisch bekränzte Marmorbüste war mir im Salon seiner Eltern aufgefallen. Ein düsterer Schatten lastete von

Digitized by Google

da an auf des Dichters Gemüt, ein ernsthaftes Leiden hatte ihn befallen, gegen das er jahrelang ankämpfte und wegen dessen er das Elternhaus und den Aufenthalt in Karlsruhe soviel als möglich mied. Seine Mutter, eine liebenswürdige, geistvolle Dame, von deren dichterischer Begabung ich aber erst viele Jahrzehnte später gehört habe und die sich meiner mit besonderer Freundlichkeit annahm, war denn auch von der Zuneigung, die ihr Sohn mir vom ersten Augenblick unsrer Bekanntschaft an widmete, überrascht und äußerte zu mir: „Der Joseph schließt sich sonst eigentlich nicht so leicht und rasch an, sondern geht, mehr als gut ist, den Menschen aus dem Wege." Als nun gar der Dichter mir auf meine Bitte zu dem Weihnachtsfries „Knecht Rupprecht" einen kleinen Vers gedichtet hatte, den ich im Ornamentband anbrachte, war seine Mama noch mehr erstaunt und sagte: „Der Joseph ist sonst gar nicht so entgegenkommend, und wer weiß, ob er mir, wenn ich ihn darum gebeten hätte, einen solchen Vers gemacht haben würde."

Scheffels Eltern, besonders der Vater, der seine Zeit meist seinem ältesten, von Jugend an gelähmten Sohne Karl widmete, beklagten es stets, daß der Dichter nicht als ordentlicher badischer Beamter seßhaft werden und sich einen eignen Hausstand gründen wolle. Es kam deshalb oft zu erregtem Zwiegespräch in meiner Gegenwart, und die glücklichsten Stunden für den Dichter waren wohl die, wenn er „fern von Madrid" Feld und Flur durchstreifte, wobei ich ja später so oft sein Begleiter war, oder wenn ihn nachmittags zwischen 5 und 7 Uhr seine Freunde in seiner Dachkemenate zu einem Plauderstündchen besuchten. Da waren es besonders die beiden Brüder Klose, der ältere österreichischer Hauptmann a. D., der jüngere Landschaftsmaler, dann Leopold v. Stetten, Legationsrat a. D., und zuweilen auch der Amtsrichter L. Eichrodt und der Jurist Bingner[1]) — Jugendfreunde von Scheffel, denen er bei einem Glase Bier seine neuesten Gedichte für seine Gedichtsammlung „Frau Aventiure" vorlas, deren Herausgabe er damals vorbereitete. Es sind unvergeßliche Stunden, die ich da verlebte, und noch heute klingen mir die Gedichte: „Der Rennstieg", „Der Vogt von Tenneberg", „Exodus cantorum", „Irregang", „Der Papegân" und besonders das vom etruriſchen Helden „Pumpus von Perusia" im Ohr, wie sie Scheffel in seinem rheinschwäbischen Tonfall vortrug. Daneben kamen in der Unterhaltung, die Scheffel leitete, Geschichte, Archäologie und Geologie nicht zu kurz, und über Pfahlbauten und römischen Grenzwall, Ichthyosaurier, Steinzeit und Bronzezeit, Granit, Basalt und Schiefergestein erfuhr ich dort allerlei mir bis dahin Verborgenes oder Ungekanntes.

Auch L. Eichrodt, der Amtsrichter von Bühl, las uns gelegentlich einige seiner „lyrischen Karikaturen" vor, wie u. a. das köstliche Lied von „Schillers und Goethes Spaziergang": „Und sie drückten sich die edlen großen Hände ... und es sprach der Schiller zu dem Goethe: „Und die Sonne, Freund, sehen, o sehen Sie, eben geht sie unter ... so hab' ich's im Räuber Moor gemeint."

[1]) Später Senatspräsident am Reichsgerichtshof.

Digitized by Google

An den Künstlersonnabenden im „Grünen Hof" nahm Scheffel regelmäßig teil und las einmal auch seinen „Bericht vom Meerdrachen" unter Vorlage einer großen Lithographie des bei Kloster Banz in Franken im Schiefergestein aufgefundenen Ichthyosaurus vor. Scheffel neigte stark zur Parodie, was in seiner Unterhaltung ebensowohl zum Ausdruck kam, wie sie aus der Mehrzahl seiner Gaudeamuslieder spricht, die so oft mißverstanden worden sind.

Ueber Religion und Philosophie wurde in dem heiter geselligen kleinen Kreis, der sich in Scheffels Dachkemenate versammelte, nicht gesprochen. Seine Meinung über die Bedeutung der Philosophie hatte Scheffel schon deutlich genug im „Ekkehard" ausgesprochen. Zuerst wie Moengal auf Ekkehards Frage: „Was meint Ihr für ein Unglück?" antwortet: „Daß ihm Sankt Petrus dereinst den himmlischen Torschlüssel vor die Stirn schlägt und spricht: Hinaus mit dir, der du eitel und unnütz Philosophie getrieben!" Und dann in dem Gespräch zwischen den Hunnenführern Ellak und Hornebog über des Boëthius „Trost der Philosophie", als Ellak auf des Hornebog Frage: „Philo—sophie, Herr Bruder, was ist das für ein Trost?" antwortet: „Es ist auf hunnisch schwer zu beschreiben ... wenn einer nicht weiß, warum er auf der Welt ist und sich auf den Kopf stellt, um's zu erfahren, das ist ungefähr, was die im Abendland Philosophie heißen."[1]) Die Anerkennung der Herren Philosophen wird sich Scheffel damit nicht gesichert haben. Bekannt geworden ist nur, daß Heidelbergs großer Philosoph, Kuno Fischer, der damals aber noch nicht in Heidelberg war, Scheffel noch nach seinem Tode den Vers aus dem Guanolied hölzisch krumm genommen hat, wo der Böblinger Rapsbauer sagt:

„Gott segn' euch, ihr trefflichen Vögel
An der fernen Guanoküst' —
Trotz meinem Landsmann, dem Hegel,
Schafft ihr den gediegensten Mist!"

Ueber „die Welt als Wille und Vorstellung" oder andre philosophische Themata haben wir uns in Scheffels Dachkemenate also nie den Kopf zerbrochen — hat mir aber vielleicht geschadet, was ich aber erst später bemerkt habe, als ich mich auch auf diesem Gebiete menschlichen Strebens nach Erkenntnis näher umsah. Wenn ich freilich heute in dem „Kunstprogramm der Jüngsten"[2]) so schöne Worte von der „neuen Kunstform, ihren Abstraktionen und ihrer Nichtverlegung ins Psychisch-Metaphysische" und von „der Säuberung verfallender Tendenz des absoluten Bildes" lese, so überkommt mich allerdings das Gefühl, daß ich in meiner Jugend auf diesem Gebiet leider viel versäumt haben muß — ich wäre am Ende sonst doch noch ein moderner Maler geworden. Ich bedaure auch, daß es für mich nun schon etwas zu spät ist, von den Tendenzen oder den gewiß bezaubernden Werken dieser „Allerjüngsten" lernen zu können, nachdem mir das schon gegenüber den Werken der „Jungen" nicht geglückt ist.

---

[1]) „Ekkehard", Verlag von Ad. Bonz & Comp., Stuttgart. I. Bd., S. 106 u. 253 ff.
[2]) Siehe „Die Werkstatt der Kunst", Heft 32, vom 4. Mai 1914.

Digitized by Google

Ich muß mich also mit der Erkenntnis trösten, daß ich einer harmloseren, weniger philosophischen Vergangenheit angehöre, wie auch J. V. v. Scheffel, der mir von meiner Jugend bis zu seinem Tode nicht nur ein treuer Freund und Helfer, sondern Mentor, Lehrer und Führer gewesen ist und dem ich unendlich viel verdanke, obgleich sich unser freundschaftlicher Verkehr in schlichteren Bahnen bewegt hat und ohne Hinweis auf ein philosophisches „Ecce-Homo".

Ueberdies faßte er unsre schnell geschlossene Freundschaft auch ganz praktisch auf, indem er mir durch seine Liedersammlung „Frau Aventiure" die willkommene Anregung und Gelegenheit zu einer mir besonders sympathischen illustratorischen Tätigkeit gab. Ich hatte auf seinen Wunsch für das Liederbuch ein Titelblatt gezeichnet, das zwar nicht zur Verwendung kam, den Dichter aber veranlaßte, den Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, dem er das Buch gewidmet hatte und der ihm dafür irgendeine Auszeichnung verleihen wollte, zu bitten, statt dessen seinem jungen Freunde den Auftrag zu sechs Illustrationen zu Liedern aus der „Frau Aventiure" zu erteilen, was auch freundlich bewilligt wurde.

Aber trotz allem Neuen und Schönen, was ich in der kurzen Zeit meines Aufenthalts in Karlsruhe in Kunst und angenehmer Geselligkeit genossen hatte, trotz der schönen Weihnachtsfeier im Schrödterschen Hause, bei der mein Aquarellfries „Knecht Rupprecht" als Weihnachtsgabe mit freundlicher Anerkennung aufgenommen worden war, hatte sich ein unbestimmtes Gefühl von Unbefriedigtsein am eignen Schaffen, vielleicht war es Heimweh, meiner bemächtigt, das am Silvesterabend in seltsam drolliger Weise seinen Höhepunkt erreichte. Ich hatte versäumt, mich rechtzeitig danach umzutun, wo und wie ich an diesem Abend am besten ins Neue Jahr hinüberkommen könne, hatte auch an Scheffels Tür, aber vergeblich, angeklopft und war endlich in Schubergs Brauerei gelandet, einer jener Brauereien mit Bierausschank, wie es in jeder Straße einige gab. Ich saß trübselig vor meinem Glase Bier, gedachte des fröhlichen Silvesters vom vergangenen Jahre, den ich auf einem Turnerball in Fürstenwalde verlebt hatte, und war ob meiner Vereinsamung verärgert und verstimmt. Der ältere Herr, der mir gegenüber am Tisch saß, schien auch nicht zum Reden aufgelegt. Als nun gar noch sein kleiner Affenpintscher, wie ich zu spät bemerkte, von einem meiner hirschledernen Handschuhe, die ich neben mir auf einen Stuhl gelegt hatte, zwei Finger abgefressen hatte, erreichte meine Melancholie etwa die Höhe, wie die des Mönchs Nikodemus von Bauth in seinem „Bericht von den Mücken", als er ausrief: „Genug jetzt. Ex est!" Nur gedachte ich nicht, mich in den Main zu stürzen, wie Nikodemus, sondern höchstens in den „Grünen Hof", wo ich Kollegen zu treffen hoffte.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Der Dokumentendiebstahl von 1777

Von

C. A. Bratter

Wir haben Auftrag vom Kongreß der Vereinigten Staaten," so schrieben Benjamin Franklin, Silas Deane und Arthur Lee gemeinschaftlich aus Paris, 19. April 1777, an den preußischen Minister v. d. Schulenburg — „Sr. preußischen Majestät Gesandten hier anzuzeigen, daß unsere Regierung sobald wie möglich einen Gesandten nach Berlin zu schicken beabsichtigt, der gehörig bevollmächtigt ist, über verschiedene wichtige Angelegenheiten zu verhandeln. Wir sind zugleich vom Kongreß beauftragt, um die Freundschaft Ihres Hofes zu bitten und diesen zu ersuchen, daß er unseren Feinden (den Engländern) keine Hilfe leiste, sondern die Landung der zu unserer Vernichtung gemieteten (hessischen) Truppen womöglich verhindern helfe, sowie endlich den preußischen Staatsangehörigen den freien Handel mit den Vereinigten Staaten anzubieten. Diesem Befehl sind wir sofort nachgekommen. Einer von uns wird sich beeilen, Ew Exzellenz aufzuwarten, um Ihnen mündlich die Lage und Hilfsquellen Amerikas, die Bedeutung seines Handels und die Wege, auf denen er zu beiderseitigem Vorteil betrieben werden kann, auseinanderzusetzen. Bei der großen Wichtigkeit, die ein freier Handel für beide Länder hat, hoffen wir, daß die in Ew. Exzellenz Briefe vom 15. März c. erwähnten Schwierigkeiten überwunden werden, und sind überzeugt, daß ein großer Teil des amerikanischen Handels ohne Gefahr und große Unkosten nach Preußen gelenkt werden kann." —

Der 1774 ins Leben getretene „Kontinentalkongreß" der englischen Kolonien in Amerika (die sich 1776 vom Mutterlande unabhängig erklärten) ernannte am 29. November 1775, sieben Monate nach dem Beginn des Unabhängigkeitskrieges, einen fünfköpfigen Ausschuß, das „Committee of Secret Correspondence", dessen hauptsächliche Aufgabe darin bestand, in Beziehungen zu den auswärtigen Mächten zu treten und dort Freunde für die Sache der Kolonien zu werben.[1]) Das Komitee, dem u. a. Benjamin Franklin angehörte, schickte im März 1776 zunächst Herrn Silas Deane nach Paris mit der Mission, die französische Regierung zu einem Bündnisvertrage mit den Kolonien (die vier Monate später die „Vereinigten Staaten von Amerika" wurden) zu veranlassen. Ende 1776 schlossen sich Benjamin Franklin und Arthur Lee dem Herrn Deane in Paris an. Der Bündnisvertrag kam zustande; und da die Vereinigten Staaten sich damals im Krieg mit England befanden, so wurde dieser Vertrag von der Londoner Regierung mit Recht als eine feindselige Intervention Frankreichs gegen England betrachtet. Mit großem Unbehagen und nicht geringem Unwillen erfuhr man in London, daß die „Rebellen" Agenten nicht nur nach Paris, sondern auch nach anderen europäischen Höfen gesandt hatten: John Jay und William Carmichael nach Spanien, Rolph Izard nach Toskana, William Lee nach Wien, Francis Dana nach Petersburg, Henry Laurens nach Holland, während Arthur Lee verschiedene andere Regierungen, darunter auch die preußische, sondieren sollte.

„Vergessen Sie ja Preußen nicht," schrieb Silas Deane am 1. Oktober 1776 von Paris aus an das „Committee of Secret Correspondence". „Es ist von der größten

[1]) Dieser Ausschuß erhielt im Jahre 1777 den Titel „Committee for Foreign Affairs". Am 10. Januar 1781 rief der Kongreß die heute bestehende Einrichtung des „Department of Foreign Affairs", später „State Department" benannt, ins Leben; an seiner Spitze stand der „Secretary of Foreign Affairs" (jetzt „Secretary of State"). Der erste Leiter des Departements der Auswärtigen Angelegenheiten war Robert R. Livingston; er hat 1803 in Gemeinschaft mit James Monroe — dem späteren Präsidenten — als Gesandter in Paris den Ankauf des riesigen Louisianagebiets, das die Vereinigten Staaten von Napoleon um 15 Millionen Dollar erwarben, durchgeführt.

Digitized by Google

Wichtigkeit, daß jemand beauftragt wird, mit dem König zu unterhandeln. Ich bin mit seinem hiesigen Agenten (Montessuy) bekannt und bereite eben eine Antwort auf eine Reihe von Fragen und Vorschlägen vor, die er mir vorgelegt hat und die sich auf den amerikanischen Handel beziehen. Frankreich und Spanien sind unsre natürlichen Verbündeten; die italienischen Staaten brauchen unser Getreide und einige andre Artikel; Preußen, stets bedacht, seine eigenen Interessen zu fördern, muß nur Aufklärung über einige Tatsachen erhalten, die den täglich wachsenden amerikanischen Handel betreffen, um uns gleichfalls zu begünstigen."[1])

Montessuy veranlaßte im Herbst 1776 eigenmächtig die Entsendung des schon genannten William Carmichael nach Berlin; Schulenburg empfing ihn wohlwollend, aber zurückhaltend, wenngleich der eifrige und bescheidene junge Amerikaner einen günstigen Eindruck auf ihn machte. Carmichael scheint keine politischen, sondern lediglich kommerzielle Zwecke in Berlin verfolgt zu haben; seine Verhandlungen mit Schulenburg scheiterten übrigens. Friedrich II., der dem ostfriesischen Handel einen Anteil am Weltverkehr sichern wollte und 1751 Emden zum Freihafen erhoben hatte, dachte an die Möglichkeit, die Ausfuhr verschiedener Landeserzeugnisse (Eisenwaren, schlesische Leinwand) nach Amerika und die Einfuhr billigen virginischen Tabaks nach Preußen über Emden zu einem vorteilhaften Geschäft zu gestalten. Er übersah freilich nicht die Schwierigkeiten, die sich einem direkten Handel mit den kriegführenden Amerikanern entgegenstellten. („Es ist dabei ein bißchen viel zu hasardieren," schrieb er am 9. August 1776 an Schulenburg, „denn wenn die Schiffe genommen werden, so ist das ein großer Schaden.") In einem Schreiben an Schulenburg vom 2. Dezember 1776 stellt der König anheim: „Wenn seine (Carmichaels) Landsleute auf ihre eigene Gefahr den virginischen Tabak in einem bretagnischen Hafen landen wollen, so bin ich damit einverstanden." Da aber die Erlaubnis zur Weiterbeförderung des Tabaks von der Bretagne nach Preußen nicht zu erlangen war, zerschlugen sich die Verhandlungen Carmichaels in Berlin.

Kaum hatte dieser Preußen verlassen, als der englische Gesandtschaftssekretär in Berlin einen eingehenden Bericht über den Berliner Aufenthalt des „Rebellenemissärs" Carmichael an die britische Regierung erstattete. Er sprach darin unter anderm die Vermutung aus, der Amerikaner haben um die Entsendung einiger preußischer Offiziere nach Amerika ersucht, die die Armee George Washingtons ausbilden sollten. Das Mißtrauen der englischen Regierung und der englischen Gesandtschaft in Berlin verschärfte sich sehr erheblich, als man erfuhr, daß Herr Carmichael einen mit beträchtlich erweiterten Vollmachten ausgestatteten Nachfolger in der Person des Herrn Arthur Lee erhalten habe. Denn sofort nach Carmichaels Ankunft in Paris nahmen die dortigen amerikanischen Kommissionäre Benjamin Franklin, Silas Deane und Arthur Lee ihre Bemühungen, mit Preußen zunächst wenigstens einen Handelsvertrag abzuschließen, wieder auf. Ihre — allerdings auch politisch gefärbten — Absichten brachten sie in dem eingangs mitgeteilten Schreiben vom 19. April 1777 zum Ausdruck. Nach einigem Schriftwechsel erklärte sich König Friedrich damit einverstanden, daß Arthur Lee nach Berlin komme, „s'il vient incognito, bon, mais pas en déployant son caractère". Am 4. Juni 1777 traf Lee in Berlin ein und stieg im Hotel Corsica, Brüderstraße 2, ab. In seiner Begleitung befand sich sein Sekretär Sayre, ein ehemaliger Londoner Sheriff.

In demselben Hotel hatte sich auch der kurz zuvor ernannte englische Gesandte Hugh Elliot einquartiert. Er hatte schon vier Wochen vor der Ankunft des Amerikaners vom britischen Minister des Auswärtigen, Grafen Suffolk, genaue Mitteilungen über die bevorstehende Abreise Lees aus Paris und dessen Berliner Pläne erhalten. Suffolk instruierte den Gesandten „to give every proper attention to their (Lees und seines Be-

[1]) Diplomatic Correspondence of the United States of America from 1776—1783, 12 vols, Washington 1833, I, 45. — Friedrich Kapp, Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika. Leipzig 1871.

Digitized by Google

gleiters) conduct, and the impression which it may make." Den Sekretär Sayre beschrieb Suffolk als einen „Mann von zerrütteten Vermögensverhältnissen, der aber mehr Neigung als das Talent hat, Schlechtes zu tun". Tatsächlich war Sayre ein Abenteurer, eine der zweifelhaften Existenzen, mit denen der mäßig kluge, aber maßlos eitle und selbstsichere Lee sich häufig umgab.[1]) In Berlin trat Sayre unter dem Namen Stephens (sein Vorname war Stephen) und als Bankier auf. Dies, sowie der weitere Umstand, daß einer der Vertrauten des Königs, Major von Zegelin — früher Gesandter in Konstantinopel — zu Lee ins Hotel Corsika, sogar auf denselben Flur, gezogen war und dort geheime Unterhandlungen mit ihm pflog, erhöhte die Wachsamkeit des vierundzwanzigjährigen englischen Gesandten. Hertzberg und Finckenstein hatten ihm versichert, daß die Feinde Englands in Berlin weder Schutz noch ein Asyl finden würden, und Schulenburg ihm erklärt, dem König sei von den Beziehungen Lees zu den amerikanischen Rebellen nichts bekannt. Aber Elliot war entschlossen, „authentische Information aus erster Hand zu erhalten".[2]) In seinem plumpen Uebereifer griff er, um dieses Ziel zu erreichen, nicht nur zu einem verbrecherischen Mittel, sondern benahm sich dabei, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, auch noch überaus töricht. Er faßte den Plan, dem amerikanischen Emissär wichtige Staatspapiere zu stehlen und über deren Inhalt nach London zu berichten. Es liegen über diesen Vorgang verschiedene Lesarten vor. Friedrich Kapp erzählt:

Am 26. Juni 1777 saß Arthur Lee in seinem Gasthofe, dem Hotel Corsica, zu Tisch, als der englische Gesandte Hugh Elliot durch einen Diener das Zimmer Lees durch einen Nachschlüssel öffnen, das darin befindliche Pult erbrechen und ein Portefeuille, in dem sich wichtige Geheimakten befanden, aus dem Pulte stehlen ließ. Lee stand zufällig früher als gewöhnlich von der Tafel auf und begegnete auf dem Wege zu seinem Zimmer dem englischen Gesandten auf der Treppe. Als Elliot hörte, daß Lee den Diebstahl entdeckt habe und zur Polizei geeilt sei, um Anzeige zu erstatten, wurde er von Furcht ergriffen und ließ das Portefeuille eine halbe Stunde später vor Lees Tür legen. „Bei dem polizeilichen Verhör," schrieb Lee später an Benjamin Franklin und Silas Deane, „stellte sich heraus, daß der Diener des englischen Gesandten wiederholt 2000 Dukaten für meine Papiere geboten hatte. Der gleichfalls befragte englische Gesandte erklärte, er wolle sofort seinen Diener schicken, damit dieser sich selbst verantworten könne; allein der letztere erschien nicht. Ob die also genommenen Papiere gelesen wurden, konnte ich nicht ermitteln; ich glaube kaum, denn ich würde sie gewiß nicht wieder erlangt haben, wenn man ihren Inhalt gekannt hätte. Mein Journal befand sich auch darunter; es enthält alle unsre Verhandlungen mit Spanien und Frankreich." — Am 28. Juni erstattete der Minister Hertzberg dem König Bericht über den Vorfall. Friedrich schrieb unter den Bericht die Worte: „Das nennt man einen öffentlichen Diebstahl. Man würde gut tun, diesem Menschen den Hof zu verbieten, aber ich will die Dinge nicht aufs äußerste treiben." Aehnlich äußerte sich der König in einem Briefe an seinen Bruder, den Prinzen Heinrich. Einer am 1. Juli an seinen Londoner Gesandten Grafen Maltzahn erlassenen

[1]) Von der maßlosen Selbstüberschätzung und Taktlosigkeit des damals sechsunddreißigjährigen Rechtsanwalts Lee, der in politischen Dingen gänzlich unerfahren war, legt die Tatsache Zeugnis ab, daß er dem König am 29. Juni 1777 eine Denkschrift überreichte, in der er Friedrich dem Großen klarmachen wollte, was die Interessen Preußens und des Königs erheischen, und worin er dem König förmliche Lektionen im Staats- und Völkerrecht erteilte. — Der Fall Lee ist typisch!

[2]) Mit dieser Wendung beschönigt John Bassett Moore, Professor des Völkerrechts und der Diplomatie an der Neuyorker Columbia-Universität und politischer Beirat des Washingtoner Staatsdepartements, den auf Veranlassung Elliots verübten Einbruchsdiebstahl. („American Diplomacy", Neuyork und London 1905.)

Digitized by Google

Instruktion über den Fall Elliot fügte der König privatim den Satz hinzu: „Wahrlich, die Engländer sollten vor Schande erröten, daß sie solche Gesandte an fremde Höfe schicken!"

Carlyle schildert in seiner Friedrich-Biographie den Vorgang noch drastischer. Danach ist der Diebstahl auf direkten Befehl der englischen Regierung ausgeführt worden, und zwar nicht von dem Diener Elliots, sondern von „dem berühmtesten Einbrecher der Stadt", den Elliot oder sein Diener zu diesem Zweck gedungen hatte. Lees Kassette mit den Papieren wurde dem englischen Gesandten gebracht und von einer Schar von Kopisten, die Tag und Nacht arbeiteten, abgeschrieben. Nach dreißig Stunden wurde die Kassette wieder auf die Freitreppe vor der Wohnung Lees niedergelegt.

Bancroft erzählt in seiner „Geschichte der Vereinigten Staaten" den Vorfall kürzer, aber im wesentlichen ähnlich wie Kapp.

Aus amerikanischen Quellen (hauptsächlich aus der „Compilation of Reports of the Committees on Foreign Relations, United States Senate", ferner Theodore Lyman, The Diplomacy of the United States, Boston 1828, und dem zitierten Werk von J. B. Moore) ergibt sich summarisch folgende Darstellung:

Durch seinen deutschen Diener versicherte sich Elliot der Beihilfe mehrerer anderer Hotelbediensteter und der Frau des Eigentümers. Dadurch brachte der Gesandte in Erfahrung, daß Lee seine Papiere, darunter ein genau geführtes Tagebuch, in einem Portefeuille barg, das gewöhnlich in einer Kommode verwahrt wurde. Er ließ sich daher Nachschlüssel zum Zimmer Lees und zur Kommode anfertigen; und als er erfuhr, daß Lee und Sayre am 26. Juni aufs Land gehen würden, wo sie gewöhnlich bis elf Uhr abends blieben, beauftragte er seinen deutschen Diener, dem Amerikaner die Papiere zu stehlen. Der Diener stieg, um nicht auf der belebten Treppe gesehen zu werden, in einem geeigneten Augenblick durch das Fenster in das Zimmer Lees und kehrte um vier Uhr mit dem Portefeuille zu Elliot zurück. Dieser hatte inzwischen vier in das Geheimnis eingeweihte Personen, die sich zu strengstem Stillschweigen verpflichteten,[1]) zur Stelle geschafft, und während diese emsig die gestohlenen Schriftstücke kopierten, ging der Gesandte geflissentlich in der Stadt umher und machte Besuche. Um acht Uhr kam Elliot in den Gasthof, um einen Landsmann, den Lord Roßborough, zu besuchen, und sah, daß Lee und Sayre unerwarteterweise bereits zurückgekehrt waren. Die entwendeten Papiere waren noch nicht abgeschrieben, geschweige denn in die Kommode zurückgebracht; Elliot mußte zu einer List Zuflucht nehmen, um die schwierige Situation zu retten. Er und Roßborough verwickelten, ohne sich auch nur vorzustellen, Lee und Sayre in ein Gespräch, das sich über zwei Stunden erstreckte. Nach zehn Uhr verabschiedete Elliot sich mit dem Bemerken, daß er noch zu arbeiten habe. Kurz darauf vernahm er einen heftigen Lärm und Rufe: „Meine Papiere sind gestohlen." Elliot fuhr nach Hause (nach der amerikanischen Darstellung hat der Gesandte nicht im Hotel Corsica gewohnt), fand dort die meisten Papiere kopiert, verkleidete sich und brachte die Dokumente der Eigentümerin des Gasthofes, der er einschärfte, sie solle vorgeben, ein Unbekannter hätte ihr durch das Schlüsselloch zugerufen, daß wichtige Papiere vor der Hoteltüre lägen, und sei dann fortgerannt. Lee wandte sich an die Polizei, und die behördliche Untersuchung führte bald auf die Spur des deutschen Dieners. Elliot schickte ihn außer Landes und gab der preußischen wie der englischen Regierung einen offiziellen Bericht über den Zwischenfall.

Das ist die amerikanische Lesart des Vorganges. Sie weicht, wie man sieht, erheblich von der deutschen Kapps und der englischen Thomas Carlyles ab. Die Darstellung des Königs in dem schon erwähnten Briefe an seinen Bruder Heinrich

[1]) „. . . who were all enjoined to the most sacred secrecy", heißt die bezeichnende Stelle in dem Bericht Elliots an Suffolk.

Digitized by Google

(29. Juni), als ob Elliot den Diebstahl persönlich ausgeführt habe, beruht wohl auf einem Mißverständnisse.

Politische Folgen hat der Zwischenfall nicht gehabt, weil König Friedrich wünschte, daß er keine haben sollte. Er schreibt in demselben Briefe: „Ganz Berlin spricht von dem Vorfall. Ich tue, als ob ich nichts davon wüßte. Wenn man streng handeln wollte, so müßte man diesem Menschen den Hof verbieten, da er einen öffentlichen Diebstahl begangen hat; um jedoch keinen Lärm zu machen, unterdrücke ich die Sache.“ [1])

Recht bezeichnend ist im übrigen die Tatsache, daß Suffolk in einem Schreiben vom 7. Oktober 1777 den Gesandten belobte, und daß Elliot auf Weisung des Königs Georg unter dem Titel des „Kostenersatzes“ 1000 Pfund Belohnung erhielt.

Die außerrussischen Verschwägerungen des Hauses Romanow und ihre geschichtlichen Wirkungen

Von

Dr. Stephan Kekule v. Stradonitz (Berlin-Lichterfelde)

Das „alte“ Haus Romanow stammt aus der Gegend von Twer. Sein angeblich preußisch-litauischer Ursprung ist sicher eine Fabel. 1730 ist es in der Person des Zaren Peter II. Alexejewitsch im Mannesstamme schon wieder erloschen. Nachdem es 1613 durch die Wahl des Michail Fedorowitsch Romanow, des Sohnes des Patriarchen Fedor Nikititsch Romanow, genannt „Philaret“, zum Zaren, Großfürsten und Selbstherrscher aller Reußen in den Besitz der Krone Monomachs gelangt war, lagen für es zunächst keinerlei Gründe vor, bei der Gattinnenwahl die Blicke über die Grenzen des Reichs hinauszuwenden. Michail selbst war ein Sohn der „Nonne Marfa“, die 1631 starb, einer geborenen Xenia Iwanowna Schestov. Vermählt war er zweimal. Zunächst in einer ganz kurzen ersten Ehe mit der Fürstin Maria Wladimirowna Dolgoruki, dann, in zweiter Ehe, mit der Mutter seiner Kinder, mit Jewdokia Lukianowna Streschnew. Der Sohn und Nachfolger (von 1645 ab), Zar Alexei Michailowitsch, war ebenfalls zweimal vermählt, zuerst mit Maria Iljinitschna Miloßlawski, dann mit Natalie Kirillowna Narischkin. Aus beiden Ehen waren Kinder vorhanden. Aus der ersten Ehe stammten Fedor III. Alexejewitsch und Iwan V. Alexejewitsch, aus der zweiten Ehe Peter der Große. Fedor III. war wieder zweimal vermählt, zuerst mit der Polin Agafja Ssemenowna Gruschezka, dann mit Marfa Matwejewna Apraxin. Iwan V., der mit seinem Halbbruder Peter (dem Großen) von 1682 bis zum 7. September 1689 „Doppelzar“ war, hatte

---

[1]) Œuvres, tome 26. — Kapp, a. a. O. — Der Vollständigkeit halber sei noch auf einen Artikel: „Un mystère diplomatique“ in der „Revue d'histoire diplomatique“ (1888) hingewiesen, in dem ein Engländer die Tat Elliots geradezu lobpreist.

Digitized by Google

Praskowija Fedorowna Saltykow zur Gemahlin, eine Dame aus dem gleichen Geschlecht, aus dem nachher der Kammerherr Sergej Wasiljewitsch Saltykow, als Geliebter der späteren Kaiserin Katharina II., der Anhalt-Zerbsterin, der Erzeuger des Kaisers Paul I. Petrowitsch und somit der eigentliche „Stammvater" des ganzen späteren sog. „Herrscherhauses Romanow-Holstein-Gottorp" geworden ist. Auch Peter der Große war zweimal vermählt, zuerst mit Jewdokia Fedorowna Lopuchin, die er 1698 verstieß, dann mit dem berühmten „Mädchen von Marienburg" dunkler Herkunft: Martha Rabe, der nachmaligen Kaiserin „Katharina Alexejewna", die ihm, wie man weiß, auf dem Thron auch gefolgt ist. Katharina I. wird meist immer noch als „Martha Skawronski" bezeichnet, während der Name „Skawronski" sich anscheinend lediglich als eine Verrussung des ursprünglichen Namens „Rabe" darstellt.

Abgesehen von den beiden angeführten eingeheirateten Fremdlingen, der Gruschezka und dem „Mädchen von Marienburg", scheint es sich bei allen jenen Zarinnen um lauter „Töchter des Landes" zu handeln. Peter der Große hatte bekanntlich stark das Bestreben, Wesen, Bildung und Art von Westeuropa in seinen Reichen Eingang zu verschaffen. Auch den Moskauer Hof ließ er allmählich das Gepräge eines westeuropäischen Hofes annehmen. So kann es auch nicht weiter auffallen, daß sich als Gemahlin seines Sohnes erster Ehe, des Zarewitsch Alexei Petrowitsch (gest. 1718 im Kerker), die erste Prinzessin aus deutschem regierendem Haus im Hause Romanow findet: Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Schwägerin Kaiser Karls VI. und des Herzogs Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel. Jene Ehe kam 1711 zustande, war aber nur von kurzer Dauer. Immerhin war mit dem Jahre 1711 die Zeit der Einflußlosigkeit der Familienverhältnisse der Gemahlinnen von Mitgliedern des russischen Kaiserhauses auf die auswärtigen Beziehungen des russischen Reiches endgültig vorbei, und es setzt nun die Zeitspanne der „deutschen Prinzessinnen in Rußland" ein, die sich bis an die Schwelle der allerneuesten Zeit erstreckt und deren Aufhören jetzt, wie man wohl sagen darf, in dessen letzten Auswirkungen das Ende der Herrschaft des Hauses in Rußland herbeigeführt hat.

Schon 1710 hatte übrigens Peters des Großen Stiefnichte Anna Iwanowna, als Anna I. Kaiserin von 1730 bis 1740, dem Herzog Friedriche Wilhelm von Kurland und Semgallen aus dem deutschen Adelshause der Kettler die Hand für das Leben gereicht, der aber schon nach wenigen Monaten des Todes verblichen ist.

Pläne Peters des Großen, mit großen europäischen Herrscherhäusern Familienverbindungen einzugehen, schlugen fehl. Sowohl Ludwig XV. wie die Herzöge von Orleans und von Bourbon schlugen die Hand von Peters und Katharinens bildschöner Tochter Elisabeth Petrowna, die nachher von 1742 bis 1762 Zarin und das letzte weibliche Mitglied des Hauses (Alt-) Romanow überhaupt war, aus.

Bald nach 1711, nämlich 1716, heiratete Peters des Großen ältere Stiefnichte Katharina Iwanowna, gest. 1733, den Herzog Karl Leopold

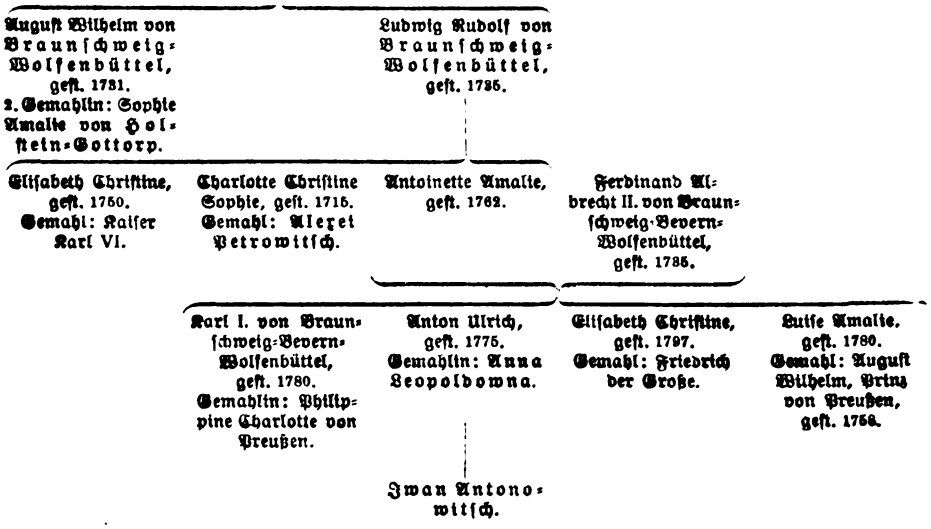
Digitized by Google

von Mecklenburg-Schwerin, gest 1747. Mit dieser zweiten „deutschen" Ehe war endgültig der Weg eingeschlagen, der fast zwei Jahrhunderte lang den Eheschließungen des Hauses Romanow vorgezeichnet geblieben ist, nämlich derjenige, sich mit Mitgliedern der regierenden protestantischen Häuser Deutschlands zu vermählen, ein Weg, der, wie man weiß, nicht nur die große Katharina II. auf den Thron des Zarenreiches gebracht, das sog. Haus „Romanow-Holstein-Gottorp", also einen Zweig des Hauses „Holstein-Gottorp", zu dem in Rußland bis in die jüngsten Tage regierenden Herrscherhause gemacht, sondern auch die geschichtlich höchst bedeutsame, lange währende Freundschaft der Herrscherhäuser von Rußland und von Preußen gezeitigt hat, mit deren Ende man den heute vollzogenen Zusammenbruch der Zarenherrlichkeit in Rußland als beginnend betrachten kann. Und jene Eheschließungsübung konnte einmal auch das unschöne Wort eines russischen Kaisers rechtfertigen, die mittleren und kleinen regierenden Häuser Deutschlands müßten als solche erhalten bleiben, um den russischen Großfürsten als „Gestüt" zu dienen.

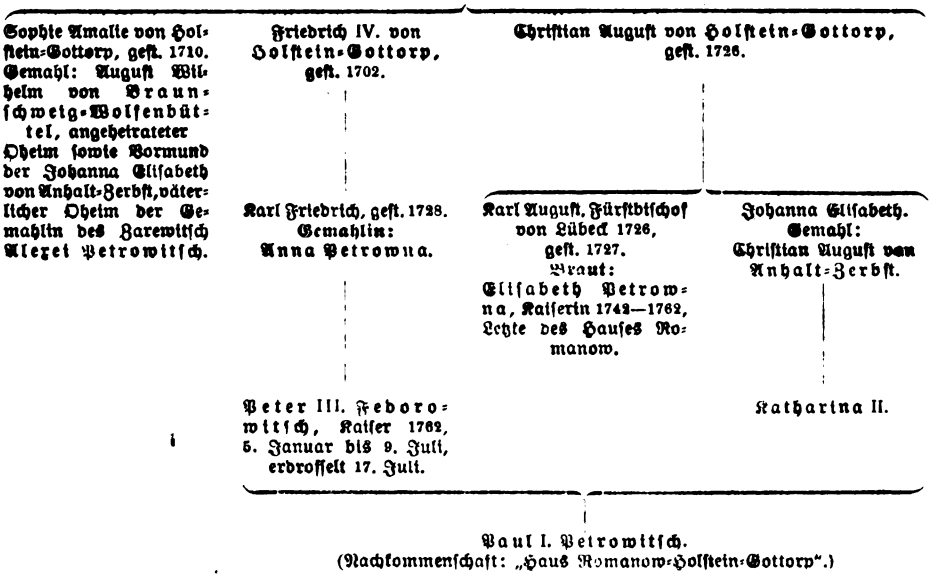
Die Katharina Iwanowna vom Herzoge Karl Leopold von Mecklenburg geborene Tochter Anna Leopoldowna, also eine Obotritin, ist sogar vom 20. November 1740 bis zum 6. Dezember 1741 Großfürstin und Regierungsverweserin von Rußland gewesen und hätte durch ihre 1739 erfolgte Vermählung mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel und in ihrem Sohne von diesem, Iwan Antonowitsch (als Iwan VI. Zar von Ende Oktober 1740 bis 6. Dezember 1741), beinahe einen Stamm des Hauses Este-Welf zum dauernden Herrscherhause von Rußland gemacht. (Iwan VI. ist am 16. Juli 1764 in Schlüsselburg ermordet worden.)

Der Braunschweiger Anton Ulrich war übrigens der oben bereits erwähnten Prinzessin Charlotte Christine Sophie, der unglücklichen Gemahlin des Zarewitsch Alexei Petrowitsch, leiblicher Neffe. Seine Mutter Antoinette Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel war deren Schwester. Anton Ulrich war ferner ein jüngerer Bruder des regierenden Herzogs Karl I. von Braunschweig-Wolfenbüttel, der seinerseits eine Tochter des Königs Friedrich Wilhelm I., eine Schwester also Friedrichs des Großen, zur Gemahlin hatte. Und hier ist die Stelle, an der auch die zweimal dreifache Geschwisterverschwägerung des Hauses Brandenburg-Preußen mit dem Hause Braunschweig-Wolfenbüttel für die Entwicklung der russischen Verhältnisse wirksam wird, was diesmal jedoch nur familiengeschichtlich angedeutet, nicht geschichtlich begründet werden kann. Es erweisen sich nämlich die Geschwister: Karl I., Elisabeth Christine und Luise Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel als mit den Geschwistern: Philippine Charlotte, Friedrich II. (dem Großen) und August Wilhelm aus dem Hause Brandenburg-Preußen vermählt. Und der gleich unten bei Holstein-Gottorp zu nennende Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel gliedert sich an die genannten Braunschweiger vier Geschwister (Karl I., Anton Ulrich, Elisabeth Christine und Luise Amalie) als deren Großoheim an.

Digitized by Google



1725 heiratete Anna Petrowna, die älteste überlebende Tochter Peters des Großen von Katharina I., bald nach ihres Vaters Tode den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp. Beider Sohn war der Kaiser Peter III. Fedorowitsch, der nachmalige Gemahl der Kaiserin Katharina II.



Aber noch weit wichtiger als diese Eheverbindungen alle, wurde für das zukünftige Schicksal des Kaiserhauses von Rußland und damit für Rußland selbst ein Eheverlöbnis, das wegen des frühen Todes des Bräutigams nicht zu einem Eheabschluß führen sollte, dasjenige der späteren Kaiserin Elisabeth

Digitized by Google

Petrowna mit dem Prinzen Karl August von Holstein-Gottorp, wurden die Verschwägerungen mit dem Hause Holstein-Gottorp überhaupt. Elisabeth Petrowna behielt seitdem in Erinnerung an ihren Bräutigam eine schwärmerische Vorliebe für das Haus Holstein-Gottorp. Ihr Nachfolger: Peter III. Fedorowitsch war von ihrer älteren Schwester Anna Petrowna nicht nur ihr leiblicher Neffe, sondern durch seinen Vater Karl Friedrich von Holstein-Gottorp auch der Sohn eines Vetters ihres verlorenen Bräutigams, und die spätere Kaiserin Katharina II. war durch ihre Mutter Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp des Letzteren leibliche Nichte, ein Umstand, der die Wahl der letzten Romanow gerade auf diese Prinzessin als die Gemahlin des Zarewitsch und zukünftigen Kaisers Peter III. entscheidend gelenkt hat.

Dieses ganze verwickelte Verschwägerungsnetzwerk bloßzulegen war notwendig, weil es sonst völlig unverständlich bleibt und ein Walten des blinden Zufalls zu sein scheint, wieso die „kleine" Prinzessin Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst zur Gemahlin eines russischen Großfürsten-Thronfolgers ausersehen werden konnte, durch welchen Umstand in ihr dann die große Kaiserin Katharina II., eine der größten Herrscherinnen der Geschichte überhaupt, selbst auf den Thron gelangt ist.

Mit der Kaiserin Katharina II. einzigem Sohne Paul I. Petrowitsch und seiner Nachkommenschaft war nun endgültig eine Nebenlinie eines deutschen altfürstlichen Hauses auf den Thron des Riesenreiches gelangt, die sich Geschlechtsfolgen hindurch ganz naturgemäß zunächst ausschließlich mit den regierenden Häusern Deutschlands verschwägert hat. Paul I. selbst war zweimal vermählt. Zuerst mit Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, dann mit Sophie Dorothea von Württemberg, in Rußland „Maria Fedorowna" genannt, der Mutter der beiden Kaiser Alexander I. Pawlowitsch und Nikolaus I. Pawlowitsch. Alexander I. hatte Luise Maria Auguste von Baden („Elisabeth Alexejewna") zur Gemahlin. Seine vielen Geschwister waren mit den Häusern Sachsen-Coburg-Saalfeld, Oesterreich-Ungarn, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Oldenburg, Württemberg, Oranien-Nassau (Niederlande) und Brandenburg-Preußen verschwägert. Ihren Höhepunkt fand diese Entwicklung in der letztangeführten, 1817 geschlossenen Ehe des Großfürsten Nikolaus Pawlowitsch, des nachmaligen Kaisers Nikolaus I., Bruders des Kaisers Alexander I., mit Charlotte von Preußen, der Schwester Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I., der späteren Kaiserin „Alexandra Fedorowna", die durch die „Gedanken und Erinnerungen" des Altreichskanzlers als dessen große Gönnerin bekannt ist. Mit dieser Ehe war das engste Treueverhältnis zwischen den Herrscherhäusern von Preußen und Rußland endgültig besiegelt, das so lange gewährt hat, als sich nicht — die Einflüsse anderer Familienverbindungen geltend machten. Die Geschwisterreihen der Kinder und der fünf Nichten des Kaisers Nikolaus I. führten wiederum zu entsprechenden Eheschließungen. Alexander II. Nikolajewitsch hatte Marie von Hessen-Darmstadt („Maria Alexandrowna") zur Gemahlin. Abgesehen von

Digitized by Google

dem Liebesbunde der ältesten Schwester des Kaisers Alexander II., der Großfürstin Maria Nikolajewna, mit dem Herzoge Maximilian von Leuchtenberg aus dem Hause Beauharnais, einer Ehe, die staatlich-geschichtlich ziemlich bedeutungslos blieb, haben sich die Geschwister des Kaisers mit den Häusern Württemberg, Hessen-Cassel, Sachsen-Altenburg, Oldenburg, Baden, die Nichten mit den Häusern Nassau (Luxemburg) und Mecklenburg-Strelitz verschwägert.

Die weiteren Ehen des Hauses vollständig zu bringen, ist für den Zweck der vorstehenden Betrachtung nicht notwendig, würde auch eine Ueberschreitung des zur Verfügung stehenden Raumes bedingen. Den Keim des Umschwunges barg die 1866 geschlossene Ehe des späteren Kaisers Alexander III. Alexandrowitsch, des Sohnes und Nachfolgers des Kaisers Alexander II., mit der Prinzessin Dagmar von Dänemark („Maria Fedorowna"), der Tochter des Königs Christian IX. und der Prinzessin Luise von Hessen-Cassel, des „Schwiegervaters" und der „Schwiegermutter von Europa". Die Kaiserin Dagmar ist, wie man weiß, u. a. eine Schwester der jetzigen Königinmutter Alexandra von Großbritannien und Irland, der Witwe König Eduards VII., und des 1913 ermordeten Königs Georg I. der Hellenen (von Griechenland), der seinerseits mit der Großfürstin Olga Konstantinowna von Rußland vermählt war.

König Christian IX. und namentlich seine Gemahlin waren Preußen-Deutschland und besonders Preußen innerlich äußerst abhold, und die innere und äußerliche Auswirkung dieser Gesinnung ist ja bekannt genug. Zu dem Einflusse der Kaiserin Dagmar auf ihren Gemahl und dessen Familie trat nun allmählich in dem Riesenstaate „aller Reußen" ein Aufkommen einer volkstümlich-russischen, völkisch-allslawischen Strömung. Das Kaiserhaus änderte in unzweifelhaftem Zusammenhange hiermit 1886 sein Hausrecht und spätestens zu dem gleichen Zeitpunkt auch seine Eheschließungsübung. Auf ersteres braucht hier nicht genauer eingegangen zu werden. Die neue Eheschließungsübung läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß die Eheschließungsregeln eines „altfürstlichen, deutschen" Hauses („Holstein-Gottorp") bewußt mehr und mehr verlassen wurden, und an die Stelle der unausgesetzten Verschwägerungen mit den regierenden protestantischen Häusern Deutschlands zunächst auch solche mit den andern regierenden Häusern Europas traten, dann „russisch-orthodoxe" mit Personen von regierendem Stamme, schließlich sogar innerrussisch-vornehme Verschwägerungen stattfanden, letztere naturgemäß mit Personen aus Untertanengeschlechtern.

Die beiden letzten dieser Gruppen, zahlenmäßig verhältnismäßig klein, gleichwohl für die innere und äußere Staatskunst Rußlands in den letzten Jahrzehnten von der größten Bedeutung, gilt es, noch kurz zusammenzustellen. Die „unebenbürtigen", vom Haus- und Staatsoberhaupte nicht genehmigten Ehen von Großfürsten mit Russinnen weniger vornehmen Standes bleiben hierbei selbstverständlich außer Betracht. Die „russisch-orthodoxe Gruppe" umfaßt, zeitlich geordnet, die 1889 geschlossene Ehe des Großfürsten Peter Nikolajewitsch mit der Prinzessin Militza von Montenegro, der ältesten Tochter des aus seinem Lande jetzt

Digitized by Google

vertriebenen Königs Nikolaus I., die von 1894 des Großfürsten Alexander Michailowitsch mit der Großfürstin Xenia Alexandrowna, die von 1907 des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, des bekannten „Generalissimus", mit der Prinzessin Anastasia (Stana) von Montenegro, einer jüngeren Schwester der vorgenannten Großfürstin Militza, die übrigens schon vorher durch ihre 1889 geschlossene, später geschiedene erste Ehe mit dem Fürsten Georg Maximilianowitsch Romanowsky, Herzog von Leuchtenberg, gewissermaßen zum russischen Kaiserhause gehört hatte. Endlich gehört hierher die Ehe von 1911 des Prinzen Johann Konstantinowitsch mit der Prinzessin Jelena von Serbien, einer Tochter des aus seinem Lande jetzt gleichfalls vertriebenen Königs Peter I. Daß die „montenegrinischen Großfürstinnen", wohl unter Mitwirkung auch der Serbin, die Hauptfadenspinnerinnen für den Weltkrieg geworden sind, dürfte unzweifelhaft sein, wobei man noch im Auge behalten muß, daß die Königin Helena von Italien eine jüngere Schwester der Großfürstinnen Militza und Stana ist.

Wenn der durch die Gegner der Mittelmächte jetzt vertriebene König Konstantin I. der Hellenen (von Griechenland) seines Thrones durch die Franzosen und Engländer erst spät entsetzt, d. h. von Rußland aus bis zur dortigen Staatsumwälzung längere Zeit hindurch geschützt worden ist, so dürfte er dieses nicht zum wenigsten dem Umstande zu verdanken gehabt haben, daß seine Mutter Olga Konstantinowna, die Witwe des am 18. März 1913 zu Saloniki ermordeten Königs Georg I., eine geborene Großfürstin von Rußland, eine „Tante" (Vatersbase) des Kaisers Nikolaus II. Alexandrowitsch ist. Daß König Georg I. ein leiblicher Bruder der Kaiserinmutter Dagmar war, hat naturgemäß auch seine Rolle gespielt. Auch weitere Verschwägerungen des Kaiserhauses von Rußland mit dem Königshause von Griechenland bestehen überdies. Daß alle diese engen Verbindungen beider Häuser mittelbar auch seinerzeit bei dem Zustandekommen des ehemaligen „Balkanbundes", dann dem Verlaufe der beiden Balkankriege, unmittelbar schließlich bei dem Abschlusse des letzteren, dem „Frieden von Bukarest", eine bedeutende Rolle gespielt haben, gehört bereits der Geschichte an.

Die Gruppe der „innerrussisch-vornehmen" Verschwägerungen des Zarenhauses beschränkt sich zurzeit auf zwei Ehen: die 1911 geschlossene der Prinzessin Tatjana Konstantinowna mit dem Fürsten Konstantin Bagration-Muchransky und die 1914 geschlossene der Prinzessin Irina Alexandrowna mit dem Fürsten Felix Jussupow, Grafen Ssumarokow-Elston. Letzterer ist im Zusammenhang mit der Ermordung des Wundermönchs Rasputin viel genannt worden. Der Schleier, der über diesen Vorgang gebreitet ist, ist noch nicht gelüftet. Der eigentliche Täter scheint der Großfürst Demetrius Pawlowitsch gewesen zu sein.

Wird schließlich noch hervorgehoben, daß die Kaiserin Alix im Sinne einer Aufrechterhaltung oder gar Pflege der russisch-deutschen Beziehungen ihre geschichtliche Aufgabe am Zarenhofe völlig unerfüllt gelassen, ja sogar sicherem Vernehmen nach sich stets in erster Linie als „Engländerin", in zweiter Linie

Digitized by Google

als „Hessin“, aber niemals als „Deutsche“ gefühlt hat, so ist ziemlich alles gesagt, wenn auch nur berührt oder angedeutet worden, was über die außerrussischen Verschwägerungen des Hauses Romanow und ihre geschichtlichen Wirkungen in Kürze zu sagen ist.

Mit Kerenski in Turkestan

Von

Dr. Friedrich Dukmeyer,
Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek zu Berlin

Ich lebte von 1894 bis 1900 in Turkestan als Oberlehrer am Klassischen Gymnasium zu Taschkent. Im Jahre 1899 bestand dort Alexander Kerenski, achtzehnjährig, aufs beste das Abiturientenexamen. Fünf Jahre lang war er mein Schüler gewesen. Ich berichtete bereits über ihn in der „Vossischen Zeitung“. Die Moskauer Zeitung „Utro Rossii“ brachte darauf (im Juli) von meinem Aufsatze einen beifälligen ausführlichen Auszug. Doch gleich in der nächsten Nummer veröffentlichte das revolutionäre Blatt einen förmlichen Widerruf und einen Angriff gegen mich, weil ich Kerenski bloß als einen gesitteten und wohlanständigen Jüngling und guten Schüler dargestellt hätte, der sich vollauf der hohen Stellung, die sein achtbarer Vater einnahm, bewußt gewesen sei und durch sie sich zu seinem Wohlverhalten verpflichtet gefühlt habe. Ich hätte so gar nichts an ihm beobachtet, was in ihm den zukünftigen Blitz der russischen Revolution vorherverkündigte. Ein Prophetentum ex post wäre für mich nun allerdings wie gegeben. Ich könnte etwa erzählen, wie einige Könige — warum nicht die benachbarten Emire von Buchara und Chiwa? — gezogen kamen, um den hochbegabten Knaben anzubeten, und wie sie ihn unter seinem Stern im Tempel oder im Gymnasium sitzen fanden mitten unter den Lehrern, und alle, die ihm zuhörten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antwort. In Wirklichkeit wäre aber der junge Kerenski, wenn er in Turkestan schon als zukünftiger Blitz der Revolution hätte aufleuchten wollen, todsicher vorzeitig abgeblitzt. Erst die mannigfachen Reibungen und Wandlungen in elektrischer Atmosphäre in St. Petersburg mögen ihm die Spannung gegeben haben zu revolutionärer Entladung.

Sein Vater, Fedor Michajlowitsch Kerenski, Wirklicher Staatsrat oder „General“ nach russischer volkstümlicher Bezeichnung, war Chef der turkestanischen Landesschulverwaltung, und der Sohn Gymnasiast zu einer Zeit, da ein politisch unerbittlich strenger, zäsaropapistisch bureaukratischer Geist im Schulwesen herrschte, der sich auch vor Eingriffen ins Familienleben nicht scheute. Damit ging freilich ein politisch ungeschicktes Umschmeicheln und Umwerben der Schüler von seiten der Schulobrigkeit Hand in Hand, als sähe sie in ihnen sonst schon zukünftige Sozialrevolutionäre. Der „Hauptinspektor“ Kerenski war ein Selfmademan. Er hatte das Geistliche Seminar zu Pensa besucht, doch ließ er sich nicht zum Geistlichen weihen, wie seine Kameraden, um Dorfpope zu werden, er wählte das Amt eines Kreisschullehrers. Sein Streben ging weiter. Nach zwei Jahren wurde er Student der Philologie an der Universität zu Kasan, darauf Lehrer an einem Gymnasium daselbst und aufsteigend Inspektor, dann Gymnasialdirektor, erst zu Wjatka, dann zu Simbirsk, bis er schließlich, 1889, zum verantwortungsvollen Chef der Schulverwaltung des Generalgouvernements Turkestan oder Russisch-Mittelasiens ernannt wurde. Verheiratet war er mit einer Deutschrussin aus der Moskauer Familie Adler. Deren Vater war General gewesen. Ihr Sohn Alexander war ein hübscher Junge, mehr nach der feinen und zarten Mutter ge-

Digitized by Google

artet als nach dem in seinen Bewegungen und im Auftreten etwas bäuerisch plumpen, robusten Vater. Die Familie Kerenski, neben Vater und Mutter bestehend aus zwei Töchtern und zwei jüngeren Söhnen, machte kein großes Haus, sie lebte in kleinem einfachen Freundeskreise für sich; doch bildete die russisch-europäische Gesellschaft eine Kolonie, in der sich jeder in gehobener Stellung fühlte, man begegnete einander immer wieder bei einer Zusammenkunft. Im Mittelpunkte der öffentlichen Teilnahme stand neben andern Schulen besonders das Gymnasium. Der Direktor Nikolai Petrowitsch Ostroumow, streng orthodox und monarchisch, ein Schwager des Erzbischofs Antonius von St. Petersburg, war ein ausgezeichneter Kenner des Islams, der mit den eingeborenen Mohammedanern im regen Verkehr stand, wiewohl nur ganz vereinzelt einer ihrer Söhne das Gymnasium besuchte. In seinem offenen und gastfreien Hause fand sich die ganze Stadt ein, doch mit dem Hauptinspektor Kerenski lebte er in einem sehr gespannten Verhältnis. Es waren zwei feindliche Brüder; beide aus der Geistlichkeit entsprossen — Ostroumow war zudem Zögling der Geistlichen Akademie zu Kasan — konnten sie sich ineinander nicht finden. Direktor Ostroumow genoß als Berater in mohammedanischen Angelegenheiten ununterbrochen die Gunst des obersten Landeschefs, des jeweiligen Generalgouverneurs, schon von dem Organisator Mittelasiens, General v. Kaufmann, an. Im Gymnasium fanden mehrmals im Jahre öffentliche Akte und Schaustellungen statt, an denen die Gesellschaft der ganzen Stadt teilnahm, voran der Generalgouverneur mit der Generalität und den Damen. So wurde die Zeit des Gymnasialbesuchs für die Schüler auch zu einer hohen Schule des Lebens.

Im selben Jahre wie der Hauptinspektor Kerenski (1889) war Baron Alexander Borisowitsch Wrewski als Generalgouverneur nach Taschkent gekommen. Er war ein Aristokrat, sehr reich, vornehm höflich und reserviert, nur etwas müde und abgelebt. Doch verstand er eine gute Küche noch immer sehr zu schätzen, und sein Koch galt ihm mehr als irgendein junger Adjutant. Seine Gemahlin und seine längst erwachsenen Kinder hatten ihn nicht nach Turkestan begleitet. Seinem Hause stand eine verwitwete kinderlose junge Nichte vor, und neben ihr waltete als eigentliche Repräsentantin eine englische Gouvernante in reiferen Jahren. Die Miß hatte keinen eigentlichen Einfluß auf die Geschäfte, doch dankten ihr nicht wenige eine gute Anstellung, einen höheren Titel, einen Orden. Wenn wieder einmal eine Gesandtschaft vom Emir von Buchara mit den üblichen Geschenken — kostbaren Teppichen und Stoffen — in Taschkent erschien, so überschütteten die bucharischen machtvoll beturbanten Würdenträger die Miß mit Brillanten. Die Gesandten statteten stets auch dem Gymnasium einen Besuch ab. Und das versagte sich auch nicht mit seinem Gefolge der Thronfolger von Chiwa, Asfendiar-Tjura, als Abgesandter seines Vaters, — über seinem himbeerfarbigen seidenen Gewande glitzerten Band und Stern eines russischen Ordens und der Namenszug des Kaisers in Brillanten. Das englische Fräulein wurde, wenn es im Gymnasium oder anderswo erschien, nicht bloß als Gouvernante des Generalgouverneurs, sondern einer Landesmutter gleich geachtet. Der junge Kerenski machte sich im Schulleben immer vorteilhaft, doch nicht aufdringlich, bemerkbar. In seiner Klasse war er einer der besten Schüler. In der Hauskirche des Gymnasiums sang er auf dem Chor, und dem Geistlichen ging er zur Hand als Ministrant. Bei den Schulfesten trat er als vortragender Redner oder als Rezitator auf, und in Gogols Komödie „Der Revisor" spielte unser „Generalssohn" vorzüglich die Hauptrolle, den fälschlich für einen hohen Staatsbeamten gehaltenen jungen Windbeutel. Auf den Schulbällen war er ein gewandter, unermüdlicher Tänzer.

Baron Wrewski hatte ein wissenschaftliches Interesse, er wünschte, daß seine Beamten den Spuren des Urariertums in Turkestan nachgingen und nachforschten. Und es entstand denn auch unter den Schuldirektoren und andern Gelehrten ein Rennen und Jagen auf dieser Fährte. Doch schlug dieses Wettlaufen im Jahre 1898 sofort eine andre Richtung ein, als Baron Wrewski zurücktrat und General Sergej Michajlowitsch Duchowskoj seinen Posten einnahm. Dieser Generalgouverneur entstammte selber dem geistlichen Stande, doch seine Frau war eine grande dame, eine geborene Fürstin Warwara Fedorowna Golizyn,

Digitized by Google

die späterhin in russischer und in französischer Sprache ihre Memoiren herausgab. General Duchowskoj wollte von den Urariern nichts wissen, er verlangte von seinen Beamten vor allem gründliche Kenntnis des Islams. Darin konnten ihm beide, sowohl Direktor Ostroumow wie auch sein Gegner Hauptinspektor Kerenski als Kenner der mohammedanischen Schulen trefflich dienen. Wie einfach Baron Wrewski im Auftreten gewesen war, so operettenhaft liebte es General Duchowskoj zu erscheinen. Klein von Wuchs, jagte er in seinem Dreigespann durch die Straßen, begleitet und umgeben von einer wilden berittenen Schar christlicher und mohammedanischer Kosaken. Seinen Kanzleichef, einen verdienten, bis tief in die Nacht hinein arbeitenden Geheimrat, zwang er zum Abschied, da er ihn täglich zu 5 Uhr morgens zum Vortrag zu sich beschied. Unser Gymnasium besuchte General Duchowskoj gar zu gerne; erst ging ihm ein großer Schrecken voraus, aber bald erfuhr man, daß er wohl laut bellte, aber nicht biß. Vor ihm konnte der junge Kerenski oft genug seine Befähigung wie seine Talente erweisen.

In dieser Umwelt ist der Machthaber der russischen Revolution aufgewachsen. Sein Vater wie auch dessen Gegner Direktor Ostroumow waren beide durchaus rechtschaffene Staatsbeamte. Er konnte hier auch erfahren und beobachten, daß die Russen Ordnung und europäische Kultur nach Turkestan gebracht haben, doch auch Trunksucht und Freudenhäuser mit den damit unausbleiblichen Ausschreitungen. Große Erschütterungen hat er dort als Schüler nicht miterlebt. Wohl war 1898 ein Aufstand bei Andischan, veranlaßt durch einen fanatischen Volkspropheten wegen der neuen Zuchtlosigkeit, dem zweiundzwanzig russische Soldaten zum Opfer fielen. Die Erdbeben in Turkestan — beinahe eine alltägliche Erscheinung — sind im allgemeinen harmlos. In Taschkent lebten, nicht im Reichtum, wie wohl der dorthin wegen schlechter Streiche verbannte Großfürst Nikolai Konstantinowitsch, sondern in wenig beneidenswerter Lage die Söhne des letzten Herrschers von Koland und Taschkent aus dem Hause Ming, das von Dschingis-Chan und Tamerlan abzustammen sich rühmt — ich verkehrte mit ihnen freundschaftlich —, damals erhielt ein jeder von ihnen eine russische Gnadenpension von 30 Rubeln im Monat — bei aller Wohlfeilheit der Landesprodukte dennoch ein sehr geringfügiger Betrag —, und mit vieler Mühe und Not gelang es ihnen, den russischen erblichen Adel zugebilligt zu erhalten. Wie unendlich hoch stand damals über diesen mohammedanisch-asiatischen Prinzen das Haus Romanow! Und heute?

„Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern:
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten!"

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Amalie an Eichhorn

Am 4ten Aug. 15.

Die Predigt von Schleiermacher vom vorigen Sonntag habe ich Dir aufgeschrieben, lieber Eichhorn; sehr unvollkommen freilich. Ueberhaupt kann ich nicht sagen, daß sie eine der besten von S. war, wenigstens in so langen Perioden, und so schweren Construktionen abgefaßt, in denen sich manche Wiederhohlungen u. weniger Tiefe als sonst befand; aber das Thema war mir höchst interessant,

Digitized by Google

wie oftmals hat es meine Seele schon beschäftigt, so wünsche ich auch, ich könnte den Brüdern den Abriß der Predigt zuschicken, da sie in ihren letzten Briefen vielfach dieses Gegenstandes erwähnten. Der Text ist wieder herrlich, die letzten Worte hat er unberührt gelassen, ich mögte wissen aus welchem Grunde, da das gar nicht seine Art ist, und liegt nicht Unendliches darin, nach dem was vorher gesagt war und im Paulinischen Geist: ausgenommen diese Bande! — — Gestern am Geburtstage des Königs hielt S. den Gottesdienst. Er war so bewegt, daß ihm mehrere Male die Thränen aus den Augen entfielen, er vor Rührung stockte, und seine Rede als Kunstwerk sehr mangelhaft war, aber wie gemüthlich, wie innig, wie wahr! und mit welcher großen Liebe zum König. Doch wird vielleicht gerade er verkannt in dieser Liebe; gewiß keiner thut es ihm darin zuvor. Die Einleitung zum Gebet war als Vortrag besser als das Gebet selbst. Einen Gedanken entwickelte er sehr schön und gleich im Anfange: „Lange schon hat das frühre Verhältniß in jenem frühren Sinn, der Fürst sei Vater, das Volk seien seine Kinder, unter uns aufgehört, d. h. in jener Beziehung, denn herangereift ist unser Volk zur Mündigkeit, die Selbständigkeit hat es sich durch vorzügliche Geisteskraft und durch Gottes Willen errungen, aber hört darum das Verhältniß auf, das es mit seinem Regenten, mit der Person desselben verbindet, sollten je erwachsene Kinder die Würde ihres Vaters, seine Liebe und ihre eigne zu ihm vermindert fühlen, ist nicht vielmehr auch sie herangereift, reiner und zuverlässiger?" usw. In der Achtung und Liebe auch zu der Person des Königs brachte er unmerkliches zartes Lob hinein, aber keinen Weihrauch, und doch so volle innige, wahre Anerkennung des persönlichen Guten u. des glücklichen Verhältnisses. Ich war besonders sehr gestimmt zu dieser Anerkennung, da ich am Abend vorher einem sehr interessanten Gespräch bei Savignys darüber angehört hatte. Man erinnerte sich früherer Zeit, und wie innigst freute es mich, daß Savigny u. seine Frau so herzlich das Gute des Königs erkannten ...

Vor einigen Tagen ist ein Brief angelangt von Rotteck[1]) aus Freiburg voller Liebe für Dich und dem herrlichsten deutschen Sinn ...

Predigt von Schleiermacher am 10ten Sonntage nach Trinitatis (30ten Juli) 1815.

Eingang.

Oft haben wir in unsern christlichen Versammlungen von dem Streit der Christen gegen die Welt geredet. Es ist unläugbar, daß er notwendig ist, aber keinen Augenblick muß er die Seele des Frommen ganz und gar einnehmen, deren hauptsächliches Bestreben immer die eigene Heiligung sein muß. Betrachten wir diesen Kampf des Guten mit dem Bösen näher, so sehen wir, wie ganz verschieden er von beiden Partheien geführt wird; indessen den Andern alle Mittel freistehen, haben wir mit Schwierigkeiten mancher Art zu kämpfen, indem wir

[1]) Die Beziehungen Eichhorns zu Rotteck stammen offenbar aus der Zeit seiner Krankheit in Freiburg im April 1814.

Digitized by Google

nicht um jeden Preis Sieger sein wollen, sondern nur darum, daß der Geist Gottes allgemein anerkannt walte, daß alle, alle, die noch ab sind vom rechten Wege, umkehren; zu dieser Ueberwindung des bösen Feindes in unsern Brüdern kann uns allein die in jedem unverkennbare Stimme Gottes anleiten, keine andre blinde Gewalt. Als jene sehen wir auch die Vorbilder, welche uns voranleuchten in diesem heiligen Werke, die in der Sklaverei der Sünde und des Unglaubens Gefangenen durch den Glauben an den Namen Jesu Christi auf ewig frei zu machen.

Text: Apostelgeschichte 26 V. 29. „Paulus aber sprach: ich wünsche vor Gott, es fehlte an viel oder an wenig, daß nicht allein Du, sondern alle, die mich heute hören, solche würden, wie ich bin, ausgenommen diese Bande."

Es ist so ganz natürlich und der christlichen Gesinnung angemessen, daß wir den lebendigen Wunsch hegen, alle die noch fern sind von dem Wege Gottes auf denselben herüberzulocken, so wie wir bei den uns anvertrauten jungen Seelen nichts Heilbringenderes hervorrufen können als Liebe zu Jesu Christi, nichts Köstlicheres in ihnen schaffen als den Glauben an seinen heiligen Namen; hier haben wir mit geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen als bei jenen uns entfernter stehenden Gemüthern. Einmal liegen diese Schwierigkeiten in der Gemütsstimmung der uns Umgebenden, zum andern in dem Verhältnisse, in welchem wir zu ihnen uns befinden. Wir sehen es bei dem Apostel. Vor wem war er berufen sich zu rechtfertigen? Zuerst vor dem römischen Statthalter, der gewohnt war alles was in dem unterjochten Volke sich regte mit tyrannischer Gewalt zu unterdrücken, aus Furcht des Verlustes seiner eigenen unnatürlichen Gewalt, der feindselig war und fremd allem jüdischen Volk. Dann vor einer königlichen Obrigkeit, die nach dem Buchstaben des Gesetzes handelte, bewogen durch die allemal hergebrachte Stimme des Volks das eigene Urteil zu bestimmen, nicht etwa ehrend die Wahrheit dieser Stimme, sondern nur um durch sie getragen und erhalten zu werden. So war die Gemütsstimmung derer, vor denen Paulus redete. Das Verhältnis zu ihnen war das eines Verklagten, der sich verteidigen wollte, also vorausgesetzt, er war schuldig und sollte sich entschuldigen, wie konnte man nun Wahrheit erwarten, vielmehr ein Mittel der Redekunst zur eigenen Rettung. Wir sehen an dem Apostel, wie herrlich er diese Schwierigkeiten gelöst, laßt uns das auf unsren eigenen Zustand anwenden. Viel mehr als er kommen wir in ein gleiches Verhältnis; obgleich umgeben von solchen, die den Namen Christi führen, sind es wenige, die mit dem Herzen und mit der Tat Christen sind, und wir möchten sie doch alle erkennen als solche, die wir sind. Hierbei findet kein Hochmut statt: denn so wenig, wie wir wissen, daß wir alle sind wie wir sein sollten, ebensowenig können wir auch meinen, daß jene unsre eigene Vollkommenheit haben möchten, nein wir möchten ihnen nur den Geist zeigen des ewigen Heils, wir möchten sie nur hineinschauen lassen in unser inneres Heiligtum, aber da müssen wir freilich wie Paulus uns dessen gewiß sein, wir müssen allein um der Wahrheit willen die Wahrheit verkünden, und das einzige

Digitized by Google

hohe Streben wie bei dem erst verblendeten, jetzt so eifrigen Jüngling müßte uns gleich ihn bewegen sie immerdar vor Hohen und Niederen laut auszusprechen. Dann ist es uns auch gleichgültig, ob wir wirken ein Kleines oder viel. Aus dem Ausspruch des Königs Agrippa: es fehlt nicht viel, so überredetest Du mich, daß ich ein Christ sei, sah man den ganzen Menschen. Hierauf soll es nie ankommen, ob wir den Ungläubigen überreden, er deutete damit ganz deutlich auf die Gabe der Rede, die ihn fortreiße zum äußerlichen Bekennen. Dieses Fortreißen oder das beabsichtigte Wirken bei Verkündigung der Wahrheit war dem Paulus fremd, viel oder wenig, das war ihm gleich, so sei es auch uns. Nur Gottes Geist treibt uns, und der allein wirkt unsichtbar, geheimnisvoll. Nur das feste und sichere Bekennen unsres Glaubens, und wenn Menschen und Engel einen andern bekännten, ich bleibe bei diesem meinem Glauben, der mit der Tat übereinstimmt, ist die Gewalt des fortreißenden Geistes. Zeigen wir auch hierbei immer wie erhaben [wir sind] über zeitliche Sorge, wie wenig angreifbar durch die Leiden der Welt, sondern nur lebend und seiend im Reiche Christi, unbekümmert ob viel oder wenig vor unsern Augen gewirkt wird; hat der Geist Gottes doch alles getan, was er ewig tut. Und sollen wir uns bei den Angriffen unsrer Widersacher verteidigen, so sei nur die Wahrheit unsre Schutzrede, das einfache Erzählen unsrer Taten, und daß wir nur Gott die Ehre geben und Jesu Christi unserm Herrn, das sei alles. Auch mögen wir nur den Glauben an Jesu voraussetzen bei noch so verkehrt scheinenden Gemütern, er ist auch immer da in der natürlichen eingepflanzten Stimme des Gewissens, der wenige frech genug sind zu widerstreben. Gleich der Frage Paulus' an den König Agrippa: Glaubst Du den Propheten, ich weiß daß Du glaubst, so laßt uns auch immer an den Glauben alle unsre Forderungen anknüpfen. Hierauf laßt uns unser Zeugnis ablegen, sie werden stillstehen und gläubig werden.

2) Die Schwierigkeiten der Verhältnisse: durch die vielfachen Verbindungen und Bestrebungen der Menschen werden wir mannigfach in alles Aeußerliche verwickelt und sehen mit tiefer Betrübnis, wie die meisten, die den Namen Christi führen, ganz von der Weltlichkeit befangen nichts ahnen von den höheren Gütern, deren Besitzes wir uns erfreuen. O sind wir mit ihnen verbunden, gehören wir zu diesen, die da stehen in mannigfacher weltlicher Verbindung, so wird es uns ja auch nicht schwer werden, uns auf einen solchen Standpunkt des Ansehens und der Achtung zu stellen, wo es so erfreulich ist die Wahrheit laut zu verkünden, wo wir von weiten Kreisen gehört werden. Das mögen wir dann auch tun, und Gottes Geist wird viel ungläubige Seelen gläubig machen, oft hat ein Wort, eine Tat, ja ein Blick den Sünder erschreckt und auf den rechten Weg gebracht, ein Blitz ist in die Seele gefahren, hat alle Nacht erhellt und zum ewigen Leben geleuchtet. So soll auch die Geselligkeit dem Geiste, der in uns lebt, angemessener erblühen, wir mögen alles Nichtige darin verbannen und den hohen Ernst mit der tiefen Bedeutung eines Gott geweihten Lebens auch hier wirksam machen. Leben wir aber in der Stille und Verborgenheit, im engeren Kreise, o! was vermag da nicht die freimütige Bekennung unsres Glaubens.

Digitized by Google

Immer enger und liebender mögen wir uns anschließen an die, die den gleichen Weg wandeln, einander erbauen und in vereinter Kraft weitere Kreise durch Gottes Geist beleben. Alles aber, meine Freunde, sei aus Liebe getan und geredet. Die Liebe zu unsern abgewendeten Brüdern, daß auch sie möchten an der Freude unsrer Seelen Teil nehmen, daß sie nicht möchten verloren sein, daß sie auch möchten kennen das Heiligtum derer, die Christi Jünger sind, diese Liebe, die alles Leid auf sich nimmt, um nur die Seelen zu erretten, wie Jesus Christus tat, kann uns anleiten auf die richtigste und kräftigste Art überall, wo es sei, uns als die lebendigen Zeugen unsres Herrn Heilands zu beweisen. Dann werden wir uns auch dabei völlig bewußt sein unsres reinen und wahrhaften und unbefangenen Strebens nach dem Göttlichen, wodurch am besten andre Gemüter, die noch abgewendet sind, zu uns sich neigen werden. Amen.

Eichhorn an Amalie

Paris den 2. August 15.

Vorgestern Abend bin ich gesund u. wohl behalten hier angekommen. Noch hab' ich aber keine Ruhe gefunden, um Dir, liebe Amalie, umständlich schreiben zu koennen. Doch will ich den Courier, welcher heute nach Berlin geht, nicht abreisen lassen, ohne daß Du einige Zeilen von mir erhältst.

Ueberall, wo ich mich bis jezt gemeldet, bin ich auf das freundlichste aufgenommen worden, u. von dieser Seite war mein Eintritt in Paris nicht ohne angenehmen Genuß. Was ich aber über die Lage unserer großen Angelegenheiten im Allgemeinen vernommen, macht mir weniger Freude. Das Meiste ist verdorben durch die Englaender, die den großmüthigen Alexander weit übertreffen. Doch findet sich alles noch zu sehr im Chaos, um mit einiger Sicherheit voraussagen zu koennen, was verloren ist u. was wir noch gewinnen koennen. Unser Militair hat sich bis zur Uebernahme der Geschäfte durch die Diplomaten ganz mit der Hoheit u. Würde der Sieger benommen, hin u. wieder wohl etwas zu tumultuarisch u. mit zu stark vortretendem Gefühl der Rache. Was werden wir nun auch von diesen Franzosen gehaßt, da alle, außer den Preußen, nach alter Gewohnheit ihnen den Hof machen und nur wir, wir allein sie das Loos der Ueberwundenen empfinden lassen! Bluecher hat sie auch nach ächt deutschem Volkssinn mit der tiefsten Verachtung überall behandelt. Nach dem Siege beym schoenen Bunde[1]) verwandte sich unser Gesandter am Pariser Hofe, General Graf v. Golz, auf Bitten der Bourbons u. vieler französischer Großen bei ihm,

[1]) Diese Bezeichnung für die Schlacht bei Belle-Alliance findet sich auch bei den Preußen sehr selten und ist sehr rasch wieder abgekommen; vgl. den Scherz Boyens in seinem Brief an Gneisenau vom 23. Juni (Pertz, Gneisenau, Bd. 4, S. 545): „Bei einem großen Mittagsmahl, das gestern der Staatskanzler gab, wurde zufällig der Versuch gemacht, den Namen der Schlacht la belle alliance in gut Deutsch zu übersetzen, die mehrsten Stimmen blieben bei Schön-Bund stehen; da habe ich vorgeschlagen, man möchte sie Tugendbund nennen; Sie können nicht glauben, was dies unter lautem Gelächter für incarnatrote und lange Gesichter gab."

Digitized by Google

daß er doch schonend gegen die Ueberwundenen zu Werke gehen moege. Die Verwendung lautete in schönen, in französischer Süßigkeit zubereiteten Worten. Ueber Form u. Inhalt der Bitte entrüstet, antwortete der alte Marschall:

> Ewr. Hochgebohren hab' ich die Ehre auf Ihr Schreiben von dem pp zu erwiedern, daß ich bey meinem Einmarsche in Frankreich einen F... lassen werde, der wenigstens 20 Jahre dort im ganzen Lande stinken soll. Dieß bitt' ich allen Franzosen, für welche Sie Sich verwenden, bekandt zu machen.

Abermals kamen bey Bluecher von vielen Seiten Vorstellungen ein, als er die Brücke von Jena sprengen lassen wollte, unter andern auch von Talleyrand, jedoch nicht unmittelbar, sondern durch den schon genannten Golz. Darauf antwortete er: Golz moege dem Talleyrand melden, es bliebe bey dem Sprengen der Brücke, u. doppelte Freude würde es ihm machen, wenn er Talleyrand mit in die Lufft sprengen koennte.[1])

Meine Wohnung hab' ich im Hotel der Madame de Montmorency, rue de l'université Nr. 8. Die Stuben sind schoen u. gut; man hat aber beynahe alle Meubles weggenommen, daß ich fordern u. immer fordern muß, bis ich das Nothwendige beysammen habe.

Bis jezt hab' ich nur noch wenige unserer Preußen gesprochen. Kaum in Paris sehnen sie sich alle schon nach Hause. So unausstehlich ist ihnen das hiesige Leben. Zu meiner Freude hab' ich heute gehoert, daß Stein nun doch nach Paris kommen wird. Er ist ein Zusaz im weichen Brey der Großmuth, der Widerstand leistet.

In den nächsten Tagen schreib' ich Dir weitläuffiger u. zusammenhängender über meine Reise u. meine bisherigen Erfahrungen. Gruß an Eltern, Geschwister und Freunde. Der Himmel behüthe Dich und unsern Herrmann.

Dein

Eichhorn.

*

Paris d. 9. August 15.

... Die ersten acht Tage hab' ich damit zugebracht, das Terrain zu recognosciren, bin aber damit noch nicht fertig. Wohl deßhalb, weil beynahe alle anderen auch noch in die Recognoscirung aus sind, u. noch keine feste Position genommen. Alle politischen Ideen wühlen sich noch um in einem gewaltigen Chaos. Die wenigsten wissen noch, was sie wollen, u. wünschen, daß erst die andern mit der Sprache herausgehen. Die meisten sehen aus wie ein Bettler, dem durch die Lotterie unerwartet ein großer Gewinn zugefallen, u. die nicht wissen, wie sie ihren Reichthum verwenden sollen. Wir Preußen sind eines Sinnes, wenn wir nur auch einerley Kraft wären u. für die Idee, welche uns

[1]) Bekanntlich mißlang zur großen Schadenfreude der Pariser der erste Versuch, die Brücke zu sprengen, und ein weiterer wurde durch das Verbot der inzwischen in Paris eingetroffenen Monarchen verhindert.

Digitized by Google

alle erfüllt, auch so organisirt, daß jeder die Stellung hätte, wo er wahrhaft nüzlich seyn kann. Unter allen Mächten verstehen wir uns am besten mit Oesterreich, das nun mehr, wie sonst, auch mit uns gehen zu wollen scheint.[1])

Bis jezt schenkt mir Altenstein unbegrenztes Vertrauen, ich hoffe, wenn man überhaupt etwas thun u. nicht alles kommen lassen will, auf mancherley Weise nüzlich zu seyn. Der Staatskanzler ist in der besten Ansicht, es ist nur schade, daß augenblitlich seine Gesundheit durch zu anhaltende Arbeiten etwas gelitten hat. Doch hindert ihn sein Uebel keineswegs an einer thätigen Theilnahme bey den diplomatischen Verhandlungen. Alle andern Preußen geben sich gewiß gleiche Mühe für alles, was das Interesse ihres Vaterlandes fordert. Ich bin in einem sehr angenehmen Verhältniß mit Altenstein; er ist ein durchaus rechtschaffener u. braver Mann, der innig sein Vaterland liebt.

Ein Buch könnt' ich füllen über interessante Züge und Anekdoten für die jetzige Geschichte der Franzosen u. der Verbündeten in Paris, die ich bereits gesammelt habe, zum Theil aus eigner Erfahrung. Wenn nur meine Zeit nicht so beschränkt u. der Verlust durch Zerstreuung, die Besuche herbeyführen, nicht so groß wäre. Ich hatte mich hingesezt, Dir einen langen Brief zu schreiben, u. darum fieng ich mit einer Einleitung, die ins Allgemeine geht, an, um ins Besondere mich hinterher auszubreiten. Es ist aber schon wieder jemand zu mir gekommen, den ich sprechen muß. Wenn Du mit diesem Courier den Brief noch erhalten sollst, muß ich schließen. Von den lieben Brüdern hab ich hier nichts gesehen und gehoert, deßhalb hab' ich die Briefe auf die Feldpost gegeben. Horn,[2]) der morgen von hier zum 3. Armee Corps geht, wird das Päkchen mitnehmen. Küsse unsern dicken Herrmann. Grüße Eltern, Geschwister u. Freunde.

Dein

(Fortsetzung folgt) Eichhorn.

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges[3])

Als ich im Mai des Jahres 1917 den ersten Band dieses vortrefflichen Werkes besprach, gab ich der Spannung Ausdruck, mit der die ganze militärische und gebildete Leserwelt dem Erscheinen des nächsten Bandes entgegensehen würde. Diese Spannung ist auf eine harte Probe gestellt worden, denn es hat volle sechs Monate gedauert, bis der zweite Band erschien. Dieser hat aber alle Erwartungen voll erfüllt und wird ganz sicher eine ebenso glänzende Aufnahme finden wie sein Vorgänger.

---

[1]) Diese optimistische Auffassung über die Haltung Metternichs, die auch von andern Preußen geteilt wurde, sollte sich sehr bald als durchaus irrig erweisen.

[2]) Später Generalleutnant und Kommandeur des VII. Armeekorps.

[3]) Zweiter Band. Mit vier farbigen Kriegskarten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt 1917.

Digitized by Google

Da die politischen Betrachtungen in diesem Bande wegfallen konnten, ist der Inhalt rein kriegsgeschichtlich. Im voraus sei bemerkt, daß auch jetzt noch die geschichtliche Wahrheit in voller Reinheit bei der Unkenntnis, die bis jetzt über die Mehrzahl der besprochenen Ereignisse an sich, noch mehr aber über ihre Ursachen und Wirkungen herrscht, unmöglich zu Worte kommen kann. Doch hat der Schweizer historisch-politische Schriftsteller trotzdem seine schwierige Aufgabe auf Grund von ihm persönlich zugänglichen Quellen auch für diesen Abschnitt in einer Weise gelöst, daß man damit zufrieden sein kann. Jedenfalls schildert er die kriegerischen Ereignissen viel eingehender und vor allem anschaulicher, als dies in allen bisher bekannt gewordenen Darstellungen des Krieges der Fall ist.

Eine gewaltige Kette von Geschehnissen ist in dem Zeitraum vom 12. September 1914 bis zum 21. Februar 1915, den der Verfasser zu bearbeiten hatte, enthalten. Er erledigt sie mit 481 Druckseiten, was als nicht zuviel erscheinen dürfte, wenn man weiß, wie oft strategische und taktische Betrachtungen in den Text verwoben sind.

Die hauptsächlichsten Teile des Inhalts sind: der Feldzug im Westen, von der Marneschlacht bis zum Beginn des allgemeinen Stellungskrieges, worin besonders die Schlacht an der Aisne, das Ringen um die Westflanke und die Belagerung von Antwerpen hervorzuheben sind. Alle diese Ereignisse waren selbst der militärischen Leserwelt bis jetzt wenig oder gar nicht bekannt, da amtliche oder halbamtliche Veröffentlichungen darüber nicht erschienen sind. Es wird daher von vielen Seiten dankbar begrüßt werden, daß der Schleier davon gehoben wird. Dann folgt der Feldzug im Osten vom 12. September bis 5. November 1914 mit der ewig denkwürdigen Offensive Hindenburgs und der Oesterreicher und Ungarn gegen die Weichsel, den San und den Dnjestr, dem Scheitern dieser kühnen Unternehmung und dem meisterhaften Rückzuge. Dieser Zeitabschnitt ist, wenigstens soweit er den Anteil unserer Bundesgenossen betrifft, in den Beiheften zu Streffleurs Oesterreichischem Militärblatt dargestellt worden. Die Operationen der deutschen 9. Armee sind hier nur insoweit berücksichtigt, als sie auf die Entschlüsse der k. u. k. Heeresleitung Einfluß hatten. Außerdem ist Hindenburgs Vormarsch und Rückzug in dem kleinen, aber gut und flott geschriebenen Buche Hans Niemanns, „Hindenburgs Siegeszug gegen Rußland“ (Berlin, Mittler & Sohn) bearbeitet. Stegemann bringt aber bedeutend mehr Einzelheiten und zwingt den spröden Stoff durch die Kunst seiner Darstellung in angenehmere Form.

Der folgende Abschnitt enthält den Vormarsch der großen russischen Millionenarmee im November 1914, die Gegenoffensive Hindenburgs mit den Schlachten bei Lodz und Lowicz und dem Durchbruch Scheffers bei Brzeziny, den Gegenstoß der Oesterreicher und Ungarn in Galizien, der zu dem Siege von Limanowa-Lapanow führte, und den Zusammenbruch der russischen Offensive im Dezember.

Auch hier kennen wir einen Teil der Ereignisse aus dem erwähnten Büchlein Niemanns, den zweiten aus österreichischer Darstellung. Nachdem der Verfasser dann über die Stellungskämpfe im Westen bis zum 15. Februar 1915 berichtet hat, bespricht er die Flügelunternehmungen beider Parteien im Osten, die mit der glänzenden Winterschlacht in Masuren ihren Ausklang finden. Von diesen Abschnitten ist nur der letzte Teil von Hans Niemann beschrieben. Das bekannte Werk des Oberst Immanuel, „33 Monate Krieg“ (Berlin, Mittler & Sohn, 1917) behandelt zwar den ganzen Krieg bis zum April d. J., aber in so großen Zügen, daß es mit dem Stegemannschen Buche nicht verglichen werden kann.

Was die Anordnung des Stoffes anbetrifft, so würde ich vorgezogen haben, die Kämpfe in Ostpreußen, statt sie mitten zwischen den großen Operationen in Russisch-Polen zu besprechen, in zusammenhängender Erzählung am Schluß des Buches, vor der Winterschlacht in Masuren, zu sehen, das würde das Studium erleichtern, besonders für den, der gewissenhaft mit der Karte arbeitet. Soweit diese Ereignisse auf die Gesamtlage Einfluß hatten, konnten sie in kurzer Form innerhalb der zahlreich eingestreuten Betrachtungen Platz finden.

Digitized by Google

Ich kann es mir nicht versagen, auf einzelne Abschnitte näher einzugehen. Höchst interessant ist die weitere Entwicklung der Kämpfe an der Aisne, der Versuch des Durchbruchs, den die Engländer und Franzosen an dem neuerdings so oft genannten Chemin des Dames machten, und der durch das tatkräftige Eingreifen des VII. Reservekorps unter General v. Zwehl, die todesmutige Tapferkeit der 28. Infanteriebrigade und einer Abteilung des Reserve-Feldartillerieregiments Nr. 14 verhindert wurde, bis das XV. Armeekorps auf dem blutgetränkten Schlachtfelde eintraf und die Angriffe Haigs und Maudhuis endgültig zum Stehen brachte. Ich bringe hier eine Probe von Stegemanns Erzählerkunst, die das Lesen dieses Buches zu einem hohen künstlerischen Genuß macht.

„Drei Batterien waren's, die trotz der Verluste an Fahrzeugen und Gespannen um 5 Uhr im Dämmergrau des düsteren Regentages mit keuchendem Atem den Nordhang des Chemin des Dames erkletterten und bei der Vauclercmühle in Deckung auffuhren. Sie sollten über die Kante des Südhangs in der Richtung Craonne und Hurtebise feuern und die verblutende Infanterie vor der Vernichtung durch die überlegene feindliche Artillerie bewahren. Zu spät — die Batterien hatten das Feuer auf die französische Artillerie kaum eröffnet, als die Sturmhaufen de Maudhuis aus Craonnelle hervorbrachen und die Hochfläche von Craonne überfluteten. Verzweifelt fechtend wichen die Trümmer der 28. Brigade gegen den Höhenweg zurück. Der Chemin des Dames schien verloren, die Batterien zum Abfahren verurteilt, ehe sie recht zum Schuß gekommen waren. Da verließ plötzlich ein Geschütz der Batterie Kaiser die Deckung und rollte, von der Mannschaft vorgerissen, dem Feind entgegen auf den Kamm der Hügelflur. Rohr um Rohr folgte, von nervigen Westfalenfäusten mehr gehoben als geschoben, bis die drei Batterien Kaiser, Ehrhardt und Schmieding auf der Höhe im freien Felde aufgepflanzt standen. Auf 200 Meter waren die stürmenden Zuavenbataillone de Maudhuis herangekommen, ihre Schützenlinien hatten bereits zum Bajonett gegriffen, das letzte „En avant!" ihrer Offiziere stieg grell aus der glitzernden Brandung der roten Sturmwogen, da boten Zwehls letzte Batterien dem Durchbruch Halt" (S. 33).

Ebenso eindrucksvoll ist die Schilderung des „Ringens um die Flanke" an der Oise und Somme. Wie hier erst die Reitergeschwader beider Parteien versuchen, den Gegner zu umfassen bzw. abzuwehren, wie diese Kavalleristen zum Spaten greifen müssen, um die Schützengrabentaktik der Schwesterwaffe zu lernen und hier Ströme von Blut im Stellungskampfe vergießen, statt hoch zu Pferde, den Säbel in der Faust gegen den Feind zu stürzen — das wird mit der ganzen Kunst Stegemannscher Darstellung vor Augen geführt. Hochdramatisch ist die Darstellung der Verschiebung der drei britischen Korps nach Flandern. „Der Brite forderte nichts Geringeres als vollkommene Handlungsfreiheit und das Recht, seinen Platz in der Schlachtlinie nach eigenem Ermessen zu bestimmen. Er tat dies ohne Rücksicht auf die im Gange befindlichen Kämpfe und Bewegungen, die zum Teil schon nicht mehr der Initiative Joffres entsprangen, sondern bereits vom Gegner vorgeschrieben wurden" (S. 68). Unwillkürlich steigt die Erinnerung auf an einen andern englischen Heerführer, der in ähnlicher Lage ebenso handelte. Als die verbündeten Truppen des Kaisers und Englands im Jahre 1793 die von den Franzosen verteidigte Festung Valenciennes genommen hatten, trennte sich der Herzog Friedrich von York (zweiter Sohn Georgs III.) mit 35000 Mann von der Armee des Prinzen von Koburg und marschierte in Richtung Dünkirchen ab, weil dies im englischen Interesse lag!

Aus dem Abschnitt über die Belagerung von Antwerpen, der auch den meisten Lesern vieles bringen wird, was bisher gänzlich unbekannt war, hebe ich hervor, daß General v. Beseler mit 50000 Mann eine große Festung angriff, die von 80- bis 100000 Mann verteidigt wurde! Wenn auch die schwere Artillerie der Deutschen dabei eine große Rolle spielte, so konnte doch das kleine Belagerungskorps einem tatkräftig unternommenen Ausfall der ganzen Besatzung gegenüber in eine sehr mißliche Lage kommen. Man kann wohl mit berechtigtem Stolze sagen, daß 80000 Deutsche sich das nicht hätten gefallen lassen.

Digitized by Google

Schön sind die Worte, die Stegemann den ersten Freiwilligenregimentern widmet, die in den Verbänden des XXII., XXIII., XXVI. und XXVII. Reservekorps zum Angriff auf die Yserstellung herangeführt wurden (Oktober 1914): „Begeisterung im Herzen, Vaterlandslieder auf den Lippen, schlossen sie im kritischen Augenblick die flandrische Front ... Nach kurzer Ausbildung wurden sie im Drange der Not zu der Stunde ins Feld gestellt, da im Westen die Kräfte zu versagen begannen und im Osten frische Streiter nötig wurden. Während in den deutschen Industriestädten die Essen rauchten, um die aufgezehrten Vorräte an Geschützen und Geschossen zu erneuern, Englands Seesperre mehr und mehr zu drücken begann und der Feldzug auf des Messers Schneide gewogen wurde, verlangten sie ihren Platz in der Schlacht und schritten bekränzt zum Angriff."

Am Schluß des ersten Abschnittes faßt Stegemann das Ergebnis des „Ringens um die Flanke" in die Worte: „Der Krieg war im Westen erstarrt, so heldenhaft auch um die Trümmer der Ruinenstädte und in Graben- und Minengängen um örtliche Vorteile gerungen wurde. Zu dem doppelten eisernen Gürtel, der seit dem 15. November um den Leib Belgiens und Frankreichs geschlungen lag, besaßen vorerst weder die Deutschen noch ihre Gegner den Schlüssel. Ihn zu sprengen war indes die strategische Aufgabe der Franzosen und Engländer ... Unterdessen mußte die deutsche Heeresleitung im Osten ganz zu vollbringen suchen, was im Westen nur halb gelungen war, den Feind niederwerfen, seiner gewaltigen Angriffskraft berauben, seine Festungen zerbrechen und ihn erschöpfen, ehe dem englischen und französischen Heere jene überwältigende Uebermacht zuwuchs, die allein fähig war, im Westen das zur Beharrung gebrachte Gleichgewicht der Kräfte zu stören."

Man kann die Lage der Dinge nicht besser schildern, als es Stegemann hier getan hat.

Der nächste Abschnitt zeigt uns den ersten Versuch der Verbündeten, die russische Dampfwalze zum Stehen zu bringen oder, wenn möglich, zu vernichten. Dazu standen aber außer dem durch die erste gescheiterte Offensive stark gelichteten österreichisch-ungarischen Heere von deutschen Truppen nur sechs Korps (Garde-Reservekorps, XI., XVII., XX. Korps, die Korps Frommel und Woyrsch) und die 8. Kavalleriedivision zur Verfügung. Das war wenig und doch viel in der Hand eines Hindenburg, und wer weiß, ob nicht doch schon jetzt ein Sieg möglich gewesen wäre, wenn nicht ein entsetzliches Wetter, grundlose Wege und die Cholera unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet hätten. Diesem kühnen Vorstoß der verbündeten Armeen gegenüber zeigte das gewaltige russische Reich eine Machtentfaltung, wie sie bisher in keinem Kriege dagewesen war. Sibirische, kaukasische, turkestanische Truppen und zahlreiche Reservedivisionen rollten aus den ungeheuren Räumen des Ostens heran, um die verhaßte deutsche Kultur zu zerschmettern.

Es ist ein Genuß, Hindenburgs Siegeszug bis zur Weichsel an der Hand der Stegemannschen Schilderung zu verfolgen. Auch seine Betrachtungen über die Entschlüsse der Führung lesen sich gut, doch wird man manchmal andrer Ansicht sein. Zum Beispiel halte ich den Abschnitt „Hindenburgs Entschluß vom 8. Oktober" (S. 192 ff.) für verfrüht, da nach meiner Kenntnis der Sachlage an diesem Tage noch kein Grund vorlag, einen neuen Entschluß zu fassen. Die bisher gemeldeten russischen Kräfte konnten lediglich Hauptreserven der Weichselfestungen sein. Das III. kaukasische Korps kämpfte damals noch nicht bei Iwangorod, noch focht das Grenadierkorps bei Nowo Alexandrija, noch waren das XVI. und XVII. Korps bei Kazimierz und Kozinice erschienen. Und selbst wenn das der Fall gewesen wäre, so wäre doch damit der erste Zweck des Vormarsches erreicht gewesen, nämlich stärkere russische Kräfte von den Bundesgenossen abzuziehen. Erst am 14. oder 15. Oktober veränderte sich die Lage derart, daß neue Entschlüsse gefaßt werden mußten (vgl. Beiheft 5 zu Streffleurs Militärblatt, S. 58).

Bekanntlich scheiterte diese Herbstoffensive der Verbündeten, und es wurde auf der ganzen Linie der Rückzug angetreten, aus dem sich dann Hindenburgs neuer Vorstoß aus der Linie Wreschen—Thorn entwickelte. Das war aber keine Flankenstellung in Moltkeschem Sinne, wie Verfasser meint, sondern eine Ausfallstellung. Moltke wollte westlich Thorn

Digitized by Google

eine Flankenstellung nehmen, die den von Warschau über Slupce auf Posen vorrückenden Feind in nördlicher Richtung ablenken sollte, während die linke Flanke des deutschen Heeres durch die Weichselbefestigungen gedeckt war. Sollte der Feind es wagen, an dieser Flankenstellung vorbeizumarschieren, so wäre Moltke zum Angriff vorgegangen, der dann die Flanke des Gegners getroffen hätte. Im Herbst 1914 war die Lage doch wesentlich anders.

In diesem Abschnitt ist die Schilderung des berühmten Durchbruchs der Heeresgruppe Scheffer besonders beachtenswert. Die Lebhaftigkeit der Erzählung versetzt uns so ganz in die Lage des deutschen Feldherrn und seiner Generale, daß man in die äußerste Spannung versetzt wird und befreit aufatmet, als der eiserne Ring der feindlichen Korps gesprengt ist und Scheffer die Linie Strykow—Glowno erreicht hat. Das ist der berühmte Durchbruch von Menin (30. April 1794), an dem Scharnhorst teilnahm, ins Großartige übersetzt! Sehr empfehlen möchte ich den Lesern noch das Studium der Schlacht bei Limanowa-Lapanow (30. November bis 12. Dezember 1914), einmal weil diese Schlacht vielen ganz unbekannt sein wird, dann damit sie erfahren, daß unsere Bundesgenossen in diesem Zeitabschnitt auch nicht gefeiert haben. Der tapfern deutschen 47. Reservedivision (Besser), die an diesen langwierigen und aufreibenden Kämpfen teilnahm, hat Stegemann in seinem Buche ein schönes Denkmal gesetzt.

Ich muß es mir leider versagen, auf die folgenden Abschnitte, die noch vieles Interessante, besonders die Winterschlacht in Masuren, enthalten, näher einzugehen, glaube auch schon den Eindruck erweckt zu haben, daß dieser zweite Band des prächtigen Buches dem ersten nichts nachgibt und daß ich das früher ausgesprochene Urteil, der hohe Wert dieser Darstellung werde durch ihr frühzeitiges Erscheinen nicht verringert, nur wiederholen kann. Wer an den herrlichen Leistungen deutscher Truppen und ihrer tüchtigen Führer sein Herz erquicken will, der nehme Stegemanns Buch vom Kriege zur Hand!

Oberst Freiherr v. Dalwigk (Weimar).

Literarische Berichte

Nacht. Eine Erzählung von Ernst Zahn. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eine Novelle, die an Kraft der Stimmung und an seelischer Vertiefung manchen dickbändigen Roman aufwiegt, beschert Ernst Zahn diesmal seinen Lesern. Auf eine glückliche Ehe fällt ein tiefer Schatten durch die Erblindung der Frau; aus diesem Unglück, das die beiden Gatten anfangs mit gleicher Ergebung und Festigkeit tragen, entwickeln sich nach und nach, psychologisch aufs feinste vorbereitet, schwere Irrungen, die den ganzen früher in alter nachbarschaftlicher Freundschaft festgefügten Kreis, dem das Ehepaar angehört, zu sprengen und zu vernichten drohen. Wie die Krisis sich löst, wie die Großmut und verzeihende Liebe der erblindeten Frau, die im Grunde unzerstörbare Rechtschaffenheit und Treue des für eine Zeit durch leidenschaftliches Begehren verblendeten Mannes das drohende Unheil überwinden, das bildet den versöhnenden Ausklang der Novelle. Die ganz eigenartige Stimmung der kleinen alten Stadt im Schweizer Hügelland, wo in einem stillen, einsamen Winkel die Nachbarhäuser beisammenliegen, in denen die Handlung sich abspielt, erhöht den starken, nachhaltigen Eindruck, den diese neue Dichtung Ernst Zahns im Leser weckt.

Folgerungen aus dem Weltkriege. Von Freiherrn v. Freytag-Loringhoven, Generalleutnant, Dr. h. c. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Die Frage, ob es jetzt schon Zeit sei, Folgerungen aus dem Weltkrieg zu ziehen, läßt sich nicht grundsätzlich entscheiden. Es kommt darauf an, auf welchem Gebiet und von wem sie gezogen werden. Wenn also ein militärischer Fachmann von so bedeutender Erfahrung, Umsicht und Autorität wie Freiherr v. Freytag-Loringhoven die Probleme und Ergebnisse, vor die wir uns durch den bisherigen Verlauf des Krieges gestellt sehen, einer prinzipiellen Betrachtung unterzieht, indem er auf „die großen Zusammenhänge des Kriegs, nicht nur auf operativem und taktischem, sondern vor allem auch auf weltpolitischem und weltwirtschaftlichem Gebiet"

Digitized by Google

hinweist und „das Neue, das er uns brachte, gegen das viele in ihm Bewährte und zu Erhaltende" sorgfältig abzuwägen sucht, so werden wir von vornherein eine Fülle aufhellender und anregender Gedanken erwarten und uns in dieser Erwartung nicht betrogen sehen. Kapitel, wie die über die Psyche des Volks- und Massenkriegs, über den Einfluß der Technik, über die Führung, bringen, wie uns scheint, unanfechtbare Beobachtungen und Ideen, die so gut wie allgemein Anklang finden werden. Und wer etwa dem Verfasser in den Teilen seines Buches, für die die Ueberschrift des letzten Kapitels „Weiter kriegsbereit" als Motto gelten kann, nicht überall zu folgen vermag, wird, sofern er nach objektiver Erkenntnis strebt, ihm doch dankbar sein müssen für den Zwang, schöne Menschheitsideale auf die Möglichkeit ihrer Verwirklichung hin an dem Maßstab unerbittlicher Tatsachen zu prüfen. -st-

Die heilige Wehr. Deutsche Kriegslyrik der Gegenwart. Herausgegeben von Karl Jakubczyk. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 2.20.

Der Herausgeber hat sich eingehend mit der Kriegslyrik beschäftigt und nur aufgenommen, was von rein künstlerischem Gesichtspunkt aus es verdiente. Die Grundsätze, nach denen er verfuhr, hat er in einer verständnisvollen Einleitung begründet. Aus der großen Masse von Gedichten hat er solche von neunundvierzig Verfassern ausgewählt, darunter von Dehmel, G. Hauptmann, R. Herzog, Schaukal, G. Schüler. Eine dankenswerte Sammlung. Dr. E. M.

Gottfried Kinkels Kämpfe um Beruf und Weltanschauung bis zur Revolution. Von Dr. Martin Bollert. (Studien zur rheinischen Geschichte, Heft 10). Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag (Dr. Albert Ahn). M. 3.60.

Gestützt auf umfangreiches, noch unveröffentlichtes Material aus Akten und Briefen, untersucht Bollert den Werdegang von Kinkels Wesen und Anschauungen bis zur Revolutionszeit, soweit sie an seinen innern und äußern theologischen Konflikten erkannt werden können, vor allem den gewaltigen Umschwung, der sich in Kinkel in dem einen Jahre 1842/43 in seiner Stellung zum christlichen Glauben vollzog. In sorgsamster psychologischer Analyse und mit glänzender Beherrschung der biographischen Tatsachen löst er seine schwere, aber dankbare Aufgabe und gewährt damit Theologen wie Literarhistorikern, aber auch den Kennern der Geschichte der deutschen Universitäten eine wertvolle Ergänzung ihres Wissens; letzteren vor allem durch die treue Schilderung der Zustände in der Bonner theologischen Fakultät zu Kinkels Zeit und der Bewegungen für und wider diesen im Kreise ihrer Mitglieder.
Hans Zimmer.

Ich warte... Ein Straßburger Roman von Niklaus Bruck. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5 50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

In diesen Wochen, da das Thema „Elsaß-Lothringen" die deutschen Gemüter wieder besonders lebhaft beschäftigt, wird ein Roman, der uns dieses Thema menschlich nahe bringen soll, schon rein stofflich auf lebhaftes Interesse rechnen dürfen. Niklaus Brucks „Ich warte..." ist aber kein Tendenzroman, dafür jedoch ein durch und durch lebendiges, farbiges Bild von Straßburger und Elsässer Zuständen und Stimmungen. Ehrliche, nach keiner Seite blinde Liebe zum Reichsland wie zum großen deutschen Vaterland, innigste Vertrautheit mit der Lebensführung und -auffassung, dem Stammesempfinden und den politischen Anschauungen der Elsässer, ein köstlicher, trockener Humor, großes Geschick im Erfinden der Handlung und in der Schilderung der Menschen — das ist das Geheimnis, wodurch Niklaus Bruck sich die Leser zu Freunden macht. Er nimmt die ungeheuer schwierigen Fragen und Konflikte, die das elsässische Problem in sich birgt, gewiß nicht auf die leichte Achsel, aber er nimmt sie menschlich. Besonders wohltuend berührt es aber, daß der Verfasser aus seinem Buch drei böse Dinge so ganz ferngehalten hat: Phrase, Sentimentalität und Tendenz. Das macht den Roman zu einem Schatzkästlein guter, aufrichtiger Lehren und Mahnungen, für die ihm nicht nur seine engeren Landsleute, die sich keinen besseren Verteidiger wünschen können, sondern auch die Deutschen rechts des Rheins, die ehrlich und vertrauensvoll mit den Bewohnern des Reichslands zusammenleben und auskommen wollen, nur von Herzen dankbar sein dürfen.

Kriegspädagogik. Berichte und Vorschläge. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Walther Janell. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H.

Vier Schulmänner haben sich hier zusammengetan, um im Kriege ein Erziehungsbuch für den Frieden zu schreiben. Sie bieten, nach Fächern geordnet, eine kritische Uebersicht über die wichtigsten pädagogischen Fragen der Kriegsliteratur, suchen damit zu ergründen, wie die Leistungen der Kriegszeit nach dem Urteil der pädagogisch interessierten Zeitgenossen für die Zukunft sich verwerten lassen, und fassen die wichtigsten Ergebnisse am Schlusse jedes Abschnitts in Thesen zusammen. Kurze Darstellungen über allgemeine Schulfragen schließen sich den Berichten über die speziellen Fächer an, und ein Anhang bringt pädagogisch beachtenswerte

Digitized by Google

Aeußerungen aus Feindesland zur Kriegszeit. Als ergiebige Fundgrube und gutgegliederte Materialsammlung ist das Werk für den Historiker wie den Theoretiker der Pädagogik von hoher Bedeutung, und ein vorzügliches, mehr als fünfzig Druckseiten umfassendes Literaturverzeichnis trägt dazu wesentlich bei. Z.

Die Sünden der Väter. Drama in vier Aufzügen von Ed. von der Hellen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Gebunden M. 4.—.

Der durch seine literar-historische Tätigkeit, früher im Weimarer Goethe-Archiv und jetzt im Cottaschen Verlag wohl bekannte Verfasser tritt hier mit einer Dichtung hervor, die ihm offenbar aus innerstem Herzen geflossen ist. Die Szenen des Dramas, das die soziale Frage behandelt, sind meisterhaft aufgebaut, und die Spannung wächst bis zu der erschütternden Katastrophe. Die Charaktere sind scharf umrissen und in packender realistischer Sprache geschildert. Dr. E. M.

Sprich Deutsch! Ein Buch zur Entwelschung. Von Eduard Engel. Leipzig, Verlag von Hesse & Becker. Geh. M. 1.50.

Professor Eduard Engel ist uns schon längst ein Vertrauter. Wir haben uns nicht nur an seinen literaturgeschichtlichen Werken erfreut, sondern auch in erhöhtem Maße an den von ihm herausgegebenen beiden Werken „Deutsche Stilkunst“ und „Deutsche Meisterprosa“. Zu den letztgenannten beiden Büchern gehörte ja von Rechts wegen das dritte, „Sprich Deutsch!“, und wir sind Engel dankbar, daß er es geschrieben hat. Es ist von manchen Seiten gesagt worden, Engel sei in diesem Buche zu grobkörnig geworden. Wir haben ein wenig dabei gelächelt, „ob diese Leute sich nicht getroffen gefühlt haben?“ Wir haben uns an dem Buche herzlich erfreut, auch über dasjenige, wo Engel etwas derb zugreift. Als wir es gelesen hatten, haben wir es auf unsern Schreibtisch gelegt und uns gelobt, jeden Tag einige Seiten darin zu lesen; denn wir sind ja alle Sünder und haben leider Gottes die Welscherei noch immer nicht gänzlich abschleifen können. An der Hand Engels werden wir's vollbringen. H.

Tagebuch der Brüder Goncourt. Eindrücke und Gespräche bedeutender Franzosen aus der Kriegszeit 1870/1871. Herausgegeben und eingeleitet von W. Fred. München, Georg Müller.

Es war ein glücklicher Gedanke, aus der vielbändigen Reihe der Goncourtschen Tagebücher eine Auswahl zu treffen, die uns einen Blick tun läßt, vielmehr uns mitten hinein versetzt in das Paris des zusammenbrechenden Kaiserreichs, der Belagerung, der Kommune. Edmond de Goncourt, der seinen Bruder Jules um viele Jahre überlebt und schon die Kriegszeit von 1870/1871 ohne ihn durchgemacht hat, führte auch in diesen bewegten Monaten mit unbeirrbarer Gewissenhaftigkeit sein Tagebuch und berichtete darin alles, was er dem Volksleben und der Volksseele auf der Straße abgelauscht, was er im Kreis seiner Freunde und Berufsgenossen gehört, was sein künstlerisch verfeinerter Sinn an Bildern der Außenwelt und an Bekundungen der geistigen Atmosphäre jener Tage in sich aufgenommen. So sind seine Aufzeichnungen auch für das Jahr des „großen Kriegs“ eine wichtige kultur- und weltgeschichtliche Materialsammlung, in die man sich mit wachsender Anteilnahme vertieft. Daß gerade jetzt eine solche Auswahl in deutscher Uebersetzung erscheinen konnte, ist wieder ein guter Beweis für die Objektivität deutschen Wissensdranges und Belehrungsbedürfnisses, die in dem Vergleich der damaligen mit den heutigen Zuständen Frankreichs besonders lehrreiche Aufschlüsse finden wird — trotzdem oder vielmehr, weil auch hier das französische Wort recht behält: Plus que cela change, plus c'est la même chose. G.

Die Jugendkunde als Kulturforderung. Von W. Stern. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.40.

Diese Schrift, in deren Mittelpunkt das Begabungsproblem steht, ist trotz ihres geringen Umfangs eine der gehaltreichsten pädagogischen Arbeiten, die wir in gut und gern einem Jahrzehnt erhalten haben, und sie behandelt Fragen von größter Schwierigkeit so klar und lichtvoll, daß es gewiß nicht ihre Schuld ist, wenn der Zweck ihres Verfassers, in weitesten Kreisen gehört zu werden, nicht erreicht werden sollte. Das Werkchen zeigt vor allem die Probleme des Gebietes der Jugendkunde auf, weist auch mit Unerschrockenheit die Lücken nach, die vielen Lücken, die noch auszufüllen sind. Seine vollste Bedeutung hat es darum als ein Aufruf zur Mitarbeit aller Berufenen, und das sind keineswegs nur Pädagogen.

Hans Zimmer.

Geist und Leben. Von Arthur Trebitsch. Die Schaffenden, die Vermittler und das Publikum. Berlin, W. Borngräbers Verlag. M. 1.—.

Der Verfasser hält in dieser Schrift seiner Zeit insbesondere den Schriftstellern, Verlegern und dem Publikum einen Spiegel vor. Manch treffendes Wort ist darin ausgesprochen, und auch wer nicht mit allem einverstanden ist, wird seinen Freimut und seine gute Absicht anerkennen müssen. E. M.

Digitized by Google

Wilhelm Trübner. Des Meisters Gemälde in 450 Abbildungen. Herausgegeben von Jos. Aug. Beringer. Gebunden M. 14.—. Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben, Band 26. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der neue Band, mit dem die Reihe der „Klassiker der Kunst" in das zweite Viertelhundert eintritt, bringt uns das Lebenswerk eines durchaus und im schönsten Sinne deutschen Künstlers, der noch in vollem, freudigem Schaffen unter uns wirkt, dessen geschichtliche Bedeutung aber heute schon so unbestritten, dessen Eigenart in so runder und fester Ausprägung dasteht, daß keinerlei Gefahr ist, spätere Einschätzung könne seine Aufnahme in die Zahl der Klassiker bemängeln oder gar verwehren. Als Koloriſt, als Lichtmaler wird Trübner zumeist gerühmt; wie aber diese beiden Bezeichnungen, die an sich durchaus nicht identisch sind, gleichmäßig auf ihn passen, das deutet auf die besondere, schöne und glückliche Harmonie seines Wesens hin, die noch dadurch abgerundet wird, daß der Meister der Farbe, der Virtuose in der Darstellung des vollen ungebrochenen Lichts zugleich auch die plastische Form der Dinge liebt und beherrscht wie wenig andere Koloristen oder gar „Pleinairisten". Bildnis und Landschaft, Genrebild und Stilleben, Historie und Tierbild, jede einzelne dieser Gattungen der Malerei scheint seine besondere Domäne; jede bebaut er mit dem gleichen Erfolg, weil er alles mit der gleichen Liebe zur Erscheinungswelt betrachtet und weil er immer „gute Malerei" im löblichen alten Sinne gibt. Bei der Würdigung des vorliegenden Bandes darf aber auch nicht vergessen werden der urkundliche Wert einer solchen noch unter den Augen des Künstlers entstandenen Zusammenfassung seines Lebenswerkes, die für spätere Zeiten eine zuverlässige Grundlage für seine Kenntnis und damit in gewissem Sinne auch für sein Fortleben schafft. Dieser geschichtliche Wert wird hier erhöht durch die vortreffliche, überall auf die Quellen zurückgehende biographisch-kunstgeschichtliche Einleitung, die J. A. Beringer dem Bande mitgegeben hat.

Die alten Kämpen. Kriegs- und Zeitgedichte. Von Max Kretzer. Berlin SW 11, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 60 Pf.

Der bekannte Romandichter hat hier seine zum Teil schon in Zeitungen veröffentlichten Kriegsgedichte mit zahlreichen andern, bisher ungedruckten, in einem hübsch ausgestatteten Bändchen vereinigt. Er bietet uns darin manche gedankenreiche Dichtungen voll Begeisterung für deutsches Wesen, deutsche Macht und deutschen Sieg. Wir erwähnen daraus die Ballade „Die alten Kämpen", die der Sammlung den Titel gegeben hat, „Nächtliche Heerfahrt", die an Zedlitz' „Nächtliche Heerschau" erinnert, das Soldatenlied „Die Freunde und das Mädchen" und die bekannte Hindenburgiade „Der verlorene Posten". Mit großer Schärfe geißelt Kretzer „Die Unabkömmlichen", „Kriegswucher" und „Lebenswucher". Für Satiren hat er überhaupt besondere Begabung. E. M.

Belgien in deutscher Kriegsgefangenschaft. Von Henning v. Melsted. Einzig berechtigte Uebertragung von Heinrich Goebel. Mit Vorwort von Liesbet Dill. Berlin, Morawe & Scheffelt. 138 S. M. 2.—.

Unter den Stimmen des neutralen Auslands verdient auch diese durchaus Gehör. Der Verfasser, ein anschaulich und eindrucksvoll schreibender schwedischer Politiker, hat Belgien bereist; alle Wege wurden ihm geöffnet und zeigten ihm nicht nur Not und Trauer, sondern führten ihn auch zu der vollen Erkenntnis von der Schuld Belgiens und von der Gerechtigkeit und dem vielfachen Segen der deutschen Verwaltung. Br.

Deutsche Kriegspolitik und England. Von Gustav Eichhorn. Zürich, in Kommission von Gebr. Leemann.

Ein warmer deutscher Patriot, der die Engländer sehr genau kennt und über ihre Geistesverfassung ein Urteil hat, mahnt in diesem Buch, dem leider trotz des Umfangs von 284 Seiten weder Inhaltsübersicht noch Register beigegeben sind, daß wir uns von keinem andern Gedanken leiten lassen, als gegen unsern schlimmsten Feind jedes uns zu Gebot stehende Mittel anzuwenden. Das Buch ist anscheinend durch die Verkündigung des uneingeschränkten Tauchbootkriegs überholt; aber es behält trotzdem seinen Wert, weil es sehr viel Material aus Reden und Zeitungen gesammelt hat, das man in ähnlicher Weise sonst nirgends beisammen findet. E.

Das Dorf entlang. Ein Buch vom deutschen Bauerntum. Von Josef Weigert. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

Eine allseitige Würdigung des Bauernlebens, nicht in trockener und lehrhafter Weise vorgetragen, sondern an lebendigen Beispielen aus der Geschichte, dem heutigen Dorfleben und der Volkskunde dargestellt — so kann man wohl am kürzesten und treffendsten den Inhalt dieses mannigfach anregenden Werkes bezeichnen. Es sind aber nicht nur kulturhistorische Zwecke, die es verfolgt, und auch seine volkswirtschaftliche Aufgabe — hierhin gehören vor allem die lesenswerten Darlegungen über „Landflucht" — tritt zurück hinter dem Bestreben, dem Städter wie

Digitized by Google

Wichtigkeit, daß jemand beauftragt wird, mit dem König zu unterhandeln. Ich bin mit seinem hiesigen Agenten (Montessuy) bekannt und bereite eben eine Antwort auf eine Reihe von Fragen und Vorschlägen vor, die er mir vorgelegt hat und die sich auf den amerikanischen Handel beziehen. Frankreich und Spanien sind unsre natürlichen Verbündeten; die italienischen Staaten brauchen unser Getreide und einige andre Artikel; Preußen, stets bedacht, seine eigenen Interessen zu fördern, muß nur Aufklärung über einige Tatsachen erhalten, die den täglich wachsenden amerikanischen Handel betreffen, um uns gleichfalls zu begünstigen."[1])

Montessuy veranlaßte im Herbst 1776 eigenmächtig die Entsendung des schon genannten William Carmichael nach Berlin; Schulenburg empfing ihn wohlwollend, aber zurückhaltend, wenngleich der eifrige und bescheidene junge Amerikaner einen günstigen Eindruck auf ihn machte. Carmichael scheint keine politischen, sondern lediglich kommerzielle Zwecke in Berlin verfolgt zu haben; seine Verhandlungen mit Schulenburg scheiterten übrigens. Friedrich II., der dem ostfriesischen Handel einen Anteil am Weltverkehr sichern wollte und 1751 Emden zum Freihafen erhoben hatte, dachte an die Möglichkeit, die Ausfuhr verschiedener Landeserzeugnisse (Eisenwaren, schlesische Leinwand) nach Amerika und die Einfuhr billigen virginischen Tabaks nach Preußen über Emden zu einem vorteilhaften Geschäft zu gestalten. Er übersah freilich nicht die Schwierigkeiten, die sich einem direkten Handel mit den kriegführenden Amerikanern entgegenstellten. („Es ist dabei ein bißchen viel zu hasardieren," schrieb er am 9. August 1776 an Schulenburg, „denn wenn die Schiffe genommen werden, so ist das ein großer Schaden.") In einem Schreiben an Schulenburg vom 2. Dezember 1776 stellt der König anheim: „Wenn seine (Carmichaels) Landsleute auf ihre eigene Gefahr den virginischen Tabak in einem bretagnischen Hafen landen wollen, so bin ich damit einverstanden." Da aber die Erlaubnis zur Weiterbeförderung des Tabaks von der Bretagne nach Preußen nicht zu erlangen war, zerschlugen sich die Verhandlungen Carmichaels in Berlin.

Kaum hatte dieser Preußen verlassen, als der englische Gesandtschaftssekretär in Berlin einen eingehenden Bericht über den Berliner Aufenthalt des „Rebellenemissärs" Carmichael an die britische Regierung erstattete. Er sprach darin unter anderm die Vermutung aus, der Amerikaner haben um die Entsendung einiger preußischer Offiziere nach Amerika ersucht, die die Armee George Washingtons ausbilden sollten. Das Mißtrauen der englischen Regierung und der englischen Gesandtschaft in Berlin verschärfte sich sehr erheblich, als man erfuhr, daß Herr Carmichael einen mit beträchtlich erweiterten Vollmachten ausgestatteten Nachfolger in der Person des Herrn Arthur Lee erhalten habe. Denn sofort nach Carmichaels Ankunft in Paris nahmen die dortigen amerikanischen Kommissionäre Benjamin Franklin, Silas Deane und Arthur Lee ihre Bemühungen, mit Preußen zunächst wenigstens einen Handelsvertrag abzuschließen, wieder auf. Ihre — allerdings auch politisch gefärbten — Absichten brachten sie in dem eingangs mitgeteilten Schreiben vom 19. April 1777 zum Ausdruck. Nach einigem Schriftwechsel erklärte sich König Friedrich damit einverstanden, daß Arthur Lee nach Berlin komme, „s'il vient incognito, bon, mais pas en déployant son caractère". Am 4. Juni 1777 traf Lee in Berlin ein und stieg im Hotel Corsica, Brüderstraße 2, ab. In seiner Begleitung befand sich sein Sekretär Sayre, ein ehemaliger Londoner Sheriff.

In demselben Hotel hatte sich auch der kurz zuvor ernannte englische Gesandte Hugh Elliot einquartiert. Er hatte schon vier Wochen vor der Ankunft des Amerikaners vom britischen Minister des Auswärtigen, Grafen Suffolk, genaue Mitteilungen über die bevorstehende Abreise Lees aus Paris und dessen Berliner Pläne erhalten. Suffolk instruierte den Gesandten „to give every proper attention to their (Lees und seines Be-

[1]) Diplomatic Correspondence of the United States of America from 1776—1783, 12 vols, Washington 1833, I, 45. — Friedrich Kapp, Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika. Leipzig 1871.

Digitized by Google

gleiters) conduct, and the impression which it may make." Den Sekretär Sayre beschrieb Suffolk als einen „Mann von zerrütteten Vermögensverhältnissen, der aber mehr Neigung als das Talent hat, Schlechtes zu tun". Tatsächlich war Sayre ein Abenteurer, eine der zweifelhaften Existenzen, mit denen der mäßig kluge, aber maßlos eitle und selbstsichere Lee sich häufig umgab.[1] In Berlin trat Sayre unter dem Namen Stephens (sein Vorname war Stephen) und als Bankier auf. Dies, sowie der weitere Umstand, daß einer der Vertrauten des Königs, Major von Zegelin — früher Gesandter in Konstantinopel — zu Lee ins Hotel Corsika, sogar auf denselben Flur, gezogen war und dort geheime Unterhandlungen mit ihm pflog, erhöhte die Wachsamkeit des vierundzwanzigjährigen englischen Gesandten. Hertzberg und Finckenstein hatten ihm versichert, daß die Feinde Englands in Berlin weder Schutz noch ein Asyl finden würden, und Schulenburg ihm erklärt, dem König sei von den Beziehungen Lees zu den amerikanischen Rebellen nichts bekannt. Aber Elliot war entschlossen, „authentische Information aus erster Hand zu erhalten".[2] In seinem plumpen Uebereifer griff er, um dieses Ziel zu erreichen, nicht nur zu einem verbrecherischen Mittel, sondern benahm sich dabei, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, auch noch überaus töricht. Er faßte den Plan, dem amerikanischen Emissär wichtige Staatspapiere zu stehlen und über deren Inhalt nach London zu berichten. Es liegen über diesen Vorgang verschiedene Lesarten vor. Friedrich Kapp erzählt:

Am 26. Juni 1777 saß Arthur Lee in seinem Gasthofe, dem Hotel Corsica, zu Tisch, als der englische Gesandte Hugh Elliot durch einen Diener das Zimmer Lees durch einen Nachschlüssel öffnen, das darin befindliche Pult erbrechen und ein Portefeuille, in dem sich wichtige Geheimakten befanden, aus dem Pulte stehlen ließ. Lee stand zufällig früher als gewöhnlich von der Tafel auf und begegnete auf dem Wege zu seinem Zimmer dem englischen Gesandten auf der Treppe. Als Elliot hörte, daß Lee den Diebstahl entdeckt habe und zur Polizei geeilt sei, um Anzeige zu erstatten, wurde er von Furcht ergriffen und ließ das Portefeuille eine halbe Stunde später vor Lees Tür legen. „Bei dem polizeilichen Verhör," schrieb Lee später an Benjamin Franklin und Silas Deane, „stellte sich heraus, daß der Diener des englischen Gesandten wiederholt 2000 Dukaten für meine Papiere geboten hatte. Der gleichfalls befragte englische Gesandte erklärte, er wolle sofort seinen Diener schicken, damit dieser sich selbst verantworten könne; allein der letztere erschien nicht. Ob die also genommenen Papiere gelesen wurden, konnte ich nicht ermitteln; ich glaube kaum, denn ich würde sie gewiß nicht wieder erlangt haben, wenn man ihren Inhalt gekannt hätte. Mein Journal befand sich auch darunter; es enthält alle unsre Verhandlungen mit Spanien und Frankreich." — Am 28. Juni erstattete der Minister Hertzberg dem König Bericht über den Vorfall. Friedrich schrieb unter den Bericht die Worte: „Das nennt man einen öffentlichen Diebstahl. Man würde gut tun, diesem Menschen den Hof zu verbieten, aber ich will die Dinge nicht aufs äußerste treiben." Aehnlich äußerte sich der König in einem Briefe an seinen Bruder, den Prinzen Heinrich. Einer am 1. Juli an seinen Londoner Gesandten Grafen Maltzahn erlassenen

[1] Von der maßlosen Selbstüberschätzung und Taktlosigkeit des damals sechsunddreißigjährigen Rechtsanwalts Lee, der in politischen Dingen gänzlich unerfahren war, legt die Tatsache Zeugnis ab, daß er dem König am 29. Juni 1777 eine Denkschrift überreichte, in der er Friedrich dem Großen klarmachen wollte, was die Interessen Preußens und des Königs erheischen, und worin er dem König förmliche Lektionen im Staats- und Völkerrecht erteilte. — Der Fall Lee ist typisch!

[2] Mit dieser Wendung beschönigt John Bassett Moore, Professor des Völkerrechts und der Diplomatie an der Neuyorker Columbia-Universität und politischer Beirat des Washingtoner Staatsdepartements, den auf Veranlassung Elliots verübten Einbruchsdiebstahl. („American Diplomacy", Neuyork und London 1905.)

Digitized by Google

Instruktion über den Fall Elliot fügte der König privatim den Satz hinzu: „Wahrlich, die Engländer sollten vor Schande erröten, daß sie solche Gesandte an fremde Höfe schicken!"

Carlyle schildert in seiner Friedrich-Biographie den Vorgang noch draftischer. Danach ist der Diebstahl auf direkten Befehl der englischen Regierung ausgeführt worden, und zwar nicht von dem Diener Elliots, sondern von „dem berühmtesten Einbrecher der Stadt", den Elliot oder sein Diener zu diesem Zweck gedungen hatte. Lees Kassette mit den Papieren wurde dem englischen Gesandten gebracht und von einer Schar von Kopisten, die Tag und Nacht arbeiteten, abgeschrieben. Nach dreißig Stunden wurde die Kassette wieder auf die Freitreppe vor der Wohnung Lees niedergelegt.

Bancroft erzählt in seiner „Geschichte der Vereinigten Staaten" den Vorfall kürzer, aber im wesentlichen ähnlich wie Kapp.

Aus amerikanischen Quellen (hauptsächlich aus der „Compilation of Reports of the Committees on Foreign Relations, United States Senate", ferner Theodore Lyman, The Diplomacy of the United States, Boston 1828, und dem zitierten Werk von J. B. Moore) ergibt sich summarisch folgende Darstellung:

Durch seinen deutschen Diener versicherte sich Elliot der Beihilfe mehrerer anderer Hotelbediensteter und der Frau des Eigentümers. Dadurch brachte der Gesandte in Erfahrung, daß Lee seine Papiere, darunter ein genau geführtes Tagebuch, in einem Portefeuille barg, das gewöhnlich in einer Kommode verwahrt wurde. Er ließ sich daher Nachschlüssel zum Zimmer Lees und zur Kommode anfertigen; und als er erfuhr, daß Lee und Sayre am 26. Juni aufs Land gehen würden, wo sie gewöhnlich bis elf Uhr abends blieben, beauftragte er seinen deutschen Diener, dem Amerikaner die Papiere zu stehlen. Der Diener stieg, um nicht auf der belebten Treppe gesehen zu werden, in einem geeigneten Augenblick durch das Fenster in das Zimmer Lees und kehrte um vier Uhr mit dem Portefeuille zu Elliot zurück. Dieser hatte inzwischen vier in das Geheimnis eingeweihte Personen, die sich zu strengstem Stillschweigen verpflichteten,[1]) zur Stelle geschafft, und während diese emsig die gestohlenen Schriftstücke kopierten, ging der Gesandte geflissentlich in der Stadt umher und machte Besuche. Um acht Uhr kam Elliot in den Gasthof, um einen Landsmann, den Lord Roßborough, zu besuchen, und sah, daß Lee und Sayre unerwarteterweise bereits zurückgekehrt waren. Die entwendeten Papiere waren noch nicht abgeschrieben, geschweige denn in die Kommode zurückgebracht; Elliot mußte zu einer List Zuflucht nehmen, um die schwierige Situation zu retten. Er und Roßborough verwickelten, ohne sich auch nur vorzustellen, Lee und Sayre in ein Gespräch, das sich über zwei Stunden erstreckte. Nach zehn Uhr verabschiedete Elliot sich mit dem Bemerken, daß er noch zu arbeiten habe. Kurz darauf vernahm er einen heftigen Lärm und Rufe: „Meine Papiere sind gestohlen." Elliot fuhr nach Hause (nach der amerikanischen Darstellung hat der Gesandte nicht im Hotel Corsica gewohnt), fand dort die meisten Papiere kopiert, verkleidete sich und brachte die Dokumente der Eigentümerin des Gasthofes, der er einschärfte, sie solle vorgeben, ein Unbekannter hätte ihr durch das Schlüsselloch zugerufen, daß wichtige Papiere vor der Hoteltüre lägen, und sei dann fortgerannt. Lee wandte sich an die Polizei, und die behördliche Untersuchung führte bald auf die Spur des deutschen Dieners. Elliot schickte ihn außer Landes und gab der preußischen wie der englischen Regierung einen offiziellen Bericht über den Zwischenfall.

Das ist die amerikanische Lesart des Vorganges. Sie weicht, wie man sieht, erheblich von der deutschen Kapps und der englischen Thomas Carlyles ab. Die Darstellung des Königs in dem schon erwähnten Briefe an seinen Bruder Heinrich

---

[1]) „. . . . who were all enjoined to the most sacred secrecy", heißt die bezeichnende Stelle in dem Bericht Elliots an Suffolk.

Digitized by Google

(29. Juni), als ob Elliot den Diebstahl persönlich ausgeführt habe, beruht wohl auf einem Mißverständnisse.

Politische Folgen hat der Zwischenfall nicht gehabt, weil König Friedrich wünschte, daß er keine haben sollte. Er schreibt in demselben Briefe: „Ganz Berlin spricht von dem Vorfall. Ich tue, als ob ich nichts davon wüßte. Wenn man streng handeln wollte, so müßte man diesem Menschen den Hof verbieten, da er einen öffentlichen Diebstahl begangen hat; um jedoch keinen Lärm zu machen, unterdrücke ich die Sache.“ [1])

Recht bezeichnend ist im übrigen die Tatsache, daß Suffolk in einem Schreiben vom 7. Oktober 1777 den Gesandten belobte, und daß Elliot auf Weisung des Königs Georg unter dem Titel des „Kostenersatzes“ 1000 Pfund Belohnung erhielt.

Die außerrussischen Verschwägerungen des Hauses Romanow und ihre geschichtlichen Wirkungen

Von

Dr. Stephan Kekule v. Stradonitz (Berlin-Lichterfelde)

Das „alte“ Haus Romanow stammt aus der Gegend von Twer. Sein angeblich preußisch-litauischer Ursprung ist sicher eine Fabel. 1730 ist es in der Person des Zaren Peter II. Alexejewitsch im Mannesstamme schon wieder erloschen. Nachdem es 1613 durch die Wahl des Michail Fedorowitsch Romanow, des Sohnes des Patriarchen Fedor Nikititsch Romanow, genannt „Philaret“, zum Zaren, Großfürsten und Selbstherrscher aller Reußen in den Besitz der Krone Monomachs gelangt war, lagen für es zunächst keinerlei Gründe vor, bei der Gattinnenwahl die Blicke über die Grenzen des Reichs hinauszuwenden. Michail selbst war ein Sohn der „Nonne Marfa“, die 1631 starb, einer geborenen Xenia Iwanowna Schestov. Vermählt war er zweimal. Zunächst in einer ganz kurzen ersten Ehe mit der Fürstin Maria Wladimirowna Dolgoruki, dann, in zweiter Ehe, mit der Mutter seiner Kinder, mit Jewdokia Lukianowna Streschnew. Der Sohn und Nachfolger (von 1645 ab), Zar Alexei Michailowitsch, war ebenfalls zweimal vermählt, zuerst mit Maria Iljinitschna Miloßlawski, dann mit Natalie Kirillowna Narischkin. Aus beiden Ehen waren Kinder vorhanden. Aus der ersten Ehe stammten Fedor III. Alexejewitsch und Iwan V. Alexejewitsch, aus der zweiten Ehe Peter der Große. Fedor III. war wieder zweimal vermählt, zuerst mit der Polin Agafja Sjemenowna Gruschezka, dann mit Marfa Matwejewna Apraxin. Iwan V., der mit seinem Halbbruder Peter (dem Großen) von 1682 bis zum 7. September 1689 „Doppelzar“ war, hatte

---

[1]) Œuvres, tome 26. — Kapp, a. a. O. — Der Vollständigkeit halber sei noch auf einen Artikel: „Un mystère diplomatique“ in der „Revue d'histoire diplomatique“ (1888) hingewiesen, in dem ein Engländer die Tat Elliots geradezu lobpreist.

Digitized by Google

Praskowija Fedorowna Saltykow zur Gemahlin, eine Dame aus dem gleichen Geschlecht, aus dem nachher der Kammerherr Sergej Wasiljewitsch Saltykow, als Geliebter der späteren Kaiserin Katharina II., der Anhalt-Zerbsterin, der Erzeuger des Kaisers Paul I. Petrowitsch und somit der eigentliche „Stammvater" des ganzen späteren sog. „Herrscherhauses Romanow-Holstein-Gottorp" geworden ist. Auch Peter der Große war zweimal vermählt, zuerst mit Jewdokia Fedorowna Lopuchin, die er 1698 verstieß, dann mit dem berühmten „Mädchen von Marienburg" dunkler Herkunft: Martha Rabe, der nachmaligen Kaiserin „Katharina Alexejewna", die ihm, wie man weiß, auf dem Thron auch gefolgt ist. Katharina I. wird meist immer noch als „Martha Skawronski" bezeichnet, während der Name „Skawronski" sich anscheinend lediglich als eine Verrussung des ursprünglichen Namens „Rabe" darstellt.

Abgesehen von den beiden angeführten eingeheirateten Fremdlingen, der Gruschezka und dem „Mädchen von Marienburg", scheint es sich bei allen jenen Zarinnen um lauter „Töchter des Landes" zu handeln. Peter der Große hatte bekanntlich stark das Bestreben, Wesen, Bildung und Art von Westeuropa in seinen Reichen Eingang zu verschaffen. Auch den Moskauer Hof ließ er allmählich das Gepräge eines westeuropäischen Hofes annehmen. So kann es auch nicht weiter auffallen, daß sich als Gemahlin seines Sohnes erster Ehe, des Zarewitsch Alexei Petrowitsch (gest. 1718 im Kerker), die erste Prinzessin aus deutschem regierendem Haus im Hause Romanow findet: Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Schwägerin Kaiser Karls VI. und des Herzogs Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel. Jene Ehe kam 1711 zustande, war aber nur von kurzer Dauer. Immerhin war mit dem Jahre 1711 die Zeit der Einflußlosigkeit der Familienverhältnisse der Gemahlinnen von Mitgliedern des russischen Kaiserhauses auf die auswärtigen Beziehungen des russischen Reiches endgültig vorbei, und es setzt nun die Zeitspanne der „deutschen Prinzessinnen in Rußland" ein, die sich bis an die Schwelle der allerneuesten Zeit erstreckt und deren Aufhören jetzt, wie man wohl sagen darf, in dessen letzten Auswirkungen das Ende der Herrschaft des Hauses in Rußland herbeigeführt hat.

Schon 1710 hatte übrigens Peters des Großen Stiefnichte Anna Iwanowna, als Anna I. Kaiserin von 1730 bis 1740, dem Herzog Friedriche Wilhelm von Kurland und Semgallen aus dem deutschen Adelshause der Kettler die Hand für das Leben gereicht, der aber schon nach wenigen Monaten des Todes verblichen ist.

Pläne Peters des Großen, mit großen europäischen Herrscherhäusern Familienverbindungen einzugehen, schlugen fehl. Sowohl Ludwig XV. wie die Herzöge von Orleans und von Bourbon schlugen die Hand von Peters und Katharinens bildschöner Tochter Elisabeth Petrowna, die nachher von 1742 bis 1762 Zarin und das letzte weibliche Mitglied des Hauses (Alt-) Romanow überhaupt war, aus.

Bald nach 1711, nämlich 1716, heiratete Peters des Großen ältere Stiefnichte Katharina Iwanowna, gest. 1733, den Herzog Karl Leopold

Digitized by Google

von Mecklenburg-Schwerin, gest 1747. Mit dieser zweiten „deutschen" Ehe war endgültig der Weg eingeschlagen, der fast zwei Jahrhunderte lang den Eheschließungen des Hauses Romanow vorgezeichnet geblieben ist, nämlich derjenige, sich mit Mitgliedern der regierenden protestantischen Häuser Deutschlands zu vermählen, ein Weg, der, wie man weiß, nicht nur die große Katharina II. auf den Thron des Zarenreiches gebracht, das sog. Haus „Romanow-Holstein-Gottorp", also einen Zweig des Hauses „Holstein-Gottorp", zu dem in Rußland bis in die jüngsten Tage regierenden Herrscherhause gemacht, sondern auch die geschichtlich höchst bedeutsame, lange währende Freundschaft der Herrscherhäuser von Rußland und von Preußen gezeitigt hat, mit deren Ende man den heute vollzogenen Zusammenbruch der Zarenherrlichkeit in Rußland als beginnend betrachten kann. Und jene Eheschließungsübung konnte einmal auch das unschöne Wort eines russischen Kaisers rechtfertigen, die mittleren und kleinen regierenden Häuser Deutschlands müßten als solche erhalten bleiben, um den russischen Großfürsten als „Gestüt" zu dienen.

Die Katharina Iwanowna vom Herzoge Karl Leopold von Mecklenburg geborene Tochter Anna Leopoldowna, also eine Obotritin, ist sogar vom 20. November 1740 bis zum 6. Dezember 1741 Großfürstin und Regierungsverweserin von Rußland gewesen und hätte durch ihre 1739 erfolgte Vermählung mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel und in ihrem Sohne von diesem, Iwan Antonowitsch (als Iwan VI. Zar von Ende Oktober 1740 bis 6. Dezember 1741), beinahe einen Stamm des Hauses Este-Welf zum dauernden Herrscherhause von Rußland gemacht. (Iwan VI. ist am 16. Juli 1764 in Schlüsselburg ermordet worden.)

Der Braunschweiger Anton Ulrich war übrigens der oben bereits erwähnten Prinzessin Charlotte Christine Sophie, der unglücklichen Gemahlin des Zarewitsch Alexei Petrowitsch, leiblicher Neffe. Seine Mutter Antoinette Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel war deren Schwester. Anton Ulrich war ferner ein jüngerer Bruder des regierenden Herzogs Karl I. von Braunschweig-Wolfenbüttel, der seinerseits eine Tochter des Königs Friedrich Wilhelm I., eine Schwester also Friedrichs des Großen, zur Gemahlin hatte. Und hier ist die Stelle, an der auch die zweimal dreifache Geschwisterverschwägerung des Hauses Brandenburg-Preußen mit dem Hause Braunschweig-Wolfenbüttel für die Entwicklung der russischen Verhältnisse wirksam wird, was diesmal jedoch nur familiengeschichtlich angedeutet, nicht geschichtlich begründet werden kann. Es erweisen sich nämlich die Geschwister: Karl I., Elisabeth Christine und Luise Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel als mit den Geschwistern: Philippine Charlotte, Friedrich II. (dem Großen) und August Wilhelm aus dem Hause Brandenburg-Preußen vermählt. Und der gleich unten bei Holstein-Gottorp zu nennende Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel gliedert sich an die genannten Braunschweiger vier Geschwister (Karl I., Anton Ulrich, Elisabeth Christine und Luise Amalie) als deren Großoheim an.

Digitized by Google

August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel, gest. 1731. 2. Gemahlin: Sophie Amalie von Holstein-Gottorp.

Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel, gest. 1735.

Elisabeth Christine, gest. 1750. Gemahl: Kaiser Karl VI.

Charlotte Christine Sophie, gest. 1715. Gemahl: Alexei Petrowitsch.

Antoinette Amalie, gest. 1762.

Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel, gest. 1735.

Karl I. von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel, gest. 1780. Gemahlin: Philippine Charlotte von Preußen.

Anton Ulrich, gest. 1775. Gemahlin: Anna Leopoldowna.

Elisabeth Christine, gest. 1797. Gemahl: Friedrich der Große.

Luise Amalie, gest. 1780. Gemahl: August Wilhelm, Prinz von Preußen, gest. 1758.

Iwan Antonowitsch.

1725 heiratete Anna Petrowna, die älteste überlebende Tochter Peters des Großen von Katharina I., bald nach ihres Vaters Tode den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp. Beider Sohn war der Kaiser Peter III. Fedorowitsch, der nachmalige Gemahl der Kaiserin Katharina II.

Sophie Amalie von Holstein-Gottorp, gest. 1710. Gemahl: August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel, angeheirateter Oheim sowie Vormund der Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst, väterlicher Oheim der Gemahlin des Zarewitsch Alexei Petrowitsch.

Friedrich IV. von Holstein-Gottorp, gest. 1702.

Christian August von Holstein-Gottorp, gest. 1726.

Karl Friedrich, gest. 1728. Gemahlin: Anna Petrowna.

Karl August, Fürstbischof von Lübeck 1726, gest. 1727. Braut: Elisabeth Petrowna, Kaiserin 1742—1762, Letzte des Hauses Romanow.

Johanna Elisabeth. Gemahl: Christian August von Anhalt-Zerbst.

Peter III. Fedorowitsch, Kaiser 1762, 5. Januar bis 9. Juli, erdrosselt 17. Juli.

Katharina II.

Paul I. Petrowitsch. (Nachkommenschaft: „Haus Romanow-Holstein-Gottorp".)

Aber noch weit wichtiger als diese Eheverbindungen alle, wurde für das zukünftige Schicksal des Kaiserhauses von Rußland und damit für Rußland selbst ein Eheverlöbnis, das wegen des frühen Todes des Bräutigams nicht zu einem Eheabschluß führen sollte, dasjenige der späteren Kaiserin Elisabeth

Digitized by Google

Petrowna mit dem Prinzen Karl August von Holstein-Gottorp, wurden die Verschwägerungen mit dem Hause Holstein-Gottorp überhaupt. Elisabeth Petrowna behielt seitdem in Erinnerung an ihren Bräutigam eine schwärmerische Vorliebe für das Haus Holstein-Gottorp. Ihr Nachfolger: Peter III. Fedorowitsch war von ihrer älteren Schwester Anna Petrowna nicht nur ihr leiblicher Neffe, sondern durch seinen Vater Karl Friedrich von Holstein-Gottorp auch der Sohn eines Vetters ihres verlorenen Bräutigams, und die spätere Kaiserin Katharina II. war durch ihre Mutter Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp des Letzteren leibliche Nichte, ein Umstand, der die Wahl der letzten Romanow gerade auf diese Prinzessin als die Gemahlin des Zarewitsch und zukünftigen Kaisers Peter III. entscheidend gelenkt hat.

Dieses ganze verwickelte Verschwägerungsnetzwerk bloßzulegen war notwendig, weil es sonst völlig unverständlich bleibt und ein Walten des blinden Zufalls zu sein scheint, wieso die „kleine" Prinzessin Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst zur Gemahlin eines russischen Großfürsten-Thronfolgers ausersehen werden konnte, durch welchen Umstand in ihr dann die große Kaiserin Katharina II., eine der größten Herrscherinnen der Geschichte überhaupt, selbst auf den Thron gelangt ist.

Mit der Kaiserin Katharina II. einzigem Sohne Paul I. Petrowitsch und seiner Nachkommenschaft war nun endgültig eine Nebenlinie eines deutschen altfürstlichen Hauses auf den Thron des Riesenreiches gelangt, die sich Geschlechtsfolgen hindurch ganz naturgemäß zunächst ausschließlich mit den regierenden Häusern Deutschlands verschwägert hat. Paul I. selbst war zweimal vermählt. Zuerst mit Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, dann mit Sophie Dorothea von Württemberg, in Rußland „Maria Fedorowna" genannt, der Mutter der beiden Kaiser Alexander I. Pawlowitsch und Nikolaus I. Pawlowitsch. Alexander I. hatte Luise Maria Auguste von Baden („Elisabeth Alexejewna") zur Gemahlin. Seine vielen Geschwister waren mit den Häusern Sachsen-Coburg-Saalfeld, Oesterreich-Ungarn, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Oldenburg, Württemberg, Oranien-Nassau (Niederlande) und Brandenburg-Preußen verschwägert. Ihren Höhepunkt fand diese Entwicklung in der letztangeführten, 1817 geschlossenen Ehe des Großfürsten Nikolaus Pawlowitsch, des nachmaligen Kaisers Nikolaus I., Bruders des Kaisers Alexander I., mit Charlotte von Preußen, der Schwester Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I., der späteren Kaiserin „Alexandra Fedorowna", die durch die „Gedanken und Erinnerungen" des Altreichskanzlers als dessen große Gönnerin bekannt ist. Mit dieser Ehe war das engste Treueverhältnis zwischen den Herrscherhäusern von Preußen und Rußland endgültig besiegelt, das so lange gewährt hat, als sich nicht — die Einflüsse anderer Familienverbindungen geltend machten. Die Geschwisterreihen der Kinder und der fünf Nichten des Kaisers Nikolaus I. führten wiederum zu entsprechenden Eheschließungen. Alexander II. Nikolajewitsch hatte Marie von Hessen-Darmstadt („Maria Alexandrowna") zur Gemahlin. Abgesehen von

Digitized by Google

dem Liebesbunde der ältesten Schwester des Kaisers Alexander II., der Großfürstin Maria Nikolajewna, mit dem Herzoge Maximilian von Leuchtenberg aus dem Hause Beauharnais, einer Ehe, die staatlich-geschichtlich ziemlich bedeutungslos blieb, haben sich die Geschwister des Kaisers mit den Häusern Württemberg, Hessen-Cassel, Sachsen-Altenburg, Oldenburg, Baden, die Nichten mit den Häusern Nassau (Luxemburg) und Mecklenburg-Strelitz verschwägert.

Die weiteren Ehen des Hauses vollständig zu bringen, ist für den Zweck der vorstehenden Betrachtung nicht notwendig, würde auch eine Ueberschreitung des zur Verfügung stehenden Raumes bedingen. Den Keim des Umschwunges barg die 1866 geschlossene Ehe des späteren Kaisers Alexander III. Alexandrowitsch, des Sohnes und Nachfolgers des Kaisers Alexander II., mit der Prinzessin Dagmar von Dänemark („Maria Fedorowna"), der Tochter des Königs Christian IX. und der Prinzessin Luise von Hessen-Cassel, des „Schwiegervaters" und der „Schwiegermutter von Europa". Die Kaiserin Dagmar ist, wie man weiß, u. a. eine Schwester der jetzigen Königinmutter Alexandra von Großbritannien und Irland, der Witwe König Eduards VII., und des 1913 ermordeten Königs Georg I. der Hellenen (von Griechenland), der seinerseits mit der Großfürstin Olga Konstantinowna von Rußland vermählt war.

König Christian IX. und namentlich seine Gemahlin waren Preußen-Deutschland und besonders Preußen innerlich äußerst abhold, und die innere und äußerliche Auswirkung dieser Gesinnung ist ja bekannt genug. Zu dem Einflusse der Kaiserin Dagmar auf ihren Gemahl und dessen Familie trat nun allmählich in dem Riesenstaate „aller Reußen" ein Aufkommen einer volkstümlich-russischen, völkisch-allslawischen Strömung. Das Kaiserhaus änderte in unzweifelhaftem Zusammenhange hiermit 1886 sein Hausrecht und spätestens zu dem gleichen Zeitpunkt auch seine Eheschließungsübung. Auf ersteres braucht hier nicht genauer eingegangen zu werden. Die neue Eheschließungsübung läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß die Eheschließungsregeln eines „altfürstlichen, deutschen" Hauses („Holstein-Gottorp") bewußt mehr und mehr verlassen wurden, und an die Stelle der unausgesetzten Verschwägerungen mit den regierenden protestantischen Häusern Deutschlands zunächst auch solche mit den andern regierenden Häusern Europas traten, dann „russisch-orthodoxe" mit Personen von regierendem Stamme, schließlich sogar innerrussisch-vornehme Verschwägerungen stattfanden, letztere naturgemäß mit Personen aus Untertanengeschlechtern.

Die beiden letzten dieser Gruppen, zahlenmäßig verhältnismäßig klein, gleichwohl für die innere und äußere Staatskunst Rußlands in den letzten Jahrzehnten von der größten Bedeutung, gilt es, noch kurz zusammenzustellen. Die „unebenbürtigen", vom Haus- und Staatsoberhaupte nicht genehmigten Ehen von Großfürsten mit Russinnen weniger vornehmen Standes bleiben hierbei selbstverständlich außer Betracht. Die „russisch-orthodoxe Gruppe" umfaßt, zeitlich geordnet, die 1889 geschlossene Ehe des Großfürsten Peter Nikolajewitsch mit der Prinzessin Militza von Montenegro, der ältesten Tochter des aus seinem Lande jetzt

Digitized by Google

vertriebenen Königs Nikolaus I., die von 1894 des Großfürsten Alexander Michailowitsch mit der Großfürstin Xenia Alexandrowna, die von 1907 des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, des bekannten „Generalissimus", mit der Prinzessin Anastasia (Stana) von Montenegro, einer jüngeren Schwester der vorgenannten Großfürstin Militza, die übrigens schon vorher durch ihre 1889 geschlossene, später geschiedene erste Ehe mit dem Fürsten Georg Maximilianowitsch Romanowsky, Herzog von Leuchtenberg, gewissermaßen zum russischen Kaiserhause gehört hatte. Endlich gehört hierher die Ehe von 1911 des Prinzen Johann Konstantinowitsch mit der Prinzessin Jelena von Serbien, einer Tochter des aus seinem Lande jetzt gleichfalls vertriebenen Königs Peter I. Daß die „montenegrinischen Großfürstinnen", wohl unter Mitwirkung auch der Serbin, die Hauptfadenspinnerinnen für den Weltkrieg geworden sind, dürfte unzweifelhaft sein, wobei man noch im Auge behalten muß, daß die Königin Helena von Italien eine jüngere Schwester der Großfürstinnen Militza und Stana ist.

Wenn der durch die Gegner der Mittelmächte jetzt vertriebene König Konstantin I. der Hellenen (von Griechenland) seines Thrones durch die Franzosen und Engländer erst spät entsetzt, d. h. von Rußland aus bis zur dortigen Staatsumwälzung längere Zeit hindurch geschützt worden ist, so dürfte er dieses nicht zum wenigsten dem Umstande zu verdanken gehabt haben, daß seine Mutter Olga Konstantinowna, die Witwe des am 18. März 1913 zu Saloniki ermordeten Königs Georg I., eine geborene Großfürstin von Rußland, eine „Tante" (Vatersbase) des Kaisers Nikolaus II. Alexandrowitsch ist. Daß König Georg I. ein leiblicher Bruder der Kaiserinmutter Dagmar war, hat naturgemäß auch seine Rolle gespielt. Auch weitere Verschwägerungen des Kaiserhauses von Rußland mit dem Königshause von Griechenland bestehen überdies. Daß alle diese engen Verbindungen beider Häuser mittelbar auch seinerzeit bei dem Zustandekommen des ehemaligen „Balkanbundes", dann dem Verlaufe der beiden Balkankriege, unmittelbar schließlich bei dem Abschlusse des letzteren, dem „Frieden von Bukarest", eine bedeutende Rolle gespielt haben, gehört bereits der Geschichte an.

Die Gruppe der „innerrussisch-vornehmen" Verschwägerungen des Zarenhauses beschränkt sich zurzeit auf zwei Ehen: die 1911 geschlossene der Prinzessin Tatjana Konstantinowna mit dem Fürsten Konstantin Bagration-Muchransky und die 1914 geschlossene der Prinzessin Irina Alexandrowna mit dem Fürsten Felix Jussupow, Grafen Ssumarokow-Elston. Letzterer ist im Zusammenhang mit der Ermordung des Wundermönchs Rasputin viel genannt worden. Der Schleier, der über diesen Vorgang gebreitet ist, ist noch nicht gelüftet. Der eigentliche Täter scheint der Großfürst Demetrius Pawlowitsch gewesen zu sein.

Wird schließlich noch hervorgehoben, daß die Kaiserin Alix im Sinne einer Aufrechterhaltung oder gar Pflege der russisch-deutschen Beziehungen ihre geschichtliche Aufgabe am Zarenhofe völlig unerfüllt gelassen, ja sogar sicherem Vernehmen nach sich stets in erster Linie als „Engländerin", in zweiter Linie

Digitized by Google

als „Hessin", aber niemals als „Deutsche" gefühlt hat, so ist ziemlich alles gesagt, wenn auch nur berührt oder angedeutet worden, was über die außerrussischen Verschwägerungen des Hauses Romanow und ihre geschichtlichen Wirkungen in Kürze zu sagen ist.

Mit Kerenski in Turkestan

Von

Dr. Friedrich Dukmeyer,
Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek zu Berlin

Ich lebte von 1894 bis 1900 in Turkestan als Oberlehrer am Klassischen Gymnasium zu Taschkent. Im Jahre 1899 bestand dort Alexander Kerenski, achtzehnjährig, aufs beste das Abiturientenexamen. Fünf Jahre lang war er mein Schüler gewesen. Ich berichtete bereits über ihn in der „Vossischen Zeitung". Die Moskauer Zeitung „Utro Rossii" brachte darauf (im Juli) von meinem Aufsatze einen beifälligen ausführlichen Auszug. Doch gleich in der nächsten Nummer veröffentlichte das revolutionäre Blatt einen förmlichen Widerruf und einen Angriff gegen mich, weil ich Kerenski bloß als einen gesitteten und wohlanständigen Jüngling und guten Schüler dargestellt hätte, der sich vollauf der hohen Stellung, die sein achtbarer Vater einnahm, bewußt gewesen sei und durch sie sich zu seinem Wohlverhalten verpflichtet gefühlt habe. Ich hätte so gar nichts an ihm beobachtet, was in ihm den zukünftigen Blitz der russischen Revolution vorherverkündigte. Ein Prophetentum ex post wäre für mich nun allerdings wie gegeben. Ich könnte etwa erzählen, wie einige Könige — warum nicht die benachbarten Emire von Buchara und Chiwa? — gezogen kamen, um den hochbegabten Knaben anzubeten, und wie sie ihn unter seinem Stern im Tempel oder im Gymnasium sitzen fanden mitten unter den Lehrern, und alle, die ihm zuhörten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antwort. In Wirklichkeit wäre aber der junge Kerenski, wenn er in Turkestan schon als zukünftiger Blitz der Revolution hätte aufleuchten wollen, todsicher vorzeitig abgeblitzt. Erst die mannigfachen Reibungen und Wandlungen in elektrischer Atmosphäre in St. Petersburg mögen ihm die Spannung gegeben haben zu revolutionärer Entladung.

Sein Vater, Fedor Michajlowitsch Kerenski, Wirklicher Staatsrat oder „General" nach russischer volkstümlicher Bezeichnung, war Chef der turkestanischen Landesschulverwaltung, und der Sohn Gymnasiast zu einer Zeit, da ein politisch unerbittlich strenger, zäsaropapistisch bureaukratischer Geist im Schulwesen herrschte, der sich auch vor Eingriffen ins Familienleben nicht scheute. Damit ging freilich ein politisch ungeschicktes Umschmeicheln und Umwerben der Schüler von seiten der Schulobrigkeit Hand in Hand, als sähe sie in ihnen sonst schon zukünftige Sozialrevolutionäre. Der „Hauptinspektor" Kerenski war ein Selfmademan. Er hatte das Geistliche Seminar zu Pensa besucht, doch ließ er sich nicht zum Geistlichen weihen, wie seine Kameraden, um Dorfpope zu werden, er wählte das Amt eines Kreisschullehrers. Sein Streben ging weiter. Nach zwei Jahren wurde er Student der Philologie an der Universität zu Kasan, darauf Lehrer an einem Gymnasium daselbst und aufsteigend Inspektor, dann Gymnasialdirektor, erst zu Wjatka, dann zu Simbirsk, bis er schließlich, 1889, zum verantwortungsvollen Chef der Schulverwaltung des Generalgouvernements Turkestan oder Russisch-Mittelasiens ernannt wurde. Verheiratet war er mit einer Deutschrussin aus der Moskauer Familie Adler. Deren Vater war General gewesen. Ihr Sohn Alexander war ein hübscher Junge, mehr nach der feinen und zarten Mutter ge-

Digitized by Google

artet als nach dem in seinen Bewegungen und im Auftreten etwas bäuerisch plumpen, robusten Vater. Die Familie Kerenski, neben Vater und Mutter bestehend aus zwei Töchtern und zwei jüngeren Söhnen, machte kein großes Haus, sie lebte in kleinem einfachen Freundeskreise für sich; doch bildete die russisch-europäische Gesellschaft eine Kolonie, in der sich jeder in gehobener Stellung fühlte, man begegnete einander immer wieder bei einer Zusammenkunft. Im Mittelpunkte der öffentlichen Teilnahme stand neben andern Schulen besonders das Gymnasium. Der Direktor Nikolai Petrowitsch Ostroumow, streng orthodox und monarchisch, ein Schwager des Erzbischofs Antonius von St. Petersburg, war ein ausgezeichneter Kenner des Islams, der mit den eingeborenen Mohammedanern im regen Verkehr stand, wiewohl nur ganz vereinzelt einer ihrer Söhne das Gymnasium besuchte. In seinem offenen und gastfreien Hause fand sich die ganze Stadt ein, doch mit dem Hauptinspektor Kerenski lebte er in einem sehr gespannten Verhältnis. Es waren zwei feindliche Brüder; beide aus der Geistlichkeit entsprossen — Ostroumow war zudem Zögling der Geistlichen Akademie zu Kasan — konnten sie sich ineinander nicht finden. Direktor Ostroumow genoß als Berater in mohammedanischen Angelegenheiten ununterbrochen die Gunst des obersten Landeschefs, des jeweiligen Generalgouverneurs, schon von dem Organisator Mittelasiens, General v. Kaufmann, an. Im Gymnasium fanden mehrmals im Jahre öffentliche Akte und Schaustellungen statt, an denen die Gesellschaft der ganzen Stadt teilnahm, voran der Generalgouverneur mit der Generalität und den Damen. So wurde die Zeit des Gymnasialbesuchs für die Schüler auch zu einer hohen Schule des Lebens.

Im selben Jahre wie der Hauptinspektor Kerenski (1889) war Baron Alexander Borisowitsch Wrewski als Generalgouverneur nach Taschkent gekommen. Er war ein Aristokrat, sehr reich, vornehm höflich und reserviert, nur etwas müde und abgelebt. Doch verstand er eine gute Küche noch immer sehr zu schätzen, und sein Koch galt ihm mehr als irgendein junger Adjutant. Seine Gemahlin und seine längst erwachsenen Kinder hatten ihn nicht nach Turkestan begleitet. Seinem Hause stand eine verwitwete kinderlose junge Nichte vor, und neben ihr waltete als eigentliche Repräsentantin eine englische Gouvernante in reiferen Jahren. Die Miß hatte keinen eigentlichen Einfluß auf die Geschäfte, doch dankten ihr nicht wenige eine gute Anstellung, einen höheren Titel, einen Orden. Wenn wieder einmal eine Gesandtschaft vom Emir von Buchara mit den üblichen Geschenken — kostbaren Teppichen und Stoffen — in Taschkent erschien, so überschütteten die bucharischen machtvoll beturbanten Würdenträger die Miß mit Brillanten. Die Gesandten statteten stets auch dem Gymnasium einen Besuch ab. Und das versagte sich auch nicht mit seinem Gefolge der Thronfolger von Chiwa, Asfendiar-Tjura, als Abgesandter seines Vaters, — über seinem himbeerfarbigen seidenen Gewande glitzerten Band und Stern eines russischen Ordens und der Namenszug des Kaisers in Brillanten. Das englische Fräulein wurde, wenn es im Gymnasium oder anderswo erschien, nicht bloß als Gouvernante des Generalgouverneurs, sondern einer Landesmutter gleich geachtet. Der junge Kerenski machte sich im Schulleben immer vorteilhaft, doch nicht aufdringlich, bemerkbar. In seiner Klasse war er einer der besten Schüler. In der Hauskirche des Gymnasiums sang er auf dem Chor, und dem Geistlichen ging er zur Hand als Ministrant. Bei den Schulfesten trat er als vortragender Redner oder als Rezitator auf, und in Gogols Komödie „Der Revisor" spielte unser „Generalssohn" vorzüglich die Hauptrolle, den fälschlich für einen hohen Staatsbeamten gehaltenen jungen Windbeutel. Auf den Schulbällen war er ein gewandter, unermüdlicher Tänzer.

Baron Wrewski hatte ein wissenschaftliches Interesse, er wünschte, daß seine Beamten den Spuren des Urariertums in Turkestan nachgingen und nachforschten. Und es entstand denn auch unter den Schuldirektoren und andern Gelehrten ein Rennen und Jagen auf dieser Fährte. Doch schlug dieses Wettlaufen im Jahre 1898 sofort eine andre Richtung ein, als Baron Wrewski zurücktrat und General Sergej Michajlowitsch Duchowskoj seinen Posten einnahm. Dieser Generalgouverneur entstammte selber dem geistlichen Stande, doch seine Frau war eine grande dame, eine geborene Fürstin Warwara Fedorowna Golizyn,

Digitized by Google

die späterhin in russischer und in französischer Sprache ihre Memoiren herausgab. General Duchowskoj wollte von den Urariern nichts wissen, er verlangte von seinen Beamten vor allem gründliche Kenntnis des Islams. Darin konnten ihm beide, sowohl Direktor Ostroumow wie auch sein Gegner Hauptinspektor Kerenski als Kenner der mohammedanischen Schulen trefflich dienen. Wie einfach Baron Wrewski im Auftreten gewesen war, so operettenhaft liebte es General Duchowskoj zu erscheinen. Klein von Wuchs, jagte er in seinem Dreigespann durch die Straßen, begleitet und umgeben von einer wilden berittenen Schar christlicher und mohammedanischer Kosaken. Seinen Kanzleichef, einen verdienten, bis tief in die Nacht hinein arbeitenden Geheimrat, zwang er zum Abschied, da er ihn täglich zu 5 Uhr morgens zum Vortrag zu sich beschied. Unser Gymnasium besuchte General Duchowskoj gar zu gerne; erst ging ihm ein großer Schrecken voraus, aber bald erfuhr man, daß er wohl laut bellte, aber nicht biß. Vor ihm konnte der junge Kerenski oft genug seine Befähigung wie seine Talente erweisen.

In dieser Umwelt ist der Machthaber der russischen Revolution aufgewachsen. Sein Vater wie auch dessen Gegner Direktor Ostroumow waren beide durchaus rechtschaffene Staatsbeamte. Er konnte hier auch erfahren und beobachten, daß die Russen Ordnung und europäische Kultur nach Turkestan gebracht haben, doch auch Trunksucht und Freudenhäuser mit den damit unausbleiblichen Ausschreitungen. Große Erschütterungen hat er dort als Schüler nicht miterlebt. Wohl war 1898 ein Aufstand bei Andischan, veranlaßt durch einen fanatischen Volkspropheten wegen der neuen Zuchtlosigkeit, dem zweiundzwanzig russische Soldaten zum Opfer fielen. Die Erdbeben in Turkestan — beinahe eine alltägliche Erscheinung — sind im allgemeinen harmlos. In Taschkent lebten, nicht im Reichtum, wie wohl der dorthin wegen schlechter Streiche verbannte Großfürst Nikolai Konstantinowitsch, sondern in wenig beneidenswerter Lage die Söhne des letzten Herrschers von Koland und Taschkent aus dem Hause Ming, das von Dschingis-Chan und Tamerlan abzustammen sich rühmt — ich verkehrte mit ihnen freundschaftlich —, damals erhielt ein jeder von ihnen eine russische Gnadenpension von 30 Rubeln im Monat — bei aller Wohlfeilheit der Landesprodukte dennoch ein sehr geringfügiger Betrag —, und mit vieler Mühe und Not gelang es ihnen, den russischen erblichen Adel zugebilligt zu erhalten. Wie unendlich hoch stand damals über diesen mohammedanisch-asiatischen Prinzen das Haus Romanow! Und heute?

„Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern:
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten!"

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Amalie an Eichhorn

Am 4ten Aug. 15.

Die Predigt von Schleiermacher vom vorigen Sonntag habe ich Dir aufgeschrieben, lieber Eichhorn; sehr unvollkommen freilich. Ueberhaupt kann ich nicht sagen, daß sie eine der besten von S. war, wenigstens in so langen Perioden, und so schweren Construktionen abgefaßt, in denen sich manche Wiederhohlungen u. weniger Tiefe als sonst befand; aber das Thema war mir höchst interessant,

Digitized by Google

wie oftmals hat es meine Seele schon beschäftigt, so wünsche ich auch, ich könnte den Brüdern den Abriß der Predigt zuschicken, da sie in ihren letzten Briefen vielfach dieses Gegenstandes erwähnten. Der Text ist wieder herrlich, die letzten Worte hat er unberührt gelassen, ich mögte wissen aus welchem Grunde, da das gar nicht seine Art ist, und liegt nicht Unendliches darin, nach dem was vorher gesagt war und im Pauliniſchen Geist: ausgenommen diese Bande! — — Gestern am Geburtstage des Königs hielt S. den Gottesdienst. Er war so bewegt, daß ihm mehrere Male die Thränen aus den Augen entfielen, er vor Rührung stockte, und seine Rede als Kunstwerk sehr mangelhaft war, aber wie gemüthlich, wie innig, wie wahr! und mit welcher großen Liebe zum König. Doch wird vielleicht gerade er verkannt in dieser Liebe; gewiß keiner thut es ihm darin zuvor. Die Einleitung zum Gebet war als Vortrag besser als das Gebet selbst. Einen Gedanken entwickelte er sehr schön und gleich im Anfange: „Lange schon hat das frühre Verhältniß in jenem frühren Sinn, der Fürst sei Vater, das Volk seien seine Kinder, unter uns aufgehört, d. h. in jener Beziehung, denn herangereift ist unser Volk zur Mündigkeit, die Selbständigkeit hat es sich durch vorzügliche Geisteskraft und durch Gottes Willen errungen, aber hört darum das Verhältniß auf, das es mit seinem Regenten, mit der Person desselben verbindet, sollten je erwachsene Kinder die Würde ihres Vaters, seine Liebe und ihre eigne zu ihm vermindert fühlen, ist nicht vielmehr auch sie herangereift, reiner und zuverlässiger?“ usw. In der Achtung und Liebe auch zu der Person des Königs brachte er unmerkliches zartes Lob hinein, aber keinen Weihrauch, und doch so volle innige, wahre Anerkennung des persönlichen Guten u. des glücklichen Verhältnisses. Ich war besonders sehr gestimmt zu dieser Anerkennung, da ich am Abend vorher einem sehr interessanten Gespräch bei Savignys darüber angehört hatte. Man erinnerte sich früherer Zeit, und wie innigst freute es mich, daß Savigny u. seine Frau so herzlich das Gute des Königs erkannten ...

Vor einigen Tagen ist ein Brief angelangt von Rotteck[1]) aus Freiburg voller Liebe für Dich und dem herrlichsten deutschen Sinn ...

Predigt von Schleiermacher am 10ten Sonntage nach Trinitatis (30ten Juli) 1815.

Eingang.

Oft haben wir in unsern christlichen Versammlungen von dem Streit der Christen gegen die Welt geredet. Es ist unläugbar, daß er notwendig ist, aber keinen Augenblick muß er die Seele des Frommen ganz und gar einnehmen, deren hauptsächliches Bestreben immer die eigene Heiligung sein muß. Betrachten wir diesen Kampf des Guten mit dem Bösen näher, so sehen wir, wie ganz verschieden er von beiden Partheien geführt wird; indessen den Andern alle Mittel freistehen, haben wir mit Schwierigkeiten mancher Art zu kämpfen, indem wir

[1]) Die Beziehungen Eichhorns zu Rotteck stammen offenbar aus der Zeit seiner Krankheit in Freiburg im April 1814.

Digitized by Google

nicht um jeden Preis Sieger sein wollen, sondern nur darum, daß der Geist Gottes allgemein anerkannt walte, daß alle, alle, die noch ab sind vom rechten Wege, umkehren; zu dieser Ueberwindung des bösen Feindes in unsern Brüdern kann uns allein die in jedem unverkennbare Stimme Gottes anleiten, keine andre blinde Gewalt. Als jene sehen wir auch die Vorbilder, welche uns voranleuchten in diesem heiligen Werke, die in der Sklaverei der Sünde und des Unglaubens Gefangenen durch den Glauben an den Namen Jesu Christi auf ewig frei zu machen.

Text: Apostelgeschichte 26 V. 29. „Paulus aber sprach: ich wünsche vor Gott, es fehlte an viel oder an wenig, daß nicht allein Du, sondern alle, die mich heute hören, solche würden, wie ich bin, ausgenommen diese Bande."

Es ist so ganz natürlich und der christlichen Gesinnung angemessen, daß wir den lebendigen Wunsch hegen, alle die noch fern sind von dem Wege Gottes auf denselben herüberzulocken, so wie wir bei den uns anvertrauten jungen Seelen nichts Heilbringenderes hervorrufen können als Liebe zu Jesu Christi, nichts Köstlicheres in ihnen schaffen als den Glauben an seinen heiligen Namen; hier haben wir mit geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen als bei jenen uns entfernter stehenden Gemüthern. Einmal liegen diese Schwierigkeiten in der Gemütsstimmung der uns Umgebenden, zum andern in dem Verhälmisse, in welchem wir zu ihnen uns befinden. Wir sehen es bei dem Apostel. Vor wem war er berufen sich zu rechtfertigen? Zuerst vor dem römischen Statthalter, der gewohnt war alles was in dem unterjochten Volke sich regte mit tyrannischer Gewalt zu unterdrücken, aus Furcht des Verlustes seiner eigenen unnatürlichen Gewalt, der feindselig war und fremd allem jüdischen Volk. Dann vor einer königlichen Obrigkeit, die nach dem Buchstaben des Gesetzes handelte, bewogen durch die allemal hergebrachte Stimme des Volks das eigene Urteil zu bestimmen, nicht etwa ehrend die Wahrheit dieser Stimme, sondern nur um durch sie getragen und erhalten zu werden. So war die Gemütsstimmung derer, vor denen Paulus redete. Das Verhältnis zu ihnen war das eines Verklagten, der sich verteidigen wollte, also vorausgesetzt, er war schuldig und sollte sich entschuldigen, wie konnte man nun Wahrheit erwarten, vielmehr ein Mittel der Redekunst zur eigenen Rettung. Wir sehen an dem Apostel, wie herrlich er diese Schwierigkeiten gelöst, laßt uns das auf unsren eigenen Zustand anwenden. Viel mehr als er kommen wir in ein gleiches Verhälnis; obgleich umgeben von solchen, die den Namen Christi führen, sind es wenige, die mit dem Herzen und mit der Tat Christen sind, und wir möchten sie doch alle erkennen als solche, die wir sind. Hierbei findet kein Hochmut statt: denn so wenig, wie wir wissen, daß wir alle sind wie wir sein sollten, ebensowenig können wir auch meinen, daß jene unsre eigene Vollkommenheit haben möchten, nein wir möchten ihnen nur den Geist zeigen des ewigen Heils, wir möchten sie nur hineinschauen lassen in unser inneres Heiligtum, aber da müssen wir freilich wie Paulus uns dessen gewiß sein, wir müssen allein um der Wahrheit willen die Wahrheit verkünden, und das einzige

Digitized by Google

hohe Streben wie bei dem erst verblendeten, jetzt so eifrigen Jüngling müßte uns gleich ihn bewegen sie immerdar vor Hohen und Niederen laut auszusprechen. Dann ist es uns auch gleichgültig, ob wir wirken ein Kleines oder viel. Aus dem Ausspruch des Königs Agrippa: es fehlt nicht viel, so überredetest Du mich, daß ich ein Christ sei, sah man den ganzen Menschen. Hierauf soll es nie ankommen, ob wir den Ungläubigen überreden, er deutete damit ganz deutlich auf die Gabe der Rede, die ihn fortreiße zum äußerlichen Bekennen. Dieses Fortreißen oder das beabsichtigte Wirken bei Verkündigung der Wahrheit war dem Paulus fremd, viel oder wenig, das war ihm gleich, so sei es auch uns. Nur Gottes Geist treibt uns, und der allein wirkt unsichtbar, geheimnisvoll. Nur das feste und sichere Bekennen unsres Glaubens, und wenn Menschen und Engel einen andern bekännten, ich bleibe bei diesem meinem Glauben, der mit der Tat übereinstimmt, ist die Gewalt des fortreißenden Geistes. Zeigen wir auch hierbei immer wie erhaben [wir sind] über zeitliche Sorge, wie wenig angreifbar durch die Leiden der Welt, sondern nur lebend und seiend im Reiche Christi, unbekümmert ob viel oder wenig vor unsern Augen gewirkt wird; hat der Geist Gottes doch alles getan, was er ewig tut. Und sollen wir uns bei den Angriffen unsrer Widersacher verteidigen, so sei nur die Wahrheit unsre Schutzrede, das einfache Erzählen unsrer Taten, und daß wir nur Gott die Ehre geben und Jesu Christi unserm Herrn, das sei alles. Auch mögen wir nur den Glauben an Jesu voraussetzen bei noch so verkehrt scheinenden Gemütern, er ist auch immer da in der natürlichen eingepflanzten Stimme des Gewissens, der wenige frech genug sind zu widerstreben. Gleich der Frage Paulus' an den König Agrippa: Glaubst Du den Propheten, ich weiß daß Du glaubst, so laßt uns auch immer an den Glauben alle unsre Forderungen anknüpfen. Hierauf laßt uns unser Zeugnis ablegen, sie werden stillstehen und gläubig werden.

2) Die Schwierigkeiten der Verhältnisse: durch die vielfachen Verbindungen und Bestrebungen der Menschen werden wir mannigfach in alles Aeußerliche verwickelt und sehen mit tiefer Betrübnis, wie die meisten, die den Namen Christi führen, ganz von der Weltlichkeit befangen nichts ahnen von den höheren Gütern, deren Besitzes wir uns erfreuen. O sind wir mit ihnen verbunden, gehören wir zu diesen, die da stehen in mannigfacher weltlicher Verbindung, so wird es uns ja auch nicht schwer werden, uns auf einen solchen Standpunkt des Ansehens und der Achtung zu stellen, wo es so erfreulich ist die Wahrheit laut zu verkünden, wo wir von weiten Kreisen gehört werden. Das mögen wir dann auch tun, und Gottes Geist wird viel ungläubige Seelen gläubig machen, oft hat ein Wort, eine Tat, ja ein Blick den Sünder erschreckt und auf den rechten Weg gebracht, ein Blitz ist in die Seele gefahren, hat alle Nacht erhellt und zum ewigen Leben geleuchtet. So soll auch die Geselligkeit dem Geiste, der in uns lebt, angemessener erblühen, wir mögen alles Nichtige darin verbannen und den hohen Ernst mit der tiefen Bedeutung eines Gott geweihten Lebens auch hier wirksam machen. Leben wir aber in der Stille und Verborgenheit, im engeren Kreise, o! was vermag da nicht die freimütige Bekennung unsres Glaubens.

Digitized by Google

Immer enger und liebender mögen wir uns anschließen an die, die den gleichen Weg wandeln, einander erbauen und in vereinter Kraft weitere Kreise durch Gottes Geist beleben. Alles aber, meine Freunde, sei aus Liebe getan und geredet. Die Liebe zu unsern abgewendeten Brüdern, daß auch sie möchten an der Freude unsrer Seelen Teil nehmen, daß sie nicht möchten verloren sein, daß sie auch möchten kennen das Heiligtum derer, die Christi Jünger sind, diese Liebe, die alles Leid auf sich nimmt, um nur die Seelen zu erretten, wie Jesus Christus tat, kann uns anleiten auf die richtigste und kräftigste Art überall, wo es sei, uns als die lebendigen Zeugen unsres Herrn Heilands zu beweisen. Dann werden wir uns auch dabei völlig bewußt sein unsres reinen und wahrhaften und unbefangenen Strebens nach dem Göttlichen, wodurch am besten andre Gemüter, die noch abgewendet sind, zu uns sich neigen werden. Amen.

Eichhorn an Amalie

Paris den 2. August 15.

Vorgestern Abend bin ich gesund u. wohl behalten hier angekommen. Noch hab' ich aber keine Ruhe gefunden, um Dir, liebe Amalie, umständlich schreiben zu koennen. Doch will ich den Courier, welcher heute nach Berlin geht, nicht abreisen lassen, ohne daß Du einige Zeilen von mir erhältst.

Ueberall, wo ich mich bis jezt gemeldet, bin ich auf das freundlichste aufgenommen worden, u. von dieser Seite war mein Eintritt in Paris nicht ohne angenehmen Genuß. Was ich aber über die Lage unserer großen Angelegenheiten im Allgemeinen vernommen, macht mir weniger Freude. Das Meiste ist verdorben durch die Englaender, die den großmüthigen Alexander weit übertreffen. Doch findet sich alles noch zu sehr im Chaos, um mit einiger Sicherheit vorausjagen zu koennen, was verloren ist u. was wir noch gewinnen koennen. Unser Militair hat sich bis zur Uebernahme der Geschäfte durch die Diplomaten ganz mit der Hoheit u. Würde der Sieger benommen, hin u. wieder wohl etwas zu tumultuarisch u. mit zu stark vortretendem Gefühl der Rache. Was werden wir nun auch von diesen Franzosen gehaßt, da alle, außer den Preußen, nach alter Gewohnheit ihnen den Hof machen und nur wir, wir allein sie das Loos der Ueberwundenen empfinden lassen! Bluecher hat sie auch nach ächt deutschem Volkssinn mit der tiefsten Verachtung überall behandelt. Nach dem Siege beym schoenen Bunde[1]) verwandte sich unser Gesandter am Pariser Hofe, General Graf v. Golz, auf Bitten der Bourbons u. vieler französischer Großen bei ihm,

[1]) Diese Bezeichnung für die Schlacht bei Belle-Alliance findet sich auch bei den Preußen sehr selten und ist sehr rasch wieder abgekommen; vgl. den Scherz Boyens in seinem Brief an Gneisenau vom 23. Juni (Pertz, Gneisenau, Bd. 4, S. 545): „Bei einem großen Mittagsmahl, das gestern der Staatskanzler gab, wurde zufällig der Versuch gemacht, den Namen der Schlacht la belle alliance in gut Deutsch zu übersetzen, die mehrsten Stimmen blieben bei Schön-Bund stehen; da habe ich vorgeschlagen, man möchte sie Tugendbund nennen; Sie können nicht glauben, was dies unter lautem Gelächter für incarnatrote und lange Gesichter gab."

Digitized by Google

daß er doch schonend gegen die Ueberwundenen zu Werke gehen moege. Die Verwendung lautete in schönen, in französischer Süßigkeit zubereiteten Worten. Ueber Form u. Inhalt der Bitte entrüstet, antwortete der alte Marschall:

> Ewr. Hochgebohren hab' ich die Ehre auf Ihr Schreiben von dem pp zu erwiedern, daß ich bey meinem Einmarsche in Frankreich einen F... lassen werde, der wenigstens 20 Jahre dort im ganzen Lande stinken soll. Dieß bitt' ich allen Franzosen, für welche Sie Sich verwenden, bekandt zu machen.

Abermals kamen bey Bluecher von vielen Seiten Vorstellungen ein, als er die Brücke von Jena sprengen lassen wollte, unter andern auch von Talleyrand, jedoch nicht unmittelbar, sondern durch den schon genannten Golz. Darauf antwortete er: Golz moege dem Talleyrand melden, es bliebe bey dem Sprengen der Brücke, u. doppelte Freude würde es ihm machen, wenn er Talleyrand mit in die Lufft sprengen koennte.[1])

Meine Wohnung hab' ich im Hotel der Madame de Montmorency, rue de l'université Nr. 8. Die Stuben sind schoen u. gut; man hat aber beynahe alle Meubles weggenommen, daß ich fordern u. immer fordern muß, bis ich das Nothwendige beysammen habe.

Bis jezt hab' ich nur noch wenige unserer Preußen gesprochen. Kaum in Paris sehnen sie sich alle schon nach Hause. So unausstehlich ist ihnen das hiesige Leben. Zu meiner Freude hab' ich heute gehoert, daß Stein nun doch nach Paris kommen wird. Er ist ein Zusaz im weichen Brey der Großmuth, der Widerstand leistet.

In den nächsten Tagen schreib' ich Dir weitläuffiger u. zusammenhängender über meine Reise u. meine bisherigen Erfahrungen. Gruß an Eltern, Geschwister und Freunde. Der Himmel behüthe Dich und unsern Herrmann.

Dein

Eichhorn.

*

Paris d. 9. August 15.

... Die ersten acht Tage hab' ich damit zugebracht, das Terrain zu recognosciren, bin aber damit noch nicht fertig. Wohl deßhalb, weil beynahe alle anderen auch noch in die Recognoscirung aus sind, u. noch keine feste Position genommen. Alle politischen Ideen wühlen sich noch um in einem gewaltigen Chaos. Die wenigsten wissen noch, was sie wollen, u. wünschen, daß erst die andern mit der Sprache herausgehen. Die meisten sehen aus wie ein Bettler, dem durch die Lotterie unerwartet ein großer Gewinn zugefallen, u. die nicht wissen, wie sie ihren Reichthum verwenden sollen. Wir Preußen sind eines Sinnes, wenn wir nur auch einerley Kraft wären u. für die Idee, welche uns

[1]) Bekanntlich mißlang zur großen Schadenfreude der Pariser der erste Versuch, die Brücke zu sprengen, und ein weiterer wurde durch das Verbot der inzwischen in Paris eingetroffenen Monarchen verhindert.

Digitized by Google

alle erfüllt, auch so organisirt, daß jeder die Stellung hätte, wo er wahrhaft nüzlich seyn kann. Unter allen Mächten verstehen wir uns am besten mit Oesterreich, das nun mehr, wie sonst, auch mit uns gehen zu wollen scheint.[1])

Bis jezt schenkt mir Altenstein unbegrenztes Vertrauen, ich hoffe, wenn man überhaupt etwas thun u. nicht alles kommen lassen will, auf mancherley Weise nüzlich zu seyn. Der Staatskanzler ist in der besten Ansicht, es ist nur schade, daß augenblitlich seine Gesundheit durch zu anhaltende Arbeiten etwas gelitten hat. Doch hindert ihn sein Uebel keineswegs an einer thätigen Theilnahme bey den diplomatischen Verhandlungen. Alle andern Preußen geben sich gewiß gleiche Mühe für alles, was das Interesse ihres Vaterlandes fordert. Ich bin in einem sehr angenehmen Verhältniß mit Altenstein; er ist ein durchaus rechtschaffener u. braver Mann, der innig sein Vaterland liebt.

Ein Buch könnt' ich füllen über interessante Züge und Anekdoten für die jetzige Geschichte der Franzosen u. der Verbündeten in Paris, die ich bereits gesammelt habe, zum Theil aus eigner Erfahrung. Wenn nur meine Zeit nicht so beschränkt u. der Verlust durch Zerstreuung, die Besuche herbeyführen, nicht so groß wäre. Ich hatte mich hingesezt, Dir einen langen Brief zu schreiben, u. darum fieng ich mit einer Einleitung, die ins Allgemeine geht, an, um ins Besondere mich hinterher auszubreiten. Es ist aber schon wieder jemand zu mir gekommen, den ich sprechen muß. Wenn Du mit diesem Courier den Brief noch erhalten sollst, muß ich schließen. Von den lieben Brüdern hab ich hier nichts gesehen und gehoert, deßhalb hab' ich die Briefe auf die Feldpost gegeben. Horn,[2]) der morgen von hier zum 3. Armee Corps geht, wird das Päkchen mitnehmen. Küsse unsern dicken Herrmann. Grüße Eltern, Geschwister u. Freunde.

Dein

(Fortsetzung folgt) Eichhorn.

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges[3])

Als ich im Mai des Jahres 1917 den ersten Band dieses vortrefflichen Werkes besprach, gab ich der Spannung Ausdruck, mit der die ganze militärische und gebildete Leserwelt dem Erscheinen des nächsten Bandes entgegensehen würde. Diese Spannung ist auf eine harte Probe gestellt worden, denn es hat volle sechs Monate gedauert, bis der zweite Band erschien. Dieser hat aber alle Erwartungen voll erfüllt und wird ganz sicher eine ebenso glänzende Aufnahme finden wie sein Vorgänger.

---

[1]) Diese optimistische Auffassung über die Haltung Metternichs, die auch von andern Preußen geteilt wurde, sollte sich sehr bald als durchaus irrig erweisen.

[2]) Später Generalleutnant und Kommandeur des VII. Armeekorps.

[3]) Zweiter Band. Mit vier farbigen Kriegskarten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt 1917.

Digitized by Google

Da die politischen Betrachtungen in diesem Bande wegfallen konnten, ist der Inhalt rein kriegsgeschichtlich. Im voraus sei bemerkt, daß auch jetzt noch die geschichtliche Wahrheit in voller Reinheit bei der Unkenntnis, die bis jetzt über die Mehrzahl der besprochenen Ereignisse an sich, noch mehr aber über ihre Ursachen und Wirkungen herrscht, unmöglich zu Worte kommen kann. Doch hat der Schweizer historisch-politische Schriftsteller trotzdem seine schwierige Aufgabe auf Grund von ihm persönlich zugänglichen Quellen auch für diesen Abschnitt in einer Weise gelöst, daß man damit zufrieden sein kann. Jedenfalls schildert er die kriegerischen Ereignissen viel eingehender und vor allem anschaulicher, als dies in allen bisher bekannt gewordenen Darstellungen des Krieges der Fall ist.

Eine gewaltige Kette von Geschehnissen ist in dem Zeitraum vom 12. September 1914 bis zum 21. Februar 1915, den der Verfasser zu bearbeiten hatte, enthalten. Er erledigt sie mit 481 Druckseiten, was als nicht zuviel erscheinen dürfte, wenn man weiß, wie oft strategische und taktische Betrachtungen in den Text verwoben sind.

Die hauptsächlichsten Teile des Inhalts sind: der Feldzug im Westen, von der Marneschlacht bis zum Beginn des allgemeinen Stellungskrieges, worin besonders die Schlacht an der Aisne, das Ringen um die Westflanke und die Belagerung von Antwerpen hervorzuheben sind. Alle diese Ereignisse waren selbst der militärischen Leserwelt bis jetzt wenig oder gar nicht bekannt, da amtliche oder halbamtliche Veröffentlichungen darüber nicht erschienen sind. Es wird daher von vielen Seiten dankbar begrüßt werden, daß der Schleier davon gehoben wird. Dann folgt der Feldzug im Osten vom 12. September bis 5. November 1914 mit der ewig denkwürdigen Offensive Hindenburgs und der Oesterreicher und Ungarn gegen die Weichsel, den San und den Dnjestr, dem Scheitern dieser kühnen Unternehmung und dem meisterhaften Rückzuge. Dieser Zeitabschnitt ist, wenigstens soweit er den Anteil unserer Bundesgenossen betrifft, in den Beiheften zu Streffleurs Oesterreichischem Militärblatt dargestellt worden. Die Operationen der deutschen 9. Armee sind hier nur insoweit berücksichtigt, als sie auf die Entschlüsse der k. u. k. Heeresleitung Einfluß hatten. Außerdem ist Hindenburgs Vormarsch und Rückzug in dem kleinen, aber gut und flott geschriebenen Buche Hans Niemanns, „Hindenburgs Siegeszug gegen Rußland" (Berlin, Mittler & Sohn) bearbeitet. Stegemann bringt aber bedeutend mehr Einzelheiten und zwingt den spröden Stoff durch die Kunst seiner Darstellung in angenehmere Form.

Der folgende Abschnitt enthält den Vormarsch der großen russischen Millionenarmee im November 1914, die Gegenoffensive Hindenburgs mit den Schlachten bei Lodz und Lowicz und dem Durchbruch Scheffers bei Brzezinj, den Gegenstoß der Oesterreicher und Ungarn in Galizien, der zu dem Siege von Limanowa-Lapanow führte, und den Zusammenbruch der russischen Offensive im Dezember.

Auch hier kennen wir einen Teil der Ereignisse aus dem erwähnten Büchlein Niemanns, den zweiten aus österreichischer Darstellung. Nachdem der Verfasser dann über die Stellungskämpfe im Westen bis zum 15. Februar 1915 berichtet hat, bespricht er die Flügelunternehmungen beider Parteien im Osten, die mit der glänzenden Winterschlacht in Masuren ihren Ausklang finden. Von diesen Abschnitten ist nur der letzte Teil von Hans Niemann beschrieben. Das bekannte Werk des Oberst Immanuel, „33 Monate Krieg" (Berlin, Mittler & Sohn, 1917) behandelt zwar den ganzen Krieg bis zum April d. J., aber in so großen Zügen, daß es mit dem Stegemannschen Buche nicht verglichen werden kann.

Was die Anordnung des Stoffes anbetrifft, so würde ich vorgezogen haben, die Kämpfe in Ostpreußen, statt sie mitten zwischen den großen Operationen in Russisch-Polen zu besprechen, in zusammenhängender Erzählung am Schluß des Buches, vor der Winterschlacht in Masuren, zu sehen, das würde das Studium erleichtern, besonders für den, der gewissenhaft mit der Karte arbeitet. Soweit diese Ereignisse auf die Gesamtlage Einfluß hatten, konnten sie in kurzer Form innerhalb der zahlreich eingestreuten Betrachtungen Platz finden.

Digitized by Google

Ich kann es mir nicht versagen, auf einzelne Abschnitte näher einzugehen. Höchst interessant ist die weitere Entwicklung der Kämpfe an der Aisne, der Versuch des Durchbruchs, den die Engländer und Franzosen an dem neuerdings so oft genannten Chemin des Dames machten, und der durch das tatkräftige Eingreifen des VII. Reservekorps unter General v. Zwehl, die todesmutige Tapferkeit der 28. Infanteriebrigade und einer Abteilung des Reserve-Feldartillerieregiments Nr. 14 verhindert wurde, bis das XV. Armeekorps auf dem blutgetränkten Schlachtfelde eintraf und die Angriffe Haigs und Maudhuis endgültig zum Stehen brachte. Ich bringe hier eine Probe von Stegemanns Erzählerkunst, die das Lesen dieses Buches zu einem hohen künstlerischen Genuß macht.

„Drei Batterien waren's, die trotz der Verluste an Fahrzeugen und Gespannen um 5 Uhr im Dämmergrau des düsteren Regentages mit keuchendem Atem den Nordhang des Chemin des Dames erkletterten und bei der Bauclercmühle in Deckung auffuhren. Sie sollten über die Kante des Südhangs in der Richtung Craonne und Hurtebise feuern und die verblutende Infanterie vor der Vernichtung durch die überlegene feindliche Artillerie bewahren. Zu spät — die Batterien hatten das Feuer auf die französische Artillerie kaum eröffnet, als die Sturmhaufen de Maudhuis aus Craonnelle hervorbrachen und die Hochfläche von Craonne überfluteten. Verzweifelt fechtend wichen die Trümmer der 28. Brigade gegen den Höhenweg zurück. Der Chemin des Dames schien verloren, die Batterien zum Abfahren verurteilt, ehe sie recht zum Schuß gekommen waren. Da verließ plötzlich ein Geschütz der Batterie Kaiser die Deckung und rollte, von der Mannschaft vorgerissen, dem Feind entgegen auf den Kamm der Hügelflur. Rohr um Rohr folgte, von nervigen Westfalenfäusten mehr gehoben als geschoben, bis die drei Batterien Kaiser, Ehrhardt und Schmieding auf der Höhe im freien Felde aufgepflanzt standen. Auf 200 Meter waren die stürmenden Zuavenbataillone de Maudhuis herangekommen, ihre Schützenlinien hatten bereits zum Bajonett gegriffen, das letzte „En avant!" ihrer Offiziere stieg grell aus der glitzernden Brandung der roten Sturmwogen, da boten Zwehls letzte Batterien dem Durchbruch Halt" (S. 33).

Ebenso eindrucksvoll ist die Schilderung des „Ringens um die Flanke" an der Oise und Somme. Wie hier erst die Reitergeschwader beider Parteien versuchen, den Gegner zu umfassen bzw. abzuwehren, wie diese Kavalleristen zum Spaten greifen müssen, um die Schützengrabentaktik der Schwesterwaffe zu lernen und hier Ströme von Blut im Stellungskampfe vergießen, statt hoch zu Pferde, den Säbel in der Faust gegen den Feind zu stürzen — das wird mit der ganzen Kunst Stegemannscher Darstellung vor Augen geführt. Hochdramatisch ist die Darstellung der Verschiebung der drei britischen Korps nach Flandern. „Der Brite forderte nichts Geringeres als vollkommene Handlungsfreiheit und das Recht, seinen Platz in der Schlachtlinie nach eigenem Ermessen zu bestimmen. Er tat dies ohne Rücksicht auf die im Gange befindlichen Kämpfe und Bewegungen, die zum Teil schon nicht mehr der Initiative Joffres entsprangen, sondern bereits vom Gegner vorgeschrieben wurden" (S. 68). Unwillkürlich steigt die Erinnerung auf an einen andern englischen Heerführer, der in ähnlicher Lage ebenso handelte. Als die verbündeten Truppen des Kaisers und Englands im Jahre 1793 die von den Franzosen verteidigte Festung Valenciennes genommen hatten, trennte sich der Herzog Friedrich von York (zweiter Sohn Georgs III.) mit 35000 Mann von der Armee des Prinzen von Koburg und marschierte in Richtung Dünkirchen ab, weil dies im englischen Interesse lag!

Aus dem Abschnitt über die Belagerung von Antwerpen, der auch den meisten Lesern vieles bringen wird, was bisher gänzlich unbekannt war, hebe ich hervor, daß General v. Beseler mit 50000 Mann eine große Festung angriff, die von 80- bis 100000 Mann verteidigt wurde! Wenn auch die schwere Artillerie der Deutschen dabei eine große Rolle spielte, so konnte doch das kleine Belagerungskorps einem tatkräftig unternommenen Ausfall der ganzen Besatzung gegenüber in eine sehr mißliche Lage kommen. Man kann wohl mit berechtigtem Stolze sagen, daß 80000 Deutsche sich das nicht hätten gefallen lassen.

Digitized by Google

Schön sind die Worte, die Stegemann den ersten Freiwilligenregimentern widmet, die in den Verbänden des XXII., XXIII., XXVI. und XXVII. Reservekorps zum Angriff auf die Yserstellung herangeführt wurden (Oktober 1914): „Begeisterung im Herzen, Vaterlandslieder auf den Lippen, schlossen sie im kritischen Augenblick die flandrische Front ... Nach kurzer Ausbildung wurden sie im Drange der Not zu der Stunde ins Feld gestellt, da im Westen die Kräfte zu versagen begannen und im Osten frische Streiter nötig wurden. Während in den deutschen Industriestädten die Essen rauchten, um die aufgezehrten Vorräte an Geschützen und Geschossen zu erneuern, Englands Seesperre mehr und mehr zu drücken begann und der Feldzug auf des Messers Schneide gewogen wurde, verlangten sie ihren Platz in der Schlacht und schritten bekränzt zum Angriff."

Am Schluß des ersten Abschnittes faßt Stegemann das Ergebnis des „Ringens um die Flanke" in die Worte: „Der Krieg war im Westen erstarrt, so heldenhaft auch um die Trümmer der Ruinenstädte und in Graben- und Minengängen um örtliche Vorteile gerungen wurde. Zu dem doppelten eisernen Gürtel, der seit dem 15. November um den Leib Belgiens und Frankreichs geschlungen lag, besaßen vorerst weder die Deutschen noch ihre Gegner den Schlüssel. Ihn zu sprengen war indes die strategische Aufgabe der Franzosen und Engländer ... Unterdessen mußte die deutsche Heeresleitung im Osten ganz zu vollbringen suchen, was im Westen nur halb gelungen war, den Feind niederwerfen, seiner gewaltigen Angriffskraft berauben, seine Festungen zerbrechen und ihn erschöpfen, ehe dem englischen und französischen Heere jene überwältigende Uebermacht zuwuchs, die allein fähig war, im Westen das zur Beharrung gebrachte Gleichgewicht der Kräfte zu stören."

Man kann die Lage der Dinge nicht besser schildern, als es Stegemann hier getan hat.

Der nächste Abschnitt zeigt uns den ersten Versuch der Verbündeten, die russische Dampfwalze zum Stehen zu bringen oder, wenn möglich, zu vernichten. Dazu standen aber außer dem durch die erste gescheiterte Offensive stark gelichteten österreichisch-ungarischen Heere von deutschen Truppen nur sechs Korps (Garde-Reservekorps, XI., XVII., XX. Korps, die Korps Frommel und Woyrsch) und die 8. Kavalleriedivision zur Verfügung. Das war wenig und doch viel in der Hand eines Hindenburg, und wer weiß, ob nicht doch schon jetzt ein Sieg möglich gewesen wäre, wenn nicht ein entsetzliches Wetter, grundlose Wege und die Cholera unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet hätten. Diesem kühnen Vorstoß der verbündeten Armeen gegenüber zeigte das gewaltige russische Reich eine Machtentfaltung, wie sie bisher in keinem Kriege dagewesen war. Sibirische, kaukasische, turkestanische Truppen und zahlreiche Reservedivisionen rollten aus den ungeheuren Räumen des Ostens heran, um die verhaßte deutsche Kultur zu zerschmettern.

Es ist ein Genuß, Hindenburgs Siegeszug bis zur Weichsel an der Hand der Stegemannschen Schilderung zu verfolgen. Auch seine Betrachtungen über die Entschlüsse der Führung lesen sich gut, doch wird man manchmal andrer Ansicht sein. Zum Beispiel halte ich den Abschnitt „Hindenburgs Entschluß vom 8. Oktober" (S. 192 ff.) für verfrüht, da nach meiner Kenntnis der Sachlage an diesem Tage noch kein Grund vorlag, einen neuen Entschluß zu fassen. Die bisher gemeldeten russischen Kräfte konnten lediglich Hauptreserven der Weichselfestungen sein. Das III. kaukasische Korps kämpfte damals noch nicht bei Iwangorod, noch focht das Grenadierkorps bei Nowo Alexandrija, noch waren das XVI. und XVII. Korps bei Kazimierz und Kozinice erschienen. Und selbst wenn das der Fall gewesen wäre, so wäre doch damit der erste Zweck des Vormarsches erreicht gewesen, nämlich stärkere russische Kräfte von den Bundesgenossen abzuziehen. Erst am 14. oder 15. Oktober veränderte sich die Lage derart, daß neue Entschlüsse gefaßt werden mußten (vgl. Beiheft 5 zu Streffleurs Militärblatt, S. 58).

Bekanntlich scheiterte diese Herbstoffensive der Verbündeten, und es wurde auf der ganzen Linie der Rückzug angetreten, aus dem sich dann Hindenburgs neuer Vorstoß aus der Linie Wreschen—Thorn entwickelte. Das war aber keine Flankenstellung in Moltkeschem Sinne, wie Verfasser meint, sondern eine Ausfallstellung. Moltke wollte westlich Thorn

Digitized by Google

eine Flankenstellung nehmen, die den von Warschau über Slupce auf Posen vorrückenden Feind in nördlicher Richtung ablenken sollte, während die linke Flanke des deutschen Heeres durch die Weichselbefestigungen gedeckt war. Sollte der Feind es wagen, an dieser Flankenstellung vorbeizumarschieren, so wäre Moltke zum Angriff vorgegangen, der dann die Flanke des Gegners getroffen hätte. Im Herbst 1914 war die Lage doch wesentlich anders.

In diesem Abschnitt ist die Schilderung des berühmten Durchbruchs der Heeresgruppe Scheffer besonders beachtenswert. Die Lebhaftigkeit der Erzählung versetzt uns so ganz in die Lage des deutschen Feldherrn und seiner Generale, daß man in die äußerste Spannung versetzt wird und befreit aufatmet, als der eiserne Ring der feindlichen Korps gesprengt ist und Scheffer die Linie Strykow—Glowno erreicht hat. Das ist der berühmte Durchbruch von Menin (30. April 1794), an dem Scharnhorst teilnahm, ins Großartige übersetzt! Sehr empfehlen möchte ich den Lesern noch das Studium der Schlacht bei Limanowa-Lapanow (30. November bis 12. Dezember 1914), einmal weil diese Schlacht vielen ganz unbekannt sein wird, dann damit sie erfahren, daß unsere Bundesgenossen in diesem Zeitabschnitt auch nicht gefeiert haben. Der tapfern deutschen 47. Reservedivision (Besser), die an diesen langwierigen und aufreibenden Kämpfen teilnahm, hat Stegemann in seinem Buche ein schönes Denkmal gesetzt.

Ich muß es mir leider versagen, auf die folgenden Abschnitte, die noch vieles Interessante, besonders die Winterschlacht in Masuren, enthalten, näher einzugehen, glaube auch schon den Eindruck erweckt zu haben, daß dieser zweite Band des prächtigen Buches dem ersten nichts nachgibt und daß ich das früher ausgesprochene Urteil, der hohe Wert dieser Darstellung werde durch ihr frühzeitiges Erscheinen nicht verringert, nur wiederholen kann. Wer an den herrlichen Leistungen deutscher Truppen und ihrer tüchtigen Führer sein Herz erquicken will, der nehme Stegemanns Buch vom Kriege zur Hand!

Oberst Freiherr v. Dalwigk (Weimar).

Literarische Berichte

Nacht. Eine Erzählung von Ernst Zahn. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eine Novelle, die an Kraft der Stimmung und an seelischer Vertiefung manchen dickbändigen Roman aufwiegt, beschert Ernst Zahn diesmal seinen Lesern. Auf eine glückliche Ehe fällt ein tiefer Schatten durch die Erblindung der Frau; aus diesem Unglück, das die beiden Gatten anfangs mit gleicher Ergebung und Festigkeit tragen, entwickeln sich nach und nach, psychologisch aufs feinste vorbereitet, schwere Irrungen, die den ganzen früher in alter nachbarschaftlicher Freundschaft festgefügten Kreis, dem das Ehepaar angehört, zu sprengen und zu vernichten drohen. Wie die Krisis sich löst, wie die Großmut und verzeihende Liebe der erblindeten Frau, die im Grunde unzerstörbare Rechtschaffenheit und Treue des für eine Zeit durch leidenschaftliches Begehren verblendeten Mannes das drohende Unheil überwinden, das bildet den versöhnenden Ausklang der Novelle. Die ganz eigenartige Stimmung der kleinen alten Stadt im Schweizer Hügelland, wo in einem stillen, einsamen Winkel die Nachbarhäuser beisammenliegen, in denen die Handlung sich abspielt, erhöht den starken, nachhaltigen Eindruck, den diese neue Dichtung Ernst Zahns im Leser weckt.

Folgerungen aus dem Weltkriege. Von Freiherrn v. Freytag-Loringhoven, Generalleutnant, Dr. h. c. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Die Frage, ob es jetzt schon Zeit sei, Folgerungen aus dem Weltkrieg zu ziehen, läßt sich nicht grundsätzlich entscheiden. Es kommt darauf an, auf welchem Gebiet und von wem sie gezogen werden. Wenn also ein militärischer Fachmann von so bedeutender Erfahrung, Umsicht und Autorität wie Freiherr v. Freytag-Loringhoven die Probleme und Ergebnisse, vor die wir uns durch den bisherigen Verlauf des Krieges gestellt sehen, einer prinzipiellen Betrachtung unterzieht, indem er auf „die großen Zusammenhänge des Kriegs, nicht nur auf operativem und taktischem, sondern vor allem auch auf weltpolitischem und weltwirtschaftlichem Gebiet"

Digitized by Google

hinweist und „das Neue, das er uns brachte, gegen das viele in ihm Bewährte und zu Erhaltende" sorgfältig abzuwägen sucht, so werden wir von vornherein eine Fülle aufhellender und anregender Gedanken erwarten und uns in dieser Erwartung nicht betrogen sehen. Kapitel, wie die über die Psyche des Volks- und Massenkriegs, über den Einfluß der Technik, über die Führung, bringen, wie uns scheint, unanfechtbare Beobachtungen und Ideen, die so gut wie allgemein Anklang finden werden. Und wer etwa dem Verfasser in den Teilen seines Buches, für die die Ueberschrift des letzten Kapitels „Weiter kriegsbereit" als Motto gelten kann, nicht überall zu folgen vermag, wird, sofern er nach objektiver Erkenntnis strebt, ihm doch dankbar sein müssen für den Zwang, schöne Menschheitsideale auf die Möglichkeit ihrer Verwirklichung hin an dem Maßstab unerbittlicher Tatsachen zu prüfen. -st-

Die heilige Wehr. Deutsche Kriegslyrik der Gegenwart. Herausgegeben von Karl Jakubczyk. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 2.20.

Der Herausgeber hat sich eingehend mit der Kriegslyrik beschäftigt und nur aufgenommen, was von rein künstlerischem Gesichtspunkt aus es verdiente. Die Grundsätze, nach denen er verfuhr, hat er in einer verständnisvollen Einleitung begründet. Aus der großen Masse von Gedichten hat er solche von neunundvierzig Verfassern ausgewählt, darunter von Dehmel, G. Hauptmann, R. Herzog, Schaukal, G. Schüler. Eine dankenswerte Sammlung. Dr. E. M.

Gottfried Kinkels Kämpfe um Beruf und Weltanschauung bis zur Revolution. Von Dr. Martin Bollert. (Studien zur rheinischen Geschichte, Heft 10). Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag (Dr. Albert Ahn). M. 3.60.

Gestützt auf umfangreiches, noch unveröffentlichtes Material aus Akten und Briefen, untersucht Bollert den Werdegang von Kinkels Wesen und Anschauungen bis zur Revolutionszeit, soweit sie an seinen innern und äußern theologischen Konflikten erkannt werden können, vor allem den gewaltigen Umschwung, der sich in Kinkel in dem einen Jahre 1842/43 in seiner Stellung zum christlichen Glauben vollzog. In sorgsamster psychologischer Analyse und mit glänzender Beherrschung der biographischen Tatsachen löst er seine schwere, aber dankbare Aufgabe und gewährt damit Theologen wie Literarhistorikern, aber auch den Kennern der Geschichte der deutschen Universitäten eine wertvolle Ergänzung ihres Wissens; letzteren vor allem durch die treue Schilderung der Zustände in der Bonner theologischen Fakultät zu Kinkels Zeit und der Bewegungen für und wider diesen im Kreise ihrer Mitglieder. Hans Zimmer.

Ich warte... Ein Straßburger Roman von Niklaus Bruck. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5 50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

In diesen Wochen, da das Thema „Elsaß-Lothringen" die deutschen Gemüter wieder besonders lebhaft beschäftigt, wird ein Roman, der uns dieses Thema menschlich nahe bringen soll, schon rein stofflich auf lebhaftes Interesse rechnen dürfen. Niklaus Brucks „Ich warte..." ist aber kein Tendenzroman, dafür jedoch ein durch und durch lebendiges, farbiges Bild von Straßburger und Elsässer Zuständen und Stimmungen. Ehrliche, nach keiner Seite blinde Liebe zum Reichsland wie zum großen deutschen Vaterland, innigste Vertrautheit mit der Lebensführung und -auffassung, dem Stammesempfinden und den politischen Anschauungen der Elsässer, ein köstlicher, trockener Humor, großes Geschick im Erfinden der Handlung und in der Schilderung der Menschen — das ist das Geheimnis, wodurch Niklaus Bruck sich die Leser zu Freunden macht. Er nimmt die ungeheuer schwierigen Fragen und Konflikte, die das elsässische Problem in sich birgt, gewiß nicht auf die leichte Achsel, aber er nimmt sie menschlich. Besonders wohltuend berührt es aber, daß der Verfasser aus seinem Buch drei böse Dinge so ganz ferngehalten hat: Phrase, Sentimentalität und Tendenz. Das macht den Roman zu einem Schatzkästlein guter, aufrichtiger Lehren und Mahnungen, für die ihm nicht nur seine engeren Landsleute, die sich keinen besseren Verteidiger wünschen können, sondern auch die Deutschen rechts des Rheins, die ehrlich und vertrauensvoll mit den Bewohnern des Reichslands zusammenleben und auskommen wollen, nur von Herzen dankbar sein dürfen.

Kriegspädagogik. Berichte und Vorschläge. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Walther Janell. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H.

Vier Schulmänner haben sich hier zusammengetan, um im Kriege ein Erziehungsbuch für den Frieden zu schreiben. Sie bieten, nach Fächern geordnet, eine kritische Uebersicht über die wichtigsten pädagogischen Fragen der Kriegsliteratur, suchen damit zu ergründen, wie die Leistungen der Kriegszeit nach dem Urteil der pädagogisch interessierten Zeitgenossen für die Zukunft sich verwerten lassen, und fassen die wichtigsten Ergebnisse am Schlusse jedes Abschnitts in Thesen zusammen. Kurze Darstellungen über allgemeine Schulfragen schließen sich den Berichten über die speziellen Fächer an, und ein Anhang bringt pädagogisch beachtenswerte

Digitized by Google

Aeußerungen aus Feindesland zur Kriegszeit. Als ergiebige Fundgrube und gutgegliederte Materialsammlung ist das Werk für den Historiker wie den Theoretiker der Pädagogik von hoher Bedeutung, und ein vorzügliches, mehr als fünfzig Druckseiten umfassendes Literaturverzeichnis trägt dazu wesentlich bei. Z.

Die Sünden der Väter. Drama in vier Aufzügen von Ed. von der Hellen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Gebunden M. 4.—.

Der durch seine literar-historische Tätigkeit, früher im Weimarer Goethe-Archiv und jetzt im Cottaschen Verlag wohl bekannte Verfasser tritt hier mit einer Dichtung hervor, die ihm offenbar aus innerstem Herzen geflossen ist. Die Szenen des Dramas, das die soziale Frage behandelt, sind meisterhaft aufgebaut, und die Spannung wächst bis zu der erschütternden Katastrophe. Die Charaktere sind scharf umrissen und in packender realistischer Sprache geschildert. Dr. E. M.

Sprich Deutsch! Ein Buch zur Entwelschung. Von Eduard Engel. Leipzig, Verlag von Hesse & Becker. Geh. M. 1.50.

Professor Eduard Engel ist uns schon längst ein Vertrauter. Wir haben uns nicht nur an seinen literaturgeschichtlichen Werken erfreut, sondern auch in erhöhtem Maße an den von ihm herausgegebenen beiden Werken „Deutsche Stilkunst“ und „Deutsche Meisterprosa“. Zu den letztgenannten beiden Büchern gehörte ja von Rechts wegen das dritte, „Sprich Deutsch!“, und wir sind Engel dankbar, daß er es geschrieben hat. Es ist von manchen Seiten gesagt worden, Engel sei in diesem Buche zu grobkörnig geworden. Wir haben ein wenig dabei gelächelt, „ob diese Leute sich nicht getroffen gefühlt haben?“ Wir haben uns an dem Buche herzlich erfreut, auch über dasjenige, wo Engel etwas derb zugreift. Als wir es gelesen hatten, haben wir es auf unsern Schreibtisch gelegt und uns gelobt, jeden Tag einige Seiten darin zu lesen; denn wir sind ja alle Sünder und haben leider Gottes die Welscherei noch immer nicht gänzlich abschleifen können. An der Hand Engels werden wir's vollbringen. H.

Tagebuch der Brüder Goncourt. Eindrücke und Gespräche bedeutender Franzosen aus der Kriegszeit 1870/1871. Herausgegeben und eingeleitet von W. Fred. München, Georg Müller.

Es war ein glücklicher Gedanke, aus der vielbändigen Reihe der Goncourtschen Tagebücher eine Auswahl zu treffen, die uns einen Blick tun läßt, vielmehr uns mitten hinein versetzt in das Paris des zusammenbrechenden Kaiserreichs, der Belagerung, der Kommune. Edmond de Goncourt, der seinen Bruder Jules um viele Jahre überlebt und schon die Kriegszeit von 1870/1871 ohne ihn durchgemacht hat, führte auch in diesen bewegten Monaten mit unbeirrbarer Gewissenhaftigkeit sein Tagebuch und berichtete darin alles, was er dem Volksleben und der Volksseele auf der Straße abgelauscht, was er im Kreis seiner Freunde und Berufsgenossen gehört, was sein künstlerisch verfeinerter Sinn an Bildern der Außenwelt und an Bekundungen der geistigen Atmosphäre jener Tage in sich aufgenommen. So sind seine Aufzeichnungen auch für das Jahr des „großen Kriegs“ eine wichtige kultur- und weltgeschichtliche Materialsammlung, in die man sich mit wachsender Anteilnahme vertieft. Daß gerade jetzt eine solche Auswahl in deutscher Uebersetzung erscheinen konnte, ist wieder ein guter Beweis für die Objektivität deutschen Wissensdranges und Belehrungsbedürfnisses, die in dem Vergleich der damaligen mit den heutigen Zuständen Frankreichs besonders lehrreiche Aufschlüsse finden wird — trotzdem oder vielmehr, weil auch hier das französische Wort recht behält: Plus que cela change, plus c'est la même chose. G.

Die Jugendkunde als Kulturforderung. Von W. Stern. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.40.

Diese Schrift, in deren Mittelpunkt das Begabungsproblem steht, ist trotz ihres geringen Umfangs eine der gehaltreichsten pädagogischen Arbeiten, die wir in gut und gern einem Jahrzehnt erhalten haben, und sie behandelt Fragen von größter Schwierigkeit so klar und lichtvoll, daß es gewiß nicht ihre Schuld ist, wenn der Zweck ihres Verfassers, in weitesten Kreisen gehört zu werden, nicht erreicht werden sollte. Das Werkchen zeigt vor allem die Probleme des Gebietes der Jugendkunde auf, weist auch mit Unerschrockenheit die Lücken nach, die vielen Lücken, die noch auszufüllen sind. Seine vollste Bedeutung hat es darum als ein Aufruf zur Mitarbeit aller Berufenen, und das sind keineswegs nur Pädagogen.

Hans Zimmer.

Geist und Leben. Von Arthur Trebitsch. Die Schaffenden, die Vermittler und das Publikum. Berlin, W. Borngräbers Verlag. M. 1.—.

Der Verfasser hält in dieser Schrift seiner Zeit insbesondere den Schriftstellern, Verlegern und dem Publikum einen Spiegel vor. Manch treffendes Wort ist darin ausgesprochen, und auch wer nicht mit allem einverstanden ist, wird seinen Freimut und seine gute Absicht anerkennen müssen. E. M.

Digitized by Google

Wilhelm Trübner. Des Meisters Gemälde in 450 Abbildungen. Herausgegeben von Jos. Aug. Beringer. Gebunden M. 14.—. Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben, Band 26. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der neue Band, mit dem die Reihe der „Klassiker der Kunst" in das zweite Viertelhundert eintritt, bringt uns das Lebenswerk eines durchaus und im schönsten Sinne deutschen Künstlers, der noch in vollem, freudigem Schaffen unter uns wirkt, dessen geschichtliche Bedeutung aber heute schon so unbestritten, dessen Eigenart in so runder und fester Ausprägung dasteht, daß keinerlei Gefahr ist, spätere Einschätzung könne seine Aufnahme in die Zahl der Klassiker bemängeln oder gar verwehren. Als Koloriſt, als Lichtmaler wird Trübner zumeist gerühmt; wie aber diese beiden Bezeichnungen, die an sich durchaus nicht identisch sind, gleichmäßig auf ihn passen, das deutet auf die besondere, schöne und glückliche Harmonie seines Wesens hin, die noch dadurch abgerundet wird, daß der Meister der Farbe, der Virtuose in der Darstellung des vollen ungebrochenen Lichts zugleich auch die plastische Form der Dinge liebt und beherrscht wie wenig andere Koloriſten oder gar „Pleinairisten". Bildnis und Landschaft, Genrebild und Stilleben, Historie und Tierbild, jede einzelne dieser Gattungen der Malerei scheint seine besondere Domäne; jede bebaut er mit dem gleichen Erfolg, weil er alles mit der gleichen Liebe zur Erscheinungswelt betrachtet und weil er immer „gute Malerei" im löblichen alten Sinne gibt. Bei der Würdigung des vorliegenden Bandes darf aber auch nicht vergessen werden der urkundliche Wert einer solchen noch unter den Augen des Künstlers entstandenen Zusammenfassung seines Lebenswerkes, die für spätere Zeiten eine zuverlässige Grundlage für seine Kenntnis und damit in gewissem Sinne auch für sein Fortleben schafft. Dieser geschichtliche Wert wird hier erhöht durch die vortreffliche, überall auf die Quellen zurückgehende biographisch-kunstgeschichtliche Einleitung, die J. A. Beringer dem Bande mitgegeben hat.

Die alten Kämpen. Kriegs- und Zeitgedichte. Von Max Kretzer. Berlin SW 11, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 60 Pf.

Der bekannte Romandichter hat hier seine zum Teil schon in Zeitungen veröffentlichten Kriegsgedichte mit zahlreichen andern, bisher ungedruckten, in einem hübsch ausgestatteten Bändchen vereinigt. Er bietet uns darin manche gedankenreiche Dichtungen voll Begeisterung für deutsches Wesen, deutsche Macht und deutschen Sieg. Wir erwähnen daraus die Ballade „Die alten Kämpen", die der Sammlung den Titel gegeben hat, „Nächtliche Heerfahrt", die an Zedlitz' „Nächtliche Heerschau" erinnert, das Soldatenlied „Die Freunde und das Mädchen" und die bekannte Hindenburgiade „Der verlorene Posten". Mit großer Schärfe geißelt Kretzer „Die Unabkömmlichen", „Kriegswucher" und „Lebenswucher". Für Satiren hat er überhaupt besondere Begabung. E. M.

Belgien in deutscher Kriegsgefangenschaft. Von Henning v. Melsted. Einzig berechtigte Uebertragung von Heinrich Goebel. Mit Vorwort von Liesbet Dill. Berlin, Morawe & Scheffelt. 138 S. M. 2.—.

Unter den Stimmen des neutralen Auslands verdient auch diese durchaus Gehör. Der Verfasser, ein anschaulich und eindrucksvoll schreibender schwedischer Politiker, hat Belgien bereist; alle Wege wurden ihm geöffnet und zeigten ihm nicht nur Not und Trauer, sondern führten ihn auch zu der vollen Erkenntnis von der Schuld Belgiens und von der Gerechtigkeit und dem vielfachen Segen der deutschen Verwaltung. Br.

Deutsche Kriegspolitik und England. Von Gustav Eichhorn. Zürich, in Kommission von Gebr. Leemann.

Ein warmer deutscher Patriot, der die Engländer sehr genau kennt und über ihre Geistesverfassung ein Urteil hat, mahnt in diesem Buch, dem leider trotz des Umfangs von 284 Seiten weder Inhaltsübersicht noch Register beigegeben sind, daß wir uns von keinem andern Gedanken leiten lassen, als gegen unsern schlimmsten Feind jedes uns zu Gebot stehende Mittel anzuwenden. Das Buch ist anscheinend durch die Verkündigung des uneingeschränkten Tauchbootkriegs überholt; aber es behält trotzdem seinen Wert, weil es sehr viel Material aus Reden und Zeitungen gesammelt hat, das man in ähnlicher Weise sonst nirgends beisammen findet. E.

Das Dorf entlang. Ein Buch vom deutschen Bauerntum. Von Josef Weigert. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

Eine allseitige Würdigung des Bauernlebens, nicht in trockener und lehrhafter Weise vorgetragen, sondern an lebendigen Beispielen aus der Geschichte, dem heutigen Dorfleben und der Volkskunde dargestellt — so kann man wohl am kürzesten und treffendsten den Inhalt dieses mannigfach anregenden Werkes bezeichnen. Es sind aber nicht nur kulturhistorische Zwecke, die es verfolgt, und auch seine volkswirtschaftliche Aufgabe — hierhin gehören vor allem die lesenswerten Darlegungen über „Landflucht" — tritt zurück hinter dem Bestreben, dem Städter wie

Digitized by Google

dem Bauern selbst den Wert seines Wesens und seiner Wirksamkeit zu erschließen. Im letzten Grunde kann damit etwas sehr Hohes erreicht werden: ein auch innerliches Näherkommen der einzelnen Stände, wie es gerade jetzt der gemeinsame Kampf gegen die äußeren Feinde so eindrucksvoll vorbereitet. Möge sich eine solche Wirkung des Buches nach dem Weltkriege glücklich und nutzbringend einstellen!

Hans Zimmer.

Der Schatten der Gorgo. Ein Zeitroman 1916. Von Fr. W. v. Oestéren. Geheftet M. 4.50, gebunden M. 6.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein Roman aus dem Kriege, aber kein Kriegsroman, fernab von kriegerischen Ereignissen und Kampfhandlungen auf neutralem Boden spielend und dennoch ein Spiegelbild des Völkerringens, ein umfassendes Gemälde der seelischen und geistigen Verfassung der Zeit — das ist Oestérens neues, großes Werk. Was neben den großen belletristischen Vorzügen, die in einer an Spannungsmomenten überreichen, starkbewegten Handlung und einem glänzend geschliffenen, geistvollen Dialog bestehen, diesem Buche als Kunstwerk wie als Zeitdokument seinen starken Wert verleiht, ist der weite Blick. Die Anschauungen und Eindrücke der Zeitperiode, in der sich der Roman abspielt, werden nicht nur von deutscher Seite wiedergegeben, sondern in gleichem Maße und mit gleicher Gerechtigkeit kommen Vertreter und Vertreterinnen anderer Nationen zu Wort. Eine bunte und interessante Gesellschaft mit ebensolchen Schicksalen ist es, die sich da in den ersten Monaten 1916 in einem der vornehmsten Hotels des Engadin trifft. Neben dem deutschen Offizier und seiner Schwester, die zum Besuche ihrer in zweiter Ehe mit einem Engländer verheirateten Mutter eintreffen, finden sich deutschgesinnte sowie ententefreundliche Amerikaner, kriegswunde Franzosen, englische Diplomaten, fahnenflüchtige Russen, vornehme Italiener, die der Treubruch ihres Landes von diesem fernhält, Neutrale und allerhand anderes Volk. Besonders scharf ist in vorzüglichen, greifbar dastehenden Typen amerikanisches Wesen und Denken charakterisiert. Oestérens meisterliche Darstellungskunst und der hinreißend temperamentvolle Dialog bewirken im Verein mit den bis zur Atemlosigkeit fesselnden Geschehnissen, daß man als Augenzeuge alles mitzuerleben glaubt.

Machtverhältnis und Machtmoral. Von Alfred Vierhandt. Berlin, Reuther & Reichard.

Mit wohltuender Klarheit, aber auch mit einer etwas übertriebenen Knappheit entwickelt der Verfasser Gedanken, die von der jetzt üblichen Auffassung stark abweichen. Dem Machtgebrauch, so meint er, sind zwar durch Sitte und Recht gewisse Grenzen gezogen, aber innerhalb ihrer kann er mit Willkür geübt werden, weil der Schwache durch einen Naturtrieb zur Unterordnung unter den Starken bestimmt wird. Dieser Wille zum Gehorsam ist die tatsächliche Grundlage der Macht; einen Wert gewinnt die Macht aber nur, wenn sie sich zum Rechtsverhältnis erhebt. Nun sorgt geregelte Macht wohl für die Erhaltung, jedoch nicht für die Entfaltung gemeinsamen Lebens; insbesondere das Leben in der Welt des Geistes hat sich bisher der Machtmoral entzogen. Daher ist die Aufgabe des erhofften tätigen Idealismus, die Macht- und Kampfverhältnisse im Sinne der Vollkommenheitsmoral zu veredeln, die Macht zu weihen, statt sich — wie früher — von ihr abzukehren. Der Staat hat Anspruch auf Selbstdurchsetzung nur, „sofern und soweit er einen Höchstgehalt von Werten teils biologischer, teils idealer Art in sich umfaßt, von Werten also teils einer besonderen nationalen Tüchtigkeit, teils einer eigenartig gehaltvollen Ausprägung der geistigen Kultur". D.

Deutschlands Kriegsziele. Von Erich Brandenburg. Leipzig, Quelle & Meyer.

Der bekannte Leipziger Historiker gibt hier eine sehr beachtenswerte Erörterung unserer Kriegsziele, welche darin gipfelt, daß vor sechs Illusionen gewarnt wird: daß der alte Zustand von 1914 hergestellt werden könne; daß der Weltfriede sich durch Verträge unblutig gewährleisten lasse; daß die Völker, welchen wir etwa zu einer selbständigen staatlichen Existenz verhelfen, uns dankbar sein und dem nationalen Egoismus entsagen würden; daß „Mitteleuropa" unser Gedeihen dauernd sicherstellen werde; daß Annexionen uns um so stärker machen werden, je umfassender sie seien; daß die Freiheit der Meere ohne volle Niederwerfung Englands erreichbar sei. Wie man sieht, eine mittlere Linie, bei der aber die Erwerbung von Luxemburg, Briey und Longwy und die Errichtung von Schutzstaaten (Polen, Kurland, Belgien) verlangt wird. E.

Morituri. Kriegsskizzen. Von Hart Helmut Domizlaff. In Pappband gebunden M. 2.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Man wird diesen kleinen Band kurzer Skizzen, das erste und zugleich letzte Buch eines jungen Schriftstellers, der unterdes einer im Krieg empfangenen tödlichen Verwundung erlegen ist, vielleicht einmal zu den nicht sehr

Digitized by Google

zahlreichen literarischen Erzeugnissen rechnen, die, aus dem Erleben des Weltkrieges unmittelbar hervorgegangen, dies Erleben wirklich in seinen seelischen Tiefen erfaßten und zu klaren Bildern gestalteten. Denn ein innerlich Berufener hat diese in der äußeren Form so schlichten Bilder geformt, in ihren engen Rahmen die weiten Horizonte gebannt, die sich vor der Seele auftun, wenn sie sich auf die schmale Grenzscheide zwischen Leben und Tod gestellt sieht. Wie da alle Phrase, alles nur konventionelle Gefühl verstummt, wie dafür das Empfinden durch alle Poren die umgebende Wirklichkeit mit der schmerzlichen Liebe des Abschieds noch einmal in sich aufnimmt; wie der Blick der Erinnerung in die Heimat, in die Vergangenheit wie in schon halbversunkene Welten zurückgleitet, wie aufflammender Angriffsgeist, wilder Drang der Selbstverteidigung, stolzes Bewußtwerden der eigenen Kraft unvermittelt neben zartesten Regungen, hoffnungsloser Trauer, würgendem Ekel Platz haben und ineinander übergreifen, das ist mit so vollkommener Wahrhaftigkeit und mit so viel sachlicher Größe gegeben, daß jeder empfängliche Leser davon innerlich ergriffen und erschüttert werden muß.

Auf dem diesjährigen Weihnachtsbüchermarkt ist der Verlag von Theod. Thomas in Leipzig u. a. mit folgenden Prachtwerken: R. H. Francés: **„Die Alpen"**, Bredts: **„Die Alpen und ihre Maler"**, sowie desselben Verfassers herrlichem Buche: **„Deutsche Lande — deutsche Maler"** vertreten. Francés klassisches Alpenwerk, das den Geist Bölsches mit dem Wissen Tschudis eint, ist wohl das Beste, was jemals über die Alpenwelt und ihre Geschichte erschienen ist. Das prachtvoll ausgestattete Werk, das mit Recht als eine Quelle inneren Natur- und Schönheitsgenusses gelten kann, findet seine eigenartige meisterliche Ergänzung in Bredts: „Die Alpen und ihre Maler", in einem Werke, das uns in fesselnder Weise die Geschichte der Alpenmalerei vorführt. Das Schönste jedoch, was dem deutschen Heim in dieser Zeit geboten werden kann, ist wohl desselben Verfassers: „Deutsche Lande — deutsche Maler", das wirksamer als alle politische Reden unseren Feinden klar und verständlich macht, weshalb das deutsche Volk einer Welt voll Teufel siegreich trotzt. Dies Buch ist ein Hohelied der deutschen Lande und sollte in keinem deutschen Haus fehlen.

W. F.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aner, Karl Dr. Lic. Pfarrer, Das Luthervolk. Ein Gang durch die Geschichte seiner Frömmigkeit. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 3.60.

Bernstein, Eduard, Aus den Jahren meines Exils. Erinnerungen eines Sozialisten. Berlin, Erich Reiß Verlag. Geh. M. 5.50, geb. M. 7.—.

Bibliothek bulgarischer Schriftsteller und Dichter. Band I. Iwan Wasow, Erzählungen und Novellen. Sofia-Leipzig, Iwan H. Nikoloff. M. 2.40.

Birt, Theodor, Die Germanen. Eine Erklärung der Ueberlieferung über Bedeutung und Herkunft des Völkernamens. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. M. 4.50.

Bischoff, Diedrich, Vom vaterländischen Beruf der deutschen Freimaurer. Ein Wort zum Kampf um Deutschlands Einigkeit. Berlin, Alfred Unger. M. 4.80.

Clockener, Hans, Warum und wie muß Deutschland annektieren? Deutschlands brennendste Frage volkstümlich beleuchtet und dargestellt. Berlin, Karl Curtius. 80 Pf.

Das Land der Bayern in Farbenphotographie. Herausgegeben von Ludwig Ganghofer in München. Mit 80 Tafelbildern auf Karton und gegen 90 Textbildern in natürlichen Farben. Heft 1. Berlin und Leipzig, Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller. Vollständig in 40 Heften zum Preise von je M. 1.50.

Dub, Dr. Emil, Blühende Blumen und tote gepreßt. Gedichte. Oberstein, Verlag Gerhard Schulz. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Eickholt, Klemens August, Päpstlicher Offizier a. D., Roms letzte Tage unter der Tiara. Erinnerungen eines römischen Kanoniers aus den Jahren 1868 bis 1870. Mit 8 Bildern. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 3.50, in Pappband M. 4.50.

Feuchtwanger, Lion, Friede. Ein burleskes Spiel nach dem Aristophanes. München, Verlag Georg Müller. Geh. M. 2.—.

Feuchtwanger, Lion, Die Perser des Aischylos. München, Verlag Georg Müller. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Gaigalat, Dr. W., Litauen das besetzte Gebiet, sein Volk und dessen geistige Strömungen. Mit zwölf Abbildungen und einer ethnogr. Karte. Frankfurter Vereinsdruckerei, Verlag, Frankfurt a. M. Hauptvertrieb für den Osten: Sandora-Buchhandlung in Memel. Geh. M. 3.—.

Großer Bilderatlas des Weltkrieges. Lfg. 21: Die Kämpfe bei Verdun und an der Somme. Lfg. 22: Die Ostfront 1916. Lfg. 23: Rumänien. Lfg. 24: Hinter den Fronten. München, F.

Digitized by Google

Bruckmann A.-G. Subskriptionspreis der Lieferung M. 2.—, Einzelpreis M. 3.—.

Guggenberger, Dr. Karl, Die deutschen Päpste. Ihr Leben und ihre geschichtliche Bedeutung. Köln a. Rh., J. P. Bachem. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.60.

Hoffmann, Dr. Karl, Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters. Leipzig, Fr. W. Grunow. Steif brosch. M. 3.—.

Holy, K., Crimen Carnis, Das sündige Fleisch. Schauspiel in vier Aufzügen. Wien, Verlag Andreas Pichl.

Kaufmann, Erich, Prof. Dr., Bismarcks Erbe in der Reichsverfassung. Berlin, Julius Springer. Geh. M. 2.80.

Kellner, Prof. Leon, English Fairy Tales. (Tauchnitz-Edition, Vol. 4520).

Kellner, Prof. Leon, Nursery Rhymes. (Tauchnitz-Edition, Vol. 4521). Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Geh. je M. 1.60, in Halbleinen geb. je M. 2.50.

Kirstein, Dr. Fr., Der Geburtenrückgang, die Zukunftsfrage Deutschlands. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 50 Pf.

Knorr, Dr. Wilhelm, Die Donau und die Meerengenfrage. Deutsche Orient-Bücherei, Herausgeber Ernst Jäckh, Bd. 24. Weimar, Gustav Kiepenheuer. M. 3.50.

Kobes, Dr. Franz, Kindheitserinnerungen und Heimatsbeziehungen bei Theodor Storm in Dichtung und Leben. Berlin, Gebrüder Paetel. M. 7.—.

Koch, Dr. ing. Waldemar, Handelskrieg und Wirtschaftsexpansion. Jena, Kommissionsverlag Gustav Fischer. M. 5.50.

Kremnitz, Mite, Mutter unbekannt. Roman aus Rumänien. Mit einer Einleitung von Hermann Kienzl. Leipzig, Philipp Reclam jun. Geh. 50 Pf., geb. 90 Pf.

Künkele, Dr., Kgl. Forstmeister. Aufgaben der deutschen Forstwirtschaft nach dem Kriege. Straßburg (Elsaß), Kommissionsverlag der Heinrichschen Buchhandlung (Freien & Weber). 75 Pf.

Leyst, Carl, Hindenburg oder Napoleon. Mit vier Bildtafeln und zwei Schlachtenplänen. Berlin W 35, Verlag Gustav Braunbeck G. m. b. H. M. 2.—.

Moog, Dr. Willy, Fichte über den Krieg. Darmstadt, Falken-Verlag. M. 1.20.

Morsbach, Lorenz, England und die englische Gefahr. Vortrag. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 1.20.

Münch-Born, Dr. Ph., Durch! 2. Teil: Paul Michels Kampf um die Kultur. Leipzig, Verlag von Oskar Born. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Pannwitz, Rudolf, Die Krisis der europäischen Kultur. Nürnberg, Hans Carl.

Redslob, Prof. Dr. Rob., Das Problem des Völkerrechts. Leipzig, Veit & Comp. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.50.

Reiche, Dr. Paul, Deutsche Bücher über Polen. Breslau, Priebatsch's Verlagsbuchhandlung.

Roethe, Dr. Gustav, Bismarck und das Gebot der Stunde. Rede auf dem Bismarck-Kommers des Berliner Bismarck-Ausschusses am 31. März 1917. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 60 Pf.

Schmitt, Dr. Joh. Jos. Hermann, Geheimrat Albert Daniel v. Conrad 1846—1915. Ein Lebensbild. Kaiserslautern, Hermann Kayser. 40 Pf.

Schumann, Prof. Dr. Paul, Deutschtum und Höhere Schulen. Anhang: Sinn und Unsinn im grammatischen Unterricht. Dresden, C. A. Koch. M. 3.—.

Schwarzkünste eines Feldgrauen. Schattenrisse von Emil Lohse. Dresden, Verlag Holze & Pahl. M. 1.50.

Simmel, Georg, Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Reden und Aufsätze. München, Duncker & Humblot. Geh. M. 1.50.

Stahl, Dr. Wilhelm, Die diplomatischen Verhandlungen vor Ausbruch des Weltkrieges auf Grund der Farbbücher. (Erweiterter Sonderdruck aus Schultheß' Europ. Geschichtskalender, Jahrgang 1914). München, C. H. Beck. Leicht geb. M. 1.80.

Thimme, Friedrich, Drei offene Briefe an Herrn v. Heydebrand und der Lase. Berlin, Verlag der Grenzboten. 60 Pf.

Tobler, Prof. Dr. Friedr., Textilersatzstoffe. (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft, Heft 88. Herausgeber Prof. Dr. Franz v. Mammen.) Dresden und Leipzig, Globus, Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.50.

Trebitsch, Arthur, Drei Vorträge mit Zwischenstücken. Berlin, Wilhelm Borngräber. M. 3.50.

Trebitsch, Arthur, Seitenpfade. Ein Buch Verse. Berlin, Wilhelm Borngräber. M. 3.—.

Wahle, Univ.-Prof. Dr. Richard, Ein Weg zum ewigen Frieden. — Der Aufstieg. Neue Zeit- und Streitschriften Nr. 1. Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. 40 Pf. (60 Heller).

Westrußland in seiner Bedeutung für d Entwicklung Mitteleuropas. Mit eir Einleitung von M. Sering. Leipzig, B. Teubner. M. 4.80.

Wolzendorff, Kurt, Vom deutschen Staat u seinem Recht. Streiflichter zur allgemein Staatslehre. Leipzig, Veit & Comp. M. 4.2

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Jünderrechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 064469016

Digitized by Google

32101 064469016

Digitized by Google

DATE ISSUED	DATE DUE	DATE ISSUED	DATE DUE

Digitized by Google